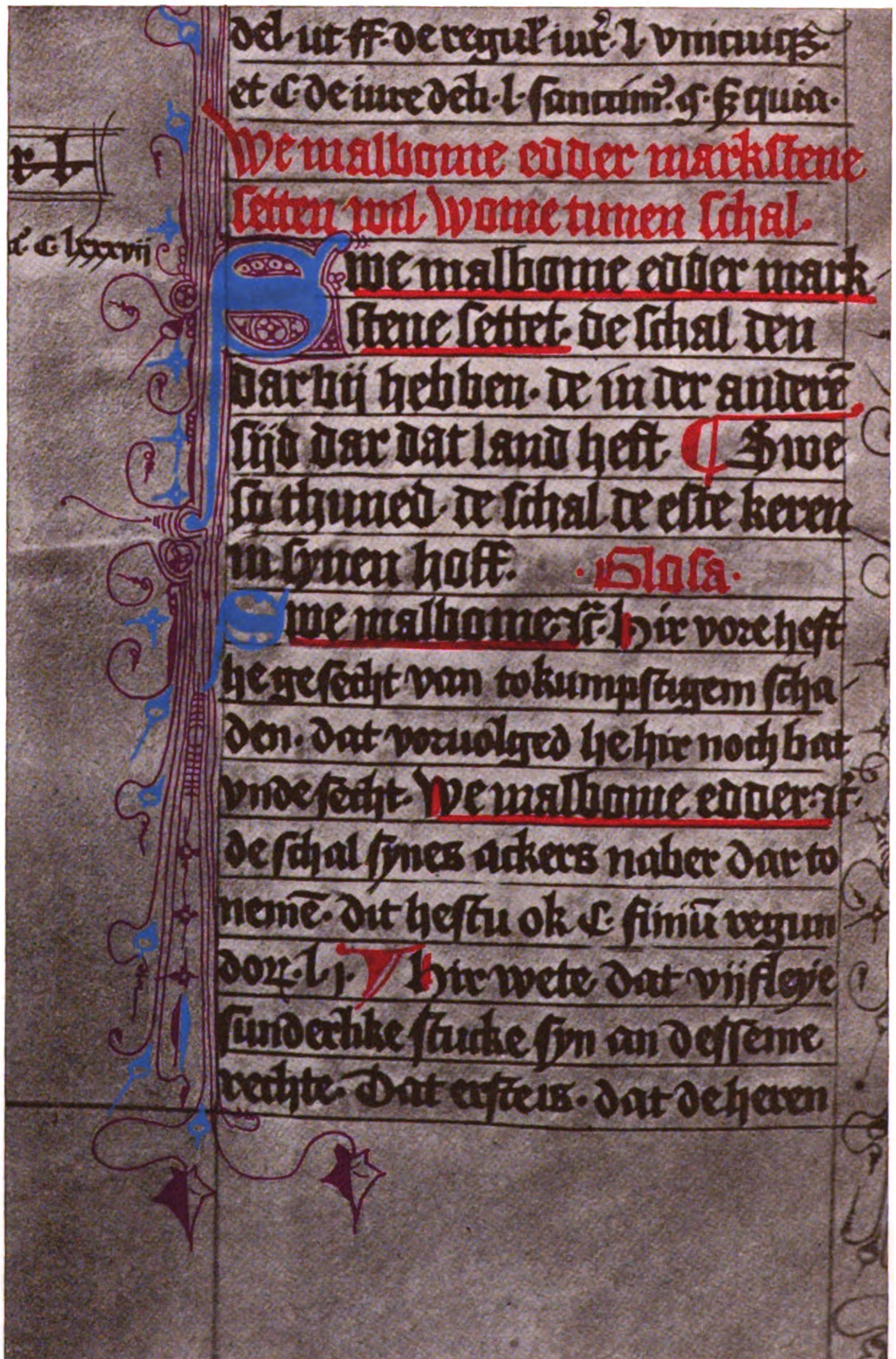
Lüneburger Heimatbuch



Lüneburger Heimatbuch

II


del· ut ff· de regul· iur· l· vniuicuiqz·
et C· de iure delib· l· sancimus· ꝗ· ꝫ quia·
We malbome edder markstene
setten wil wome tunen schal·
Swe malbome edder mark
stene settet· de schal den
dar bij hebben· de in der anderē
sijd dar dat land heft· Swe
so thuned· de schal de este keren
in synen hoff· ·Glosa·
Swe malbome ꝛc· Hir vore heft
he gesecht van tokumpstigem scha
den· dat voruolged he hir noch bat
vnde secht· We malbome edder ꝛc·
de schal synes ackers naber dar to
neme· dit hestu ok C· finiū regun
dor· l· j· Vnde hir wete dat vijflege
sunderlike stucke syn an desseme
rechte· Dat erste is· dat de heren

Artikel 50 aus der Pergament-Handschrift des Sachsenspiegels im Stadtarchiv zu Lüneburg, etwa 1400.

Lüneburger Heimatbuch

Im Auftrage der

Bezirkslehrervereine Lüneburg und Celle

herausgegeben von

Otto und Theodor Benecke

Harburg

II

Volk und geistiges Leben



Bremen ▒ Niedersachsen-Verlag Carl Schünemann ▒ 1914

Wo Richter auf dem Richtstuhl sitzen
Die Priester auf der Kanzel stehn
Die Meister in der Werkstatt schwitzen
Die Bauern wohl zu Felde gehn
Da muß das weite Reich der Erden
Zu einem Garten Gottes werden

Lüneburgischer Hausspruch

Inhalt des zweiten Bandes.

Volk und geistiges Leben.

* * *

Bemerkung. Das Sachverzeichnis folgt am Schlusse des 3. Bandes (Landesgeschichte).



Th. Herrmann.

Die vorgeschichtliche Zeit.

Von G. Schwantes (Hamburg).

Die ältesten Ansiedler.



Richten wir den Blick rückwärts um viele Jahrtausende: Als der Mensch nach dem Verschwinden der eiszeitlichen Gletscher Norddeutschland betrat, hatte seine Kultur bereits eine lange Entwicklung durchlaufen. Ungeheure Zeiträume sind durchmessen worden von dem Erscheinen der ersten menschlichen Wesen in Europa, der bereits im Verlaufe des Eiszeitalters aussterbenden Neandertalmenschen oder Urmenschen und ihrer noch primitiveren Vorläufer bis zu der Kultur der ausgehenden Eiszeit, als deren Träger höher entwickelte Menschenrassen, die Leute von Aurignac, Cro-Magnon u. a. erscheinen. Diese nach berühmten Fundorten benannten jungeiszeitlichen Rassen, die man allgemein als die Ahnen der heutigen Europäer betrachtet, haben die rohe und schmucklose Kultur der Neandertaler zu einer bedeutenden Höhe gesteigert. Zwar steht der Mensch noch durchaus auf der Stufe des Jägers und Sammlers, d. h. er ernährt sich ausschließlich von wildlebenden Tieren und Pflanzen, aber in der Herstellung seiner Geräte aus Stein und Knochen hat er sich bereits hoch über seine Vorgänger erhoben; als Künstler schmückt er die Wände der Höhlen und das knöcherne Gerät mit jenen berühmten Gemälden, Zeichnungen und Skulpturen, deren verblüffende

Eiszeitliche Vorfahren der heutigen Europäer

Naturwahrheit und Sicherheit in der Ausführung uns nicht selten in Erstaunen versetzt.

Die höchste Blüte dieser kunstfreudigen Kultur, das nach der französischen Höhle La Madeleine benannte Magdalénien, ist bereits jünger als die letzte der vier großen Eiszeiten und fällt zeitlich wohl mit dem bedeutendsten nacheiszeitlichen Kälterückschlag und Gletschervorstoß, dem sog. Bühlstadium zusammen. Während oder kurz nach dieser Bühlzeit, da Skandinavien noch großenteils unter Eis begraben lag und die Ostsee ein Teil des Eismeeres war, scheinen die ersten Menschen Norddeutschland und Südskandinavien betreten zu haben. Sie folgten wohl dem Renntier, das aus dem allmählich wärmer werdenden südlichen Europa nach den noch immer unwirtlichen, von arktischen Tundren bedeckten nördlichen Gebieten entwich. Da der Nachlaß dieser Jäger — in der Regel sind es bearbeitete Renntiergeweihe — bislang nur sehr selten angetroffen wurde, scheinen nur vereinzelte schwache Horden den Norden Deutschlands zu ihrem Jagdgebiet erwählt zu haben. Aus unserem Regierungsbezirk liegen Funde dieser Eismeer- oder Yoldiazeit, wie die Geologen den Zeitraum nach einer damals in der Ostsee lebenden Muschel Yoldia arctica nennen, noch nicht vor.

Magdalénien

Yoldiazeit

Die verhältnismäßig hohe Kultur des Magdalénien sank herab, als das eiszeitliche Klima in das gemäßigt warme unserer Tage überging, als die kälteliebenden großen Säugetiere, Mammut, sibirisches Nashorn, Renntier u. a. aus Westeuropa wichen, die Wälder große Gebiete eroberten und mit ihnen die Waldtiere unserer Zeit erschienen. Die Renntierzeit ging in eine Hirschzeit über und eine Waldzeit steht vermittelnd zwischen der kälteren Eiszeit und der Gegenwart. Die menschliche Kultur dieser Periode schließt sich noch so eng an das vorangehende Magdalénien an, daß man diese Stufe in der Regel als letzte der Kulturen der älteren Steinzeit, der paläolithischen Epoche zu nennen pflegt. Noch immer führt der Mensch ein Jägerleben ohne Ackerbau, ohne Viehzucht; noch immer fertigt er mit Vorliebe beinerne Geräte, vor allem Harpunen, die auch noch mit eingeritzten oder eingeschnittenen Ornamenten verziert werden, aber gerade aus den Kunstleistungen dieser Menschen spricht der Verfall der jungeiszeitlichen Kultur. In Norddeutschland und Skandinavien werden die Funde nun reicher und häufiger. Mit Vorliebe wohnten die Menschen hier sowie in Skandinavien an Flüssen und Seen; neben der Jagd muß die Fischerei einen bedeutenden Teil der Nahrung geliefert haben*).

Waldzeit

In diese oder eine etwas jüngere Zeit etwa fallen wahrscheinlich die ältesten Geräte, die man bei uns entdeckt hat. Die ersten Funde dieser

Älteste Funde aus unserer Heimat

*) G. Sarauw. En stenalders boylads i Maglemose ved Mullerup. Aarböger for nordisk Oldkyndighed og Historie. 1903.

P. Reinecke. Zur Kenntnis der frühneolithischen Zeit in Deutschland. Mainzer Zeitschrift. 1908.

G. Kossinna. Der Ursprung der Urfinnen und der Urindogermanen und ihre Ausbreitung nach dem Osten. Mannus, Zeitschrift für Vorgeschichte Bd. 1. 1909.

Art hat der auch als Urgeschichtsforscher bekannte Kunstmaler Eugen Bracht 1880 veröffentlicht*). Der bedeutendste wurde in den Dünen bei Wehlen im Luhegebiete entdeckt.

„Nordwärts dehnen sich die Einemer Dünen, immer mehr eingeengt durch die Anforstungen der Försterei Heimbuch, bis gegen die Bauerschaft Wehlen hin aus; Heidestreifen wechseln mit regellos verworrenen Dünenwellen, in denen man schwer seinen Weg findet. Quer hindurch läßt sich indessen ein sich von Ost nach West schlängelndes, talartiges Gebilde verfolgen, mit ebenem Grunde, zu beiden Seiten von 15—30 Fuß hohen Abhängen eingefaßt — einem ausgetrockneten Wasserlauf vergleichbar. Rechtwinklig nach Norden umbiegend, gewährt er schmalen Einlaß in einen großen — ebenen — vierseitigen Raum von ca. 100 Schritt Länge zu ca. 60 Schritt Breite. Die Dünenhügel fassen die Fläche ein, und nur in der westlichen Langseite öffnet sich die Fortsetzung der flußbettartigen Rinne in der Richtung des Seevebaches zu. Wehlen

Als im September 1878 der Oberförster Hilsenberg bei Vermessungsarbeiten eine Linie gerade durch den Raum gelegt hatte und den Blick vom Meßinstrument zu Boden richtete, sah er den Boden um sich her buchstäblich mit fingerlangen Feuersteinsplittern bedeckt, wie er solche einige Tage zuvor bei mir in Bispingen gesehen hatte. In einer Stunde war eine ganze Jagdtasche ca. 300 Stück davon gesammelt; wenige Tage später führte er mich an die interessante Stelle und wir sammelten den Rest ein.

Der Boden des ganzen Raumes ist eben und fester Sand ohne jede Vegetation; in der Mitte etwa eine erhöhte Stelle spärlich mit Flechten bewachsen, und wie es uns dünkte, eine härtere Ortsteinschicht, welche dem Winde Widerstand geleistet hatte. Auf dieser Bank fanden sich keine Kieselstücke: Rings um diese dagegen die größte Anhäufung von Splittern, sowie einzelne faust- bis kopfgroße Rollsteine. Daß letztere als Unterlagsteine beim Spalten der Kieselknollen**) gedient hatten, war ersichtlich; rings um sie her lagen die abgeschlagenen Splitter, deren Zusammengehörigkeit aus der gleichen Farbe hervorging.

Viele Gerätstücke, meist Messer, zeigen die rissige Struktur, wie sie der Kiesel im Feuer annimmt. Bei einigen andern ist der Feuerstein patiniert, d. h. er ist undurchsichtig geworden und sieht matt und weiß aus.

Nachdem ich gemeinsam mit Oberförster Hilsenberg den Platz nebst umliegendem Terrain bestens abgesucht hatte, auch an den Böschungen der Ostseite viele durch den Westwind verwehte Stücke ausgescharrt hatte, erbot sich mein Gefährte, der ohnehin in der Nähe, in Wilsede, wohnte, mit Rechen oder Spaten den ganzen Innenraum der Umwallung nochmals durchzuwühlen, um verwehte Stücke freizulegen, besonders aber in der Hoffnung, etwas anderes als nur Feuerstein aufzufinden, etwa Werkzeuge aus Horn

*) E. Bracht. Vorgeschichtliche Spuren in der Lüneburger Heide. Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine. 1880.

**) d. h. Feuersteinknollen.

1*

oder Knochen, sowie die Frage nach Tonscherben zu erledigen, deren sich durchaus keine gefunden hatten.

Als Hilsenberg später diese Untersuchung durchführte, hatte er noch eine gute Ausbeute an Silexstücken*) aller Art, ohne indes ganz neue Formen anzutreffen; dagegen brachte der Rechen zu seinem Erstaunen unter der Sanddecke des etwas erhöhten Teiles in der Mitte eine dunkelbraune Erde zum Vorschein; unter dieser stieß er auf eine auf dem ursprünglichen Boden hergerichtete Pflasterung.

Aber auch die Ausgrabung mit Untersuchung der braunen Kulturschicht förderte nichts Neues zu tage, nur Kohlen, Asche und Kieselsplitter.

Wer hat hier Kieselgerät geschlagen und verbraucht — hier seine Herdfeuer unterhalten? Wenn die Überbleibsel die Gesamtheit dessen darstellen, über das die Besitzer verfügten, so standen sie unzweifelhaft auf ganz niederer Kulturstufe. Vor allem deutet die Wahl des Platzes nicht auf eine Bevölkerung, welcher Ackerbau und urbarer Boden Lebensbedingungen sind; denn rings herum besteht der Boden, wie schon erwähnt, aus sterilen Sanddünen, und erst eine halbe Stunde weiter nördlich trifft man Quellwasser. Da indes die Umwallung eine Anzahl Menschen längere Zeit beherbergt hat, so muß man annehmen, daß das Wasser früher näher zu finden war. Ein Zurückweichen — Sinken der Quellen läßt sich seit Aufnahme der A. Papenschen Karte vom Jahre 1836 schon feststellen. Die als Heidebach in einer Länge von beinahe einer halben Meile oberhalb Wehlen eingezeichnete Seewe ist bis auf ein trockenes Bett verschwunden und entspringt heute dicht vor dem Dorfe Wehlen; drei westlich davon verzeichnete Teiche habe ich umsonst gesucht — der Boden ist trocken gelegt, mit Kiefern bepflanzt.

Die ganze Gegend ist somit in früheren Zeiten gewiß weit wasserreicher gewesen und hat neben Heide und Dünenland weit mehr Moor-Niederungen geboten als heute, wo sich westlich immer noch ansehnliche Moore längs der Wümme ausbreiten. Ganz verschieden von heute darf man sich diese indessen doch nicht denken, denn die Dünenbildung der Umwallung muß zur Zeit ihrer Bewohnung genau so beschaffen gewesen sein wie heute; denn die Splitter liegen an den harten Böschungen hingestreut, nur leicht verweht, und soviel Flugsand in die Umwallung hineingeweht worden ist im Laufe der Zeiten — soviel hat der Wind auch wieder herausgeweht, ohne die Gestaltung der Dünen wesentlich zu ändern.

Es läßt sich auch aus Analogien eine Bevölkerung denken, welche mit den Metallen unbekannt, ihr Gerät aus Feuerstein spaltete und auch mit den in Wehlen vorhandenen Typen auskommen konnte. Im Gegenteil — diese Reste bieten in ihrer einfachsten Mannigfaltigkeit ein einheitliches Ganzes, in welches hinein Produkte höherer Kultur nicht recht passen wollen."

Außer Wehlen hat E. Bracht noch eine Anzahl weiterer Wohnstätten ähnlicher Art im Luhegebiet ausfindig gemacht und mit den ersteren zusammen beschrieben.

*) d. h. Feuersteinstücken.

Was diese und ähnliche Funde von allen späteren unterscheidet, ist das Fehlen von geschliffenen Steingeräten und Tongeschirr und ferner die Formung der Geräte. Die Menschen, die hier wohnten, kannten keine Metalle, sie lebten noch in der Steinzeit und zwar, wie Bracht bereits richtig vermutete, auf einer niedrigen Stufe. — Der Stoff, aus dem die hier gefundenen Geräte zum Schneiden, Kratzen, Hobeln, Stechen und Bohren gearbeitet wurden, ist der Feuerstein, ein Material, das man ja überall im Kiese findet. Von den Knollen pflegte man mit Hilfe von Schlagsteinen lange Späne oder auch Scheiben abzuspalten. Erstere konnten ohne weitere Bearbeitung als Messer verwandt werden oder, falls sie spitz waren, als Lanzen- und Pfeilspitzen. Vielfach aber hat man aus ihnen durch weitere Bearbeitung andere Geräte geformt. Eine Anzahl von Spänen zeigt eine durch Abdrücken ganz kleiner Splitter erzeugte abgestumpfte Längskante. Diese Geräte pflegt man als Federmesserchen zu bezeichnen. Auch allerlei Stichel und Bohrer hat man aus Spänen geformt. Gewisse kleine Spitzen mögen an Pfeilen befestigt gewesen sein. Durch Ablösen größerer Spänchen vom Rande erhielt man Kratzer und Schaber, deren Schneide bei der Arbeit nicht so leicht ausbrach wie die oftmals rasiermesserartig dünne der nicht weiter zugearbeiteten Späne und Scheiben. Aus letzteren verfertigte man Schaber von mehr rundlichem Umriß. Hatte man einmal einen tauglichen Feuersteinknollen erwischt, so schlug man solange Späne oder Scheiben von ihm ab, bis ein unbrauchbarer Rest übrig blieb, ein sog. Kernstein. Auch von diesen ist bei Wehlen eine Anzahl gefunden worden. Geräte

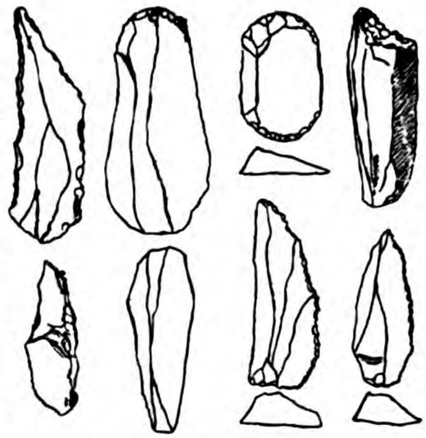


Abb. 1. Steingeräte von Wehlen.
(Nach E. Bracht a. a. O.).
Oben: Stichel oder Spitze, zwei Schaber, Stichel mit kräftiger Spitze. Unten: „Federmesserchen", einfacher Feuersteinspan (Messer), zwei Stichel oder Spitzen. 1/2.

Die Bewohner der Ansiedlung von Wehlen müssen zu einer Zeit hier gehaust haben, die von der Eiszeit noch nicht allzu fern lag; denn noch verraten die Steingeräte die Arbeitsweise der späteiszeitlichen Menschen, so die zierlichen Federmesserchen, die Stichel u. a.*). Auffallend mag auf den ersten Blick das Fehlen von knöchernen Geräten erscheinen, die von den Jägerstämmen der jüngeren Eiszeit und Nacheiszeit in Menge verwandt wurden. Diese Erscheinung erklärt sich aber zwanglos aus der Lagerung der Altsachen in losem Sande, in dem Knochen spurlos vergehen mußte. Erhalten sind aber die feinen Steingeräte, die man zum Schnitzen und Verzieren der Knochensachen verwandte.

Wenn auch die Funde von der Art derer von Wehlen noch durchweg paläolithisches Gepräge tragen, dürften sie doch jünger sein als die Periode Zeit

*) R. R. Schmidt. Zur Übergangskultur vom Paläolithikum zum Neolithikum in Deutschland. Bericht über die paläthnologische Konferenz in Tübingen 1911. Braunschweig 1912.

des Magdalénien in Frankreich und Süddeutschland und die Yoldiazeit des Nordens. Vermutlich fallen sie bereits in die warme Waldzeit, in der der Norden Deutschlands schon stärker besiedelt war. Eine auf Hamburger Gebiet unlängst von mir entdeckte Ansiedlung, die ebenfalls nur ungeschliffene Steingeräte lieferte und keine Tonscherben führte, ergab einige ganz kleine Feuersteingeräte, wie sie für die dem Magdalénien folgende Kultur des Asylien*) bezeichnend sind, und diese Kultur fällt bereits in eine wärmere Epoche, in die oben erwähnte Waldzeit. Aus dieser stammt auch ein großer Fund, den der dänische Forscher Sarauw**) auf Seeland gehoben hat. Im sog. „Großen Moor" (Maglemose) bei Mullerup fand man die Reste eines floßartigen Packwerkes, das einst am Ufer eines Sees lag, und auf dem Fischer und Jäger hausten. Hier hat der Torf auch in Mengen die Knochensachen bewahrt, die unsere heimischen Trockenlandfunde leider vermissen lassen: Harpunen, Angelhaken, Netzstricker, Fischschuppmesser, Dolche und Nadeln. Die Pflanzenreste verweisen diese Ansiedlung in eine Zeit, in der die Ostsee durch Landhebungen vom Meere abgetrennt war und einen gewaltigen Süßwasser-Binnensee darstellte, den man nach dem massenhaften Vorkommen der Schnecken Ancylus fluviatilis Ancylussee nennt. Ich schließe mich der sonst mehrfach ausgesprochenen Meinung an, daß auch unsere Funde von der Art der Siedlung mit Wahrscheinlichkeit in diese warme Ancyluszeit zu setzen sind.

Ancyluszeit

Litorinazeit

Auf die Ancyluszeit folgte die sehr warme und feuchte Litorinazeit, die man wiederum nach einem Weichtier der Ostsee benannte. Diese war durch Einbrüche des Ozeans wieder zur Meeresbucht geworden, hatte aber einen viel höheren Salzgehalt als heute. Daher gediehen in ihr gewisse Weichtiere, wie Auster, Litorina u. a., die heute nicht mehr im Ostseewasser vorkommen oder nur in verkümmerten Formen. Damals wanderten viele wärmeliebende Gewächse nach dem Norden ein, und die Feuchtigkeit begünstigte auf das lebhafteste die Moorbildung. Wenn während eines großen Teiles der Ancyluszeit die genügsame Kiefer der herrschende Waldbaum im Norden war, so wanderte noch in derselben Periode die Eiche ein, und der Einbruch des Litorinameeres erfolgte etwa, als die Eiche ihre größte Verbreitung erlangt hatte. Zur Litorinazeit waren, wie es scheint, nur die Küsten stärker bewohnt. Besonders an den südskandinavischen Gestaden der Ostsee findet man gewaltige Ansammlungen von Schaltieren, die sog. Muschelhaufen — dänisch Kjökkenmöddinger, d. h. Küchenabfallhaufen —, die von einer Bevölkerung hinterlassen wurden, die noch immer weder Ackerbau noch die Zucht Fleisch und Milch liefernder Haustiere kannte und der das Meer wohl den größten Teil der Nahrung lieferte***). Aus dieser Periode sind bei uns keine Altertümer erhalten. In ihr erscheinen die ältesten, noch sehr

*) Nach der Höhle Mas d'Azil in Südfrankreich benannt.

**) Sarauw a. a. O.

***) S. Müller. Nordische Altertumskunde. 2 Bde. Straßburg 1897.
O. Montelius. Kulturgeschichte Schwedens. Leipzig 1907.

rohen Tongefäße. Während in den älteren Muschelhaufen nur zugeschlagene Steingeräte gefunden wurden, treten in den jüngeren die ältesten geschliffenen Steinbeile auf. Sie verkündigen den Anbruch einer neuen Zeit, des jüngeren Abschnittes der jüngeren Steinzeit oder neolithischen Zeit.

Die jungneolithische Zeit.

Neue Wirtschaftsweise

Mit dem Jungneolithikum beginnt die neuere Wirtschaftsweise. Der Mensch der älteren neolithischen Zeit war Fischer und Jäger und sammelte sicherlich auch wildwachsende Pflanzen als Nahrung, wie die eiszeitlichen Völker. Zwar zähmte er den Hund; aber dieser war kein Haustier nach der Art der späteren, sondern nur ein Gehilfe des Jägers und treuer Wächter des Wohnplatzes. In der jungneolithischen Zeit züchtete man in der Hauptsache dieselben Fleisch und Milch spendenden Haustiere wie heute: Rind, Schaf, Ziege, Schwein und auch bereits das Pferd*). Neben der Viehzucht betrieb man Ackerbau. Weizen und Gerste waren im nordischen Kreise das am häufigsten gebaute Getreide. Der Pflug scheint noch unbekannt gewesen zu sein, und man vermutet, daß der Ackerbau Hackbau war, d. h. die Frau mußte das Feld mit der Hacke bearbeiten, wie es noch jetzt bei zahlreichen, in einfachen Zuständen lebenden Völkern fremder Länder üblich ist, z. B. bei vielen Negerstämmen**). Das Getreide zerrieb man auf einem größeren Stein mit Hilfe eines kleineren, meist runden „Läufers“ zu Mehl, aus dem auch Brot gebacken wurde.

Siedelungen

Ansiedlungen dieser Periode sind in unserem Gebiete sehr häufig, aber noch kaum wissenschaftlich erforscht. Mit Vorliebe wohnte man in der Nähe des Wassers. Auch an jetzt trockenliegenden ehemaligen Wasserbecken, z. B. Mooren und Wiesen, findet man häufig genug die Anzeichen steinzeitlicher Ansiedlungen. Diese sind vor allem durch die bei der Herstellung der steinernen Geräte entstandenen Abfälle wie Feuersteinsplitter, Späne und Scheiben gekennzeichnet; fast immer finden sich auch Scherben tönerner Gefäße.

Einen großen Wohnplatz untersuchte ich in der Feldmark Sasendorf bei Bevensen. Er liegt an dem langgestreckten, heute von Wiesen erfüllten Tale, durch das der Barumer Mühlenbach fließt. Früher wird diese Niederung ein größeres Gewässer gewesen sein; denn noch jetzt wird der Talgrund im Winter und Frühjahr nach starken Niederschlägen vielfach in bedeutender Ausdehnung überschwemmt. Man hatte also auch hier Wasser in der Nähe, konnte Fische fangen und das Vieh zur Tränke treiben. Kenntlich war der Platz bei seiner Entdeckung an Tausenden von Feuersteinabschlägen, kleinen Feuersteingeräten und Topfscherben, von denen im Laufe vieler Jahre mehrere Kisten voll gesammelt wurden.

Gerätformen

Am häufigsten sind natürlich Abfälle, Splitter von verschiedener Gestalt, die sich beim Formen der größeren Geräte ergaben. Zu den häufigsten

*) C. Keller. Die Abstammung der ältesten Haustiere. Zürich 1902.
Derselbe. Die Stammesgeschichte unserer Haustiere. Leipzig 1909.

**) E. Hahn. Die Entstehung der Pflugkultur. Heidelberg 1909.

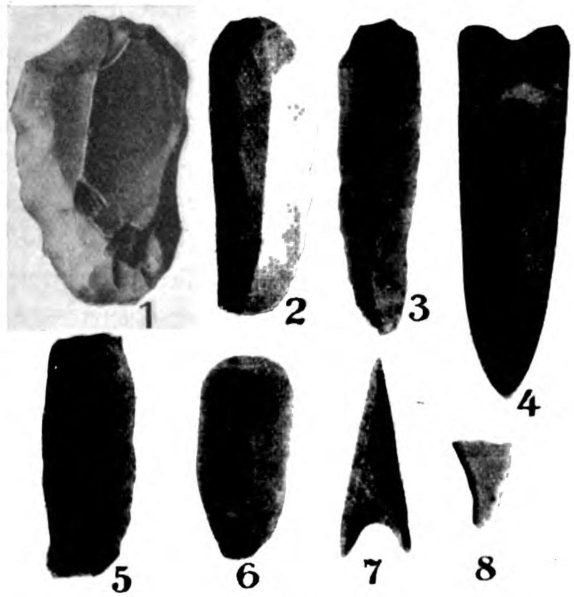


Abb. 2. Geräte der jungneolithischen Zeit. ½.
1. großer Kratzer oder Schaber. 2—3. Späne oder Messer. 4. Beil, das an der früheren Bohrstelle zersprungen und dann aufs neue durchbohrt wurde. 5. Span von der Rückseite. 6. Aus einem Span gearbeiteter Schaber. 7. Pfeilspitze. 8. Pfeilspitze mit Querschneide. (1 3, 5—8. Feuerstein. 4. Grünstein).

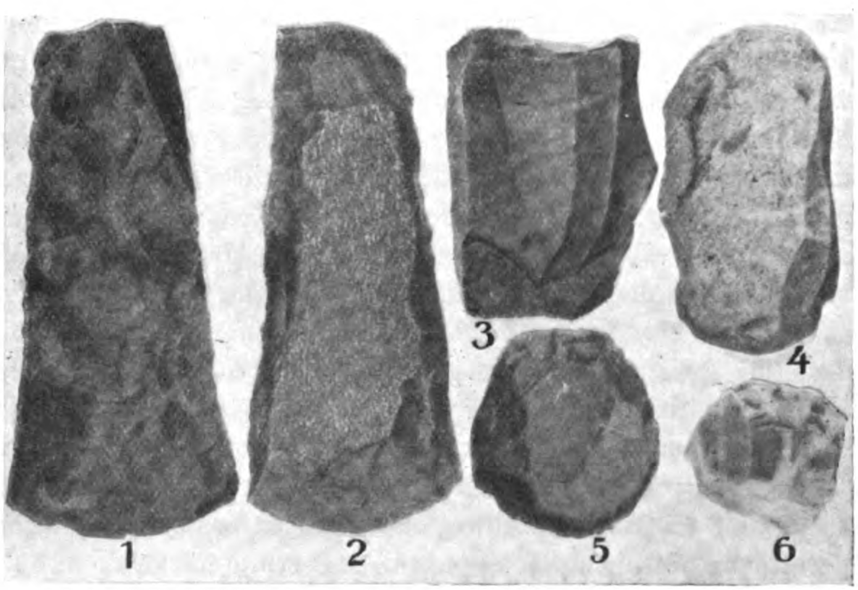


Abb. 3. Feuersteingeräte der jungneolithischen Zeit. ½.
1. Beil vor dem Schliff. 2. Beil, an der einen Seite mit Spuren des ersten groben Schliffes. 3. Stein, von dem Späne (Messer) abgeschlagen sind (sog. Kernstein). 4. Aus dem Rest eines geschliffenen Beiles geformter Schlagstein (zum Bearbeiten der Steingeräte?). 5. Runder Schaber. 6. Schleuderstein.

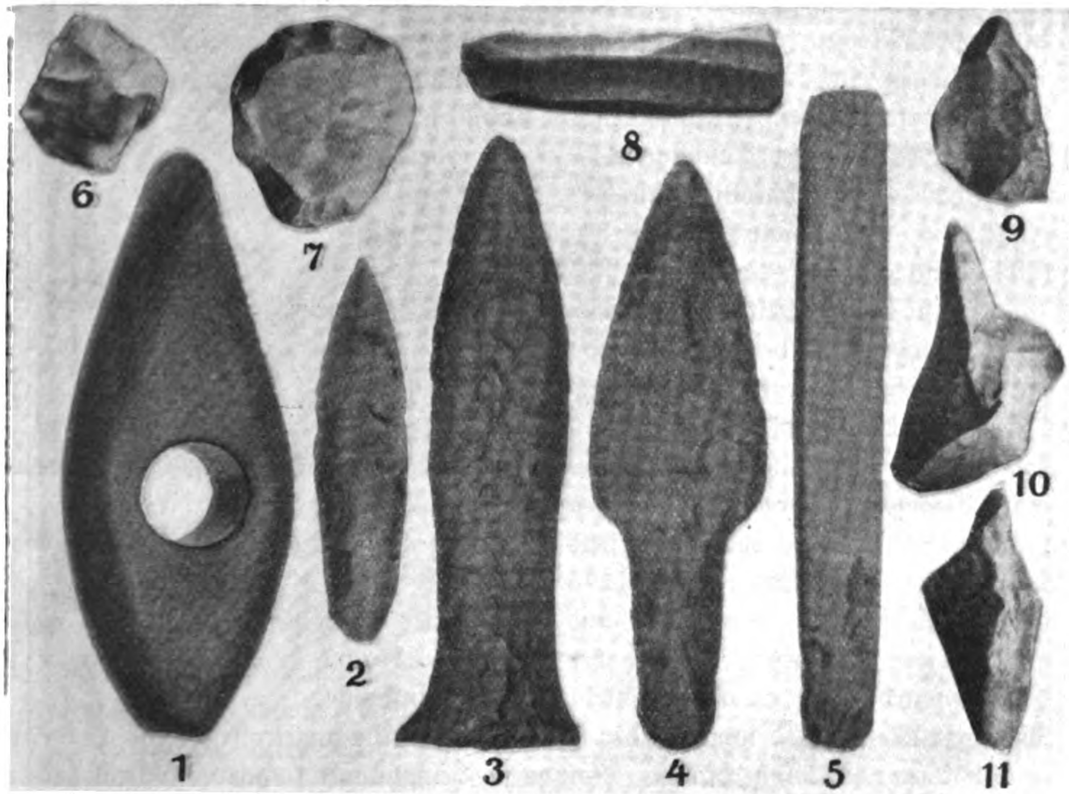


Abb. 4. Geräte der jungneolithischen Zeit. 1/2.

1. Durchbohrte Axt. 2. Lanzenspitze. 3. Dolch. 4. Dolch oder Lanzenspitze. 5. Meißel. 6. „Schleuderstein". 7. Runder Schaber. 8. Aus einem Span gefertigte Säge. 9—11. Bohrer. (Mit Ausnahme von Abb. 1 sind sämtliche Geräte aus Feuerstein). 1—5 Museum in Lüneburg.

Gebrauchsgegenständen zählen spanförmige Messer, die von Feuersteinknollen abgeschlagen wurden. Die übrigbleibenden Kernsteine sind ebenfalls in einiger Anzahl angetroffen. Auch aus Spänen oder Scheiben hergestellte Schaber zum Bearbeiten von Fell und Knochen und zum Hobeln des Holzes fanden sich in mehreren Typen und in großer Zahl, Bohrer, Sägen und aus Stücken quergeteilter Späne hergestellte Pfeilspitzen mit Querschneide. Von den schönen, vortrefflich gearbeiteten Pfeilspitzen mit Widerhaken, die sonst garnicht selten gefunden wurden, ist hier nur eine einzige vorgekommen. Die oft ausgezeichnet geformten und gearbeiteten Dolche und Lanzenspitzen aus Feuerstein fehlen ebenfalls bis auf ein Bruchstück. An einer Reihe geschliffener Feuersteinbeile kann man die Stadien der Herstellung dieser Geräte vortrefflich studieren. Zuerst formte man die Axt aus einem Feuersteinknollen nur durch Zuschlagen. Dann schliff man mit Hilfe von Wasser und grobem Sand auf einer Steinplatte, und schließlich wurde die Schneide auf einer Sandsteinplatte poliert. Auch von diesen sind Bruchstücke erhalten. War die Schneide durch andauernden Gebrauch abgenutzt und stumpf geworden, so schärfte man sie, indem man zunächst Splitter abspaltete und dann die Schneide wieder schliff und

polierte. Solche von Äxten abgeschlagene Splitter mit einer Schliffläche sind in großer Menge gefunden. Sie stellen sich regelmäßig auch auf solchen Ansiedlungen ein, wo keine ganzen Äxte gefunden wurden und verraten in Gemeinschaft mit den selten fehlenden Topfscherben das geringere Alter dieser Fundstätten gegenüber den Siedlungen aus der frühneolithischen Zeit. Auch aus zähen Felsstücken fertigte man Äxte, mit Vorliebe aus Grünstein (Abb. 2 Nr. 4).

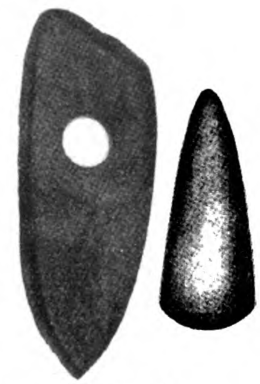


Abb. 5.
Aus Mittel- und Süddeutschland eingeführte Steingeräte. Etwa 1/3. Museum Lüneburg.

Daß die steinzeitlichen Bewohner unserer Gegend schon Handel mit benachbarten Völkern trieben, wird durch eine Anzahl eingeführter Steingeräte bezeugt (Abb. 5).

Wohnungen

Auf dem Sasendorfer Wohnplatz wurden auch Spuren der Wohnungen entdeckt. An mehreren Stellen war vom Pflug schwarze Erde aufgeworfen. Beim Nachgraben entdeckte man dort stets eine etwa 1,50 m im Durchmesser haltende und bis 50 cm tiefe Grube, die mit stark kohlehaltiger Erde und zergangener Asche angefüllt war. In diesen Gruben haben Herdfeuer gebrannt. Einmal wurde auch ein aus Feldsteinen in allereinfachster Weise errichteter Herd inmitten der schwarzen Füllerde angetroffen. Die Herdgruben lagen natürlich in Hütten. Trotz vieler Bemühungen konnten Pfostenlöcher und andere Anzeichen der Hauswände nicht entdeckt werden, so daß wir über die Form der Hütten noch im unklaren sind. Wohl aber lagen in der Brandschicht der Gruben regelmäßig vom Herdfeuer hartgebrannte Stücke des Lehmbewurfes der aus Ruten geflochtenen Hauswände. Einmal ließen sich Spuren umgestürzter Balken im Lehm verfolgen.



Abb. 6.
Scherben verzierter steinzeitlicher Gefäße und einfache Feuersteingeräte aus einem Hünenbett bei Tosterglope, Kreis Bleckede. Museum Lüneburg.

(Aus dem 8. Hefte der Lüneburger Museumsblätter, M. M. Lienau).

Die „Kulturschicht" in den Herdgruben, wie man eine solche durch Verrichtungen des Menschen erzeugte Erdschicht nennt, war regelmäßig mit einer Menge von Tonscherben durchsetzt. In der Regel sind es Reste grober Koch- und Vorratsgefäße oder flacher

kreisrunder Teller oder Topfdeckel. Mehrfach fand man aber auch Bruchstücke sorgfältig gearbeiteter, schön verzierter Vasen. Die Linien der Ornamente bestehen aus zahlreichen Einstichen (Tiefstichverzierung). Die Muster, aus

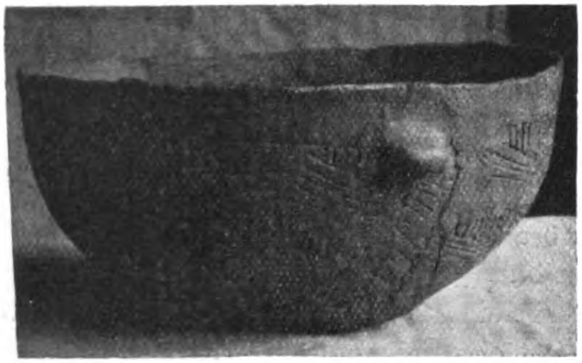


Abb. 7.
Tonschale, gefunden in einem steinzeitlichen Hügelgrabe bei Molbath, Kreis Ülzen. Museum Lüneburg.
(M. M. Lienau im 8. Hefte der Lüneburger Museumsblätter).



Abb. 8.
Tongefäß aus der Zeit der Steingräber.
Masendorf, Kr. Ülzen.
(C. v. Estorff a. a. O).

geraden und Zickzacklinien bestehend, zeugen bei aller Einfachheit doch von einem guten Geschmack (Abb. 6—8).

Daß die alten Sasendorfer der Steinzeit auch Getreide bauten, ist durch den Fund eines Getreidekornes in einer der Herdgrube bezeugt. Viele der zahlreich gefundenen runden Quarzitsteine mit Abnutzungsspuren werden Läufer der Mahlsteine gewesen sein.

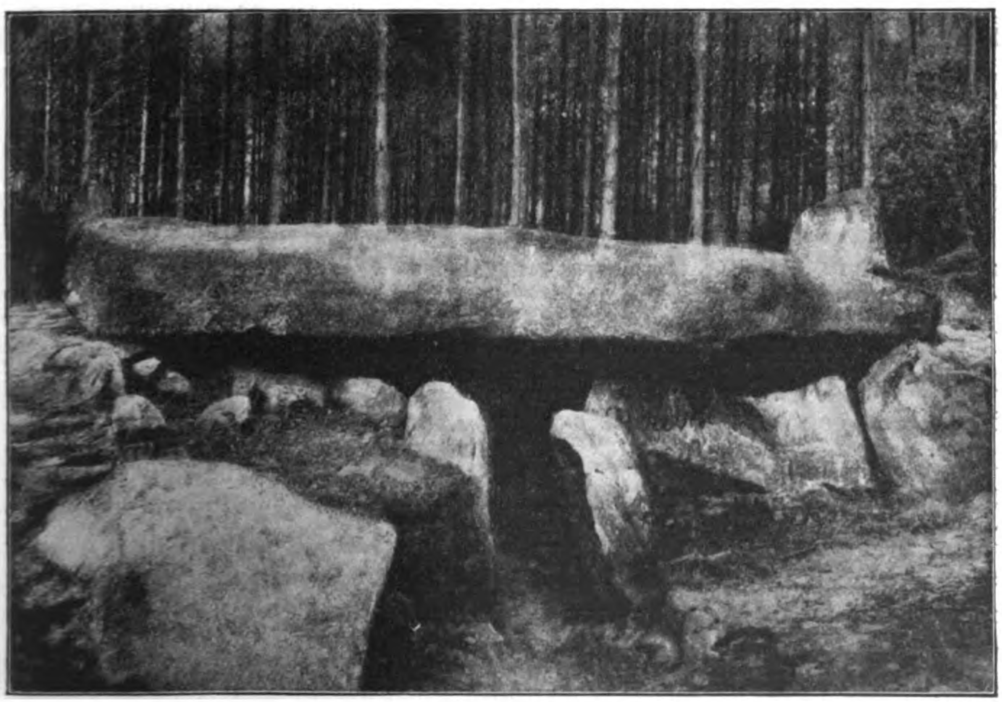


Abb. 9. Steingrab von Fallingbostel.
(Nach F. Tewes, die Steingräber der Provinz Hannover, Hannover 1890.)

Wohnplätze, wie der soeben beschriebene, muß es sehr viele geben. Vielfach erstrecken sich die Funde über eine derart große Fläche, daß hier zahlreiche Hütten größerer Gemeinwesen, also regelrechte Dörfer gestanden haben müssen. Das entspricht auch ganz den Beobachtungen aus anderen Teilen Deutschlands und Europas, nach denen die viehzüchtenden Getreidebauer der jungneolithischen Zeit in größeren, oft sehr großen, nicht selten befestigten Siedelungen beisammen wohnten*).

Nicht nur aus der großen Menge der Wohnstättenfunde, auch aus der ehemals sehr bedeutenden Anzahl der Gräber ergibt sich eine starke Besiedelung der Lüneburger Gegend in der späteren jüngeren Steinzeit. Es sind die wohlbekannten Steingräber, von denen die berühmtesten bei Fallingbostel, richtiger bei Südbostel, im Kreise Soltau liegen**). Am südlichen Abfall einer ehemals mit Heide bedeckten, jetzt aber aufgeforsteten Erhebung befinden sich noch fünf dieser stolzen Denkmäler. Die beiden fehlenden müssen schon

Steingräber

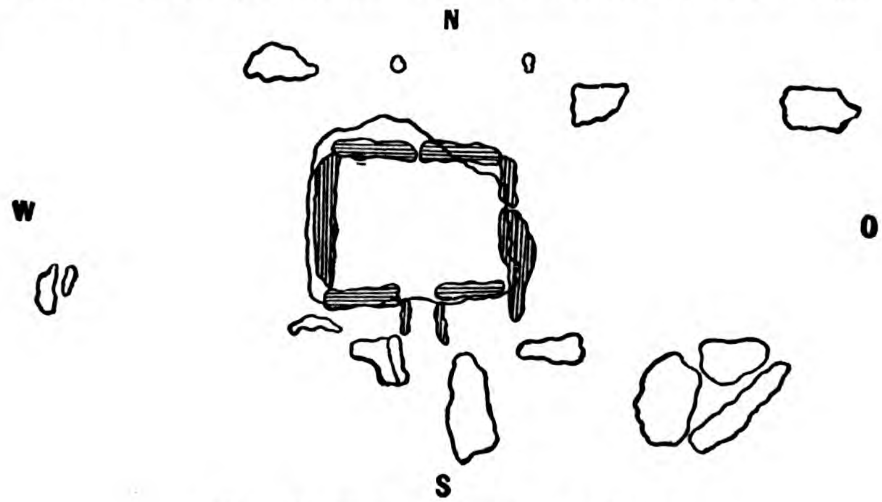


Abb. 10. Grundriß des Grabes Abb. 5.
(Nach F. Tewes a. a. O.)

vor sehr langer Zeit verschwunden sein. D. E. Baring schrieb 1744, daß fünf der Steinhäuser auf ebenem Felde lagen, zwei aber auf natürlichen Hügeln***). Man vermutet, daß diese letzteren die verschwundenen sind. Das schönste dieser „Häuser" ist mit einer einzigen ungeheuren dreieckigen Steinplatte von fast 5 m Länge und etwa $4^1/_2$ m Breite und 70 cm Dicke bedeckt (Abb. 9—10). Der Deckstein ruht auf sieben Trägern, die eng aneinanderstehen und deren Innenseite von Menschenhand geebnet ist. Der Innenraum ist 4 m lang, 3 m breit und $1^1/_2$ m hoch. Vor dem Eingange stehen noch zwei Pfeiler. Der Steinbau ist zu einem großen Teile in einer künstlichen Erdanschüttung verborgen, die früher wahrscheinlich mit

*) J. Hoops. Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum. Straßburg 1905.

**) F. Tewes. Die Steingräber der Provinz Hannover. Hannover 1890.

***) J. K. Wächter. Statistik der im Königreiche Hannover vorhandenen heidnischen Denkmäler. Hannover 1841.

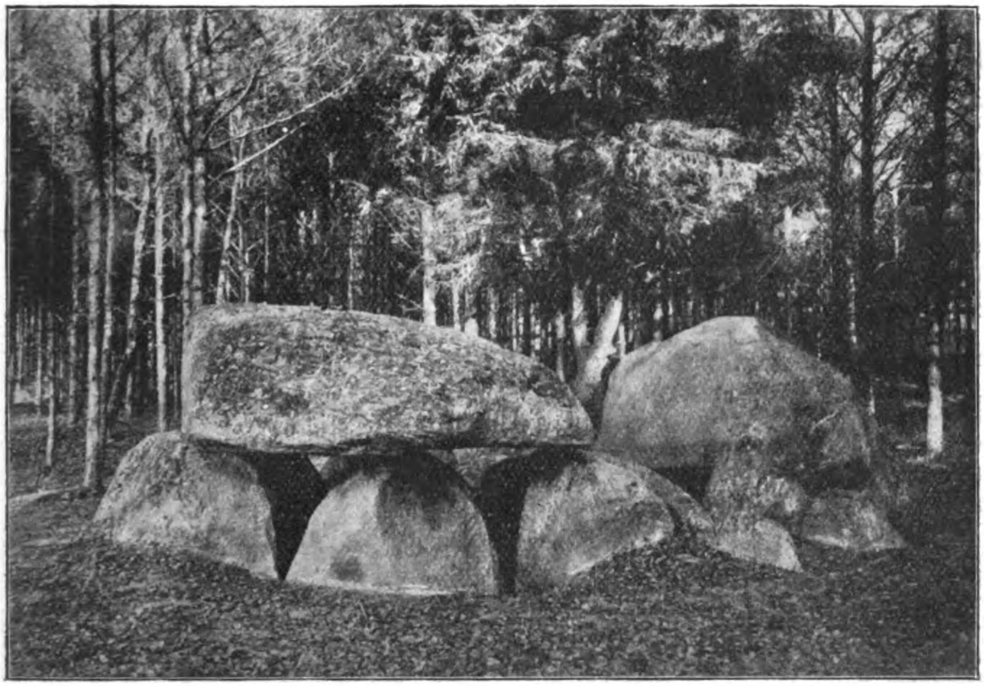


Abb. 11. Steingrab von Fallingbostel.

(Nach F. Tewes a. a. O.)

(Siehe auch das Bild in Band I, Seite 832)

einem Kreise von Steinen umsetzt war, von denen noch fünf von etwa $1^1/_2$ m Höhe an ihrem Platze stehen.

Diese gewaltige Kammer gehört zu einer Gattung der steinzeitlichen Gräber, die man allgemein Dolmen nennt. Diese werden besonders von skandinavischen Forschern als die ältesten Steingräber angesehen. Gegen diese Ansicht ist vereinzelt Widerspruch erhoben worden, in Deutschland besonders von Belz, der nach seinen Beobachtungen in Mecklenburg eine Einteilung der großen Steingräber daselbst in ältere und jüngere nicht für angängig hält*). Dolmen ist ein keltisches Wort und bedeutet Steintisch. Die Dolmen einfachster Bauart haben meist nur vier Tragsteine und einen Deckstein. Die übrigen vier Gräber von Fallingbostel weisen aber drei bis vier Überlieger auf (Abb. 11). Möglicherweise sind sie dadurch entstanden, daß man einen kleineren Dolmen mit einem Deckstein nach und nach durch Anbau eines zweiten und dritten erweiterte*). Dolmen

Die große Mehrzahl der kleinen Kammern oder Dolmen liegt auf länglichen, flachen Hügeln, die mit Steinen umstellt sind (Abb. 13—14). Derartige Gräber nennt man Hünenbetten, d. h. Riesenbetten, da das Volk den gesamten von den Umfassungssteinen eingehegten Raum als Grabstätte für einen Riesen ansah, dessen Größe durch die Länge des Hünenbettes angedeutet sei. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß in der Regel nur die im Innenraum und zwar meistens nahe dem einen Ende des Bettes liegende Grabkammer die Toten Hünenbetten

*) R. Belz. Die vorgeschichtlichen Altertümer des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin. 1910.

aufnahm. Die Randsteine dürften einen geweihten Raum abgegrenzt haben, die Stätte der Totenopfer und anderer religiöser Handlungen. Bestattungen außerhalb der Kammer im freien Raume des Bettes gehören jedenfalls zu den Seltenheiten. Bei Grundoldendorf im Rgbz. Stade z. B. hat C. Schuchhardt im freien Bettraume mannslange Steinpflaster gefunden; freilich fehlten hier nicht nur die Spuren der Gebeine, sondern auch Beigaben

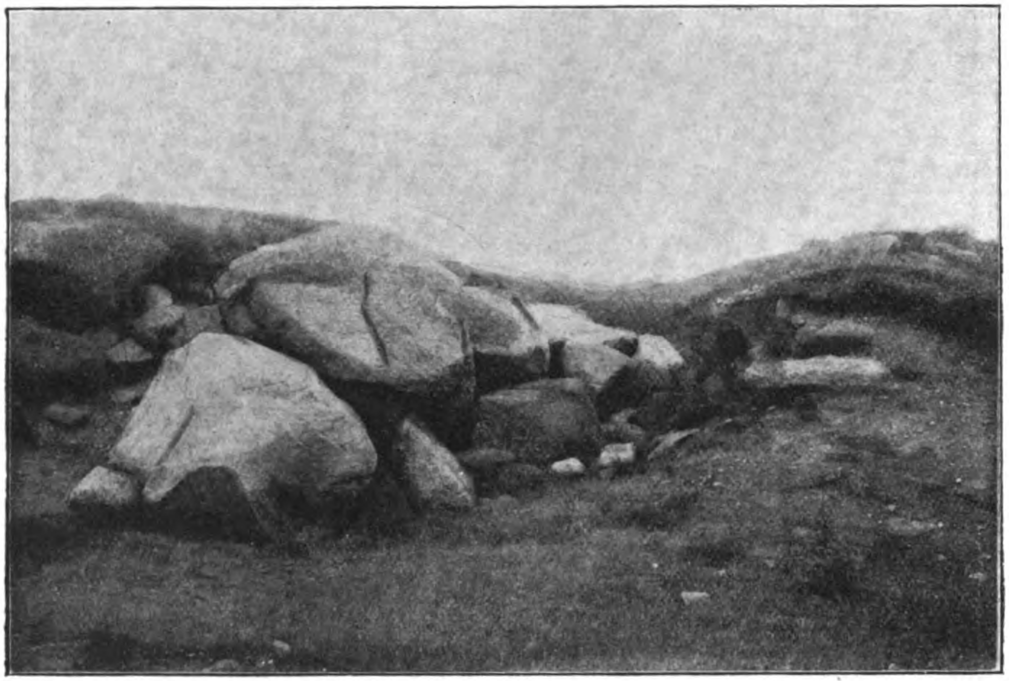


Abb. 12. Steingrab von Soderstorf, Kreis Winsen.
(Nach F. Tewes a. a. O.)

völlig*). Die Skelette, die v. Estorff**) in dem noch jetzt erhaltenen schönen Hünenbette von Kl. Prezier bei Ülzen entdeckte, sind nicht steinzeitlich, sondern gehören dem Mittelalter an***). Derartige spätere Beisetzungen, auch aus jüngeren Perioden der Vorgeschichte, scheinen nach v. Estorff gar nicht selten zu sein. Da bisher kaum eine wissenschaftliche Untersuchung unberührter Kammern von Steingräbern in unserem Regierungsbezirke ausgeführt worden ist, fehlen verläßliche Angaben über das Innere derselben durchaus. Die Mehrzahl der wenigen noch vorhandenen Gräber ist längst ihres Inhaltes beraubt; wir dürfen daher auch von der Zukunft nicht allzuviel erhoffen.

Inhalt der Steinkammern

Vorläufig sind wir, wenn wir unsere Steingräber verstehen wollen, noch sehr auf gutbeobachtete Funde aus den Nachbargebieten angewiesen. Dort

*) C. Schuchhardt. Die Steingräber bei Grundoldendorf, Kreis Stade. Zeitschrift d. histor. Vereins f. Niedersachsen 1905. Hannover 1906.

**) C. v. Estorff. Heidnische Altertümer der Gegend von Ülzen im ehemaligen Bardengau. Hannover 1846.

***) G. Schwantes. Slawische Skelettgräber bei Nassau. Prähistorische Zeitschrift 1910. S. auch Mannus, 1. Ergänzungsband S. 39.

hat man beobachtet, daß die Leichen in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle unverbrannt bestattet worden sind. Geräte und Gefäße, die wohl einst Speise und Trank enthielten, sind den Toten mitgegeben. Spuren von Feuern deuten auf Opferbrände. Während in Skandinavien die Funde aus den Dolmen oder kleinen Kammern, wie man sie in Dänemark nennt, beweisen, daß man hier viele Tote in demselben oft kleinen Raum nach und nach unterbrachte, wobei dann die Gebeine und Beigaben der früher Beerdigten achtlos beiseite geschoben wurden*), hat man in Norddeutschland, besonders in Mecklenburg, beobachtet, daß in den kleinsten Kammern in der Regel nur eine Leiche ruht**). In den größeren sind oft mehrere nebeneinander derart beigesetzt, daß die Lager der einzelnen Toten durch Reihen aufrechter kleiner Steinplatten von einander getrennt waren. Dafür, daß auch bei uns in den Kammern die Toten unverbrannt bestattet wurden, sprechen mehrere Angaben v. Estorffs über Funde aus Steingräbern, die er zwar nicht selbst gehoben hat, über die die Finder aber noch einige Angaben liefern konnten. Von Masendorf erhielt v. Estorff vier schöne steinzeitliche Gefäße. Neben diesen lagen drei Steinbeile. In den Gefäßen sollen sehr große Knochen gelegen haben, die aber, wie v. Estorff vermutet, eher zu einem vollständigen menschlichen Skelett gehört haben werden. Der Fund kann aus einem Steingrabe, aber auch aus der Steinkiste eines Grabhügels stammen. Auch sonst erwähnt v. Estorff mehrfach Steinbeile, die in Steingräbern gefunden sind, einmal auch rote Perlen, unzweifelhaft Bernsteinperlen, die in Denkmälern dieser Art auch sonst gar nicht selten angetroffen sind. Wichtig ist auch die Mitteilung Wächters über die Ausgrabung der Kammer eines Hünenbettes im Süsing zwischen Velgen und der Klosterforst Wichmannsdorf***). Der Finder, dessen Zuverlässigkeit Wächter besonders hervorhebt, hatte auch eine Zeichnung von dem Denkmal entworfen, die Wächter auf Tafel II seines Werkes

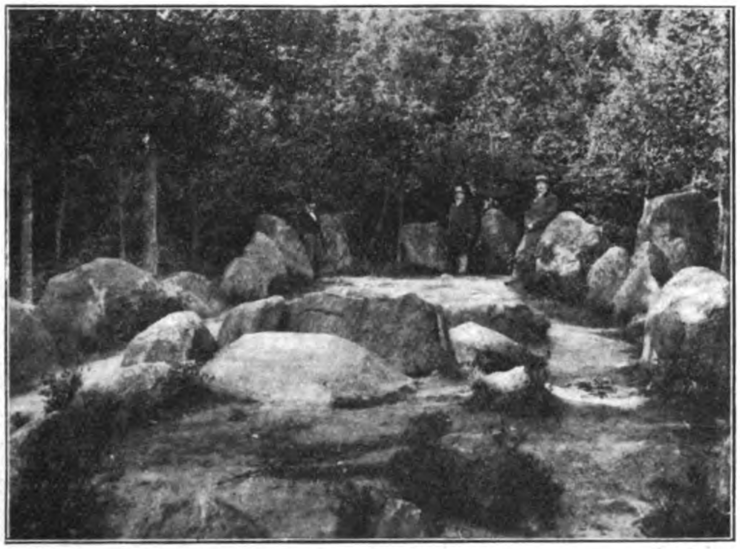


Abb. 13. Nordende des Hünenbetts von Klecken mit der Grabkammer.
(Gesamtansicht Band 1, Seite 144 abgedruckt).

*) S. Müller a. a. O.
**) R. Belz a. a. O.
***) J. K. Wächter a. a. O.

wiedergibt. In der mit vier großen Steinen bedeckten Kammer fand sich am Westende wieder eine kleinere von zwei Fuß Höhe und Breite, in der eine Urne stand, die mit Knochen gefüllt war und außerdem einen Feuersteindolch enthielt. Hier ist demnach wahrscheinlich eine Urne mit den Resten eines verbrannten Leichnams gefunden. Daß es nicht gut eine in späterer Zeit in die Kammer gesetzte Graburne aus der Bronze- oder Eisenzeit sein kann,

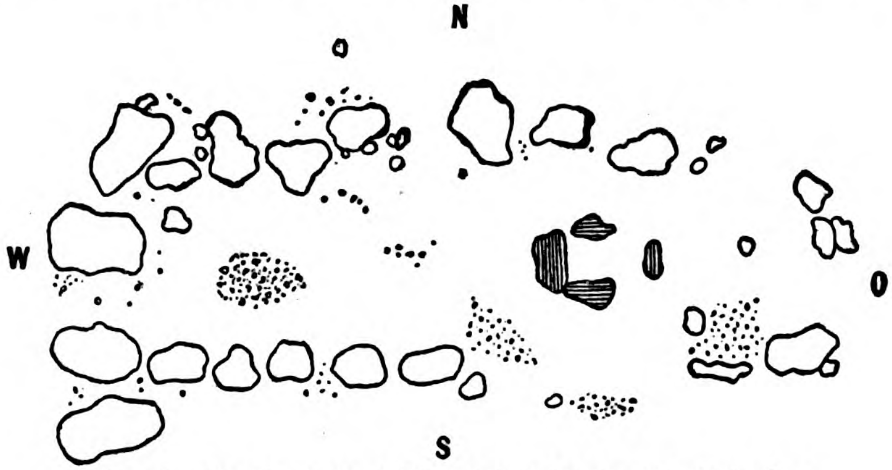


Abb. 14. Grundriß eines Hünenbettes bei Haaßel, Kreis Ülzen.
Die Grabkammer liegt nahe dem östlichen Ende.
(F. Tewes a. a. O.)

geht einmal aus der Beigabe eines Steindolches, dann aber auch aus der Form des Gefäßes hervor, das nach der freilich sehr schematischen Skizze des Finders kaum etwas anderes als ein steinzeitlicher Fußbecher gewesen sein kann. Dieser wichtige Fund läßt vermuten, daß auch in unserer Gegend, wenn auch vielleicht nur selten, in Steingräbern Leichenbrand auftritt, gerade wie im Norden unserer Provinz, wo J. Bohls-Lehe in einem großen, völlig unberührten Steingrabe einen Haufen Leichenbrand mit Steingeräten fand*).

Die in Norddeutschland und Skandinavien weit verbreiteten Hünenbetten mit einer, seltener mit mehreren Grabkammern im Innenfelde sind bei uns die vorherrschende Gattung der Steingräber, wie vor allem aus den bei v. Estorff erhaltenen Bildern und Plänen hervorgeht. Daneben aber scheint es mehrere abweichende Formen gegeben zu haben, von denen nur die beiden häufigeren hier erwähnt werden sollen.

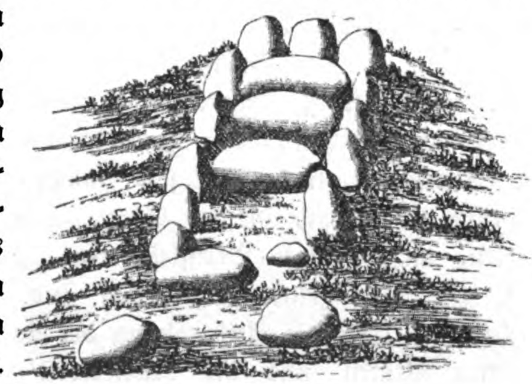


Abb. 15. Hünenbett ohne Grabkammer bei Groß Prezier, Kr. Ülzen.
(G. v. Estorff a. a. O.)

Abweichende Formen der Hünenbetten

1. **Hünenbetten ohne Grabkammer**, Abb. 15. Der Innenraum des Bettes ist mit großen Steinen

*) J. Bohls. Über einige Steinkammergräber des Kreises Lehe. Jahresbericht der Männer vom Morgenstern, Heft 1. Bremerhaven 1898.

belegt, die sich nicht auf die Seitensteine stützen, sondern diese berühren. Estorff, Taf. II, 11 (Gr. Prezier, Amt Bodenteich). Randzeichnungen der archäologischen Karte Nr. XIX—XXII (Edendorf und Römstedt), XXIV—XXVII (Verhorn, Amt Bodenteich, Masendorf, Amt Oldenstadt), XXXVI (Niendorf, Amt Medingen), XXXVIII (Riestedt, Amt Medingen), XXX (Höver, Amt Medingen), XXXI (Kesselstorf, Amt Medingen). Da keine Untersuchungen dieser Denkmäler vorliegen, wissen wir über die Art der Bestattung in diesen Gräbern nichts.

2. Hünenbetten ohne sichtbare Grabkammer und ohne größere, das Innenfeld bedeckende Quersteine. Hierher scheint das etwa 130 Schritt lange Hünenbett von Niendorf (Amt Medingen) gehört zu haben, das zu v. Estorffs Zeiten noch 165 Randsteine besaß (Archäol. Karte Randzeichn. IX), ferner zwei Gräber von Gr. Thondorf und Niendorf (Amt Medingen, Archäol. Karte Randzeichn. III u. XI), vor allem aber das auf Taf. II, 7 abgebildete von Jastorf, (Amt Medingen). Von diesem nimmt v. Estorff freilich an, daß die Grabkammer vielleicht in der Mitte unter einer geringen Erderhöhung sich befunden habe. Allein M. M. Lienau hat jüngst bei Radenbeck (Landkreis Lüneburg) ein derartiges Grabmal eingehend untersucht und festgestellt, daß von einer Grabkammer keine Spur vorhanden war*). Während das Jastorfer Grab an den Schmalseiten keine Steine aufwies, hatte das Grab von Radenbeck an den langen Seiten je 3, an den schmalen je einen Stein, zusammen also 8 Randsteine. Im Innenraum fand sich 1/4 m tief unter der Heide ein doppeltes, 20 cm mächtiges Pflaster von Feldsteinen, unter diesem der Urboden. Die Bestattung lag an dem südwestlichen Ende des von Nordost nach Südwest gerichteten Grabes. Hier, in der Nähe des Grabraumes, war die Pflasterung viel kunstvoller gefügt als in dem übrigen Raum des Grabmales. 12 cm unter der Oberfläche lag zunächst ein Feldsteinpflaster von 18 cm Dicke, dann kam eine mosaikähnliche mehrfache Lage aus rötlichen Steinen von 15 cm Mächtigkeit, ferner wieder gröberes Feldsteinpflaster von 9 cm Dicke und schließlich eine 6 cm starke Fliesenschicht, unter der der Urboden erschien. Dem südwestlichen Endstein gegenüber kam ein kanalartiger Grabraum zum Vorschein. Hier, wo das Bestattungspflaster von größeren hochkant stehenden Steinen begrenzt war, bildete eine Fliesen- und eine darauf lagernde Mosaikschicht den Boden der Höhlung, deren Decke wieder aus Fliesen bestand. Die Grabhöhle war 1,50 m lang und 0,50 m breit. Darin standen zwei steinzeitliche Gefäße, eine nicht verzierte Tasse mit Henkel und Scherben eines gänzlich zerstörten, ähnlichen, mit echt steinzeitlichen gestochenen Ornamenten verzierten Gefäßes. Auch zwei Pfeilspitzen entdeckte man, eine querschneidige und eine roh gearbeitete dreieckige.

Außerhalb der Grabhöhle, aber noch im Bereiche des Grabgebietes fanden sich noch mehrere verzierte Scherben und zwei sehr roh gearbeitete Speer-

*) M. M. Lienau. Grabungen des Museumsvereins 1910—1911. Lüneburger Museumsblätter, Heft 8, 1912.

spitzen. Es wurden ferner zwei Brandstellen beobachtet, die wohl auf Totenopfer deuten.

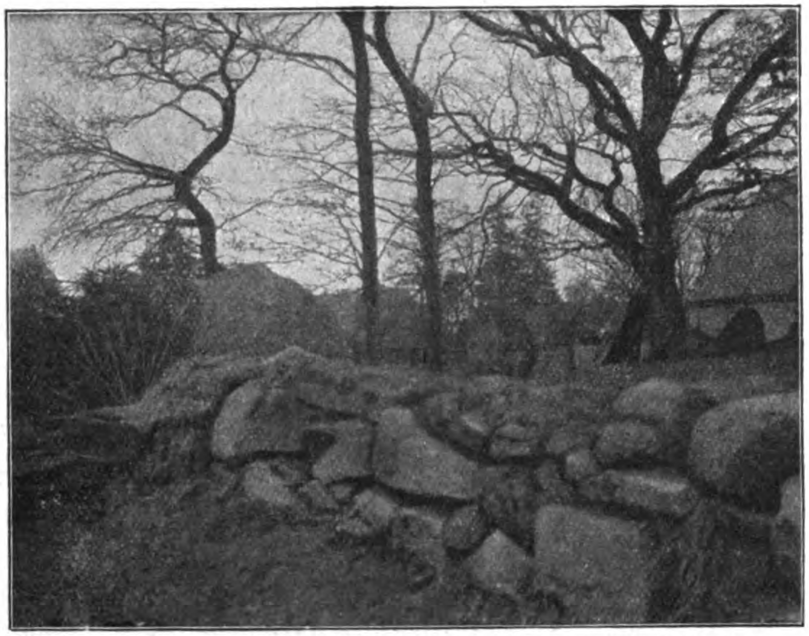


Abb. 16. Steingrab, sog. Hünenschloß zu Steinbeck bei Harburg.
(Th. Benecke, Neuester illustrierter Führer durch Harburg und Umgegend).

Steinkisten Durchschnittlich jünger als die Dolmen und Hünenbetten sind im Gebiete der norddeutsch-skandinavischen Steinzeitkultur die Steinkisten, die sich von den Dolmen und verwandten älteren Gräbern besonders dadurch unterscheiden, daß sie aus verhältnismäßig dünnen, gut aneinanderschließenden Platten oder doch flachen Steinen hergestellt sind. Während man in die ältere Kammer durch eine Türöffnung, die im Altertume wohl immer durch einen angelehnten Stein verschlossen war, hineingelangen konnte, war der Zugang zur Steinkiste nur durch Abheben des Deckels möglich. Diese Gattung war bei uns bis vor kurzem völlig unbekannt, bis es dem Lüneburger Museum gelang, eine schöne Kammer aus der Umgegend von Molbath bei Ülzen zu erwerben, die wir wohl zu den Steinkisten rechnen dürfen (Abb. 18). Sie ist jetzt auf dem Hofe des Museums wieder aufgebaut. Die

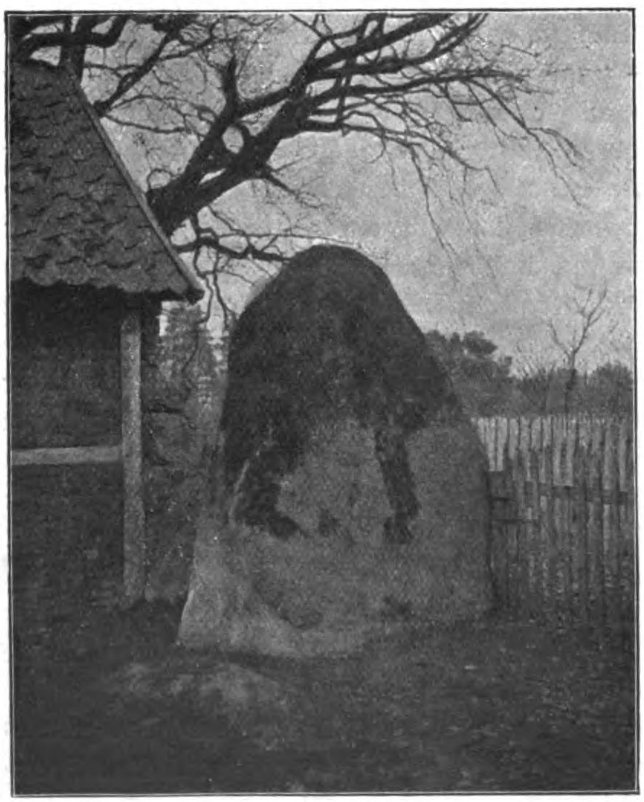


Abb. 17. (Th. Benecke a. a. O.).
Eckstein od. „Wächter" des Hünenschlosses zu Steinbeck.

Kammer lag genau in der Mitte eines Hügels von 22 m Durchmesser und 1,20 m Höhe. M. M. Lienau berichtet über das Grab folgendes:

„Als das Museum gerufen wurde, war der Hügel bereits zur Hälfte abgetragen und die Kammer selbst leider entleert. Funde sind dabei (wie auch im Hügel) nicht gemacht worden und wissenschaftliche Beobachtungen konnten also nicht mehr gemacht werden, soweit der Grabinhalt in betracht kam. Die Kammer ist 2,15 m lang, 1,90 m breit und 1,10 m hoch. Sie ist genau rechteckig und der Länge nach genau von Osten nach Westen angelegt. Ihre Wände werden im Norden, Westen und Süden von je einem, im Osten von zwei Steinen gebildet. Über diesen lagen zwei Decksteine, deren Oberkante sich 0,28 m unter dem Hügelmantel befand. Einer von den Decksteinen (der östliche) war, bevor der Berichterstatter an Ort und Stelle kam, abgehoben worden. So findet man auch jetzt die Kammer im Museum, damit der Beschauer hineinblicken und sich der Symmetrie erfreuen kann. Die äußerst symmetrische Kammer dürfte einen Höhepunkt im Auslauf der Entwicklungskurve der steinzeitlichen Grabbauten unserer Provinz bezeichnen.

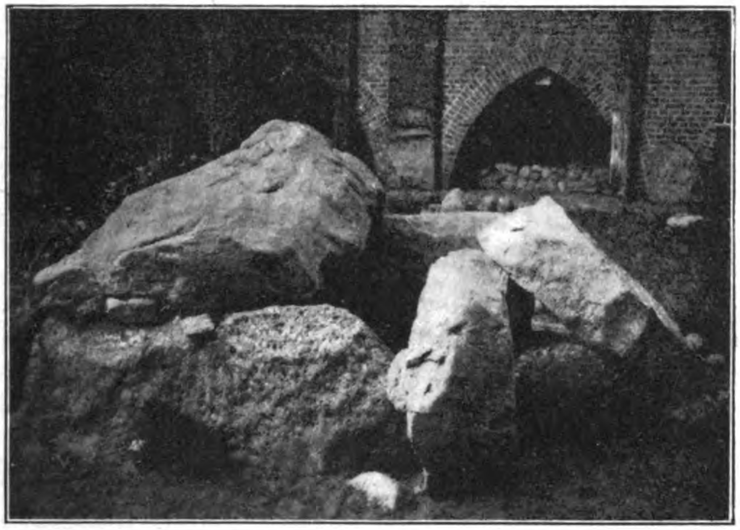


Abb. 18. Steinkiste von Molbath, Kr. Ülzen, aufgestellt auf dem Hofe des Museums zu Lüneburg.

Im Osten der Kammer, bis fast unmittelbar an sie heran, wurde eine große Feuerstelle von 1,20: 0,90 m und von 0,80 m Tiefe (bei 0,50 m unter dem Hügelmantel beginnend) entdeckt. Sie enthielt außer schwarzkohliger Erde Reste von Holzkohle und viele Feuersteinsplissen mit Schlagkegel. In ihren untersten Schichten wurde die Erde ganz weißaschig. Es hat hier also ein starkes Feuer gelodert.

An der Nordostseite der Kammer lag ein großer flacher Stein (Hünenstein), unter dem skelettige Erde gesichtet wurde."

In der Hügelerde, 2 m südlich von der Grabkammersüdwand hat Lienau dann noch eine Bestattung mit spurlos vergangenem Skelett gefunden. Am Nordende der Bestattung stand ein kegelförmiger Aufbau aus Feldsteinen, 60 cm hoch und an der Grundfläche 65 cm breit. Außer einer steinzeitlichen Scherbe wurden keinerlei Beigaben entdeckt.

M. M. Lienau hält die Skelettbestattung für gleichzeitig mit der Kammer und setzt diese aus diesem und anderen Gründen in die letzten Jahrhunderte der Steinzeit.

Theorie der Megalithgräber

Die Steingräber, von denen wir Dolmen, Hünenbetten und Steinkisten auch bei uns finden, gehören zur Gattung der Megalithgräber, d. h. der aus großen Steinen errichteten Grabstätten. Von diesen ist besonders der Dolmen in seiner einfachsten, überall fast gleichen Form, aus der dann zahlreiche örtliche Abarten hervorgehen, sehr weit verbreitet. Er findet sich in Skandinavien, Großbritannien, Frankreich, auf der Pyrenäen-Halbinsel, den Inseln des Mittelmeeres, in Nordafrika und Palästina. Man hat die Verbreitung dieser und anderer megalithischer Gräber aus Wanderungen vorgeschichtlicher Völker zu erklären versucht. Andere Forscher, besonders nordische, betrachten die Ausbreitung der Steingräber als das Ergebnis eines langsam vor sich gehenden Kulturaustausches zwischen benachbarten Völkern. Die Ausbreitung der Kulturformen erfolgte nicht durch Ausbreitung ihrer Träger, sondern durch Kulturmitteilung. Die nordischen Forscher, vor allen O. Montelius und S. Müller, betrachten den Orient als Ausstrahlungsgebiet der großen steinzeitlichen Grabformen des Dolmens (dänisch Dysse) und des Ganggrabes (dänisch Jaettestue, Riesenstube). Die Ausbreitung erfolgte namentlich längs der Küsten des Mittelmeeres und des Atlantischen Ozeans, an denen ein reger Verkehr zu Wasser die Völker miteinander verband. Andere Forscher glauben, daß verschiedene Völker unabhängig von einander auf diese Bauten verfallen seien, daß der Gedanke, solche Gräber zu errichten, zu den „Elementargedanken" gehöre, die unabhängig vom Volkstum auf einer bestimmten Höhe der Kultur in Erscheinung treten, den inneren großen Gesetzen der Entwicklung der Menschheit, die sich überall bei den verschiedensten Völkern offenbaren, folgend. Es ist wahrscheinlich, daß die großen, schweren Steinkammern in der Absicht geschaffen wurden, die Rückkehr des Toten zu verhindern. Man dachte sich den Verstorbenen offenbar in der Kammer wohnend. Daher versah man ihn mit Speise und Trank und mannigfachem Gerät und erlabte ihn gelegentlich durch wärmendes Feuer und Opfer. Jedenfalls deuten die Spuren von Bränden, die man wie überall so auch bei uns in und bei den Kammern und sonstigen Grabräumen findet, auf bestimmte Bräuche beim steinzeitlichen Totenkultus*).

Menhirs

Mit den großen Steingräbern vergesellschaftet sind besonders in Nordfrankreich einzelne oder gruppenweis auftretende, nicht selten in Reihen aufgestellte rohe oder bearbeitete Steinsäulen, die sogenannten Menhirs. Es ist nicht ausgeschlossen, daß gewisse auffällige hochstehende Steine unserer Heimat mit diesen Denkmälern verwandt sind, zumal da die Menhirs auch sonst in Deutschland, wenn auch spärlich, vorkommen. Möglicherweise gehört der Karlstein**) im Forst Rosengarten, Kr. Harburg, dahin, sicherer

Hünensteine

aber mehrere der von v. Estorff so benannten Hünensteine, zumal, wenn sie bestimmte Anzeichen religiöser Verehrung im Altertume an sich tragen. Von mehreren dieser mehr oder weniger schlanken Steine berichtet der Forscher, daß sich kleine schalenförmige Vertiefungen darin fanden. Die Steine ge-

*) S. Müller, a. a. O.

**) Siehe Band I, Seite 145.

hörten also zu den weitverbreiteten Schalensteinen. Welche Bedeutung die Näpfchen, die in der Regel in größerer Anzahl auf den Schalensteinen ausgearbeitet sind, gehabt haben, ist ungewiß. Daß sie nicht etwa zum Auffangen des Opferblutes dienten, ergibt sich schon daraus, daß sie vielfach an senkrechten Felswänden vorkommen. Sie müssen der Ausdruck eines religiösen Glaubens sein, da sie sich in den benachbarten Gebieten, z. B. in Schleswig-Holstein, mit anderen heiligen Zeichen — Kreisen, Rädern, Fußsohlenbildern u. a. — zusammen finden*). In Schleswig-Holstein brachte das Landvolk noch bis vor kurzem den „Unterirdischen" und andern Geistern Opfer dar, indem man in die Schälchen z. B. kleine Gegenstände legte. In Skandinavien hat man in die Schälchen auch Speisefett gestrichen. Da Schalensteine in steinzeitlichen Gräbern gefunden sind, ist erwiesen, daß sie bis in diese ferne Urzeit zurückgehen. Viele scheinen aber jünger zu sein und dem Bronzealter anzugehören. Andere wiederum können noch jünger sein. Schalensteine

Ein echter Schalenstein befindet sich in Masendorf in der Umfriedigung des Glockenturmes. Es ist ein hochkant stehender flacher Fels, der auf der oberen Kante mehrere kreisrunde Schälchen aufweist. Ein Schalenstein bedeckt auch die im Ülzer Stadtforst aufgestellte Grabkammer, die von ihrem ursprünglichen Platze dorthin versetzt werden mußte. Bisweilen kommen Schälchen auch auf faustgroßen Steinen in regelmäßiger oder unregelmäßiger Anordnung vor. Diese Steine können religiös verehrt worden sein. Die Stücke mit zwei einander gegenüberliegenden Schalen werden von vielen Forschern für Bausteine gehalten, zumal sie nicht selten Spuren von Schlägen am Rande zeigen. Dagegen spricht aber, daß auf vorgeschichtlichen Wohnstätten bei uns unter den vielen Schlagsteinen bislang nicht ein einziger gefunden wurde, der solche Vertiefungen hat, und ferner, daß die Schälchen, wenn sie unregelmäßig verteilt sind, nicht gut den Fingern als Widerlager gedient haben können.

Die großen Steingräber reichen nicht bis an den Schluß der Steinzeit. Kurz vor dem ersten Auftreten der Metalle wurden die Toten in freier Erde bestattet, wohl meist mit angezogenen Gliedmaßen, als sog. Hocker. Auch die Grabbeigaben deuten auf eine andere, jüngere Zeit. Jetzt erscheinen schlanke, geschweifte Becher, die oft mit Schnurabdrücken oder Nachahmungen davon verziert sind. Außer anderen, auch früher vorkommenden Steingeräten führen diese Gräber ab und zu trefflich gearbeitete, mit bedeutendem Verständnis für schöne Formen gestaltete, durchbohrte Kriegsbeile. Die Toten liegen in Grabhügeln oder in flacher Erde. Hügelgräber dieser Periode sind von H. Meyer-Haarstorf und in den letzten Jahren von M. M. Lienau mehrfach untersucht worden**). In der Heide bei Ohlendorf in der Nähe von Ramelsloh entdeckte dieser Forscher einen besonders interessanten Gräber in freier Erde

*) L. Rothmann. Die Grabkammer mit dem Schalenstein bei Bunsoh im Dithmarschen. Mitteilungen d. anthropolog. Vereins f. Schleswig-Holst. 1912.

**) M. M. Lienau. Die Grabungen des Museumsvereins. Heft 8 der Lüneburger Museumsblätter. Lüneburg 1912.

Hügel, in dem — ein seltener Fall — die Skeletteile noch erhalten waren. Das Skelett lag mit an den Leib gezogenen Gliedmaßen, also als Hocker, auf einer flüchtig hingelegten Steinunterlage. Zu Füßen des Toten lagen zwei Becher, die mit zonenförmig angeordneten Schnur- und Tiefstichornamenten verziert sind. Am Nordwestende der Steinpackung fand sich ein fast rechteckiger Anbau von Feldsteinen, 1 : 0,60 m, den der Entdecker als Opferstätte ansieht. Dort lagen gebrannte Skeletteile, Scherben und Holzkohle. Nahe dieser Steinlage war auch eine große Feuerstelle.

Periode der schnurverzierten Becher

Daß in dieser Periode der schnurverzierten geschweiften Becher und schönen Steinhämmer auch Flachgräber vorkommen, wird durch einen Fund in der Feldmark von Sasendorf bei Bevensen zur Wahrscheinlichkeit erhoben (Abb. 19). Dort waren durch den Pflug ein Feuersteinbeil und ein schönes durchlochtes Streitbeil emporgeworfen. Eine Nachgrabung, die der Verfasser an der verdächtigen Stelle unternahm, förderte noch ein zweites, sehr gut erhaltenes und vortrefflich geschliffenes Feuersteinbeil zutage, das in Spatenstichtiefe auf der flachen Seite lag.

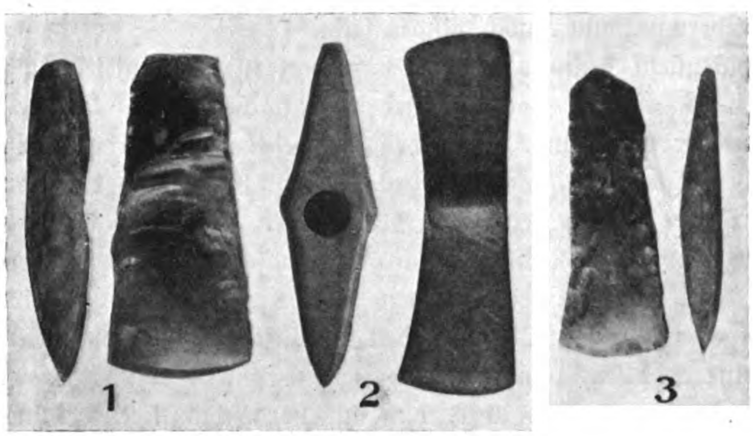


Abb. 19.
Beigaben eines Grabes aus der Zeit der schnurverzierten Becher von Sasendorf b. Bevensen.
1 u. 3 Feuersteinbeile, 2 durchbohrte Axt. 1/4.

Nahe bei dem Beile fand man Reste eines geschweiften Bechers mit Schnureindrücken. Skeletteile wurden nicht entdeckt, wohl aber in einiger Ausdehnung eine dünne Schicht bräunlicher Erde. Da Beile zusammen mit Tongefäßen ein wohlbekanntes Grabinventar aus der Zeit der schnurverzierten Becher (Abb. 20—23) darstellen, wird der Fund wohl von einem völlig hügellosen Grabe mit vergangenem Skelett herrühren.

Volkstum der Steinzeitleute

Nachdem wir die Funde der verschiedenen Abschnitte der Steinzeit betrachtet haben, fragen wir wohl, wer mag in den gewaltigen Steingräbern bestattet sein, wer fertigte diese schönen Steingeräte und Tongefäße?

Daß unsere Vorväter, die Germanen, bereits in der Bronzezeit hier im Lande wie auch im übrigen Norddeutschland und in Skandinavien saßen, ist so gut wie zweifellos; denn in dänischen Gräbern aus einem frühen Abschnitt der Bronzezeit hat man die Skelette großgewachsener langschädliger Leute mit zumteil wohlerhaltenem blonden Haar gefunden. Aber auch aus einer anderen Überlegung heraus dürfen wir annehmen, daß die Bronzezeit-

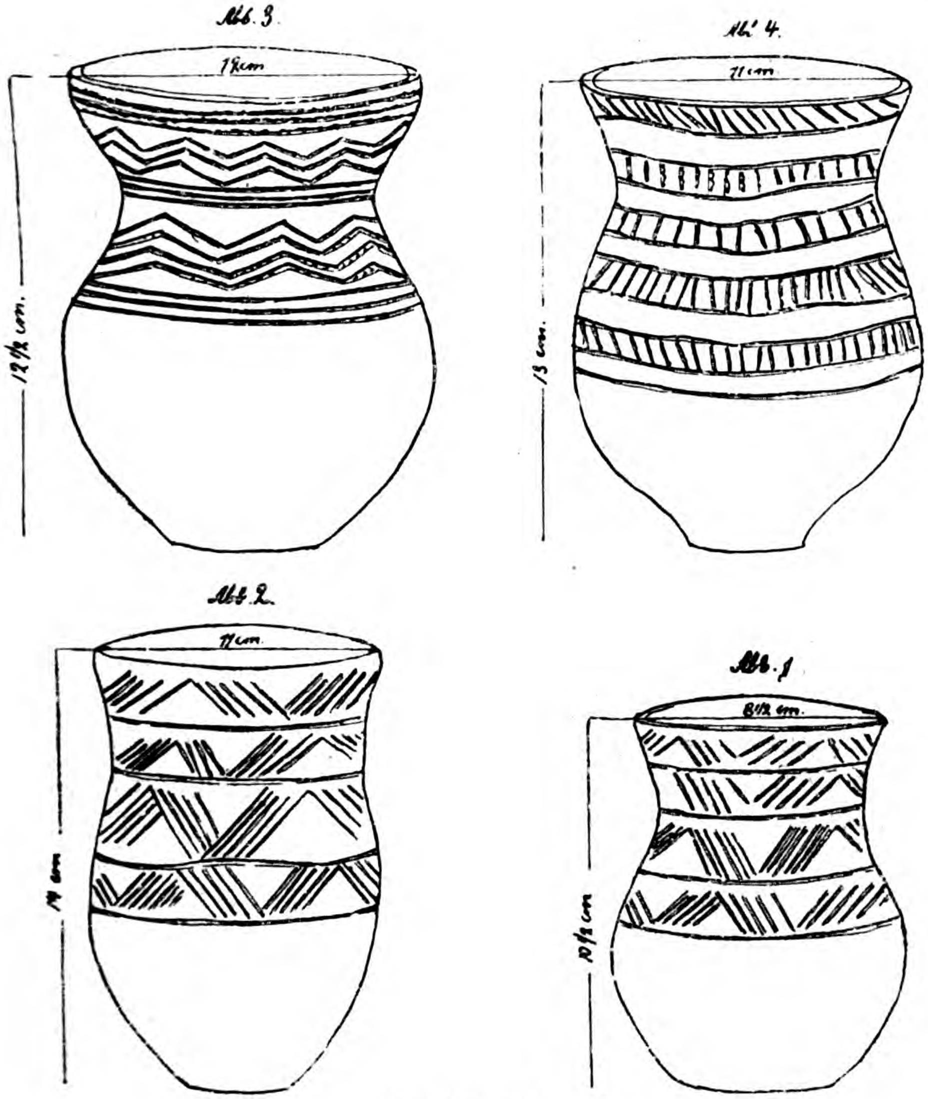


Abb. 20—23.
Geschweifte Becher aus einem Hügelgrabe bei Bruchtorf, Kreis Ülzen.
(Aus dem 8. Heft der Lüneburger Museumsblätter, M. M. Lienau.)

leute wirklich Germanen waren. Daß die Gräber des späteren Eisenalters, aus der Zeit der Römerkriege den Germanen zugeschrieben werden müssen, ist ja selbstverständlich. Nun zeigt sich aber in der Entwicklung der Kultur vom Bronzealter bis in die Zeit der Römerkriege keine Unterbrechung, kein Sprung, der durch das Verschwinden der alten Bewohner und durch eine gleichzeitige oder spätere Besiedlung durch einen fremden Volksstamm erklärt werden könnte. Vom Bronzealter ab entwickelt sich die Kultur in dem westlichen und mittleren Norddeutschland sowie in Skandinavien so einheitlich, daß diese Länder zusammen eine Kultureinheit bilden. Sie wurden sicherlich von einem und demselben Volke bewohnt, eben dem germanischen.

Etwa dieselben Länder bildeten auch schon in der jüngeren Steinzeit eine geschlossene Kulturprovinz. Die Gleichartigkeit der Grab- und Gerätformen unserer Gegend und Skandinaviens ist so groß, daß sie auch dem

Laien sofort auffällt, und die Geschichte des dänischen oder schwedischen Steinalters könnte vom Auftreten der Steingräber ab vielfach Wort für Wort auf unsere Verhältnisse übertragen werden.

Scharf geschieden ist diese norddeutsch-skandinavische Gruppe von anderen der Nachbarländer, insbesondere von der donauländischen, die sich von der Balkanhalbinsel bis nach Süd- und Mitteldeutschland und Frankreich hinein erstreckt. Hier waren die großen Steingräber unbekannt; man bestattete die Toten in einfachen Erdgruben. Auch die Tongefäße mit ihren ganz anders gearteten Formen und Ornamenten stechen gegen die nordischen Steingräbergefäße sehr ab, ebenso weisen die Steingräber vielfach bedeutsame Unterschiede auf. Diese „Donaukultur" wurde sicherlich von Stämmen getragen, die untereinander näher verwandt waren als mit den Leuten des Nordens.

Welchem Volke mögen nun diese angehört haben? Wenn die nordische Bronzekultur sich ohne Unterbrechung aus der vorangegangenen Steinzeitkultur entwickelte, so waren deren Träger gleichfalls Germanen oder doch deren unmittelbare Vorfahren. Da nun in Skandinavien nichts auf einen derartigen Abbruch der Kultur hindeutet, so haben einige der bedeutendsten Forscher, z. B. Sophus Müller, Oskar Montelius und Rudolf Virchow seit langem angenommen, daß in den Ländern um die Ostsee herum, soweit sie zum Kreise der nordischen Steinzeitkultur gehören, seit alters Germanen ansässig waren. Virchow hat dies insbesondere aus der Gleichartigkeit im Skelettbau der heutigen Bewohner Skandinaviens und der Toten geschlossen, die in den Steingräbern ruhen.

Diese Lehre ist von dem deutschen Forscher G. Kossinna durch sehr eingehende Untersuchungen einer Prüfung unterzogen worden*). Kossinna bestätigt, daß in Skandinavien die Entwicklung nicht abbrach, während er für Norddeutschland ein Abwandern der steinzeitlichen Bevölkerung annimmt, das bei uns im Westen noch vor dem Beginn der Bronzezeit eintrat, während sie im östlichen Norddeutschland etwas später, im Beginn der ersten Bronzealterperiode erfolgte. Da die ältesten Bronzen bei uns so gut wie fehlen, nimmt Kossinna an, daß Nordwestdeutschland um die untere Elbe herum im Beginn des Bronzealters so gut wie menschenleer war.

Da nun die aus Norddeutschland abwandernden Stämme mit den Germanen oder Vorgermanen Skandinaviens desselben Stammes waren, nimmt Kossinna an, daß diese Abwanderer unter den indogermanischen Völkern die waren, die ihrer Sprache nach mit den Germanen am nächsten verwandt sein müssen, nämlich die Kelten, Römer, Griechen u. a. Diese Stämme vereinigt die sprachvergleichende Wissenschaft unter dem Namen der Westindogermanen, zum Unterschiede von den Ostindogermanen, denen u. a. die Inder, Slaven und Balten zugezählt werden. Kossinna hält die Träger der Donaukultur für Ostindogermanen, die Steinzeitleute des nordischen Kreises für Westindogermanen, aus denen in Skandinavien im Bronzealter die

*) G. Kossinna. Die Herkunft der Germanen. Würzburg 1911.

Germanen hervorgehen, die später das durch die Abwanderung der übrigen Westindogermanen in Norddeutschland herrenlos gewordene Land im Laufe der Bronzezeit neu besiedelten.

Nach dieser mit umfassender Sachkenntnis entworfenen Lehre würden also auch in den Steinzeitgräbern Hannovers Westindogermanen, Vorgermanen ruhen, die aber abwanderten und nach vielfachem Wechsel der Wohnsitze und starker Vermischung mit den Völkern ihrer neuen Wohnsitze ihre ursprüngliche Art so weit aufgaben, daß sie vornehmlich nur noch in der Sprache ihre Herkunft aus dem nordischen Kreise verrieten.

Die ältere Bronzezeit (2000 oder früher — 1200 v. Chr.)

Kupfer und Bronze

Wenn auch in den letzten Abschnitten des Steinalters das Kupfer bereits bekannt war, so wurde die eigentliche Metallzeit doch erst durch die Erfindung der Härtung des Kupfers vermittels eines Zusatzes von Zinn ins Leben gerufen. Das weiche Kupfer war zu Werkzeugen und Waffen nicht so gut geeignet wie gewisse Steinsorten, die Kupfer-Zinnmischung aber, die Bronze, wird in der Härte nur von den besten Stahlsorten übertroffen.

Herkunft der Bronze

Mit dem Bronzealter müssen die Handelsbeziehungen des Volkes unserer Heimat schon deswegen regere geworden sein, weil Bronze oder doch deren Bestandteile nicht bei uns gewonnen werden konnten, sondern von weither bezogen werden mußten. Anfänglich mag der Norden das Kupfer größtenteils aus dem südlichen Europa erhalten haben. Später aber wurden auch die mitteleuropäischen Kupferlager zumteil erschlossen, besonders in Österreich, wie man aus Funden in uralten, heute längst verlassenen Bergwerken geschlossen hat, aber auch aus dem Gehalte der nord- und mitteleuropäischen Bronzen an Nickel, das insbesondere den Kupfererzen der Alpenländer eigen ist.

Gräber

Die Altertümer der Bronzezeit unserer Heimat entstammen größtenteils den Gräbern. Aus dieser Periode rührt die überwiegende Mehrzahl der Grabhügel her, denen wir noch heute vielfach in Heiden und Wäldern begegnen. Sehr oft sind sie längst von Schatzgräbern oder Neugierigen durchwühlt, wie die selten fehlende Vertiefung auf dem Gipfel andeutet. Die Hügelgräber haben sich bei der allgemeinen Zerstörung der vorgeschichtlichen Denkmäler in größerer Zahl erhalten als die freilich von Anbeginn selteneren, durch ihren in die Augen fallenden Reichtum an großen Felsen zur Vernichtung weit mehr reizenden Steingräber. Da aber die Grabhügel, zumal wenn sie in größeren Gruppen (Hügelfeldern) beisammenliegen oder einzeln gebieterisch eine Anhöhe beherrschen, stimmungsvolle und unzertrennliche Bestandteile unserer Landschaft sind, sollte man bedacht sein, sie zu erhalten, wenn die Umstände es nur irgend erlauben. Wer einmal ein großes Hügelfeld, wie etwa die ehemals gewaltige Anhäufung von Gräbern auf der Heide zwischen Addensdorf und Bargdorf bei Bevensen, im Lichte der Morgen- oder Abendsonne durchschritten hat, wird sich des zauberischen Eindruckes solcher vom ernsten Braun der Heide übersponnener Totenstätten schwer entziehen

können. Dort und meist auch auf anderen Grabfeldern der Bronzezeit findet man Hügel in allen Größen. Die höchsten Gräber denken wir uns gern von edlen Geschlechtern errichtet, um deren alles überragende Denkmale das niedere Volk Hügel von geringeren Maßen häufte. Freilich bestätigt der Spaten des Forschers nicht immer diese Deutungen der Phantasie; denn nicht selten beruht der Unterschied in der Größe darauf, daß die niedrigeren Hügel jünger sind als die höheren und einer Zeit angehören, in der man, dem Wechsel der Sitte folgend, nur mehr kleinere Hügel aufwarf. Gerade unsere höchsten Grabhügel pflegen aus der alten, reinen Bronzezeit zu stammen, wenn sie nicht noch der Steinzeit angehören, während die kleineren nicht selten aus jüngeren Abschnitten des Bronzealters oder gar der ältesten Eisenzeit herrühren. Ab und zu erklärt sich die bedeutendere Höhe eines Hügels auch aus dem Umstande, daß in jüngerer Zeit ein neuer Hügel über einem älteren aufgeführt wurde.

Gefährdung der Gräber Die Zahl der guterhaltenen Hügelfelder und der kleineren Gruppen oder einzelnen Gräber wird von Jahr zu Jahr in erschreckendem Maße vermindert, so daß, wenn nicht in zwölfter Stunde noch Hilfe naht, bald auch über das letzte unentweihte Totenfeld der Pflug zieht, oder, wenn der Boden allzu wenig zum Ackerbau verlockt, die stets humushaltige Erde der Hügel zur Verbesserung feuchter Wiesen verwandt wird oder die Hügel als Fundstätte von Pflastersteinen, die ja ständig im Preise steigen, durchwühlt sind. Es wäre gewiß verdienstvoll, einige Hügelfelder, zumal wenn sie auf kiesigem, unfruchtbarem Boden liegen, wie eines der schönsten, reichsten und am wenigsten berührten unseres Regierungsbezirkes, durch Ankauf zu retten.

Weniger als manche andere Grabanlagen des Altertumes haben die Grabhügel unter Angriffen der Sammler zu leiden, da diese in der Regel bald zur Einsicht kommen, daß die Ergebnisse an Fundsachen meistens in gar keinem Verhältnis zu der großen Mühe und den Kosten stehen, die auch eine nicht wissenschaftliche Grabung verursacht. Diese wird meist in der Weise ausgeführt, daß ein Gang durch den Hügel gestochen oder von oben ein Schacht hinuntergeführt wird. Besonders bei der letztgenannten Methode erfährt man über den oft seltsamen Bau des Hügels so gut wie nichts. Der Forscher aber, dem es weniger auf die Eroberung schöner Sammlungsstücke als auf die Erwerbung neuer wissenschaftlicher Einsichten ankommt, wird auch dann, wenn nur interessante Steinsetzungen, Aschenlagen, Humusschichten, Scherben u. a. gefunden werden, für seine nur mit Hilfe genauer Meßinstrumente und unter kostspieligen, umfangreichen Erdarbeiten ausführbaren Untersuchungen entschädigt, selbst wenn in mehreren Hügeln keine schönen Grabbeigaben entdeckt werden.

Innerer Bau der Grabhügel Unsere bronzezeitlichen Grabhügel besitzen im Innern größtenteils einen Steinkreis, der in der Regel unweit des Hügelrandes liegt. Er wird, da einzelne Steine nicht selten aus der Erde herausragen, von den Landleuten nicht selten entdeckt und ausgegraben. Daher rührt die häufige Er-

scheinung, daß der Hügel am Rande einen Graben zeigt. Hügel mit völlig sichtbarem Steinkranz waren vor Zeiten nach v. Estorffs Berichten nichts seltenes. Sie sind natürlich heute längst ihrer Randsteine beraubt. Vielleicht diente der Kreis in der Urzeit zum Abstützen der Hügelerde. Später hat in den meisten Fällen die allmählich nach den Seiten absinkende Hügelerde den Kreis überlagert.

Die ältesten Gräber der Bronzezeit sind bei uns wie im übrigen westlichen und mittleren Norddeutschland und Skandinavien fast immer Skelettgräber*). Sehr beliebt war in diesem Gebiete die Beisetzung in Baumsärgen von ausgehöhlten Eichenstämmen. Der Eichensarg ist in der Regel völlig oder bis auf geringe Moderreste vergangen; geblieben ist nur



Abb. 24. Steinschutz einer bronzezeitlichen Bestattung bei Deutsch Evern, Landkreis Lüneburg.
(M. M. Lienau, 6. Heft der Lüneburger Museumsblätter.)

der längliche Steinhaufe, der ihn einschloß. Dieser, ehemals gewölbt, ist nun zusammengesunken. Beim Abdecken der Steinschichten kommen die oft kaum erkennbaren Reste der Bestattung, in einigen Fällen auch Beigaben zum Vorschein. In anderen Fällen scheint der Tote nicht in einem Sarge gelegen zu haben oder durch Bretter geschützt worden zu sein, da sich keine Spuren von Holz finden. Einige Steinhaufen können ein Skelett in hockender Lage enthalten haben, da die geringe Länge die gestreckte Lagerung der Leiche ausschließt**) (Abb. 24).

Am Schlusse der älteren, reinen Bronzezeit verdrängte die Verbrennung der Toten die uralte, seit der Steinzeit im Norden heimische Erdbestattung. Der Anstoß zu diesem Wechsel in den Begräbnisbräuchen ging vielleicht von der sog. ostdeutschen Kultur aus, die besonders in Schlesien, Posen, Ostpreußen,

Leichenverbrennung

Fremde Einflüsse in den Bestattungsbräuchen

*) S. Müller u. O. Montelius a. a. O. R. Beltz a. a. O.
**) M. M. Lienau. Lüneburger Museumsblätter, Heft 7, 1910, u. 8, 1912.

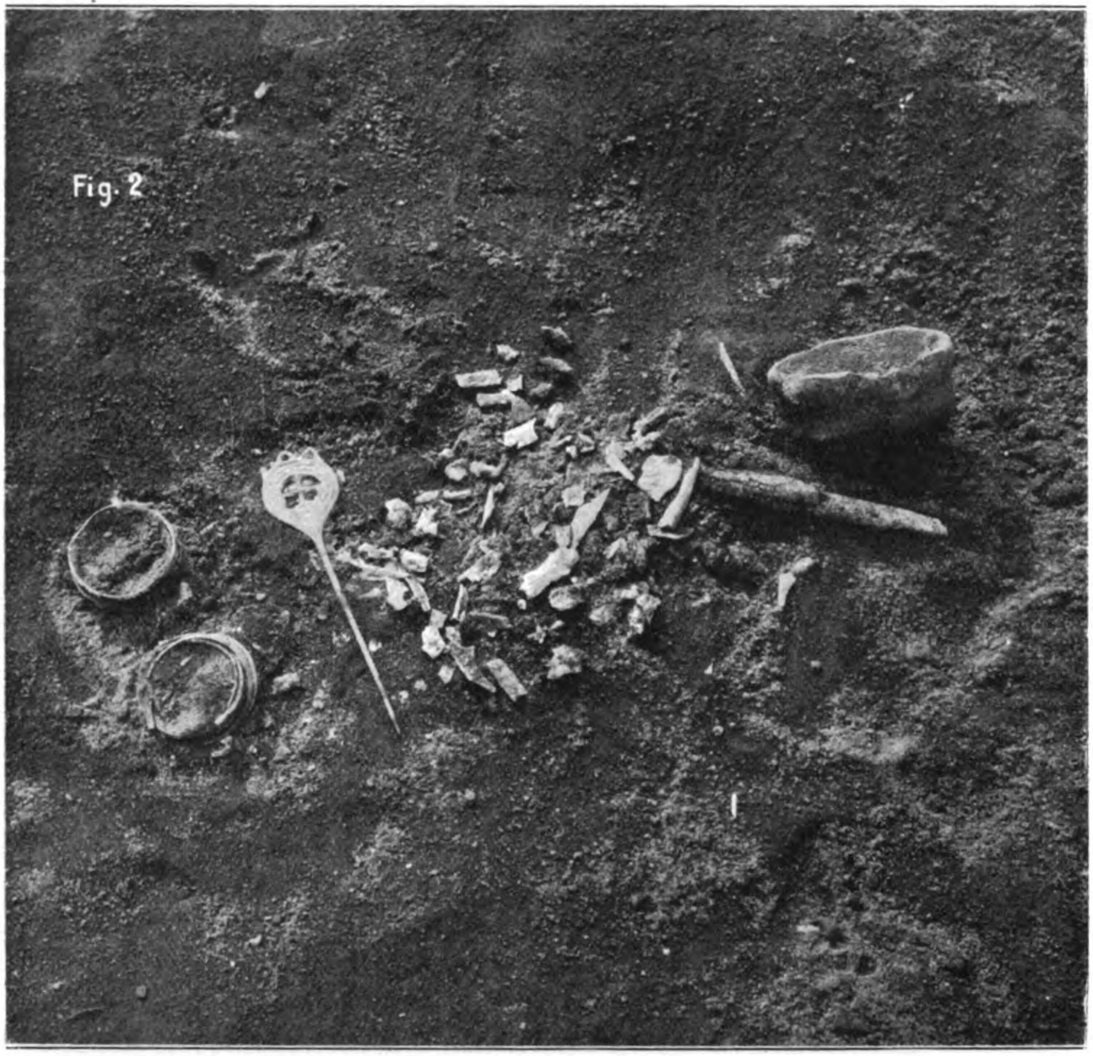


Abb. 25. Beigaben einer bronzezeitlichen Bestattung: Knochen eines geopferten Tieres, Schmucknadel (sog. Radnadel), zwei Armspiralringe, ein Tongefäß, gefunden bei Addenstorf, Kreis Ülzen. Museum Lüneburg.

(Aus dem 6. Hefte der Lüneburger Museumsblätter. M. M. Lienau.)

Brandenburg bis zur Höhe von Berlin und in Teilen Sachsen-Thüringens ihr Hauptverbreitungsgebiet hatte. Hier wurde bereits verhältnismäßig früh in der Bronzezeit der Leichenbrand eingeführt. Die Gebeine des Toten las man säuberlich aus den Resten des Scheiterhaufens heraus und barg sie in einer Graburne. Diese wurde dann in einem Hügel, häufiger aber auf großen gemeinsamen Begräbnisplätzen zu flacher Erde, also auf einem Urnenfriedhof beigesetzt, meistens unter Beigabe einer größeren Zahl von Gefäßen, die wohl ehemals zum Teil Speise und Trank enthielten.

Sehr interessant ist es zu beobachten, wie gegen den Schluß der älteren Bronzezeit auch bei uns der Brand die Beerdigung verdrängt. Zunächst errichtete man noch einen mannslangen Sarkophag aus Feldsteinen, wie früher zur Zeit der Beerdigung, und in diesen für die jetzigen Verhältnisse viel zu großen

Behälter schüttete man die verbrannten Knochen, wie dies in höchst anschaulicher Weise die Steinpackung von Melbeck zeigt, die M. M. Lienau ausgegraben hat, und die jetzt im Hofe des Museums von Lüneburg genau in der ursprünglichen Lage wieder aufgebaut ist*). Schließlich schrumpfte die lange Steinpackung zu einem kleinen Haufen zusammen, wie er eben nötig ist, das Häuflein Knochen schützend zu umhüllen. Dieser ist in anderen Fällen in einer tönernen Urne geborgen, die wiederum von Steinen umgeben zu sein pflegt.



Abb. 26. **Bronzezeitliche Bestattung in einem Hügel bei Riecklingen,** Kreis Bleckede. Mannslange Steinpackung, darin aber Reste einer verbrannten Leiche.
(Aus dem 8. Hefte der Lüneburger Museumsblätter. M. M. Lienau.)

M. M. Lienau hat für unser Gebiet folgende Entwicklungsreihe der bronzezeitlichen Gräber aufgestellt: 1. Übermannslange oder mannslange (jedenfalls für Hocker ausreichende) ovale Gräber mit Skeletten (Abb. 27, 24). 2. Gleiche Gräber, aber mit ausgestreutem Leichenbrand (Abb. 26). 3. Gleiche Gräber wie unter 2, aber unter Mannslänge. 4. Steinpackungen mit Steinkistchen, die Leichenbrand enthalten. Dieser ist oft in einem Gefäße aufbewahrt. Nach Lienau waren diese Kästchen schon früher neben den unter 1—3 genannten Grab-Steinpackungen in Gebrauch, dienten aber nur als Grabbeiwerk zur Aufnahme von Gefäßen. Später wurden sie Grabkern und Grabschutz.



Abb. 27. **Steinumrahmung eines bronzezeitlichen Skelettgrabes von Barum,** Kreis Ülzen. Länge 3,20 m.
(Aus dem 8. Hefte der Lüneburger Museumsblätter. M. M. Lienau.)

Aus dem jüngeren Abschnitt der älteren Bronzezeit, der dritten Bronzealterstufe nach O. Montelius, haben wir eine Fülle

*) M. M. Lienau. Lüneburger Museumsblätter, Heft 7, 1910, u. 8, 1912.

von schönen Grabfunden, die vor allem durch reichen Schmuck ausgezeichnet sind.

Einer der wertvollsten Grabfunde der dritten Bronzealterperiode ist von H. Meyer-Haarstorf gehoben worden*). Der mit großer Sorgfalt auf-

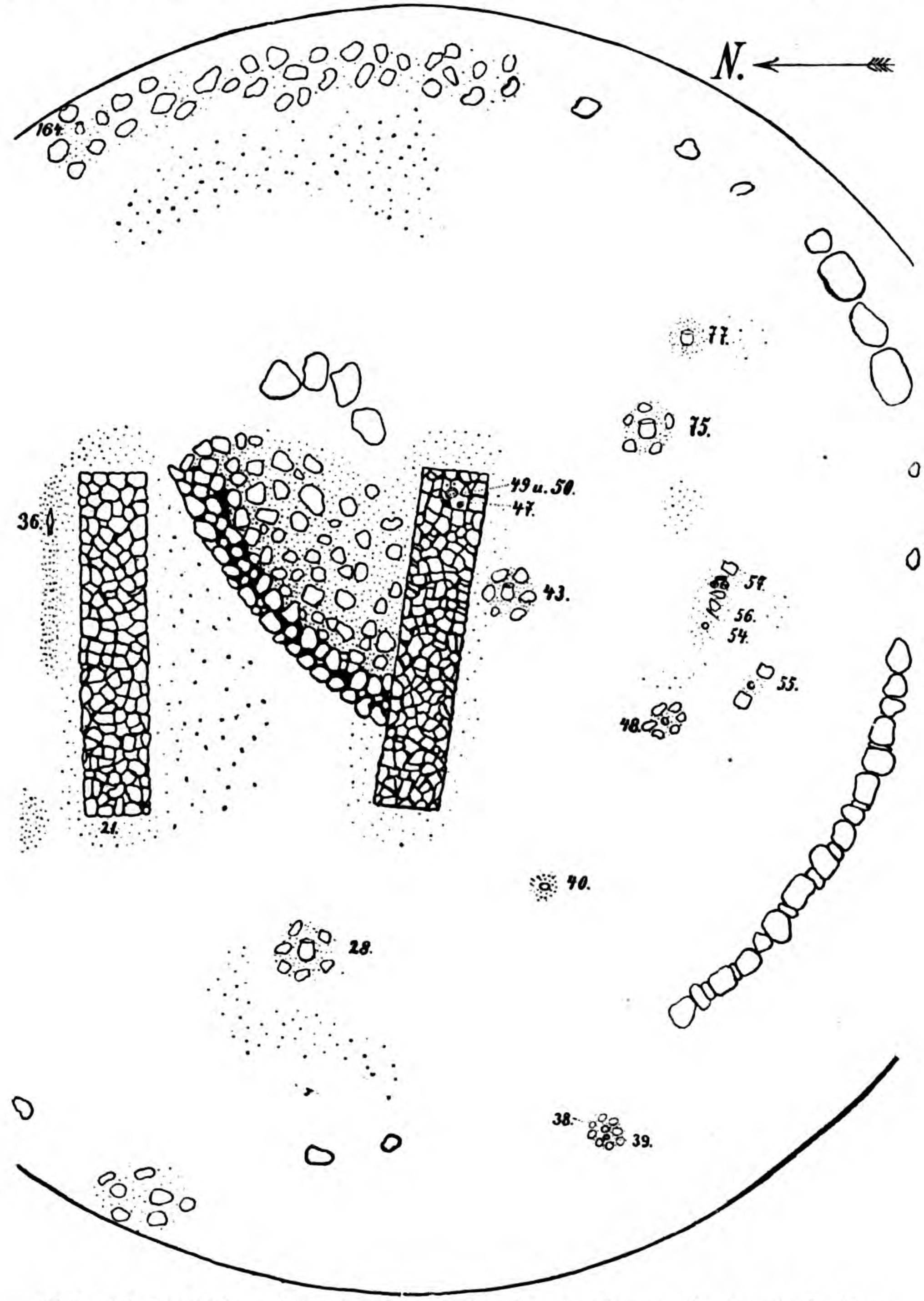


Abb. 28. Projektion eines Grabhügels der älteren Bronzezeit. Haarstorf. 1/100.
(H. Meyer-Haarstorf. Nachrichten über Deutsche Altertumsfunde, 1897.)

*) H. Meyer-Haarstorf. Hügelgräber am Losenmeere in der Haarstorfer Feldmark (Kreis Ülzen). Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 1897.

gedeckte Hügel liegt in einem Sumpf, dem sog. Losenmeer in der Feldmark Haarstorf. Er war 1,30 m hoch und hatte einen Durchmesser von 16,70 m. Nahe dem Rande fanden sich im Süden die Reste eines Steinkreises (Abb. 28). Im Innern wurden zwei aus Feldsteinen errichtete, ungefähr in westöstlicher Lage ruhende lange, rechteckige Steinpackungen mit starken Brandresten entdeckt. „Sie ragten beide 20 cm über der Grundfläche des Hügels hervor und waren sehr sorgfältig und vollkommen gleichmäßig gebaut. Die Erbauer dieser Brandstellen hatten zuerst zwei 1,20 m tiefe, 0,90 m breite und 4,40 m lange, rechtwinklige Gruben gegraben und die ausgeworfene Erde vollkommen gleichmäßig bis ungefähr zu einer Entfernung von 1,50 m um die Gruben ausgebreitet, so daß sie mit der über den Humus hervorragenden Brandstelle gleich hoch lag. Unten in der Grube hatten sie auf den schön geebneten Boden 4—6 cm dicke, flache Steine von verschiedener Größe so eng voneinander gelegt, daß mit der Spitzhacke kaum zwischen sie zu kommen war. Über diesen Steinen lag eine 7 cm dicke Schicht weißen Sandes, die mit haselnußgroßen Kohlen wenig vermischt war. Auf diesem Sande lagen Steine von ungefähr 10—50 cm Durchmesser und zwischen ihnen reine Holzkohle und Asche." Daß diese beiden Steinpackungen, zwischen denen noch eine schwach bogenförmig gekrümmte, ungefähr von Nordwest nach Südost verlaufende, gleichfalls mit Kohle und Asche bestreute Pflasterung verlief, Gräber (Skelettgräber?) gewesen sind, geht aus den Funden von Beigaben hervor, die auf und bei ihnen lagen.


36 21

Abb. 29. Speerspitze und Nadelkopf aus dem Grabhügel Abb. 28. Die Zahlen beziehen sich auf Abb. 28. (H. Meyer-Haarstorf a. a. O.)

Auf der nördlichen Steinpackung fand sich der Kopf einer bronzenen Nadel, und seitlich von dem Pflaster fand man eine Speerspitze (Abb. 29). In gleicher Höhe mit dem Speer lagen auf dem Ostende des Pflasters Reste einer vom Feuer beschädigten Hirnschale. Auf den Steinen des östlichen Endes der südlichen Brandstelle lagen ein Halsring (Abb. 30), ein Armband, 15 Perlen aus grünlichblauem Glase, eine schwarze Perle sowie eine Bernsteinperle. Der größte Teil der Beigaben lag aber südlich von der südlichen Verbrennungsstätte und zwar teils frei in der Erde, teils mit Steinen umlegt. Bei 57 befanden sich eine hannoversche Brillenfibel, bei 56 eine Nadel, bei 54 ein Unterarmring, bei 55 ein Unterarmring, bei 48 und 40 je ein Oberarmring, bei 38 ein Unterarmring, bei 39 ein Oberarmring. Diese letzteren beiden Stücke lagen fast an der Oberfläche des Hügels, die übrigen aber auf der Grundfläche desselben. Ferner traf man an verschiedenen Stellen nahe unter der Oberfläche des Hügels auf Graburnen mit verbrannten Gebeinen.

Diese Urnen sind wohl jünger als die im Hügel gefundenen Bronzen. Leider ließ sich aus den Fundverhältnissen nicht klar ermitteln, zu wie vielen Leichen die schönen Beigaben gehören. Die nördliche Pflasterung mit Brandresten scheint das Grab eines Mannes gewesen zu sein. Ob die südlich von

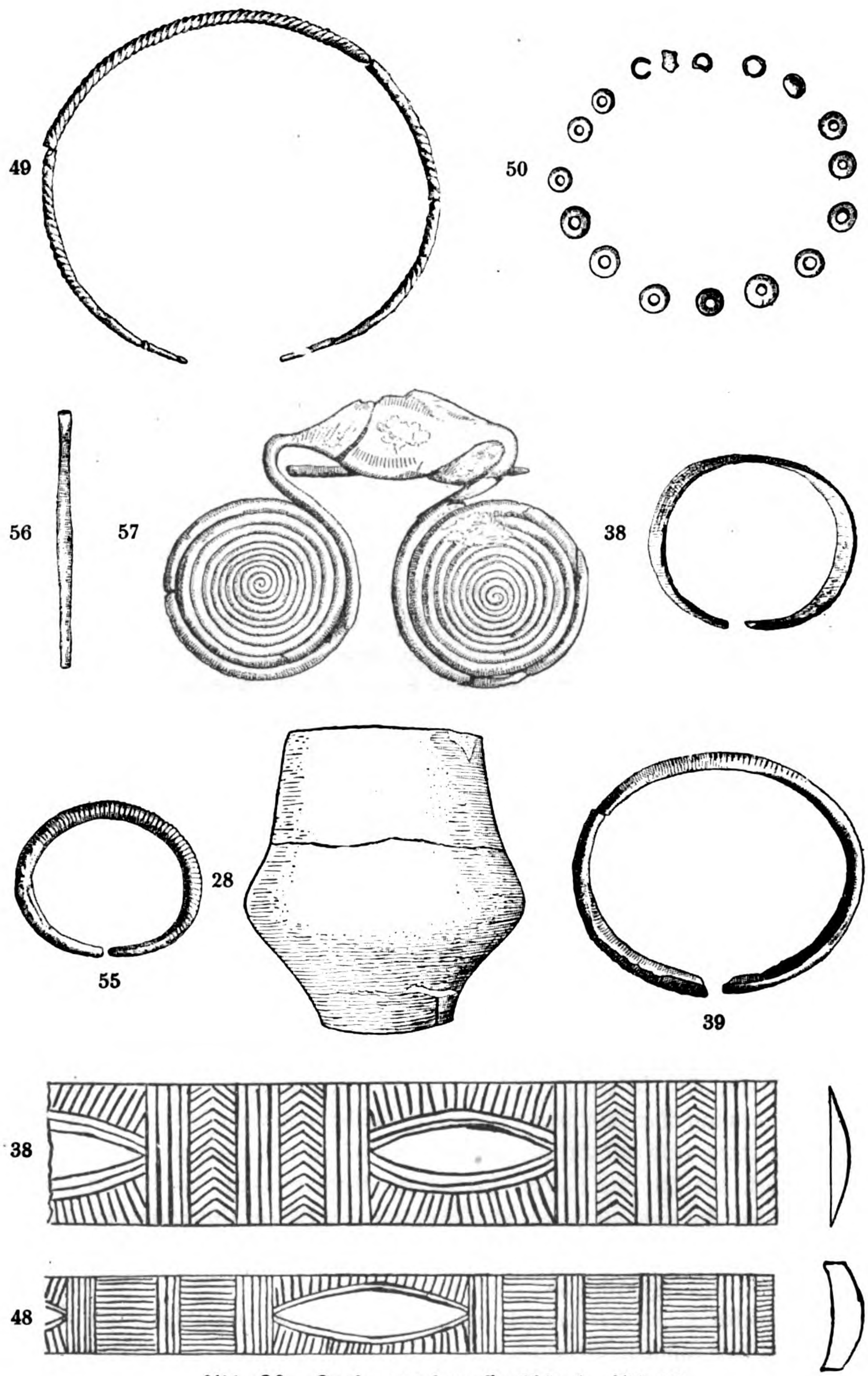


Abb. 30. Funde aus dem Grabhügel. Abb. 28.

49. Halsring 1/3. 50. Glasperlen 1/3. 56. Nadel 1/6. 57. Brillenförmige Gewandnadel oder Spange, sog. Hannoversche Fibel, fast 1/2. 38. Armring, ca. 1/3. 55. Armring 1/2. 28. Urne 1/5. 39. Armring 1/2. Darunter die Verzierung der Armringe 38 und 48 in natürlicher Größe mit Querschnitt. Die Zahlen beziehen sich auf Abb. 28. (H. Meyer-Haarstorf a. a. O.)

der südlichen Pflasterung im Hügel zerstreuten Beigaben zu einer Bestattung der südlichen Pflasterung gehören oder zu einer oder mehreren anderen Beisetzungen, ist nicht zu entscheiden. Die Untersuchung dieses merkwürdigen Hügels lehrt, mit wie komplizierten Fundverhältnissen der Forscher bei der Aufdeckung eines Hügels zu rechnen hat, und welcher Mühe es bedarf, die Lagerung und Zusammengehörigkeit der Funde festzustellen.

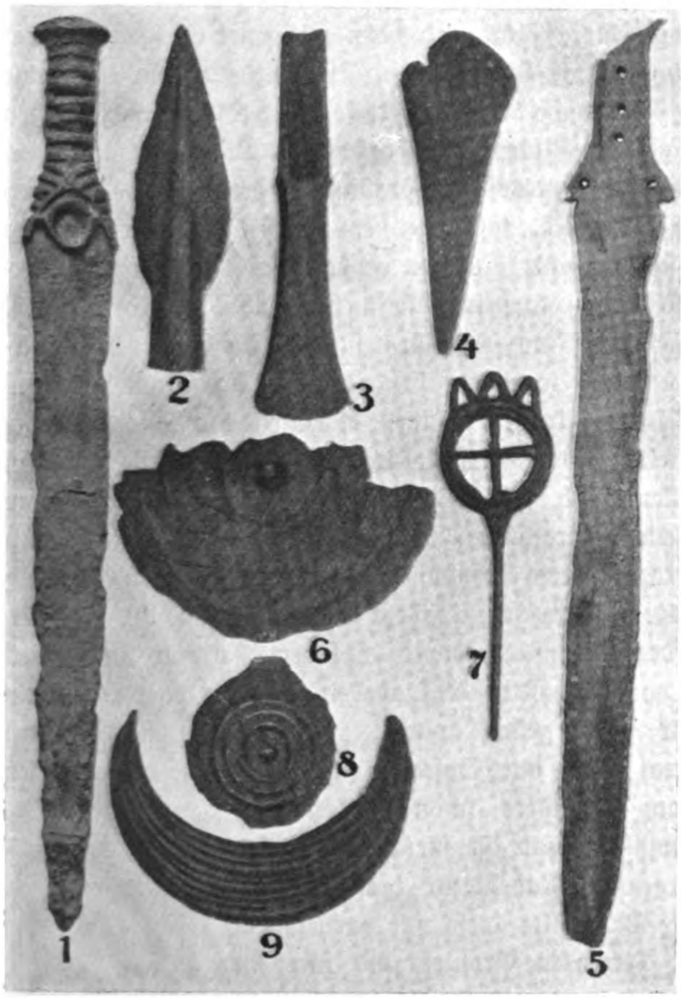


Abb. 31.

Funde aus der älteren Bronzezeit. Museum Lüneburg.

1. Schwert. 2. Lanzenspitze. 3. Absatzbeil. 4. Dolch. 5. Schwert. 6. Bruchstück einer Schmuckplatte vom Gürtel. 7. Nadel (sog. Radnadel). 8. Schmuckplatte. 9. Halskragen.

Wechsel der religiösen Anschauungen

Der Übergang von der Bestattung unverbrannter Leichen zum Leichenbrand deutet auf einen Wechsel der religiösen Anschauungen. In der Stein- und den ersten Abschnitten der älteren Bronzezeit scheint man geglaubt zu haben, der Tote lebe im Grabe weiter. Daher auch das Bestreben, durch schwere Steinbauten oder Hügel die Wiederkunft des Verstorbenen zu verhindern. In späterer Zeit aber befreite man durch das Feuer die Seele vom Körper, so daß sie einziehen konnte in das Geisterreich, eine Vorstellung, die den früheren Geschlechtern anscheinend fehlte oder doch nicht in der späteren, reineren Auffassung geläufig war. Daraus erklärt sich auch die mit dem Aufkommen des Leichenbrandes allmählich schwindende Sorgfalt bei der Bergung der Totenreste. Die gebrannten Gebeine waren eben nur die Schlacken des Körpers, des Wohngebäudes der Seele, die ins Jenseits entwichen war*).

*) H. Seger. Die Entstehung der Leichenverbrennung in der jüngeren Steinzeit. Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1910.

Tracht und Bewaffnung

Die in den Bronzezeitgräbern gefundenen Altsachen deuten auf eine für diese ferne Zeit hohe Kultur. Die wichtigsten Aufschlüsse über das Leben und Treiben der Nordländer zur älteren Bronzezeit geben die wunderbar erhaltenen Funde aus Baumsärgen Dänemarks und die nordischen Felsenzeichnungen*). Wir wissen, daß im Bronzealter hochgewachsene, langschädelige, blonde Menschen im Gebiete der nordischen Bronzekultur, an der ja unsere Heimat teilnimmt, lebten. Der Mann trug einen Rock mit Gürtel und einen Mantel, der über die Schultern gehängt und vorn mit einer Sicherheitsnadel befestigt war. Das Haupt war mit einer runden Mütze bedeckt; um die Beine wickelte man Zeugstreifen. Sämtliche Kleidungsstücke, auch die Mütze, wurden aus Wolle mit einem Zusatz von Rinderhaaren gefertigt. Doch war auch das Leinen nicht unbekannt, wie ein nordischer Grabfund lehrt. Das Rasieren des Bartes war allgemeiner Brauch, wie aus dem Fehlen der Barthaare in skandinavischen Baumsargfunden und aus der großen Zahl der in Männergräbern selten fehlenden kleinen bronzenen Rasiermesser (Abb. 39) hervorgeht. Die Frau trug einen langen Rock und eine Ärmeljacke. Die Enden des Rockgürtels hingen lang herab und waren mit Quasten verziert. Das Haar wurde in einem kunstvoll gewirkten Netz getragen. Einen eigenartigen Bestandteil der Frauentracht bildeten die breiten bronzenen Halskragen, früher Diademe genannt, und die großen Gürtelplatten (Abb. 31). Einem jüngeren Abschnitt der älteren Bronzezeit gehören größtenteils die prächtigen Funde von Schmucksachen an, die mit Zickzack- und Rautenmustern verzierten Armbänder und broschenartigen Gewandspangen oder Fibeln, die sog. hannoverschen Fibeln enthalten (Abb. 30, Nr. 57).

Die Hauptwaffen des Mannes waren Schwert, Speer und Beil (Abb. 31). Dieses wurde in einen Schaft mit Astgabel eingeklemmt, oder es war ein Hohlbeil, das auf den Gabelast gesteckt wurde. Die Waffen sind oft mit erlesenem Geschmack geformt und mit Spiralen und anderen eingepunzten Mustern geschmückt. Ganz besonders schön verziert sind auch die großen Gürtelbesatzbleche und die metallenen Halskragen der Frauen, auch gewisse Nadeln mit breiter, kreisförmiger Kopfplatte (Abb. 32). Alle diese mit vornehmem Empfinden geformten und verzierten Bronzen sind hier im Lande gearbeitet, wie die bei uns gefundenen Gußformen lehren, und wie man aus dem örtlich begrenzten Auftreten vieler Typen schließen muß.



Abb. 32.
Kopf einer Nadel.
(C. v. Estorff. a. a. O.

Verkehr mit der Fremde

Daß aber unsere Gegend mit anderen Ländern in Verkehr stand, läßt sich aus der Übernahme fremder Formen schließen. Eine solche ist z. B. die bei uns so häufige Radnadel. Diese ist in Süddeutschland heimisch, wo derselbe Radschmuck auch für sich als Hängezierat auftritt. Da man im Bronzealter die Sonne verehrte und diese als Rad dachte und darstellte, so

*) O. Montelius u. S. Müller a. a. O.

H. Hahne, Bericht über die Ausgrabung eines Hügels bei Anderlingen. Jahrbuch des Provinzialmuseums Hannover 1908.

können auch die Radnadeln ein Symbol dieser lebenspendenden Gottheit sein. Sie sind vielleicht als Amulette getragen worden*).

Wohnstätten aus der älteren und der jüngeren Bronzezeit sind in unserem Gebiete bisher so gut wie garnicht untersucht worden. Bei Ditzen ist immerhin eine Anzahl Abfallgruben entdeckt worden, die vornehmlich Tonscherben enthielten**). Wir wissen aber aus den Ergebnissen der Forschung in den Nachbargebieten, daß die Bronzezeitleute wie die Steinaltermenschen in erster Linie Ackerbauer und Viehzüchter waren, und daß sie in geschlossenen Dorfschaften beisammen wohnten***). Jetzt erst wurde, wie es scheint, die Pferdezucht in größerem Umfange betrieben. Das Pferd trug den Reiter in den Kampf und wurde vor den Wagen gespannt, aber nicht vor den Pflug†), der etwa um den Beginn der Bronzezeit eingeführt wurde. Wohnstätten



Abb. 33. Abfallgrube aus der jüngeren Bronzezeit. Ditzen, Kr. Ülzen. 1/40.

Auf Ödland und in Wäldern bemerkt man recht häufig deutliche Anzeichen alten Ackerbaues. Es sind die sog. Hochäcker, Beete von oftmals mehreren hundert Metern Länge, bis etwa 15 m Breite und 1/2—2/3 m Höhe (Abb. 34). Ständig liegen zahlreiche Beete nebeneinander, und ihre oft nur dem geschulten Auge sichtbaren Wellen überziehen nicht selten die Hänge von Heidehügeln und flachen Sandflächen oder andere Böden, die heute für den Ackerbau nur mit Hilfe der modernen Düngung oder selbst dann nicht wieder zu gewinnen sind. Da die Hochäcker häufig weit entfernt von den heutigen Dörfern liegen und auch sonst nicht selten an Stellen liegen, wo seit Menschengedenken kein Ackerbau getrieben wird, darf man annehmen, daß diese Beetanlagen vielfach recht alt sind. Ob sie aber wirklich aus dem Altertume herrühren und nicht samt und sonders dem Mittelalter oder noch jüngerer Zeit angehören, ist eine strittige Frage. Zahlreiche Forscher haben sich der ersteren Annahme angeschlossen. Bei Jastorf lagen Urnengräber der frühen vorchristlichen Eisenzeit in Hochackerbeeten, so daß diese älter sein müssen als die Gräber, um wieviel läßt sich nicht sagen. Sie können der älteren Eisenzeit, aber auch noch der vorangehenden Bronzezeit angehören††). Hochäcker

Der ausgezeichnete schwedische Vorgeschichtsforscher Oskar Montelius hat die gesamte Bronzezeit in sechs Perioden gegliedert†††). Von diesen fallen drei in das reine Bronzealter, in die ältere Bronzezeit, die drei übrigen in die jüngere Bronzezeit. Die sechste Stufe ist die Übergangsstufe Perioden

---

*) G. Kossinna. Vorgeschichtlicher Handel in Mitteleuropa. Mannus, 1. Ergänzungsband. Würzburg 1910.

**) G. Schwantes. Wohnstätten der Bronzezeit und eisenzeitliche Schmelzgruben. Lüneburger Museumsblätter Heft 8, 1912.

***) J. Hoops, a. a. O.

†) S. Müller, a. a. O.

††) G. Schwantes. Die ältesten Urnenfriedhöfe bei Ülzen und Lüneburg. Die Urnenfriedhöfe in Niedersachsen Bd. 1. Hannover 1911.

†††) O. Montelius. Om tidbestämning inom Brousåldern. Stockholm 1185.

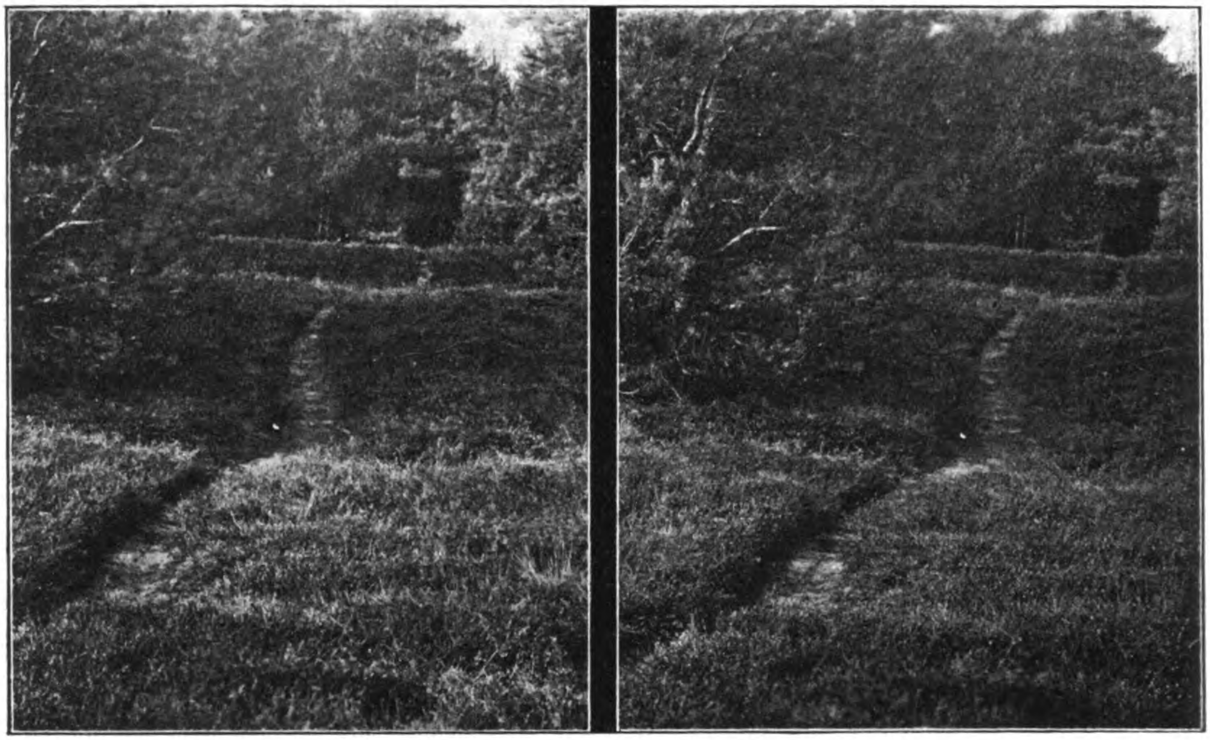


Abb. 34. Stereoskopische Aufnahme von Hochäckern bei Jastorf, Kr. Ülzen.
(Aus: „Die Urnenfriedhöfe in Niedersachsen". Bd. 1. Hannover 1911.)

von der Bronze- zur Eisenzeit. Wir rechnen sie im folgenden zum Eisenalter, so daß wir für die Bronzezeit nur fünf Stufen annehmen:

1. Periode	......	2000—1700	Ältere Bronzezeit.
2. „	....	1700—1400	
3. „	....	1400—1200	
4. „	....	1200—1000	Jüngere Bronzezeit.
5. „	....	1000— 800	

Kulturkreise des Bronzealters.

Im Bronzealter lassen sich in Deutschland drei Kulturkreise von einander scheiden, die nicht nur in der Form und Verzierung der Grabbeigaben, sondern auch durch die Bestattungssitten von einander abweichen. Zunächst der ostdeutsche Kreis, dessen Hauptgebiet bereits oben angedeutet wurde. Dann der süddeutsche und endlich der norddeutsche Kreis im mittleren und westlichen Norddeutschland, der mit der südskandinavischen Zone eine Einheit bildet, die man den nordischen Kreis nennen kann. Diesen Kulturunterschieden werden aller Wahrscheinlichkeit nach auch Unterschiede im Volkstum entsprechen. Während die Nationalität der Völker der süd- und ostdeutschen Kultur zu den strittigen Problemen gehört — G. Kossinna hält erstere für Kelten, letztere neuerdings für Illyrer*) —, darf man mit großer Bestimmtheit behaupten,

*) G. Kossinna. Zur älteren Bronzezeit Mitteleuropas. Mannus, Bd. 4. Würzburg 1912.

daß die nordische Kultur germanisch war. Die Gründe dafür sind bei der Besprechung der Steinzeit bereits angedeutet.

Volkstum der Bronzealterleute

Den Bildungsherd des germanischen Volkes haben die Vorgeschichtsforscher früher vielfach in Skandinavien und Norddeutschland vermutet (so O. Montelius). Nach einer neuerdings von G. Kossinna aufgestellten Lehre wäre nun Skandinavien samt der Kimbrischen Halbinsel das Stammland der Germanen*). Von hier rückten sie in das Gebiet ein, das die nordwestdeutschen Steinzeitleute bereits vor dem Beginn der Bronzezeit verlassen hatten und das während eines langen Zeitraumes der sehr lang dauernden ersten Bronzealterperiode nach dem Zeugnis der Funde von Menschen entblößt war. Am Einfallstor in ihre späteren norddeutschen Wohnsitze trafen sie auf einen großen Strom, den sie nach heimisch skandinavischer Sitte Elf, Elbe nannten. In Deutschland erfüllten sie bereits in der älteren Bronzezeit ein Dreieck, dessen Spitze am Harz liegt und dessen Basis die norddeutsche Küste von der Ems bis etwa zur Odermündung bildet.

Allgemeiner Stand der Kultur

Daß die Germanen der Bronzezeit eine höchst achtbare Kulturhöhe erklommen hatten, ist bereits früher angedeutet. Ihren Gipfel erreicht diese Kultur in der zweiten Periode. Die Bronzen dieser Zeit übertreffen im Geschmack und in der technischen Fertigkeit alle gleichzeitigen Bronzearbeiten der übrigen europäischen Länder.

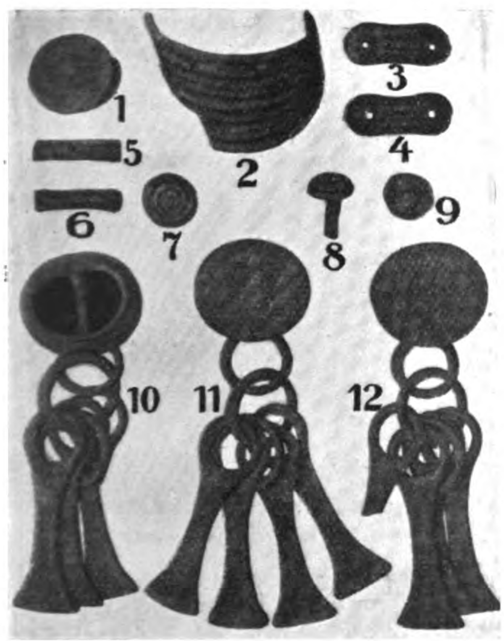


Abb. 35. Der Fund von Daensen, Kr. Harburg. Museum Harburg. 1/2. 1, 10, 11 u. 12 Bronzeknäufe, die auf die Enden der Langhölzer des Klappstuhls gesetzt waren. 3—6 weitere Beschlagteile des Stuhles, Bronze mit Goldbelag. 7—9 Nägel von Bronze mit vergoldeten Köpfen. 2 bronzenes Armband.

Das Leben der germanischen Edlen jener Zeit läßt sich in wesentlichen Punkten mit dem der homerischen Helden vergleichen. Im Norden wie im Süden zog man mit dem Kriegswagen in den Kampf, und Flotten stark bemannter, durch Ruder bewegter Schiffe beherrschten die nördlichen Meere (Abb. 40). Die sorgfältige Bestattung der vornehmen Frauen bezeugt, daß man in der germanischen Welt bereits damals dem Weibe mit hoher Achtung begegnete.

Daß man auch in anderen Stoffen als Metall vorzüglich zu arbeiten wußte, beweisen z. B. die hölzernen Klappstühle mit Ledersitz, von deren einem die Metallteile in einem der wichtigsten Grabfunde der zweiten Bronzealterperiode

*) G. Kossinna. Die Herkunft der Germanen. Würzburg 1911.

Hannovers vorliegen. Es ist der Fund von Daensen im Landkreise Harburg, den das Museum in Harburg bewahrt. Die Sachen lagen nach dem Berichte von Theodor Benecke in einem großen Hügelgrabe von 30 m Durchmesser und 1 1/2 m Höhe, dem Backelsberge, etwa 1/2 m tief. Außer einem Armbande enthält der Fund, wie es scheint, nur Metallteile eines Klappstuhles, und zwar drei der mit Klapperblechen geschmückten

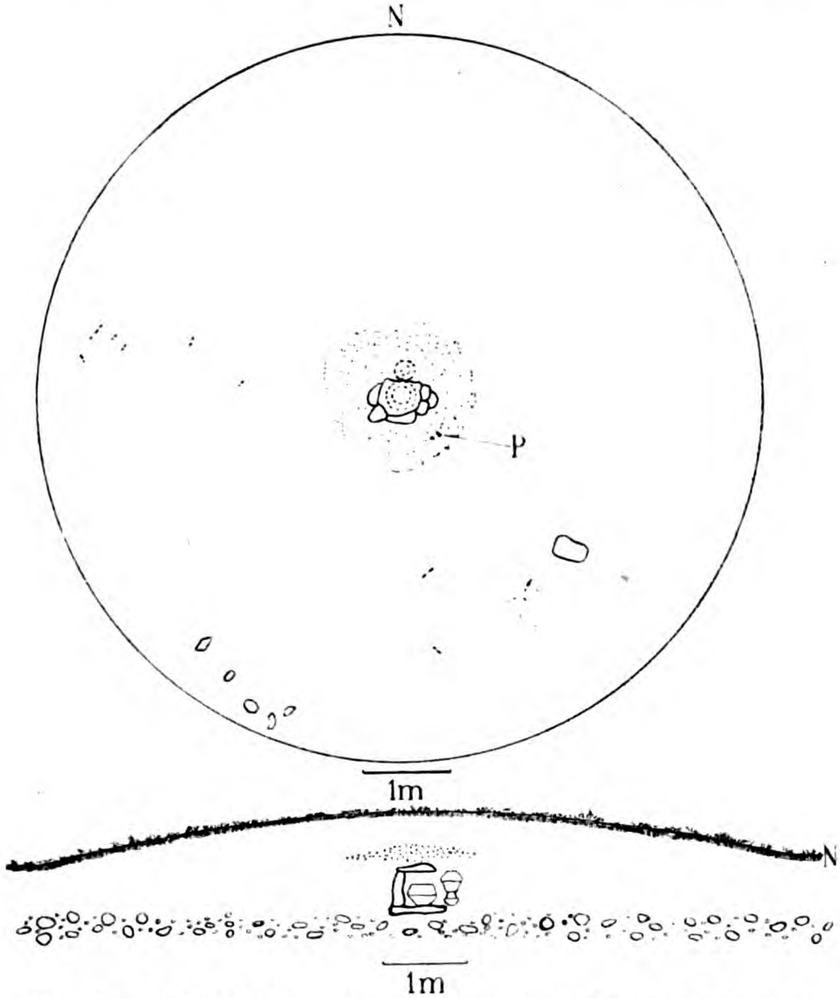


Abb. 36. Grabhügel der jüngeren Bronzezeit, Beverbeck (Kr. Ülzen).
(Aus: „Die Urnenfriedhöfe in Niedersachsen". Ausgegraben von H. Meyer-Haarstorf.)

Endknäufe der beiden oberen Stäbe, zwischen denen das Sitzleder befestigt war, einige kleinere Beschlagteile von Bronze, die mit Goldblech belegt sind, mehrere Nägel mit vergoldeten Köpfen und einen kleineren Hohlkörper, der vielleicht an den Querstangen des Fußes angebracht war*). Der Fund ist leider nicht vollständig. Ein Teil wurde erst geraume Zeit nach der Entdeckung dem Harburger Museum geschenkt, während sich der Rest im Privatbesitz des Gemeindevorstehers Eickhoff zu Daensen befindet.

*) F. Knorr. Klappstühle aus Gräbern der Bronzezeit. Jahresbericht des Anthropologischen Vereins in Schleswig-Holstein 1900.

Die jüngere Bronzezeit (1200—800 v. Chr.)

In den letzten Jahrhunderten des 2. Jahrtausends erscheint in Südeuropa zuerst das Eisen. In Süddeutschland begann damals die nach dem großen Gräberfelde von Hallstatt im Salzkammergut benannte Periode von Hallstatt, deren erster Abschnitt, wenn man auf das Material das Hauptgewicht legt, noch als Bronzezeit bezeichnet werden kann, während in den drei folgenden Abschnitten das Eisen immer mehr zu dem herrschenden Stoffe wird. Erstes Auftreten des Eisens

Der germanische Norden verhielt sich dem neuen Metall gegenüber recht konservativ. Man hatte ja die gute, stahlharte Bronze, deren Bearbeitung man im Norden meisterhaft beherrschte. Die älteste Hallstattzeit, von 1200 bis um 800 v. Chr. hat bei den Germanen noch so sehr den Charakter einer Bronzezeit, daß man diese Periode allgemein der Bronzezeit angliedert und sie als deren jüngeren Abschnitt bezeichnet, im Gegensatz zum älteren, reinen Bronzealter. Hallstattzeit

Jetzt war der Leichenbrand alleinherrschend. Zwar wurden auch noch Hügelgräber errichtet, aber öfter noch barg man, besonders im jüngeren Abschnitt der Periode, die Knochenrückstände im Erdmantel älterer Hügel, in denen die Gefäße frei oder in Steinmänteln oder Steinkisten stehen. Auch zu ebener Erde setzte man die Gefäße bei, zerstreut und dann oft in der Nähe älterer Grabhügel oder auf regelrechten Urnenfriedhöfen mit zahlreichen, meist nicht sehr weit von einander entfernten Gräbern. Gräber Urnenfriedhöfe

Wir erkennen im Auftreten dieser Urnenfriedhöfe deutlich fremden Einfluß, besonders wohl von seiten der ostdeutschen Kultur, von der man auch die Sitte

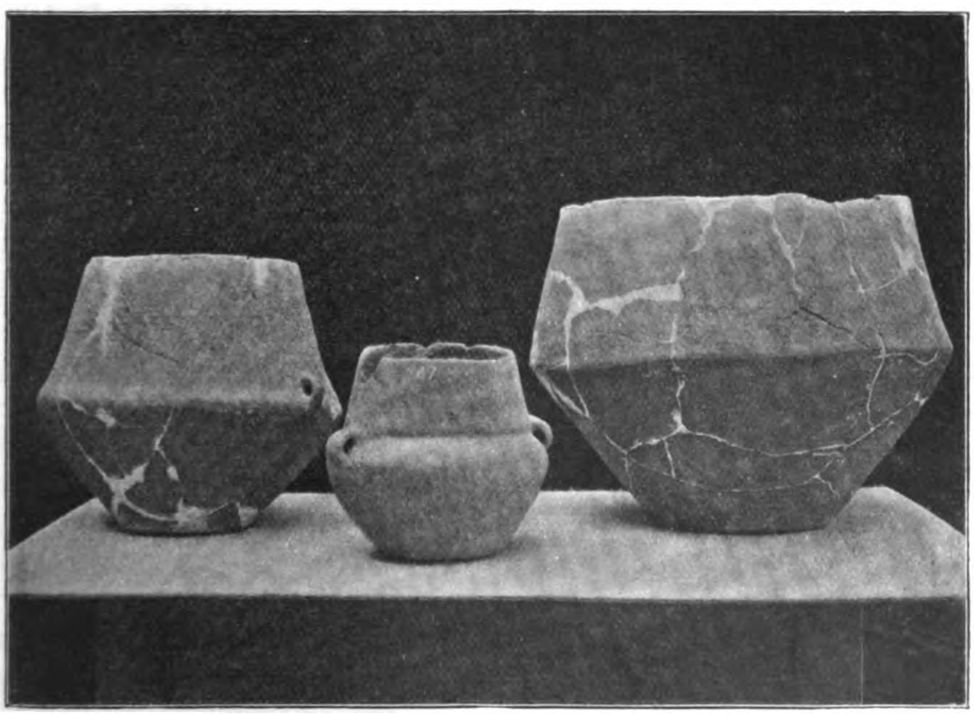


Abb. 37. Tongefäße der jüngeren Bronzezeit aus dem Grabhügel Abb. 36. Etwa 1/5.
(Aus: „Die Urnenfriedhöfe in Niedersachsen".)

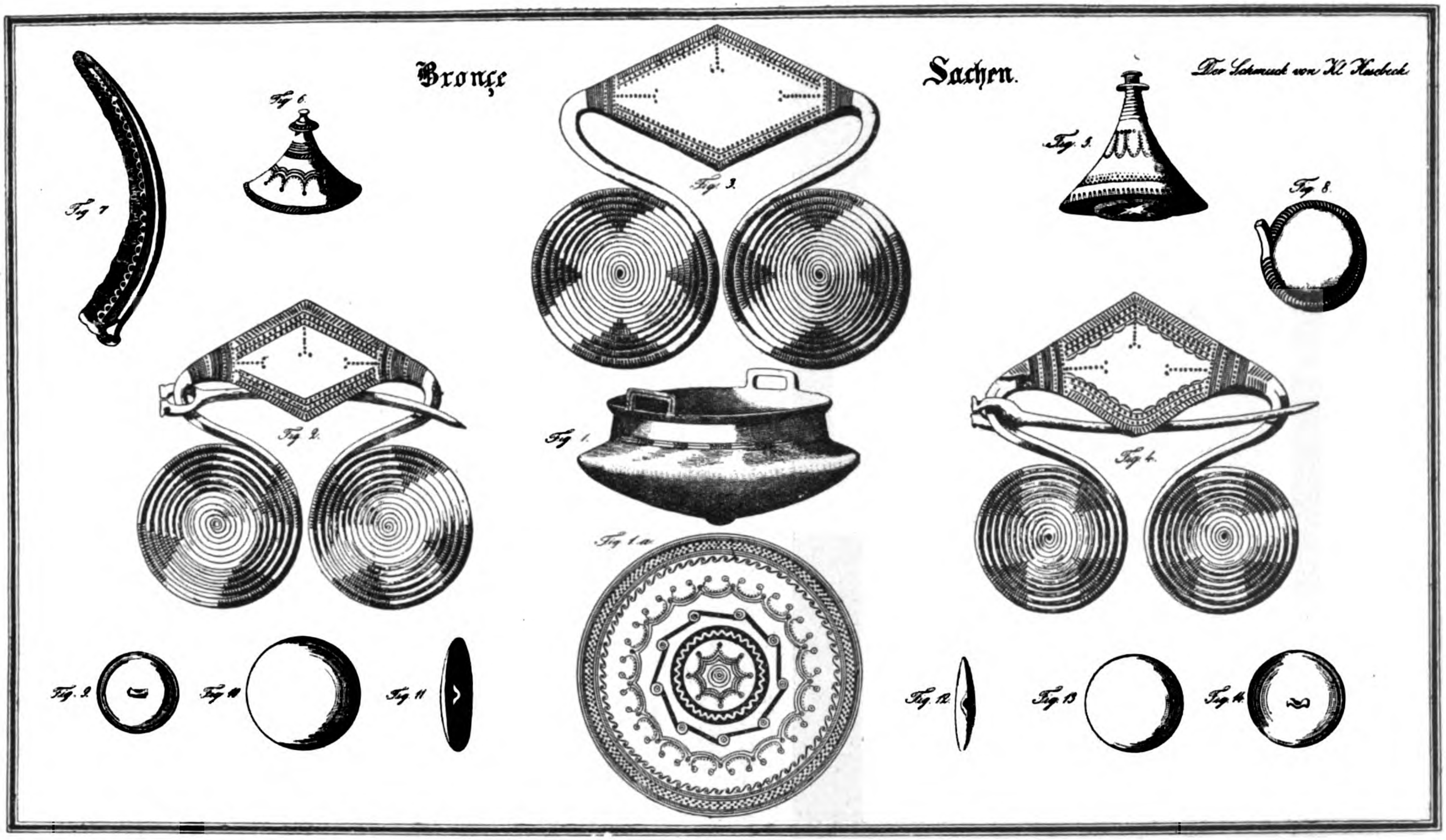


Abb. 38. Der Depotfund von Klein Hesebeck, Kr. Ülzen. Museum Hannover. (C. v. Estorff a. a. O). Jüngere Bronzezeit, älterer Abschnitt (4. Periode, 1200—1000 v. Chr.). 1. Hängebecken. 2.-4. hannoversche Brillenfibeln (Bügelnadeln) jüngerer Form. 5. u. 6. Gürtelschmuck der Frauen. 7. Sichel. 8. Platte einer Bügelnadel. 9.—14. Schmuckplatten. $^{1}/_{4}$ nat. Gr.

übernahm, in oder um das Aschengefäß kleinere Gefäße zu stellen, die ehemals wohl Nahrungsmittel enthielten. Man war aber sparsamer mit diesen Beigefäßen als in Ostdeutschland; denn in der Regel findet man bei uns nur eins, während dort bis fünfzig größere und kleinere Töpfe, Näpfe, Schalen, Tassen und andere meist kleine und zierliche Tonsachen die Knochenurne umgeben. Einfluß Ostdeutschlands.

Die Tongefäße, die jetzt in größerer Anzahl als früher in den Funden hervortreten, sind zumeist schlicht und unverziert. Die beiden häufigsten Formen sind doppelkegelförmige Gefäße und bauchige Töpfe mit hohem Hals. Tongefäße.

Wohl der schönste aller Bronzealterfunde aus unserem Regierungsbezirk ist der der vierten Periode angehörende Fund von Kl. Hesebeck bei Ülzen, der in der Estorffschen Sammlung im Provinzialmuseum in Hannover aufbewahrt wird*). v. Estorff berichtet über die Entdeckung folgendes: „Im Sommer 1840 wurde mir durch den Tierarzt und Hufschmied Niebuhr zu Ülzen die gefällige Mitteilung, daß verschiedene wertvolle altertümliche Gegenstände ganz kürzlich durch den Ackerbauer Klinge, im obengenannten Dorfe (Kl. Hesebeck) wohnhaft, gefunden seien. Ich begab mich sofort an Ort und Stelle, und es ergab sich, nach Vernehmung der betreffenden Personen, folgendes Faktum: Ein sehr bedeutender Granitblock, welcher auf dem Lande des genannten Ackerwirtes und vom Dorfe und vom Röbbelbache am Abhange des rechten Talrandes einige hundert Schritte entfernt lag, war von zwei Maurergesellen aus Jastorf gesprengt, und dabei wurden in geringer Tiefe unter demselben, nicht weit vom Rande entfernt, jene Anticaglien neben einander liegend aufgefunden. ——— Die Finder wollen weder Knochen, noch Asche und Kohlen, noch Tongefäße in der Nähe bemerkt haben." Der Fund, von dem v. Estorff mit Recht bemerkt, daß er zu den bemerkenswertesten gehört, die je in Norddeutschland vorgekommen sind, ist ein sog. Versteck- oder Depotfund. Depotfunde kennen wir bereits aus der Steinzeit. So wurden in Jastorf vor etlichen Jahren im Moore zwei nebeneinander liegende, aus gleichartigem Stein verfertigte Beile gefunden, und Der Depotfund von Kl. Hesebeck als Beispiel eines Fundes der 4. Periode.

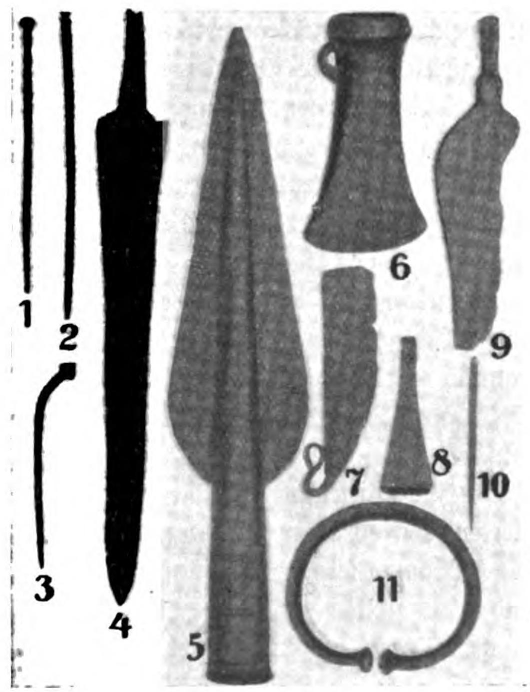


Abb. 39.
Funde der jüngeren Bronzezeit.
Museum Lüneburg.
1—3 Nadeln. 4 Dolch. 5 Lanzenspitze. 6 Hohlbeil. 7 Rasiermesser. 8 Zange. 9 Messer. 10 Pfriem oder Tätowierstift. 11 Armring.

*) v. Estorff a. a. O.

zwar unter Umständen, daß an ein Grab nicht zu denken ist. Andere Depotfunde sind, wie der von Kl. Hesebeck, unter großen Steinen angetroffen, wieder andere in Tongefäßen usw. Eine genaue Untersuchung der in Norddeutschland und Skandinavien gehobenen Versteckfunde hat ergeben, daß wohl die Mehrzahl derselben als Opferspenden für die Götter anzusehen sind. Viele dieser Spenden sind auf Mooren niedergelegt, wo sie dann später vom Moosrasen überwuchert wurden und daher heute meistens in größerer Tiefe im Torfe liegen. Einige mögen auch in Zeiten der Gefahr von dem Besitzer in der Absicht verborgen worden sein, die Gegenstände später wieder in Besitz zu nehmen.



Abb. 40. Rasiermesser mit der stilistischen Darstellung eines bemannten Schiffes. 1/1. (Müller-Reimers, vor- und frühgeschichtliche Altertümer der Provinz Hannover.)

Der Fund von Kl. Hesebeck enthält als schönstes Stück eines jener prächtigen, mit unerhörter Fertigkeit aus Bronze oftmals papierdünn gegossenen Hängebecken, wie sie besonders aus der jüngeren Bronzezeit überall im altgermanischen Kulturkreise nicht selten angetroffen werden. Gerade die Form und besonders die Verzierung dieser Becken zeigt uns eindringlich genug, bis zu welchem bemerkenswerten Grade feinen künstlerischen Empfindens unsere Vorfahren in der Bronzezeit gelangt waren. Welchem Zwecke die schönen Hängebecken dienten, ist nicht bestimmt zu ermitteln. Vielleicht waren sie im Besitze vornehmer Frauen, denen sie zum Aufbewahren der Kostbarkeiten dienten. Auf Frauenschmuck deutet auch ein anderes Stück des Kl. Hesebecker Fundes, der Zierart Fig. 5, der vorn auf dem Gürtel befestigt war. In v. Estorffs Besitz ist noch ein ähnlicher, aber nicht so reicher Fund gekommen, der wohl auch als Versteckfund zu deuten ist. Er enthielt zwei Hängebecken, drei große Fibeln und einen Halskragen. Letzterer stammt wieder von einem Frauenschmuck. Dieser Fund wurde auf dem Volk oder Vold bei Dörmte (Amt Oldenstadt) zufällig von Schweinen ausgewühlt.

Funde der 5. Periode

Im Gegensatz zu diesem prächtigen und ähnlichen Funden aus der vierten Periode der Bronzezeit stehen die Funde aus dem letzten Abschnitte des Bronzealters, der fünften Periode. Die Aschenurnen dieser Epoche sind nur selten in meist wenig umfangreichen eigenen Hügeln beigesetzt, in der Regel im Erdmantel älterer Gräber oder in flacher Erde. Sie sind äußerst arm an Beigaben. Sehr viele enthalten gar keine Spenden, einige eine Bronzenadel oder das Stück einer solchen, eine Bartzange nebst Rasiermesser oder nur eines dieser Geräte, auch wohl das Bruchstück eines Ringes oder gar nur ein Stückchen zusammengeschmolzener Bronze (Abb. 39). Selbst größere Urnenfelder ergaben nur Gefäße und Knochenreste. Wir wissen aber aus den Funden der benachbarten Gebiete, daß diese Schlußperiode des Bronzealters einen bedeutenden Reichtum entfaltete. Wenn dieser bei uns nicht

hervortritt, so ist dies lediglich eine Folge der veränderten Begräbnisbräuche, die schon sehr auf die Folgezeit, das älteste Eisenalter mit seinen überaus ärmlich ausgestatteten Gräbern hindeuten.

Die vorrömische Eisenzeit (800 v. Chr. bis Chr. Geb.).

Die Kultur der jüngeren Bronzezeit hatte bereits mancherlei Bestandteile der südlichen Hallstattkultur in sich aufgenommen. Aber erst zu der Zeit, da im Süden das Eisen bereits allgemeinste Verwendung fand als Material für Geräte und Waffen und die Bronze mehr die Stelle eines Schmuckmetalles übernahm, tritt das Eisen im germanischen Kreise so sehr hervor, daß man von einer Eisenzeit sprechen kann. Die ältesten Abschnitte derselben stehen unter dem Einfluß der beiden jüngsten Abschnitte der Hallstattkultur. Mancherlei Anzeichen sprechen aber dafür, daß diese Einflüsse weniger vom Zentrum der deutschen Hallstattkultur, den oberen Donau- und Rheinländern, als von Gebieten ausgingen, die mehr südöstlich von uns liegen*). Einfluß der Hallstattkultur

Sehr früh scheint man bei uns das Eisen im Lande selbst gewonnen zu haben. Bei Oitzmühle wurden Feuerstätten mit Eisenschlacken und vorgeschichtlichen Scherben gefunden, die auf einen sehr alten Abschnitt der Eisenzeit deuten**). Die Fundumstände sind derart, daß an der Gleichzeitigkeit der Schlacken- und Scherben nicht zu zweifeln ist. „Die Gruben enthielten neben reichlichen Kohleresten und etwas Wandbewurf nur zerschlagene Schlackenstücke und alteisenzeitliche Gefäßscherben. Das zur Verhüttung benutzte Erz war, wie die Analyse ergab, Raseneisenstein. Da sich keinerlei Reste eines noch so primitiven Schmelzofens vorfanden, wird man die Verhüttung des Eisens wohl in den Gruben selbst vorgenommen haben, und das auf eine Weise, wie man sie aus Reiseberichten von manchen Negerstämmen Afrikas kennt. Geradezu vortrefflich paßt auf die Oitzener Schlackengruben der Bericht Russeggers über die Eisengewinnung in Kordofan (Beck, Gesch. d. Eisens, S. 98 u. f.): „Um die Erze zu schmelzen, machen die Eingeborenen im Sande kleine kegelförmige Gruben, mit der Spitze nach unten. Ist nun eine solche Grube mit einem Gemenge von Holzkohlen und zerkleinertem Erz gefüllt, so wird noch ein Haufen Kohlen darauf geschüttet und Feuer eingetragen. Die Düsen eines Blasebalges werden am Rande in die Grube eingesetzt, und man beginnt mit dem Blasen. Nach einer Stunde beginnt die Masse, sich zu setzen und zusammenzusintern. In dem Verhältnisse, wie dies geschieht, werden von neuem Erz und Kohlen nachgetragen. Ungefähr nach zehn Stunden ist der größte Teil des leichtflüssigen Raseneisensteins geschmolzen und die Grube ziemlich angefüllt mit verschlackter Masse. Man nimmt nun Blasebalg und Eisengewinnung

*) G. Schwantes. Der Urnenfriedhof von Jastorf. Jahrbuch des Provinzialmuseums Hannover 1904.

Derselbe. Die Gräber der ältesten Eisenzeit im östlichen Hannover. Prähistorische Zeitschr. 1909.

F. Knorr. Urnenfriedhöfe der älteren Eisenzeit in Schleswig-Holstein. Kiel 1910.

**) G. Schwantes, a. a. O.

Düse weg, räumt das Feuer ab und läßt die Masse abkühlen. Das Resultat dieser ersten Schmelzung sind ungeflossene, zusammengebackene Erze, welche man für eine zweite Schmelzung beiseite legt, und Schlacken. Diese sind zweierlei, die oberen sind schwarz, schwer, von dichtem Bruch und eisenreich; sie werden als unbrauchbar fortgeworfen. Die unteren sind ebenfalls schwarz und schwer, aber mehr porös, stellenweise glasig und mit Körnern von reduziertem Eisen, mitunter von bedeutender Größe, vermengt. Letztere werden nochmals verschmolzen. Diese zweite Schmelzung der metallisches Eisen enthaltenden Schlacken und der gebackenen Erze wird in derselben Grube, mit demselben Gebläse und unter denselben Umständen vorgenommen, dauert aber nur ein paar Stunden.

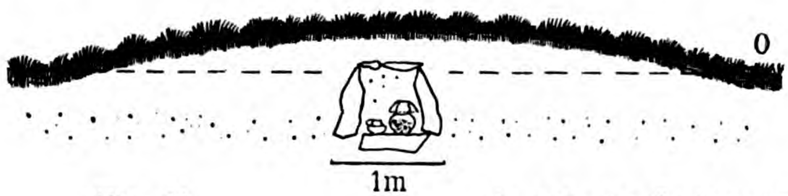


Abb. 41.
Grabhügel von Wessenstedt mit Steinkiste.



In dieser die Graburne und ein Beigefäß. (Aus: Die Urnenfriedhöfe in Niedersachsen.)

Hierbei erhält man zu oberst eine dichte, ebenfalls sehr eisenreiche Schlacke, welche sichtbar mit metallischem Eisen gemengt ist und wieder zur Verschmelzung kommt, zu unterst, als Resultat des langwierigen Prozesses, einen graupigen, von Schlacken mehr oder weniger durchdrungenen Eisenkönig. Letzterer wird mühsam mit eisernen Keulen zerschlagen, die Schlacke möglichst ausgeschieden und das Eisen ohne weitere Behandlung den Schmieden als weiches, gares Eisen verkauft"*). Der Raseneisenstein wird in sumpfigen Gegenden gefunden und heißt daher auch Sumpferz. Vielleicht hat die Niederung der Wipperau, an deren Rande die Schmelzstätten liegen, das Erz geliefert. Daß im Altertume und auch wohl noch im Mittelalter vielfach bei uns Eisen aus Rasenerz gewonnen wurde, wird durch die zahlreichen Funde von Schlacken an verschiedenen Orten bewiesen.

Stufe von Wessenstedt (800—600)

Der starke Einfluß der ostdeutschen Kultur tritt an den Funden von dem ältesten eisenzeitlichen Grabfelde von Wessenstedt, das von H. Meyer-Haarstorf untersucht wurde, mit aller Deutlichkeit hervor**). Die Mehrzahl der Gräber hierselbst lag in kleinen Hügeln (Abb. 41). Die Graburnen standen einzeln, seltener zu mehreren in regelrechten kleinen Steinkisten oder auch frei in der Erde. Einige Gräber waren auch Flachgräber ohne Hügel. Von den sehr spärlichen Beigaben sind vor allem die Nadeln mit schwanenhalsartig gebogenem Kopf, die sog. Schwanenhalsnadeln, echte Vertreter des frühesten Eisenzeitalters.

*) K. Schwantes. Wohnstätten der Bronzezeit und eisenzeitliche Schmelzgruben. Lüneburger Museumsblätter Heft 8, 1912.

**) H. Meyer-Haarstorf. Hügelgräber auf dem Brombarge in der Heide des Hofbesitzers Groß-Hahn, Wessenstedt, Kreis Ülzen. Nachrichten üb. deutsche Altertumsfunde 1897.

Aber auch die reich vertretenen Erzeugnisse der Töpferei verraten eine jüngere Zeit (Abb. 42—47), vor allem die bauchigen Vasen und Krüge mit hohem Hals, dessen Rand schwach nach außen gebogen ist, ohne scharf abzusetzen (Abb. 46, 47). Diese neuen Formen sind von den östlichen Nachbarn entlehnt. Die Verzierung der Gefäße deutet ebenfalls in jene Richtung. Die ostdeutsche Kultur bevorzugte von jeher eine Verzierung der Gefäße mit horizontalen Bändern von Furchen; außerdem war dort in der späteren und spätesten Zeit dieser Kultur, die um

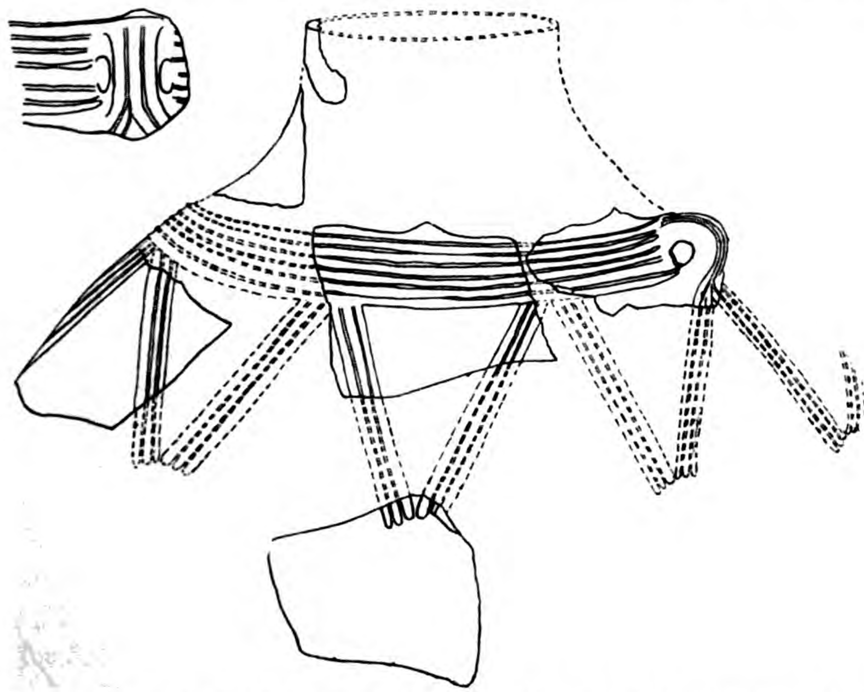


Abb. 42. Scherben eines Tongefäßes mit Verzierung, die übliche Verzierung der Tongemälde der ostdeutschen Kultur nachahmt. $^1/_2$.
(Aus: „Die Urnenfriedhöfe in Niedersachsen".)

500 v. Chr. wohl infolge der Auswanderung ihrer Träger verschwindet, das Zickzackband eines der beliebtesten Topfornamente. (Abb. 42) Sowohl Furchen als auch Zickzackband, ebenso die gleichfalls im Osten sehr beliebten flachen Tupfen erscheinen auf den Wessenstedter Gefäßen, die wohl noch durchweg dem achten vorchristlichen Jahrhundert angehören.

Etwas jünger ist ein Fund, den M. M. Lienau bei Deutsch- Stufe von
Evern gehoben hat*). Auch hier standen die Urnen nach Bronzealterbrauch Jastorf
noch in flachen Hügeln. Sie waren mit Steinen umsetzt. Unter den äußerst (600—300)
spärlichen Metallbeigaben fehlen die Schwanenhalsnadeln bereits, und es erscheint schon eine Nadelform, die eine Vereinfachung der Schwanenhalsnadel darstellt. Es ist die Kropfnadel, mit einfacher Ausbiegung am oberen Ende. Der Kropfnadel war eine lange Lebensdauer beschieden. Sie begleitet die vorrömischen Eisenalterfunde bis ins zweite, ja in einem verspäteten Stück

*) M. M. Lienau. Grabhügel mit Eisenfunden bei Deutsch-Evern, Landkreis Lüneburg. Die Urnenfriedhöfe in Niedersachsen, Bd. 1. Hannover 1911.

vielleicht noch bis ins erste Jahrhundert v. Chr. hinein. Die zahlreichen Abänderungen, die sie während dieser langen Zeit erfuhr, sind vielfach wichtig für die Erkennung des Alters der Funde, in denen sie auftreten. Die Gefäße von Deutsch-Evern lassen in Form und Ornament ebenso wie die Wessenstedter den überwiegenden Einfluß der ostdeutschen Töpferkunst erkennen. Horizontale Furchen, das Zickzackband und Tupfen sind auch hier die bevorzugten Elemente der Ornamentik. Das Grabfeld wird etwa ins 7. Jahrhundert zu setzen sein.

Stufe von Jastorf (600—300).

Aus der nun folgenden Zeit, dem 6.—4. Jahrhundert haben wir eine große Menge von Funden. Während dieser Periode muß unsere Heimat

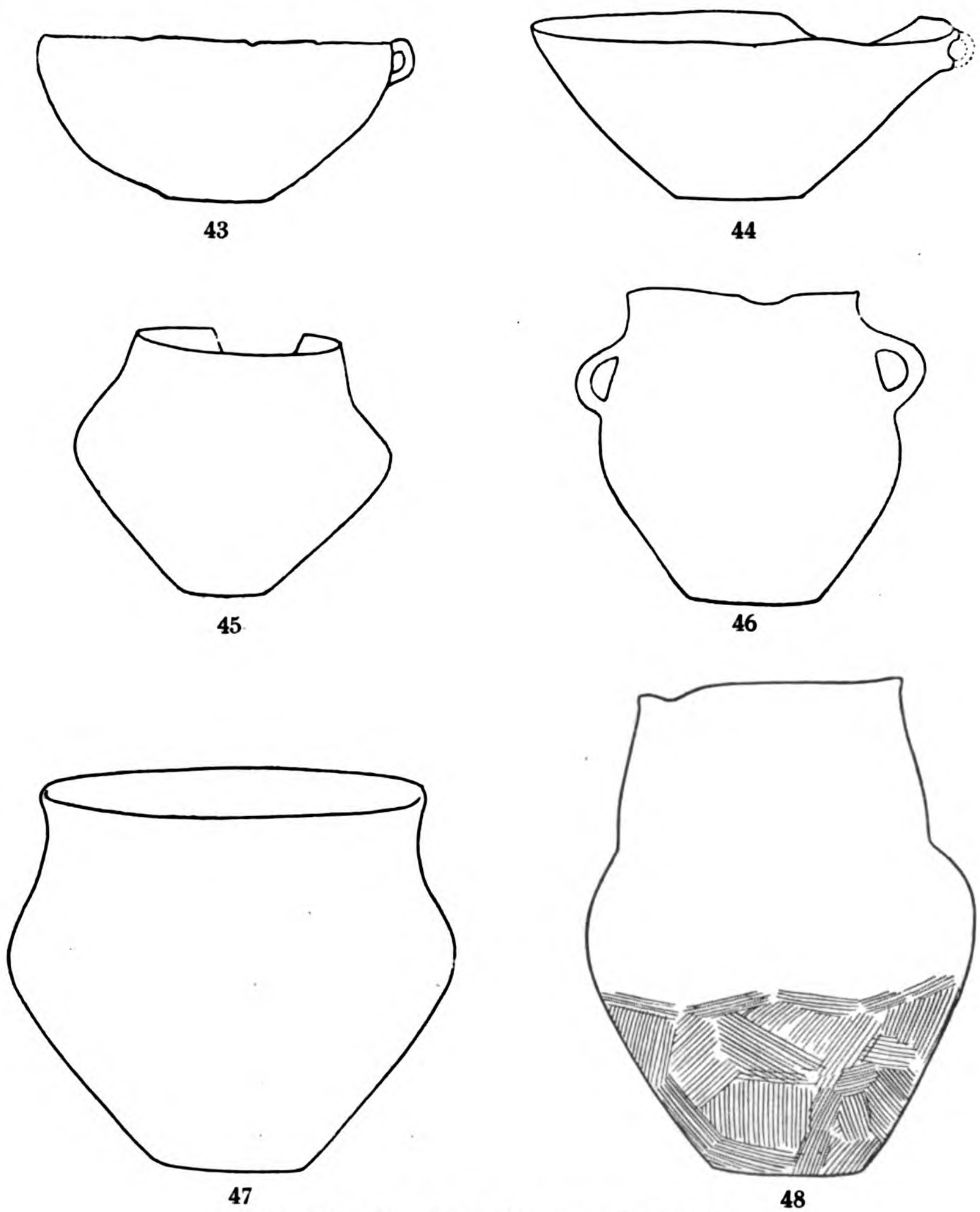


Abb. 43—48. Tongefäße von Wessenstedt.

(Aus: „Die Urnenfriedhöfe in Niedersachsen".)

außerordentlich dicht bevölkert gewesen sein; denn fast bei jedem Orte findet sich ein Begräbnisplatz, wenn nicht mehrere. Es sind kleinere oder größere Urnenfriedhöfe, deren Gefäße fast immer in Steinen verpackt und mit flachen Steinen oder Schalen bedeckt sind (Abb. 49—50). Die Urnen sind in der Regel entweder die uns bereits von früher wohlbekannten weitbauchigen Vasen mit hohem Hals oder tonnenförmige, plumpe Töpfe mit zwei großen Henkeln. Auch diese letztere Form ist bereits bei Wessenstedt gefunden und wohl von der ostdeutschen Kultur entlehnt. Die Tongefäße unterscheiden sich jedoch von ihren älteren Verwandten nicht nur in der Form, sondern ganz besonders durch eine andere Behandlung der Oberfläche. Das einförmige Gelbgrau, zumal der Wessenstedter Töpfe, weicht vielfach rötlichen, bräunlichen, sepiafarbenen, gelben und grauen Tönen. Jetzt treten auch immer häufiger im Rauchfeuer erzeugte glänzend schwarze Oberflächen auf. Die Gefäße sind nur selten verziert. Die Ornamente, Zickzacklinien auf der Schulter und Tupfen sind aus den vorigen Stufen übernommen. Neu ist eine Verzierung durch vertikale glatte Streifen, die mit dem Finger auf der gerauhten Oberfläche erzeugt wurden (Abb. 55). Nicht selten werden diese Streifen von gleichartigen, horizontal gerichteten geschnitten. Es ist dies eine Verzierung, die für die fernere Entwicklung der germanischen Gefäßornamentik von großer Bedeutung werden sollte. Die Beigaben pflegen in den Urnen, wie in früherer Zeit und auch später, oben auf den Knochen zu liegen. Gar nicht selten finden sich kleine Beigefäße. Meistens sind es Täßchen, seltener Pokale oder Schälchen. Unter dem noch etwas spärlichen Metallgerät erscheinen einige charakteristische Formen

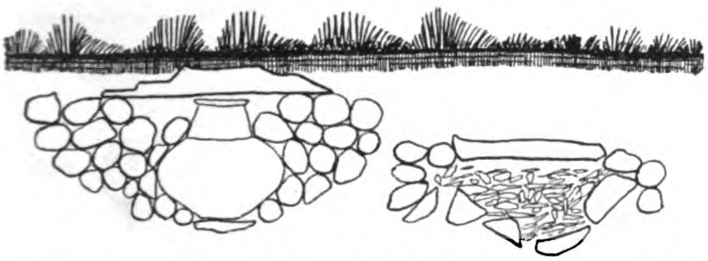


Abb. 49. Urne und Knochenlager der Stufe von Jastorf.
Heitbrack, Kr. Ülzen.
(Aus: „Die Urnenfriedhöfe in Niedersachsen".)



Abb. 50. Urne der Stufe von Jastorf in Steinsetzung.
Von M. M. Lienau bei Harmstorf, Kr. Bleckede ausgegraben. Nach einer Aufnahme des Finders. Museum Lüneburg.

immer wieder. Da sind zunächst in großer Menge Kropfnadeln mit verschiedener Gestaltung des Kopfes (Abb. 59). Häufig ist auch eine lange, gerade Nadel mit einem aus zwei bronzenen Halbkugeln zusammengesetzten großen hohlen Knauf, die Bombennadel. Ebenso bezeichnend für diese Stufe sind die Gürtelhaken, nach der Art ihrer Befestigung Zungengürtelhaken genannt. Sie werden meistens mit dem Ring



Abb. 51—54. Schalenförmige Gefäße der Stufe von Jastorf.
(Aus: „Die Urnenfriedhöfe in Niedersachsen".)

zusammen gefunden, der am entgegengesetzten Gürtelende befestigt war, und in den der Haken faßte. Die Frauengräber sind in der Regel durch die sogenannten Segelohrringe gekennzeichnet, die, aus dünnem Bronzeblech geformt, einem geblähten Segel ähneln. Auf den Draht sind sehr oft blaue Glasperlen gezogen. Diese Ohrringe müssen oft zu mehreren an einem Ohr getragen



Abb. 55—57.
Tongefäße der Stufe von Jastorf, das Schwinden des Halses zeigend. Gefunden bei Nassau und Jastorf. Museum Hannover.
(Aus: „Die Urnenfriedhöfe in Niedersachsen".)

worden sein, da sie nicht selten in größerer Anzahl — bis zwölf in einer Urne — vorkommen. Die auf diesen Urnenfriedhöfen auftretende Kultur wurzelt in der Hallstattzeit, und ihr Beginn fällt sicher noch mit dem Ausklang des Hallstattzeitalters im Süden zusammen. Bereits früh aber erscheint das der Fremde entlehnte Kulturgut in heimischen Weiterbildungen. Die Stufe umfaßt sicher



Abb. 58. Jüngere Urne der Jastorfstufe von Dahlenburg. Museum Lüneburg.
(Aus: „Die Urnenfriedhöfe in Niedersachsen".)

mehrere Jahrhunderte, wie man aus der Entwicklung der Formen schließen darf. Nach dem großen Urnenfriedhof von Jastorf b. Ülzen, auf dem diese den Westgermanen eigene Kultur bei uns zuerst klar hervortrat, kann man die Gruppe als Jastorfkultur bezeichnen*). Ihre Hauptentwicklungs- und Blütezeit fällt etwa ins 6. und 5. Jahrhundert. Um 500 wurde die Hallstattkultur in Süddeutschland durch eine sehr eigenartige jüngere Kultur abgelöst, die den keltischen Stämmen, die auch große Gebiete Süddeutschlands inne hatten, ihre Entstehung verdankt. Nach einem großen Funde, der bei Marin am Neuenburger See aus einer Untiefe „La Tène" gehoben wurde,

Jastorf- und la Tènekultur

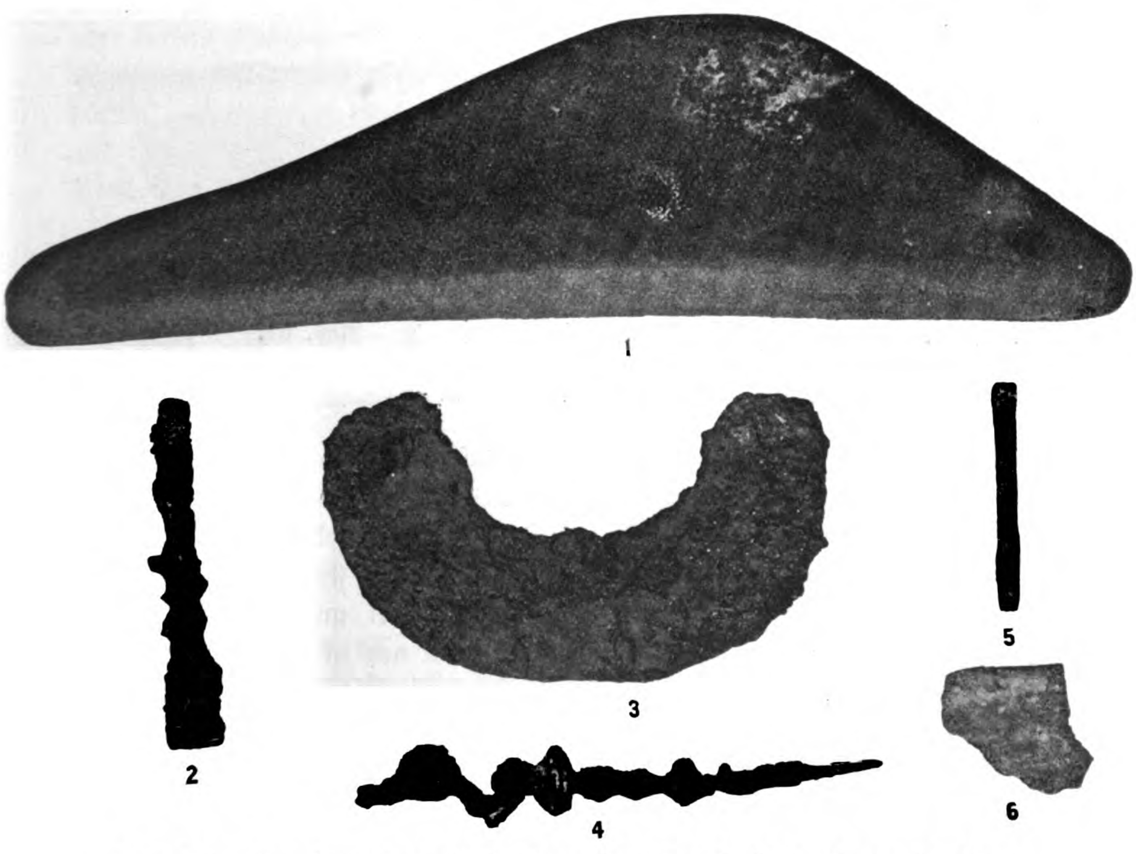


Abb. 59. Beigaben eines Grabes der Stufe von Jastorf. Ditzen, Kr. Ülzen.
(Aus: „Die Urnenfriedhöfe in Niedersachsen".)
1. Schleifstein. 2. Zange. 3. Rasiermesser. 4. Kropfnadel. 5. Zange. 6. Scherbe der Urne. 1/1.
(2 und 3 Eisen. 4 Eisen mit Bronze. 5. Bronze).

*) Die Urnenfriedhöfe in Niedersachsen, Bd. 1. Hannover 1911.

nennt man diese Kultur kurz la Tènekultur. Diese empfing vor allem aus der griechischen Kultur reiche Anregung, und in eigenartiger Weise umgebildete Ornamente und figürlicher Schmuck spielen daher in der keltischen Kunst eine bedeutende Rolle. Mit der la Tènekultur verglichen, ist die gleichzeitige Kultur der Germanen dürftig und phantasiearm. Es hat offenbar längerer Zeit bedurft, bis die la Tènekultur einen merkbaren Einfluß auf die Stämme des nördlichen Germanien ausübte. Er beginnt aber bereits im 4. Jahrhundert, in einer Zeit, da die Jastorfkultur eine Fortentwicklung erfuhr. Auf dem Friedhof von Jastorf treten bereits Gräber auf, die nicht mehr die alten Zungengürtelhaken, sondern eine neue Form mit Querarmen führen (Abb. 64). Auch die Gefäße dieser jüngsten Gräberschicht von Jastorf sind anders. Wir bemerken, daß der hohe Hals der älteren Jastorfer Gefäße jetzt schwindet, und einige der jüngsten Gefäße haben gar keinen Hals mehr. Wo noch ein Rest des Halses vorhanden ist, ist dieser zumeist wulstförmig gestaltet (Abb. 56, 57). Die Verfertiger dieser Gefäße suchten offenbar die Wülste der keltischen Töpfe nachzuahmen, und wir erkennen in dieser an sich recht unscheinbaren Neuerung bereits die ersten Einwirkungen der la Tènekultur, wenn auch nach keltischer

Ältester la Tène-Einfluß

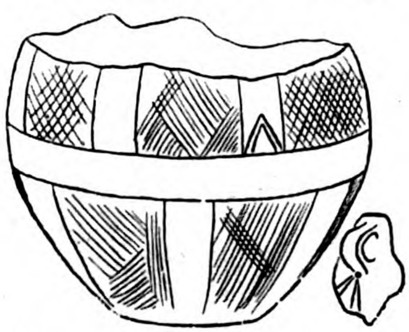


Abb. 60. Verzierte Urne der Jastorfstufe. Heitbrack, Kr. Ülzen.
(Aus: Die Urnenfriedhöfe in Niedersachsen.)

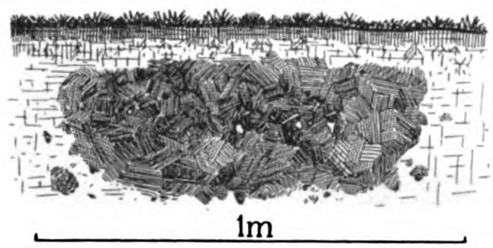


Abb. 61. Brandgrube. Ditzmühle, Kr. Ülzen.
(Aus: Die Urnenfriedhöfe in Niedersachsen.)

Art geformte Metallsachen in den jüngsten Jastorfer Gräbern noch fehlen und auch in gleichzeitigen Gräbern anderer Friedhöfe unserer Gegend und der Nachbarländer nur sehr selten sind. Die großen Friedhöfe nach Art des Jastorfer Urnenfeldes brechen mit diesen jüngsten, stilistisch bereits einer neuen Zeit angehörenden Gräbern ab, nicht nur bei uns, sondern auch in Westholstein; die Ursache dieser Erscheinung kann nur in einer Abwanderung der Bewohner liegen, die vielleicht durch die starke Übervölkerung, die durch die gewaltige Zahl der Gräberfelder nachgewiesen wird, gezwungen waren, sich neue Wohnsitze zu suchen. Diese Auswanderung muß spätestens um 300 v. Chr. vor sich gegangen sein.

Auswanderung

Stufe von Ripdorf (300—150)

Die neuen Ansiedler waren natürlich wieder Germanen. Woher sie gekommen sind, läßt sich mit Sicherheit noch nicht erschließen. Da ihre Kultur aber stark keltisch gefärbt ist, könnten sie aus Gebieten gekommen sein, die den keltischen Ländern näher lagen. Vielleicht kamen sie aus der Altmark, da hier die eigenartige germanisch-keltische Mischkultur, wie sie auf den Fried-

höfen des 3. und 2. Jahrhunderts bei uns auftritt, in hoher Blüte stand. Nach dem Urnenfriedhof von Ripdorf bei Ülzen, den der Engländer **Kemble** ausgegraben hat*), und auf dem die Kultur dieser Stufe zuerst erschien, kann man die Gruppe als **Ripdorfgruppe** bezeichnen. Eine neue Erscheinung dieser Gräberfelder sind die sog. Brandgruben. Die gesamten Rückstände vom Scheiterhaufen wurden mitsamt Asche und Kohlen zusammen gescharrt und in eine Grube geschüttet (Abb. 61). Daneben finden sich Urnengräber. Sehr häufig liegen in den jetzt meistens ohne Steinschutz im Boden stehenden Urnen Sicherheitsnadeln (lateinisch Fibeln) von echt keltischer Form. Diese Geräte, die unsern neuzeitlichen Sicherheitsnadeln in der Konstruktion völlig gleichen, sind aber bereits wieder germanische Nachbildungen keltischer Originale (Abb. 62, 63). Auch das Wahrzeichen der keltischen Krieger, ein schwerer Halsring mit verdickten pufferförmigen Enden (Torquis) wurde von den Germanen nachgeahmt und getragen. Die alten Segelohrringe kommen nicht mehr vor, an ihre Stelle treten schneckenhausartig gewundene zierliche Ringe, die mit Glasperlen von grünlicher oder bläulicher Farbe behängt sind, die wiederum des öftern mit Spiralen und Augen aus andersfarbigem Glas verziert sind. Neben dem Fremden erhielten sich manche der altheimischen Gerätformen, so die Gürtelhaken mit Haftarmen und gewisse Formen der Kropfnadeln (Abb. 64). Die weitbauchigen Urnen sind fast immer halslos, in der Form ähnlich Abb. 58, jedoch ohne Hals. Als Verzierung erscheint wieder das alte Zickzackband auf der Schulter (Abb. 65), ferner die vertikalen glatten Streifen, die jetzt aber meist auf den unteren Gefäßteil beschränkt bleiben. Sie sind auf manchen Gefäßen von Linien seitlich eingefaßt. Diese treten dann auch selbständig auf, und aus den vertikalen glatten Streifen sind vertikale Linien-

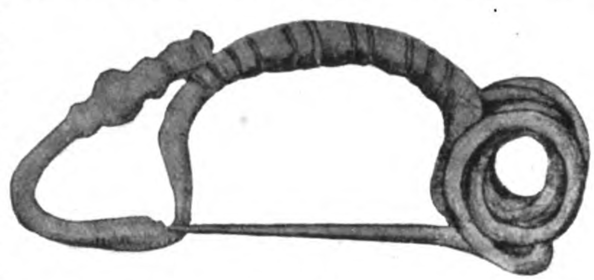


Abb. 62.
Sicherheitsnadel keltischer Form, sog. früh-la Tènefibel. 1/1. Import oder germanische Nachbildung. Ripdorf, Kr. Ülzen.
(H. Müller u. J. Reimers. Vor- und frühgeschichtliche Denkmäler der Provinz Hannover. Hannover 1893.

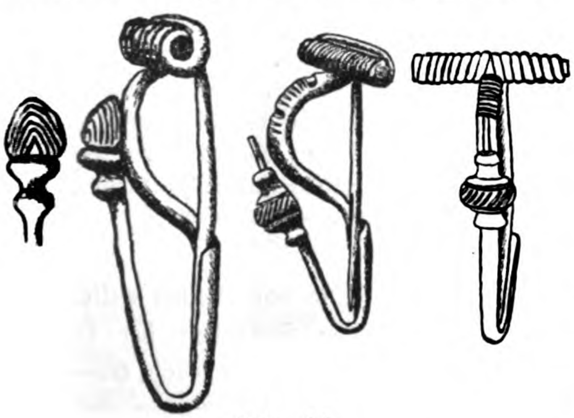


Abb. 63.
Zwei Sicherheitsnadeln keltischer Form, aber bereits germanischer Arbeit. Ditzmühle, Kreis Ülzen. 1/1. Museum Hannover.
(Aus: „Die Urnenfriedhöfe in Niedersachsen".)

*) J. M. **Kemble.** Bericht über Ausgrabungen im Amte Oldenstadt. Zeitschr. d. histor. Vereins f. Niedersachsen 1852.

4*

bänder geworden. Auch die Urnenfriedhöfe der Ripdorfgruppe sind in sich geschlossen, das heißt, sie enthalten keine Gräber aus älterer oder jüngerer Zeit. Wir dürfen daher wieder an eine Abwanderung oder Umsiedlung der Bevölkerung denken, die ja vielleicht nur in benachbarte Gebiete zog. Die Friedhöfe von der Art des Ripdorfer Urnenfeldes sind ungefähr in der Zeit von 300 (oder 350?) bis 150 v. Chr. mit Gräbern belegt worden.

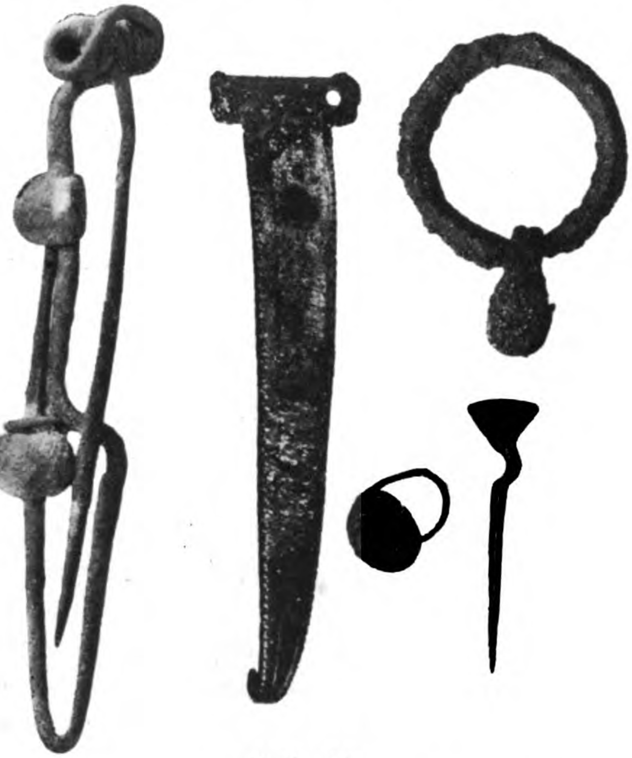


Abb. 64.
Funde der Stufe von Ripdorf. Museum Hannover. Große bronzene Sicherheitsnadel der mittleren la Tènezeit, 2/3. Eiserner Gürtelhaken. Gürtelring mit Zwinge. Spiral-Ohrring, Kropfnadel (sog. Holsteinische Nadel), 1/2.
(Aus: „Die Urnenfriedhöfe in Niedersachsen".)

Stufe von Seedorf (150—Chr. Geb.)

Die späteren Ansiedler liegen auf Gräberfeldern bestattet, die fast immer die Zeit um Christi Geburt überschreiten und ein gutes Stück in die nächste Periode, die Zeit der Römerherrschaft am Rhein, hineinreichen. Der vorrömische Teil der großen Friedhöfe von Rieste, Gut Nienbüttel bei Bevensen und vom Kiekeberg bei Ehestorf (Kreis Harburg) steht noch stärker unter keltischem Einfluß als die Ripdorfkultur. Gürtelhaken mit Armen, Kropfnadeln u. a. einheimische Formen, die sich aus der Jastorfkultur lange neben dem Fremden erhielten, sind so gut wie gänzlich verschwunden. Die von Kelten entlehnten Sicherheitsnadeln (La Tènefibeln) sind die häufigsten Beigaben der Urnen, ferner Gürtelhaken keltischer Form, Rasiermesser, Knochennadeln (Abb. 66—68).

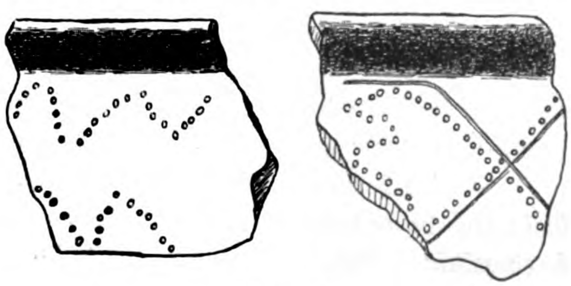


Abb. 65.
Scherben eines Gefäßes der Ripdorfstufe. Ditzmühle.
(Aus: „Die Urnenfriedhöfe in Niedersachsen".)

Während in sämtlichen früheren Stufen des Eisenalters Waffen gänzlich fehlen, finden wir jetzt, wenn auch nicht so häufig wie später, Speerspitzen mit langem und breitem Blatt und runde Schildbuckel (Abb. 72). Diese waren in der Mitte der Vorderseite des Schildes zum Schutze der Hand, die den Griff faßte, befestigt. Der Schild war nämlich in der

Mitte mit einem Ausschnitt versehen, über den an der Rückseite der Griff quer lief, so daß die Hand diesen ungehindert durch den Druck der Schildwand erfassen konnte. Auf dem Urnenfriedhof von Nienbüttel ist ein Schwert von keltischer Form gefunden worden. Auf den reger werdenden Verkehr mit dem Süden deuten die schönen Bronzegefäße des Urnenfriedhofes von Nienbüttel. Dort wurden drei prächtige Eimer italischer Herkunft gefunden, die noch aus der Zeit der römischen Republik stammen und wahrscheinlich im Zentrum der italienischen Bronzeindustrie, in Capua, hergestellt sind (Abb. 70). Bei aller Schlichtheit in der Ausführung verrät die edle Form doch das feine künstlerische Empfinden der Hersteller — es waren meist

Italischer Import



66.



67.



68.

Abb. 66—68. Beigaben dreier Gräber der Stufe von Seedorf (Spät-la Tène), in chronologischer Anordnung, Schweizerhof bei Seedorf.

Abb. 66: 2 eiserne Sicherheitsnadeln (Fibeln) von spätester Mittel-la Tèneform, sog. hannoversche oder rechteckige Fibel, 1 Klammer von Eisen, 1 Knochennadel.

Abb. 67: 2 eiserne Sicherheitsnadeln von später la Tèneform, 1 eiserner Gürtelhaken (links oben), Reste einer Knochennadel (links unten), bronzene Kropfnadel, sog. holsteinische Nadel (offenbar ein altes Erbstück).

Abb. 68: 2 späteste bronzene la Tènefibeln, Reste einer Knochennadel.

griechische Sklaven, die in großen Fabriken arbeiteten*). Auch die drei gleichartigen Eimer der v. Estorffschen Sammlung des Provinzialmuseums, die dort mit der Fundbezeichnung Oldendorf stehen, sind mit größter Wahrscheinlichkeit bei Nienbüttel ausgegraben und von dort zunächst nach dem benachbarten Oldendorf gekommen, von woher sie v. Estorff erwarb. Ein anderer Eimer dieser Art stammt aus einem Grabhügel bei Gerdau**) (Abb. 69). Er wird einer späten Nachbestattung in einem alten Hügel angehören. Sämtliche Eimer sind in beschädigtem Zustande beigesetzt. Allen fehlt der schöne, mit Schwanenköpfen verzierte Henkel, mehreren auch die Attachen, die bei zweien unten in Delphinpaare auslaufen. Es sind ausgediente Stücke, die

*) H. Willers. Neue Untersuchungen über die römische Bronzeindustrie von Capua und von Niedergermanien. Hannover u. Leipzig 1907.

**) G. v. Estorff a. a. O. Taf. I, Fig. 7.



Abb. 69—70.
Römische Eimer des letzten Jahrhunderts v. Chr.
Gefunden bei Gerdau und Nienbüttel, Kr. Ülzen.
Nach H. Willers. Neue Untersuchungen über die römische Bronzeindustrie von Capua, Hannover 1907.

im Hausstande nicht mehr recht zu verwenden waren und nun wie sonst die Tongefäße als Behälter für die gebrannten Totengebeine dienten. Gleichen Ursprungs wie die Eimer sind wohl die bronzenen Becken (Abb. 71) und die schöne Schöpfkelle von Nienbüttel. Ein zylindrischer Eimer ist aber ein keltisches Erzeugnis. Alle diese südländischen Gefäße sind wahrscheinlich durch den Zwischenhandel von Volk zu Volk nach dem Norden gekommen. Eine bedeutende Rolle werden dabei die Kelten gespielt haben. Später traten an deren Stelle wohl germanische Händler, besonders nach der Eroberung Böhmens durch die den Langobarden unserer Heimat stammverwandten Markomannen. Es ist wahrscheinlich, daß die schönen Bronzegefäße und auch wohl ein Teil des Kleingeräts, z. B. gewisse Fibeln, von Böhmen her zu uns gekommen sind. Ein besonderes Interesse nehmen ferner die Tongefäße in Anspruch, besonders wegen ihrer reichen Verzierung (Abb. 73). Die Töpfe sind halslos wie in der Ripdorfstufe, haben aber einen dickeren Rand als ihre Vorläufer. Eine starke Entwicklung erfährt jetzt das uralte, einst von der ostdeutschen Kultur entlehnte Zickzackband auf der Schulter. Noch jetzt wird es, wie schon in ältester Zeit, sehr oft durch zwei horizontale Linien eingefaßt. Oft sind zwei Zickzacklinien durcheinander gewebt. Die Linien



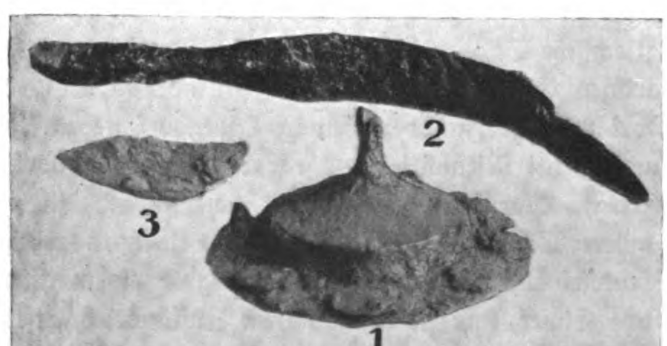


Abb. 71 u. 72. Bronzenes Becken von Nienbüttel (1/5).
Inhalt: Leichenbrand und die in Abb. 71 wiedergegebenen Beigaben: 1 Schildbuckel (1/4), 2 Lanzenspitze (1/4), 3 Bruchstück eines Rasiermessers (1/4), sämtlich von Eisen.

sind oft von Punkten begleitet, die im Laufe der Zeit aus den Tupfen der älteren Gefäße entstanden sind. Sehr häufig werden auch zwei Zickzackbänder übereinander angebracht. Unter dieser Zone von Schulterornamenten bemerkt man in der Regel vertikale Strichgruppen, die aus den glatten Streifen der Jastorfer Gefäße entstanden sind. Daß die italischen Bronzegefäße nicht ohne Einfluß auf das heimische Kunstempfinden blieben, zeigen die schönen glänzend schwarzen Urnen mit geschweiftem Fuß und stark ausladendem Bauch, die sog. Tonsitulen, Abb. 73 rechts (Situla = Eimer). Im großen und ganzen läßt die letzte vorrömische Zeit, die Seedorfstufe (benannt nach dem Friedhof vom Schweizerhof bei Seedorf) einen bedeutenden Aufschwung der germanischen Kultur erkennen. In dem jetzt aufkommenden Brauch, dem Krieger seine Waffen mit ins Grab zu legen, offenbart sich vielleicht das erste Auftreten des Wodansglaubens, dem gemäß der Krieger das in Walhall besitzen wird, was man ihm auf den Scheiterhaufen legte.

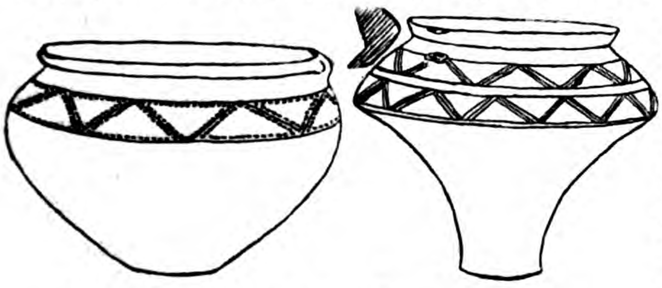


Abb. 73. Tongefäße der Stufe von Seedorf (Spät la Tène). Nienbüttel.

Die römische Zeit (Chr. Geb. bis 400 n. Chr.).

Aus dieser Periode stammen die reichsten Gräberfunde unseres Regierungsbezirkes. Die großen, ja riesigen Urnenfelder von Darzau und Rebenstorf im Wendlande spielen seit langem in der Wissenschaft eine bedeutende Rolle*). In jüngerer Zeit schließen sich diesen schon vor Jahrzehnten entdeckten die Urnenfelder von Rieste, Nienbüttel, Bahrendorf, Boltersen, Marmstorf b. Harburg, u. a. mit zumteil sehr reichen Gräbern an, die die älteren Funde aufs glücklichste ergänzen.

Friedhöfe mit und ohne Waffen

Die Friedhöfe dieser Zeit unterscheiden sich nämlich sehr bestimmt in zwei Typen. Die Felder von Darzau und Rebenstorf enthielten keine Waffen, dafür aber Kleingerät in Fülle. Die anderen Urnenfriedhöfe dagegen lieferten eine große Menge von Waffen, und auch das hier auftretende Kleingerät steht in einem gewissen Gegensatz zu dem der übrigen Grabfelder, z. B. fehlen die Spinnwirtel und die rechtwinklig geknickten Bronzenadeln völlig auf den waffenlosen Feldern. Zur Erklärung dieser höchst auffälligen Erscheinung kann man annehmen, daß in den verschiedenen Friedhöfen Angehörige verschiedener germanischer Stämme ruhen, deren Bestattungssitten von einander abwichen, oder aber, daß die Geschlechter getrennt bestattet wurden und zu

*) Ch. Hostmann. Der Urnenfriedhof von Darzau in der Provinz Hannover. Braunschweig 1874.

H. Müller u. J. Reimers. Vor- und frühgeschichtliche Altertümer der Provinz Hannover. Hannover 1893.

Darzau und Rebenstorf Frauen, zu Rieste, Nienbüttel usw. nur Männer bestattet wurden*).

Gräber Auf den Friedhöfen stehen die Urnen entweder in Reihen oder völlig regellos. Sie sind nur selten mit Steinen umlegt oder bedeckt; die Mehrzahl steht frei im Boden. Die kleineren Beigaben liegen in der Urne auf den Gebeinen, die größeren Stücke, also insbesondere die Waffen, wurden entweder in zusammengebogenem Zustande ebenfalls in das Gefäß gelegt (Abb. 74); in der Regel aber findet man sie unter oder neben der Urne.

Kulturstand Die Gräber dieser Periode haben die frühere Auffassung von der Kultur der Germanen zu der Zeit, da sie mit den Römern im Kriege lagen, geradezu revolutioniert. Die antiken Schriftsteller und Heerführer waren keine unbefangene Kulturgeschichtsforscher. Die Interessen der Politik und des Handels standen für sie im Vordergrunde. Was beiläufig von der Kultur der in altväterlichen Zuständen dahinlebenden Barbaren erwähnt wird, ist in der Regel dürftig und bedarf häufig genug der Auslegung. Diese und auch mancherlei Berichtigungen haben uns die Grabfunde in reichstem Maße gespendet.

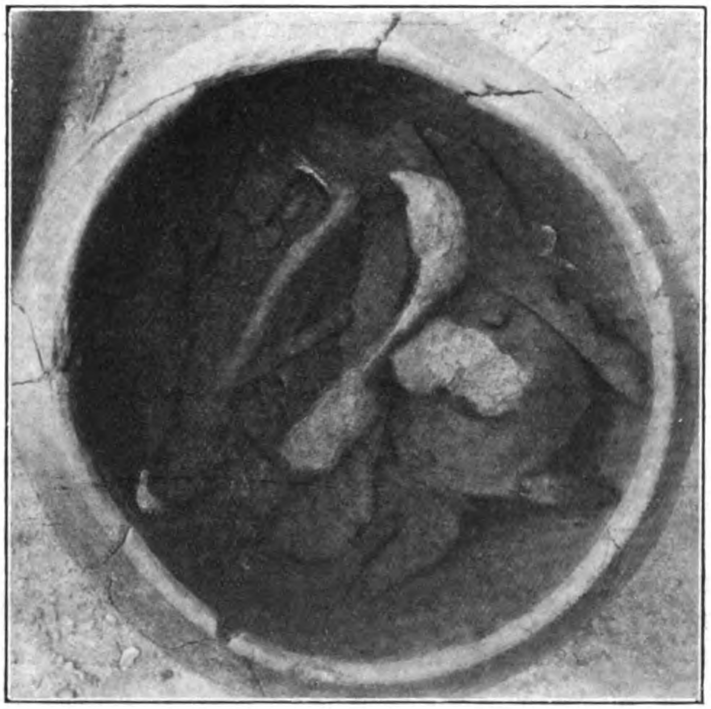


Abb. 74. Graburne eines Kriegers von Nienbüttel, Kreis Ülzen, mit Knochen und Beigaben in ursprünglicher Lage. Mitte: Zusammengebogenes Schwert, darunter ein Bruchstück desselben Schwertes. Rechts: Schildbuckel, unterhalb desselben der Schildgriff, rechts oberhalb des Schildbuckels ein Speer usw.

Die Germanen waren nicht nomadisierende Viehzüchter, sondern seit der Steinzeit ansässige Bauern. Sonst wäre es undenkbar, daß die großen Friedhöfe von Darzau, Rebenstorf, Rieste und Nienbüttel mehrere Jahrhunderte hindurch benutzt wurden.

Beigaben der Männergräber Die Einblicke, die die Grabfunde uns in die Kultur gewähren, sind einseitig, aber doch von höchster Wichtigkeit. So lehren uns die Gräber, daß man eiserne Waffen in Menge besaß (Abb. 76, 77). Das Schwert ist entweder zweischneidig oder einschneidig. Es ist in reich ausgestatteten Gräbern nicht

*) G. Schwantes. Prähistor. Zeitschr. a. a. O.
M. M. Lienau. Lüneburger Museumsblätter Heft 8. 1912.

selten. Der Reiter führte in der Regel zwei Speere mit Spitzen von verschiedener Länge und Stärke, von denen der eine zum Werfen, der andere für den Nahkampf bestimmt war. Auch kleine eiserne Streitärte kommen vor. Der Schild trug eine hutförmige oder stachelspitzige Buckel. Er war am Rande mit Metall beschlagen. Schildbuckel, Schildgriff und die Randbeschläge vom Schilde fehlen in einem Kriegergrabe selten. An kleineren Beigaben enthalten die Kriegergräber Sporen, Scheren, Rasiermesser, Trinkhornbeschläge, Sicherheitsnadeln (Fibeln) oder einfache Tuchnadeln von Metall oder Knochen und schöne Schnallen (Abb. 75, 78). Das durch die Schnalle gezogene Gürtelende hing wie bei den römischen Soldaten nach unten und war mit zierlich geformten Endbeschlägen besetzt.

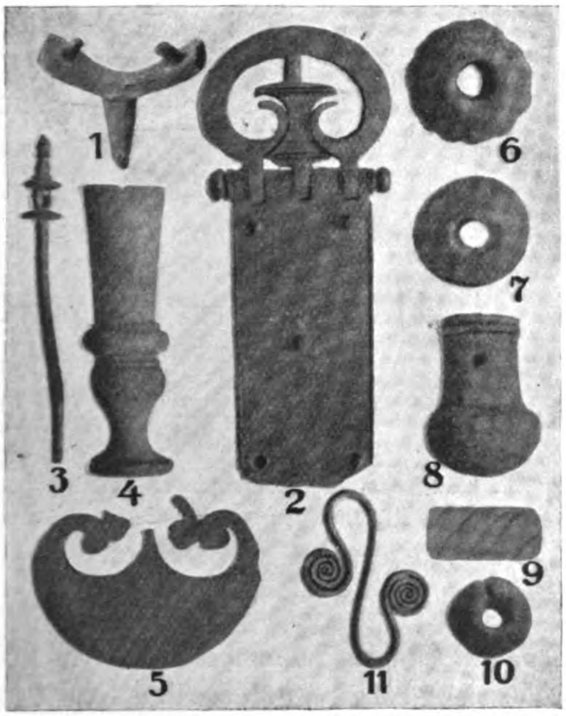


Abb. 75.
Grabbeigaben aus der römischen Kaiserzeit.
1. Sporn. 2. Schnalle. 3. Nadel. 4. Trinkhornbeschlag. 5. Ortband einer Schwertscheide. 6. u. 7. Perlen. 8. Trinkhornbeschlag. 9. u. 10. Perlen. 11. Schließhäkchen.
(Größtenteils im Museum Lüneburg.)

Beigaben der Frauengräber

In den Frauengräbern von Darzau und Rebenstorf überwiegt der Schmuck, vor allem einfache Nadeln von Bein oder Metall, oft rechtwinklig geknickt, und dann Fibeln in Menge. Diese sind ebenso wie das übrige Kleingerät von ausgezeichneter Arbeit und Form. Nicht selten sind sie mit Silberfiligran verziert, wie die Schnallen der Männergräber. Aus Filigran sind auch die schönen silbernen oder goldenen Berlocken gearbeitet, von denen Darzau mehrere geliefert hat. Andere häufige Fundstücke aus Frauengräbern sind geschweifte Messerchen mit Stiel, einfache Schnallen, Glasperlen, dietrichartige Schlüssel und Beschlagteile von Schmuckkästchen und Spinnwirtel (Abb. 79). Gesponnen wurde nicht mit dem Spinnrade, das erst spät im Mittelalter erfunden ist, sondern mit der Handspindel, einem runden Stabe, auf dessen unterem Ende die Wirtel als Schwungrädchen saß. Die Spindel hing an der vom Rocken gezupften Wolle oder dem Flachs und wurde mit dem Finger in Drehung versetzt. War der Faden gesponnen, so wurde er auf die Spindel gewickelt. Darauf wiederholte sich der Vorgang, bis die Spindel voll war und abgespult werden mußte. Bis in sehr späte Zeiten hat man bei uns noch mit der Handspindel gesponnen — es ist dies die Spindel, an der Dornröschen sich verletzte — und Spinnwirtel, zumeist aus später Zeit, finden sich häufig auf den Äckern.

Einheimische Arbeit

Wenn wir die stattlichen Waffen, das edel geformte und mit beträchtlichen technischen Kenntnissen angefertigte Kleingerät betrachten, so werden wir geneigt sein, diese Dinge als Einfuhrware aus den römischen Ländern oder doch von anderen Völkern höherer Kultur anzusehen. Da aber die Metall-



Abb. 76. Waffen aus der römischen Kaiserzeit.
1. Lanzenspitze, 2. Wurfspeerspitze, 3. Beil. Etwa 1/3. Rieste, Kreis Ülzen. (Museum Lüneburg.)

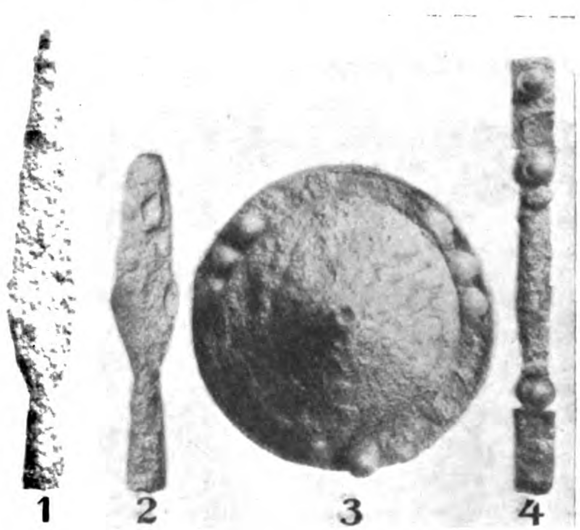


Abb. 77. Waffen eines Kriegergrabes von Rieste, Kreis Ülzen, Museum Lüneburg.
1. und 2. Speerspitzen. 3. Schildbuckel. 4. Schildgriff.

sachen größtenteils fast nur in germanischen Gräbern auftauchen oder doch im freien Germanien ihr Hauptverbreitungsgebiet haben, so ist es sicher, daß der größere Teil auch im Lande der Germanen hergestellt wurde*).

Beziehungen zu den Markomannen, Kelten, Römern

Wie schon im letzten Jahrhundert vor Chr., so hat auch im folgenden der Handel den Langobarden aus Böhmen zahlreiche Kulturgüter überbracht. Die dort ansässigen Markomannen gehörten wie die Langobarden zu den Sweben, und beide Völker waren unter dem markomannischen Herrscher Marbod zeitweilig auch politisch geeint, da die Langobarden dem großen Reiche, das Marbod gründete, beitraten. Diese verwandtschaftlichen und politischen Beziehungen konnten den Handel, der ja in dem Elblaufe seine von Natur gegebene Straße fand, nur begünstigen. Die Markomannen scheinen unter den germanischen Völkern damals kulturell eine sehr wichtige Rolle gespielt zu haben. Böhmen war vor der Einwanderung der Markomannen von Kelten bewohnt, deren Kultur längst stark unter dem Einfluß des hellenistisch-römischen Kunstgewerbes stand, dessen Erzeugnisse auch nach der Eroberung des Landes durch die Germanen in Menge von den benachbarten römischen Provinzen eingeführt wurden, besonders wohl von Aquileja her. Ja, wir wissen sogar aus der Geschichte, daß der Hauptort Maroboduum zeit-

*) O. Almgren. Studien über nordeuropäische Fibelformen der ersten nachchristlichen Jahrhunderte. Stockholm 1897.

weilig ein Stapelplatz römischer Händler war, die Marbod ins Land rief. Da nun die Germanen in der Metalltechnik wohl erfahren waren und vielleicht noch einige der keltischen Werkstätten unter den neuen Herren weiter arbeiteten, war Böhmen mehr als andere Länder geeignet, die Entstehung des germanischen Stiles zu begünstigen, der den Funden der großen Urnenfriedhöfe der römischen Zeit eigen ist. Dieser führt zwar im allgemeinen die



Abb. 78. Sicherheitsnadeln oder Fibeln der ersten beiden (1—5) und des dritten Jahrhunderts nach Chr. (6). 1 Nienbüttel, Kr. Ülzen. 2—6 Nebenstorf, Kr. Lüchow. (Letztere im Museum Lüneburg. 2/3.)



Abb. 79. Beigaben aus der römischen Kaiserzeit. Nebenstorf, Kr. Lüchow. 1. Schlüssel. 2—3 Messer. 4 Spinnwirtel.

Grundformen der Geräte der la Tènezeit weiter, aber überall verrät sich an der oft wahrhaft klassischen Linienführung der veredelnde Einfluß der römischen Kunst. Man betrachte daraufhin besonders die Sicherheitsnadeln oder Fibeln und die einfachen Nadeln, die Schnallen, Trinkhornbeschläge, Schildgriffspangen u. a. Viele Fundstücke unserer langobardischen Gräber sind aus Böhmen eingeführt, anderes wird heimische Nacharbeit sein. Sicher eingeführt sind zahlreiche Fibeln und eine gewisse Form der Schnallen, ferner natürlich die römischen Arbeiten.

Zu den schönsten zählen zwei Bronzeeimer, von denen der eine Bronzegefäße
auf dem Urnenfelde des Kiekeberges bei Ehestorf (Kreis Harburg) gefunden ist, der andere bei Nienbüttel (Abb. 80). Beide Gefäße sind, wie die vorrömischen Bronzegefäße von Nienbüttel, in beschädigtem Zustande beigesetzt worden. Es waren ausgediente Stücke und gerade gut genug, um die Asche vornehmer Krieger zu bergen. An beiden fehlt der Henkel und eine der Henkelattachen. Diese haben unten die Form eines dreispitzigen Blattes und tragen oben figürlichen Schmuck. Auf der Attache des Harburger

Eimers sind Blumen dargestellt, auf dem Nienbüttler Gefäß zwei Maultierköpfe. Diese letztere Verzierung deutet an, daß der Eimer ein Weingefäß gewesen ist, denn das Maultier war dem Bacchus heilig. Beide Eimer stammen wohl noch aus der Zeit der Augustus. Eimer von der Form des im Harburger Museum aufbewahrten sind mehrfach gefunden, aber die Attache mit ihrer Blumenzier scheint ein Unikum zu sein. Der Nienbüttler Eimer hat ein Gegenstück in Böhmen. Dort liegt ein sehr ähnliches Gefäß, aber ohne Füße, Henkel und Attachen aus einem Grabe von Holubic vor. Von sonstigen römischen Importstücken seien etliche Schöpfkellen oder Kasserollen, Weinsiebe, kleine bronzene Götterbilder — z. B. eine haarkämmende Venus von Bahrendorf Kreis Dannenberg (Abb. 81) —, eine Anzahl Münzen und die schöne, reich mit Bildern verzierte Tonschale von roter Terra sigillata von Barskamp bei Bleckede erwähnt.



Abb. 80. Römischer Eimer von Nienbüttel, Kr. Ülzen. 1/3.

Töpferei Sehr interessant und schön ist auch die Töpferei dieser Periode. Besonders die Gefäße des 1. und 2. Jahrhunderts fallen durch edle Konturen und geschmackvolle Verzierung auf, und gerade diese wohl von den Frauen für den häuslichen Bedarf selbst hergestellte Ware beweist, wie sehr das andererseits durch die Erzeugnisse der Metalltechnik bezeugte feine Empfinden für Form und Verzierung im Volke wurzelte (Abb. 82 u. 83). Sicherlich hat das in Menge eingeführte südliche Handelsgut auch hier vielfach vorbildlich gewirkt; so dürfen wir die Form der Urnen mit geschweifter Wandung mit den geschweiften Eimern in Verbindung bringen, und die Henkelattachen der römischen Metallgefäße riefen Nachahmungen in Ton hervor, die seitlichen Reliefansätze an den Henkeln. Die Verzierung mit Linien pflegt reich zu sein. Sie wurde in der Regel mit einem Rollstempel erzeugt, der ähnlich wirkte wie ein Zahnrad, so daß die Linien aus zahlreichen kleinen Pünktchen bestehen. Das schönste Ornament der Urnen der ersten beiden Jahrhunderte nach Chr. ist der Mäander, ein Ziermotiv, das vornehmlich in den unter griechischem Einfluß stehenden Mittelmeerländern weit verbreitet war (Abb. 83). Das



Abb. 81.
Römische Statuette von Bahrendorf, Kr. Dannenberg
Museum Lüneburg. 1/2.

Mäanderornament kann nicht von der römischen oder gallischen Töpferei entlehnt sein, da es auf den Erzeugnissen derselben nicht auftritt. Wohl aber kann es von der Metalltechnik auf die Tongefäße übertragen sein. Jedenfalls spielten die Stufenlinie und verwandte Muster in der gleichzeitigen Metalltechnik eine bedeutende Rolle. Vorzüglich die Füße der Fibeln, gewisse Schnallen u. a. sind auf diese Art verziert. Vornehmlich erscheinen diese Ornamente als Füllstege bei durchbrochener Arbeit, aber auch als Linienornamente. Da wir nun an den Mäanderurnen genau dieselben Teppenlinien usw. vielfach an Stelle des echten Mäanders sehen (Abb. 82), so können diese Muster aus geknickten Linien entweder die Vorstufe zum Mäander darstellen, das sehr leicht daraus abgeleitet werden konnte, oder Stufenlinie und Mäander wurden gleichzeitig der Metalltechnik entlehnt. Wahrscheinlich haben die Germanen das Motiv der Stufenlinie der keltischen Industrie entlehnt. Im übrigen blieben auf den Urnen die Ornamente der vorangehenden Zeit bestehen. Auf den Töpfen der späten la Tēnezeit finden sich in der Regel zwei horizontale Zickzackbänder auf der Schulter übereinander. Das Mäander- oder Stufenornament verdrängte in der Regel nur das obere Zickzackband; das untere blieb bestehen, nicht selten noch ganz in der alten Gestalt, oft aber rückgebildet. Zunächst fiel die untere Begrenzungslienie des Zickzacks meist fort; nur auf ganz alten Gefäßen ist sie noch ab und zu erhalten. Auf anderen Gefäßen ist der Zickzack in einzelne getrennte Winkel aufgelöst. Sehr oft sind die unteren Winkel gerundet, und aus dem Zickzack ist ein Band hängender Bogen geworden. Von den Winkeln der Zickzacklinien verlaufen die uralten vertikalen Linien oder Bänder zum Fuße hinunter. Wir können also sagen, daß die untere und mittlere Zone der Ornamente der Mäanderurnen lediglich eine Fortbildung der Gefäßornamente ist, die bereits vor Jahrhunderten an den heimischen germanischen Gefäßen auftreten. Eine neue Erscheinung stellt nur die oberste Zone, das Stufen- oder Mäanderband dar.



Abb. 82 u. 83. Tongefäße von Darzau, Kr. Lüchow.
(Chr. Hostmann. Der Urnenfriedhof von Darzau). 1.—2. Jahrhundert n. Chr.

Um 200 n. Chr. verwilderte das Mäander- und Stufenband und verschwand. Wir bemerken jetzt eine sehr interessante Erscheinung. Das uralte, bisher vom Mäander an zweiter Stelle nach unten gedrückte oder ganz verdrängte Zickzackband steigt von unten auf die vom Mäander geräumte Stelle und wird wieder das herrschende Schulterornament wie vor alter Zeit. Wir bemerken, wie eine fast abgestorbene Wurzel wieder ausschlägt und von neuem üppige Triebe entfaltet. Denn jetzt spielt der Zickzack, dieses vor etwa neun Jahrhunderten dem Volke der ostdeutschen Kultur entlehnte Motiv, wieder eine höchst bedeutende Rolle auf den germanischen Urnen bis in die Völkerwanderungszeit hinein (Abb. 84, 85). Man beobachte die vielen Spielarten des Zickzacks z. B. auf den zahlreichen Urnen von Rebenstorf, die sich im Lüneburger Museum befinden.



Abb. 84 u. 85. Tongefäße des 3.—4. Jahrhunderts n. Chr. (Müller-Reiners, vor- und frühgeschichtliche Denkmäler der Provinz Hannover.

Andere wichtige Bestandteile der Gefäßornamentik des 3. und 4. Jahrhunderts sind Stempeleindrücke und Buckel. Die letzteren dürften zum Teil auf rückgebildete Henkel zurückgehen. Auch die Nachahmung der Kannelüren gewisser spätrömischer Eimer und Nachahmung des plastischen Schmuckes römischer Tongefäße scheint zur Entstehung der Reliefverzierungen beigetragen zu haben.

Die sächsische Zeit bis zur Einführung des Christentums.

Versagen der Funde für die nachrömische Zeit

Von den großen Gräberfeldern des Bardengaues aus der römischen Zeit reicht keines ins 4. Jahrhundert hinein. Der Urnenfriedhof von Rebenstorf, der noch Gräber des 4. Jahrhunderts führt, liegt nicht mehr im Bardengau. Es ist eine sehr merkwürdige Erscheinung, daß aus dem größten Teile der nachrömischen oder Völkerwanderungszeit, dem 5.—7. Jahrhundert, Gräber so gut wie ganz fehlen. Es läßt sich diese Tatsache wohl aus der Abwanderung der Langobarden, deren Hauptmasse bereits im Verlaufe des 2. Jahrhunderts die Ülzener Gegend verließ, erklären. Ob und wie lange das Land in der Folgezeit leer stand, oder ob ein Teil der Barden zurückblieb, ist aus den archäologischen Zeugnissen vor der Hand nicht zu entscheiden. Erst aus dem 8. und 9. Jahrhundert sind einige Gräber bekannt geworden. Bei Bruchwedel, Göhrde und Barendorf fand M. Lienau kleine Hügel von durchschnittlich 7 m Durchmesser und $^3/_4$—1 m Höhe, die immer wieder denselben Befund ergaben: Auf dem Boden des meist unregelmäßigen, aus ungleichartiger Erdmasse aufgeführten Hügels lag eine Kohlenschicht, die sichtlich von einem starken Feuer herrührte. In dieser Schicht lagen mehrfach gebrannte menschliche Gebeine. Einige Hügel ergaben außer der Kohlenschicht aber Spuren von Skelettbestattungen. Ein Hügel von Barendorf enthielt



Abb. 86. Tongefäß von Bruchwedel, Kr. Ülzen. (Aus dem 8. Heft der Lüneburger Museumsblätter. M. Lienau) Museum Lüneburg.

Gräber des 8. u. 9. Jahrhunderts

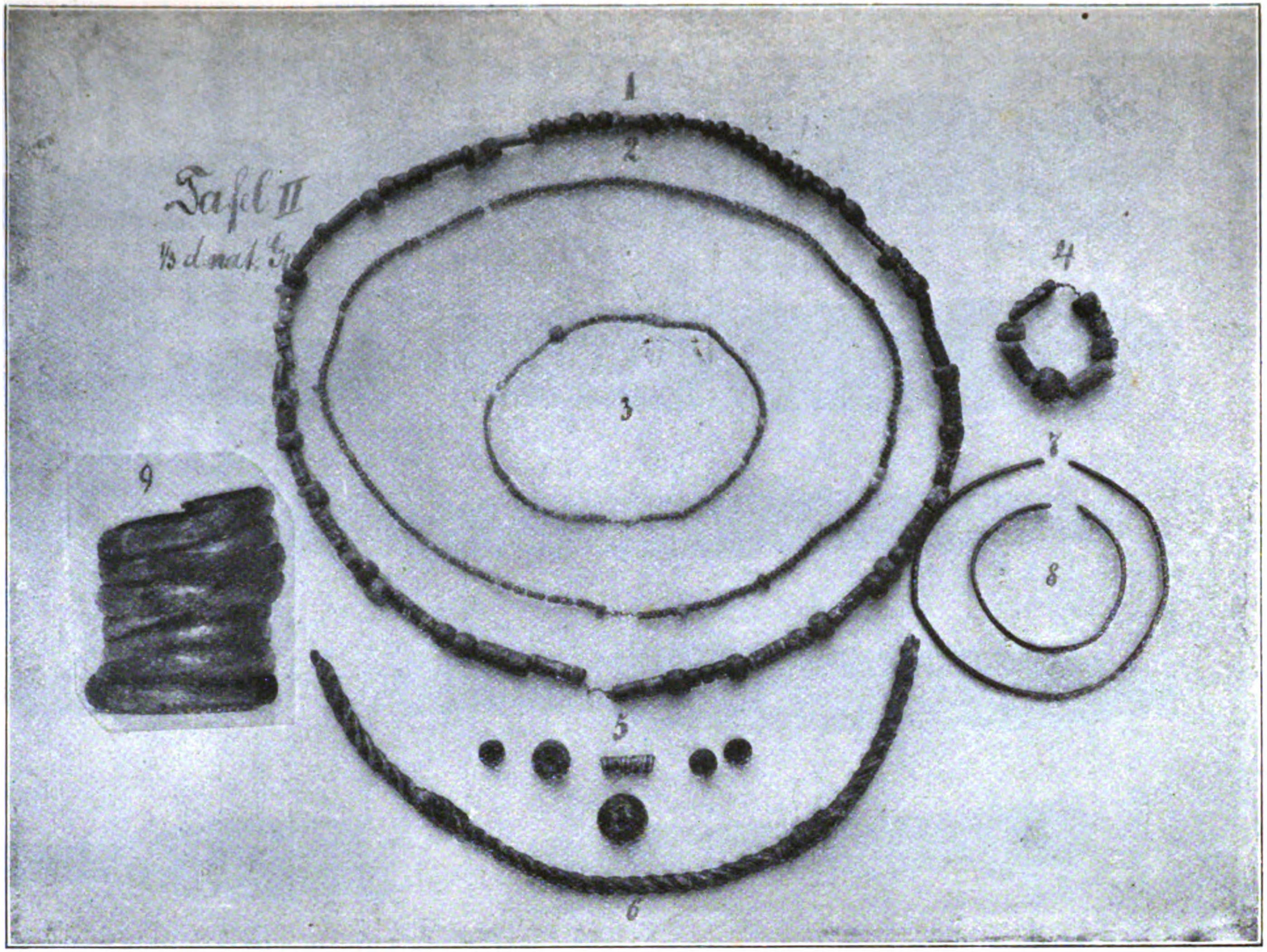


Abb. 87.
Karolingische Funde von Ashausen, Kreis Winsen.

□

(Aus dem 7. Heft der Lüneburger Museumsblätter 1910. M. M. Lienau.)

□

1—4 Perlenbänder.
5 Einzelne Perlen.
6—8 bronzene Ringe.
9 Spirale aus Silber.

□ □

□

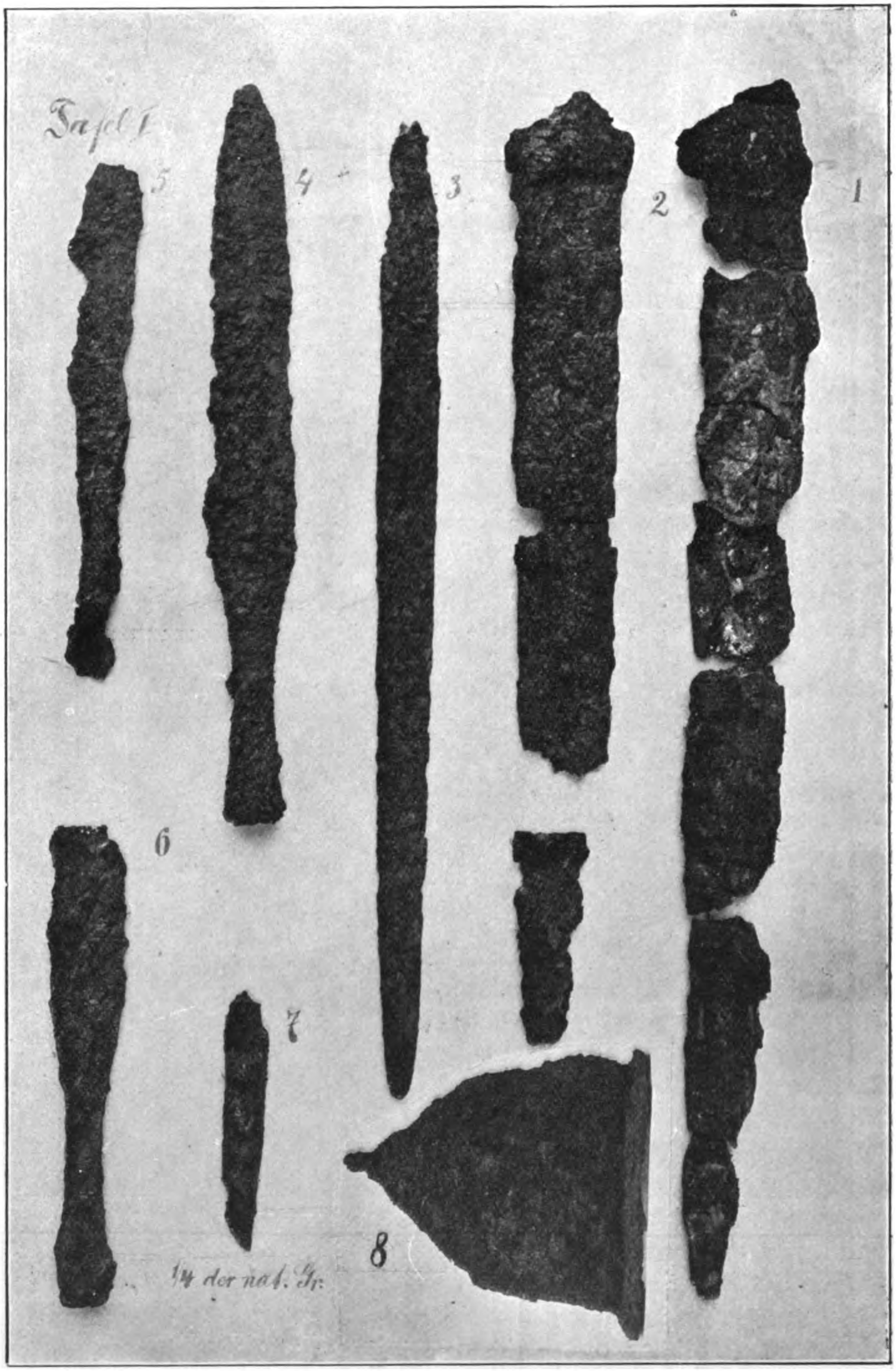


Abb. 88. Waffen aus dem Funde von Ashausen, Kreis Winsen.

(Aus dem 7. Hefte der Lüneburger Museumsblätter 1910. M. M. Lienau.)

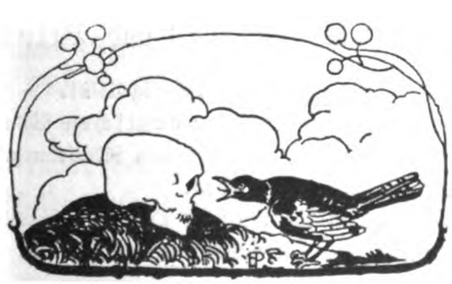
1. u. 2. zweischneidige Schwerter (Spatha), 3. einschneidiges Schwert (Langsax), 4.—6. Speerspitzen, 7. Messer, 8. Schildbuckel.

auch die Reste eines von Osten nach Westen gerichteten Sarges. Außer vereinzelten Tonscherben und zerschmolzenem Metall wurden keine Beigaben gefunden. Ein mit der Wellenlinie verziertes kleines Gefäß (Abb. 86) und ein mit demselben Ornament verzierter Scherben aus einem anderen Grabe deuten auf eine sehr späte Zeit, etwa das 8. Jahrhundert. Diese Hügel haben auch eine große Ähnlichkeit mit den Gräbern der nordischen Wikingerzeit. Auch in Skandinavien findet man derartige Hügel mit ausgedehnter Brandschicht — den Resten des Scheiterhaufens —, darin die gebrannten Gebeine und sehr spärliche Beigaben, oft nur Tonscherben. Wie im Norden sind auch einige der von M. M. Lienau erforschten Hügel länglich.

Karolingische Funde von Ashausen

Noch jünger als diese Hügel sind, wie Lienau wohl mit Recht annimmt, die Skelettgräber vom Osterberge bei Ashausen (Abb. 87, 88). Auf dem Gipfel des weit in die Lande hinausschauenden Hügels lagen 13 Gräber in drei Reihen. Die Skelette waren völlig zergangen, aber aus der Lage der Beigaben konnte man mit ziemlicher Gewißheit feststellen, daß die Toten mit dem Haupte nach Westen lagen, so daß das Gesicht nach Osten, der aufgehenden Sonne zugewandt war. Die Leichen waren etwa 2 m tief gebettet; die Höhlung über den Bestattungen ist mit ziemlich großen Steinen ausgefüllt worden. Die Männergräber, wohl sechs an der Zahl, lieferten Waffen, und zwar zwei Stück der zweischneidigen Schwerter, die unsere Vorfahren Spatha nannten, und ein einschneidiges Schwert oder Sax. Diese beiden Schwertformen haben die Germanen bereits in der Zeit um Christi Geburt gekannt, wie bereits bei der Besprechung der römerzeitlichen Funde erwähnt wurde. Auch ein Schildbuckel fand sich, außerdem Lanzenspitzen und ein kurzes Messer. Die Frauen hatten Halsbänder mit Glasperlen und Schmuckringe mitbekommen. Eine Spirale aus breitem Silberband zeigt eine Verzierung, die als gänzlich entartete germanische Tierornamentik gedeutet werden kann. Ein bronzener Ring ist mit einem doppelten Band von eingestempelten Dreiecken verziert. Diese Ornamente, die Formen der Ringe und Waffen sind ausschlaggebend für die Ansetzung des Fundes um 800, also zur Karolingerzeit.

Mit den Sachsenkriegen Karls des Großen endet die heidnische Zeit. Die ältesten Kirchen werden gebaut und die noch hie und da geübte Verbrennung der Leichen wird durch einen Erlaß des Frankenkönigs verboten.



Anhang.

Zur Urgeschichte der Slawen im hannoverschen Wendlande.

Von Kurt Schwantes (Hamburg).

Ethnologische Zugehörigkeit und Herkunft der Slawen

Die große Völkerwanderung, die in den ersten Jahrhunderten n. Chr. Europas Geschick in einer lang anhaltenden Unruhe erhielt, hatte besonders aus den nördlichen und östlichen Teilen Deutschlands große Germanenschwärme südwärts gezogen. Dadurch war das Land zwischen der Elbe und der Ostsee zumteil ganz entvölkert worden, so daß sich große Einöden fanden; zumteil war nur ein so geringer Prozentsatz der alten Bevölkerung geblieben, daß es diesem unmöglich war, einen mächtigen Feind abzuwehren, der im unaufhaltsamen Strome sich aus dem fernen Osten heranwälzte: die Slawen. Gleich den Germanen sind auch die Slawen Indogermanen, ihrer Sprache nach gehören sie aber mit den Iraniern, Indern u. a. zu der östlichen Gruppe derselben, während die Germanen zu den Westindogermanen zählen. So bestand also immerhin seit früher Zeit zwischen Germanen und Slawen ein sprachlicher und damit auch ein entsprechend beträchtlicher völkischer Gegensatz, der größer war als etwa der zwischen Germanen und Kelten oder Römern. Die indogermanische Urheimat der Slawen wird von O. Schrader*) im mittleren Rußland, etwa von den Karpathen bis zum Don angenommen. Die Slawen waren dort in der indogermanischen Urzeit wahrscheinlich die nächsten Nachbarn der etwas westlicher wohnenden Germanen; wie diese trieben sie bereits Ackerbau und Viehzucht. Während aber die Germanen das Glück hatten, schon frühzeitig von den Strömungen südlicher Kulturen ergriffen zu werden, verharrten die Slawen lange Zeit hindurch in großer Abgeschiedenheit. So ist es zu erklären, daß sie beim späteren Zusammenstoß mit ihren früheren Nachbarn, den Germanen, diesen gegenüber als eine ziemlich wilde und unkultivierte Horde erscheinen mußten**). Der Name „Slawe" wird von slowo = das Wort abgeleitet; er bedeutet „die Redenden", „die Verständlichen". So nämlich nannten die Slawen sich selber im Gegensatz zu den ihnen unverständlichen Germanen. Diese aber bezeichneten die Slawen schon sehr früh als „Wenden" (Tacitus und Plinius kennen „Veneti").

*) O. Schrader. Die Indogermanen. Leipzig 1911.

**) Aus den „Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit".
Chronik Thietmars, Bischofs von Merseburg.
Chronik Arnolds von Lübeck.
Herbords Leben des Bischofs Otto von Bamberg.

C. Toldt. Altslawengräber in Deutschland und Österreich. Korrespondenzbl. d. deutsch. Ges. f. Anthr., Ethn. u. Urgesch. 1911.

C. Toldt. Zur Altslawenfrage. Korrespondenzbl. 1912.

R. Beltz. Über Slawengräber. Korrespondenzbl. 1912.

Entsprechend der allmählichen Auswanderung der Germanen geschah auch das Vorrücken der Slawen stoßweise durch mehrere Jahrhunderte. Um 450 waren sie vermutlich schon bis an die Oder gekommen, um 568 bis an die mittlere Elbe. Diese überschreitend, kamen sie um 630 gar schon an die Saale. Gegen 600 setzt man auch die Einwanderung der Slawen in das nahezu entvölkerte Mecklenburg. Von da drangen sie noch weiter bis in das östliche Holstein vor. Im allgemeinen blieb die untere Elbe die Grenzlinie zwischen Germanen und Slawen. Karl der Große setzte sie im Jahre 805 ausdrücklich als solche fest und regelte den Handelsverkehr herüber und hinüber durch bestimmte Gesetze, in denen er beispielsweise jede Ausfuhr der vorzüglichen deutschen Waffen nach dem wendischen Land hinüber verbot. Für den Tauschverkehr wurden Märkte in Bardowick und einem bisher noch nicht sicher ermittelten Orte Schezla errichtet*). Vordringen der Slawen

Aber die politische Grenze der unteren Elbe konnte nicht zugleich auch eine völkische sein. So setzten die Wenden von Mecklenburg aus über die Elbe, drangen in den nordöstlichen Zipfel unserer heutigen Provinz Hannover ein und besiedelten das noch heute nach den Fremdlingen benannte „Wendland". Schon ein Blick auf die Karte läßt uns in der überraschenden Ähnlichkeit der Ortsnamen den Zusammenhang zwischen Mecklenburg, der Prignitz und unserem Wendlande erkennen. Wann die Wenden die Elbe überschritten, ist unbestimmt, nur muß es nach 600 gewesen sein. Immerhin werden in alten Aufzeichnungen der Jahre 798 und 799 die Slawen schon als Grenznachbarn der bardisch-sächsischen Bevölkerung erwähnt. Im 9. Jahrhundert aber werden die Slawen spätestens über die Elbe gegangen sein. Die Feste Dahlenburg soll zwischen 860 und 900 von einem wendischen Fürsten Sobeslaus erbaut worden sein. Besiedlung des Wendlandes

Die Sachsen mußten die Elbe als Verteidigungslinie gegen die Slawen aufgeben; sie suchten sich nun wenigstens an der Ilmenau zu halten. So wurde das rechte Ilmenauufer für mehrere Jahrhunderte der Schauplatz erbitterter Kämpfe zwischen Sachsen und Wenden. Die sächsisch-bardische Verteidigungslinie wurde durch eine Reihe alter Burgen gebildet: Dreckharburg, Bardowick, Lüneburg, Bienenbüttel, Wichmannsburg, Bevensen, Ülzen, Bollensen mit der Burg Vorenbeck und Bodenteich. Sie lagen durchweg am linken Ufer der Ilmenau, ebenso die zahlreichen unmittelbar am Flusse belegenen Dörfer. Jastorf und Stederdorf machten zwar eine Ausnahme, waren aber durch besondere Verschanzungen geschützt. Daß die Wenden einst weit über das heutige Wendland hinaus vorgedrungen waren, beweist das Vorkommen slawischer Gräber in Rassau und Klein-Prezier. Es wird uns aber auch durch eine Urkunde des Klosters Oldenstadt aus dem Jahre 1289 bezeugt, in der eine Reihe außerhalb des Wendlandes liegende Ortschaften aufgezählt werden, die mit slawischen Höfen („bonis Slavicalibus") angefüllt Die sächsische Verteidigungslinie

*) G. Haag. Die Völker um die Ostsee vor 800—1000 Jahren. Baltische Studien 28, 1878.

waren, nämlich Suhlendorf, Növenthien, Kölau, Könau, Soltendiek, Schostorf, Dallahn, Molzen, Kroitze, Niendorf, Gansau, Schliekau, Kahlstorf, Hohenzethen.

Es wird ein langes Hinundherwogen des Kampfes gewesen sein, bis schließlich die bardisch-sächsische Bevölkerung auch auf dem rechten Ilmenauufer wieder festen Fuß faßte und sich durch Landwehren neue Stützpunkte des Angriffs wie der Verteidigung schuf. Solche Landwehren werden in folgender Anordnung und Ausdehnung genannt:

1. Vom Stöckener See (b. Bodenteich) über Siemken Mühle (b. Schafwedel) bis zum Quellgebiet der Esterau.
2. Von Kakau aus zwischen Varbitz und den südlichen Höhen durch bis an den hohen Heidrücken.
3. Von Bockholt nach Kölau.
4. Zwischen Schlieckau und Wellendorf bei Molbath am Rande eines Bruchs.
5. Bei Gr. Ellenberg, sich an das dortige Bruch anlehnend.
6. Zwischen Gr.-Wittfeitzen und Dickfeitzen, dann von Kl.-Wittfeitzen bis Kröte, von Dickfeitzen nach Waddeweitz zu und etwas westlich von Bischof; von hier südlich über Seelwig und Korvin nach Lefitz.
7. Vom Sohlsberge bei Maddau über Kukate, den Lübelnschen Bach, nach Gr.-Gaddau, von da über Alt-Prießeck nach dem Kreuzweg zwischen Bischof und Schlanze, und endlich nach Waddeweitz*).

Wenn nun diese verschiedenen Landwehren auch bezeugen, daß die politische Grenze gegen das Wendland immer mehr nach Osten gezogen wurde, so ist es doch ohne Zweifel, daß ein großer Teil der wendischen Bevölkerung in dem von den Sachsen zurückeroberten Gebiet wohnen blieb, und die Grabfunde zeigen, daß auch diese von Deutschen eingeschlossenen Wenden noch lange ihre völkischen Sitten bewahrten.

Slawische Kultur

Um nun die Kultur der ältesten wendischen Einwanderer erschließen zu können, mangelt es leider vorläufig jeglichen Fundes. Aus dem Kern des hannoverschen Wendlandes ist überhaupt noch kein slawisches Fundstück bekannt geworden**). Die beiden Orte mit slawischen Gräbern, Klein-Prezier und Rassau liegen in der Außenzone. Wir müssen also schon in dem Lande eine Anleihe machen, aus welchem die Wenden zu uns herüberkamen: in Mecklenburg***). Aber auch hier sind die Funde aus der ältesten Zeit sehr dürftig. Immerhin

*) v. Hammerstein-Lorten. Der Bardengau, eine historische Untersuchung über dessen Verhältnisse und den Güterbesitz der Billunger, 1869.

**) Nach der Drucklegung dieser Zeilen erhalte ich von Kantor Mente aus Lüchow eine freundliche Mitteilung, nach welcher auf der Feldmark Ribenstorf bei Lübbow wendische Gefäßscherben in einer Aschenschicht gefunden wurden; daß ferner bei Spranz im Kreise Dannenberg slawische Skelettgräber aus der Zeit von etwa 1000 n. Chr. untersucht worden sind. In den Gräbern fand man Waffen. Über diese Funde liegen noch keine Veröffentlichungen vor.

***) R. Beltz. Wendische Altertümer, Mecklenb. Jahrbücher Bd. 58, 1893.

R. Beltz. Die vorgeschichtlichen Altertümer des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin. 1910.

genügen sie, um die geschichtlichen Nachrichten zu bestätigen, daß die ältesten Slawen ihre Toten verbrannt haben, wie es eben allgemein bei den Indogermanen der Brauch war. Scheinbar gaben sich die alten Slawen aber nur wenig Mühe um ihre Toten. Sie verbrannten diese nur und ließen die Asche ohne jede weitere Liebesmühe auf der Brandstätte liegen. Das erklärt zur Genüge, warum die Spuren dieser ältesten Slawen so sehr verwischt werden mußten. Danach trat bei ihnen eine der germanischen ähnliche Form der Brandbestattung auf, indem die verbrannten Gebeine mehr oder weniger sorgfältig in Urnen gesammelt wurden. Diese Art der Bestattung hat sich in Mecklenburg bis in die Zeit der endgültigen Bekehrung zum Christentum erhalten; aus Hannover aber kennen wir auch keine einzige slawische Urnenbestattung. Vom 9. Jahrhundert an begann man in Mecklenburg, die Leichen unverbrannt zu bestatten und das Christentum verhalf dieser Sitte schließlich zum Siege und zur völligen Verdrängung der Totenverbrennung. Man begrub jetzt die Toten auf gemeinsamen Friedhöfen, zuweilen in Reihen derart, daß das Antlitz des Verstorbenen der aufgehenden Sonne entgegenschaute. Beigegebene Schmucksachen und Gebrauchsgegenstände und vor allen Dingen Münzen ermöglichen eine zeitliche Einreihung dieser Funde. Außer den Gräbern hat man in Mecklenburg aber auch eine ganze Reihe von slawischen Wohnstätten und Burgwällen untersucht, so daß dort schon eine hübsche Sammlung altslawischer Kulturzeugnisse zusammengekommen ist.

Die Gesamtheit der Funde ergibt nun, daß die wendische Kultur ohne jeden Zusammenhang mit der germanischen bestand. So hoch beispielsweise die Töpferei der Germanen entwickelt war, vielgestaltig und edel in der Form, gut in der Herstellung und geschmackvoll und reich in der Verzierung: bei den Wenden eine große Einförmigkeit der Gestaltung, schlechteres Material und ein nur gering entwickelter Geschmack in der Verzierung. Infolgedessen ist es ein leichtes, wendische Gefäßscherben von germanischen zu unterscheiden. Die charakteristischste wendische Verzierungsweise ist ein Band von Wellenlinien, das unterhalb des Randes um das Gefäß herumläuft. Daneben waren auch mit Stempeln eingedrückte Sterne, Quadrate und andere geometrische Figuren und Linien als Ornamente im Gebrauch.

Die in Gräbern und Wohnstätten gefundenen Metallsachen geben uns auch von der Kunstfertigkeit wendischer Schmiede und Gießer keine sonderlich hohe Meinung. Es sind schlichte, anspruchslose Geräte: Messer, Scheren, Sicheln, Pfriemen, Äxte, Schmuckringe, Gürtelschließen u. a. Verglichen mit germanischen Metallarbeiten zeugen sie von einem barbarisch anspruchslosen Kulturzustande, in dem Schönheit der Dinge noch sehr gering geachtet wurde. Und doch sieht man unter den slawischen Fundsachen Schmuckringe und kleine Gehänge, die kunstvoll aus Silberdraht geflochten sind oder mit einer zierlichen Silberfiligranarbeit geschmückt sind: aber diese wirklich schönen Sachen sind gleich den vielfach gefundenen Münzen nicht von Slawenhänden ver-

Verkehr mit dem Orient

fertigt. Sie stammen vorwiegend aus dem Orient und sind die Zeugnisse eines lebhaften Handels, den arabische Kaufleute von Südrußland aus mit den zahlreichen europäischen Slawenstämmen und durch deren Vermittlung wieder mit den nordischen Wikingern trieben. Aber augenscheinlich wußten die Slawen den Kunstwert der orientalischen Schmucksachen wenig zu schätzen; in zerhacktem und zerbrochenem Zustande bediente man sich ihrer als laufender Münze, natürlich pfundweise. Hacksilber nennt man dieses primitive Zahlungsmittel. Auch die fremden Münzen wurden anfangs nicht nach ihrem Geldwerte, sondern nach ihrem Gewicht in Zahlung genommen und darum vielfach gleich den Schmucksachen zerhackt oder zerschnitten. Aus diesem arabischen Handelsverkehr, der so ungefähr von 800 bis 1000 blühte, entnahmen die Slawen wahrscheinlich auch ihren eigentlichen Nationalschmuck, die Schläfenringe. Es waren das ursprünglich kleine Silberringe, die später in Bronze nachgeahmt wurden und bis 8 cm Weite annahmen oder gar noch darüber hinauswuchsen (Abb. 89)*).

Schläfenringe

Ihr eigenartiges Kennzeichen ist eine breitausgehämmerte S-förmig gewundene Schleife an einem Ende des Ringes. Diese eigenartigen Schmuckringe finden sich überall, wo jemals Slawen ihre Toten bestattet haben, im Norden, Osten und Süden Europas, sie sind darum das beste Erkennungszeichen slawischer Gräber. Man findet diese Ringe gewöhnlich am Kopfe des Skelettes, oft in der Schläfengegend, bis zu acht Stück bei einem Skelett. Bei einigen polnischen Ringen fand man einen Riemen durch die Schleife gezogen. Vermutlich wurden die Schläfenringe an solch einem Riemen befestigt als Kopfschmuck getragen. Sie können aber auch ein Schmuck der Mütze gewesen sein; denn spitze Filz- oder Pelzmützen gehörten zur slawischen Tracht; sie waren im 10. und 11. Jahrhundert als bulgarische Mützen im Morgenlande ein gesuchter Handelsartikel**).

Nachdem wir nun einen Überblick gewonnen haben über die allgemeine Vorgeschichte der Slawen, wenden wir uns nun den wenigen Funden zu, die aus altslawischer Zeit in Hannover bekannt geworden sind. Wie schon oben erwähnt wurde, hat merkwürdigerweise das eigentliche Wendland bisher noch nichts dergleichen ans Tageslicht gebracht***). Wohl aber hat das stark wendische östliche Gebiet des Kreises Ülzen zwei Fundstätten zu verzeichnen: Klein-Prezier und Nassau.

*) A. Lissauer. Die Arabisch-Nordische Epoche in Westpreußen. Die Prähist. Denkm. d. Prov. Westpr. 1887.

**) Förtsch. Brand- u. Skelettgräber von Bodelwitz, Kr. Ziegenrück, Jahresschrift f. d. Vorgesch. d. sächs.-thür. Länder Bd. I, 1902.

H. Seelmann. Wendische Funde aus der Umgebung Dessaus ebend. Bd. I, 1902.

P. Höfer. Der Leubinger Grabhügel, Jahresschr. f. d. Vorg. d. sächs.-thür. Länder, Bd. V, 1906.

A. Lissauer. Über den Formenkreis der slavischen Schläferringe. Korrespondenzbl. d. deutsch. Ges. f. Anthr., Ethn. u. Urgesch. XXII, 1891.

Jacob. Die Waren beim nordisch-baltischen Handelsverkehr der Araber. Korrespondenzbl. d. deutsch. Ges. f. A., E. u. Urg. XXII, 1891.

***) vgl. Anmerkung oben.

Bei Klein-Prezier*) wurden inmitten eines steinzeitlichen Hünenbettes sechs parallel liegende und jedesmal auf einem Pflaster gebettete Skelette gefunden. Die Beigaben: Reste zweier lederner Gürtel mit zugehörigen Bronzeschnallen, an einem Draht aufgereihte bronzene Kügelchen, ein anderer Bronzeschmuck aus 15 Kugeln bestehend, die je aus zwei Halbkugeln zusammengelötet waren, mehrere bronzene Kopfringe und zwei bronzene Zierbleche, lassen diese Skelette ganz zweifellos als altwendisch erscheinen. Da sich keine Münzen fanden, die Fundstücke zumteil auch längst verschollen sind, ist eine genauere zeitliche Einreihung dieser Gräber nicht möglich. Funde von Klein-Prezier

Um so besser treffen wir es auf dem Gräberfelde zu Rassau**). Hier fanden sich 48 Skelette. Sie lagen in Gruppen oder zerstreut, also nicht in eigentlichen Reihen. Mit geringen Abweichungen lag das Kopfende im Westen, das Fußende im Osten. Da man die Skelette im reinen Sand gebettet hatte, so waren sie zumeist schlecht erhalten. Mitunter ließ nur die schwärzliche Füllung einer Grube auf das frühere Vorhandensein eines Skelettes schließen. An einzelnen Schädeln aber sind infolge beigelegter Bronzen sogar noch Haare und Hautteile erhalten geblieben. Die Tiefe der Gräber schwankte zwischen 0,45 m und 1,50 m. Nur zwei Skelette waren so gut erhalten, daß eine Messung Zweck hatte; es ergab sich eine Länge von 1,80 m und 1,70 m. In einem Grabe ließ sich noch deutlich ein Sarg von 2 m Länge erkennen. Manche Skelette lagen scheinbar frei in der Erde, anderen waren einzelne größere Steine zur Seite, zu Füßen oder zu Häupten gelegt. Ein Skelett war nicht nur seitlich, sondern auch von oben mit Steinen verpackt. Die größte Steinpackung hatte eine Ausdehnung von 2,50 m. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß man durch solche Steinpackungen die Seele des Toten unten festhalten wollte. Gelang es ihr, nach oben zu entschlüpfen, so trieb sie leicht als nächtiger Spuk ihr Unwesen. Funde von Rassau

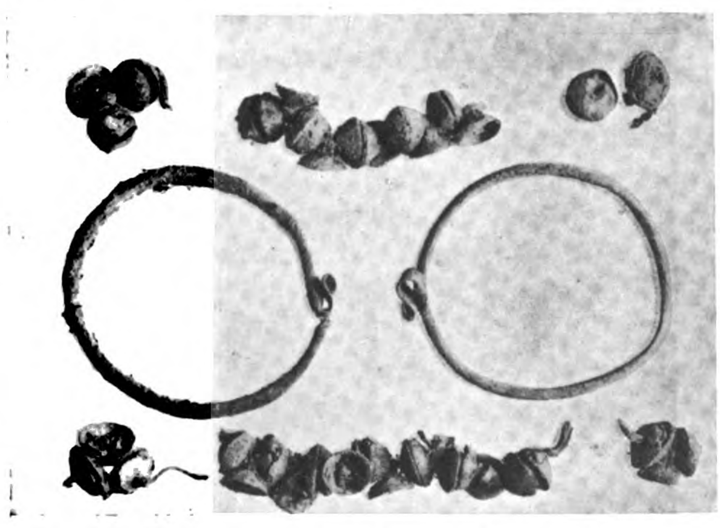


Abb. 89. Schläfenringe und aufgereihte bronzene Hohlkörper von Rassau, Kr. Ülzen. 1/2 nat. Gr.

Von den 48 Skeletten waren 38 ohne alle Beigaben. Unter den zehn Gräbern mit Beigaben hatten zwei nur Reste

*) K. v. Estorff. Heidnische Altertümer der Gegend von Ülzen im ehemaligen Bardengau. Hannover 1846.

**) K. Schwantes. Slawische Skelettgräber bei Rassau. Prähistorische Zeitschrift 1910.

eines aus Wolle gewebten Gewandes, eins nur das Bruchstück einer Münze. Ein Skelett trug einen Bronzering am Schädel, ein anderes hatte außer einem solchen Ringe noch eine Silbermünze, ein anderes eine bronzene Schnalle und eine Silbermünze. Nur vier Gräber waren reicher ausgestattet. Eins dieser Skelette wies zu jeder Seite des Schädels an der Schläfe einen typischen Schläfenring auf. Es sind bronzene Halbringe von 6 cm Weite. (Abb. 89.) Außerdem fanden sich kleine bronzene Hohlkörper, die, auf Fäden aufgereiht, mit Schmelz- und Glasperlen zusammen einen Halsschmuck gebildet hatten, ferner einige bronzene Fingerringe, Schnallen aus Bronze und Eisen, und vor allem sechs kleine Silbermünzen. Dieselben stammen sämtlich aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts; drei Braunschweig-Lüneburger Löwenpfennige, ein markgräflich Brandenburger Pfennig aus Salzwedel und das Bruchstück eines ähnlichen, sowie ein Mecklenburger Stierkopfpfennig. Kein einziges Skelett hatte mehr als eine Münze mit ins Grab bekommen. Vielleicht hatte man dem Toten solch einen Silberling als Zehrpfennig für seine weite Reise ins Jenseits mitgegeben. Für uns sind die Münzen darum wichtig, weil wir nun bestimmt wissen, daß die Nassauer Gräber aus dem Ende des 13. Jahrhunderts stammen. Sie sind damit unter allen zeitlich bestimmbaren altslawischen Gräbern Deutschlands die jüngsten. Dieser Befund paßt ganz zu den geschichtlichen Überlieferungen, die uns erzählen, daß die hannöverschen Wenden ihre Sitten und Gebräuche bis in die spätesten Tage bewahrt haben. Und wenn im Vorlande des hannöverschen Wendlandes, inmitten einer bardisch-sächsischen Bevölkerung, sich das wendische Volkstum bis gegen 1300 in solcher Unverfälschtheit erhalten hat, wie lange mag dann das Altslawentum erst im eigentlichen Wendlande fortgedauert haben!*)

*) Mente. Der alte Volks- u. Aberglaube im hann. Wendlande. „Hannoverland" 1909.



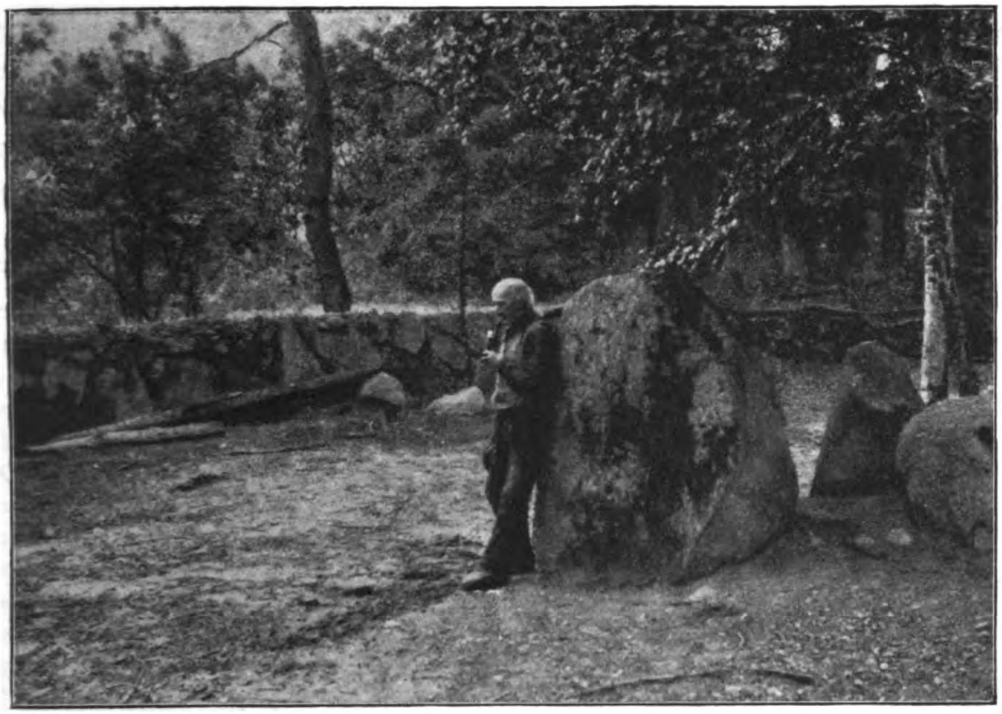


Abb. 1. Älteste Hofmauer auf dem Hofe Jahnke in Sommerbeck.

Siedlung.

Von Schlöbcke, Kgl. Baurat zu Lüneburg.

Ueber die „Siedlung" sind seit langer Zeit schon und über die Wohn- und Bauweise besonders in den letzten Jahren so viele Schriften erschienen, daß es schwer ist, einen kurzen Abriß zu geben; noch umfangreicher und inhaltsreicher würde aber die „Heimatkunde" werden, wollte man alles zusammentragen, was der sehen kann, der aufmerksam die Lüneburger Heide — so nennt man ja den größten Teil des Regierungsbezirks — offenen Auges durchstreift.

Von den übrigen Abteilungen dieses Buches greifen so viele mit ihren Allgemeinbemerkungen in das hier zu besprechende Gebiet ein, daß es vorteilhaft erscheint, einmal vom ganz Kleinen und Nächsten, von Haus und Hof auszugehen, um dann von jedem Punkte aus, mit festem eigenen Boden unter den Füßen, nach allen Richtungen hin über den Zaun zu schauen und in die weite Welt zu gehen und Ausblick zu halten nach allen Seiten.

Haus und Hof.

Der vorgeheftete Kunstdruck*) gibt ein Blatt aus dem kostbaren, in herrlichen Farben auf Pergament geschriebenen „Sachsenspiegel", der im Archiv in Lüneburg

* Mit gütiger Erlaubnis des Archivars Prof. Dr. Reinecke, Lüneburg.

aufbewahrt wird und lehrt, daß schon vor 600 Jahren hier im Lande der Grundsatz galt: Die größte Freiheit besteht in der Anerkennung der Rechte des Nachbarn. Sorgfältig wurde jeder Wohnplatz umgrenzt, und: Wer Malbäume oder Grenzsteine setzt, der soll die dabei haben, die auf der andern Seite Land haben, und wer zäunet, der soll die Äste der Zaunruten in seinen Hof kehren.

Zäune

Die Schutzwehr an der Grenze ist von Holz oder Stein erbaut, und so dauerhaft wurden diese Zäune hergestellt, daß sie 300 Jahre gehalten haben.



Abb. 2. Willighausen-Müden.

Einer der ältesten Zäune steht in Willighausen bei Müden a. d. Örtze. Wie ein spanischer Bock sind die starken gespaltenen Eichen überkreuz 1,5 m tief in die Erde gerammt. Schon 1600 erzählt uns „Der ewige Kalender von Colerus" von solchen Grenzzäunen, die beim Faulen nachgerammt würden, und 1618 wird hier im Lüneburgischen verboten: „Dergleichen Feldzäune von eitelem Eichenholtz zu machen, man müsse dem Abgange des Holtzes wehren." Von diesen Einfriedigungen spricht das alte Sachsenrecht, wenn es sagt: Man darf befesten einen Hof mit Zäunen und mit „Stecken" oder Mauern, so hoch wie ein auf einem Roß sitzender Reiter zu reichen vermag, aber Zinnen und Brustwehren dürfen nicht daran sein.

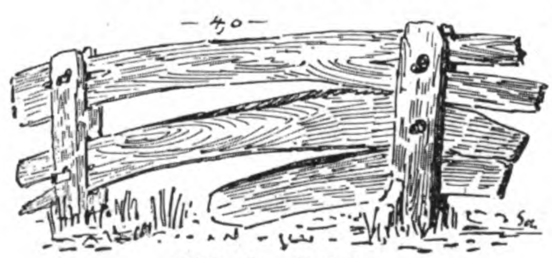


Abb. 3. Behren.

Zaundurchgänge, Stägels, Hecks verbinden als Übergänge die Höfe, versperren aber dem Vieh den Weg.

Der Zaun aus Nordkampen ist ohne den oberen 50—60 cm starken Wulst, ohne die aus starken Dornen und Weiden geflochtene Wurst gezeichnet, die den Zaun völlig unübersteigbar macht. Diese Zäune finden sich am meisten noch in Gegenden und Dörfern, wo wendische Bevölkerung nachzuweisen ist oder zeitweilig seßhaft war. Die leichten Ziegelsteinmauern und den kurzlebigen Eisendraht, durch dessen weite Maschen der hungrige Wind weht, gibt es neuerdings überall, die aus großen ungesprengten Graniten aufgestellten und an der Garten- oder Hofseite rampenartig mit Erde hinterfüllten Wehren sind mit den Eichen zusammen geradezu zum Sinnbild oder Wahrzeichen des Landes geworden, sie „hegen" den Hof.

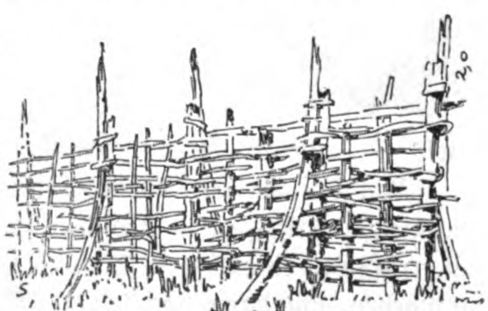


Abb. 4. Nordkampen.

Sie sind kennzeichnend für unser Gebiet, besonders diese aus Findlingen, „Felsen", hergestellten Einfriedigungen. Wenn auch zum Hausbau und zum Straßenbau jetzt eine nach der anderen verschwindet, noch kann man ihrer Hunderte zählen und nicht wenige ununterbrochen bis zu 200 m Länge.

In Benzen bei Walsrode stehen die größten Blöcke, über 2 m lang und 1,80 m hoch. Die Steine wurden im Winter auf gegossenen Eisbahnen herangeschafft, in Amelinghausen noch 1830.

Die Abbildung 1 zeigt einen Hof in Sommerbeck bei Dahlenburg, der bis in die neueste Zeit hinein ringsum mit prachtvollen Felsenmauern versehen wird. Innerhalb des großen Hofes sind die Reste einer riesenhaften Hofmauer aus altersgrauer Vorzeit unangetastet bewahrt geblieben.

Auf jedem Hofplatz begrüßte uns früher von weitem schon die Brunnenwippe. Brunnen

In der Schule zu Lachendorf bei Celle lag sie in einer Gabel einer starken Eiche. Die Dorfbrunnen sind immer seltener geworden, desto öfter aber findet man gemeinschaftliche Brunnen auf der Grenze zweier Höfe, und neuerdings beginnen Wassergenossenschaften durch Zuleitung aus etwas höher liegenden Quellgebieten Trink- und Wirtschaftswasser zu beschaffen.

Neue Brunnen legte man gern an der Seite des Hauses an, wo sich auf dem Flett der „Waschort" befindet, und meistens nur einige Schritte von der „Lüttdöhr" entfernt. Die meisten ersten Siedlungen lagen in unmittelbarer Nähe der Bäche und der kleinen nicht versiegenden Gewässer, und fast alle Kirchen, deren Siegel die Maria enthält, liegen noch heute am Wasser, oder es war früher in nächster Umgebung brauchbares Wasser vorhanden: Sprakensehl, Scharnebeck, Lüneburg und viele andere; die Dorfteiche sind jedoch vielfach verschwunden. Der tiefe Brunnenring bestand aus Raseneisenstein oder Granitfindlingen, mit Moos verfugt; der Schling zeigt Eichenholz, kräftige Eckständer und breite Bohlen, im Süden des Bezirks mehr viereckig zusammengestellte, auch wohl runde Sandsteinplatten und Schalen. Hier findet man Namenszüge und Jahreszahlen, Wappen und Hausmarken.

Aus der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege weisen diese Zahlen die Neuansiedlung nach. In Wiekenberg, Kreis Celle, steht auf dem alten Stechinellischen Hof ein kunstvoller Sandsteinbrunnen, dort der letzte stumme Zeuge aus der lebhaftesten Zeit der Celleschen Herzöge.

Auf den Höfen sind in einzelnen Orten, z. B. in Garlsdorf bei Winsen, Ostenholz, Celle und Becklingen noch altertümliche Erdkeller erhalten. Erdkeller Die Abbildungen legen die Gedanken nahe, daß so ähnlich wohl die ersten



Abb. 5. Erdkeller zu Becklingen.

Erdhäuser der Urbewohner ausgesehen haben mögen, sie verdienen es, nicht ganz unbeachtet gelassen zu werden.

Meistens steht auf dem weiten Hof, und wir müssen diesen erst durchwandern, bevor wir ins Haus kommen, geschützt unter Bäumen oder „im Ab-



Abb. 6. Erdkeller in Becklingen.

wind", so daß die Funken dem Haupthause nicht schaden können, das **Backhaus**.

Backhäuser

In Brackel bei Lüneburg wurde 1896 das 1669 erbaute Backhaus auf dem Lührschen Hofe abgebrochen, ein Muster der Bauweise jener Zeit: Eichenholz, strohgedeckt, die Sparren und alle Hölzer ausschließlich nur mit Holznägeln genagelt, die Unterlage des Dachstrohs mit Weiden auf die krummen Sparrenhölzer gebunden, der Backofen glockenförmig gewölbt, — wieviele Brote mochten wohl hier schon ein- und ausgeschoben sein, als 1812 die Franzosen kamen, in den großen, aus einem mächtigen Weidenbaume geschlagenen Backtrog seitlich Löcher hineinbohrten und ihre daran festgebundenen Pferde aus dieser Riesenkrippe fressen ließen!

„Die Backhäuser auf den Höfen sollten nicht durch Wohnungen und Feuerstätten vergrößert werden, damit die Höfe und Kotten um so gewisser ungesplittert blieben." Vor dem Dreißigjährigen Kriege saß die Bevölkerung dichter als nachher.

Das Backhaus aus Becklingen von 1631 ist ein solches vergrößertes Gebäude. Auch hier — ebenso wie in Breese im Bruch und in vielen anderen Ortschaften der Heide sind am

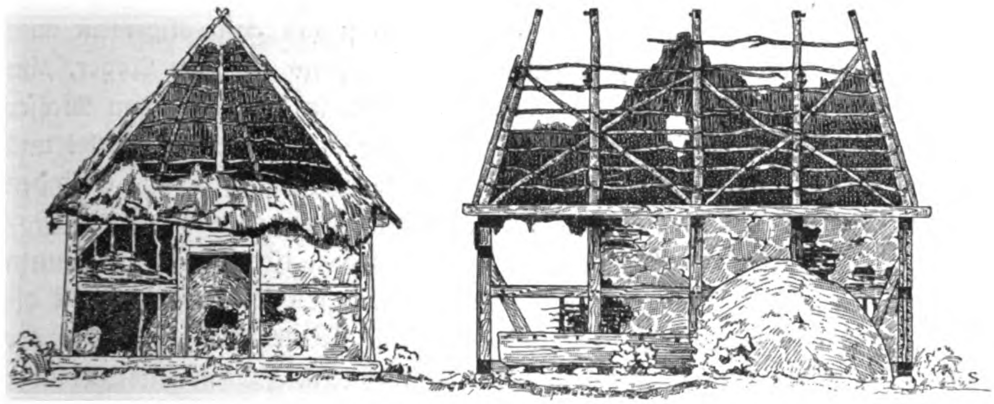
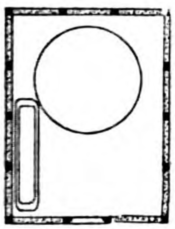
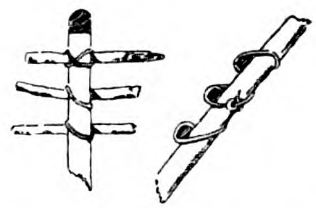


Abb. 7. Backhaus in Brackel 1669.





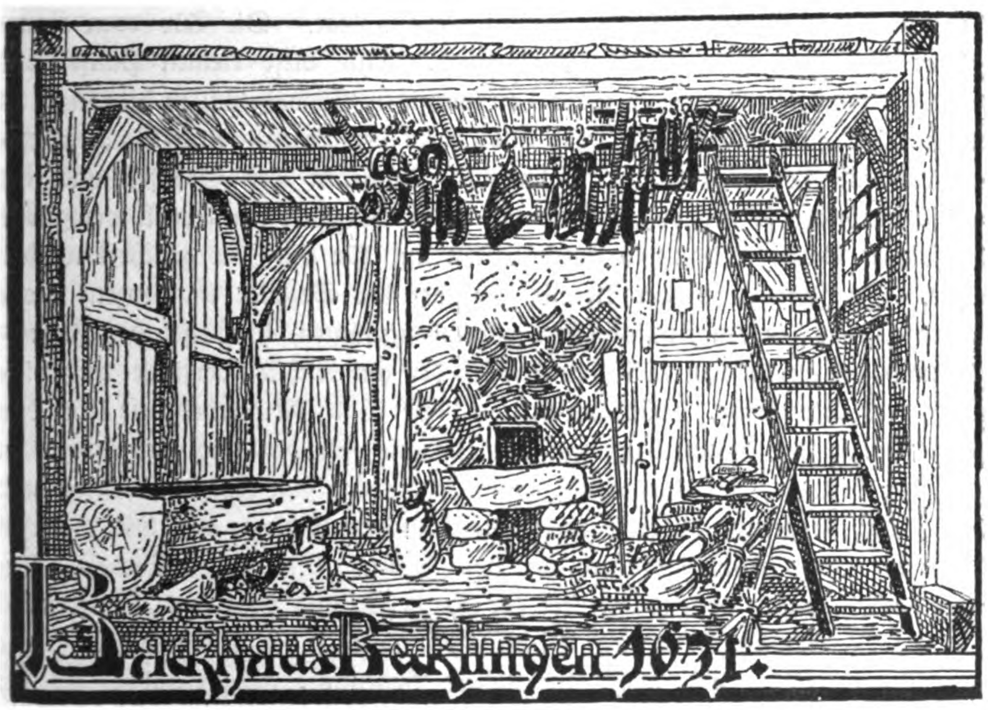


Abb. 8. Backhaus in Becklingen.

Backtrog die Spuren der fremden Einquartierung zu bemerken. Vor dem Ofenloch liegt ein schwerer Granit, dessen Oberseite vom Einführen des Brotschiebers so blank und glatt gescheuert ist, als ob eine moderne Maschine sie poliert hätte. Die Wiemeneinrichtung zum Aufhängen der Räucherware, der niedrige Herd in der Ecke, die Bohlen und Bretter der Wände, jedes Stück aus dem alten Gebäude erzählt von 300 Jahren Zeitgeschichte.

Während es auch heute noch Bauernhäuser gibt, deren Herd so groß ist, daß darin ein Backofen untergebracht werden konnte, z. B. in Hone und

Ummern und bis 1907 in Bockelskamp, wurden früher ganz allgemein auch für das ganze Dorf Gemeindebacköfen errichtet, meistens auf dem Anger, „im Goosbrink", wie in Pattensen i. L., zwischen Weiden, in der Nähe von Wasser oder Mergel- und Lehmgruben, so daß zugleich Hanf und Flachs geröstet und ohne Gefahr für die Dorfschaft gedörrt werden konnte, wie dies aus Gründen der Feuersicherheit 1659 und 1689 vorgeschrieben wurde.

Bleicherhütte

Zu den kleineren Baulichkeiten auf größeren Höfen ist neben den Scheunen und Speichern noch die Bleicherhütte zu erwähnen. „En Bleekerhütten" ist oft kaum manneshoch, kaum 2 m lang und breit, mit kleiner Türöffnung und der festen Bettlade für den Bleicher oder den Gänsehirten. Bemerkenswert aber ist, daß das ganze Gerüst in einfachster Art durch Keilzapfen zusammengehalten wird, leicht auseinander zu nehmen ist und oft seinen Platz wechselte, so in Hope, Lindwedel, Altencelle.

Speicher

Eine voll ausgebaute Hofstelle hatte neben dem Haupthause, in dem alles Lebendige seine Zuflucht fand, Heuscheuer, Scheune, Schauer, Leinen-, Garn- und Flachsspeicher, den Kleiderspeicher, „Fleeschspieker", Honigspeicher und für fahrendes Volk und Kriegsmannschaften „den Rüterspieker". Auch der Hopfenspeicher war ein Zubehör. Oft haben die Speicher zwei Böden oder gar drei, deren Treppenaufgang vielfach außen liegt. Die Tür vom Kornspeicher ist immer vom Flett aus zu sehen. Alle diese kleinen Häuser und Häuschen werden jetzt immer mehr von massiven Schweineställen bedrängt, sie bergen aber eine solche Fülle von Stoff aus der Lebens- und Baugeschichte des Landes, sie tragen zum malerischen Aussehen der Gehöfte und der Landschaftsbilder so viel bei, daß eigentlich auf Gemeinkosten überall wenigstens e i n solches Bauwerk dauernd gut erhalten und für alle Zeit gesichert werden müßte. In Isernhagen der kleinste Speicher des Bezirks, in Benzen, Hope und in Hiester die am kunstreichsten zusammengefügten, in Hassel der Jahreszahl nach der älteste von 1550, in Bröckel der am reichsten verzierte und viele andere in Steinförde, Südkampen — alle sind Musterbeispiele für das stolze Können der Zimmerleute und ein Zeugnis für den reich sich lohnenden Fleiß der Besitzer. Die eigenartige, vollendet zweckmäßige Holzkonstruktion und die Art der Verzierung dieser Bauten zwingt zu dem Schluß, daß wir in diesen Speichern etwas Volkstümliches vor uns haben. Sie haben Giebel, selten Walmdächer, tragen oder trugen bei der Neuherstellung stets den „Wendenstiel oder die Wendensäule" an der Giebelspitze, niemals die Pferdeköpfe. Diese Hauszierden müssen also wohl eine höhere Bedeutung gehabt haben als die Säulen. Oder stammen die Speicher aus den östlichen Ländern? Dort sind sie sicher bodenständig. Die Frage wird im Zusammenhang mit dem Hausbau weiter zu besprechen sein.

Von einem größeren Hopfenspeicher in Isernhagen ist eine Aufnahmezeichnung beigefügt. Hopfen wird jetzt nicht viel mehr gebaut, und nur noch in den östlichen Teilen des Bezirks, Ülzen ist Handelsstelle. Bis zur Zeit der Kontinentalsperre blühte der Hopfenhandel weit und breit, und dort hatte damals jeder Hof seinen Hopfengarten. Nördlich von Gusborn hört die Hopfen-

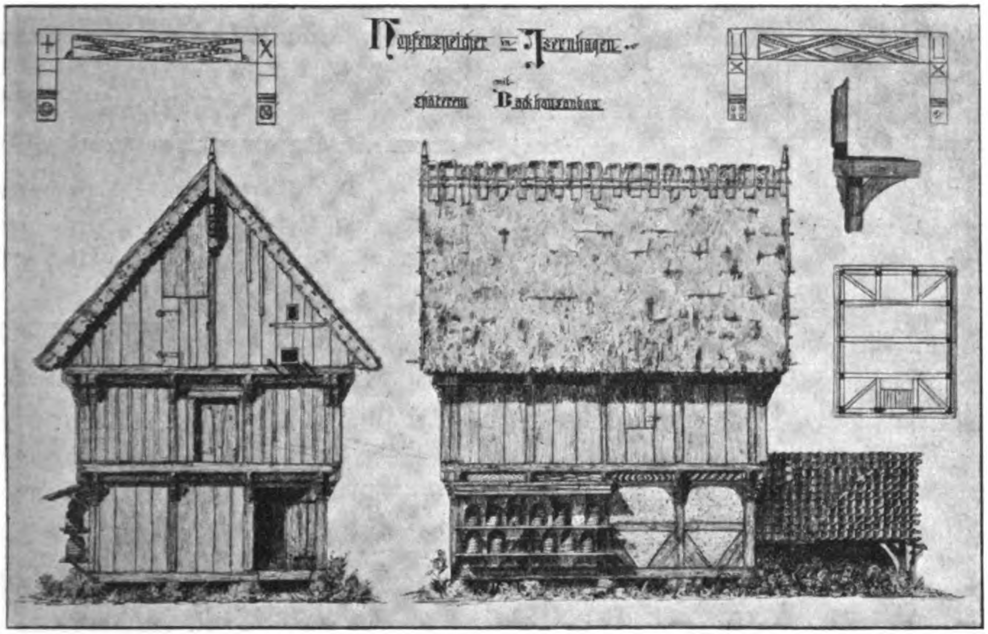


Abb. 9. Hopfenspeicher in Isernhagen.

bestellung wohl auf „noch mit dazuzugehören", ebenso wie nördlich und westlich von Dannenberg keine Hirse mehr angebaut wird. Die letzten Hirsemühlen und Hirsemörser, die Hirsepümpel schicken sich an, ins Museum zu wandern; aber die beweglichen Aufhängehürden in den Hopfenspeichern, zur trockenen Aufbewahrung der leichten Ware, kann man von Gusborn ab östlich an einzelnen Orten noch antreffen. Der Hopfen selbst, dem so allgemein und so lange schon die Pflege und der Schutz entzogen ist, klettert jetzt im „Ellernbruch", an sumpfigen und wüsten Stellen als Landstreicher umher. Der echte Hopfen war früher überall so fest ansässig bei uns, daß Artikel 52 des Sachsenspiegels lauten konnte:

„Flicht sich der Hopp über den Zaun, wer die Wurzel in dem Hofe hat, der greif über den Zaun und ziehe an den Hoppen; was ihm folget, das ist sein; was des aber an der anderen Seite bleibet, der ist seines Nachbarn."

Weil 90 % aller Wohnhäuser des Regierungsbezirks Bauernhäuser sind, die Häuser der Städte sich aus dem Bauernhause herausentwickelt haben und an vielen Orten in Einzelheiten ihrer Grundlage sowie im Aufriß noch bis in die neueste Zeit große Ähnlichkeit mit demselben aufweisen, so muß die Wohnstätte des Bauern, wie sie ist und wie sie war, ganz besonders gut auf die Fragen nach der Siedlungsart und Bauweise des Landes und ihrer Entstehung Antwort geben können.

Die beiden Grundrisse aus Langlingen 1580 und Brackel 1669 zeigen fast gleiche Anlage und geben das allgemeine Muster, das jedoch in seinen Teilen vielhundertfach abgewandelt wird. Grundrisse von Bauernhäusern

Des zur Verfügung stehenden geringen Raumes wegen können hier nur auszugsweise zusammengestellte Angaben gemacht werden.

*) Es sei hier auf das Werk: Das Bauernhaus im Deutschen Reich und in seinen Grenzgebieten, 1906, G. Kühtmann, Dresden, verwiesen, in dessen Teil „Ost-Hannover" der Verfasser denselben Gegenstand behandelt.

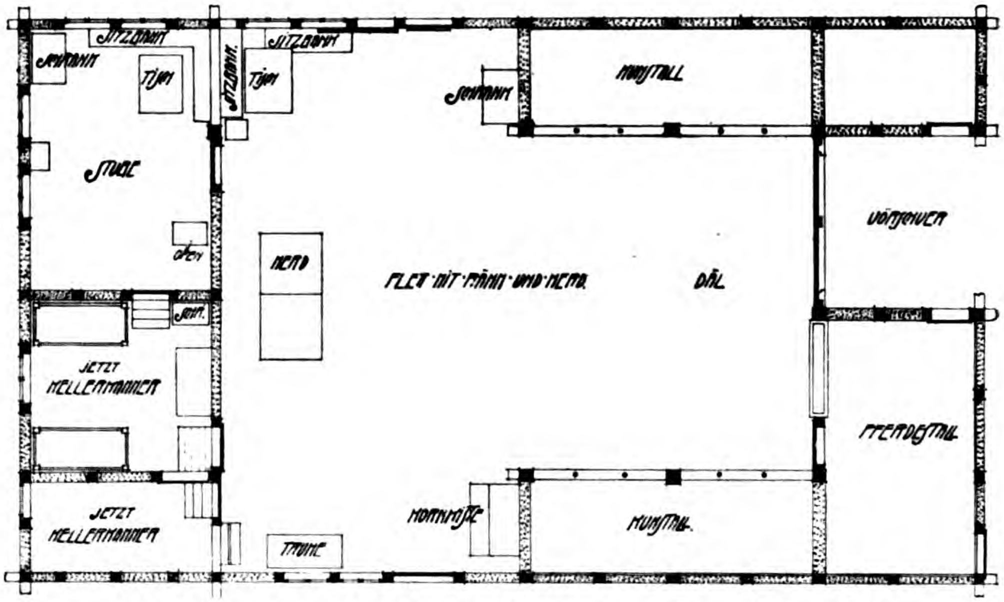


Abb. 10. Bauernhaus in Langlingen, Ldkr. Celle. A. D. 1580.

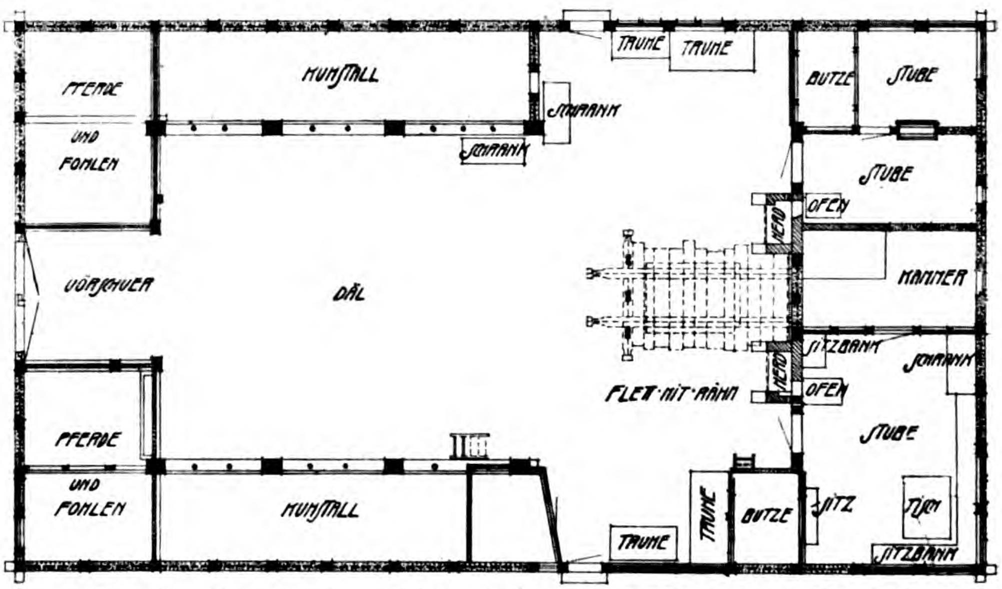


Abb. 11. Haus in Brackel bei Lüneburg, Kreis Winsen. A. D. 1669.

Das quer durch das ganze Haus gehende Flett mit dem Herd, die große Diele, „de Däl", und „dat Stubenennen" mit den Wohn- und Schlafräumen, die Pferde an der groten Missen-Döhr, die Küche rechts und links von der Lehmdiele, alles unter einem großen Strohdach — diese Anlage ist in all ihren Einzelheiten als mit den Menschen und zugleich mit dem Lande durchaus verwachsen anzusehen, sonst hätte sie nicht 1500 Jahre lang oder mehr fast unverändert bestehen können! Das Bauernhaus ist, wie Prejawa treffend sagt, eine Offenbarung der Volksseele und gleichzeitig ein Stück des Landes.

Und in dieser langen Zeit ist in dem ganzen Gebiet von Isernhagen vor den Toren Hannovers bis nach Finkenwerder und Wilhelmsburg und von Rethem a. d. Aller bis Schnackenburg a. d. Elbe, mit einer Abweichung allerdings im Wendlande, das Haus in allen Hauptteilen sich selbst gleich geblieben. Wann aber und wie und wo es entstanden ist, wer mag es bekunden?

Alte Häuser stehen oft nicht mehr an ihrer ersten Stelle und die inneren Bauteile, besonders das Hauptgerüst, der Teil, den die Zimmerleute „dat Hus" nennen, auch wohl „Middeltrumm", stellen sich bei eingehender Untersuchung als 100 und 200 Jahre älter heraus als die von späteren Geschlechtern vorgenommenen Anbauten. Ein klares und sicheres Bild über die ältesten Siedlungen in unserem Bezirk läßt sich daher schwer und nur im Zusammenhang mit der näheren und weiteren Umgebung beschaffen. Nachweise werden sich schwerlich erbringen lassen, und der Versuch, alten noch erhaltenen Spuren nachzugehen, führt über steinigen Boden und unsicher ans Ziel.

Auch im Lüneburgischen wohnte man, bis uns die Ziegelbauten von Holzbau Norditalien und von Holland her bekannt wurden, in Holzhäusern. Alle Steinmetzen, die Häuser zu bauen verstanden, waren bis ums Jahr 1000 bei uns Ausländer; aber der Holzbau hatte sich hier zu Lande seit unvordenklichen Zeiten zu hoher Blüte entwickelt. Weil man keine vollkommeneren Werkzeuge besaß, so mußten die Abmessungen der Hölzer, Balken, Ständer und Bohlen stärker ausfallen als später, und Bretter lernte man erst schneiden, als die eiserne Säge mehr und mehr in Gebrauch kam. Die Bäume wurden mit eisernen oder steinernen Keilen gespalten. Der Steinkeil, die Steinaxt war mehr Werkzeug als Waffe.

Noch 1440 finden sich in einem Haus- und Kücheninventar neben dem Küchengerät Steinärte aufgeführt. Daß die Säge selten war, sieht man an den vielen alten Bohlen, die über der hohen Diele liegen. Eine Seite zeigt die durch Beilschläge hervorgebrachten Unebenheiten, die andere weist die schrägen Sägeschnitte auf. Dabei ging viel Holz in die Späne, und wenn Krieg und Feuer und obendrein sorgloser Raubbau in den schönen alten Eichenwäldern getrieben wurden, so mangelte es trotz des Waldreichtums an Bauholz. Von Celle ging eine Verordnung aus: „man solle sich mehr der Säge befleißigen, um Holz zu sparen", und als Schneverdingen abgebrannt war, bat der Bischof aus Verden den Herzog um Bauholz, die Antwort lautete jedoch ablehnend, „denn zum Aufbau der abgebrannten Stadt Winsen sei man selbst um Holz in Verlegenheit".

In Isernhagen stand 1890 noch ein Speicher, der aus altem Bauholz aufgebaut war. Eine Eichenholzbohle war 7 m lang, 7 cm dick und 70 cm breit, eine Säge war zur Bearbeitung nicht benutzt. — Als 1910 in Bardowick ein älteres Stiftsgebäude instandgesetzt werden mußte, wurden Kellerabdeckbohlen freigelegt, die 8 m lang, 95 cm breit und 13 cm dick waren. Auf diesen Bohlen — ohne Balkenunterlage — standen die inneren Querwände des Hauses. Einem Baum, aus dessen Stamm man solche Holzstücke herausarbeiten kann, ist ein Alter von 500 Jahren zuzusprechen. Da die Wohnungen zu Beginn des 14. Jahrhunderts gebaut sind, könnte dieses alte Eichenholz uns erzählen von der Zeit, als Kaiser Otto im Billunger Schloß auf dem Kalkberge residierte, wenn nicht gar von Karl dem Großen!

Um uns eine richtige Vorstellung von jenen frühzeitlichen Verhältnissen zu machen, als das begann, was wir Siedlungen nennen, müssen wir unsere heutigen Begriffe von Ackerland und Wiese, Wald, Bach, Weg, Berg

und Tal und Hügel völlig fallen lassen. Durch das Land führende feste Straßen gab es nicht. Durch breite Sümpfe und tiefe Moore mußte man sich Knüppeldämme herrichten, oft von großer Länge.

Wege In Winsen a. d. L. wurden zweimal, zuletzt noch 1885, in 2 m Tiefe solche Knüppelwege aufgegraben. Auf die Sandwege breitete man Kiefernzweige, Stangen und Rundholz — wie heute noch zwischen den Dünenbergen bei Laave im Amt Neuhaus; deshalb kann man es verstehen, daß noch 1719 ein Verbot erlassen werden konnte, „die Wege mit Holz zu bessern, wozu Stein, Grieß und Sand zu nehmen". Bei schlechtem Wetter oder wenn der Zustand der Wege gar zu schlimm wurde, fuhr man über die Ackerfelder — ohngeachtet der 1698 eingesetzten Gemeinde-Pfänder und Feld-Vrügen.

Fuhren sich die Wege aus, stellten die Wagen im Erdboden im Laufe der Jahre tiefe Rillen und Einschnitte her, so wurde die Spur verlassen. Durch die weite Heide führen oft drei oder vier Wagenspuren dicht neben einander; zwischen Nahrendorf und der Göhrde sieht man fünf 1 m tiefe Wege und da, wo früher nördlich von Amelinghausen die alte Heerstraße nach Lüneburg führte, sieben tiefe Einschnitte unmittelbar nebeneinander. Nur die „Todtenwege", z. B. von Borstel nach dem „Hallo", der Brandstätte bei Winsen, änderten sich nie.

Nicht zu verwechseln mit verlassenen alten Wegen sind die in der Heide oft vorkommenden langen Furchen, die auch irrtümlich als römische oder noch ältere „Hochäcker" angesprochen werden. Es sind verlassene und bald öd gewordene Ackerländereien. Man hatte im Sand oder im sumpfigen Boden, wie immer schon, um Feuchtigkeit zu halten oder abzuleiten, Ackerstücke mit hohem Rücken zusammengepflügt. Veränderungen in der Höhenlage des Grundwassers, Kriegsläufte oder auch Wegeverlegungen oder Änderungen im Erb- und Eigentum oder in der Wirtschaftsweise führten dazu, daß die Acker wüst wurden.

Zwischen Bilm und Nutzfelde weisen größere Flächen, die zum Teil schon wieder mit Wald bestanden sind, über 200 m lange, 3 m breite Rücken und 3 m breite durchschnittlich bis 50 cm tiefe Furchen auf. Nördlich von Luhdorf waren ähnliche „Heidenäcker" zu sehen. An beiden Stellen haben bedeutende Wegeverlegungen stattgefunden.

Wald Der Wald war wild, an wenigen Stellen einheitlich, und wenn es auch schon geschlossene Eichen- und Buchenwälder und Fuhrenkämpe gab, wovon die Namen vieler Ortschaften, z. B. Eikeloh, Bokeloh, Dannhorst, Lindwedel, Lindhorst u. a. m. Zeugnis ablegen, so kann man aus der Urwüchsigkeit des Rosengartens bei Neuhaus, der Müsse im Kreise Celle, des Lüßwaldes bei Unterlüß noch in unseren Tagen die großen Schwierigkeiten ermessen, denen jeder Versuch der Ansiedlung begegnen mußte. Nimmt man gar an, daß die Wälder allgemein so ausgesehen hätten, wie jener vor 25 Jahren aufgedeckte Eibenwald zwischen Kirchhorst, Stelle und Warmbüchen, wo 20 m lange Stämme auf dem Grunde des Moores haufenweis übereinandergeworfen und niedergestreckt und von Torf überwachsen daliegen, dann müßte man zugeben, daß die von den Römern

berichtete Furchtbarkeit der germanischen Wälder auch hier bei uns in Wirklichkeit vorhanden gewesen ist. Auch selbst da, wo fruchtbarer Waldboden zum Siedeln einlud, immer ging die Entwicklung nur langsam von statten. Fahrenholz, Düshorn, Hörsten bei Bergen, Gokenholz usw. haben sich erst langsam aus den Wald heraus entwickelt, nachdem es gelungen war, den Wald selbst zu fällen. Wie wenig berührt manche Strecken der Heide geblieben sind, das kann man daraus ersehen, daß noch 1900 bei Hambühren eine prähistorische Werkstätte aufgefunden werden konnte, wo über 1500 Stück Feuersteinpfeilspitzen, Messer, Schaber aller Art und Schlagsplitter frei umherlagen. Wenn trotz aller

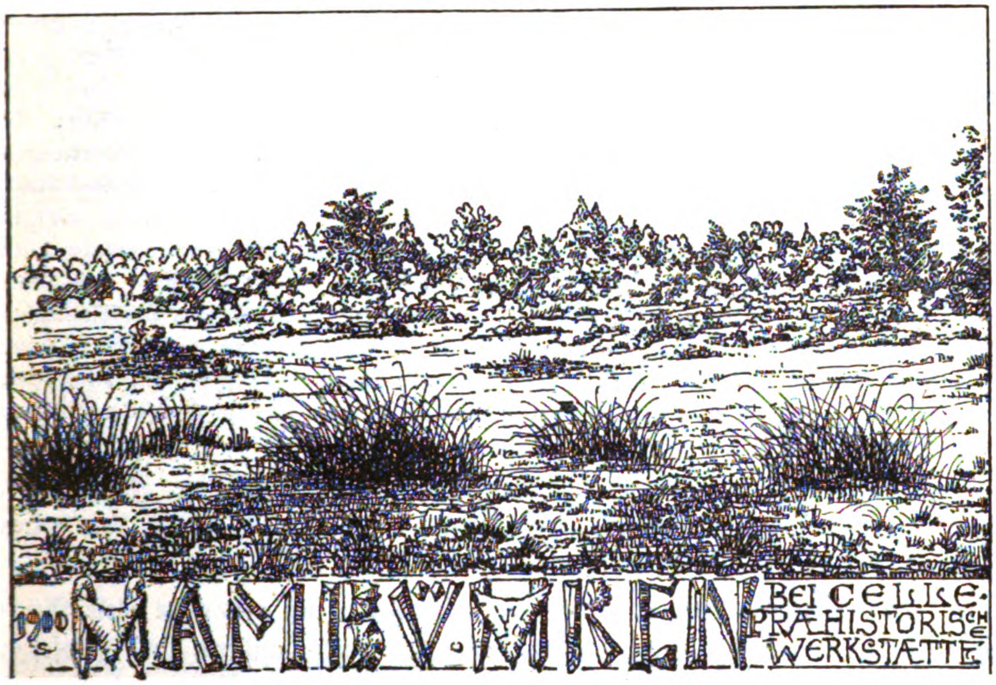


Abb. 12. Hambühren.

Siedlungen und Rodungen der weitverbreitete Buschwald noch im Dreißigjährigen Kriege unwegsam und sumpfig und so dicht war, daß die bedrängten Dorfeinwohner mit Vieh und Hab und Gut sich darin verbergen, ja sogar von dort aus dem Feinde Schaden zufügen konnten, ohne aufgefunden zu werden, was z. B. von einzelnen Ortschaften des Amtes Ahlden nachgewiesen ist, so wird 1698 wiederum festgestellt, daß sogar Eickeloh „gänzlich ohne Holz war".

Das höher liegende trockene Hügelland war sandig und steinig oder beides, und wie stark die Hügel und die Talränder mit großem Geröll, mit Findlingen und Felsen überdeckt gewesen sind, das erkennt man jetzt eigentlich erst dort, wo der Dampfpflug das Ödland aufbricht. Auf große Flächen hin wird die Heide dort noch heut wieder zum Steinfeld. Und was zwischen den Steinen liegt, das sind Verwitterungsprodukte, zerborstene zerfrorene Feldsteine, völlig zu kiesigem lehmigen Sand aufgelöste und zerfallene Steinreste. Der Zersetzungsvorgang dauert bei manchen Graniten, wenn sie erdfeucht, bruchfeucht dem Wetter ausgesetzt werden, nur wenige Jahre.

Findlinge

Heute finden alle kleineren Steine zum Straßenbau Verwendung. Das Sprengen der Blöcke ist ein besonderes Gewerbe geworden. In Kolck, Fallingbostel, wurden 1900 die Sockelsteine zum Bau eines sehr großen Bauernhauses aus einem einzigen Findlingsblock gesprengt. Der längste Stein ist 4,30 m lang.

Von jeher wurden große Massen Steine ausgeführt, man wußte nichts damit anzufangen, und ein sprechendes Zeugnis von der Fürsorglichkeit der Landesverwaltung für die Untertanen ist die folgende „Verordnung" von 1728:

„„Demnach uns die löblichen Stände angezeiget / daß die / auf der Geest / liegenden Feld-Steine / häufig bey ganzen Ladungen / aus hiesigen Landen / einige Jahre her / weggeführet werden und / wann solches / ohne Maase / fortwährete / der nöthige Vorraht zu Stein-Pflaster der Wege und Bau anderer publiquen Werke: oder zu der privatorum Bedürfnis / mit der Zeit / hie im Lande / nicht mehr überbleiben: sondern ihn / von aussen / mit nicht wenigen Kosten und Bemühungen / wieder herein zu holen / unumgänglich seyn würde: So haben wir den besorglichen Mangel zu verhüten / für diensam ermessen. Deswegen constituiren und setzen . . . . Wir / Kraft dieses / daß von jetzt an / nicht erlaubt sein solle / Feld-Steine / große oder kleine / aus hiesigen Herzogthümern zu bringen, ohne speciale Gestattung / als lieb einem sein mag / willkührliche Strafe zu vermeiden / und befehlen zu dem Ende hierdurch allen Drosten, Gräfen, Amtmännern, Richtern, Vöigten, Zoll- und andern Königlich- und Chur-Fürstlichen Bedienten / auch denen Magistraten in den Städten / anebst übrigen Gerichtbarlichen Obrigkeiten / ein wachsames Auge darauf zu wenden und nicht zuzugeben / daß gegenwärtiger Verordnung zuwider gehandelt werde. Damit obiges Verbot zur öffentlichen Kundschaft gelange: So ist es von denen Canzelen zu publicieren / an den Zoll- und Ausfuhrt-Stätten / auch gewöhnlichen Stellen / anzuschlagen." !.

In der Feldmark Barskamp bei Bleckede finden sich die Flurnamen: „Bei dem Steinregen, Im Steinregen", und in keiner Feldmark der hohen Heide fehlen ähnliche Bezeichnungen.

Flurnamen

Jakob Grimm lehrt uns, daß die Ortsnamen sich oft, ohne viele Rücksicht auf die regelrechte Sprachentwicklung zu nehmen, ändern, und Professor Lühmann-Braunschweig nennt die Orts- und Flurnamen Ruinen, deren ursprüngliche Form unter wildem Gerank und Schutt oft nicht mehr zu erkennen ist. Wenn aber wie bei den Flurnamen „Auf dem Steinfelde", „Hinter dem Steinregen" die berechtigte Erklärung eindeutig ist, so dürfen wir auch dann noch Schlüsse aus den Namen ziehen, wenn diese wie im vorliegenden Fall garnicht mehr auf das schön gepflegte Ackerland passen wollen.

Auf große Flächen, die früher von Wald bestanden waren, erstreckte sich nachher schlimme öde Heide. 1750 wird bei Ötzendorf auf einer Karte der herrschaftlichen Zehntländereien überall rings um das Dorf herum nur Heide angegeben. Ein Flurname heißt jedoch „Vor dem Wohl", und Wald bestand dort; denn die sich in die Heide hinein erstreckenden Ackergrundstücke, die zumteil zur Dorfmark gehörten, mußten nach Bodenteich als Rottland Waldzehnten bezahlen.

Bodenumformung

Von dem Aussehen der mehr als jetzt vorhanden gewesenen Hohlwege, den Erdverfallungen, von den Steilrändern der Bäche und Flußtäler vermögen wir uns nicht mehr richtige Vorstellungen zu machen. Wie schnell verändern Kalk-, Lehm- und Sandgruben ihr Aussehen! Wir sehen es nicht, wie Wind und Regen

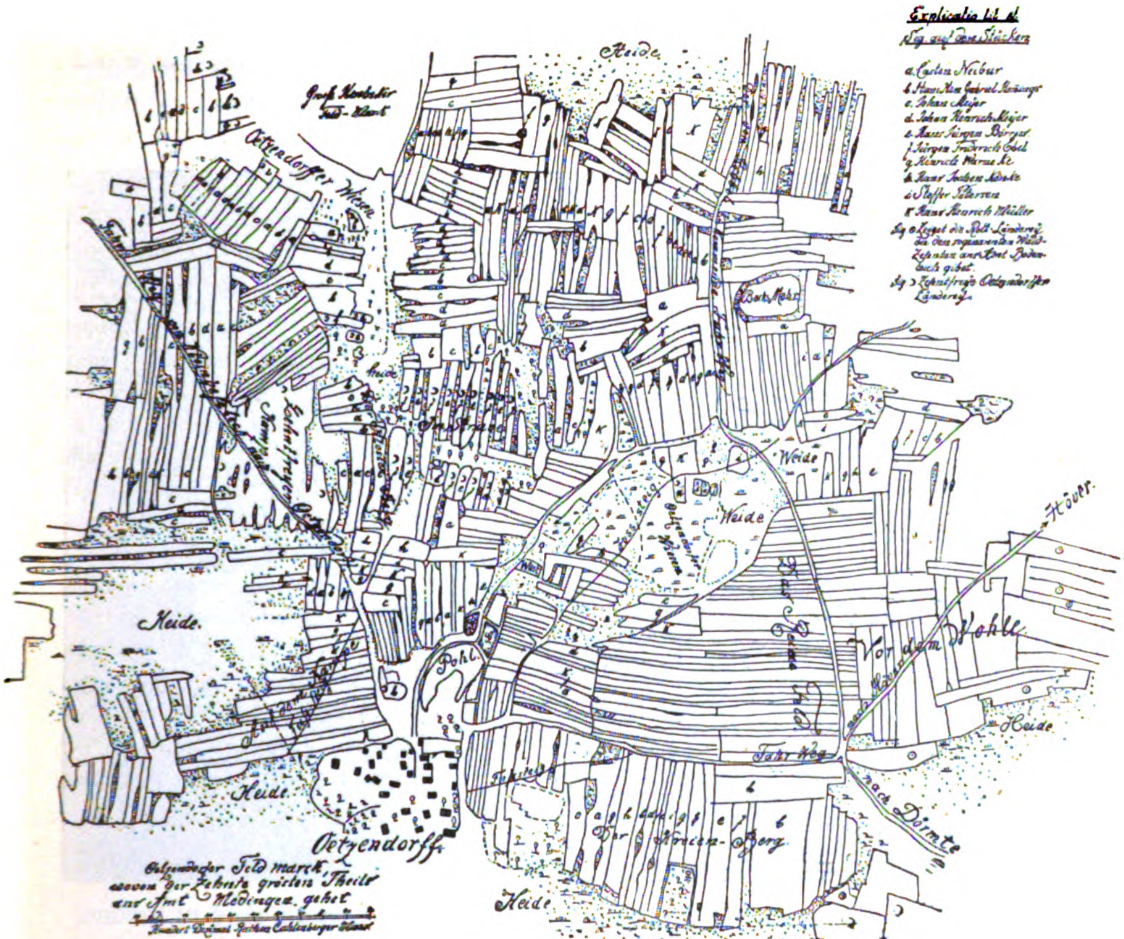


Abb. 13. Ötzendorfer Feldmark ums Jahr 1750.

selbst die härtesten Steine kleiner machen und wir merken erst, wieviel die Hügel niedriger werden, und daß die Täler sich ausfüllen, wenn irgendwo im Lande eingreifende bauliche Veränderungen vorgenommen werden. Die älteren ersten Grundbäume der Mühlen könnten davon mitreden. Die Fuse war bei Celle vor 200 Jahren reguliert worden — die Arbeit wird jetzt in vergrößertem Maße zum zweitenmal ausgeführt. Wie aus Steinhügeln Ackerland wurde, und wie aus Sumpf sich Weide und Wiese entwickelten, so überschütteten vielfach auch die oberen Flußläufe das Unterland mit Sand. Unterhalb des Allerwehrs in Celle beträgt der Auftrag seit der Zeit der dort aufgefundenen Pfahlbauansiedlungen über 5 m an Höhe! Die Gebäude auf dem Burgplatz in Artlenburg, gegenüber der alten Erteneburg rechts an der Elbe, standen nach Ausweis von Aufgrabungen 3 m unter dem jetzigen Straßenpflaster. Auf den Wiesenländereien an der unteren Aller sind Sandüberschwemmungen von 1 m Höhe bei stärkerem Hochwasser noch jetzt keine Seltenheit.

Bei Neuhaus hat der Flugsand der Dünen breite Landstrecken überdeckt, die im frühen Mittelalter schon zu Ackerland und Wiesen gemacht worden waren. In Bardowick beträgt an einzelnen Stellen noch heute der Auftrag an Flugsand jährlich mehrere Zentimeter. Ein Teil der niedrigen alten Wälle

an manchen Orten ist als Schutzwehr gegen Sandwehen anzusehen, aber an den dreidoppelten großen Wällen von 6 m Breite und 2 m Höhe bei Süderwittingen, und Rade brach sich dereinst der Ansturm der Wenden.



Abb. 14. Steingrab bei Schieringen, Kr. Bleckede.

Wo weicheres Gestein schneller verwittert war, konnte schon früh auf den Hügeln zwischen den tieferliegenden Wasser- und Moorflächen eine bequemere Beackerung des Geländes neben der Vieh- und Weidewirtschaft eintreten, und die vielen jetzt beim Tiefpflügen aufgedeckten Grabstätten und die großen Urnenfelder beweisen uns täglich aufs neue, daß da draußen in der jetzt öden „Lüneburger Heide" stets und immer schon überall zahlreiche Völkerschaften saßen und schlecht und recht um ihr täglich Brot kämpften.

Grabstätten

Wir können annehmen, daß die großen Totenäcker lange Jahrhunderte hindurch nach Einführung des Christentums noch ganz unberührt liegen blieben, bis endlich die braune Heide das ganze Feld überzog. Fast 2000 Jahre haben auf dem Halloh bei Winsen a. d. L. und ebenso zwischen Kirchboitzen und Nordkampen die letzten Reste der früheren Ansiedler ihre wirkliche ungestörte Ruhestatt gehabt. Bei Nahrendorf vor der Göhrde, wo noch heute Ginster und blühendes Heidekraut den alten Heidenfriedhof schmücken, oder zwischen Breese und Lüben, wo jetzt weit und breit Kornfelder blühen, und an zahllosen anderen Orten erzählen die kaum beachteten Urnenfunde dem Fragenden von der Dichtigkeit der alten Bevölkerung. Welche Kämpfe müssen im Luhe- und Lopautal um den Besitz des Wiesen- und Weidelandes stattgefunden haben, wo bei Oldendorf die riesigen Hünenbetten zu 30 an der

Zahl beieinander liegen, und wie ernährte sich das Volk, wie lebten und bauten die Leute, deren Königsgräber in mehr als 100 Hügeln noch vor einem Menschenalter bei Addesdorf und Jelmstorf bei Bevensen zu sehen waren?

In den Niederungen, die alljährlich vom Frühlingswasser überschwemmt wurden, konnten Ansiedlungen nur viel spärlicher entstehen. Daß sie einzeln schon immer vorhanden waren, zeigen wieder die Urnenfelder, die sich am Rande der früheren, älteren normalen Hochwasserlinie entlang ziehen. Wo im unteren Luhetal am Rande der Geest sich die uralte Verkehrslinie vom Süden her nach Hamburg einen trockenen Weg gesucht hatte, wo vor der Regulierung der Luhe- und Ilmenaumündung bei höchstem Hochwasser noch 1855 und 1876 die Chaussee zwischen Luhdorf und Winsen überflutet wurde, da ziehen sich die Grabstellen in Reihen in wagerechter Linie dort entlang, wo die einstigen Niederungsbewohner die Asche ihrer Toten mit Sicherheit trocken beisetzen konnten. Niederungen

Auch waren die Flüsse, die kleinen sowohl wie die großen, in ihrem Laufe zu veränderlich. Jetzt sind die Flußläufe schmaler und tiefer geworden, und es verschiebt sich zwischen den Dämmen und Deichen im Flußbett nur die Fahrrinne. Während in der neuesten Zeit Bremen nur mit unverhältnismäßigem Kostenaufwande seine Schiffahrt vom Meere bis an die alte Stadt heran aufrecht erhalten kann, wie Tag für Tag die Elbe in ihrem heutigen Bett durch gewaltige Sandablagerungen die Weiterentwicklung Harburgs und Hamburgs erschwert, ebenso und noch viel mehr litt einst die Handelsstadt Bardowick. Der damals meilenbreite Elbfluß war nicht von Dämmen eingeengt, sondern in viele Arme geteilt, und als der Strom sich eine weiter nördlich gegen die jenseitigen Elbberge gedrängte Flußrinne grub, da konnten die Schiffe nicht mehr das ganze Jahr hindurch zu jeder Zeit in den Bardowicker Hafen einlaufen.

Erschwert wurde die Siedlung auch an manchen Stellen, besonders in den Niederungen in heißeren Sommern, durch das Auftreten der Kreuzotter, die in Bruchwiesen noch heute den Arbeiter und den Wanderer zur Vorsicht mahnt. Im bruchigen Wald, wie bei Siedenholz bei Unterlüß, wird sie ebensowenig auszurotten sein wie in den moorigen Wiesen der Wietze, Örtze und anderer Heidebäche. Und wo an den Wasserscheiden hochliegende, frei dem Winde ausgesetzte Ebenen sich erstrecken und mit unwirtlichen Hügeln abwechseln, da verlohnte es sich nicht, die Ansiedlung zu versuchen. Die Höhen bei Unterlüß, die Gegend von Hösseringen werden wohl so lange wenig besiedelt bleiben, bis die Dichtigkeit der Bevölkerung in der Nachbarschaft sehr viel stärker geworden ist, und bis wiederum ein neues Mittel gefunden sein wird, der Mutter Erde auch auf jenen kahlen Höhen das Notwendigste abzugewinnen. Hat doch stets nur die Not die Stämme und die Völker hin- und hergetrieben. Kalte Winter und lang andauernde Kälteperioden zwangen zum Südwärtswandern, und der Überschuß der Bevölkerung, der nicht Not leiden wollte, dem aber die alte Heimat und die alten Rechte der Besitzenden es nicht gestatten wollten und konnten, seine junge frische Kraft zur Entfaltung zu bringen, diese mit ihrer Ackerwirtschaft und Viehzucht völlig Schwierigkeit der Ansiedlung

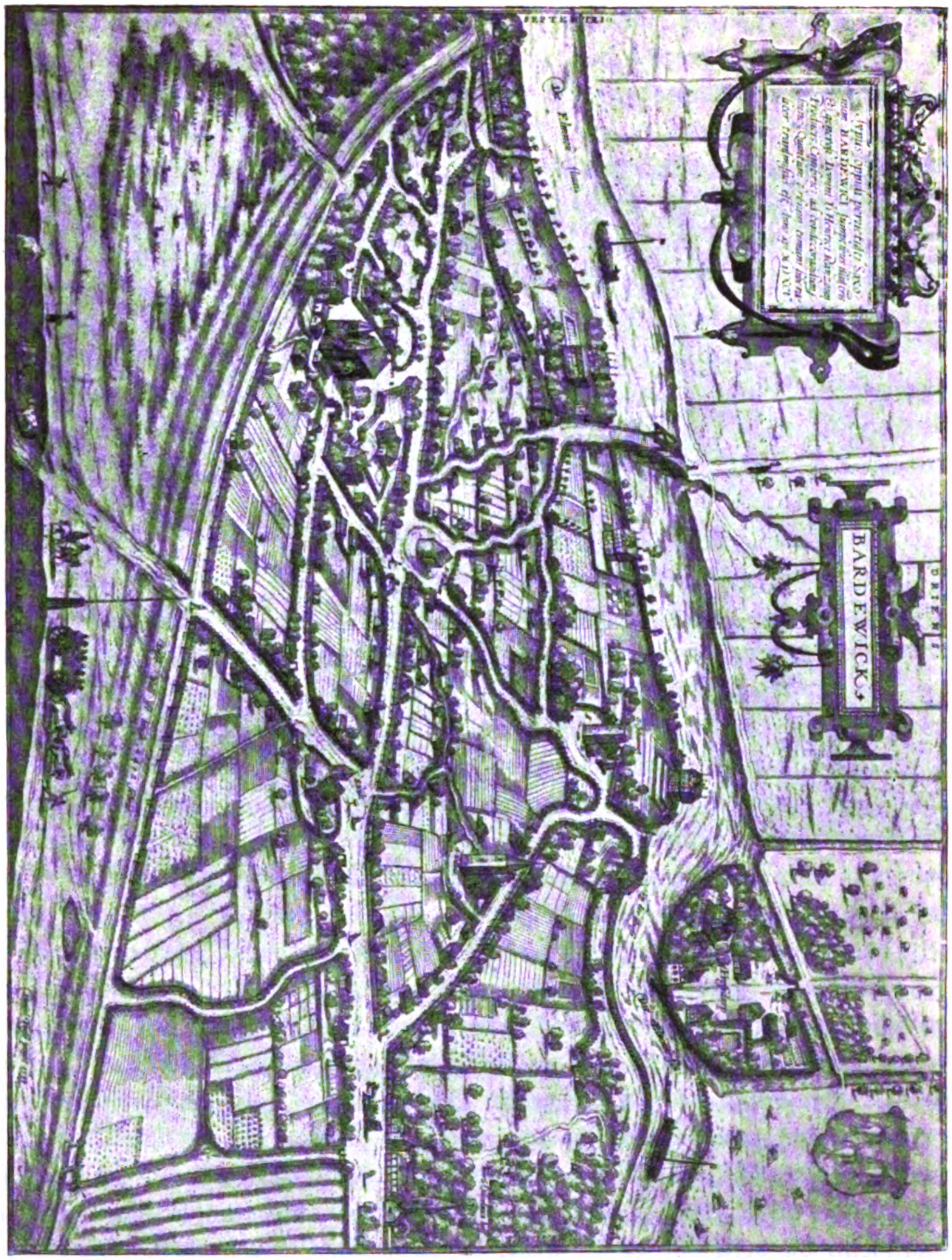


Abb. 15. Plan von Bardowick aus dem Jahre 1595.

vertrauten und mit ihren alten, in unendlicher Vorzeit selbstgeschaffenen Kulturgewohnheiten groß gewachsenen Scharen mußten sich notgedrungen neue Siedelplätze suchen. Sie folgten um so leichter den ersten Einzelauswanderern, weil wirklicher Verkehr auf größere Entfernung geradezu unmöglich war, und weil die nur ganz allmählich bekannt werdenden oder hin und wieder ins Land hineinklingenden Beschreibungen der Ferne, der weiten Welt jenseits der Berge oder von der anderen Seite des unüberbrückbaren uferlosen Wassers so verlockend und so übertrieben sein konnten, und so märchenhaft, wie sie nur wollten, — Berichtigungen durch Zeitungen und Warnungen durch vorsorgende Behörden

gab es ja noch nicht. Gar manche Sippe ist untergegangen oder von der gesuchten neuen Heimat aufgesogen, viele schmolzen zusammen auf wenige Familien, die aber immerhin den Grundstock bilden konnten für einzelne wenige Ortschaften.

In anderen Siedlungen genügte der Raum der ursprünglich gewählten und festumgrenzten Dorfmark bald nicht mehr, der Überschuß nahm aus der allgemeinen Mark für eine neue Siedlung in der Nachbarschaft wieder ein Stück in Besitz und bei den meisten Ortschaften mit der Vorsilbe Neu- oder Ost- und West- können wir solche Vorgänge vermuten.

Größere Verbände blieben geschlossen, die einwandernde Masse erdrückte die vorhandene Bewohnerschaft, nur wer sich nicht wehrte, konnte wohnen bleiben. Die neuen Herren vereinigten sich, blieben für sich und schlossen sich später zu „Goh"-verbänden zusammen.

Die Beschreibung der verschiedenen Bauarten der Häuser müßte füglich mit den Fundamenten beginnen. Aber das Bauernhaus hat keine Fundamente. Die Schwellen liegen auf einzelnen Steinblöcken, ohne Zwischenmauerung, und sind bei den meisten Häusern, die ein höheres Alter als 250 Jahre haben, fast völlig im angewachsenen Erdreich vergraben. 1709 muß den Bauenden noch anbefohlen werden zu sorgen, daß „die Gründe wohlgeleget und untermauret würden". Die oft mehr als 30 cm starken Eichenholzschwellen sind nicht ineinandergezapft, sondern mit Ausklinkung übereinander gelegt, sie sind überblattet, die Enden stehen noch ein Stück über die Ecke des Hauses hinaus. Die Schwelle wurde in alter Zeit auch in den Türen niemals ausgeschnitten. In der „groten Dör" wird sie kunstvoll so eingerichtet, daß sie für den Wagenverkehr fortgenommen werden kann. Damit kein Unglück „über die Schwelle kommen" konnte, vergrub man unter ihr, unter dem „Döffel", dem mittleren Anschlageholz für die großen Türflügel, beim Hausbau heilbringende Weihegegenstände.

Bauart: Haus

Schwelle

Döffel

In Wolthausen haftete am Hasselmannschen Hause eine Sage vom versteckten Schatz. Beim Aufgraben des Sülls wurden vor zehn Jahren gut geordnete Knochen vom Rind und Schwein in einer sauber in weißem Sand ausgehobenen Grube gefunden.

In Kolkhagen wurde vor sechs Jahren mit demselben Ergebnis ein 1612 erbautes Hausfundament untersucht. Genau in der Mittellinie des Hauses unter dem Tor lagen die Knochen.

In Oedeme wurden 1907 beim Nachgraben an der Stelle, wo der Döffel gestanden hatte, unter dem Süll zahlreiche Knochen zusammengelegt vorgefunden, die beim Bau des Hauses vergraben worden waren.

Dieser Gebrauch war also bis 1668 noch bei uns verbreitet. Unter den Schwellen der aus dieser Zeit stammenden Häuser, die meistens zwar umgebaut und durch den Vorbau eines „Vörschuers" verlängert worden sind, werden noch weitere Nachweise zu finden sein.

Die im Hause rechts und links an der großen Diele stehenden großen Ständer tragen das Gebälk, die Decke, die Ernte auf dem Boden und das Dach, welches seitwärts beinah bis auf die Erde reicht. Die manchmal nur 1,68 m hohen Seitenwände, die äußeren Längswände haben mit der Hauskonstruktion keinen festen Zusammenhang, die Seitenteile, die Kuhställe werden „Küppinge, Ankübelse, Anküpping" genannt. Zwischen der Schwelle und dem oberen Abdeckholz, dem Wandrähm, zeigen die älteren Bauten nur einen

Wände

mittleren Querriegel. Die Gefache sind mit Bohlenbrettern benagelt, mit Steinwerk ausgefüllt, mit dicken Bohlen ausgesetzt oder mit Holzwerk ausgeflochten und mit Lehm beworfen. Diese letztere Art ist ausschließlich als älteste Fachwerkskonstruktion anzusehen.

1720 kostete ein Fach zu strahlen und zu zäunen, auch auf beiden Seiten gleich zu kleiben, 2 Mariengroschen und 4 Pfg.

Die in der Elbmarsch an den Hauswänden zu so großer Vollkommenheit gebrachten bunten Steinmuster — Handorf, Bardowick, Bütlingen — sind sehr haltbar und sehr schön, sie sind aber erst im 16. Jahrhundert hierher verpflanzt worden. Die Fischgrätenmuster könnten noch an das Flechtwerk erinnern, die meisten Muster muten jedoch den Beschauer an wie fremde, ja geradezu wie altrömische Wandverzierungen von Marmor oder Stuck. Solche Mosaikwände, deren Alter auf 1610 festgestellt ist, finden sich zuerst in Ebstorf.

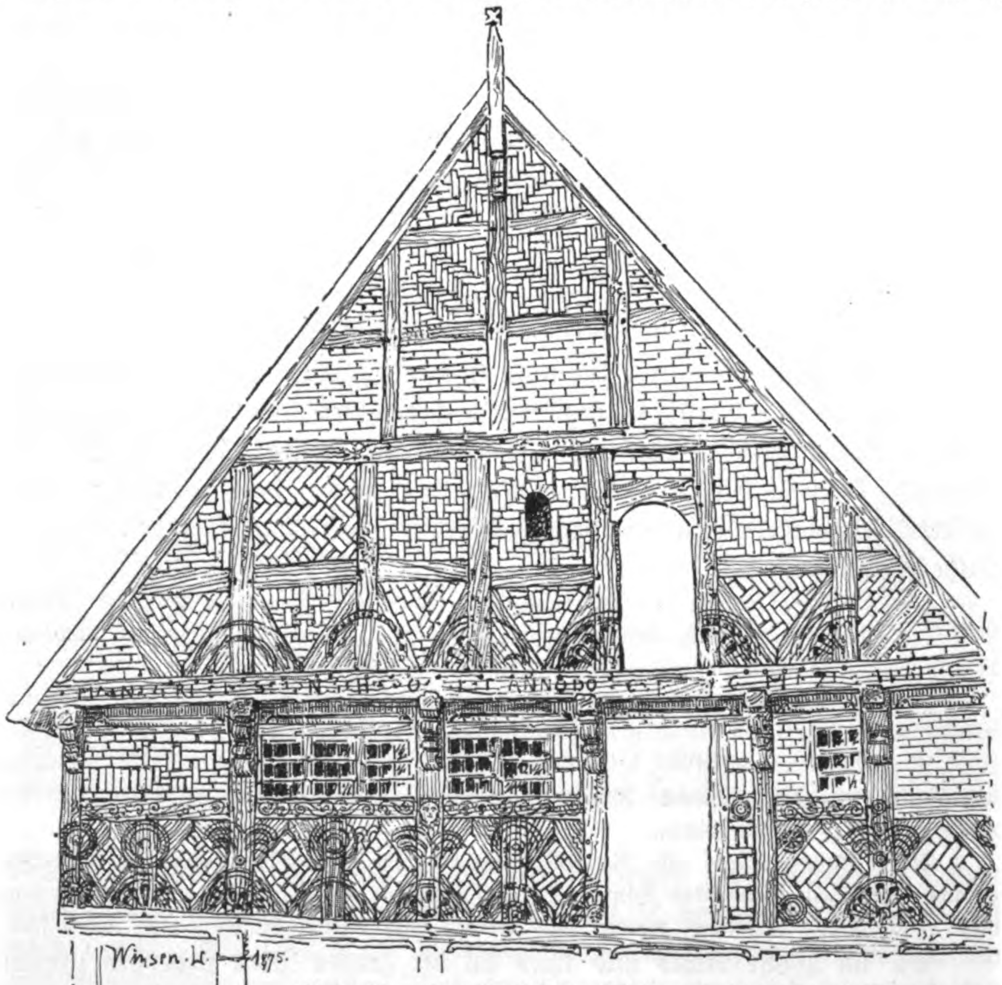


Abb. 16. Hausgiebel in Winsen a. d. Luhe, Luhstraße.

Die vielen Sonnenscheiben, als Halbkreise und im Vollkreis, der eingeschnitzte Kopf, die Schlangen auf den Riegeln und unter dem dreigeteilten Fenster der Bockskopf mit zwei Hörnern — alle diese Verzierungen sind der letzte Ausklang des symbolisch, aber zuletzt ohne Verständnis zum Ausdruck gebrachten Glaubensbekenntnisses der Alten. Das ganze Gebiet des niedersächsischen Hauses ist überstreut mit diesen schier unvergänglichen Urkunden über das Gemütsleben unserer Vorfahren.

Die als Schmuck aus einigen Steinen in ein Gefach eingemauerte Windmühle oder eine Ähre oder Sternmuster, auch Blumentöpfe, bedürfen nur der Erwähnung, sie sind keine Besonderheit, mehr Bedeutung wird dem „Donnerbesen" zuzumessen sein.

Auf der Stechbahn in Celle findet er sich in einem Hause zweimal, ebenso in Winsen am Markt, an der Luhstraße, und an einem Hause mit Bäckerei, hier an der Rückseite zweimal. Wäre er ein Werkzeichen für Müllerei oder für Bäckerhäuser, wo mit dem Besen das Brod gegasselt wird, so könnte der Donnerbesen sich unmöglich am Sakristeianbau der Kirche in Blumlage **Donnerbesen** (Celle) finden, wo umgekehrt doch auch um 1750 nicht mehr an den Donnerer gedacht wurde. Am sichersten geht man wohl, das Zeichen für den auf Steintechnik übertragenen und dadurch dauerhaft gemachten Weihebusch anzusehen, der das Haus vor Blitz und Unglück schützen sollte. Dies wird schon seiner allgemeinen Verbreitung wegen anzunehmen sein. (Konau a. Elbe und überall im Bezirk zerstreut.)

Mit Kalk weißgetünchte Lehmwände wurden ebenfalls nicht ohne künstlerische Beigabe belassen. Außer den leicht einzuritzenden Jahreszahlen kommen schöne, buntgeformte oder mosaikartige Strichelungen vor, die den glatten Lehm rauh machen, damit der Kalkanstrich besser halten sollte, und die mit Hilfe eines abgebrauchten Pferdestriegels, mit fünf Fingern, mit dem Strohwisch oder mit einem zu diesem Zwecke zurechtgeschnittenen Brettchen eingerissen wurden. Zu diesen auch im Innern des Hauses nicht selten anzutreffenden Verzierungen sind verwandte Muster nur in Hessen anzutreffen.

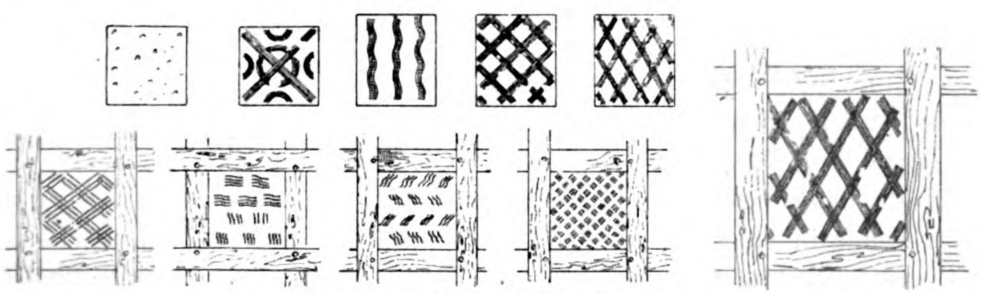


Abb. 17. Lehmwand-Verzierungen.

Alles, was sonst auf dem Lande noch vom Steinbau an den Hausbauten zu finden ist, dürfte dem Kirchenbau entnommen sein. Die allgemeine Baukunst war bis ins kleinste hinein Holzbaukunst. Das Holznägelschneiden war in den Städten sogar ein Beruf, der um 1450 seinen Mann nährte. Auf dem Lande kannte und verstand jedermann diese Arbeiten. Die Holznägel im Heidefirst der Bauernhäuser sind 1 m lang, die Holznägel zum Festhalten des Stirnbrettes am Strohdach waren hakenförmig geschnitten und die kleinen etwa 8 cm langen hölzernen Nägel, welche die Wandbretter in den Falz an den Schwellen fest hineintreiben mußten, waren sogar krumm geschnitten!

Die letzten „krummen Plünger", 1810, sind in Wolthausen a. Örtze zu finden. In Oldendorf und in Südergellersen sind sie bei Neubauten noch 1778 in Gebrauch.

Zu dem 1669 erbauten Wohnhause Lüer-Brackel waren nur sechs große Eisennägel nötig gewesen, alles andere war Holzbau.

Das einfachste Schloß vor der Tür ist der schräg eingetriebene Holzpflock; sein Name ist sprichwörtlich geworden: Die Ablehnung oder Abweisung kleidet unser Plattdeutsch in das: „Dor wüllt wi en Sticken vörstäken".

Holzschlösser

Als zum Bau gehörig müssen die Holzschlösser erwähnt werden. Buntgeschnitzte Holzriegel und Holzgriffe an der Lüttdör, wer kennt sie nicht, und wer die schöne alte Kirche in Wathlingen besucht, darf nicht erstaunt sein, daß das eiserne Schloß an der Seitentür von einem unförmigen hölzernen Schloßkasten geschützt wird. Die Riegelschlösser mit verstecktem Heber werden jetzt auch schon seltener, Holzschlösser mit hölzernem Schlüssel sind bis auf wenige (Eickeloh) verschwunden.

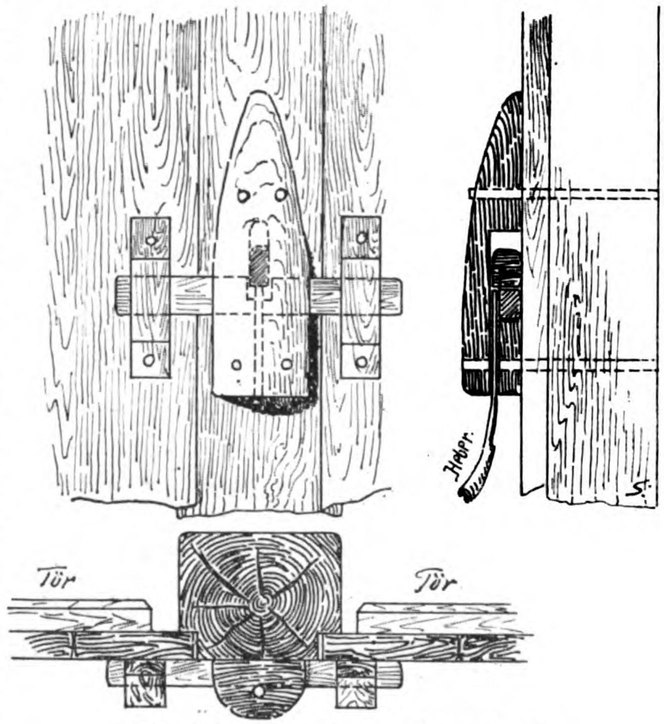
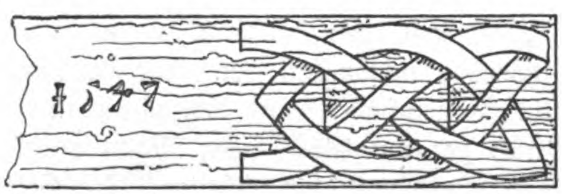


Abb. 18. Holzriegelschloß aus Kolk.

Man spricht viel von „Nordischer Holzbaukunst" —, sollte sie uns nicht gerade deshalb so anheimeln, weil in uns die letzte schwache Erinnerung an die eigene Volkskunst noch nicht völlig erloschen ist? Ein Ringmuster auf einem Kopfband eines Hauses in Amelinghausen und die Kreisornamente in einem Hause in der Luhstraße in Winsen, Luhe, und an vielen anderen Orten sind germanisch, echt langobardisch. Ein Bandornament auf einem Holzbalken von 1447 im Museum zu Lüneburg zeigt langobardisches Bandflechtornament, wie es 1586 auch noch am sogenannten Kaiserhause in Hildesheim, dort aber in Stein gehauen, vorkommt. Aus den Vorderseiten der ältesten Truhen und Laden aus unserem Sachsenlande und aus den Setzschwellen der Fachwerkshäuser klingt überall der Gedankenreichtum der Zierkunst unserer Vorfahren heraus, und die von unten bis oben geschnitzten Holzfassaden der reicheren Häuser aller Dörfer und z. B. in Celle, in Dannenberg und Gifhorn, die zuletzt auch schon wieder das Steinornament nachahmen, wären nicht entstanden, hätte nicht das Schnitzmesser schon immer zum eisernen Bestand aller Werkstätten bei uns gehört!


Abb. 19. Holzbalken mit longobardischem Ornament.

Als 1613 das herrliche Schloß in Ahlden in reichster Weise erbaut worden war, da zogen von hier aus die Mitarbeiter am Werk, die Gesellen, wieder hinaus in ihre Heimat-

dörfer, und wie ein Lauffeuer verbreiteten sich die neuen Formen. Bis dahin hatte man kunstvoll gekerbt und schräg geschnitten und gestemmt. Jetzt sägte man gerade Zähne ein. Bis an jene Zeit hatte man Tauformen eingearbeitet — jetzt schmückte man das Holz mit dem „Eierstab". In Riethagen und in Hambruch und ringsum im Lande ist die Verzierungsart von 1620 ohne Zweifel auf Ahlden zurückzuführen. Bei Harburg und in dieser Stadt hatte sich die neue Zierkunst schon früher verbreitet, weil das 1527 erbaute Fürstenhaus des Herzogs Otto I. seinen Einfluß ausübte.

Fast 250 Jahre vorher finden wir schon über Fachwerksgebäude Gesetzesvorschriften und zwar im Erbrecht des Sachsenspiegels. Hatte zur Morgengabe einer Frau ein Haus gehört, so galt beim Tode des Ehemanns die Bestimmung, daß die Frau „das gezeunet Zimmer reumen konnte, also daß sie der erden nicht umbwende". Die spätere Worterklärung von 1650 besagt: „Gezeune und zimmer ist aufgehawen holtz, als beume und stemme zu einem Dorfgebäude oder hoff, zugleich das so aufgericht und doch noch ungekleibet ist, noch ein vollbawet Haus ist, sondern allein ineinander gedönet, geboret und gezapfft". Der Wert des Hauses konnte jedoch auch abgelöst werden, anderenfalls durfte „sie es wol ausgraben also doch, das sie die erde wider zueben". An anderer Stelle heißt es: „Gezimmer, das nicht gericht noch verbracht ist, das ist, das allein eingeschnitten, gezapfft und geboret ist". Dies lehrt uns, daß man ganz allgemein in Fachwerkhäusern von Zimmerwerk, Timber, Timmer, zu wohnen pflegte, deren mit Eichenscheitholz, mit Strahlen ausgespreizte Wände mit Weidenbusch ausgeflochten waren und mit Lehm beworfen wurden. Und dies ganze Hausgerüst konnte, ohne Schaden zu nehmen, auseinandergenommen und weggefahren werden. Die Vorschrift, daß die Erde wieder eingeebnet werden mußte, läßt den Schluß zu, daß die Hauptständer eingegraben wurden. Sie stehen auch in den meisten der alten Häuser auf neueren und viel schwächeren Schwellen, die ersichtlich später unter

Fachwerk

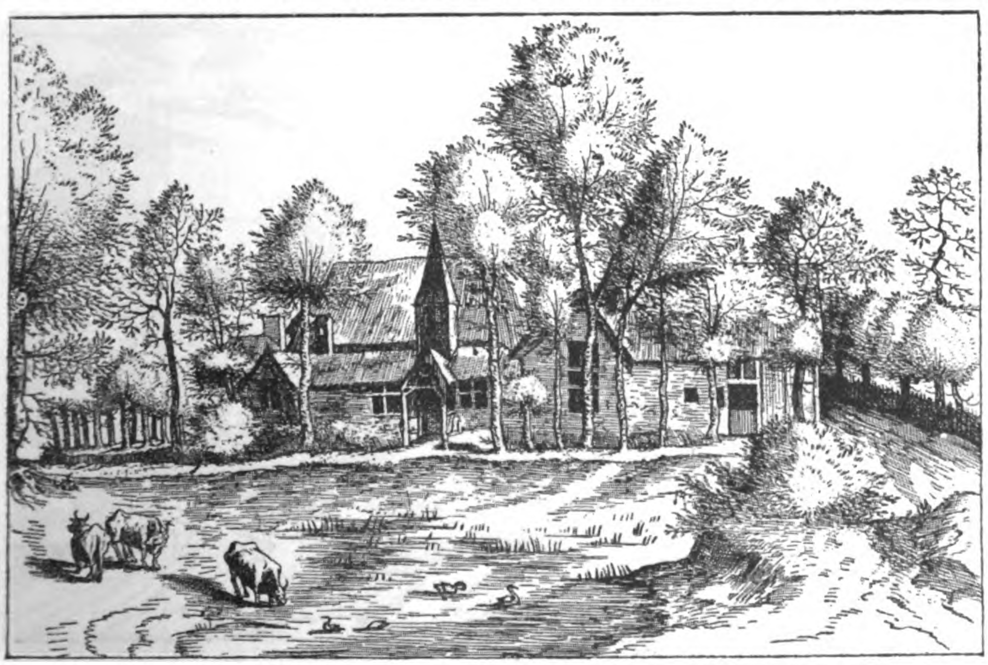


Abb. 20. Dorfbild nach alten Stichen.



Abb. 21. Dorfbild nach alten Stichen.

die Ständer gelegt wurden. In einigen wenigen Häusern stehen die Höftständer noch jetzt auf Findlingen; in Ahlden wurde 1897 noch ein Haus abgebrochen, dessen Ständer eingegraben waren, und die beigefügte Abbildung, ein fast 300 Jahre alter Stich, zeigt in der Mitte des Zeltgebäudes den eingegrabenen Pfahl.



Abb. 22. Dorfbild nach alten Stichen.

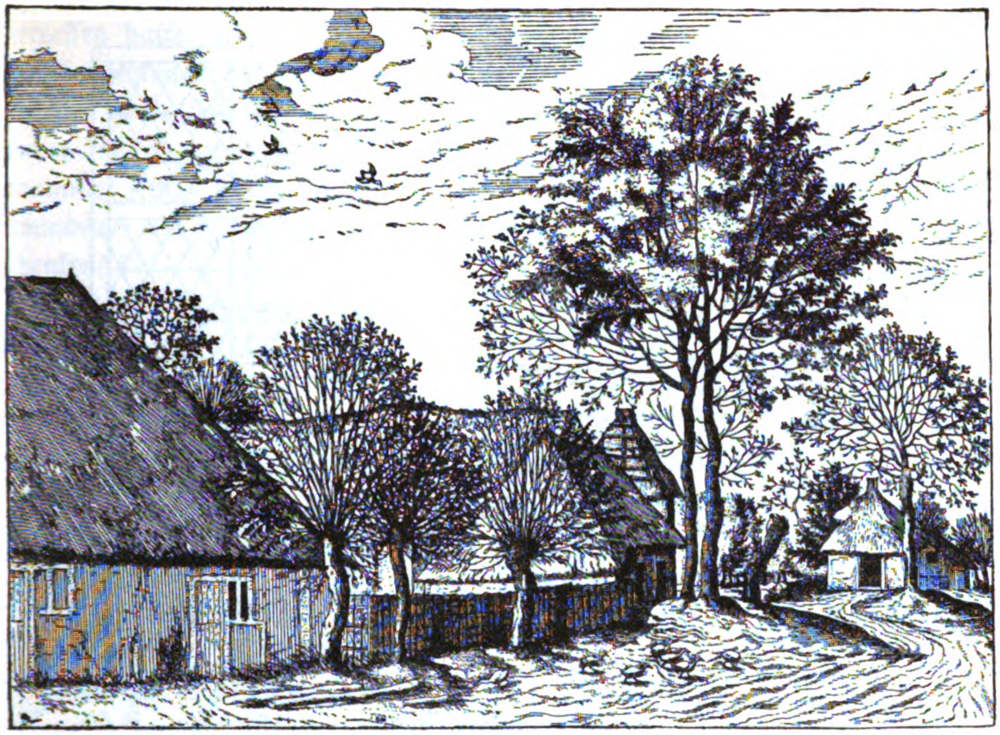


Abb. 23. Dorfbild nach alten Stichen.

In Celle und in Lüneburg, Lüchow, sind an den „Zwischen", den gemeinsamen Gossen, wie man beim Abbruch dicht aneinander gebauter Reihenhäuser tagtäglich sehen kann, noch viele Wände in Lehmfachwerk erhalten. Neu gebaut wurde noch in 1782 in Krummasel ein ganzes Haus ohne Steine, nur mit Staken und Lehm. Für Schornsteine ist erst 1899 im Regierungsbezirk Lüneburg die Verwendung von ungebrannten Lehmsteinen verboten, die sonst aber heute noch hin und wieder Verwendung finden.

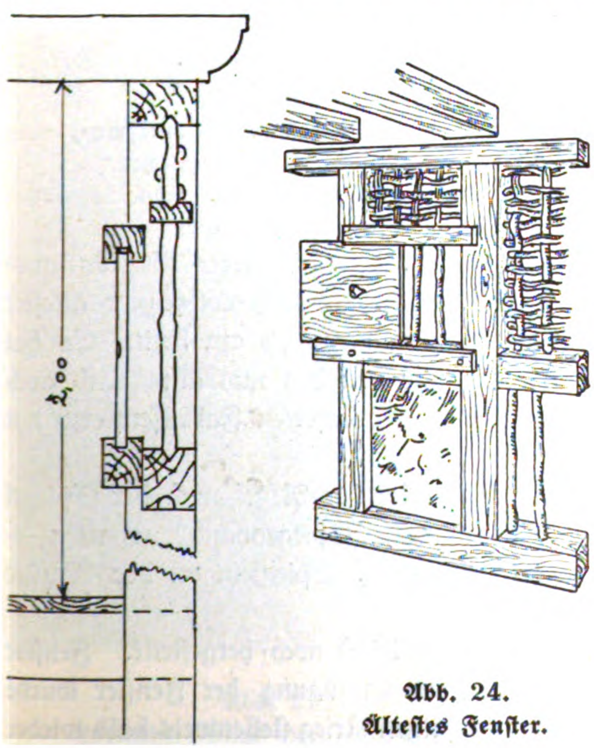


Abb. 24. Ältestes Fenster.

Fenster

Während Glasfenster in Privathäusern erst 1180 erwähnt werden (in Kirchen sind sie schon 674 nachgewiesen), halten sich in der Heide Lichtöffnungen ohne Glas bis 1900. Man ließ, wie die Abbildung eines solchen Fensters zeigt, den Lehm und das Weidengeflecht fort und brachte zum Schutz gegen Wind und Regen oder zur Sicherheit innen einen Brettschieber an. Ein solches Fenster in Altencelle zeigt anstatt der unregelmäßigen Eichenstäbe,

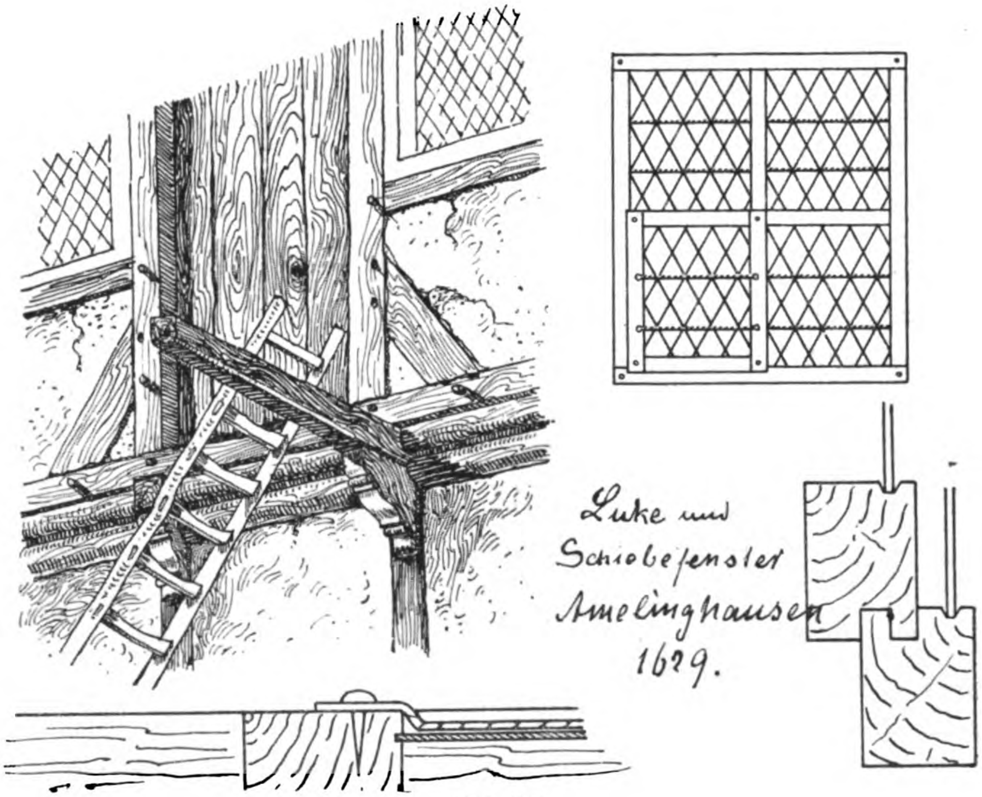


Abb. 25.

statt der Staken oder Strahlen schön ausgeschweifte Bretter (Traillen). Schiebefenster mit Butzenscheiben und mit Rautenglas sind in Bockelskamp und in Amelinghausen noch erhalten, hier von 1629, in Brackel von 1669. Dicke grüne Glasbutzenscheiben waren zuletzt 1907 in Lüneburg noch vorhanden, rund geschnittenes böhmisches Glas findet sich noch überall. Bleisprossen mit „hölzerner Seele" waren in Altencelle noch 1902 zu sehen.

„Ein schlechter eichener Fensterrahmen von 4 Loch mit einem Schubrahmen, nebst der Zarge von Tannenholz, und Nägel kostet 1720 nur 1 Taler 3 Mariengroschen."

„Ein Quadratfuß von gutem weißen Glas (also nicht das schillernd grüne böhmische) und Bley, welches letztere, auswendig auch wohlverzinnet sein muß, 2 Mgr.!"

Alle Schiebefenster öffnen sich seitwärts, südlich unseres Bezirks ausschließlich aufwärts. Das kleinste Schiebefenster, ein Vier-Lochfenster ältester Art, war 1588 in Hänigsen angefertigt: 53 cm hoch, 45 cm breit. Es hat über 300 Jahre seinen Zweck erfüllt, was wir von den nun allmählich auch in die Heide hinein dringenden, aus Schweden gelieferten Fabrikfenstern mit Spiegelscheiben kaum erwarten dürften.

In den Stuben ist neben einem der Fenster der Regel nach der Spiegel angebracht. Dieser Wandteil hat den Namen „Spiegelwand" erhalten — wem klänge da nicht Sneewittchens: „Spieglein, Spieglein an der Wand" in den Ohren?

Die bemalten Scheiben wurden bei uns 1810 noch hergestellt. Fenster und Verglasung lieferte der „Disker", und die Einfügung der Fenster wurde besonders gefeiert. Daß man den Dreißigjährigen Krieg stellenweis bald wieder

vergessen hatte, zeigt das Verbot des „Fensterbiers". Der Herzog setzt, als die Festlichkeiten bei solchen Hausrichtefesten gar zu sehr ausarten, die Strafe auf 20 Taler fest, die Bekanntmachung schließt aber mit den Worten: „hingegen soll es niemanden benommen seyn, seinen guten freunden ein fenster zu schenken"!

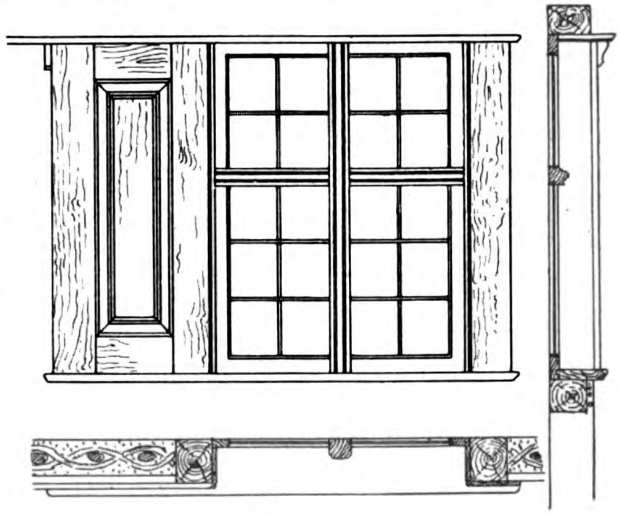


Abb. 26. Spiegelwand. Hänigsen.

Das Häuserbauen war eine Arbeit und zugleich ein Fest, woran das ganze Dorf teilnahm. Weil selten gebaut wurde, gab es wenig Zimmerleute, beim Richten mußte die gesamte Mannschaft mithelfen. Auch wurde allgemein zum Bau beigetragen — geschenkt wurden nach den Bränden im Dreißigjährigen Kriege und noch 1731 sogar die großen Balken über der Diele, so in Rottorf, Wendisch Bleckede und in Bütlingen, wo neben den Namen der Stifter noch Bibelsprüche und gute Wünsche in die Hölzer eingestemmt zu lesen sind —, eine uralte Sitte, auch bei anderen Völkern: In Athen meldet eine Steintafel, daß zum Bau eines Tempels von der Bevölkerung einer Insel ein Cypressenbaumstamm gewidmet wurde, und daß man Eichen und Fichten stiftete zu Holzpfeilern bis zu 66 × 74 cm stark.

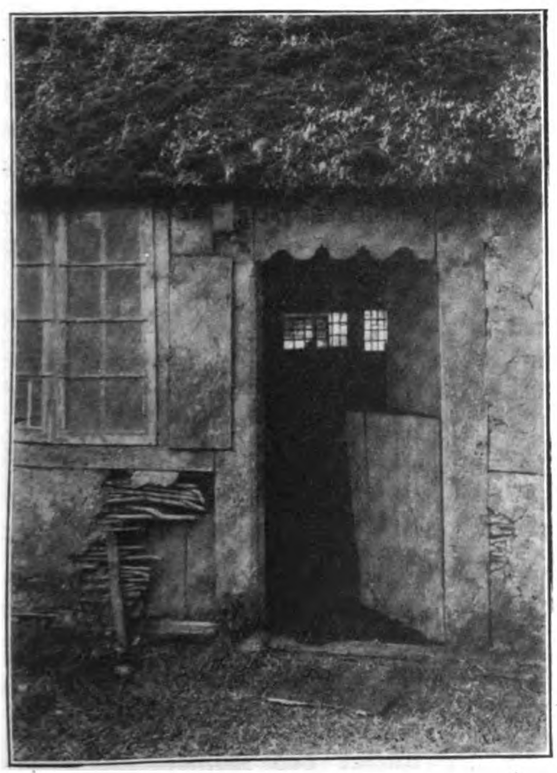


Abb. 27.
Lüttdöhr. Haus Lüer in Brackel.

Als Lichtfenster und zugleich auch als Luftloch diente allgemein die obere Hälfte der „Lüttdöhr". Der verzierte Türsturz trägt über seiner ausgeschweiften Unterkante, den Eintretenden begrüßend, den Namen des Erbauers des Hauses, die Jahreszahl oder öfter noch einen kurzen kernigen Spruch. Lehrreich ist es, wie in dem doch im Ganzen wenig Schmuck tragenden Hause gerade der Türriegel den Ton angibt. Auch macht Türen

sich in der Schwingung der Linie die Zeitanschauung bemerkbar. Der Kielbogen, noch ans Mittelalter gemahnend, wird von den weniger holzmäßigen fremden Renaissanceformen abgelöst. Die letzte romanisch geschweifte Lüttdör, mit Kreisbogen und Holzknäufen daran, befand sich 1901 in der Nähe von Schwarmstedt in Stöcken, einem Orte, der an der Grenze des Regierungsbezirks Lüneburg liegt und dieselbe Anlage und Bauart aufweist, wie die benachbarten Dörfer diesseits der Leine.

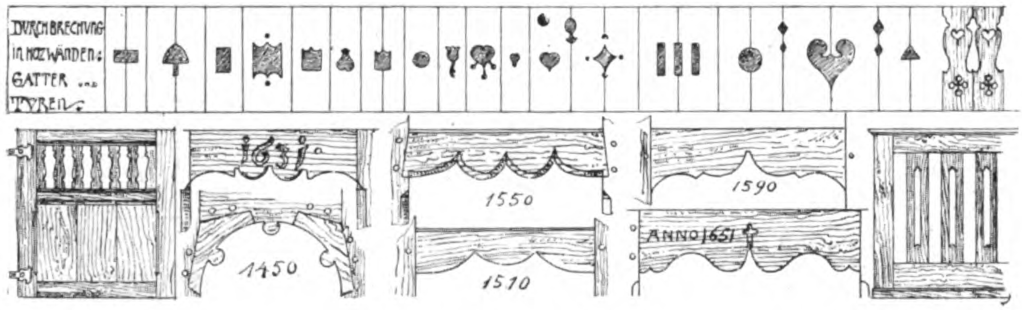


Abb. 28.

Eine unerschöpfliche Quelle einfacher, aber sachgemäßer und schöner Holzkunst bieten uns diese Türverzierungen, die Gatter, Konsolen, Geländer und selbst die einfachsten Lichtöffnungen der Bretterverschläge.

Die großen Tore, sowohl die „grote Missendöhr" am Dieleneingang, als auch Scheunentüren sind zweiflüglig, drei- oder zumeist vierflüglig hergestellt. Die Unterflügel halten das Vieh ab, und je nach der Witterung, Tageszeit und Beschäftigung auf der Diele werden die einzelnen Türflächen geöffnet.

Die Erntefuder früherer Zeit wurden nicht so hoch geladen wie jetzt, die alten Tore sind niedriger. Häufig werden die runden Bögen auch herausgeschnitten, um für das Einfahren von Maschinen Platz und Höhe zu gewinnen, wem aber seiner Väter Erbe lieb ist, der sollte diese Kopfbänder nicht heraussägen; denn das Holzwerk und das Haus verliert dadurch an Festigkeit und Halt.

In einem Dorfe bei Wittingen war das Haustor eines großen Bauernhauses zwar nicht sehr niedrig, aber der Mitgiftwagen der einfahrenden Braut war so hoch bepackt, daß unten die Erde ausgegraben werden mußte — absteigen durfte die oben daraufsitzende Braut nicht!

Die Türbeschläge bestanden zuerst allgemein aus Holz; Holzangeln mit Holzhespen waren in Ummern und Hone noch 1905 vorhanden. Die vor 1600 angefertigten Außen- und Innentüren sind durchweg mit starken und verziert geschnittenen Holznägeln genagelt; die alten Tore haben hölzerne Wendesäulen, laufen in Holzlagern und werden mit Holzvorlegebaum geschlossen. Die jetzt noch vorhandenen Tore solcher Art befinden sich in den Orten Altenboitzen, Pretzeetze, Sallahn, Hittbergen, in größerer Zahl jedoch nur in den Dörfern rechts von der Ilmenau.

Hausform In sehr verschiedener Weise ist der Giebel der Häuser ausgebildet worden. Zweifellos wurde von Anbeginn an das Sachsenhaus mit einem schrägen Giebeldach, mit einem „Walm" abgedeckt. Das Wendenhaus hat

keinen Walm, es zeigt den geraden platten Giebel. Das Haus im Wendlande trägt oben „den Szepter", den „Wendenstiel", „Knoopstohl", die „Wendensäule" — das Sachsenhaus ist mit Pferdeköpfen geschmückt, die im Bardengau nach einwärts, südlich und westlich mehr nach außen gerichtet sind. Eine im ganzen Bezirk angestellte Umfrage hat diese früheren Feststellungen voll bestätigt. Runde Strohdachwalme, wie sie südwestlich vom Bezirk allgemein waren, kommen bei uns nicht vor. Walm

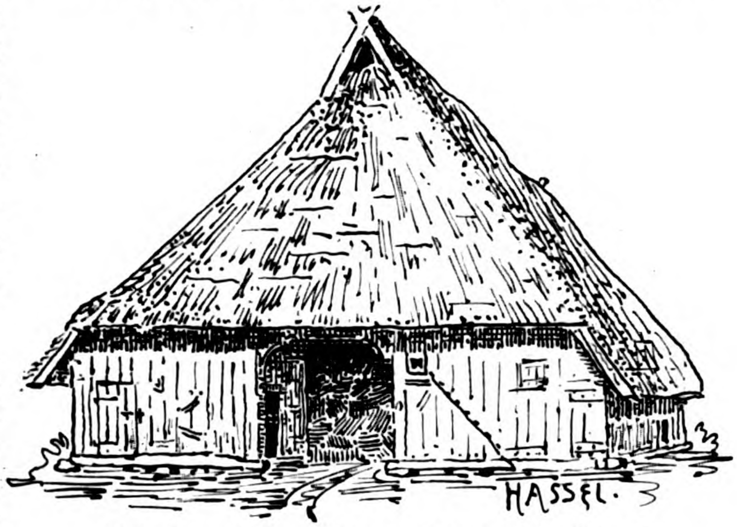


Abb. 29. Tiefer Walm. Ursprüngliche Anlage. Überall verbreitet.

Die Abwalmung des Hausgiebels muß sehr alt und weit verbreitet gewesen sein. Die Ausdrücke älterer Schriftwerke wollen nicht recht passen, wirklich alte Abbildungen gibt es nicht, lassen wir deshalb die vorhandenen Reste reden.

Daß der Schnuckenstall, der Schafstall auf der Heide, nicht formgebender Ursprung für die Hausform gewesen ist, geht schon daraus hervor, daß nicht ein einziger Schafstall in der ganzen Heide steht, der nicht altes Bauholz aus einem abgebrochenen Hause enthielte, daß seine Konstruktion, so verschieden sie auch sein mag, siehe z. B. die Abb., nirgends gleich derjenigen im Wohn- Schafställe

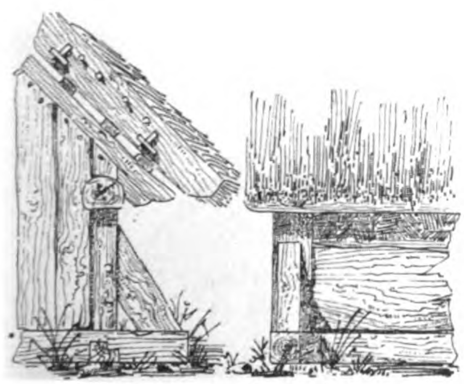

Abb. 30. Schafstallwand.


Abb. 31. Schafstallwand.

hause selbst ist, und daß drittens das nötige Mittelglied zwischen dem wandlosen Zelthause und dem hohen Ständerhause gänzlich fehlt. Die hier wohl zum ersten Mal veröffentlichte Abbildung der Schafställe mit niedriger Seitenwand haben keine Balkenlage; auch sie sind keine Häuser, sondern

7*



Abb. 32. Schafstall an der Landstraße Celle-Wolthausen.

Ställe, die aus altem Hausbauholz zurechtgebaut sind. Daß das Hausdach sich aus dem Zelt herausentwickelt hat, soll nicht bestritten werden.

Giebel Die weiter eingefügten Bilder von Bauernhausgiebeln zeigen, wie früher der Giebelwalm des Strohdaches an den Wohnhäusern bis auf die große Tür herunterreichte. Überall bis nach Mecklenburg hinein finden sich die kleinen Seitenbauten rechts oder links neben der großen Tür, mit ihren Dächern genau so weit herunterreichend wie die Seitenanbauten, die Küppinge an den Langseiten des Hauses. Das Tor war zuerst ein Ausschnitt aus dem Zeltdach. Oberhalb der großen Tür spielt sich nun schon bald derselbe Vorgang noch einmal ab. Es wird eine Wand über dem Tor errichtet, nur eben so hoch, daß auf dem Boden dort oben kaum ein Mensch aufrecht stehen kann. Dies war auch nicht der Zweck. Man mußte Raum schaffen für mehr Erntevorräte. Man setzte eine niedrige Wand wieder mit einem Walmdach auf das Erdgeschoß. Die Traufenkante des Daches liegt jetzt zwei Geschosse

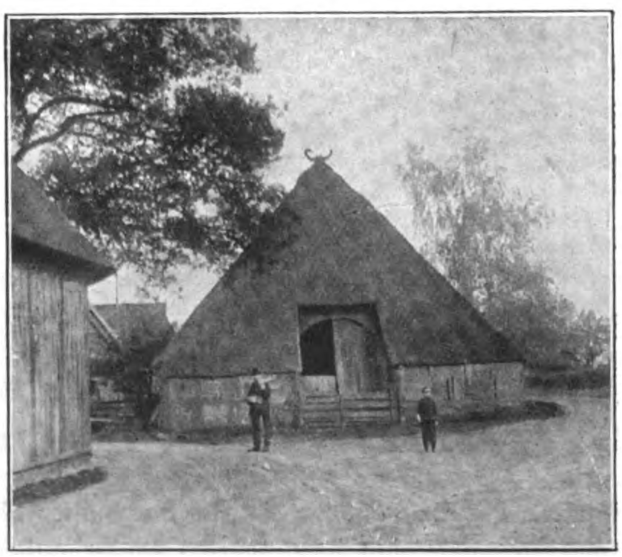


Abb. 33. Walm mit Vorschup rechts und links. Traufe 1,80 m hoch. Auch in Mecklenburg.



Abb. 34. Scharnhorst (Celle).

hoch über der Erde. Als dies nicht mehr genügte, baute man noch ein Wandstück mehr in die Höhe, so daß zuletzt aus dem großen mächtigen Dachwalm (Hassel, Scharnhorst, Heiligenthal, Bardowick, Artlenburg) ganz oben ein kleines schräges Dachstück geworden ist, wie es in Hessen, in Franken, im Elsaß und überall auch bei uns zu finden ist. Das Walmdach im Giebel ist uns, wie man sagt, so in Fleisch und Blut übergegangen, daß noch heute in allen Stadtstraßen, fast auf jeder „Villa", auf Häusern aller Art irgendwo, und wenn es auch nur auf dem obersten Dacherkerchen wäre, ein Stückchen



Abb. 35. Scharnhorst (Celle).

Walmdach sitzen muß. Das Wesentliche des Daches ist der Schutz vor dem strömenden Regen. Ein plattes Dach gibt es für uns nicht, ein solches ist für uns nur eine Decke über dem darunter befindlichen Raum. Auch die Hütten der Waldarbeiter und Jäger, die zeltartigen Wohnungen der Kohlenbrenner, der früher zahlreichen „Köhler", mögen als älteste Hausformen angesprochen werden. Die Form — das an allen Seiten schräge Dach — ist auch deshalb älter, weil sie bei weitem die windfesteste ist. Die einzeln liegenden Gehöfte lassen den Sturmwind über ihre Häuser hinweg gleiten. Die in Scharen anziehenden Wenden stauten sich im Kreise oder in Reihen dichter aneinander, und die nach der Straße oder nach einem Kreismittelpunkt gerichteten Häuser hatten eine Richtung, ein Vorn und Hinten, eine Stirn war ihnen natürlich. Das Sachsenhaus hat eigentlich keine Richtung, wohl ein Vorn, weil sich das Leben in der Hauptsache im Hause und vor dem Hause, wo gearbeitet wird, abspielt; aber in den sächsischen Haufendörfern war für die Häuser eine Hauptseite im übrigen nicht so erforderlich und auch nicht vorhanden.

Für die Richtigkeit des Gedankens, daß wir in dem Walm den Rest des großen schrägen Zeltdaches vor uns haben, daß zuerst das schräge Dach auch unten vorhanden war oder bestanden haben muß, lassen sich weitere Belege leicht finden.

Alle Neuerungen im Bauen werden immer zunächst unten in erreichbarer Höhe ausprobiert. Wir bauten vor zwei Menschenaltern zuerst im Erdgeschoß mit eisernen Säulen anstatt mit Steinpfeilern. Die Steinpfeiler hatten schon die Holzständer nach oben vertrieben. Dann wurde auch im Obergeschoß mit Eisen gebaut. Man sehe die Hauptläden in Lüchow, Ülzen, Lüneburg, Celle. Zuletzt sind die mehrstöckigen Häuser ganz aus Eisen hergestellt, und nur ganz oben bleibt etwas Stein und in der Spitze ein Holzornament noch übrig. Denselben Vorgang können wir beim Bauernhause beobachten. Die Gefache der Wände wurden anstatt mit Holz zuerst nur unten mit Steinen ausgemauert. Nur die ältesten Häuser haben unten noch Holzfüllungen. Das Holzflechtwerk wanderte nach oben. Die Bohlen, die in ganz charakteristischer Weise zwischen die Wandständer gestellt, hineingeschlitzt und mit sechs Holznägeln genagelt wurden (Garze bei Bleckede, Fahrenholz, Lachtehausen, Bierde, Schillerslage), mußten weichen. Sie lassen sich aber oben noch nicht verdrängen, in Nienhagen und Hänigsen sehen die Oberteile einzelner Häuser und Scheunen noch genau so aus, wie früher die Gefache unten über der Grundschwelle sämtlich. Was alt wird, muß nach oben, — in die Rumpelkammer. Das wunderschöne Gurtgesims der Fachwerkhäuser in Lüneburg, ein vorgelegter und zugleich eingezapfter und festgenagelter Riegel unterhalb der Fenster im ersten Stock der Häuser — Schrangenstraße, Glockenstraße, Altenbrücker Tor, Am Meere u. a., z. B. Nienhagen bei Celle, kunstreich verziert und als gedrehte Perlschnur geschnitzt, findet sich ebenfalls in der Stadt Celle, in Scharmbeck u. a. O., dort allerdings als flach eingeschnittenes tauartiges Ornament an Häusern von 1526 und 1534. Dieses Tau saß

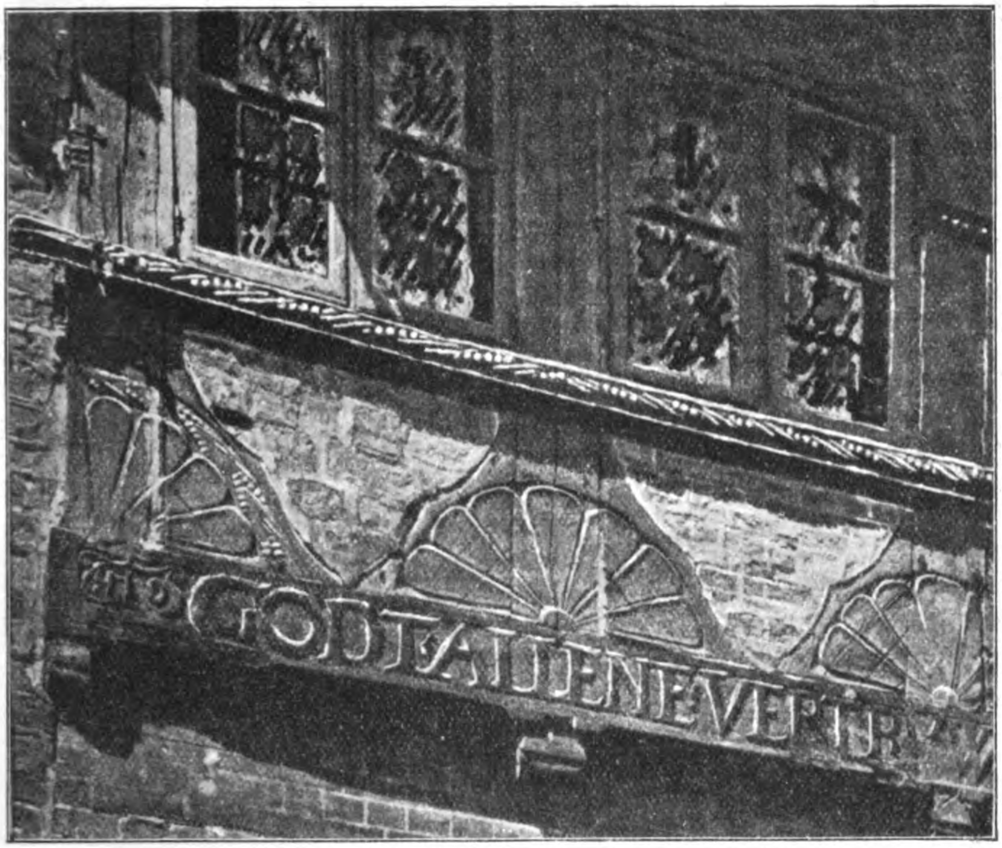


Abb. 36. Zier-Gurtgesims alter Häuser.

vorher auch im Erdgeschoß unterhalb der Fensterlöcher, und es war als Seil um die niedrigen Hütten der Germanen gebunden. Gerade hiervon sind Bilder erhalten geblieben. Es umschnürte als Gürtel die nur mannshohen auf der Erde stehenden Strohhäuser. Alle gotischen Kirchen haben dies „Kaffgesims" unterhalb der Fenster, und wenn und wo dies Gesims am ganzen Bau sonst nicht mehr weiter vorkommt, der kleine Dachreiter hoch oben, der trägt in Hüftenhöhe jetzt noch immer den Gürtel. Höger rup, sä de Buer!

Die schönen malerischen Giebel der Häuser in Isernhagen und Umgegend sind städtischen Ursprungs. Das Bauernhaus braucht nur einen einzigen Boden. Die Städter bedürfen mehrfacher Böden, sie waren auch gezwungen, die Häuser auf den engen Bauplätzen oben größer, in die Straße hineinragend überzubauen. Zugleich ergibt diese Konstruktion für die hohe Wand eine Aussteifung und für die stark belasteten Balkenköpfe eine feste Stützverbindung. Als die Zimmerleute diese Etagenbauart in Isernhagen ausführten, ließen sie hinter dem Holzgiebel die städtischen Balkenlagen, die das Einbringen der Ernte doch nur hinderten, fort; die leere bedeutungslose Schürze, der bunte Giebel, blieb übrig, aber die reichen Besitzer hatten doch Häuser, die ebenso aussahen, wie die Stadthäuser in der Schmiedestraße in

Hannover! Kaum ein zweites Beispiel dürfte es geben, welches so sehr die Mode im Bauen bloßstellt und zugleich den Nachweis liefert, wie sich das Bauernhaus, das doch für das Stadthaus das Vorbild abgegeben hat, in seinem innersten Wesen so überaus zweckschön und sachgemäß entwickelt hat. Ein eigentümliches Geschehnis muß es genannt werden, daß die wendischen oder wendisch-fränkischen Siedler, die das Straßendorf Isernhagen schufen, und die ihren Häusern so stolz ein städtisches Kleid anzogen, wie sie es in Hannover, Braunschweig, Halberstadt gesehen hatten, daß dieses nun schon so lange wieder sächsische Dorf neuerdings ganz von der Großstadt Hannover in sich aufgenommen worden ist.

Scheingiebel

Die Abbildung 39 zeigt deutlich, wie unten gotische Spitzbogen als Form gewählt sind. Der romanische Rundbogen, zum Vierpaß zusammengestellt, hat sich bis oben in die Spitze zurückziehen müssen.

Die Abb. 38 zeigt die Vorderansicht eines Hofes in Isernhagen. Die kleinen Seitenbauten stehen an der Straße, weiter zurück liegt das Wohnhaus. Die Anlage ist wendischen Ursprungs. In den Gefachen ist Raseneisenstein zur Anwendung gekommen. Die kleinen Bauten sehen aus wie die Pfefferkuchenhäuschen von Hänsel und Gretel. Der im Moor gefundene Eisenstein wird jetzt wieder industriell ausgebeutet, er ist als Baustein von vorzüglicher Haltbarkeit, das beweisen Kirchen, Türme und Häuser in Wietze, Steinförde, Pattensen, Bothfeld, Rosien u. a. m. Auch diese Ansichten geben oben Bretter und Bohlen, unten Steine. Jetzt baut man die Fundamente und die Unterwände schon von Eisenbeton!

In einem Hause in dem schön erhaltenen wendischen Teil von Breese im Bruch bei Lüchow ist alles Ornament der Bauzeit entsprechend in den Formen des XVII. Jahrhunderts ausgeführt, nur ganz oben am Giebel sitzen noch spitzbogige, gotische Bügen an dem Ständerwerk, wie sie 200 Jahre früher im Gebrauch waren. Ältere Formen erhalten sich oben am besten.

Diele

Betreten wir das Haus durch die große Tür, so sehen wir an Stelle der Lehmdiele, des alten mit Ochsenblut

Schnitt durch einen Giebel mit scheinbar vier Geschossen, in Isernhagen.

Hinter den Schein-Stockwerken befindet sich aber nur ein großer Heuboden.

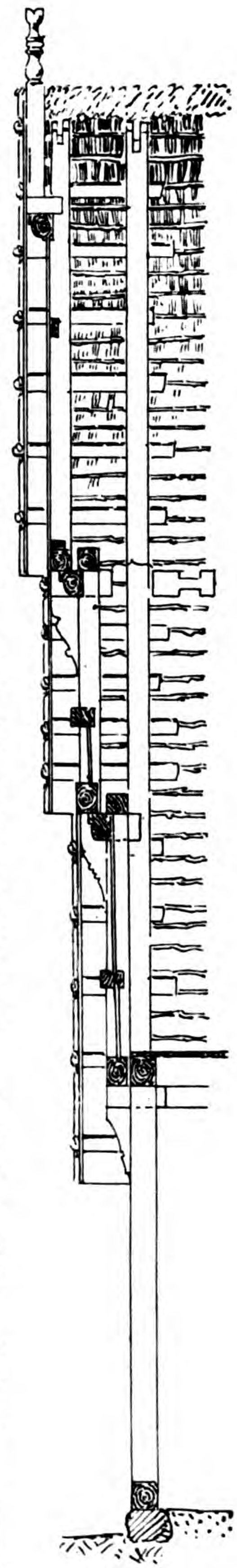


Abb. 37.

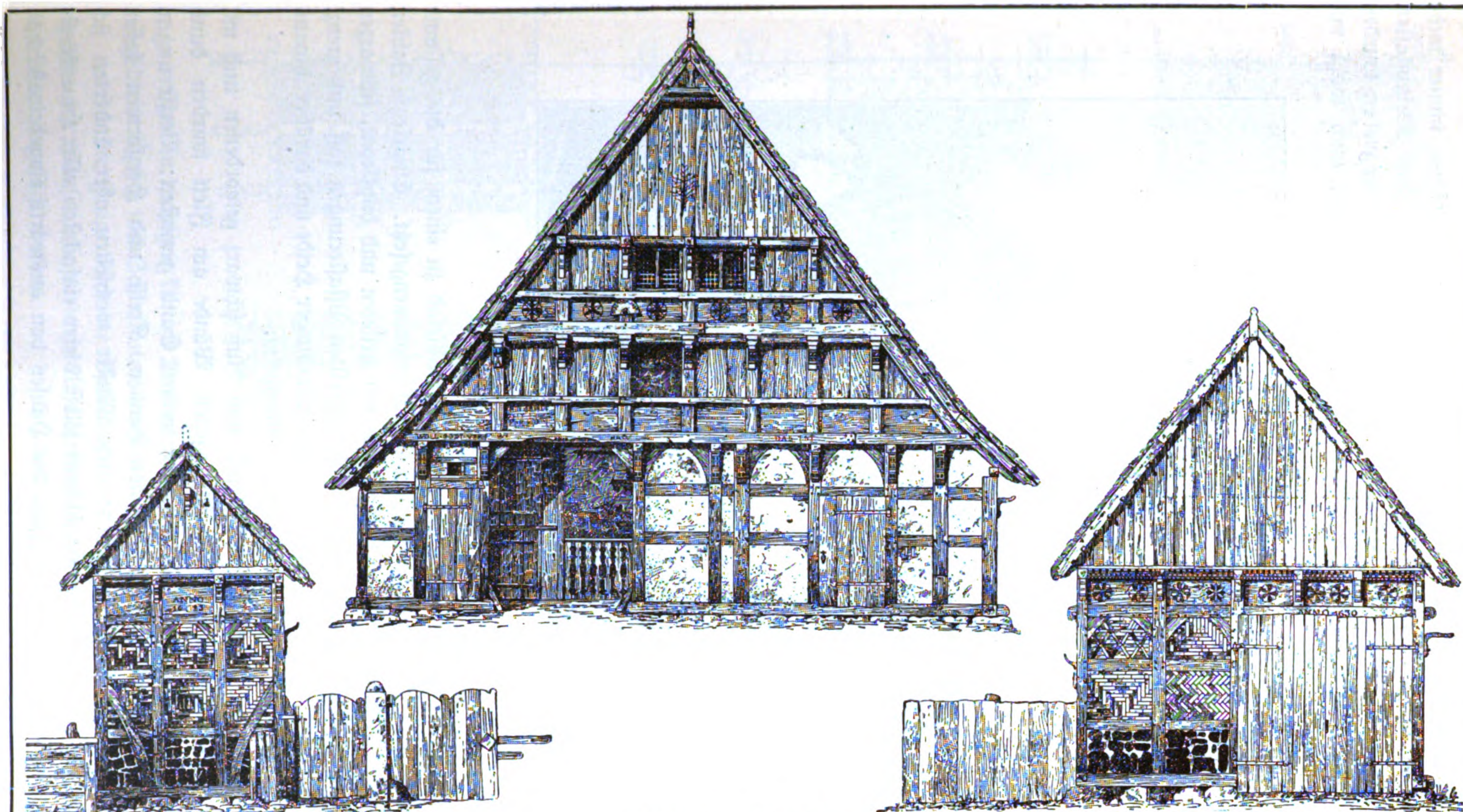


Abb. 38. Isernhagen. Aufgen. Wißmann.

Fußboden und Hammerschlag vermischt aus Lehm gestampften Fußbodens, immer mehr Zementbeton, und im Flett ersetzt die neumoderne Fliese das Kleinpflaster. Weserkies, Allerkies, Flußkies oder flache Steinchen aus Kiesgruben wurden aufs sorgfältigste nach unerschöpflich verschiedenen Mustern, auch wohl mit

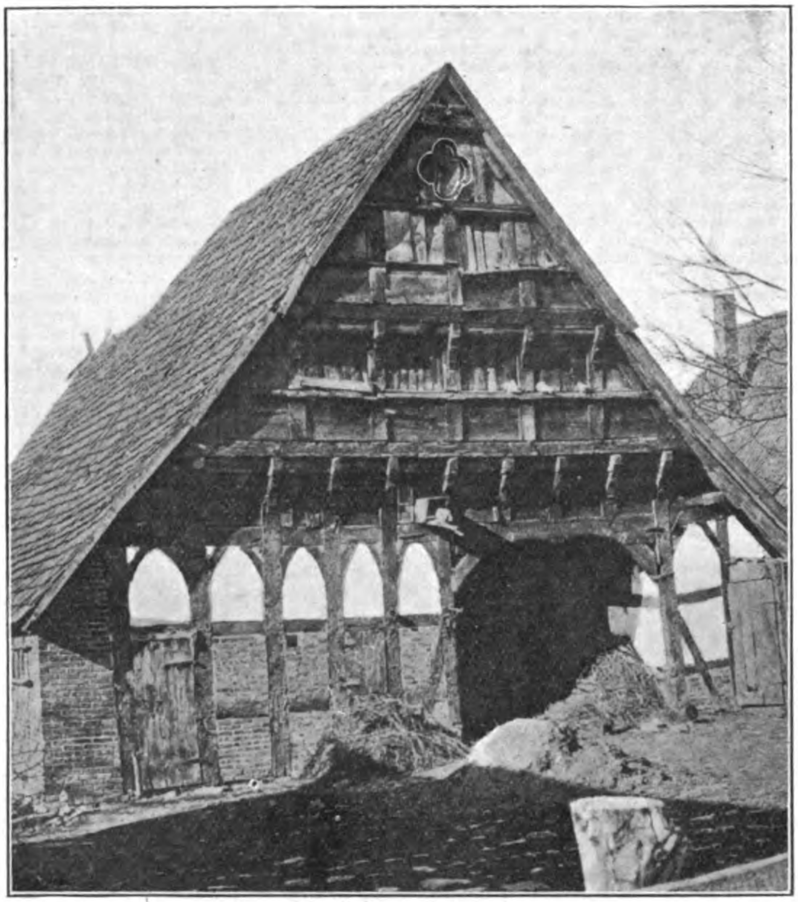


Abb. 39. Isernhagen.

größeren glatten Steinen oder Backsteinen wechselnd zu einem für die gesamte Hauswirtschaft schier unverwüstlichen Estrich zusammengesetzt. Eingelegte Zahlen weisen nach, daß die Dauer solcher auch mit helleren und dunkleren, schwarzen und roten Steinen farbig gemustert hergestellten Pflasterungen fast unbegrenzt ist, sie sind deshalb auch in der ganzen Lüneburger Heide und darüber hinaus zu finden, sogar noch in der Stadt Hildesheim.

Auch die dunklen, vom Rauch und Ruß schwarz gewordenen und mit einer dicken Schicht „Sodd" überzogenen Wände am Flett wurden durch Auftragen und Anwerfen von nassem weißen Sand gemustert; Verzierungen, wie große Ähren oder Zweige von Tannen, Kreise und Herzformen lassen sich aus freier Hand herstellen; diese Muster wechselten oder änderten sich jedoch nie, so daß an der Handschrift selbst dieser einfachsten aller Hauskünste oft zu erkennen ist, daß die Frau des Hauses von auswärts eingeheiratet hat.

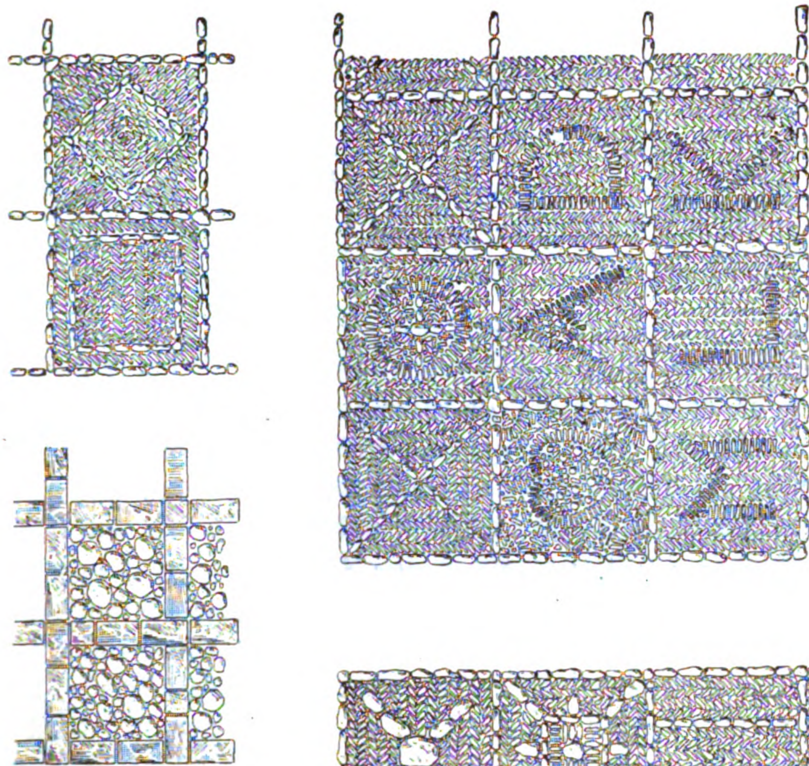
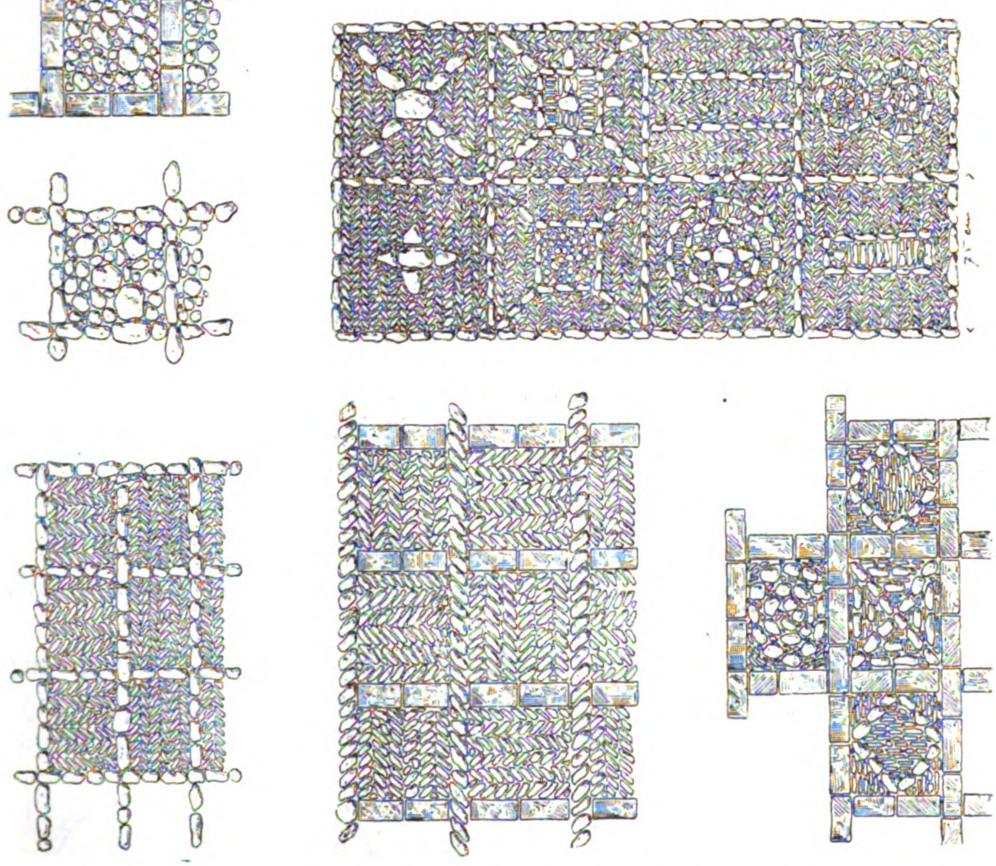
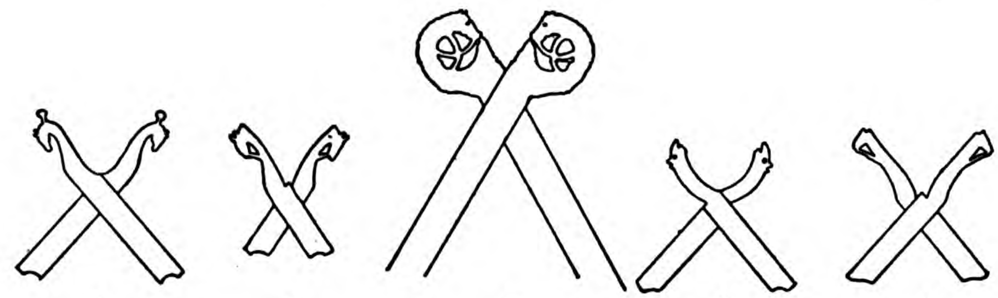



Abb. 40. Fußbodenbelag von Kies und kleinen Steinen auf dem Flett der Bauernhäuser.

Nur in wenigen kleinen Kammern ist der Fußboden unbefestigt geblieben, ungedielte Wohn- und Schlafräume konnten im Bezirk kaum noch festgestellt werden.

Da die Frage über die Bedeutung der Pferdeköpfe an den Giebelspitzen der Häuser allgemeinere Anteilnahme erweckt hat, so möge hier einiges darüber eingefügt werden.



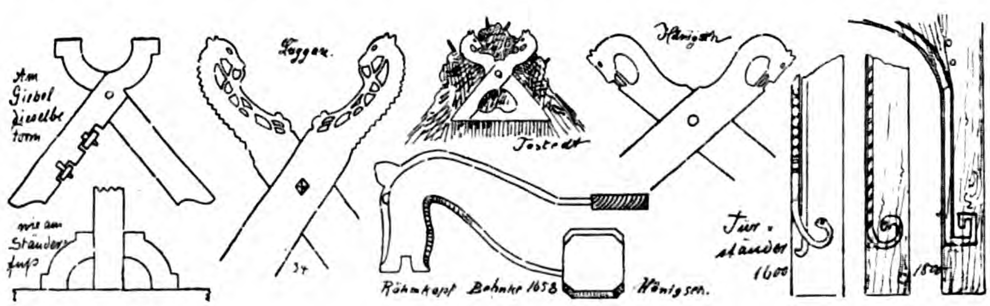
1 — 2 Wietze — 3 Pattensen — 4 Lapern — 5 Klein Breese

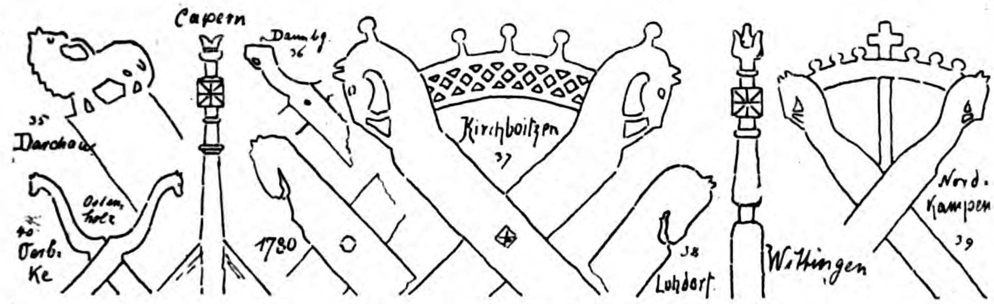
Giebelverzierung

Man kann die Verzierung als ein Symbol der Hausbeschützung auffassen. Auch ich will dies gelten lassen; doch wolle man nicht übersehen, daß sich die Endigungen der aus Stroh, Schilf oder Heidebusch bestehenden Firstbefestigungen ohne Bretter überhaupt nicht sicher und dauerhaft befestigen lassen.

Die Abbildungen zeigen, wie die Bretter festgekeilt werden, und wie die Weidenstäbe und Latten, die das Auflager für das Rohr abgeben, vorn in den Brettern ihren festen Halt finden. Diese auf uns überkommene Art des Giebelabschlusses ist aber das letzte Glied einer langen Versuchsreihe, und lange schon, bevor man Bretter sägen konnte, steckten die noch wandernden Zeltbewohner Schutzzeichen, „Abwehr-Zauber" oder „Segen" erflehende Opferzeichen oben aufs Dach. Wie bei den alten Orientalen Sphinxe und Greife und Löwen die Gotteshäuser, die Schatzhäuser und die Königsschlösser bewachen mußten und als Schutzsymbol die Tempel vor Entweihung bewahrten, so wehrten dereinst in Wirklichkeit bissige Hunde, wie in der Heide oft heute noch, dem Fremden den Eingang zum Hause. Der Gebrauch, das Tor durch zwei rechts und links angekettete Hunde beschützen zu lassen, war allgemein. Vor dem Schloß in Ahlden an der Aller und bei anderen Hauseingängen von Bedeutung sollen die Hunde noch 1830 in der Weise angekettet gewesen sein, daß zur Not eine Person genau in der Mitte zwischen beiden hindurchgehen konnte, ohne gepackt zu werden. Die Verzierungen der Tor- und Türpfosten an den alten Holzkirchen und den Blockhäusern der nordischen Länder zeigen stets zwei aus Laub und Ranken sich grimmig hervorreckende wilde Hunde oder Drachen und Schlangen.

Als die Bewachung schon längst nicht mehr nötig war, schmückte man doch noch den Eingang mit den bedeutungsvollen sprechenden Zeichen. Sogar die Tür zu den Sitzen der Mönche mitten in den Kirchen war so verziert





und bewacht! Ein gut erhaltenes Beispiel findet sich in der Klosterkirche in Loccum von 1277. Die Seitenpfosten der großen Tore unserer Bauernhäuser weisen heute noch Reste auf von solchen Symbolen.

Deutlich ist, wie die Abbildung zeigt, die Schlange noch zu erkennen. Immer mehr aber geht der Sinn, die Bedeutung verloren. Es entsteht ein Ornament, wie die Abbildung es vorführt, und zwar zeitgemäß 1790—1800 als viereckig gerollte Spirale oder „Grecmuster“ in deutschen Bauernhäusern in ganz Niedersachsen, und auch bei uns finden wir überall die nach Meinung der jetzt Lebenden völlig sinnlosen Schnörkel aller Art.

Ein Schmuck, dem ein tieferer Sinn zugrunde liegt, stirbt so leicht nicht aus. Als es am Fuße der Torständer keinen Platz mehr gab für wachende, drohende Löwen und Drachen und Schlangen, da wanderten sie am Hause in die Höhe. Zwischen den Balkenköpfen sitzen die Füllhölzer, die nach außen in der Wand das Loch zwischen Decke und oberem Fußboden abschließen, und an diesen Füllhölzern finden sich über einer Hohlkehle, an den Rundstab angeschnitzt, die Schlangen oder Aale, wie die Zimmerleute jetzt sagen, in Isernhagen, Eickeloh, Lüneburg, Scharnebeck, Ahlden und überall im ganzen Bezirk.

Wenn aber ein zunftgerechter Zimmermann die Meinung vertritt, daß „ganz von selbst“ beim Arbeiten“ (wenn die kunstvoll hergestellte runde bauchige oder hohle Holzform wieder in die Viereckform übergehen muß, damit das Holz ein festes ebenes Auflager hat) ohne alle Symbolik ein spitzer „Auslauf“ von Holz entsteht, der einem Aalkopf sehr ähnlich sieht, und dem jeder Zimmerlehrling aus Scherz Augen „ganz von selbst“ einhaut, so mag auch eine solche Entstehungsart des Ornaments nicht ganz unwahrscheinlich sein.

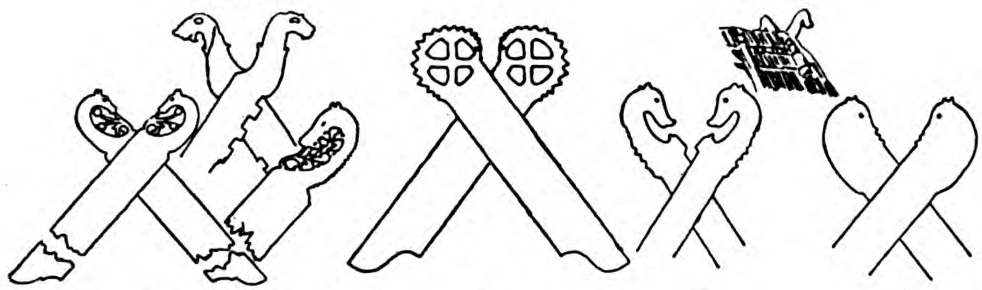
Der „Löwe“, der Wächter, sprang oben auf die Giebelspitze. Professor Seesselberg sagt in seinem großen Werke von der früheren mittelalterlichen und germanischen Kunst: „Die ursprüglichen Tiergestalten sind schließlich so vergröbert und abgeschliffen worden, daß einzelne Forscher, welche ihnen nicht bis in die Grundquellen nachgingen, die Köpfe auf den Bauernhausgiebeln wegen oberflächlicher Ähnlichkeit wohl gar schon für Pferdeköpfe genommen haben.“

Ganze Pferdegestalten, die eher schon Löwen ähnlich sehen, sind auf einzelnen Häusern in Darchau, Groß Kühren und Umgegend angebracht.



6 Hülsen bei Rethem — 7 Wietze — 8 — 9 Trebel — 10 Nordkampen — 11 Capern — 12 Fahrenholz

14 Isernhagen　　18 Bedenbostel

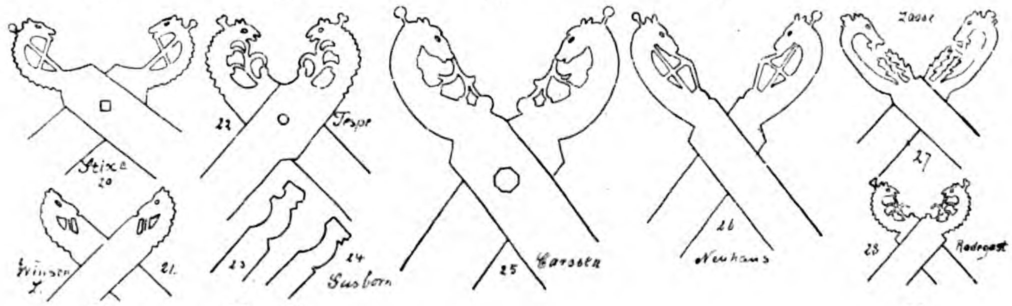


13 Bardowick　15 Bardowick　16 Aßhausen　17 Pattensen L.　19 Pattensen

Der Streit ist schwer zu schlichten. Ältere Abbildungen von Giebelpferdeköpfen auf Gemälden, Holzschnitten oder Kupferstichen, als gegen Ende des 15. Jahrhunderts, sind nicht bekannt. Um das Jahr 1500 trugen die Häuser sicherlich nur sehr selten Bretter-Pferdeköpfe; denn wir dürfen annehmen, daß die Maler jener Zeit sich dies schöne Vorbild für ihre Bilder nie hätten nehmen lassen.

Auch in der Gegenwart ändert sich die Form der Giebelbekrönung stets; wenn auch jeder Zimmermeister, der die richtige Form von seinen Vorfahren ererbt hat, sich „streng nach dieser einzig richtigen Vorschrift" richtet, ein Wandel ist unvermeidbar. Die Abbildungen 19, 7, 38, 17, 21, 3, 16 zeigen, wie aus dem vollen Brett ein Kopf, ein freigelöster Kopf, mit der Brust noch etwas verwachsen, mit Andeutungen von Zügeln, mit Zügeln und Mähne wird, wie der Kopf immer kleiner wird und die Zügel zum Kreuz, so daß zuletzt in Aßhausen bei Winsen ein Kreuz von einem Strahlenrad umgeben zu sein scheint, während in Wirklichkeit noch ein ganz kleiner Pferdekopf mit Auge kaum bemerkbar, daran sitzt und die Strahlenglorie die stilisierte Mähne ist. Aus dem alten heidnischen Weihezeichen oder aus der Opfergabe, wenn man annimmt, daß wirkliche Pferdeschädel aufgehängt wurden, ist ein christliches Symbol geworden! Ebensogut könnte man annehmen, daß aus einem Kreuz, wenn man die Abbildungen in umgekehrter Reihenfolge vorführt, zuletzt ein Pferdekopf entstanden wäre, das Kreuz ist aber nicht alt. Sind die Formen auf uns aus ältester Zeit überkommen, so haben sie, wie alles andere auch, sich sehr merklich geändert, einen zwingenden Schluß auf Volksgrenzen und Stammesgrenzen darf man aus der Art der heutigentags gerade jetzt gebräuchlichen Pferdekopf-

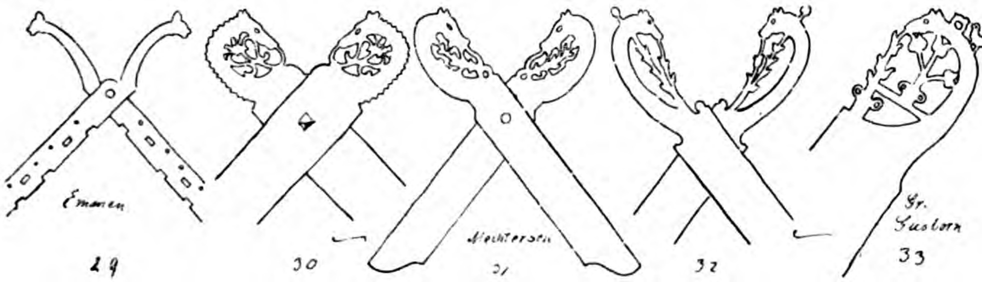
20　22　25　26　27



21　23　24　28

verzierungen allein schwerlich ziehen. Wir können nur sehen, daß die Grenzen der einzelnen Arten in gewisser Weise mit Sprachgrenzen und mit Gaugrenzen übereinstimmen.

Nicht so schwierig ist es zu sagen, ob wirklich die Grenzlinie zwischen den nach außen und den nach innen schauenden Pferdeköpfen genau mit den alten Gaugrenzen zusammenfällt. Richtig ist, daß im Süden und Westen des Bezirks die Pferde nach außen sehen und um Lüneburg und mehr nördlich und östlich die Köpfe der Bretter nach innen gestellt sind.

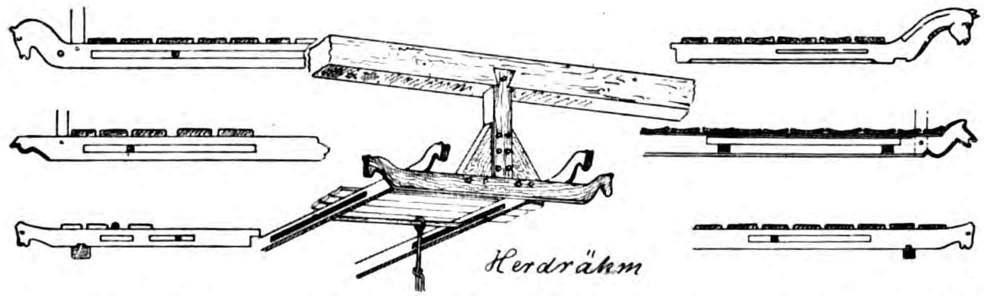


Die in 30 Jahren von uns gesammelten Skizzen geben eine Übersicht der Formen, wie sie seit 1785 — die ältesten aus Pattensen und Luhdorf bei Winsen a. Luhe — bis heute gebräuchlich gewesen sind. Aber die Zusammenstellung kann und müßte eigentlich immer noch vermehrt werden. In Wietze stand 1906 noch ein Haus mit Pferden, die auf dem einen Giebel nach innen, auf dem andern nach außen gekehrt waren. In Tespe a. d. Elbe und in ein paar anderen Orten kann man auf diese Weise verzierte Häuser ebenfalls noch heute sehen. Häufig auch findet sich der „Wendenknüppel" oder der Knoopstuhl, die Wendensäule oder das Szepter, zusammen mit dem Pferdekopf auf den Häusern.

Die beigefügte Karte stellt einen Versuch dar zum Überblick, der jedermann Gelegenheit gibt, die Eintragungen zu vervollständigen; vielleicht, daß dann noch schärfere Gegensätze zutage treten werden.

Die Beziehung: 1 Zügel besagt ein Pferd, zwei Zügel = 2 Pferde, 4 Zügel = 4 Pferde, und dementsprechend die Hofgröße, kann nicht zutreffend sein; denn auf vielen Höfen kommen an unseren Häusern verschiedene Formen vor, und auch die Gemeindehäuser und Armenhäuser tragen den Pferdekopfschmuck mit Zügeln. Eigenartig sind die Köpfe in Brackede a. d. Elbe bis Tespe und weiter abwärts. Im Westen von Ostenholz usw. kommen Köpfe mit „Rehhals" oder Schwanenhals vor. Eine Hand habe ich nur in Bergen bei Celle und im Wendlande gefunden, hier sind auf kleineren Gebäuden die Kopfformen vereinfacht, ähneln auch oft einem Hasenkopf. In Bardowick und Umgegend sitzen zwei Blumenranken zwischen Kinn und Brust, im Kreise Dannenberg kommt sogar der Blumentopf mit zur Darstellung, und die Mähne und der Nacken des Pferdekopfes wird verziert. Nordwestlich von Harburg tritt zuerst der Schwan an Stelle des Pferdekopfes, so in Neugraben.

Die **Herdanlage**, der Mittelpunkt des Hauses, hat sich im Laufe der Zeit am wesentlichsten geändert. Ein im Fußboden vertiefter Herd ist Herdanlage



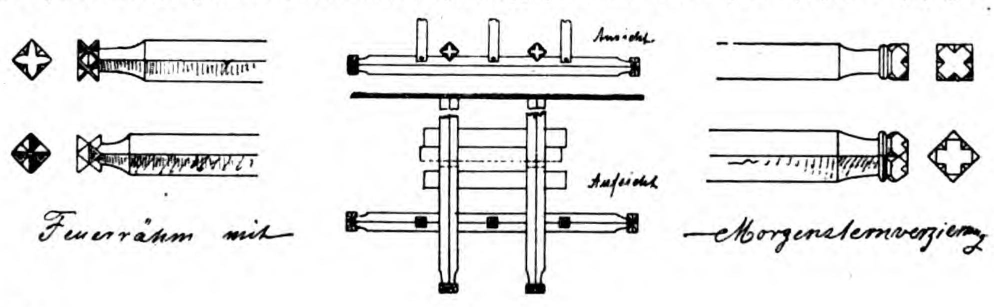
nicht mehr vorhanden. Ebenerdige oder 10 cm hohe runde Herde sind nördlich und westlich von Schneverdingen noch anzutreffen. Sie sind innerhalb des Bardengaues sonst nicht nachzuweisen. Viereckig gemauerte Herde in der Mitte des Fletts sind noch einige vorhanden, die ältesten im Armenhause in Wolthausen und im Gemeindehause in Stelle bei Kirchhorst. Hier wurde noch 1895 der brennende Kienspan in die Tülle des eisernen Kesselhakens gesteckt. Im „Sween", das ist im Hause des Gemeindeschweinehirten, in Langenhagen, befand sich ebenfalls ein frei im Flett stehender viereckiger Herd. Der große, aber nicht mehr freistehende Herd in einem Hause in Bockelskamp war 4,5 m lang und 3,5 m breit, bot Platz für 2 Kessel, hatte 4 Kochlöcher und in dem einen von den beiden hineingebauten Backöfen konnten gleichzeitig 40 Brote gebacken werden. Das Haus war 1508 erbaut. Die Zahl stand am Luchtbalken. Es war zweimal, 1701 und 1707, vergrößert worden und stürzte 1897 in sich zusammen. Die erste Anlage, die Vergrößerung durch den Vörschupp und die Erweiterung des Stubenanbaues ist deutlich zu erkennen.

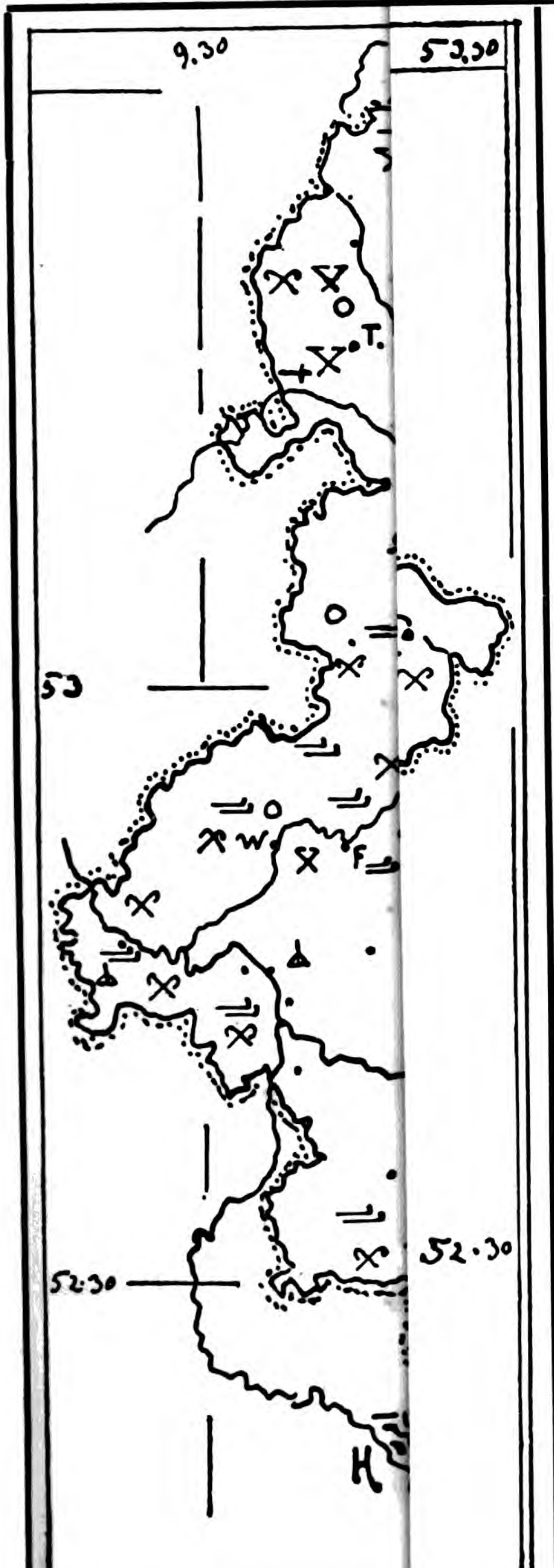
Brot und Backwerk wurden allgemein in der Nähe des Herdes mit einem Schwebegerüst, „Brotdrage", gegen Mäuse gesichert und luftig aufbewahrt. Brotdragen für 24 Brote fanden sich in Fahrenholz und Krehlingen, eine Brotdrage im fast 10 m breiten Flett des Nehrschen Hauses in Bütlingen kann 40 Brote aufnehmen.

Eine Öffnung, durch welche der Rauch abziehen konnte, hat es über dem Herd in unserem Bezirk nicht gegeben.

In Fahrenholz sollen seitlich vom Herd, noch im Flettraum, Deckenöffnungen bis zum Dach vorhanden gewesen sein, die „Look" hießen.

Um zu verhindern, daß Funken vom auflodernden Feuer bis in die Holzbalkendecke hochfliegen, und um die über dem Herd zu groß werdende Wärme zu verteilen, hängte man ein flachliegendes Brettergerüst in etwa 1—1,5 m Höhe unter die Flettdecke. Aus der Stubenwand, Herdwand, später Füerwand genannt, steckte man zwei dünne Längsbalken heraus, die vorn von einem Querholz getragen wurden. Dies Querholz hing an einem oder an zwei oben zum Deckenbalken hinaufführenden und hier sicher befestigten





Kartenskizze über Art und Verbreitung des Herd- und Giebelschmucks im Regierungsbezirk Lüneburg. 1 : 750 000.

Von Baurat Schlöbcke (Lüneburg).

Zeichenerklärung:

Offene Herdfeuerstelle, früher auf dem Flett gelegen, mit darüber hängendem Rähmen oder Osten mit Pferdeköpfen.

Dasselbe mit Morgenstern.

Giebelverzierungen mit Pferdeköpfen:

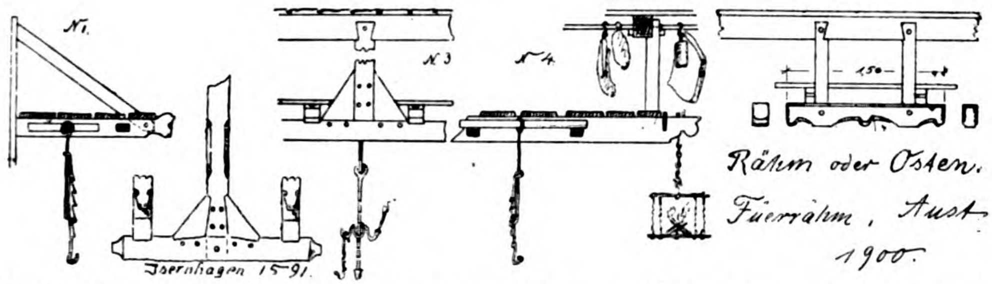
nach innen,

nach außen gerichtet,

mit Mittelstiel.

o Aus Stroh und Weiden geflochtene Kornkiepen, bis 1,30 m weit, Roof genannt.

Bem.: Die Skizze ist angefertigt aufgrund einer von den Herausgebern besorgten Umfrage. Sie soll die Grundlage zu eingehenderen Arbeiten bieten.



Holzstücke. Das Gerüst heißt R ä h m, Rahmen, Füerrähm. Im Südwesten des Bezirks, in Schwarmstedt (auch an der Weser und am Steinhuder Meer) heißt dieser Holzrahmen „O s t e n", Aust, „Ost". Das Aufbewahren von Holz auf diesem Trockenplatz über dem Feuer wurde zuerst 1589 verboten. Dann erscheint das Verbot, neue Rähme anzulegen. Es sollen mit Steinen gemauerte und überwölbte Herde aufgebaut werden. Trotzdem sind jetzt noch Hunderte erhalten. (Auch bei Jesteburg sagt man „Aust".) Rähm und Osten

Sie zeigen die verschiedensten Formen: die freistehenden Balkenköpfe sind zum Pferdekopf ausgeschnitzt, oft nur an zwei Ohren zu erkennen, oft meisterhaft in feinster Holzkunst äußerst wirkungsvoll aus dem krumm gewachsenen Eichenholz herausgearbeitet.

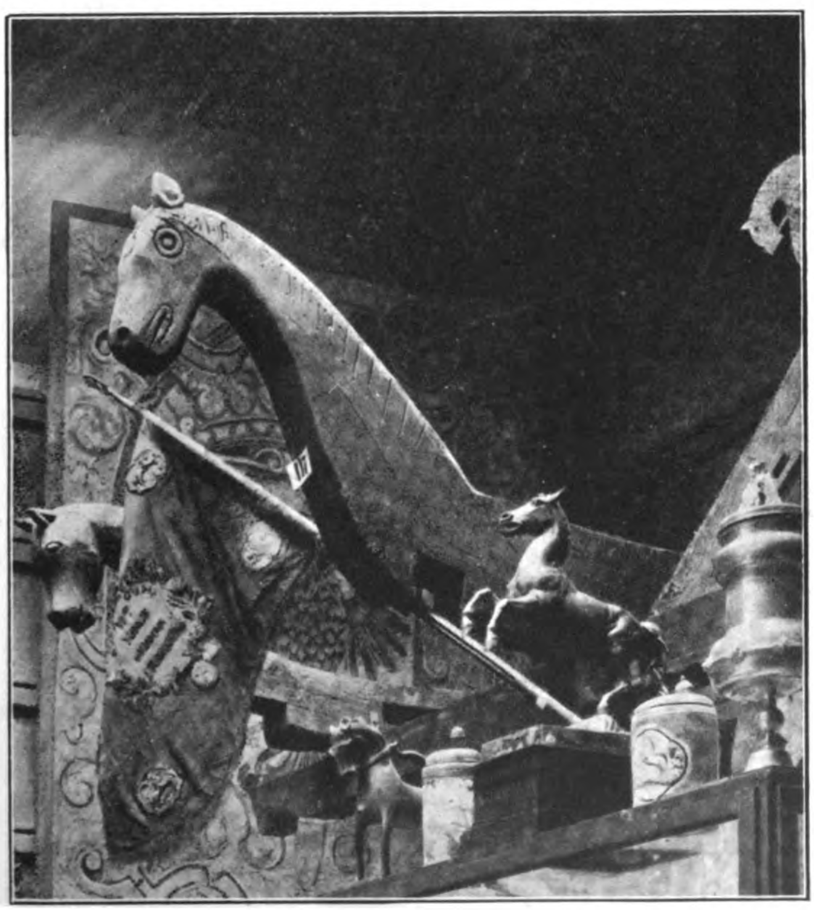
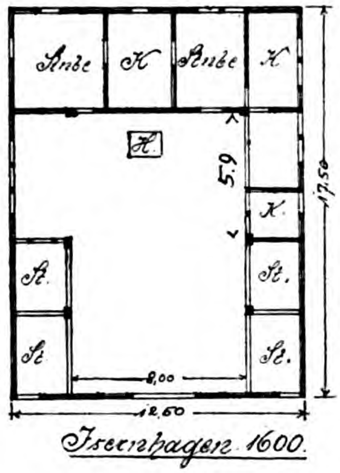
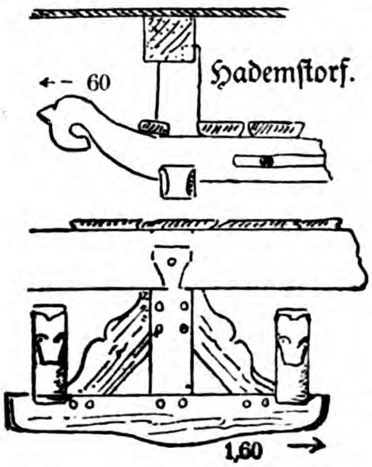
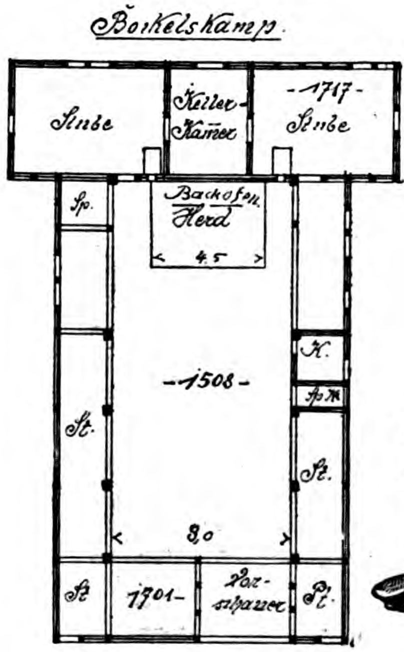


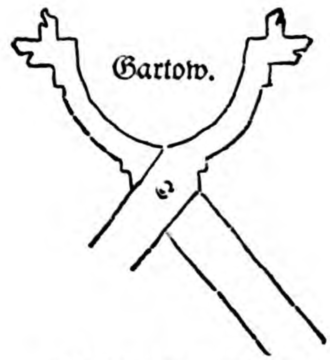
Abb. 41. Rähmkopf aus Isernhagen 1500.
Heraldische Ausstellung 1892 Hannover.











Krüsel mit verstellbarem Oberschenkel.

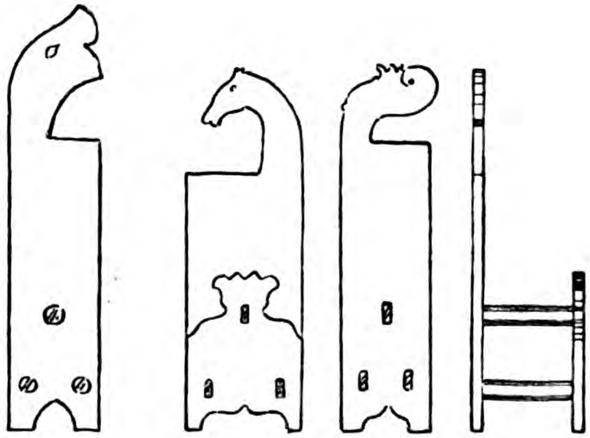
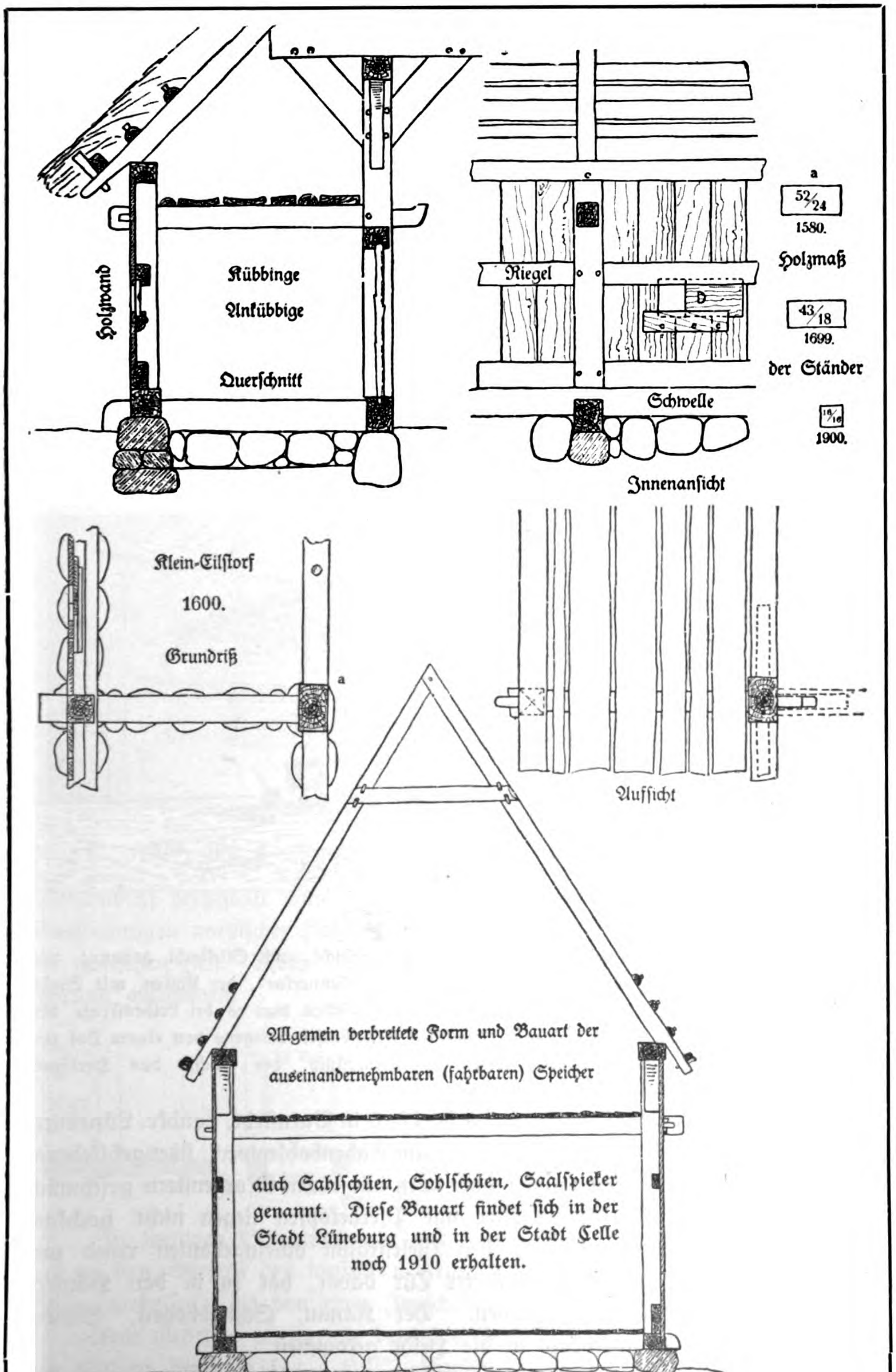


Abb. 42—52.

Flachs-Schwingebock.
Ältere Form.



Allgemein verbreitete Form und Bauart der auseinandernehmbaren (fahrbaren) Speicher

auch Sahlschüen, Sohlschüen, Saalspieker genannt. Diese Bauart findet sich in der Stadt Lüneburg und in der Stadt Celle noch 1910 erhalten.

Abb. 53—57.

Im Nordwesten des Bezirkes wird der Pferdekopf-Rähm oft vom Morgenstern-Rähm abgelöst.

Eine bis auf ein einziges Beispiel völlig verschwundene Bauart des Gestells zum Aufhängen der Kessel über dem Feuer, ein Füerrähm mit Stütze von unten, befindet sich in Artlenburg und zwar in einem ausgezeichnet schönen Exemplar. Der tragende Ständer mit dem Querholz wird Kreuzbaum, Kreuzbaum „Krüzboom", auch „Rähmstütt" genannt. Natürlich können an eine solche Feuerdecke noch viel größere Lasten angehängt werden, als an das von den großen weitgespannten Deckenbalken allein getragenen Rähm.*)

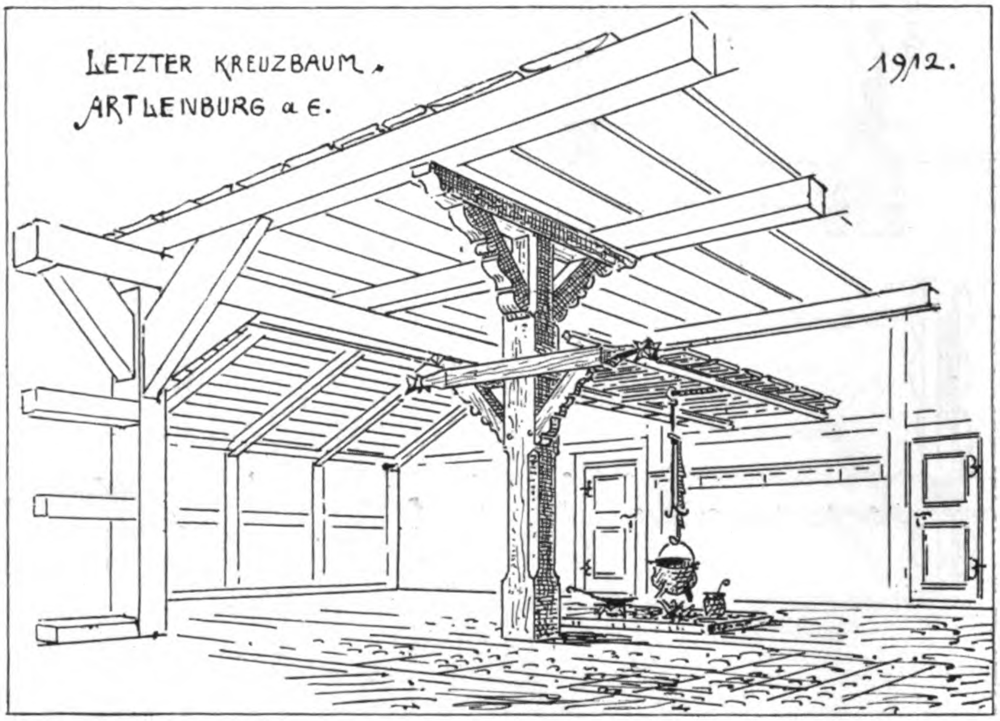


Abb. 58.

An den Rähmbalken hängt die eiserne große Kienlucht, auch Sticklucht genannt, und der Wassereimer, und in der Nähe stand immer die „Tunnerlae", der Kasten mit Stahl, Stein und Zunder, denn zur besseren Verhütung von Bränden war es bei Leibesstrafe verboten, „mit angestecktem Stroh und also genannten Feuerblasen morgens von einem Hof zum anderen zu laufen". Wenn nämlich unter dem „Füerstülp" des Nachts das Herdfeuer erloschen war, mußte der Nachbar aushelfen.

Holzbohlenwände Die letzte hölzerne Feuerwand wurde 1910 in Barnstedt, Landkr. Lüneburg, abgebrochen. Nach dem Querschnitt der im Eichenbohlenwerk sitzengebliebenen Endstücke der Rähmbalken müssen diese vorn mit einem Morgenstern geschmückt gewesen sein, denn die Rähmhölzer mit Pferdeköpfen liegen nicht hochkant übereck, sondern gerade. Die in den Dielenraum hineingebauten rund umwölbten Herde, oft mit schön verzierter Tür davor, hat es in den Häusern vor 1500 allgemein nicht gegeben. Der Kamin, Schwibbogen, Swiba, Swippbagen ist von auswärts in die Heide gekommen.

*) Ein Krüzboom soll auch in Soltau, Wintermoor, Burgwedel und Barskamp vorhanden gewesen sein.

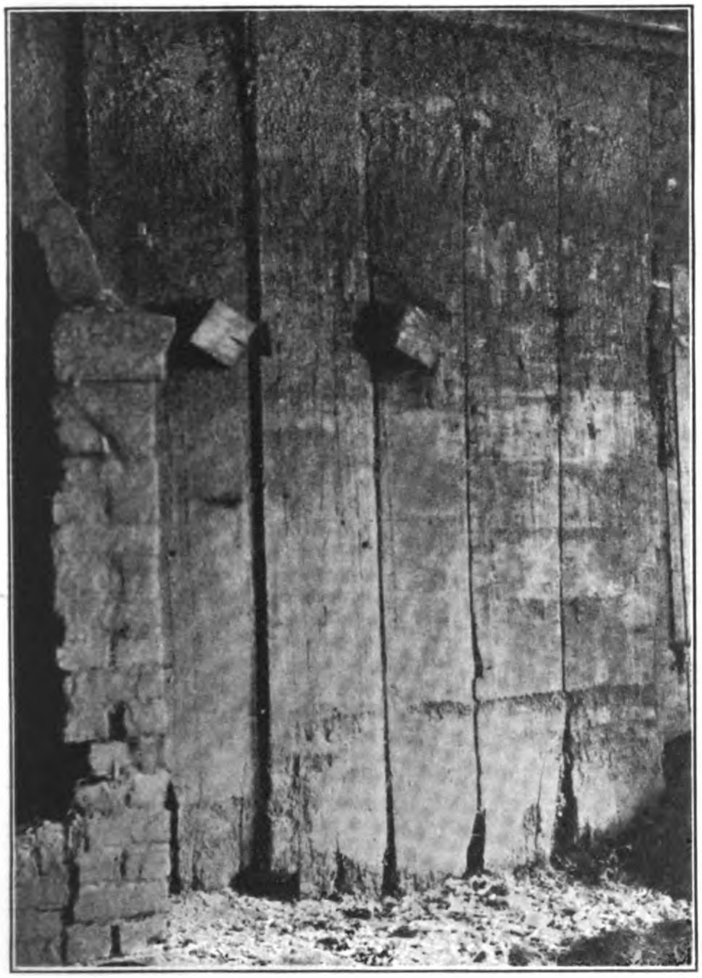


Abb. 59. Füerwand aus Barnstedt.

1686 und 1714 wurden Schornsteine und Rauchfänge aus Holz, Brettern oder Zaunwerk nach und nach verboten. Die erlaubten hölzernen Mantelträger mußten „geleimt" werden. 1900 bestanden im Schloßbezirk Herrenhausen und im Dorf Hülsen bei Rethen a. L. noch zwei solche Räucheressen, die so groß und weit waren, daß Räucherwaren darin aufgehängt wurden.

In den Stuben ist die untere Hälfte der Balken immer frei Balken
sichtbar. An den Enden der Balkenfelder sind in Beedenbostel, Altencelle, Schillerslage, Isernhagen, Nordkampen noch 1857 Aussteifungen eingefügt, die zuerst aus sichtbaren hölzernen Bögen, später aus Staken mit Strohlehmanwurf hergestellt wurden. Sie erinnern sehr lebhaft an die ähnlichen Aussteifungen nordischer Holzkirchen und an die verzierten getäfelten Holzdecken der gotischen Zeit. Noch 1792 ist eine solche Decke in Kirchhorst zur Ausführung gekommen.

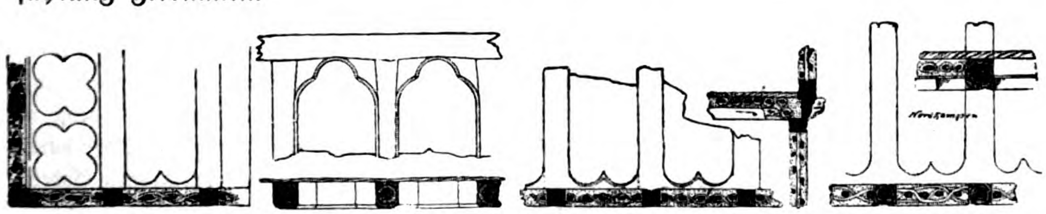


Abb. 60. Balkendecken.

In wenigen Bauernhäusern und zerstreut im ganzen Bezirk, mehrfach nur in den Dörfern des westlichen Teils, befindet sich eine vierte Tür an der Stubengiebelseite, die von einer Zwischenkammer unmittelbar ins Freie führt.

Der niedrige, schräg mit dem seitlichen Dach abgedeckte Bodenraum über den Kühen heißt Hille, „Hill", Kauböhn. Dieser niedrige Dachraum ist Lagerraum für Stroh, Holz, Torf und allerlei nicht fortwährend gebrauchte

Sachen, dient der großen Wärme wegen (der Ausdruck Hille ist nicht allgemein, „es hille haben" heißt eilig sein, hitzig) als Hühnerwiemen, war aber früher auch Schlafstelle für Knechte und Fremde. Die Schlafkammer wird durch die „Butze" vertreten. Alle hier eingerichteten Kammern „Biekamern" oder „Dälenkamern" sind nachträgliche Notbauten.

Butzen Die Schlafbutzen — immer für zwei Personen — haben ihren Platz ursprünglich auf dem Flett gehabt. Es gab in den ältesten Häusern keine Stuben. Mit der Wand, die sich jetzt zwischen dem Flett und den Stuben und Kammern quer durch das Haus zieht, hat früher zuerst das Haus aufgehört. An noch erhaltenen Häusern ohne „Stubenennen", an älteren Häusern, an denen die Schwellen und Wandrähme an beiden Langwänden zugleich unten und oben an derselben Stelle verlängert oder angestückt sind, im Dachverband an der Verschiedenheit der Latten und in den Feuerwänden an einzelnen Holzstücken, denen man es ansehen kann, daß sie früher die Außenseite des Hauses bildeten, kann man nachweisen, daß die Einrichtung von Wohnräumen schon eine weit vorgeschrittene, reichere Ausgestaltung des Hausgrundrisses ist. Als die Stuben angebaut wurden, sind die Butzen vom Zimmer aus zugänglich gemacht worden.

Die Schlafbutzen zwischen zwei Zimmern sind in der Lüneburger Heide nicht üblich gewesen, sie gehören dem Marschlande an. Irgendwie verzierte Butzen, Butzentüren mit bunten Holzeinlagen, wie sie die üppigen Elbgegenden so reich und schön aufweisen, sind in den vor 1600 erbauten Häusern nicht aufgefunden; die Holzeinlagearbeiten, Intarsien, sind als ursprünglich fremde Kunst bei uns eingeführt worden. Vierlande, Neuengamme und besonders Handorf und Winsen sind die Ursprungsorte aller mit solchen Intarsien bedeckten Wände, Türen und größeren Ausstattungsgegenstände.

Auch ist im übrigen Bezirk die Intarsienkunst aus den Kirchen, wohin sie von Süden her und von Holland aus eingewandert war, nirgend in den Hausbau übergesprungen, nur Schränke und Nähkästen tragen auch hier und dort in der Heide, besonders in der Nähe von Schlössern und Klöstern, Einlegearbeiten als Fremdschmuck. Alt und bodenständig ist allein die Schnitzerei.

Auch die ganz unorganische lose Verbindung der Stubendeckenbalken mit dem Hauptgerüst des Hauses und mit dem Dache ist ein Beweis für die spätere Anfügung dieses Hausteiles; denn wären die Stuben gleichzeitig mit dem übrigen Holzhause erfunden, so müßte jedenfalls ihr Zusammenhang mit der Höftständerkonstruktion, so müßte der Holzverband an diesen Stellen ebenso vollendet zimmergerecht ausgebildet sein, wie dies im Flett und der Diele der Fall ist. Zuletzt spricht auch noch mit, daß der Raum über den Stuben, de „Achterböhn, Stubenböhn" in den Häusern älterer Art niemals richtig und bequem zugänglich gemacht worden ist. Der Raum wird in verschiedener Art benutzt, enthält jedoch Koffer, Laden, Truhen, Korn und Hausgerät nur dann, wenn Leitergänge, Kriechlöcher oder Treppen vorhanden sind; denn er war vordem nur ein um etwa 1 m niedriger liegender Heu-, Korn-, oder Strohboden, der durch eine Luke von außen vom Giebel aus bestiegen und bei der Ernte vom höheren großen Boden, dem „Dälenböhn" aus vollgepackt wurde. In Amelinhausen war eine solche Luke an einem Wohnhaus im Jahre 1629 nach Art der Treppenspieker zugänglich gemacht worden.

Ständerwerk Über alle bisher besprochenen Einzelheiten, ihren Sinn und ihre Bedeutung, die Schönheit und die Zweckmäßigkeit des großen Hauses mit seiner Weiträumigkeit und seiner Traulichkeit, seinem moosbedeckten grünen und braunen Dach, mit seiner Wucht und urwüchsigen Natürlichkeit wächst die Literatur jetzt berghoch an. Das eigentlich Wesentliche, die mächtige, einfache Bauart des ältesten inneren Hausgerippes, gerade das, was das Haus zum

Hause macht, die Art, wie die Höftständer aufgestellt und mit den Balken verbunden sind, das ist, wörtlich zu nehmen, im Dunkeln liegen geblieben.

Das Hauptgebälk unserer Häuser ist nach drei Richtungen hin, sachlich, örtlich und zeitlich verschieden hergestellt worden. In den meisten Häusern

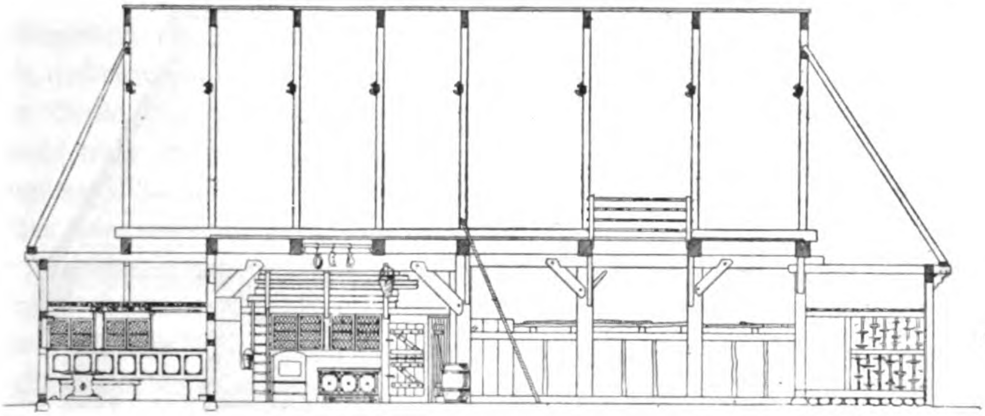


Abb. 61. Brackel im Gegensatz zu Langlingen.

im Bardengau sind die „Höftständer" durch ein oben darüber gelegtes Langholz oder einen langen Balken miteinander verbunden. Diese „Platte" oder „Plate" erhielt viereckige Löcher, durch die hindurch die langen Zapfen der Höftständer bis oben in die dicken Querbalken hineinfaßten. Diese obersten Zapfen waren noch 10 bis 12 cm stark, also so dick, wie jetzt die Ständer der Wände selbst sind. Man stellte rechts und links von der Diele eine feste Langwand auf und legte die großen Balken quer über diese Wände

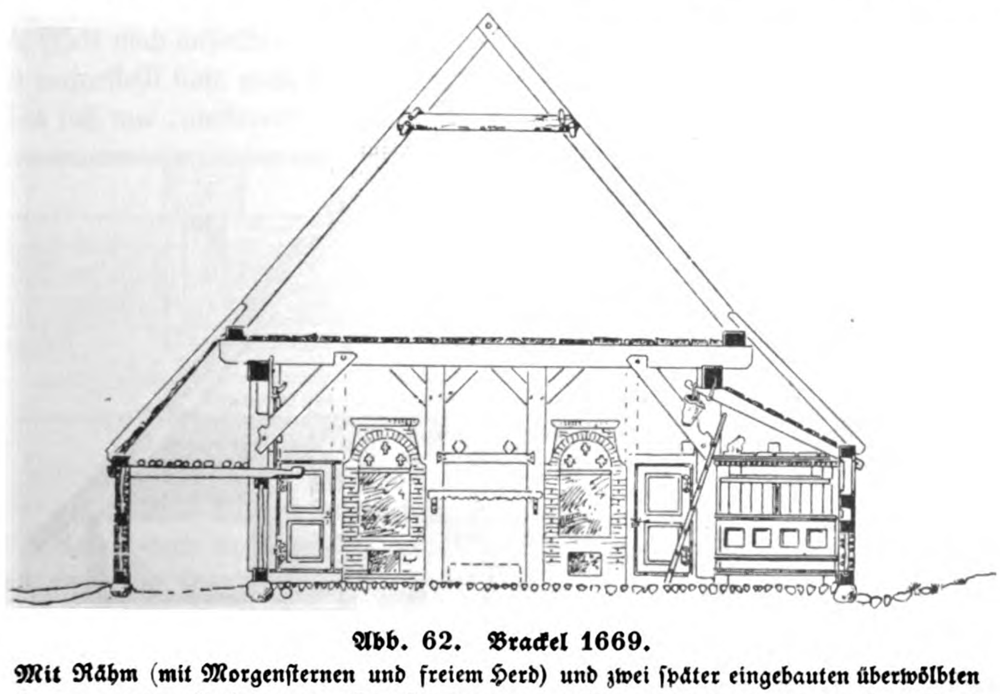


Abb. 62. Brackel 1669.
Mit Rähm (mit Morgensternen und freiem Herd) und zwei später eingebauten überwölbten Herden an der Stubenwand. Die Höftständer mit Plate und Luchtbalken. Eine Butze auf dem Flett.

Eine ganz andere Bauart ist die zweite. Man stellte paarweise immer rechts und links je einen Höftständer auf und legte einen starken Balken quer drüber, (siehe Figur 63 und 64) verband also rechte und linke Wand eher miteinander, als die Längswände in sich der Länge nach. Gegen Verschiebung

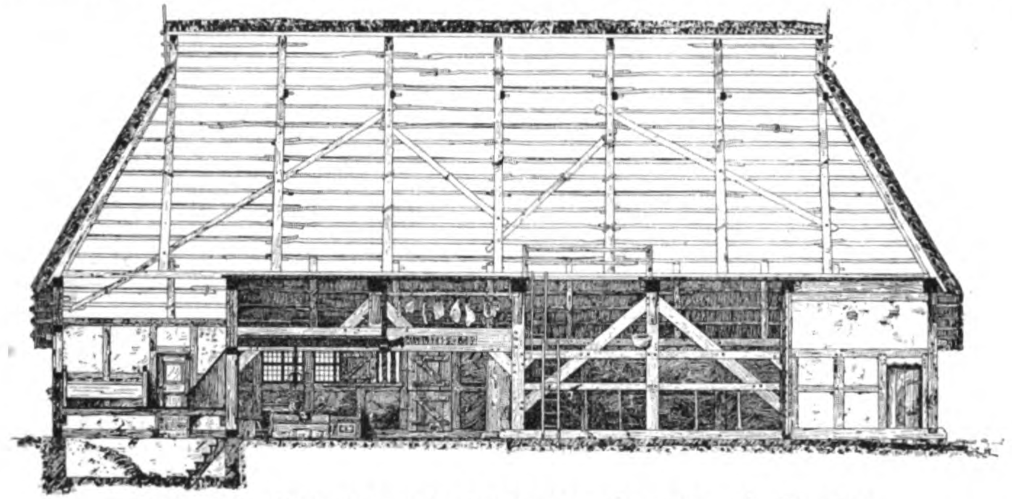


Abb. 63. Bauernhaus in Langlingen, Kr. Celle. A. D. 1580.

wurden überall starke Kopfbänder eingesetzt. Von diesen einzelnen mächtigen galgenartigen Gerüsten wurden so viele wie nötig nacheinander hochgerichtet, und erst über diese wurde der Länge nach hinweg an jeder Seite ein Langholz gelegt. Dieser Balken liegt nicht lotrecht über der Ständerreihe,

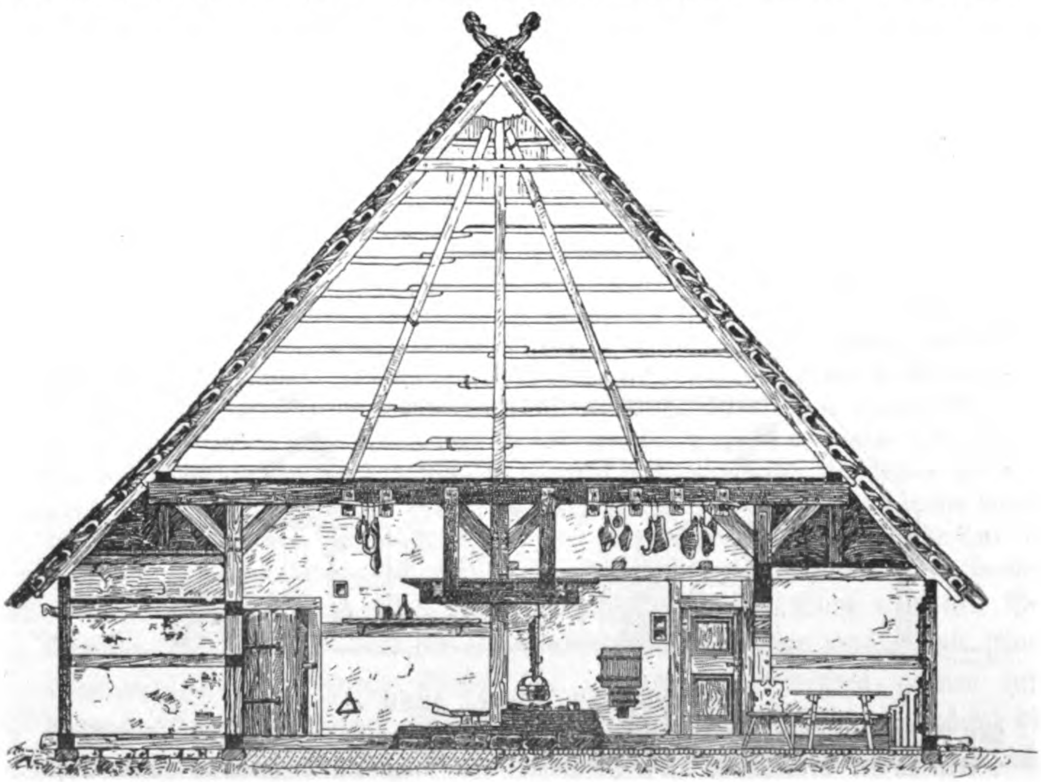


Abb. 64. Haus Langlingen. 1580.

sondern mehr nach außen über dem Ende der bis 1,60 m über die Höftständer hinüberragenden Balken.

Auf den Balken stehen an ihren Enden in einem Loch, im „Putt" die Sparren. Hierbei sind natürlich die Sparren so weit von einander zu stellen, wie die großen Hauptständer, 2 m, 2,5 bis 3 m weit. Liegt aber über den Balkenenden ein Langholz, eine Sparrenschwelle, de „Sparsoahl", Sparrsohle, „Sparrenfüll", so können die Sparrenpaare enger zusammengestellt an jeder Stelle über dieser tragfähigen „Fußpfette" aufgebaut werden, und man braucht nicht so starkes Holz. — Stellt man Einzelböcke auf, ohne die Plate, Langlingen, so sind zur Verbindung und zur Verhinderung der Verschiebung in der Längsrichtung schräg angelegte Streben erforderlich (wie noch heute die Marktbuden mit Latten gestützt und wie beim Richten noch alle größeren aufrecht stehenden Bauhölzer abgesteift werden). Diese Streben zeigen allgemein an ihren Enden geschweifte Linien, eigenartige Verbindungen, wie sie auch in Schwaben wiederkehren. In den ältesten Scheunen sitzen nun aus noch älteren Häusern solche Streben und Zangenhölzer; diese Bauart muß mithin die ältere sein und ist von der Konstruktion mit Längsplate verdrängt, oder sie ist von irgend jemand mitgebracht, eine Zeitlang in Anwendung gewesen und dann wieder verlassen worden. Südöstlich von Celle und im linksseitigen Allertal findet man diese Bauart häufiger als sonst, genauere Feststellungen wären sehr erwünscht.

Ein Haus ohne „Platte", mit Schrägstreben, ist aber schneller aufzubauen und schneller abzubauen, die Erfinder dieser Form mußten wohl zum Gebrauch dieser Bauart gezwungen gewesen sein. Jedenfalls sind die Häuser, die „Platten" oder große Längsbalken tragen und unter diesen, rechts und links über dem Flett noch außerdem einen schweren Luchtbalken, Luchtholt, wenn sie einmal aufgestellt sind, nicht abzubrechen, ohne zu zerbrechen. Diese alten Kunstwerke lassen sich nur „umstöten", wie der Zimmermann sagt, sie müssen zersägt werden. „Lucht"

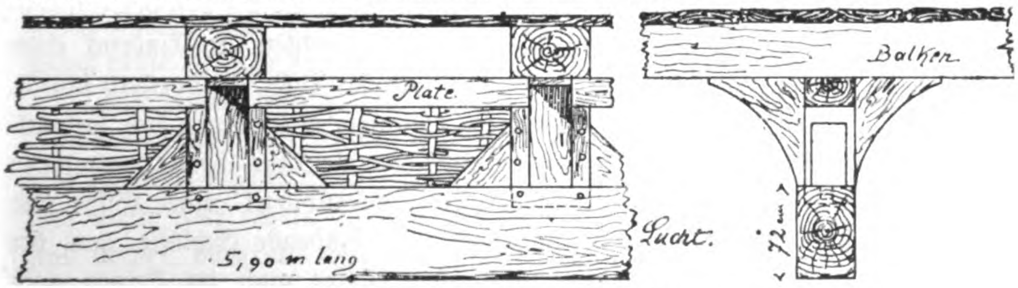


Abb. 65. Luchtbalken. Isernhagen.

Die Ständer sind bis zu 43 cm dick vorhanden, die Querbalken bei 12,60 m Länge bis zu 53 cm stark, die Platte, der rechts und links liegende Längsbalken über der Stubenwand an seinem Ende 55 cm stark und bis zu 23 m lang, der Luchtbalken bis 9 m lang, 36 cm stark und bis 72 cm hoch.

Aus alten Büchern und Bildern weiß man, daß es früher Gebäude gab, in denen Baumstämme mit dem noch daransitzenden Ast zur Verwendung kamen. In die Gabel legte man Balken oder andere wagerecht liegende Hölzer. Später wurde der Ast durch das eingesetzte Kopfband ersetzt, dies war gleichzeitig Konsole und unverschiebliche Dreiecksverbindung.

Häuser, in welchen die Konsole oder das Kopfband mit dem Ständer aus einem einzigen gewachsenen Stück besteht, sind aber im Reg.-Bez. Lüneburg bis auf den heutigen Tag noch erhalten: In Isernhagen an einem Speicher ein 53 cm starker Eckständer aus einem älteren Hause, in Langlingen in der Wohnstube eines Hauses von 1581 und an der Vorderseite eines großen Hauses in Krusendorf bei Neuhaus.

Mit solchen Häusern, solchen Rieseneichen wandert man nicht. Und in schwächeren, kleinen modernen Abmessungen und Holzstärken lassen sich diese Konstruktionen, wenn sie haltbar, tragfähig sein sollen, garnicht ausführen. Wandernden Völkern entstammen die auseinandernehmbaren Formen. Von den kleinen zusammengezapften Bauten, Speichern, sind z. B. die Anküppinge direkt entnommen: Die Balken unter der Hille, über den Kühen sind durch die Höftständer gezapft oder an diese angeblattet und durch die Außenständer hindurchgesteckt mit einem Schlitzzapfen, der außen mit Eichenkeilen festgehalten wird.

Man streitet darüber, ob dieser Bauteil seinen Namen davon hat, daß hier das Vieh mit dem Kopf angebunden steht, oder ob die Zopfenden der großen Haussparren, die Köpfe, die lose aufgelegt wurden, den niedrigen Anbauten den Namen gegeben haben: Anköpflinge-Küppige. Auch von Stall, Kofen, Kaben oder Koben soll das Wort herzuleiten sein.

Lucht Einen tiefer liegenden Luchtbalken, „ne Lucht", [weil unterhalb dieser Balken von außen her das Tageslicht eintritt, und weil der große Kienleuchter (auch „de Lucht" genannt) meistens an diesen Stellen (Eßort und Waschort) aufgehängt wurde,] der nur 1,9—2 m hoch über dem Erdboden sich von der Herdwand bis zur gegenüberliegenden Flettecke schwingt, haben die Häuser in der Marsch und im Nordwesten des Bezirks seltener; hier ist über den Seitenteilen des Fletts die Decke nach der Mitte zu schräg ansteigend hergestellt, vgl. S. 116 und Fig. 62, ein Zwischenboden fehlt. Unter das schräge Dach sind von dem Langbalken, von der Plate herunter, die hier also zugleich Luchtbalken ist, bis auf das Wandrähm der Außen-Fensterwand Bretter gelegt. Nur in kleineren Häusern und im südlichen Gebiet ist allgemein der Fletteil rechts und links vom Herd mit einer geraden Decke 1,9—2,0 m hoch abgedeckt. Diese Häuser mit den beiderseits hochliegenden Längsbalken, die von der Stubenwand bis an den Vordergiebel reichen, machen am meisten den Eindruck einer Halle, weil sich die Diele im Flett seitlich in gleicher Höhe zu erweitern scheint.

Diese Dinge reden eine monumentale Sprache, sie könnten der Heimatforschung wertvolle Auskunft erteilen und nutzbare Beiträge liefern, und wenn die Sprachforschung den dunklen Gängen einer Wortwurzel, einer Silbe und sogar eines einzelnen Buchstaben nachgeht und bindende Schlüsse aus der Sprechweise zieht, so muß die Wohnweise der Völker auch im kleinen noch ebenso sichere Wegweiser liefern. Vergl. auch S. 115.

Bei den Untersuchungen auf diesem Gebiet fehlte aber bisher die richtige Wertung bautechnischer Unterschiede fast gänzlich.

Die obigen Anführungen können nur eine Bahn zeigen, auf welcher rechts und links vom Wege noch viele alte Bausteine unbeachtet daliegen. Die Ergebnisse einer durch die Herausgeber dieses Buches bewirkten Umfrage bei einer Anzahl von Lehrern im Bezirk sind auf der angeschlossenen Karte übersichtlich zusammengetragen.

Entstehung von Dorf und Stadt.

Wenn sich eine Dorfschaft ansiedelte, so wurde der für den Wohnplatz ausgewählte Grund und Boden in ebensoviel Teile geteilt, wie freie Trupp- oder Dorfgenossen zusammengehörten. Nicht alle Hufen, also Dorfanteile, waren gleich groß; denn auch vor dem festen Ansiedeln waren Reichtum, Macht und Ansehen der Besitzenden immer schon ungleich verteilt. Zu jeder Hufe gehörte ein entsprechender Landteil der dörflichen Mark, d. h. des Ackerlandes, der Weide, des Waldes und der Heide, mit allen Rechten und Pflichten. Maßgebend für alle inneren Verhältnisse im Lande der Sachsen, für rechtliche, friedliche oder kriegerische Beschlüsse war zuerst immer nur allein der landbesitzende Stand der Freien gewesen.

Eine Hufe war mindestens 30 Morgen, etwa 7 1/2 ha groß und die Siedlerzahl ist wohl nie kleiner als 10 gewesen. Es sind aber Hufen vorgekommen von über 200 Morgen Größe und Niederlassungen, in denen von Anfang an bis 40 Freie saßen. Hufe

Die größeren Feldflächen wurden zuerst gemeinsam urbar gemacht und gemeinsam, wenigstens gleichzeitig bestellt und abgeerntet. Letzteres war naturgemäß notwendig; denn es fehlten nicht nur alle festliegenden Feldwege, sondern auch die Verbindungswege von Dorf zu Dorf führten oft quer über die Schläge hinweg. In den einzelnen Feldfluren oder Kämpen wurden aber den Hufenbesitzern bald schon an Stelle ihrer Rechts- und Nutzungsansprüche wirkliche Teile, einzelne Grundteile, also Grundbesitz zugesprochen, und nur Anger, Weide, Heide und Wald blieb gemeinsames Eigentum.

Waren nur kleinere gute, zur Beackerung geeignete Flächen zwischen sumpfigem Grund oder mitten im wilden Ödland vorhanden, so entstanden mehr Einzelhöfe oder weit zerstreut liegende Gehöfte, wie sie sich am zahlreichsten im Kreise Fallingbostel, bei Ober- und Unter-Einzingen, bei Kolk und hier und da zerstreut noch vorfinden, die zwar jetzt schon lange nicht mehr auf öder, weiter Heide liegen, sondern ringsum von wohlbestelltem Ackerland umgeben sind, jedoch heute oft noch vom Eigenwald dicht umschlossen, fast unauffindbar daliegen. Einzelhöfe

Im allgemeinen ist aber im Lüneburgischen das Haufendorf vorherrschend. Haufendorf Daß dies auch schon frühzeitig so war, ist unter anderem auch aus der Lage und dem Umfang der alten Friedhöfe zu schließen. Von dörflichen Ansiedelungen sind Reste oder sichere Spuren bisher nirgends gefunden worden, gute Plätze sind immer, dauernd, weiterbesiedelt, von den vergänglichen Häusern der Alten konnte kaum etwas übrig bleiben, die Tempel und Heiligtümer wurden gründlich zerstört, nur ihre Gräber reden noch zu uns. Umsomehr sollten wir diese schonen und achten!

Den Übergang aus dem Nomadenleben, der Zufall-Wirtschaft, zum Ackerbau, der Vorsorge-Wirtschaft hatten schon die Kelten durchgemacht, immer schon hatten die umherziehenden Hirtenvölker irgendwie begrenzte Weidegebiete, und an günstigen Stellen wurden von selbst die Wandernden zu Siedlern. Ebenso hat es noch nomadisierende, landlose Sippen gegeben, als schon längst die Mehrzahl der Einwohner ansässig war. So war es auch bei uns zu Anfang unserer Zeit-

rechnung. Siedelte man sich aber an, so mußte dann schnell alles sich ändern. Der Weide wurde das beste Land entzogen, sie ergab geringere Erträge bei größerer Mühe und weiterer Bewegung. Die Ansiedlung förderte die Volksvermehrung, zwang zu immer beschleunigterem Anbau, und weil man bei schlechten Ernten nicht mehr fort konnte, so mußte man vorsorgen, mehr bestellen als unbedingt zum Leben nötig war. Es folgert, daß die Besiedlung, soweit nach dem damaligen Standpunkt Ackerwirtschaft überhaupt möglich war, die geeigneten Flächen, die zwischen Sand und Geröll auf der einen Seite und Morast und Wasser auf der anderen Seite zum Kornbau einluden, wenn erst einmal angefangen worden war, dann auch sehr bald völlig in Anspruch genommen hat. Und gerade weil die Lebensart in den vielen kleinen und kleinsten Tälern zwischen den vielen Hügeln und Wasserscheiden in unserem Bezirk im großen und ganzen sich ähnlich abwickeln konnte, sich aber auch nach Bodenart, nach den Witterungsverhältnissen, nach Geest und Marsch und Moor und hoher Heide im kleinen verschieden gestalten mußte, deshalb hatten die einwandernden Sachsen Grund und Gelegenheit genug, jede Sippe, jede Dorf- und Markgenossenschaft für sich, ihre Eigenart zu bewahren und frei für sich jede nach ihrer besonderen Art sich auszuleben.

Manche Forscher nehmen an, daß die einwandernden Sachsen von der longobardischen Einwohnerschaft einen großen Teil — etwa Zweidrittel — als Unfreie wohnen bleiben ließen, das Land und die Bauart geben darüber keine Aufschlüsse.

Laten Liten

Eine Bemerkung im Sachsenspiegel besagt: Lassen (Laten, Liten) sind (in Sachsen) die, welche unsere Vorfahren auf gewisse Vorgleichung frey sitzen ließen, do sie die land bezwungen. Landsassen sitzen auf gemietetem Laßgut, sind Zinsleute. Kein Zinsmann durfte Steine graben, oder Lehm, noch Holz hauen, noch roden ohne die Erlaubnis des Herrn. Die aus den unterjochten Barden hervorgehenden Liten behielten bei geringer Hörigkeit einzelne Volksrechte, nahmen am Volksgericht teil und durften bauen, ihre Hörigkeit verschwindet allmählich.

Zur Zeit Karls des Großen gab es jedenfalls keine wandernden Sachsen mehr, es waren nur feste Ansiedlungen, also Dörfer vorhanden, und dazwischen lag die unbewohnte, aber nicht unbewirtschaftete „Mark". Dies war das für Weide und Jagd von alters her vorbehaltene „Volksland". Mit Sicherheit kann man annehmen, daß im Lüneburgischen die doch nicht so ausgedehnten Weidegebiete allein nicht ausreichten und schon zur Römerzeit nicht genügend Viehzucht gestatteten, um die Bevölkerung allein zu ernähren. Immer schon war man in unserer Heide gezwungen gewesen, Ackerbau zu treiben, und überall verstreut hatten sich einzelne Stämme wenigstens teilweise fest niedergelassen, und Wohnungsnot und Nahrungssorgen dürfen wir getrost als Lehrmeister ansehen auch für diejenigen, die dereinst zuerst den schweren Pflug durch die magern Heidkoppeln führten. Die hohe Heide ist ernst, die grüne Marsch lebt leichter.

Mit der Vergrößerung der Einwohnerzahl wuchs die Notwendigkeit, immer wieder aufs neue Unland urbar zu machen. War schon die Grundteilung eingetreten, so wurde zwar gemeinschaftlich weitergerodet, die neuen

Stücke wurden aber schon den einzelnen Dorfmitgliedern fest zugewiesen. War nun innerhalb des der Dorfgemeinschaft ursprünglich zugeteilten Landes nach Möglichkeit alles besetzt, so mußte der Zuwachs außerhalb der Dorfmark, aus der Volksmark sich Wohnplätze erwerben. Um die Zeit aber, als dies nötig wurde, war schon alles sonst freie Land zwischen den Dorfmarken und zwischen den Hufen überall ganz allmählich in den Besitz der Grundherrschaft, der Herzöge oder der Kirche, übergegangen. Hatten früher schon die freien Besitzer ihre Kriegslasten oder sonstigen Pflichten den Stammesführern gegenüber durch Abgaben und Zehnten abgelöst, so mußten die neuen Ansiedler oder die sich vergrößernden Hufenbesitzer von dem neuen von ihnen kultivierten Sumpf-, Wald- oder Heidland außerdem noch den „Rod-Zehnten" bezahlen. Vgl. Abb. Oetzendorff. Der Plan läßt die Schwierigkeiten erkennen, die es machte, aus der unwirtlichen Heide Ackerland herzustellen. Überall zwischen den gepflügten Streifen blieben Heide- und Unlandreste bestehen, liegen formlos der Bodengestaltung und der Güte des Untergrundes angepaßt zwischen Bruch und Holzresten die gerodeten Bauernlandflächen. Wo das Feld gleichmäßig und sauber geworden war, dank der mühseligen Arbeit der Einwohner, da gab man in kennzeichnender Weise dem Feldstück den Flurnamen: „Das Reine Feld". Da nun die Hufen selbstverständlich zusammengelegt, vererbt, verkauft, vertauscht werden konnten, da die Herzöge in Ausübung ihrer Grundherrschaft die Anrechte am Grund und Boden teilten und hierhin und dorthin in Lehen gaben, den Kirchen aber aus den verschiedensten Anlässen und von weit her allerlei Zehnten und Gerechtigkeiten aller Art übertragen wurden, die sie selbst wieder weiter verlehnten, so entstanden überall die verwickeltsten Eigentumsrechte und Abgabenpflichten.

Dorfmark und Volksmark

Grundherrschaft

Wir dürfen nicht vergessen, daß schon seit der Völkerwanderung aus den ungleich begüterten Freien einzelne durch Geburt oder militärische oder politische Stellung Hervorragende zu Adeligen und in Kriegszeiten zu Herzögen oder Königen geworden waren. Auch waren sicher bei allen Sachsen schon lange und entsprechend dem Wachstum der Bevölkerung mit der Aufrechterhaltung der Ordnung beim Zuteilen, bei der Besiedelung, bei der Zuweisung der Weidegebiete, bei der notwendigen Durchführung des Flurzwanges und mit der Durchführung der Allgemeinbeschlüsse und der Schlichtung kleinerer Streitfragen überall einzelne auserwählte, aber von den Freien gewählte Bevorzugte beauftragt gewesen. Wie hätte sonst wohl die Macht der Billunger entstehen können, die mehr als 150 Jahre vom Lüneburger Kalkberg aus uneingeschränkt das Land regierten und dem sächsischen Königs- und Kaiserhause so nahe standen! Diesen Herrscherfamilien allein war zuletzt der unbesiedelte, sozusagen herrenlose Grund und Boden zugefallen. Soviel sie bedurften, nahmen auch sie für ihre eigene Verwaltung für sich, und aus diesem Herrschaftsbesitz erhielten auch die Getreuen ihren Lohn, die Mitkämpfer und das Gefolge. Dauernder Krieg schädigte aber die weniger begüterten, noch immer kriegspflichtigen Freien natürlich sehr. Viele von diesen haben nach und nach, notgedrungen oder freiwillig, ihren Besitz an Land, d. h. ihre Besitz-

Wehrverfassung

rechte an Grund und Boden, um sich frei von der Kriegsfolge zu machen, einem Großen überlassen, der für sie eintrat, von dem sie aber ihren alten Besitz als Lehen zurückerhielten. So hörte die eigentlich freie Wehrverfassung auf. Der Lehnsherr konnte ein anderer Standesgenosse, ein Edeling, ein Bischof, ein Kloster sein. Diese nahmen dem Wirtschafter den Kriegsdienst, die Lasten ab und erhielten dafür von dem nunmehr schon unfreien Ackerbauenden einen Zins. Umgekehrt wurden auch denjenigen, die sich als früher grundbesitzlos oder als Unfreie irgend einem Herrn oder Fürsten oder Kriegsfürsten zum Kriegsdienst verpflichtet hatten, von diesem Herrn sehr oft Lehen gegen jene Pflichten zu eigen überlassen. Diese Dienstadeligen wuchsen sehr bald im Ansehen und an Wohlstand, die Zahl der freien Sachsen schmolz dagegen immer mehr zusammen. Naturgemäß verringerten sich die Rechte der Dorfschaften an den freien Markungsländereien immer mehr, bis zuletzt alle Siedelungsrechte an die Großherrschaften und Grundherrschaften übergegangen waren. Jetzt besiedelten diese allein, frei nach eigenem Ermessen, das Land. Karl der Große legte noch überall bei uns „Königshöfe" an.

Aufhören der Hufenverfassung

Zu Zeiten Heinrichs des Löwen war mit geringen Ausnahmen alles Land schon im Besitz des Herzogs oder des Bischofs von Verden und anderer geistlicher Großherren. Die alte Form der Hufenverfassung wurde völlig durchbrochen.

Andrerseits wissen wir auch, daß die Entstehung größerer zusammenhängender Grundherrschaften bei uns vielfach durch die Dürftigkeit des Bodens gehindert wurde. Die Bewirtschaftung war schon immer schwierig. Überall zerstreut wohnten noch die kleinen, verhältnismäßig selbständigen aber heerbannpflichtigen Liten oder Laten.

Wenden

Während unserm Bezirk durch diese tiefgreifenden Umwälzungen langsam schon ein anderer neuer Charakter aufgeprägt worden war, wurde gleichzeitig der Einbruch der Wenden eine mehr in plötzlichen Stößen sich geltend machende Ursache, daß noch heute das Land Lüneburg so ganz verschiedene Siedelungsart aufweist. Der östliche Teil des Regierungsbezirkes umfaßt das hannoversche Wendland.

Für die Beurteilung, wie weit im engeren Bardengau die wendische Ansiedlung reichte, haben wir aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, 1450, eine zuverlässige Grundlage in dem im Archiv in Lüneburg aufbewahrten „Winsener Schatzregister". Längere Ackerstücke, die mit dem Pflug beackert wurden, sind ein Zeichen sächsischer Siedlung. 1 ploch = 1 Plog enthielt zwei sächsische Hufen, war also 60 Morgen groß und war 1450 mit 2 Mk. damaliger Landesmünze eingeschätzt. Zu den rein wendischen Vogteien, wo für einen wendischen Haken oder zwei wendische Hufen, gleich 30 Morgen, nur 1 Mk. Steuer bezahlt wurde, sind Lüchow, Wustrow und Warbeck zu rechnen. Von dem offenen Kampf und dem kriegerischen Ringen der sächsischen und wendischen Bevölkerung war 1450 schon längst nichts mehr zu verspüren, im stillen hatten viele Wenden sächsische Art und Weise angenommen; aber die Grundteilung des Bodens ließ sich so leicht nicht ändern. Damals hatten die Vogteien Oldenbrügge, Bevensen, Hitzacker und Dannenberg gemischte Bevölkerung, ebenso wie Ülzen, Suderburg und Bodenteich. Eine scharfe

Grenzlinie ist natürlich nicht zu ziehen, wenn auch das Gebiet mit Dörfern, deren Bevölkerung aus Wenden und Sachsen gemischt war, als Kampfeszone anzusprechen sein wird. Unter 44 Dörfern der Vogtei Bevensen waren nur 3 ziemlich ganz sächsisch, 20 wendisch, und in 18 Dörfern wohnten Sachsen und Wenden durcheinander gemischt. Von den Dörfern, welche die genannte herzogliche Steuer bezahlten, waren ihrer Wirtschaftsart nach in den Vogteien

Oldenbrügge	20	sächsisch,	14	wendisch,		
Hitzacker	9	"	26	"	2	gemischt
Dannenberg	17	"	43	"	6	"
Bevensen	3	"	20	"	18	"

Da von den rein wendischen Haken-Dörfern nur Barnstede, Beverbeck, Hekelingen und Ristede auf dem linken Ufer der Ilmenau liegen, so darf man schließen, daß einst die Sachsen bis zur Ilmenau allgemein zurückgedrängt gewesen sind. Wie es ein Deutsch- und Wendisch-Everingen gibt, so waren in Kuven im Goh Hitzacker, die Siedler Plog-Leute, also Sachsen, und in dem gleichnamigen Kuven in Drawehn die Höfe nach Haken beschatzt, das Dorf war also wendisch.

Viele Ortschaften des Wendlandes mit sächsischen Namen oder Namensendungen, die bis heute in ihrer Eigenart, ihren Wohn- und Feldeinrichtungen wendisch zu nennen sind, hatten schon vor dem Einbruch der Wenden solchen Umfang und solche Bedeutung, daß die Eroberer, trotzdem sie die alten sächsischen Einwohner zu Leibeigenen machten und nur sich selbst zur Geltung brachten, es nicht erreichen konnten, die alten Namen auszumerzen. Jetzt wird, nachdem seit 100 Jahren die wendische Sprache nicht mehr gehört wird, auch in der Wohn- und Bauweise alles „niedersächsisch" gehandhabt, selbst an die Giebel der Häuser im Rundling setzt man schon lange die Pferdeköpfe. Es ist anzunehmen, daß oft an Stelle eines niedergebrannten Haufendorfes oder zum Teil hinein in das weitläufig angelegt gewesene sächsische Dorf ein Rundling gebaut wurde; viel schwieriger ist es, aus einem strahlenförmig geteilten Dorf wieder ein freies Dorf mit zerstreut liegenden Höfen zu machen. Die spitzen Grundstückwinkel am Dorfplatz sind nicht mehr zu beseitigen. Die Sachsen ließen sich's wohl sein dereinst, man sieht den alten Hofgrundstücken an, daß weit und behaglich für Mensch und Vieh Platz genug nach allen Seiten für jede Hufe ausgeteilt wurde; die Wenden teilten um einen frei liegenbleibenden engen Platz herum keilförmig das Land auf. Der Durchmesser des Dorfplatzes maß je nach der Zahl der Siedler, die ihren einzigen Hofzugang und -ausgang nach diesem Platz hin erhalten mußten, 50 bis 200 Schritte. Alle diese Grundstücke, die wie Tortenscheiben aussehen, sind jetzt zum dritten oder vierten Male neu mit Häusern bebaut. Dreimal sind diese in alter Weise erneuert worden — immer in derselben Art; denn es blieb kaum etwas anderes zu tun übrig. Da noch Häuser aus dem 16. Jahrhundert vorkommen und um 1620 erbaute, noch gut erhaltene und brauchbare Wohngebäude vielfach nachzuweisen sind, so dürfen wir seit dem Einfall der Wenden mit höchstens vier Hausgenerationen rechnen. Wurde der Keil inzwischen zu klein

Rundlinge

für den Wohnbedarf, so errichteten, wenn der Dorfplatz groß genug und der Hofbesitzer mächtig genug war, manche von diesen ihre einzelnen Neubauten auf den Platz hinaus, vor ihrem Keilgrundstück; oft wird auch der Neubau vom Mittelpunkt ab gerechnet weiter hinaus zurückgesetzt, um vorn mehr Hofplatz zu gewinnen. Dazu kam, daß die zumeist vorhandene einzige Zuwegung zum Rundling für den Verkehr bald nicht mehr ausreichte, oder daß später die im allgemeinen Interesse erforderliche Wegeführung die alte geschlossene Bauweise noch mehr auflöste, und zuletzt noch, daß seit dem Bestehen der Feuerversicherungen das enge Zusammenstehen der Häuser den Besitzern zu große Lasten auferlegte. So wurde an vielen Orten der Rundling bis fast zur Unkenntlichkeit zerstört. Pommoissel vor der Göhrde hat solcherweise sein Aussehen verändert. Von Rosien (Neuhaus) und Sükan gibt die alte Karte von 1750 ein Bild. Ziemlich unberührt ist der Rundlingsbau in Crummasel geblieben. (Mente-Lüchow.)*) **)

Ein flüchtiger Blick auf die Landkarte lehrt uns, wie gegen den Ansturm der Wenden die Burgen Vorburg in Bleckede, Thomasburg, Dahlenburg, Wichmannsburg nötig waren. Zu der Zeit, als die unteren Elbmarschen noch recht unbewohnbar und von größeren Siedlungen frei, aber das Jeetzeltal und die weiten Niederungen östlich von der Göhrde soweit wasserfrei geworden waren, daß größere Dörfer entstehen konnten, da entwickelte sich der Kampf um den Besitz dieser Ländereien. Erst gegen Ende dieses großen Ringens und erst nach der Wiederfestsetzung der sächsischen Macht waren die niederen Uferländer der unteren Elbe für dichteren Anbau überhaupt zu erwerben — friedlich und künstlich geschah dies dort, nicht mehr unter Vernichtung des Bestehenden. In den oft monatelang wegen des Hochwassers völlig unzugänglichen Bezirken der Jeetzel mochten oft genug die übrig gebliebenen alten Bewohner die Eindringlinge, denen keine Hilfe von außen gebracht werden konnte, überwältigt haben, und umgekehrt war es den Sachsen unmöglich, die in Lüchow und Wustrow in großen Massen angesiedelten Wenden aus diesen Wassergegenden zu vertreiben. Der Zug durch den rauhen Göhrdewald war wenig verlockend, nördlich davon verlegte den Scharen das von Lüneburg gestützte Bleckede, die Löwenburg, sowie Thomasburg und Dahlenburg den Weg, erklärlich daher, daß sie immer wieder mehr nach Westen gegen Bevensen und die obere Ilmenau stürmten. Deshalb waren noch 1450 im Amte oder in der Vogtei Bevensen 18 Dörfer zu zählen, wo Wenden und Sachsen durcheinander gemischt wohnten. Bleckede und Hitzacker waren immer trockenen Fußes von Lüneburg aus zu erreichen, sie sind sächsisch gewesen, die slavische Mark reichte von Osten nach Westen her bis Lüchow und Dannenburg. In der Dannenberger Vogtei waren aber 1450 im Verhältnis mehr sächsische Dörfer, weil dort schon vor dem Einbruch der Wenden außerhalb der Hochwässer

*) Vgl. Abb. 66, S. 129.

**) Die Angaben über die Siedlung im hannoverschen Wendlande stützen sich zumteil auf die für dieses Sammelwerk gelieferte ausführlichere Arbeit von Kantor Mente in Lüchow Vgl. I unter 16 und II unter 27.

mehr Ansiedlungen möglich gewesen waren und zur Zeit der Wendensiedlung nicht so viel Freiland mehr vorhanden war oder entstand, die Wenden drängten sich seit dem 6. Jahrhundert in den freien Platz und überwältigten, wo sie konnten, die ältere Bevölkerung, deren Dichte wir eben nicht mit derjenigen der Jetztzeit vergleichen dürfen; betrug sie doch kaum ein Viertel davon.

Die Bleckeder Bruchdörfer des Amts Garze sind wendischen Ursprungs. Gartz, Lartz, Rosendahl und Vogelsang gehen 1582 zusammen als Lehen an den Hauptmann von Bleckede, Fritz v. d. Berge.

Im Dreißigjährigen Kriege hatte

Gartze	(11 Hufen, davon 5 dem Amt gebliebene, wüst gelegen),			
	6 Höfner,	2 Großkötner,	2 Brinksitzer.	
Lartze	6 „	1 „	2 „	und 3 Kleinkötner.
Vogelsang . .	6 „	2 „	1 „	
Rosenthal . .	6 „	2 „	1 „	

Daß Radegast, Brackede, Garlstorf und Wendewisch einst zusammen besiedelt wurden, läßt sich aus allerlei dinglichen Bestimmungen schließen: „Dewile nun de Maschlude in denen 4 Dörpern, also Radegast, Bracke, Garlstorp und Wendewisch den Huse (Bleckede) verpflichtiget Und von olders-

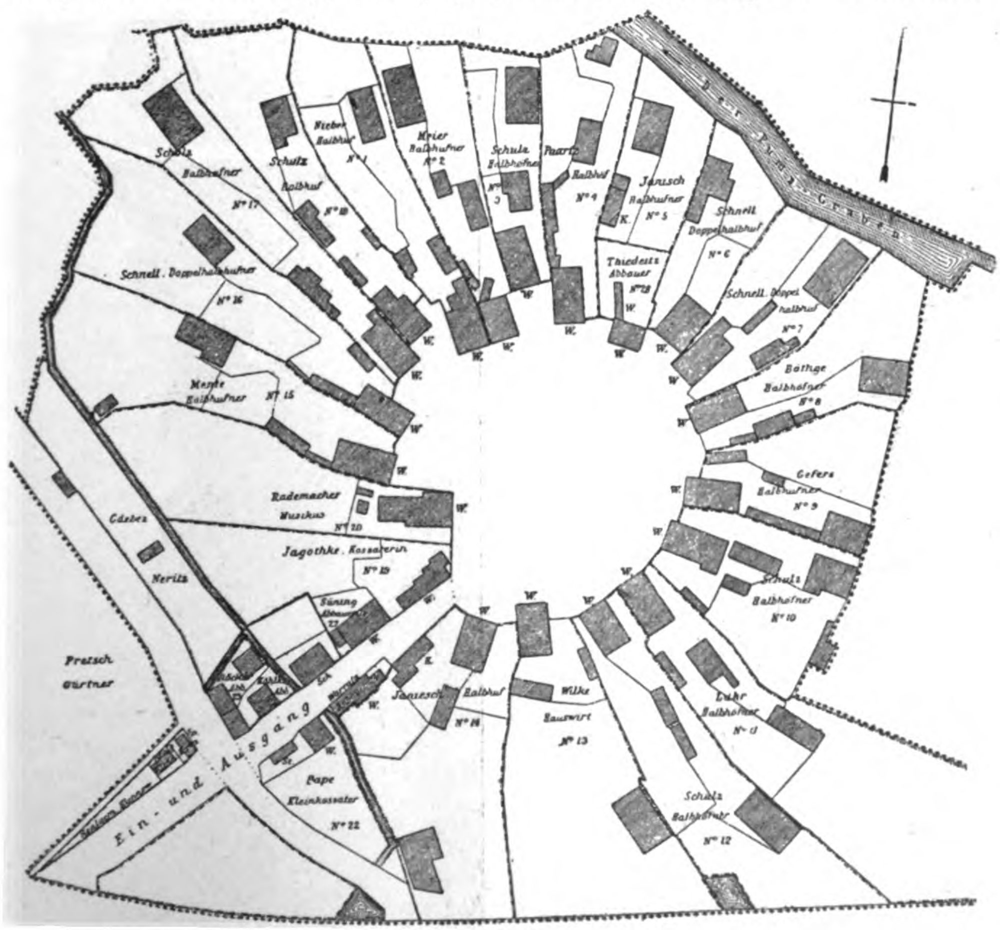


Abb. 66. Wendisches Runddorf Klennow.
Erklärung: K. Kate, Sch. Scheune, Sp. Spital, St. Stall, W. Wohnhaus.
Nach einer Zeichnung von Mente jun.

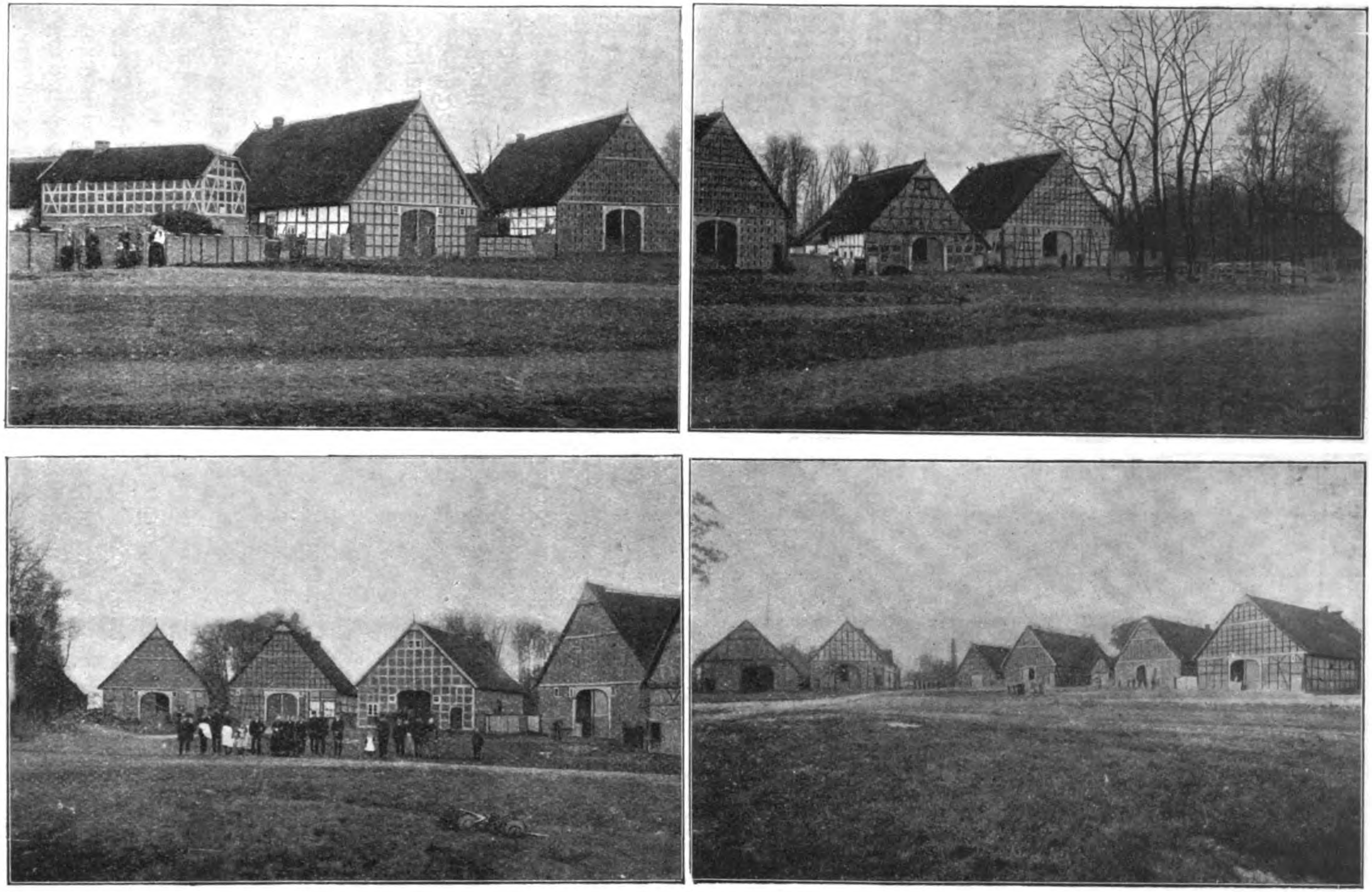


Abb. 67—70. Teilansichten eines wendischen Dorfes.

her schuldig gewesen, wo noch einen Thun Umme des Hus Bleckede tho holdende" so vermeldet Bürgermeister Garlop-Lüneburg 1550. Hier kann man auch den gleichen Giebelschmuck beobachten (No. 28).

Schon die Gleichmäßigkeit der Einteilung der dörflichen Hofgrundstücke beweist die künstliche Ansiedlung in den wendischen Rundlingen. Dies Musterbild eines Wendendorfes wird oft noch dadurch verstärkt, daß auch das Ackerland wenigstens zumteil unmittelbar an die einzelnen Hofstellen keilförmig anschließt.

Die geraden, steil aufrecht stehenden neueren Giebel der Wendenhäuser weisen sehr dicht gestelltes Ständerwerk auf, der ausgemauerte Zwischenraum beträgt oft nur $1^1/_2$ Stein = 38 cm. Beim sächsischen Hause stehen die Ständer 1,0 m bis 1,5 m weit auseinander.

Anstatt des Walms ist der Giebel oben mit einer dreieckigen Holzfüllung abgeschlossen. Selten fehlen die Farben, und wo das ganze Ständerwerk nicht angestrichen ist, da leuchtet die Torumrahmung um so bunter und farbenprächtiger hervor.

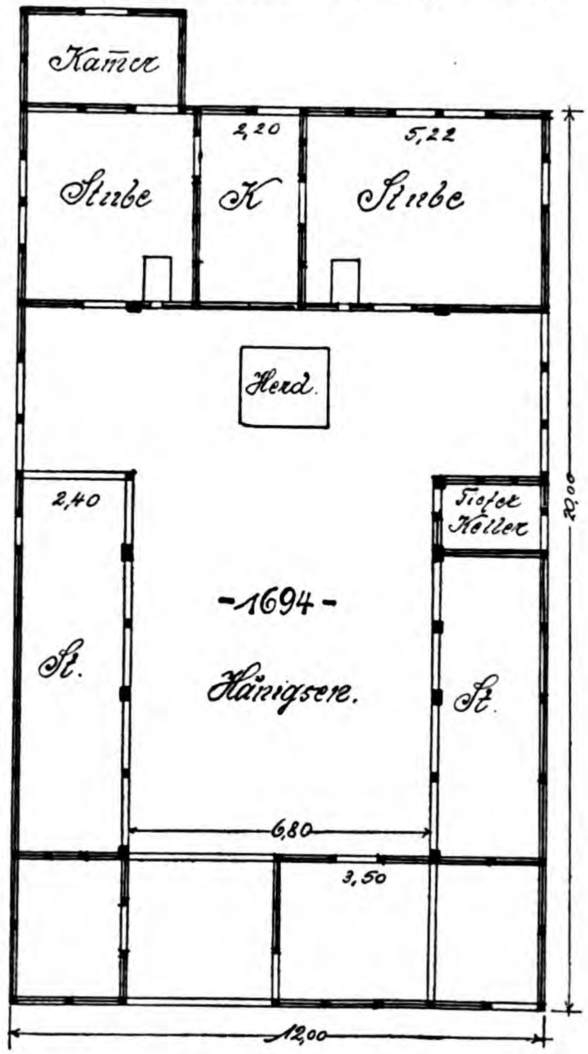


Abb. 71.

Die älteren Häuser sind im ganzen Giebel mit schräg liegenden eichenen Kreuz- und Querstreben, jedes Gefach mit Kopfband und Fußband verziert, und erstaunlich ist die Vielseitigkeit, Veränderlichkeit und Abwechslung in den Holzformen. Im Innern der Häuser ist ein Rähm nicht mehr anzutreffen, überall sind ausschließlich die überwölbten Kamine aufgeführt. Fast zur Regel geworden ist auch der Abschluß der Diele vom Flett, ein zweites Gatter wird außen vor der großen Tür angebracht, so daß das Vorschauer für sich abgeschlossen werden kann. Recht oft ist hinten an das Stubenende eine Kammer frei vortretend angehängt. Diese Anordnung findet sich aber auch an sonst echten niedersächsischen Häusern, wie der Grundriß aus Hänigsen zeigt. (Abb. 71.)

Um 1100 und 1200 ist im Gebiet des Erzbischofs von Bremen viel Sumpfland von Holländern besiedelt worden; am Aufstieg zum Geestlande wurden da, wo die Bäche zugleich zur Anlage von Mühlen Gelegenheit

boten, als Mittelpunkt und Ausgangsort für die ganz neue und ungewohnte Kulturarbeit Klöster angelegt, die sogar ihren Platz wechselten, wenn die Umstände es erforderten. Ein Beispiel ist für die Jahre 1244 und 1253 Scharnebeck bei Lüneburg. Dies Kloster war vorher in Steinbeck gegründet worden.

Einwirkung der Klöster

Durch Schenkungen und Stiftungen bereichert und durch zahlreiche Privilegien von Staat und Kirche unterstützt, konnten die Ordensleute neben ihrer geistlichen Arbeit mehr für den Anbau der Gegend und die wirtschaftliche Entwicklung des Landes tun, als manche der in stetem Kampfe sich aufreibenden Herzöge und Fürsten. In der nur noch im Chorteil erhaltenen alten Klosterkirche zu Scharnebeck befindet sich an einer Wange des in Resten noch vorhandenen Chorgestühls u. a. eine kostbare Schnitzerei, die den Mitbegründer und Förderer des Klosters, Gerhard, in Jünglingsgestalt zeigt.



Abb. 72.
Alte Chorgestühlswange der ehem. Klosterkirche zu Scharnebeck.



Abb. 73. Aus der ehem. Klosterkirche zu Scharnebeck.

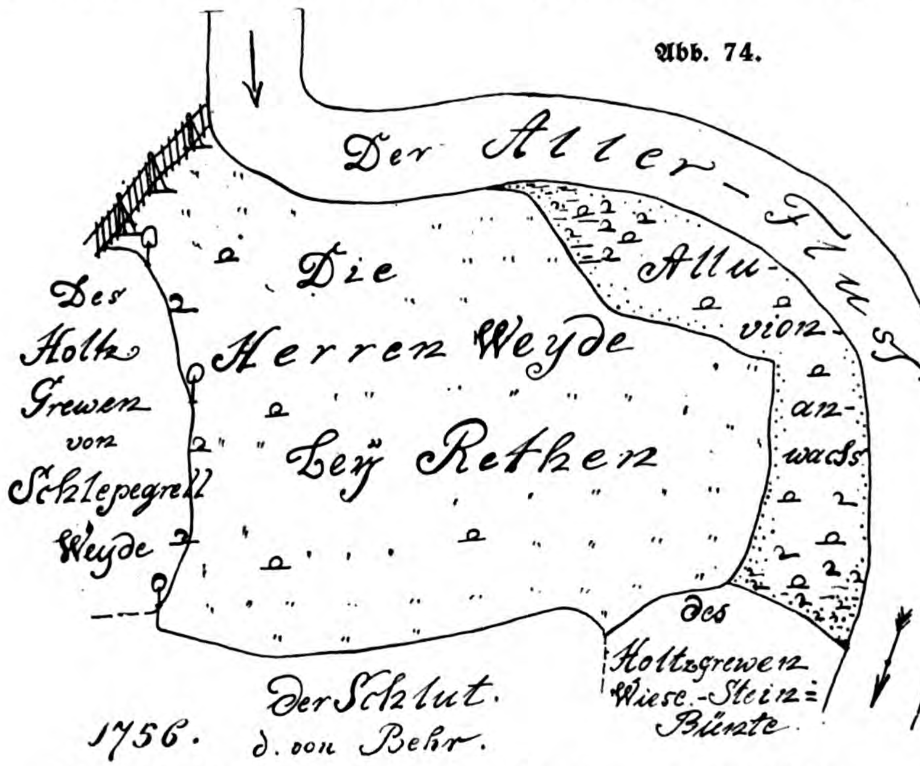
Er steht vor dem Kaiser, der mahnend dem jungen Kirchenfürsten den Ernst des Lebens klarzumachen scheint, wie es das Spruchband mit einem Vers aus der lateinischen Bibel (Sprüche Salom. Kap. 30, V. 18, 19) klar zum Ausdruck bringt. Der Jüngling ist durch den Buchstaben G auf der Gürteltasche als Gerhard bezeichnet. Eine kleine Ätzmalerei auf einer anderen Holzfüllung zeigt uns ein fein gezeichnetes Bildnis eines solchen Fürstensohnes jener Zeit. Die damals begonnene Ansiedlungsarbeit und Melioration, wie wir jetzt sagen, ist und wird bis auf den heutigen Tag fortgesetzt; die aus dem Kloster hervorgegangene Königliche Domäne gibt noch immer den Anstoß zur Fortführung dieser Arbeiten, und noch 1912 sind aus den letzten nassen Bruchländereien durch die Arbeiten der Entwässerungsgenossenschaft die wertvollsten Wiesen und Ackerländereien entstanden. Erst jetzt, nach 700 Jahren, kann hier also eigentlich von Beendigung der Siedlungsarbeit die Rede sein.

Die Flußläufe machten schon immer den Siedlern Schwierigkeiten. Bei Rethem stieg noch um 1756 der Allerfluß fast bei jedem Hochwasser um 2 m. Das Ufer war, „wo der Strom stark andringet, steil und bei 14 Fuß tief", die Weiden wurden an den höchsten Stellen noch um 1 Fuß Veränderungen an den Flußläufen

überflutet, und der „durch Alluvion entstandene Anwuchs an der „Herren Weyde“ zwischen des „Holtzgreven von Schlepegrell Weyde und des von Behren zu Heußlingen Schlutwiese“ „an der Steinbünte“ betrug seit der damals letzten Vermessung 15 Morgen, 71 Quadratruten, 92 Quadratfuß.

Aus diesem kleinen Beispiel ist zu ersehen, welche bedeutenden Änderungen im Gelände schon durch verhältnismäßig kleine Flußläufe hervorgebracht worden sind — und heute noch dauernd, wenn auch für uns unmerklich, herbeigeführt werden. Der Land-Verlierende mußte den Schaden tragen. Das allmählich durch Anschwemmung entstehende Neuland, fette Weide, fiel zuerst der Allgemeinheit zu, dann dem Gaugrafen oder Holtz-Greven, dem Holzgrafen, der dem Hölting, dem Holz-Gericht vorstand, in späterer Zeit entstand die „Herren-Weyde“; die „Herrschaft“ nahm das Land in Anspruch, und auch jetzt noch fallen neuentstehende „Werder“ gesetzmäßig dem Staate zu.

Abb. 74.



Der Kampf der Ansiedler und Anwohner an der Elbe mit diesem noch heute nicht bezwungenen Strome bedarf der Beschreibung hier nicht. Die eingefügte Verkleinerung eines Plans von 1790 zeigt die Elbe bei Hitzacker von Wilkensdorf bis Bitter. Alle diese Pläne aus dem 18. Jahrhundert sind mit großer Genauigkeit und zugleich mit vielem künstlerischen Beiwerk angefertigt. Das farbig eingemalte Bild erzählt von dem Kampf der Anwohner mit dem Wassergott, der dem Strom entsteigt, und mit seinen Unholdinnen.

Die Deicharbeiten, Sandkarren und die Anfertigung von Weidenruten-Bündeln sind unterbrochen, und mit dem Werkzeug und mit Knitteln bewaffnet, dringen die Bauern — deren Anzüge uns über die Trachten jener Zeit belehren — Rache nehmend für all die ihnen zugefügte Not und Arbeit, auf

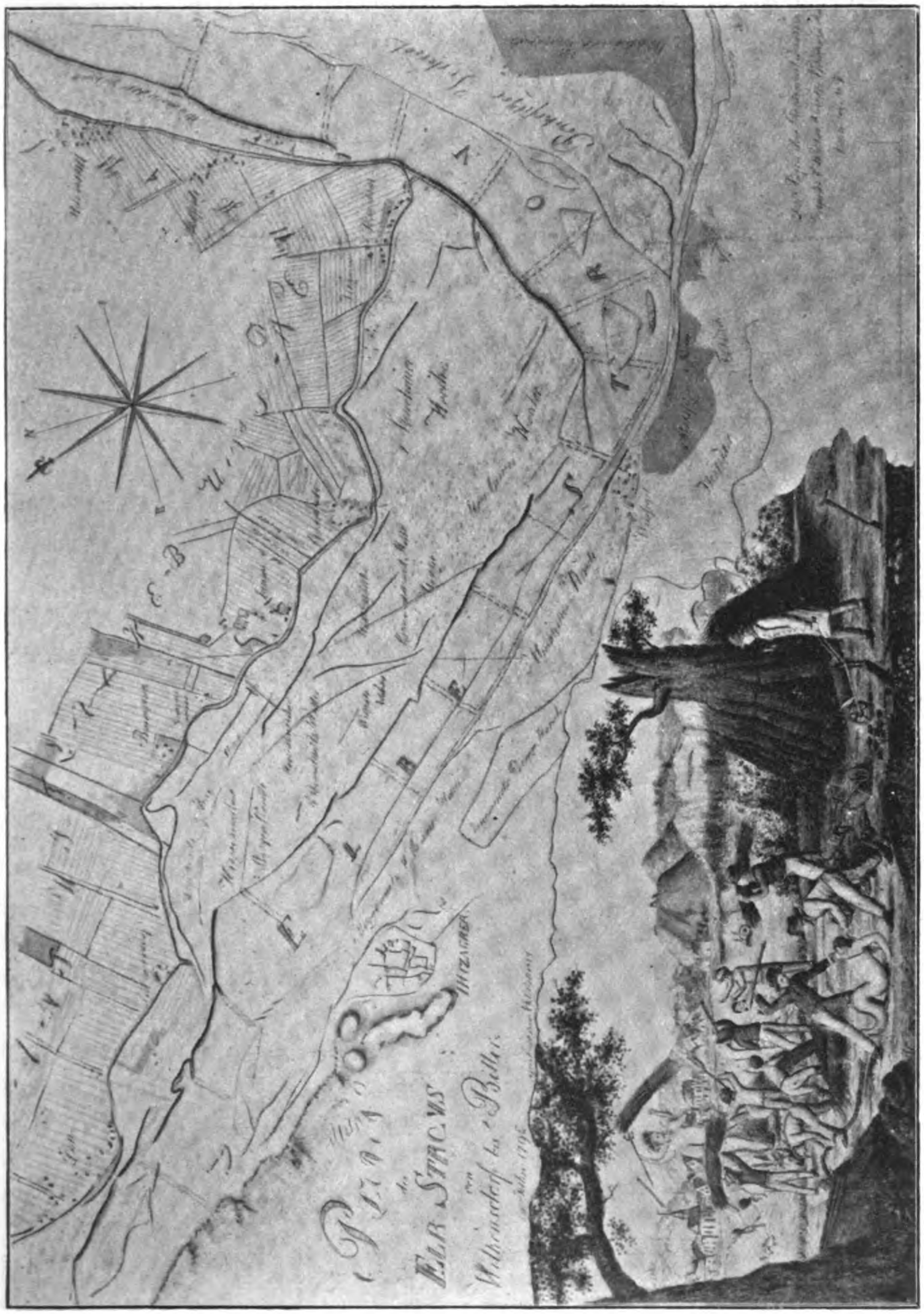


Abb. 75. Die Elbe bei Hitzacker von Wilkensdorf bis Bitter 1790.

die Wasserjungfern und den Störenfried ein. Ein Vergleich der Zeichnung im einzelnen mit der Wirklichkeit von heute läßt die großen Veränderungen erkennen, die in der kurzen Zeit von 120 Jahren entstanden sind.

Dagegen zeigen die Ländereien, die durch Eindeichung rechts und links der Elbe gewonnen wurden, seit 800 Jahren dasselbe Ansehen. Die sehr langen und schmalen, oft nur 5 m breiten Streifen reichen vom Elbdeich oft über eine Stunde weit ins Land, an den trennenden Gräben und Wasserzügen, die einst von den durch die Herzöge herbeigezogenen friesischen und

Ansiedlung durch Holländer und Friesen

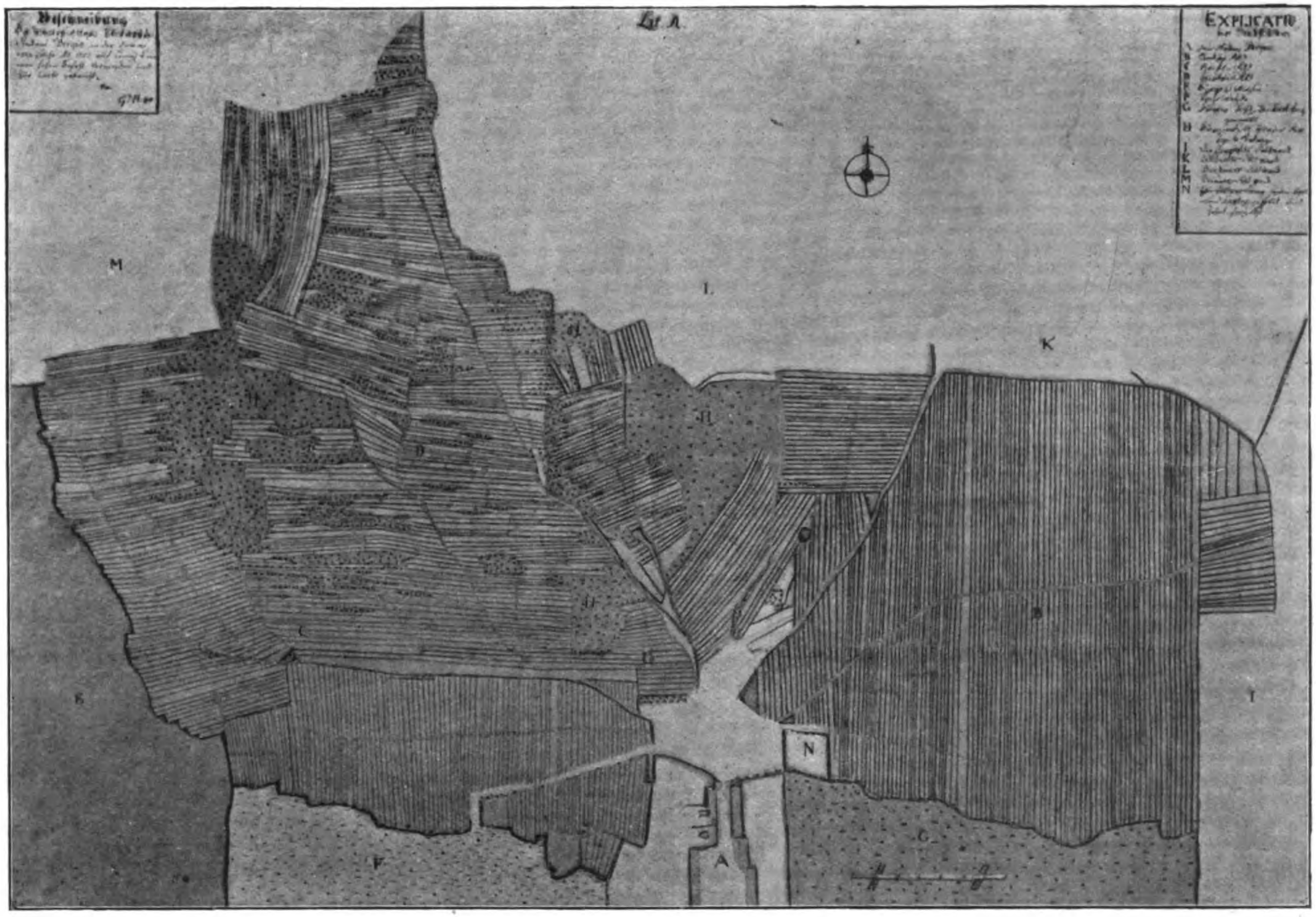


Abb. 76.

Beschreibung

Der Zehnt - pflichtigen Länderey des Fleckens Bergen an der Dumme; wie solche Ao. 1753 auf Königl. Cammer hohen Befehl Vermeſsen und zur Carte gebracht

Von
GDMeier.

EXPLICATIO
der Buchstaben

- **A** Das Flecken Bergen
- **B** Rocken Feld
- **C** Gersten Feld
- **D** Haaber Feld
- **E** Bürger Wiesen
- **F** Vieh-Weyde
- **G** Bürger Holz, der Backstieg, genannt
- **H** Bürger Holz, Zwiphen dem Lande belegen
- **I** Die Jiggelsche Feldmark
- **K** Wöhnische Feldmark
- **L** Banzauer Feldmark
- **M** Belauer Feldmark
- **N** Ein kleiner Kamp, so dem Pastor und Cantor gehöret, und Zehnt-frey ist

holländischen Kolonisten gegraben worden sind, läßt sich nichts abändern. Zwar ist die Bodenbeschaffenheit besser als auf der Geest, die Wasserbewältigung ist aber eine dauernde Last, die nur noch von der Deichlast übertroffen wird. Denn wenn auch in anderer Form, so gilt doch immer noch für die Ansiedler die alte Vorschrift: „Welk Dorp bi watere licht und enen Dam hebbet, den jo bewaret vor der vlut, jewelik Dorpschop skall sinen Del des Dames vestenen vor der vlut." Die Ansiedler genossen aber manche Abgabenerleichterung und bezahlten anstatt des Zehnten oft nur den Elften.

Dreifelderwirtschaft

Gradlinige Streifenteilung war ja auch sonst, wenn sie nur irgend möglich war, die einfachste. Die großen Feldflächen, die oft 7 Jahre lang als Roggenland, als „Haberfeldt", Haferland gemeinschaftlich bestellt wurden und dann wieder 3 Jahre als Brachfeld „dreesch" oder „braak" liegen blieben, wurden, wie die Abbildung zeigt, in schmalen Streifen verteilt — alle blieben aber ungetrennt. Dreifelderwirtschaft. Fig. 76.

Moorkultur

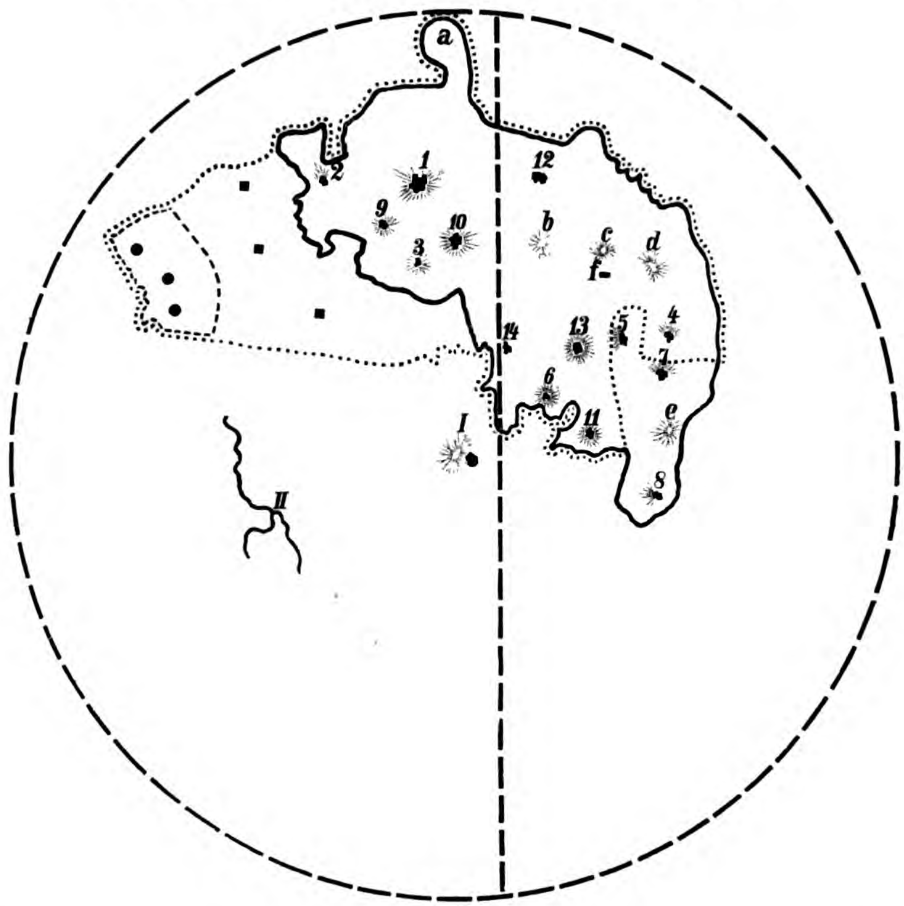
Aus alten Karten aus dem Gebiet nördlich von Neuengraben und Ovelgönne und Fischbeck (Harburg) vom Jahre 1741 und 1764 ist so recht deutlich zu ersehen, wie immer weiter in das dort befindliche Moor hinein die Ackerei vordringt. Die Flächen der einzelnen Ackerstücke und Wiesen werden größer, alle krummen Wasserläufe werden begradigt, strahlenförmig und keilförmig schieben sich die Torf-Abstichgebiete immer weiter in das Francoper- und Viertzigstükker Moor, in das Hohe und das Rüpker Moor hinein. Zwischen den Ackerländereien und dem Moor liegen meistens unbrauchbare Moorstücke oder Sandstriche. Die an der Südseite der „Wetterung", der Neuenfelder und Francoper Landscheidung liegenden Wiesen, die damals regelmäßig und stückweise miteinander abwechselnd nach Daerstorf und nach Wulmstorf gehörten (man wollte niemand bevorzugen und niemand benachteiligen), sie sind alle dem Francoper, dem Nincoper und dem Neuenfelder Moor abgewonnen. Jetzt gehen Staat und Gemeinden und Genossenschaften im ganzen Bezirk, alle gleich landbedürftig, überall den letzten Resten der Moorländereien mit Entwässerung und Ansiedlung zu Leibe, und wenn das Grundwasser langsam, wie es den Anschein hat, weiter sinkt, so wird vielleicht auch im Regierungsbezirk Lüneburg nach abermals 150 Jahren die Beschreibung der Moore beginnen: Es war einmal . . . .

Im „Großen Freien"

Ein südlicher Teil des Regierungsbezirks gehört zu dem „G r o ß e n F r e i e n", einem Landgebiet zwischen Hannover, Burgdorf und Hildesheim, vormals von Cheruskern bewohnt. (S. auch I 16f u. II unter 27). Ein Überblick über Gebiet und Lage der „Freien" ist von Dr. E. Bödecker-Lehrte zusammengestellt und folgt S. 138.

Zum „Großen Freien" gehörten nach Meitzen (Bd. III, S. 71) im Jahre 1769 in den Dörfern Ilten, Bilm, Höver, Anderten, Ahlten, Lehrte, Sehnde, Gretenberg, Harber, Haimar, Dolgen, Evern, Rethmar, Kl. Lopke noch 565 freie Höfe. Sie bezahlten von der Zeit Karls d. Gr. her „Königshafer und Königsgeld". Von 565 Feuerstellen wurden noch im Siebenjährigen Kriege 900 Mann gestellt, im Jahre 1769 von 610 Feuerstellen 122 Mann,

Abb. 77. Skizze über die Entwicklung des Freiengebiets.
Im Gebiet der Hundertschaft des Thingplatzes um den Hassel.



Erläuterung:

Zeichen:	Gebiet:	Zeit:	Mittelpunkt:	Benennung:
	Hundertschaft.		Thingplatz um den Hassel.	
	Comitia maior iuxta Nordwald. (In der Übergangszeit bis Ende des 16. Jahrhunderts auch untere Freigrafschaft, dann niederes Freie genannt.)	11. Jahrh. bis 14. Jahrh.	Freiending „to deme Haßle", später Freinding zu Lühnde.	Freie vor dem Walde, dann Freie vor dem Nordwalde.
	Comitia minor l. i. N. (obere Freigrafschaft, oberes Freie).	11. bis 14. Jahrh.	Freiending zu Harber.	
....	Das Freie.	Seit Ende des 15. Jahrh.	Freiending binnen Ilten.	Die Freien.
	Das „Große Freie".	Seit Ende des 17. Jahrh.	Das freie Landgericht zu Ilten, dann Landgericht.	Die „Freien" in d. Amtsvoigtey Ilten.
— — — —	Das „Kleine Freie", auch anfangs „Braunschweiger Gohn" genannt.	Seit Ende des 17. Jahrh.	Zunächst auch noch das freie Landgericht zu Ilten, dann Zuständigkeit beim Amt Coldingen.	Die „Freien" im Amt Coldingen.

Die 14 Dörfer des „Großen Freien".
1. Ahlten. 2. Anderten. 3. Bilm. 4. Dolgen. 5. Evern. 6. Gretenberg. 7. Haimar. 8. Harber. 9. Höver. 10. Ilten. 11. Klein Lopke. 12. Lehrte. 13. Rethmar. 14. Sehnde.
(5, 8 und 11, die zeitweise abhängigen, dann aber wieder zurückgewonnenen Dörfer.)

Die 3 Dörfer des „Kleinen Freien". Döhren, Wülfel, Laatzen.

3 Dörfer, die sich schon dem Namen nach durch die Endsilbe „rode" als spätere Neurodungen auf grundherrlich abhängigem Boden kennzeichnen: Kirchrode, Bemerode, Wülferode, eingeschoben zwischen „Großes" und „Kleines Freie".

I. Der Hassel, ein Hügel, am Abhange desselben das Dorf Lühnde. **II.** Zusammenfluß von Leine und Innerste. **a** Das Freienmoor. **b** Rhamesberg. **c** Heimster. **d** Leierberg. **e** Lahberg. **f** Neuloh, Vorwerk von Haus Rethmar.

NB. Das Dorf 7 mußte durch die punktierte Linie, die das „Freie" abgrenzt, eingeschlossen und dafür Dorf 11 ausgeschlossen werden.

im Jahre 1816 hörte dies freie Recht auf. Über den Gau Ostfala, dem die 14 Dörfer angehörten, war der Bischof von Hildesheim Lehns- und Zehntherr. Seit 1395 unterstanden sie dem Herzog von Braunschweig-Lüneburg. Die Marken sind hier erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts verschwunden. 1574 gab es noch einen frei gewählten „Dinggreben des Freien Dings zu Lühnde binnen Ilten". 1672 wurde der Dinggreve zuerst vom Herzog ernannt. Zu den alten, von Volksgesetzen festgelegten Gemeinfreiheiten gehörten Freiheit der Jagd auf eigenem Gebiet, Freiheit von Zoll und Wegegeld, Herrendienst, Kriegsfuhren, Landfolgen, Jagdfolgedienst und Gefangenenwache für Nichtfreie, ferner das Recht, Waffen zu tragen. (Nur die Töchter der freien Bauern durften bei der Hochzeit das Haar frei hängend tragen!) Diesen und anderen Freiheiten standen an Pflichten gegenüber: Kriegsdienst auf eigene Kosten, Tragung der Kosten der Freigerichte und mehrerer vertraglich festgesetzter Steuern u. a. m. Im Regierungsbezirk Lüneburg ist das Dorf Gretenberg der südlichste Punkt. Die Siedlung am Südosthange des Hasberges entstammt vorgeschichtlicher Zeit. Auch hier lehnte die Kirche die Eigentumserwerbung am alten „Opferkamp" ab; dies heidnische Landstück wurde unter die Genossen der Siedlung verteilt, aber zuerst gemeinschaftlich beackert. Nahe der heiligen Stätte lautet der Flurname „Der Breite Pfühl". Als 1856 die Gemeinheitsteilung vorgenommen wurde, war die Hufeneinteilung, die die alten Gemeinfreien vorgenommen hatten, in Gretenberg bis auf einen einzigen noch wirklich freien Hof verschwunden oder doch nicht mehr klar zu erkennen. Eine Familie trug Höfe und Ländereien zu Lehen und zahlte Naturerzeugnisse und Wirtschaftsware als Zins, ein Kötter war der Kirche zu Rethmar zinspflichtig, $1^1/_2$ Hufen waren vor Zeiten an eine Familie in Bolzum entfallen, und seitdem diese Familie ausgestorben war, mußte der mit dem Lande wieder belehnte Halbmeier die Abgaben an den König zahlen. Auch die Gräflich v. Veltheimsche Familie und andere Privatpersonen hatten Rechte erworben und bezogen Hofzins.

Außer dem einen Freien im Dorfe hatten also alle anderen ihren Besitz „vermeiert". Die Meier aber durften die Gerechtsame der Freien beanspruchen, taten dies auch und trugen dafür auch alle Pflichten, selbst bis ins 18. Jahrhundert hinein den noch gültigen Heerbann. Dem Namen nach wurden die in die Stadt verzogenen früheren Besitzer aber immer noch als „Gutsherren" anerkannt.

Die Feldeinteilung dieser Dörfer gibt auf viele Siedlungsfragen Antwort. Beispiel
Es waren in Gretenberg zwölf Höfe vorhanden, ein Halbmeier besaß zwei Gretenberg
Höfe; außerdem waren zwei Halbmeier mit je einem Hof und acht Kötter oder Kötner, zwei Anbauer, drei Häuslinge, sechs Auswärtige und die Gemeinde Besitzer der Feldflur, und an Wegen und Gemeindeanger (ungeteiltes, allen nach hergebrachtem Recht zur Nutzung freistehendes freies Land) waren noch etwa 128 Calenbergische Morgen (zu 26,1929 Ar) vorhanden.

Der meiste Acker war natürlich freies Land, Reiheland hatten nur zwei Halbmeier und die acht Kötter. Die Wiesen waren zu 23 Morgen in freiem Besitz, 27 Morgen waren Reiheland. Als rechnerische Durchschnittszahlen können gelten:

Ein Halbmeier besaß 2 Morgen 70 □R Hof und Garten
77 „ 55 □R freies Ackerland
(— „ 30 □R Reiheland)
3 „ 105 □R freie Wiesen
(3 „ 84 □R Reiheland)

an Gesamtfläche etwa 87 Morgen im Durchschnitt.

Ein Kötner im Durchschnitt 1 Morgen 65 □R Hof und Garten
22 „ 90 □R freies Ackerland
(— „ 45 □R Reiheland)
1 „ 20 □R freie Wiesen
(2 „ — Reiheland)

an Gesamtfläche etwa $25^1/_2$ Morgen im Durchschnitt. Der Gesamtgrundbesitz des Dorfes betrug 610 Morgen.

Das Dorfland war in 27 Gewanne eingeteilt worden, und an diesen nahmen 7 Hufen Anteil. Diese einzelnen, ihrer Art und Lage nach in gleicher Weise beackerbaren Feldflächen wurden in Stücke geteilt, und zwar zumeist in 28 oder 35 Stück, die 4 bis 5 Ruten (zu 14 Fuß) breit und im Durchschnitt 108, 120, 114, 127 □R groß waren, aber auch zu 66 □R und 182 □R Größe vorkamen. Bei der Verteilung war auf die Güte des Bodens und

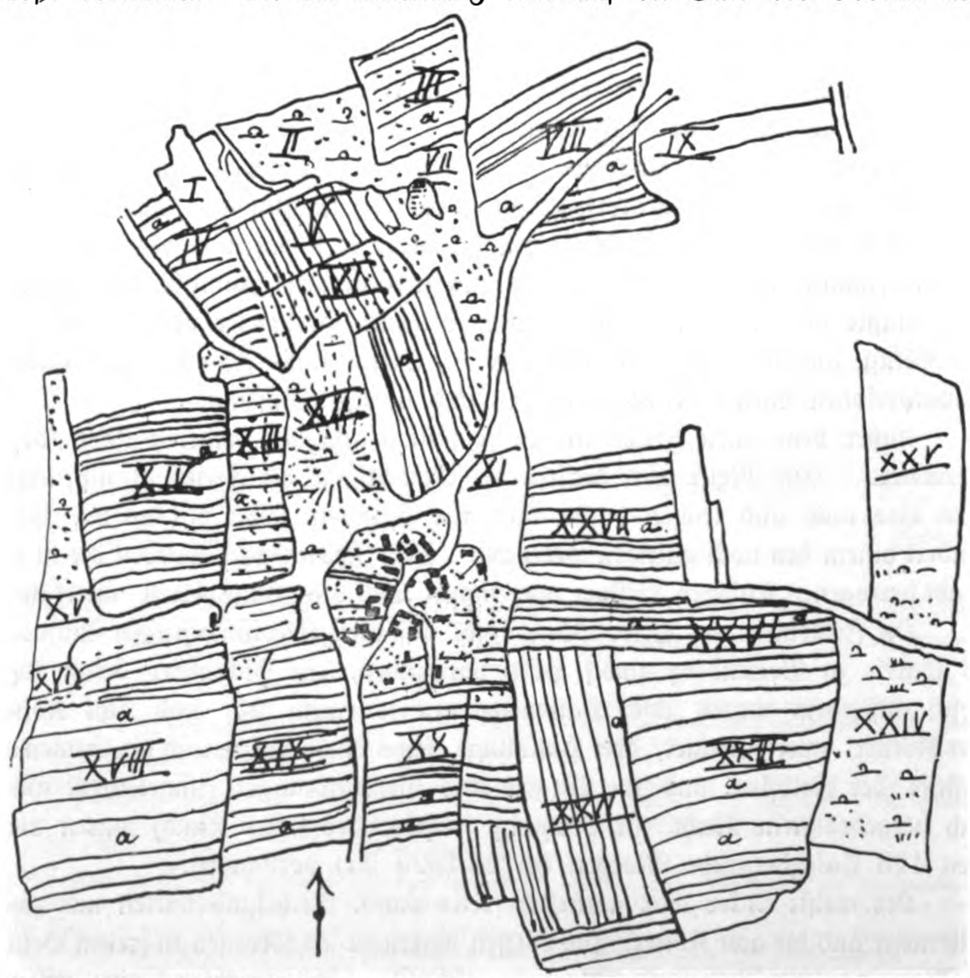


Abb. 78. Skizze der Feldeinteilung nach Gewannen in Gretenberg bis 1856. Nach Meitzen

die Beackerungs- und Wirtschaftsschwierigkeit Rücksicht genommen, Breite und Größe der Stücke mußten also in den Gewannen sehr verschieden sein, 1 Morgen, 1/2 Morgen oder 1 1/2 Morgen. Ein Hufenanrecht betrug also 5 solche Stücke in einem zu 35 aufgeteilten Gewanne.

Verkoppelung

Da die 7 Hufenrechte auf 12 Hofstellen verteilt waren, jeder Hof in jedem einzelnen der 27 Gewanne Feldstücke, und zwar 5 verschieden belegene haben konnte, so mußten einzelne Hofbesitzer an 30 von einander getrennt liegenden Stellen ackern, Grund genug, daß man gern verkoppelte, wenn auch die Schwierigkeiten groß waren, allen Meinungen und Ansprüchen auf Größe, Lage und Güte der neu zu verteilenden Ländereien gerecht zu werden. Die Gemeindewiesen waren nach altgewohnter Weidegerechtigkeit vor dem Mähen unter die Reiheleute verteilt worden. Auch mußte bei Aufgabe der Gemeingerechtsame auf die allmählich entstandenen und anerkannten Haushaltungsbedürfnisse, besonders auch die Schäferei Rücksicht genommen werden.

Bei der Einteilung der Flurstücke in Streifen legte man zuerst selbstverständlich gradlinige Grenzen an; dem Gelände, den schwachen Hebungen und Senkungen des nicht überall ebenen Landes folgend, sind allmählich geschwungene Linien entstanden und das Verpflügen der Grenzen hat oft zu krummen oder S-förmigen Stücken geführt, deren Form nicht selten bei der Verkoppelung beibehalten werden mußte, weil sonst eine Einigung unter den Anliegern und Feldnachbarn, von denen oft mehr als 10 oder 20 in betracht kamen, gar nicht zu erzielen gewesen wäre.

Beispiel Barum

Ein anderes Beispiel. Die Gemarkung Barum bei Lüneburg umfaßte 1270 Calenberger Morgen, wovon 30,6 Morgen Gehöfte, 388,4 Morgen Acker, 515,8 Morgen Wiesen und 355,3 Morgen Buschbestand waren. Im Durchschnitt besaß im Jahre 1825 ein Vollhöfner 64 Morgen Gesamtfläche, zwei Halbhöfner 26 bezw. 10 Morgen, zwei Brinksitzer 1,1 bezw. 5,7 Morgen, ein Erbfischer 13 Morgen, die Schule 2,2 Morgen, das Amt Lüne 3,8 Morgen, das Kloster St. Michael zu Lüneburg 18,9 Morgen, das Domstift zu Bardowick 67,5 Morgen, das Hospital St. Nicolai Bardowick-Lüneburg 29,3 Morgen, die Pfarre aus St. Dionys 4,7 Morgen, die Kirche und Küsterei 8,8 Morgen, die Dorfschaft 23,7 Morgen, die Vollhöfner 10,8 Morgen, andere Auswärtige 8,9 Morgen und die Gemeinde Barum selbst noch 24 Morgen. Dazu kamen 247,5 Morgen Gemeindeweiden, 217,8 Gemeindewiesen und 39 Morgen Wege und Öden. Der Teil der dörflichen Mark nördlich vom Barumer (Neetzer) See ist Wiesen- und Marschland, er betrug damals 217 Morgen 95 □R, der südliche Teil mit der Dorflage ist nicht so wertvoll. Heute findet aber gerade hier eine stets wachsende Neubesiedlung statt. Meitzen ist der Meinung, daß das Dorf ursprünglich aus 10 Höfen bestanden habe, von je 62 Morgen oder 16,2 Ar Privatbesitz. Die Hofstellen waren vor 100 Jahren alle landesherrlich, nur eine zinste nach St. Dionys an die Kirche. Mit dem Flurnamen Steingraft war eine Fläche bezeichnet, die noch heute weniger beackerte Dünenberge enthält. Die „Calmusmeine" muß wohl ein Sumpf gewesen sein, und an dem Holz im „Drümpel" hatte die Landesherrschaft 1/10 der Nutzung.



Abb. 79. Feldteilung in Barum 1824. Skizze nach Meitzen.

Hier war noch, wenn auch die Grenzen der Gewanne schon verwischt waren, zu beachten, daß die außerhalb des Dorfes liegenden Ackergrundstücke sämtlich für Barumer Grundbesitzer für die Weide frei waren, aber auch nur für diese, daß dagegen die Barumer Gemeindewiesen von Brietlingern und Bardowickern und zumteil auch von Dreckharburgern in altberechtigter Weise mitbeweidet wurden. Das wäre also noch ein letzter Rest der Gemeinen Volksmark zwischen den Dörfern im Bardengau.

Grenzverletzungen

Überall wiederholen sich denn auch durch das ganze Mittelalter die Klagen über Grenzverletzungen. Die Ilmenau-Niederung bei der „Seebrücke", über die der Weg von Winsen über die Elbe führte, gehörte den Winsern und den Laßrönnern, und wie 1562 die Herzöge Heinrich und Wilhelm den Bescheid gegeben hatten, so entschied in derselben Weise 1651 Christian Ludwig, „daß es fürder bei der mit Steinen vermahlzeichneten Grentze bleiben solle, und so bey tag ein ungefehrlicher Überlauf etlicher Pferde sich begeben würde, daß derhalben keine Pfändung geschehen, sondern die übergelaufenen Pferde wieder

über die grentze getrieben werden sollen, wie dann der Laßrönner Pferdehirte auch selbst thun, und die Pferde wiederumb holen soll, Wenn auch die Nacht etliche Pferde über die Grentze gehn, so soll sie der Hirte sobalt als taget, daß er es sehen kann, umbholen und ungefährlich gegen den Abend so nahe an die Grentze nicht treiben solle, daß vermutlich die Pferde übergehen, erwarten, Wenn aber die Pferde vürsetzlich bey Tag oder nacht über die Grentze getrieben werden, so mögen Sie gepfändet werden ein Jtlich Pfandt von einem Witten Pfandtgeld, würden aber die Pferde in das Korn gehen und schaden thun, so soll der Schaden durch den Hauptmann auf Ansuchen der Partheyen besehen, Undt zur billigkeit eruiret, undt durch die beschediger erstattet, auch so die Pferde darin gepfändet würden, von etlich Stücke einen schilling zu Pfandgeld gegeben werden".

Als um 1300 von freiem Feld und Wald nicht viel mehr zu verteilen, zu vergeben oder zu roden und anzusiedeln übrig geblieben war, begann zum zweiten Male der Bevölkerungszuwachs mit seinem Wohlstand in die Städte zu fluten. Hatte man sich seit der Zeit Heinrichs des Vogelstellers in die Städte geflüchtet, und trug noch bis 1300 das Raubritterwesen seinen Teil dazu bei, daß viele ihr Leben und Hab und Gut in die befestigten Städte retteten, so begann mit 1350 eine Zeit des Emporblühens und des Wachsens von innen nach außen heraus. Wer früher zuzog, bewahrte seine Sonderrechte; wer jetzt kam, mußte Bürger werden und die Rechte der Stadt anerkennen. Schon fangen die Städte an, über ihre eigene Mauer zu springen, und überall werden Grundstücke außerhalb der Tore bebaut, ja, die Lüneburger können sich schon 1367 vom Herzog das Recht bestätigen lassen, überall zu kaufen und zu verkaufen, wo und was sie wollen; immer mehr Rechte und Vorrechte kann das wachsende Lüneburg sich erkaufen, und schon 1369 kann der Herzog nicht mehr die Kriegshilfe der Stadt gegen Außenfeinde befehlen, er muß sie erbitten. Wachstum der Städte

Wo sich die Dörfer zu größeren und reicheren Ortschaften entwickelt hatten, strebten sie natürlich nach Sonderrechten. Marktrecht oder Weichbildrecht, Stadtrecht wurde zuerst vom Kaiser verliehen, später auch von den Landesherren und den Bischöfen. „„Man mag keinen Markt bawen oder hegen, dem andern auff ein meil zu nahe"", ohne Erlaubnis, denn „„niemand soll sich mit eines Andern Schaden bessern."" Bei 50 ℔ Gold waren Monopole verboten: „Man soll auch an keinem Ding den Kauff vor dem Markt setzen, als ob einer oder mehr sich vereinigen wollten, das sie diese oder jene wahr also und nicht neher geben oder tewrer einkauffen wollten!" Wurde umgekehrt eine Burg oder ein Gebäude nach Urteil und Recht wegen Dieberei oder Raub abgebrochen, dann mußten die Landleute helfen, sie durften aber keine Steine und kein Holz wegfahren in die eigene Siedelung, auch durften solche Gebäude, wenn es irgendwie anders möglich war, nicht niedergebrannt werden. Der Raubritter durfte also abziehen, seine Siedelung wurde beseitigt. Marktorte

Wenn sich der Verkehr mehrte, wuchsen die Dorfanlagen zu Marktorten heran. Diesen Gemeinwesen wurde das Recht, Märkte abzuhalten,

zugestanden, lange bevor sie wirkliche Stadtrechte erhielten, und ihre Anlage, den Ausbau der Straßenführung und die Hauptlinien der Grundeinteilung bestimmte dann ebenfalls der Grundherr, der Herzog, der Bischof. 1598 erhält Bleckede das Recht, zu zwei schon genehmigten noch zwei neue Märkte jährlich abzuhalten. Eine Marktkirche ist meistens eher vorhanden als eine Stadtkirche. Der Stadtplan zeigt in solchen Fällen regelmäßig sich kreuzende Straßen, nicht mehr die ringförmig um die Herrenburg sich anschmiegenden Wallstraßen. Oft werden mehrere Ortschaften durch neue Stadtteile verbunden, die zwischen ihnen angeordnet sind.

Beispiel Winsen

Die Anlage und Bauart einer mittleren Stadt ist im Plan von Winsen a. d. Luhe sehr deutlich zu erkennen. Mit wenig Änderungen ist heute noch in allen Straßenzügen das alte Bild erhalten. Winsen liegt an der Grenze zwischen Geest und Marsch, die sehr fischreiche Luhe gabelt sich dort und hatte das für eine Mühlenanlage erforderliche Gefälle. Aus dem waldreichen Hügelgelände des Luhetals bis nach Bispingen füllten zahlreiche Quellen den kleinen Fluß fast immerwährend bis an den Rand. Oft ist heute noch der Wasserreichtum zu groß. Unterhalb der Stadt ist die Luhe für Ewer und kleine Elbkähne schiffbar. Über Winsen führte, weil hier die hohen, nahe bei einander liegenden Ufer zum Brückenbau einluden, eine Hauptverkehrsstraße von Hamburg nach Süden.

Der schön erhaltene Schloßhügel, jetzt Landratsamt, war wohl schon Wohnplatz, als die zahlreichen großen Urnenfelder 1 km südlich von Winsen entstanden. (S. I, 182, 183.)

Noch 1866 umschlossen vier Wassergräben das Schloß und die Stadt. Die Wallstraße ist noch vorhanden, ebenso der Straßenzug Hinter den Planken.

Der kleinere Marktplatz-Stadtteil hat kleine rechtwinklig auf den Hauptplatz mündende Straßen.

Auch in Winsen wuchs sehr langsam und bis 1860 nur nach Süden und Osten hinaus die Siedlung. Das Bruchland unmittelbar um die Stadt herum, diese einschließend, ist nach 1200 von den Grauen Brüdern trocken gelegt worden, der letzte Eichenbruchwald ist erst nach 1860 zu Ackerland und Wiesen erhöht, und ein Stückchen noch bestehendes Erlen- und Birkenbruchland darf als letzter Zipfel angesehen werden von dem Schutzmantel, mit dem die Natur den Ort umgab.

Heute wächst Winsen, wie jeder andere Ort im Lande auch, sich zur „Chausseestadt" aus. Die neuen Verkehrserleichterungen, die größere Möglichkeit, schnell auch minderwertigen Boden zu ertragreichem Ackerland umzuwandeln und zuletzt nicht zum wenigsten die mit dem größeren Wohlstande erwachende Sehnsucht nach eigenem Grundbesitz und die größere Wertschätzung von gesundheitlichem, freiem Wohnen, alles dies schafft so überraschend schnell neue Ortsbilder, daß die alte kennzeichnende Eigenart verdeckt und versteckt und bald gänzlich verschwunden sein wird.

Andere Beispiele

Neuhaus a. E. hat sich aus der Vorburg entwickelt. 1614 wird die Kirche in der Vorburg Neuhaus angelegt.

Das Schloß Neuhaus war 1355 fertig. Die Straßenführung schloß sich eng an den Rand des Hügellandes an.

Bürgerrecht und die den Lüneburgern bewilligten Gerechtigkeiten erhielt Dahlenburg erst 1289 vom Herzog Otto.

Celle ist aus vier Ortschaften zusammengebaut. Die gleichlaufenden, im rechten Winkel sich schneidenden Straßen des Stadtkerns beweisen, daß hier nach 1200 der Platz frei besiedelt oder doch aufgeteilt wurde, die Platzstraße „Im Kreise" im Osten der Stadt Celle zeigt deutlich, wie eine Rundlingssiedlung schon im Mittelalter von einer wachsenden Stadt völlig aufgesogen werden konnte.

Zeigt der oben gegebene Plan von Bardowick das Aussehen eines alten Haufendorfes, so können wir am Stadtplan von Lüneburg deutlich erkennen, daß das an der Ilmenau gelegene uralte Modestorp mit der Johanniskirche und Olden-Brücke und die Altstadt, zu Füßen der Burg auf dem Kalkberg, ebenso wie die Salinen-Niederlassung in größerem Umfang schon dicht bebaut gewesen sein müssen, als die von Osten nach Westen und von Norden nach Süden verlaufenden Straßenzüge der mittleren Stadt planmäßig angelegt wurden.

Nach Urkunden vom Herzog Ludwig von Braunschweig aus den Jahren 1355—1367 waren damals als „Städte" anerkannt: Lüneburg, Celle, Lüchow, Dannenberg und Ülzen, und als „Weichbilder": Harburg, Bleckede, Winsen, Dahlenburg und Rethem. Dies waren also damals Marktflecken.

Drei von den bedeutenderen Orten des Bezirks liegen an Flüssen gerade da, wo 1. unmittelbar unterhalb einer hochufrigen Stelle ein weites, sumpfiges Niederungsland das Überschreiten des Flusses das ganze Jahr hindurch schwierig und oft monatelang ganz unmöglich machte, wo 2. ein starkes plötzliches Gefälle im Wasserzuge für den Flußverkehr einen natürlichen Haltepunkt, einen Umladeplatz geschaffen und für die Fischer einen besonders günstigen Wohnplatz dargeboten hatte. Von der Oldenbrügge in Lüneburg hat der Go Modestorp seinen zweiten Beinamen. Als 1371 die Herrschaft der Herzöge in Lüneburg zumteil gebrochen war, bot sich als Amtsplatz, als Wohnsitz des Vogtes von jener Zeit an der schon zur Stadt anwachsende Ort Winsen, wo bei jedem Hochwasser die untere Luhe trocken zu überqueren war, und wo schon im frühsten Mittelalter die Wassermühle erwähnt wird. Genau so liegt es in Celle. Dort verlegte Herzog Otto seinen Sitz von Altenzell, wo am Rande des Niederungsgebietes jetzt noch die Fundamentreste der alten Burg und der Kirche nachzuweisen sind, nach Celle, an den Knotenpunkt für den Verkehr von Hamburg (Bardowick), Lübeck und Bremen einerseits nach Hannover-Braunschweig-Magdeburg andererseits, wo Ober- und Unteraller durch ihren 4 m betragenden Wasserhöhenunterschied die herzoglichen Einnahmen bald aufs beste vermehrten, und wo der Handel mit den Produkten der Heide alle Grundbedingungen für sein Emporblühen erfüllt fand — wo die Kultur schon am weitesten vorgeschritten war und das Leben sich damals am modernsten entwickeln konnte. Als die Eisenbahn anfing, den großen Verkehr an Celle vorbeizuführen und Wolle, Flachs, Korn, Honig und die

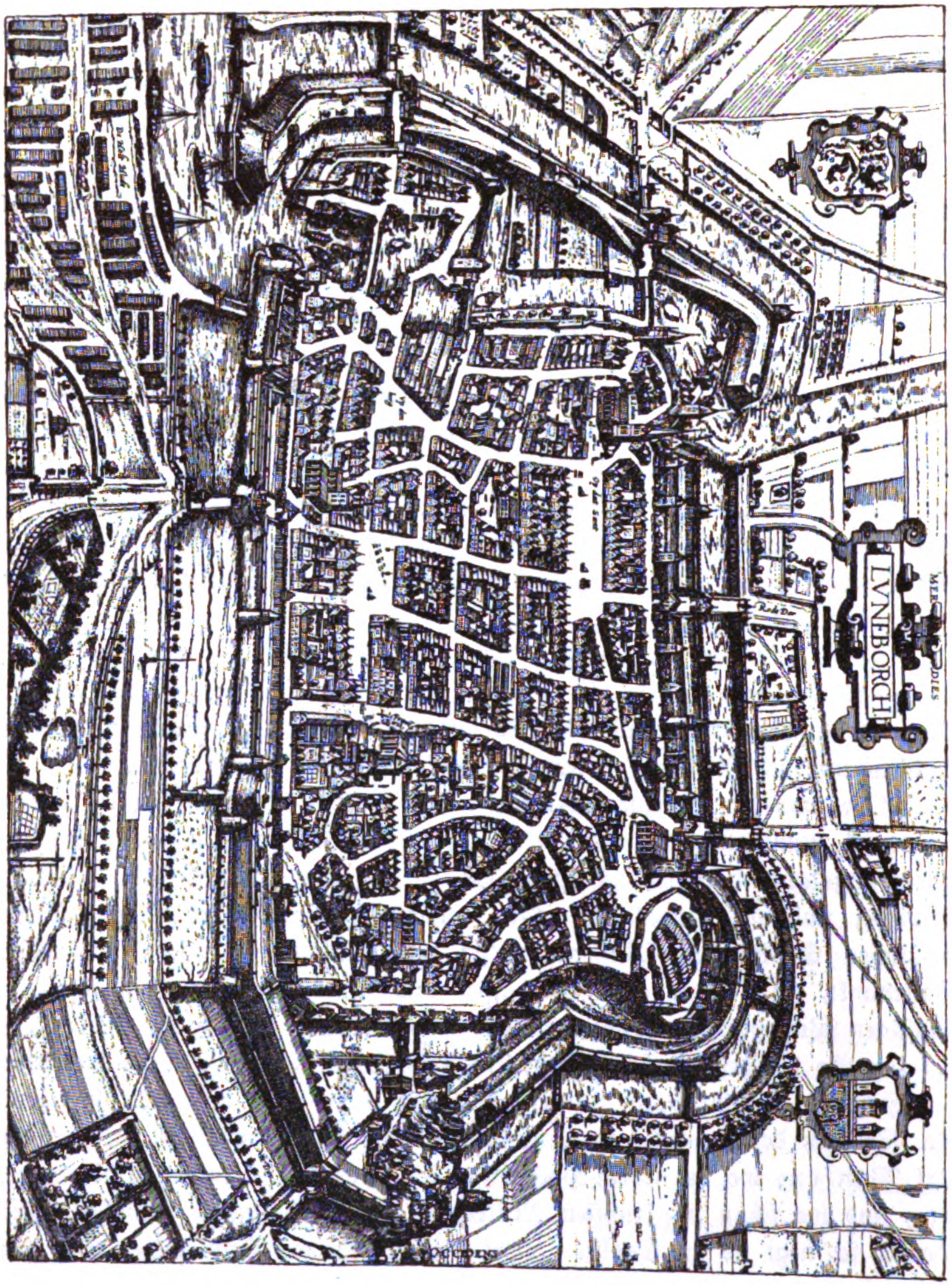


Abb. 80. Lüneburg im 17. Jahrhundert.

übrigen Landeserzeugnisse an Wert und Bedeutung verloren, da blieb die Entwicklung der Stadt Celle stehen. Nachdem aber die Umgebung wieder massenhaft Produkte schafft und auf den Markt wirft und der Verkehr mittels Kleinbahnen und Schiffahrt über Celle geleitet wird, hat die alte Siedlung Celle wieder ihren alten Rang zurückerobert. Die natürlichen Anlagen, die Grundbedingungen für das Gedeihen der Ansiedlung, sind vorhanden und verschaffen sich immer wieder Geltung, sie sind mächtiger als der Mensch.

Ebenso wie wir örtliche Ansiedlungs-Verhinderungsgründe kennen gelernt haben, und wie wir hier Beispiele gesehen haben, wo die Natur durch Form

und Gestalt des Geländes selbst die Wege gewiesen und zur Ansiedlung geradezu verlockt hat, so können wir eine weitere Veranlassung zur Ansiedlung in der Erde selbst beobachten. Es sind dies Eigentümlichkeiten der Gegend oder das Vorkommen von Gebrauchswerten, die erst entdeckt werden mußten, von Naturprodukten, die einer künstlichen Umarbeitung bedurften, die aber von allen auf weite Erstreckung hinaus sehr begehrt waren. Isernhagen liefert jetzt wieder aus seinen Eisengruben Eisenerz, nachdem dort 700 Jahre lang kein Eisen mehr verhüttet worden ist. Aber als im 12. und im Anfang des 13. Jahrhunderts die Waldleute, die Eisenarbeiter, zwischen Celle und Hannover diesen Städten zuviel Abtrag taten, Waffen und Werkzeug lieferten und den städtischen Schmieden und Metallhandwerkern noch immer das Brot wegnahmen, da beschlossen der Rat von Celle und die Konsuln von Hannover, die Wald-Eisenleute zu boykotten, sie weigerten den Armen den Verkauf von Lebensmitteln und erzwangen so eine Vermehrung der Ansiedlung in ihren eigenen Städten. (S. I, Geologie, Anhang.)

Einfluß der Bodenschätze

Die Zusammenhänge zwischen der Saline in Lüneburg und der Entwicklung der Stadt sind von jeher unauflösliche gewesen. Wer sich nicht um des Schutzes willen, den die uneinnehmbare Berghöhe mit ihren Herrschern



Abb. 81. Saline im 16. Jahrhundert.

oder Königen gewährte, am Kalkberge ansiedelte, der tat es, weil er Anteil gewonnen hatte oder Arbeit gewann an der Salzquelle — längst ehe man in Bleipfannen sott und Kopefahrten kannte.

Das Salzsieden war jedoch auch mit einem Nachteil behaftet, der aber die Stadt selbst nicht betraf:



Abb. 82. Kopefahrten, d. h. Festlichkeiten bei der Wahl der Sülfmeister.

Gewaltigen Schaden hat die Saline Lüneburgs früher in den alten Waldbeständen der näheren und weiteren Umgebung angerichtet. Für das in großen Mengen auf der Ilmenau von Ülzen her verfrachtete Holz mußte ein herzoglicher Zoll bezahlt werden.

Wichtigkeit der Flußläufe

Wir dürfen auch, wenn wir das Wachstum der einzelnen Siedlungen richtig beurteilen wollen, die Bedeutung der Schiffahrt und der Flüsse und die Einführung der Wassermühlen nicht unbeachtet lassen.

Die kleineren Wasserwege wurden viel mehr benutzt, als dies jetzt der Fall ist. Die Schiffahrt auf der Ilmenau von Lüneburg bis Ülzen, von der jetzt keine Rede mehr ist, muß 1348 bedeutend gewesen sein, denn die Ratsherren von Lüneburg ließen sich vom Herzog ihre Vorrechte bestätigen, und 1365 wurde versprochen, keine neuen Wasserwege mehr anzulegen. Auch der von den Fischerkähnen bezahlte Zoll muß nicht gering gewesen sein, sonst hätten sich nicht der Herzog und die Stadt Lüneburg so lange darum gestritten.

Schon in der Mitte des 14. Jahrhunderts wird aus dem Bezirk vielfach Korn ausgeführt; fiel aber die Ernte weniger gut aus, so wurde die Ausfuhr verboten, der Herzog und die Städte kamen dann überein, auch die Wasserwege für Korn zu schließen.

Die Wassermühlen

Unsere ältesten Ansiedler kannten keine Wassermühlen, konnten sie auch nicht anlegen, denn das Gefälle der breit und unregelmäßig dahinfließenden Gewässer war nicht gleichmäßig und feststehend, man hatte nur Quirren, Quernen, Handmühlen und Kornquetschen, und das Kornmahlen war Arbeit der Sklaven, Knechte und Mägde. In einem der alten Eddalieder schilt der eine Held den andern: „Du stehst bei den Mägden in den Mühlen, so tapfer bist du!" Erst von den Mönchen lernten die Sachsen größere Wassermühlen bauen, um so größer ist denn aber auch ihr Einfluß auf die Entwicklung der Siedlungen. Wo früher im Wasserstrudel und am Wehr nur Fischerleute ihren notwendigsten Eigenbedarf gedeckt hatten, da entstanden überall Wassermühlen. Alle waren in Händen der Klöster Wienhausen, Isenhagen, Lüne, Scharnebeck, Walsrode, Medingen usw. oder unter herrschaftlicher Gewalt, und erst sehr spät sind Mühlen in freien Privatbesitz gekommen. Im 16. und 17. Jahrhundert wurden die Quirren streng verboten, die Herzöge zwangen alle Quirrenbesitzer, diese zu zerstören. Viele von den kleinen Mühlsteinen wanderten, nachdem diese Handmühlen noch eine Zeitlang heimlich betrieben worden waren, hinaus auf den Schutthaufen oder ins Feld, und nicht alle beim Pflügen angetroffenen „uralten" Mühlsteine stammen aus der Hünenzeit! (Auch die 80×50×50 cm großen „Mühlensteine" bei Nüdlitz bei Dahlenburg und Moislingen bei der Göhrde sind nicht aus alten Mühlen entnommen, es sind vom Wasser ausgeschliffene Steine aus der Eiszeit, sogenannte „Gletschermühlen".)

Wer denkt daran, daß uns das Sprichwort: „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst", ein Stück Kulturgeschichte erzählt?

„Wer auch erst zu der Mülen kompt, der soll zum ersten mahlen", so kennzeichnet der Sachsenspiegel im Artikel 59 die große Bedeutung der immer noch neuen Mühlen. Man drängte sich darum, an die Reihe zu kommen, wie jetzt am Fahrkartenschalter der Eisenbahn.

Wer eine Mühle beraubte, den „soll man radebrechen". Jetzt sind auch die letzten malerischen großen Wasserräder auf den Aussterbeetat gesetzt, die Überlandzentralen sind zu kräftige Konkurrenten.

Ein Hauptgrund, weshalb Herzog Otto seine Residenz von Altencelle nach Celle verlegte, war neben der Erhebung des Wege- und Brückenzolls auch die Sicherung der großen Mühlenanlage am Wehr in Celle, denn in Altencelle gab es keine Wassermühle. Als noch im 16. Jahrhundert die Aller bei Ahlden sich einen neuen Weg bahnte, mußte die schwimmende Mühle durch eine Windmühle ersetzt werden.

Auffallend ist es auch, daß in fast allen Ortschaften mit wendischer Bevölkerung oder von zeitweilig wendischer Herrschaft die Wassermühlen stets in Besitz von Sachsen gewesen sind. Wenn im Schatzregister von 1450 alle Namen eines Dorfes wendisch sind und das ganze Dorf oder die Mehrzahl der Hofbesitzer nach Haken eingeschätzt werden, so ist an der Aufzeichnung „Der Möllner, der Moller oder Müller = 1 Plog" zu erkennen: Die Wenden ließen bei der Eroberung und Ansiedlung klugerweise den sächsischen Müller leben und weitermahlen, oder umgekehrt, in die wendische Bevölkerung drang das sächsische Element krieg- und sieghaft oder friedlich, einerlei, aber immer wieder kulturbringend stets aufs neue hinein.

Die Mühlen zu Dellien, Pripkau und Gutitz gehören noch 1678 dem fürstlichen Ambte Neuhaus. 1700 zählt die Roßmühle noch zum regelrechten Bestand fürstlicher Haushaltungen (Neuhaus).

Ein alter Plan des Klosters Medingen von 1738 zeigt schon durch die Zahl der Gebäude, welchen großen Einfluß die Kulturarbeit der Mönche gehabt haben muß; allein die Aufzählung der verschiedenen Mühlen läßt erkennen, was die Heide diesen geistlichen Niederlassungen zu verdanken hat.

„Die Abtey im Abbatissin-Garten, mit den übrigen Klostergebäuden, Kirche, Pastorat, Vorwerk mit Scheunen und Ställen, herrschaftlicher Zoll- und Krughof mit Haushaltsgebäuden, Schmiede und Witwenhaus, ferner das Herrenhaus mit Ambtsstube, Ambtmannswohnung mit Zubehör und Dienerwohnung, Backhaus, Brauhaus, Klostergasthaus, Pforthaus, Haberboden, Zehntscheune, Viehställe, Hirtenwohnung, Ochsenstall, Ambtsschreiberwohnung, Schaafstall, Heuscheunen, Nebenwohngebäude vieler Art, und Mahlmühle, Öhlmühle, Flachsbokemühle und Walkmühle, sowie allerlei Gärten und Kämpe, und Bleichhof, Zwirnhof und einen Bakehof am Wasser der Ilmenau dem kleinen Werder gegenüber" — wie reich war das Kloster, und wie armselig waren damals die Landstraßen beschaffen!

Hier müssen auch die Papiermühlen genannt werden, von denen 4 Stück, deren 3 zum Amte Moisburg-Harburg gehörten, große Bedeutung hatten. Diese

„Pappir-Fabriquen" in Appelbeck, Moisburg, Staersbeck und in Altkloster bei Burtehude hatten allein im ganzen Reich das Recht der Preisfestsetzung, und ihr Urteil bei Streitigkeiten war entscheidend und bindend selbst beim Reichskammergericht zu Wetzlar. Im Jahre 1760 wurde zum erstenmal neben „Teutschem Werk", das sind „Tröge mit Stampfen zum Zerkleinern des Zeuchs", das neu ein-

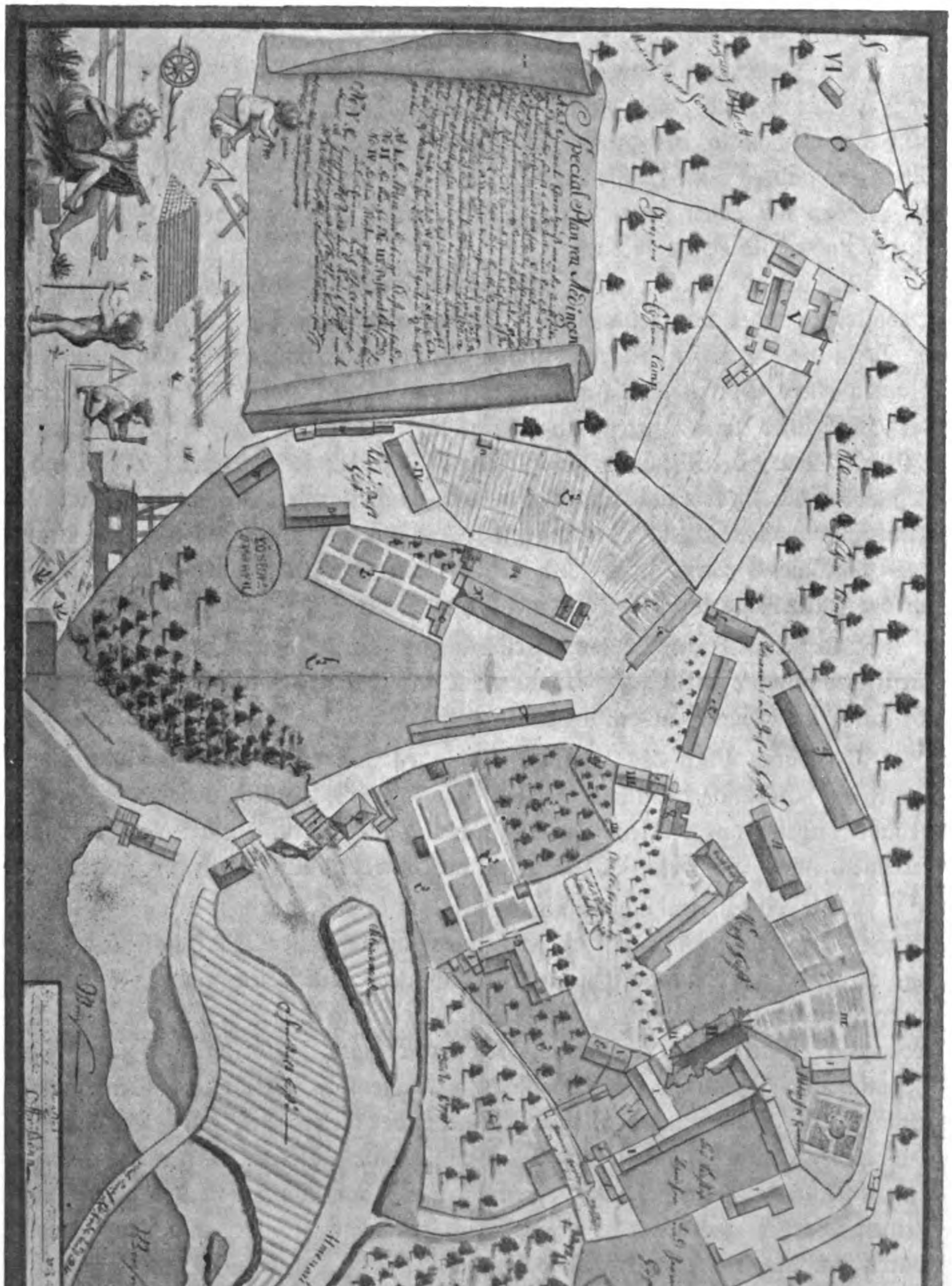


Abb. 83. Kloster Medingen 1738.

geführte „Holländische Werk mit Kumpf und Walze“ in Betrieb genommen. Als 100 Jahre später die großen Papierfabriken, u. a. in Winsen und Burtehude, angelegt wurden, gingen jene Mühlen nacheinander ein.

Welche Bedeutung Mühlen und Flußübergänge für die Entwicklung des Landes sowie auch unserer kleineren Städte hatten, das zeigt z. B. die Anlegung der Schwedenschanze südlich der Stadt Burgdorf, die, zwischen Burgmühle und Campenmühle am Braunschweiger Tor aufgeworfen, den einzigen Zugang von Peine, Meinersen und Braunschweig her versperrte. Die Aue hatte dort an der Schleuse bei nassen Zeiten selbst 1750 noch dauernd eine Breite von 300—400 Schritt. Das Schloß in Burgdorf hatte als richtige Wasserburg, wie Ahlden, Harburg u. a. m. außer dem Schutz durch den 15 Meter breiten Schloßgraben und den Ringwall noch den Auefluß selbst, aus dem sich das Ganze als eine etwa 130 Meter messende Insel heraushob. Ein alter Plan von 1788 gibt nicht weit davon eine zweite, aber ältere, von Wassergraben und Wall umschlossene Rundburg an, die schon damals zu Gartenland verflacht war.

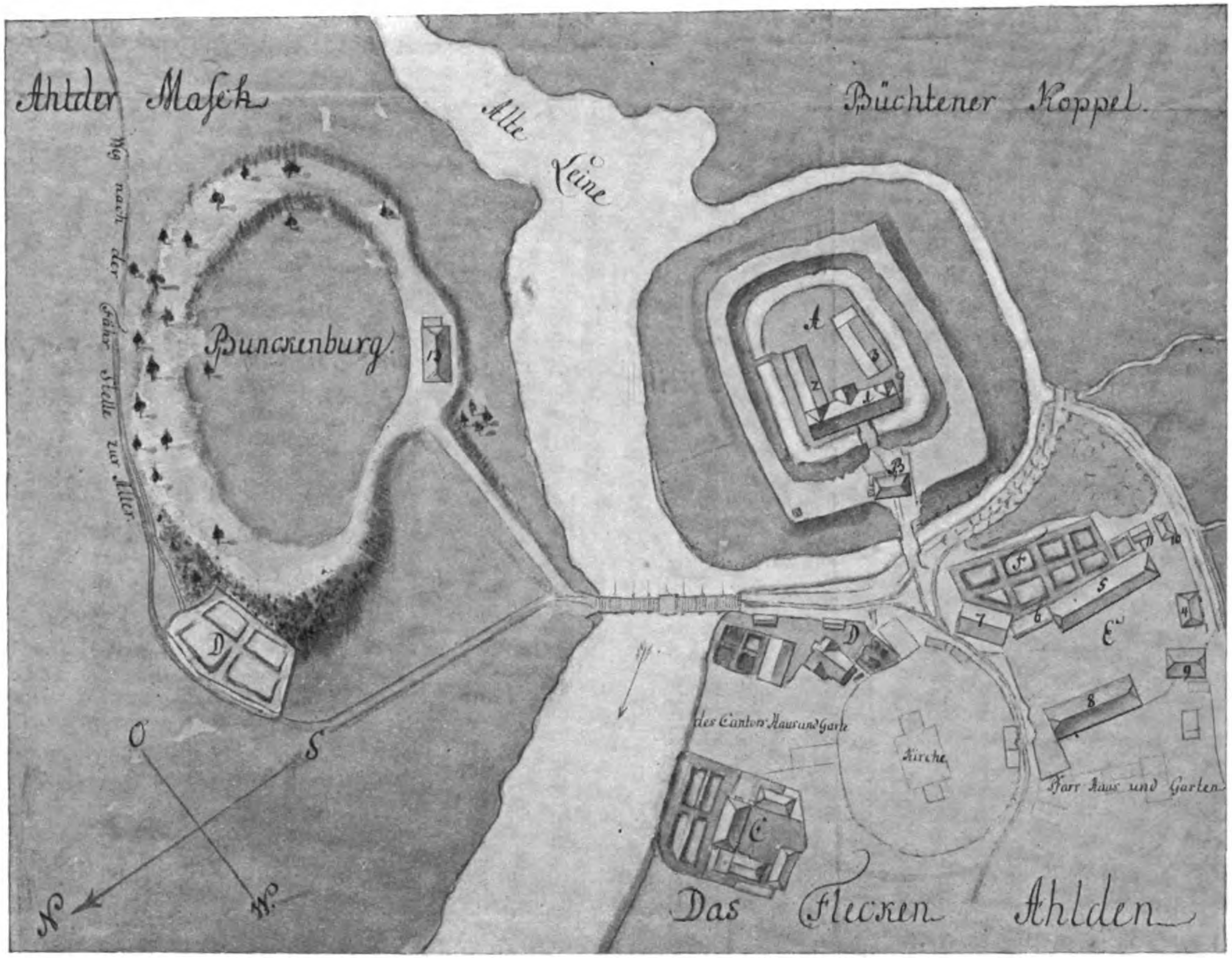
Nordöstlich gegenüber dem Schloß in Ahlden kann man am rechten Ufer der Leine noch die letzten Überbleibsel von der alten „Bunkenburg“ als flache Erhebungen wahrnehmen. Nur das auf dem Plan gezeichnete Brauhaus ist noch erhalten, aber die Lage der alten und der neuen Burg beweisen die Bedeutung der Örtlichkeit.

Einfluß der Bienenzucht

Auch die Bienenzucht hatte im Bezirk Lüneburg größeren Einfluß auf die Entwicklung neuer und alter Ansiedlungen. Bei der Belehnung mit Grund und Boden geschieht schon in einer Urkunde von 1106, die Bommelsen bei Walsrode betrifft, der Bienen Erwähnung; Honigabgaben gehörten mit zum Gefälle. Zugleich wird Wachs genannt. In der hohen Heide ist noch jetzt die Erdlie gebräuchlich. Eine solche Rundaufstellung bei Mechtersen hatte 25 m Durchmesser. Meist sind die Bienenzäune viereckig, sie haben „vier Örther“. Im Jahre 1635 läßt Herzog Augustus von Braunschweig und Lüneburg, „Postulierter Bischoff deß Stifts Ratzeburg“, aus Celle im Amt Bleckede „den Viehschatz, wie auch die Immen, wo sie ausgeschwermet mit fleiß beschreiben“, und ordnet an, „daß solches ohn ferner erinnerung alle jahr zu rechter Zeitt zu werkrichten sei“. Die Kontribution an Immen wird noch 1759 eingefordert, und im Amt Walsrode werden um diese Zeit für 66 Immenvölker 8 Mariengroschen und 2 Pfennig bezahlt.

Wurden als Zehntabgabe die Bienenkörbe mit dem Honig gewählt, so durfte der Zehntherr die „auffgehöheten Immen“ nicht nehmen. In einem Landgerichts-Urteil von 1638 haben „die wrogen erkandt und gefunden, daß, wenn der Immenzaun vier Örther habe, der Zehndherr macht habe, an eynem Orthe anzufangen und von Zween Immen auszuwählen, wenn er aber einen erwehlet, dann müßte es bleiben“.

Noch 1900 wurden bei Wardböhmen, bei Bergen und in Kolkhagen bei Lüneburg die Bienenkörbe in alten Imkereien mit Nadelwerkzeug aus Knochen



Ahlden 1750.

Spezial Plan von der Lage derer Herrschaftlichen Amts und Haushalts Gebauden zu Ahlden. Sig. ⊙

A das Schloss welches Sr Durchlaucht Hertzog Christian 1613 auf den Plano der sogenanten Buchter Koppel nach dem die Bunckenburg zerstöret, neu gründen und anlegen lassen, wovon noch befindlich Nro 1 das haupt Gebäude. Nro 2 der Flügel. Nro 3 Stallungen. B das Amt Stuben Gebäude nebst Wall und Brücke. C das Amt Haus in den Flecken dermahlige Drosten Wohnung mit neben Gebauden, Hoff Räume und Gartens. D die zweite Beamten Wohnung und Hoff mit neben Gebauden, und Gartens. E der Vorwercks Pacht und Menagerie Hoff. Nro 4 des Pächters Wohnung. Nro 5 das Vorwercks und Vieh Haus. Nro 6 Pferde Stall. Nro 7 Heu Scheure. Nro 8 Korn Scheure. Nro 9 Schweine Haus. Nro 10 Schwein feiste Koven. Nro 11 für Feder Vieh. Nro 12 Schaf Stall und Scheure. Nro 13 das Brau Haus auf der Bunckenburg an der gegen Seite der dauben Leine. F des Herren Land Drosten Garte beym Vorwerke. G des Herren Land Drosten Garte im Meyer Campe an der Kalber Koppel. Ausserhalb entfernet finden sich vor den Flecken eine Heu Scheure und Feuersprützen Schauer, die Wind Mühle und Mullers Wohnung und das Fehr Haus an den Aller Flusse nichtweniger an der Schlencken Holtzung gegen Norden die Ziegeley welche aber abgängig, auch in den Schlencken ein Schweine Stall zur Vorwercks Pacht.

gelocht, sonst bestehen die Pfrieme „Preimen" aus Eisen und Stahl, und das Imkerbeil, der lange Beilstock der alten gelernten Imker, ist in der Heide nicht das einzige Werkzeug, welches ohne jede Formänderung 1000 Jahre überdauert hat.

Den an anderer Stelle gegebenen Zahlen und statistischen Tabellen mag nur noch zum Vergleich kurz hinzugefügt werden: Bevölkerungsdichte

Die Einwohnerzahlen betragen;

	Kleinburg	Catemin	Kovahl	Nahrendorf	Pommaissel	Vogelsang	Brackede
1757....	232	30	42	104	60	74	250
1913....	436	164	117	389	153	79	302

	Stiepelse	Quickborn	Garlstorf	Wendewisch	Barskamp	Göddingen	Tosterglope
1757....	200	60	217	121	201	104	102
1913....	197	80	310	209	610	249	237

	Bruchdorf	Eichdorf	Seedorf	Nieperfitz	Radegast
1797....	52	28	14	8	261
1913...	106	76	121	55	267

Dementsprechend ist auch natürlich mehr Land urbar gemacht worden.

Um 1730 bis 1754 stritten sich die Meier von Groß-Eilstorf (Walsrode) gegen die Köter und Brinksitzer um die Ansiedlung, die Weide und das Urbarmachen von Heideland. (Wurde eine Hufe geteilt und wurde aus Teilen einer Hufe oder aus einzelnen Teilen verschiedener Hufen ein neues Anwesen gegründet, so wurde für dessen Besitzer bekanntlich die Bezeichnung Köter, Köther, Kötner, Kotsasse gebräuchlich, während die Anbauer oder Brinksitzer auf Teilen des Gemeindelandes unter allgemeiner Zustimmung sich ansiedelten. Die Köter hatten dementsprechend Hufner-Rechte, die Anbauer vermehrten die Zahl der Hufen, aber diesen neuen Hufen fehlten die Rechte, wenn sie nicht ausdrücklich zugebilligt wurden.) Der Viehbestand aus jener Zeit, wie er vom Amts-Goh-grewen Blume angegeben wird, verglichen mit den neuesten Zählungsergebnissen, weist die Zahlen auf:

	Pferde	Rinder	Schweine	Schafe
1754..........	42	393	72	457
1913..... etwa	69	450	820	15

Man sieht aus den Zahlen, daß die wachsende Besiedlung und die veränderte Wirtschaftsweise in 160 Jahren schon vollständig neue Verhältnisse schaffen. Die ganze damals heiß umstrittene „Nordheide" ist jetzt urbar gemacht. (Über die Bevölkerungsdichte in unserem Bezirk siehe den besonderen Aufsatz.)

Der Regierungsbezirk Lüneburg hatte 1870 nur etwa 14 % Wald, jetzt sind es über 21 %, und 2/3 davon ist in nicht staatlichem Besitz. Vom gesamten Grund und Boden sind noch heute etwa 40 % Ödland (Braunschweig hat nur 2,1 %). Die Durchschnittsgröße der landwirtschaftlichen Betriebe beträgt im Regierungsbezirk Lüneburg etwas über $6^1/_2$ ha (Stade 5,8, Hildesheim 3,6 ha). Von dem gesamten landwirtschaftlichen Boden nehmen die größeren Betriebe (über 100 ha) im Regierungsbezirk Lüneburg fast 7 % in Anspruch, während die 20—99 ha großen Betriebe noch immer über Andere Zahlenangaben

53 % vom ganzen bewirtschafteten Boden ausmachen. Rechnet man die Betriebe von 2—99 ha zusammen, so nehmen sie bei uns fast 88 % des bebauten Bodens ein. Schon diese Zahlen zeigen, wie zähe man in der Lüneburger Heide an althergebrachten, selbstgestalteten Einrichtungen festhält. Und mit Recht!

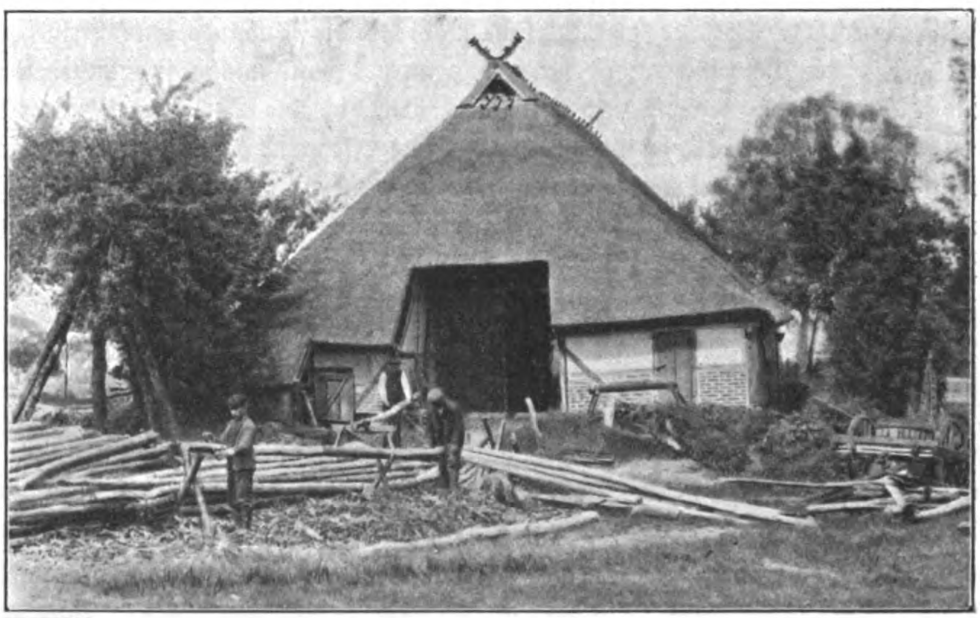
In neuester Zeit verändern die Einzelansiedlungen das Bild des Landes wesentlich. Viele Grundbesitzer, die Kreise und die Generalkommission fördern den Anbau und die Besiedlung in weitgehendster Weise, sodaß auch in unserem Bezirk bis auf den heutigen Tag und in der nächsten Zukunft noch viel mehr als in den letzten Jahrzehnten von „Ansiedlung" die Rede sein wird. (Siehe I, Aufsätze 8a und b.)

Mögen recht viele Siedler in Stadt und Land den alten Spruch über ihre Tür meißeln lassen:

„Ohn Gottes Huld und Gunst
Ist unser Thundt umbsunst",

und daß die Eigenart bei uns nicht verloren geht, sondern immer bewahrt bleiben wird, das zeigt uns schon die ebenso bekannte wie alte Hausinschrift:

Ich zimmer an dem wege,
Deß muß ich manchen meister han!



In Preten bei Neuhaus a. E.



Bevölkerungsdichte.

(Nach der Zählung vom Jahre 1905).

Von P. Diercke (Hamburg.)

Die Verteilung und Dichte der Bevölkerung spiegelt die Beschaffenheit des Bodens deutlich wieder und hängt außerdem eng mit der geschichtlichen Entwickelung des Landes wie mit dem Kulturzustand und der Beschäftigung der Bevölkerung zusammen.

Die mittlere Bevölkerungsdichte des Regierungsbezirks Lüneburg beträgt 44,7, d. h. es leben 44,7 Bewohner auf 1 qkm. Es ist der bevölkerungsärmste Bezirk der Provinz Hannover (71,7) und außer Köslin (43,2) und Allenstein (44,3) auch des Königreichs Preußen (107).

Auch die Mittelwerte einzelner Kreise des Bezirkes sind die geringsten der Monarchie, und nur der Kreis Hümmling allein mit (21,1) bleibt noch dahinter zurück, während die Kreise Zeven (24,8), Rotenburg 28,5 und Meppen (29,1) ebenfalls noch unter 30 Bewohner auf 1 qkm besitzen.

Die Bevölkerungsdichte der einzelnen Kreise des Regierungsbezirks Lüneburg beträgt:

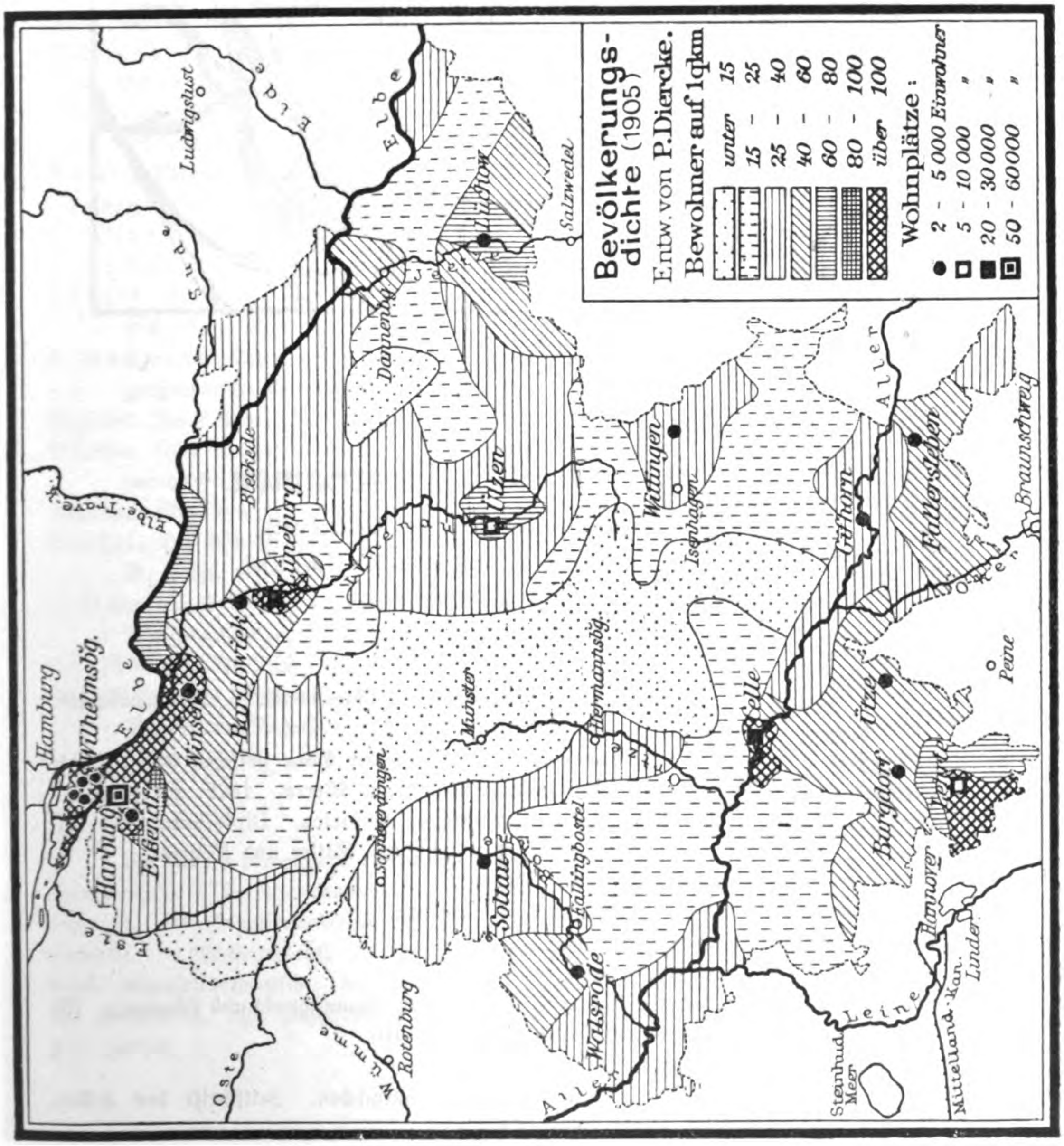
Celle	22,3	Fallingbostel ..	29,6
Isenhagen	23,2	Dannenberg ..	30,1
Soltau	23,2	Lüneburg.....	31,6

Ülzen	32,2	Burgdorf	54,1
Bleckede	34,7	Harburg	72,3
Lüchow	38,3	St. Celle	853
Winsen	40,6	St. Lüneburg .	1337
Gifhorn	44,8	St. Harburg . .	5043

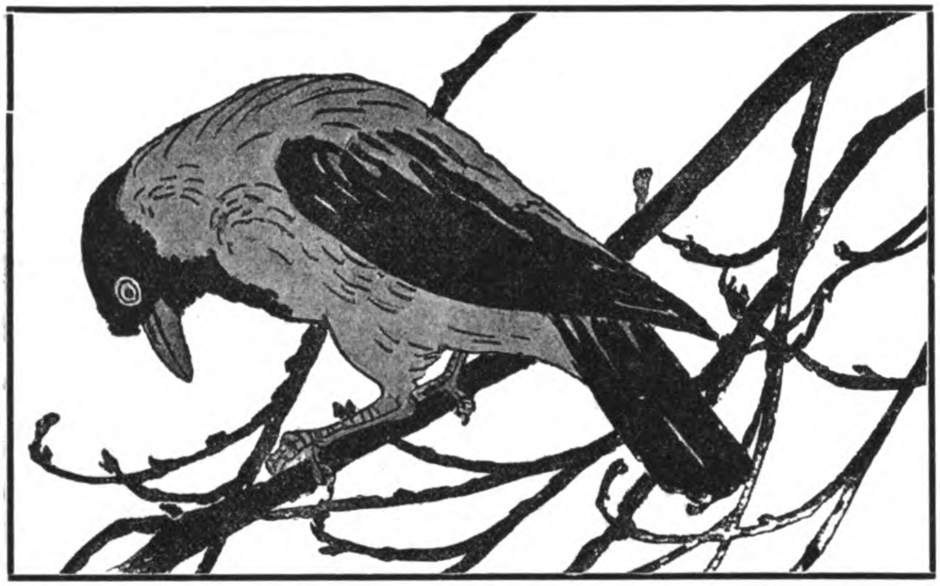
Wenn nun auch diese Mittelwerte der Bevölkerungsdichte der einzelnen Kreise einen statistischen Wert besitzen, so genügen sie doch nicht, um ein getreues Bild der Verteilung der Bevölkerung zu geben, da in den meisten der Kreise die Dichte außerordentlich verschieden ist. Die beigefügte Karte der Bevölkerungsdichte Lüneburgs ist entworfen aufgrund der Angaben des Gemeindelexikons von 1905, und zwar ist als Einheit für die Dichteberechnung in der Hauptsache das Gebiet der Kirchspiele gewählt. Die rechnerische Arbeit ist in liebenswürdiger Weise von Harburger Lehrern ausgeführt worden.

Ein außerordentlich bevölkerungsarmes Gebiet mit weniger als 15 Bewohnern auf 1 qkm zieht sich von Nordwesten nach Südosten mitten durch den Bezirk und wird charakterisiert durch die weiten Heiden, Waldungen und Moore; die gleiche geringe Bevölkerung weist die Göhrde auf. Die zweite Stufe von 15 bis 25 Bewohner auf den qkm nimmt einen großen Teil der südlichen Hälfte des Bezirkes ein, während ein Streifen gleicher Dichte den südlichen Teil der Göhrde umschließt und zwischen Elbe und Drawehn nach der Ostgrenze sich hinzieht. Auch die dritte noch unter dem Durchschnitt liegende Stufe von 25 bis zu 40 Bewohnern auf 1 qkm, nimmt weite zusammenhängende Gebiete ein: im Süden das Allertal oberhalb Celle, im Westen das untere Allergebiet, das Gebiet der Böhme, Este und mittleren Örtze, schließlich im Osten einen großen Teil der Kreise Ülzen, Bleckede und Dannenberg. Die über den Durchschnitt bevölkerten Gebiete des Bezirkes schließen sich mit Ausnahme der Stadtgebiete von Lüneburg, Ülzen und Celle an die dichter besiedelten Nachbargebiete an und sind teils durch größere Ergiebigkeit des Bodens teils durch die Nähe der Großstädte Hannover und Hamburg bevorzugt. So weisen die südlichen Randgebiete von Gifhorn und Burgdorf eine Dichte von 40—60 auf, die sich um Lehrte auf eine Dichte von über 100 Bewohnern steigert. Das ehemalige wendische Grenzland sowie der Nordrand der Lüneburger Heide gehören gleichfalls zu diesen dichter besiedelten Teilen. Diesem letzteren sind schließlich die Elbmarschen mit einer Bevölkerungsdichte von 60—80, 80—100 und über 100 Einwohnern vorgelagert.

(Siehe die nebenstehende Karte.)



Bevölkerungs-dichte (1905)
Entw. von P. Diercke.
Bewohner auf 1 qkm
unter 15
15 - 25
25 - 40
40 - 60
60 - 80
80 - 100
über 100
Wohnplätze:
2 - 5 000 Einwohner
5 - 10 000 "
20 - 30 000 "
50 - 60000 "
Hamburg
Wilhelmsbg.
Harburg
Eißendf.
Winsen
Bardowiek
Lüneburg
Bleckede
Uelzen
Dannenberg
Lüchow
Salzwedel
Ludwigslust
Wittingen
Isenhagen
Gifhorn
Fallersleben
Braunschweig
Peine
Celle
Uetze
Burgdorf
Hannover
Linden
Mittelland-Kan.
Steinhud. Meer
Walsrode
Fallingbostel
Soltau
Rotenburg
Munster
Hermannsbg.
Schneverdingen
Elbe
Aller
Leine
Oste
Wümme
Este
Ocker





Orts- und Flurnamen

(mit einer Gau- und Völkerkarte).

Von Prof. Ludwig Bückmann
(Lüneburg).

Literatur.*)

Förstemann, Altdeutsches Namenbuch. I Personennamen. II Ortsnamen. (F)

v. Wersebe, Beschreibung der Gaue zwischen Elbe, Saale und Unstrut, Weser und Werra. 1829. (Ws)

Monumenta Germaniae historica, Diplomata. I—III. Urkunden der sächsischen Kaiser und Könige.

v. Hodenberg, Lüneburger Urkundenbuch. Darin
Urkundenbuch des Klosters St. Michaelis zu Lüneburg.
Urkundenbuch des Klosters Isenhagen.
Urkundenbuch des Klosters Walsrode.

Sudendorf, Urkundenbuch zur Geschichte der Herzöge von Braunschweig und Lüneburg. (S)

Böttger, Diöcesan- und Gaugrenzen Norddeutschlands. (B)

v. Hammerstein, Der Bardengau. 1869. (H)

Kühnel, die slavischen Orts- und Flurnamen im Lüneburgischen. Zeitschrift des Histor. Vereins f. Niedersachsen, 1901. 1903. (K)

Kühnel, Finden sich noch Spuren der Slaven im mittleren und westlichen Hannover? Forschungen zur Geschichte Niedersachsens I 5. (K), dazu Koblischke, Z. d. Hist. V. f. Ns. 1909. 1911. 1912.

Werneburg, Gau, Grafschaft und Herrschaft in Sachsen. Forsch. z. Gesch. Niedersf. III 1.

Reinecke, Lüneburgs ältestes Stadtbuch. Quellen und Darstellungen zur Gesch. Niedersf. VIII. Darin altlüneburgische Bürgernamen. (Bg)

*) Die benutzte Literatur ist hier aus leicht erkennbarem Grunde ausnahmsweise voraufgestellt.

Lübben, Mittelniederdeutsches Handwörterbuch.
Verwys en Verdam, Middelnederlandsch woordenboek.
Andree, Braunschweiger Volkskunde (A)
Meyer, das Winsener Schatzregister. Lüneburg 1891.
O. Curs, Deutschlands Gaue im 10. Jahrhundert. Nach den Königsurkunden. Göttingen 1908. (C)
Heimatkunde des Regierungsbezirks Stade. Bd. I. Darin Ortsnamen von E. Rüther.
Krause, über die Namen der Lüneburger Sülze. Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung V.
Jellinghaus, die westfälischen Ortsnamen. 1902. (J)
Edw. Schröder, Über Ortsnamenforschung. Wernigerode 1908.
Bruckner, Die Sprache der Langobarden. Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der german. Völker. Heft 75. 1895.
Gallee, Altsächsische Grammatik. 1891.
Roediger, Paradigmata zur altsächsischen Grammatik. 1893.
M. Heyne, Kleinere altniederdeutsche Denkmäler. 1877. Darin die Freckenhorster Heberolle.
L. Bückmann, Was bedeutet der Name Lüneburg? Lüneburg 1909.
Kayser, Die Kelten des Bardengaus, 1909, besprochen von L. Bückmann, in der Z. des Hist. V. f. Niedersf. 1910.
L. Bückmann, Ajo der Guging. Erzählung aus dem Bardengau. 1910. Darin historisch-geographische Anmerkungen S. 216 ff.
Derselbe, Im Tal der Schmalenau. Halbmonatschrift Niedersachsen 1910, Nr. 20.
Derselbe, Über einige Probleme der Flußnamenforschung in der Lüneburger Heide. Halbmonatschr. Niedersachsen 1912, Nr. 8.
Derselbe, Über den niederdeutschen Namen des Sperlings. Ebenda 1912, Nr. 11.
Blasel, Die Wanderzüge der Langobarden, 1909, besprochen von L. Bückmann, Z. d. Hist. V. f. Nf. 1910.
L. Schmidt, Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgange der Völkerwanderung, II 1. Die Ingwäonen, 1911, besprochen von L. Bückmann, Z. d. Hist. V. f. Nf. 1913.
Kauffmann, Deutsche Altertumskunde I, 1913.
Die Blätter der Generalstabskarte. 1 : 100 000. Als Übersichtskarte kann dienen: Hans Ravenstein, Reg.-Bez. Lüneburg. 1 : 300 000.

Abkürzungen

außer den schon angeführten.

Sh Namen der alten Siedehäuser der Lüneburger Sülze. ON Ortsname(n). PN Personennenname(n). L bei den Langobarden nachgewiesener Name. VN Volksname(n). GN Gauname(n). FN Familienname(n). Fl Flurname(n). fl Fluß- und Bachname(n). bg Bergname(n). w Waldname(n). d. deutsch. sl. slavisch. as. altsächsisch. nd. niederdeutsch. mnd. mittelniederdeutsch. hd. hochdeutsch. ahd. althochdeutsch. mhd. mittelhochdeutsch. an. altnordisch. ags. angelsächsisch. fr. friesisch. nl. niederländisch. mnl mittelniederländisch. got. gotisch.

1.
Die Namenkunde.

Die Namenkunde, ein wichtiger Zweig der Heimatkunde, beschäftigt sich mit der Erforschung der Eigennamen. Die Eigennamen sind Sprachdenkmäler, die aus allen Perioden der Sprache, soweit die geschichtliche Kunde zurückreicht, überliefert sind, die aber auch schon in vorgeschichtlicher Zeit entstanden sein können. Da die Eigennamen Jahrhunderte, ja Jahrtausende an den Gegenständen haften, können sie auch als geschichtliche Urkunden gelten; sie Namenkunde

können günstigenfalls Verhältnisse und Zustände aus vorgeschichtlicher Zeit bezeugen.

Die alten Personennamen (PN) sind uns teils als Namen handelnder Personen der Geschichte überliefert, teils treten sie uns entgegen als fortlebend in heutigen Familiennamen (FN), teils sind sie zu erschließen aus alten Ortsnamen, zu deren Bildung sie benutzt sind.

Alte Volks- und Stammnamen (VN) sind uns als solche teils in den Geschichtsquellen überliefert, teils leben sie noch heute fort in Landes-, Gau- und Ortsnamen.

Die überlieferten alten Gaunamen (GN) sind entweder von Stammnamen hergenommen oder von bestimmten Örtlichkeiten abgeleitet.

Die Ortsnamen (ON), die Namen der menschlichen Siedlungen, sind gebildet teils von den PN der ersten Ansiedler oder ihrer Führer, teils von Stamm- und Sippennamen, teils auch von der natürlichen Beschaffenheit des Platzes, z. B. von Berg, Wald, Feld, Sumpf, Bach, Fluß, von Tieren und Pflanzen.

Flurnamen (Fl) im weiteren Sinne sind alle Namen der natürlichen Teile des Geländes. Es gehören dazu die Berg- und Hügelnamen (bg), Waldnamen (w), Fluß- und Bachnamen (fl), sowie die Flurnamen im engeren Sinne, die Namen von Heiden, Äckern, Wiesen und Weiden.

Alle Arten von Flurnamen werden auch gelegentlich als Ortsnamen benutzt.

Die alten Orts- und Flurnamen können nicht nur als Sprachdenkmäler angesehen werden, sondern auch als geographische Quellen dienen; sie können zuweilen bezeugen, wie die Gestalt des Geländes in alter Zeit gewesen ist, wie weit der Boden mit Wald oder mit Sumpf bedeckt gewesen ist, wo ein Fluß oder Bach früher seinen Lauf gehabt hat, u. ä.

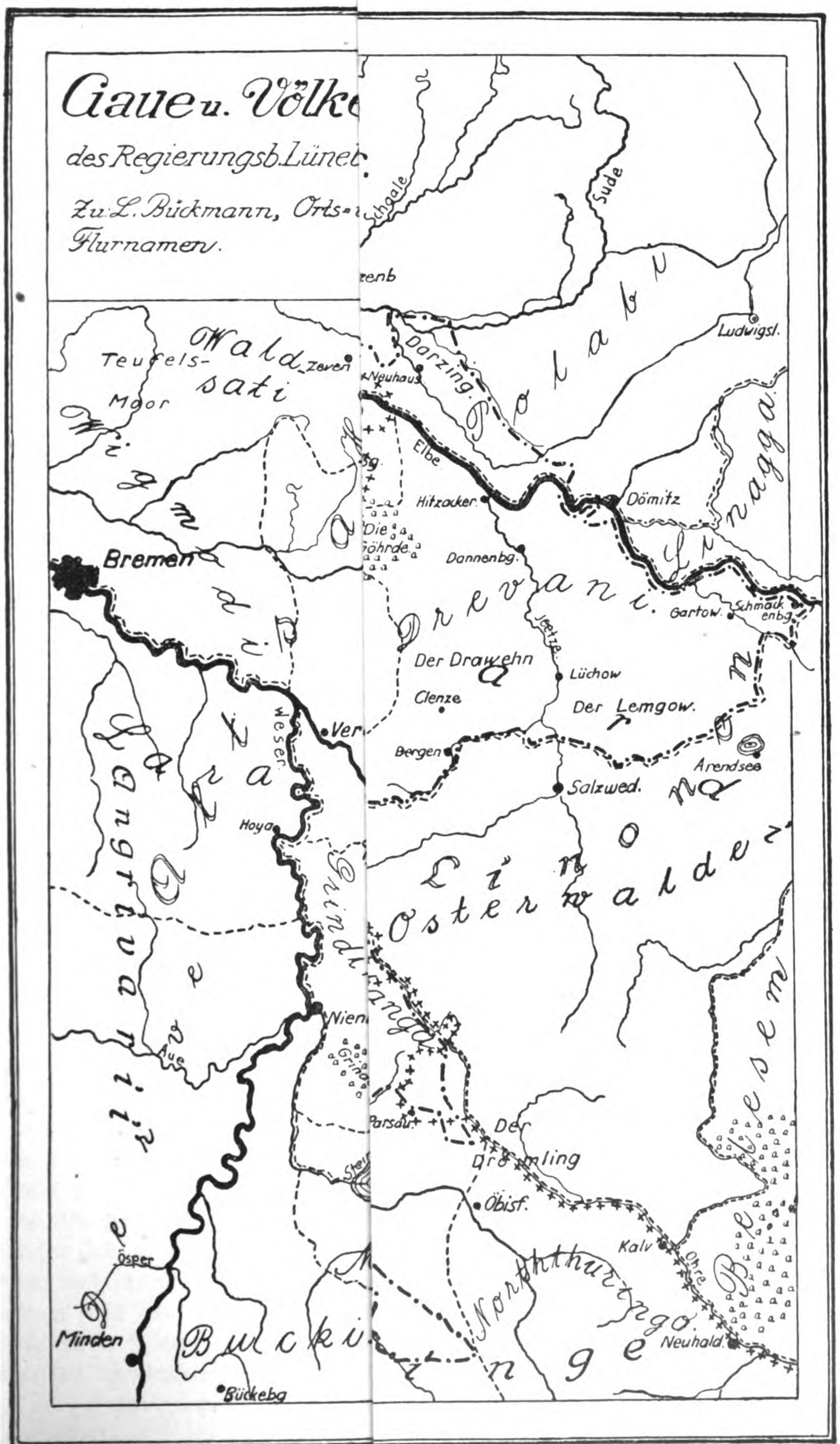
Als Geschichtsquellen angesehen, werden sie auf Fragen folgender Art geprüft werden müssen: Welche Völker oder Stämme haben das Land bewohnt? und in welchem Umfange? oder in welcher Folge? Wann ist das Land zuerst besiedelt? Wie dicht ist die älteste Besiedlung gewesen? Welche Orte sind später entstanden und in welcher Lage? oder durch welche Stämme? Wie weit reicht der Anteil der verschiedenen Völker an der heutigen Bevölkerung?

Alle diese Fragen drängen sich bei Betrachtuug der ON auf, und man hat sie oft allzu vorschnell beantworten wollen. Vorsicht und Zurückhaltung ist hier am Platze.

2.
Die Volksnamen.

Volksnamen

In den Zeiten, in denen uns die ON unsers Gebietes überliefert werden, d. h. vom 8. Jahrhundert an, wird das Land von zwei Völkern bewohnt, den Sachsen und den Wenden; als Denkmäler der nd und der sl Sprache sind die Namen also zu betrachten, aus diesen Sprachen sind sie zu erklären. Aber wir haben über das Land und seine Bewohner schon Nachrichten aus dem 1. Jahrhundert durch die Römer, und diese sagen uns, daß damals zwischen Elbe und Aller die Langobarden gesessen haben, an die im Norden



Grenze des Regierung Ortsnamen.

jenseit der Elbe die Sachsen, Angeln und Warnen grenzten, im Nordwesten zwischen Elbe und Weser die Chauken, im Westen an der Weser die Angrivaren, im Süden an Leine und Innerste die Cherusken, neben denen noch, wahrscheinlich an der Aller und Fuhse, die Fosi und Dulgubnii genannt werden, im Osten an der mittleren Elbe die Sueven, darunter als Hauptvolk die Semnonen in Brandenburg. Wo im einzelnen die Grenzen dieser Völker gelaufen sind, wissen wir nicht. Etwa seit der Mitte des 3. Jahrhunderts bildete sich nun der große Sachsenbund (oder das Sachsenreich), indem nämlich — so erzählt die sächsische Stammsage — die Sachsen über die Elbe drangen und zunächst Hadeln eroberten. Die Namen der bisherigen Völker verschwinden, und alle Bewohner unseres Gebietes nennen sich fortan Sachsen. Ausgewandert ist nur ein Teil der Langobarden — ihre Stammsage behauptet, der dritte Teil — wahrscheinlich im 3. Jahrhundert (vgl. darüber meine Besprechung des Buches von Blasel, Z. d. H. V. f. NS. 1910). Der zurückgebliebene Teil wird die alten Wohnsitze behalten haben, wenn auch wohl nicht im alten Umfange; den Namen des Volkes trägt der Bardengau, dessen Bewohner Bardi heißen, gerade wie sich auch die Langobarden in Italien in lateinischen Gedichten nennen (vgl. über diese Verhältnisse die Darstellung in meinem Ajo). Von den übrigen Völkernamen hat sich der der Angrivaren erhalten, indem der mittlere Teil des Sachsenbundes an Weser und Leine Engern (Angraria) genannt wurde. Als ältere Bewohner von Hadeln nennt die sächsische Stammsage Thuringi, wahrscheinlich sind dies Angeln und Warnen gewesen (nach der lex Angliorum et Werinorum, hoc est Thuringorum, zu schließen; vgl. auch in Hadeln ON Dörringsworth, Fl Döringsweg, die alte Thingstätte bei Altenbruch Warningsacker), von denen ein Teil weiter nach den Niederlanden (GN Dörringen) und von da mit Sachsenzügen nach England, ein anderer Teil südlich nach der Gegend zwischen Ise, Oker, Ohre und Elbe gewandert ist, wo zwei Gaue nach ihnen heißen, der Thorlingo (Derlingo) und der Norththuringo. Die eigentlichen Sachsen (Altsachsen, 722 Altsaxones) scheinen sich in dichteren Scharen hauptsächlich zwischen der Niederelbe und der Niederweser und weiter im Hoyaschen niedergelassen zu haben, wo gewisse Gebiete später den Namen terra antiquorum Saxonum tragen. Mittlerweile war im Verlaufe der Völkerwanderung der Osten Deutschlands von den Germanen geräumt, an die Stelle der ausgewanderten Goten, Vandalen, Burgunden, Heruler, Rugier und Sueven waren slavische Stämme getreten; diese drangen in unserem Gebiete sogar über die Elbe und besetzten Teile des alten Langobardenlandes. Es wird berichtet, daß den Langobarden in Italien 20000 befreundete Sachsen zu Hülfe gezogen seien. Die Vermutung liegt nahe, daß diese „Sachsen" Stammesbrüder der Langobarden, also „Barden", gewesen sind, und die Wohnsitze, die sie in ihrer nordischen Heimat leer ließen, haben wahrscheinlich vorrückende Slaven besetzt. So ist das Bardenland, das anfangs das hannoversche Wendland und die Altmark mit umfaßt haben wird, immer kleiner geworden, bis es auf den späteren Bardengau beschränkt war, der offensichtlich als Heimat des ganzen Langobardenvolkes zu klein ist.

Die Langobarden (Langobardi) erklären ihren Namen selbst als „Langbärtige". Es liegt kein Grund vor, diese Erklärung abzuweisen, Bardi bedeutet demnach die „Bärtigen"; im Beowulf finden wir noch den epischen Ehrennamen Headhobeardan, d. i. „Kampfbarden". Die Deutung des VN Langobardi als „Langärte" ist unwahrscheinlich (vgl. darüber Brückner und Blasel).

Die Sachsen (Saxones) sind nach ihrer Waffe, dem Sachs (sahs) benannt.

Die Cherusken (Cherusci) sind „Schwertmänner" (zu cheru, heru Schwert). In einem ON erhalten, s. unten.

Die Chauken (Chauci), die „Hohen" (oder weniger wahrscheinlich die „Hügelbewohner" nach den Wurten). Vielleicht weisen die ON, die mit Han- oder Hon- beginnen, zum Teil auf diesen VN.

Die Angrivaren (Angrivarii) = „Wiesenbewohner".

Fosi, „die Feurigen, Kampfbereiten"? Vgl. den fl. Fusena. Der Zusammenhang der beiden Namen ist unsicher.

Dulgubnii, „Schädiger, Wundenbringer". Vgl. ON Dolgen.

Anglii, „Winkelbewohner, Buchtanwohner"?

Die Warnen (Warini, Werini), „die Schützenden, Wehrenden"?

Thoringi, Thuringi (zu an. thora „Mut haben"), „Heldensöhne".

Dazu der Geschlechtsname des langobardischen Königs Agilulf: Thoringus, Turingus, und der ältestüberlieferte PN des Bardengaues: Turingus in finibus Parthanorum (H. S. 4) vor 783, außerdem der Bg Dorinc 1297 und der FN Döring. ON Düring (Thuringen) bei Geestemünde. Vgl. den ON Thuringesgibutli (Wüstung dicht bei Braunschweig, östlich von der Oker, hart an der Grenze des Thorlingo) und ON Duringesrod, ebenfalls im Thorlingo, juxta fluvium Ovacra.

Die Slaven im Amte Neuhaus gehörten zu den Polaben (Polabi = „Elbanwohner"), die im Wendland zu den Liutizen, (Liutizi = „die Furchtbaren, Wilden") und zwar zum Stamm der Linonen (daran erinnert der Untergau Lemgow, dessen Name dem GN Linagga im Osten der Elbe gleichsteht). Das hannoversche Wendland führte den GN Drevani (heute „der Drawehn"), d. h. „Holzbewohner".

Die Bevölkerung des Regierungsbezirks Lüneburg ist also teils germanischer, teils slavischer Abstammung. Der germanische Teil muß in der Hauptmasse langobardischen, daneben auch altsächsischen Blutes sein; an der Nordwestecke können wir allenfalls Nachkommen der Chauken, im Westen Angrivaren, im äußersten Süden (bei Lehrte) Cherusken, an der Aller und Fuhse Fosen und Dulgubnier, östlich von Ise und Oker Thoringe, d. h. Angeln und Warnen, vermuten. Der slavische Teil besteht im Süden der Elbe aus Linonen, im Norden aus Polaben.

3.

Die Gaunamen.

Gaunamen

Diese Vermutungen haben wir nun zunächst mit der alten Gaueinteilung unsers Gebietes zu vergleichen. Den Kern des Gebietes bildet der Bardengau (Bardangavi, Bardungawe, Bardonga, Barthunga, Bardengawi u. ä., auch

einmal Bardinc pagus), er wird begrenzt von der Elbe, der Göhrde, den Ilmenauquellen, dem Lüß, der Sotriet, Wietze und Seeve (vgl. H). Der Name des Gaues und seines alten Mittelpunktes Bardowick gibt uns die Gewähr, daß wir hier im Gebiete des langobardischen Stammes sind. Doch sind im Osten und Süden auch in großer Zahl Slaven eingewandert.

Das Gebiet zwischen Seeve und Este gehörte zum Gau Moswidde (Moswidi 9. Jh., Mosweddi, Mosidi 1004, Mosde 959), dessen Name noch in dem ON Moisburg steckt. Der Gau erstreckte sich nach Westen bis an die Lühe. Vielleicht ist er in höherem Grade als der Bardengau von Altsachsen besiedelt worden. Es ist die Frage, ob der Gau schon zum Chaukenlande gehört hat. Östlich vom Bardengau bildete das Land vom Kateminer Bach und von der Göhrde bis zur Alandmündung den Gau Drevani, der von Linonen bewohnt wahr. Der Name des Gaus lebt fort in der Bezeichnung Oberer und Unterer Drawehn (zwischen Jeetze und Göhrde), der Name der Linonen in der Bezeichnung Lemgow (östlich von der Jeetze). Das Amt Neuhaus im Norden der Elbe gehörte zum Gau Polabi, er war von den Polaben bewohnt. Die deutschen ON im Gau Drevani zeigen teils bardisches (Bahrendorf, Woltersdorf, Gummern, Mützingen), teils thoringisches Gepräge (Gorleben, Brandleben, Bockleben, Malsleben). Südlich vom Bardengau und östlich von Ise und Oker erstreckte sich der Thorlingo (949 in pago Thorlingo, 953 Derlingun, Darlinga, Derlingo u. ä.) mit dem Untergau Witinga um Wittingen (Witingaos, acc. des VN, Huutangai für Hwitangai). Der Name des Thorlingos, des Gaues der Thorlinge, macht es wahrscheinlich, daß er zu dem Gebiete der Thoringe, d. h. der Angeln und Warnen, gehört hat wie der östlich daran grenzende Norththuringo. Die ON, die den Thorlingo charakterisieren, sind die auf -büttel, gemeinsam mit dem Norththuringo sind ihm die auf -leben. Der nördliche Teil des Gaues ist aber später von Slaven besetzt worden. Das Gebiet zwischen Ise, Aller, Arloh und Lüßwald nahm der Gau Grete oder Gretinge ein (Grethe 1051, 1057, Creti 1060, Gretinge 1022); ob es den Langobarden oder den Dulgubniern gehört hat, ist fraglich. Der Name des Gaues bezeichnet ihn als Wiesen- oder Weideland (fr. grêd, ags. graed, mnd. grêt f.).

Den Kreis Fallingbostel, die westliche Hälfte des Kreises Celle und die Südwestecke des Kreises Soltau mit der Stadt Soltau selbst umfaßt der Laingo oder Loingo, der sich aber auch noch nach Südwesten bis zum Steinhuder Meer erstreckte (Lainga 892, 937, 1033, Laingo, Loingo, Lohinga 892). Er lag also an beiden Seiten der Leine (Lagina), und von ihr wird er den Namen haben. In diesem Gebiete müssen neben Langobarden und Altsachsen vor allem Angrivaren gewohnt haben; in welchem Umfange, läßt sich kaum vermuten. Die charakteristischen ON dieses Gebietes sind die auf -ingen. Die Nordostecke des Gaues um Müden (Mutha) herum hat den Untergau Muthiwidde (Muthiwide, Muthiwidde) gebildet mit wahrscheinlich langobardischer Bevölkerung. Der Name bedeutet „Genossenschaft des Mündungswaldes"; gemeint ist der Zusammenfluß von Örtze und Wietze. (Der Untergau Insterlaca,

11*

den der auch sonst nicht immer zuverlässige O. Curs um Moide herum annimmt, liegt in Wirklichkeit in den Niederlanden an der Zuidersee bei Utrecht, Muiden). Der westliche Teil des Kreises Soltau mit Wolterdingen und Schneverdingen wird, wie zum Bistum Verden, so auch zum Sturmigau (Sturmi 795, 1059, Sturmium, dat. pl. 1006, Sthurmun, Sturmegoe) gehört haben. Der Sturmigau hat in der Heldensage einen berühmten Heros Eponymos, den alten Wate im Gudrunliede. Str. 232. Die boten riten gâhes ze Stürmen in daz lant, dâ man Waten den küenen bî sînen helden vant. 263. Dô reit mit urloube Wate in Sturmlant. Der Name des Gaues ist offenbar verwandt mit dem des Stormarngaues in Holstein. Die Sturmi und die Sturmarii werden beide vom Schlachtensturm den Namen tragen; man vergleiche den alten Stabreim in stürmen und in strîten; noch Körner singt: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los", und Adam von Bremen sagt, daß die Sturmarii den Namen davon hätten, daß sie so viele Aufstände (seditiones) machten. Die Sturmi sind also die „wilden Kämpfer". Die Ähnlichkeit des Namens läßt auf Verwandtschaft der Bevölkerung schließen, der Sturmigau wird also wesentlich von Altsachsen besiedelt sein, wie auch die unmittelbare Nachbarschaft der terra antiquorum Saxonum (um Bücken) wahrscheinlich macht.

Das von der Fuhse und der südlichen Wietze durchströmte Land, westlich von der Oker und südlich von der Aller mit Ausnahme der Gegend von Lehrte, gehört dem Gau Flutwidde an (Flutwide 1022, Fluthwidde 1022, Flotwita 1052), dessen Name noch heute in der Landschaftsbezeichnung „der große und kleine Flottwedel" fortlebt. Der Name soll wahrscheinlich „die Genossenschaft des Wasserwaldes" bezeichnen. Vgl. den fl. Fluthriede (Nebenfluß der Fuhse). Außerhalb des Gaues liegen Gr. und Kl. Flöthe (Flotide) an der Quelle der Fuhse und Flottwedel (Vlotwede) bei Wietzendorf. Die Bewohner des Gaues werden die Nachkommen der Fosi sein, an die der fl. Vusina (Fuhse) erinnert. Der südwestliche Zipfel des Regierungsbezirks endlich, „das große Freie" um Lehrte, gehört zu dem zwischen Innerste und Oker sich ausbreitenden Gau Astvala, d. i. Ostfalen, der ohne Zweifel zu dem Gebiete der Cherusken gerechnet werden muß (Astvala 1013, Ostvala 1053).

GN: Bardengau (Bardangavi) „Gau der Barden".
Moswiddi „Genossenschaft des Moorwaldes".
Drevani „Holzbewohner" (vgl. die deutschen GN Holtsati, Waldsati),
Loingau (Lainga) „Leinegau".
Muthiwidde „Genossenschaft des Mündungswaldes",
Grethe (Greti) „Weideland" (up dem Grete).
Thorlingo „Gau der (kleinen) Thoringe" (vgl. Har-l-ing, Heruli, Winnili).
Flutwidde „Genossenschaft des Wasserwaldes".
Sturmi „die Kämpfer".
Astvala „Ostfalen" (zu falah „Ansässiger").

Umschlossen wird der Bezirk von Gebietsteilen folgender Gaue: Im Norden der Elbe liegen die Gaue Sturmaria (Holstein), Sadelband, Polabi

(Lauenburg, Mecklenburg), Linagga (Priegnitz), in der Provinz Sachsen die Gaue Osterwalde und Norththuringo, in Braunschweig und Hildesheim Teile des Thorlingo, Flutwidde und Astvala, im Reg.-Bez. Hannover Marstem, ein Teil des Lainga, sowie Grindiri-ga (am Grinderwald), im Reg.-Bez. Stade Teile von Sturmi und Moswiddi.

Von den Gauen des Bezirks scheinen zu Engern gehört zu haben Moswiddi, Lainga, Muthiwidde und Sturmi, zu Ostfalen Bardengau, Drevani, Grete, Thorlingo, Flutwidde und Astvala.

4.

Die Mundart als Stammeszeugnis.

Die Mundart als Stammeszeugnis

Daß die Bevölkerung des Reg.-Bez. nicht einheitlicher Herkunft ist, haben sowohl VN als auch GN uns gezeigt. Es fragt sich, ob dies Ergebnis durch die Grenzen der heutigen Mundarten gestützt wird. Am stärksten hebt sich die Mundart des Wendlandes, des alten Drevanigaues, von den übrigen Landesteilen ab; diese Gegend, in der die Slaven nicht zerstreut, sondern in geschlossener Masse wohnen geblieben und am spätesten germanisiert sind, zeigt z. B. in der Behandlung des anlautenden h ihre auffällige Sonderart, ebenso in dem -en der Pluralformen des Präsens. Sodann ist die Oker noch heute eine deutliche Sprachgrenze, die das Cheruskische von dem Thoringischen scheidet und den alten Stammesunterschied festhält. Im Osten der Oker herrscht monophthongische (hûs, hüser, mîn), im Westen diphthongische Mundart (hius huiser, me'n). Vgl. Andree S. 49 f. Damköhler sieht hier die Grenze zwischen Engern und Ostfalen, was doch nicht angeht, da der Gau Astvala dann zu Engern gehören würde. Richtig erklärt Jellinghaus die Oker für die Ostgrenze der Cherusker. Dies stimmt gut zu meinen Ausführungen über die Ausbreitung der Thoringe. Vgl. darüber noch § 13 unter Harxbüttel.

Ferner geht die Nordgrenze der Formen mik (mek) und dik (dek) von der Leinemündung an quer über den Rücken der Lüneburger Heide, wobei ein Gebiet um Ülzen als Übergangsgebiet gelten kann, während die übrige Nordheide nur mi und di kennt. Von da wendet sich die Grenze scharf über Bergen nach Süden. Dazu kommt eine von Süden nach Norden fortschreitende Vorliebe für einsilbige Formen, für Auslassung des Flexions- und Bildungs- e, für Unterdrückung der Vorsilbe ge-, z. B. wi hebbet esegget im Süden, wi hebbt (heft) seggt im Norden. Auch darin spricht sich eine Stammesverschiedenheit aus, das Cheruskisch-Angrivarische im Süden hebt sich von dem Bardisch-Sächsischen im Norden ab. Die allmählichen Übergänge in der Südheide deuten teils wohl auf Völkermischung, teils vielleicht auf die Mittelstellung der Fosen und Dulgubnier hin. Doch bedürfte dies einer eingehenden Untersuchung, ebenso wie die genauere Abgrenzung des Bardisch-Sächsischen (Lüneburgischen) gegen das Chaukisch-Altsächsische (im Reg.-Bez. Stade). Alle Gebiete des Reg.-Bez. Lüneburg gehören zu der westlichen Gruppe des Niederdeutschen, die in der 1. und 3. Pl. Praes. die Endung -et oder -t hat im Gegensatze

zu dem -en der ostelbischen Mundarten. Nur das Wendland macht eine Ausnahme, es hat -en (wi hebben seggt).

Näheres über alle diese Fragen findet der Leser in dem Aufsatze von Prof. Kück, auf dessen interessante Ergebnisse ich hier verweise (Nr. 24).

5.
Nichtgermanische Volksteile.

Nicht-germanische Volksteile

Vielfach ist auch die Frage aufgeworfen nach einer vorgermanischen Besiedlung unsers Gebietes. Was darüber die Gräberfunde lehren können, muß an anderer Stelle besprochen werden; hier haben wir nur zu fragen, ob die Namen darüber Aufschluß geben können. Die Namenklasse, die unzweifelhaft das höchste Alter beanspruchen kann, ist die der Flußnamen, und auf Grund der Flußnamen hat Müllenhoff seine berühmte Keltengrenze durch Norddeutschland gezogen. Nach ihm sollten alle fl auf apa keltischen Ursprungs sein. Danach wäre das Gebiet der Wölpe (Welapa) und der Alpe (Alapa) bei Rethem altes Keltenland. Auch die Namen der Leine und Aller sind als keltisch angesprochen worden. Aber alle diese Aufstellungen sind nicht genügend sprachlich gestützt. Im besonderen sind die Namen auf apa als gutdeutsch erwiesen (vgl. meinen Aufsatz in Niedersachsen 1912, Nr. 8). Noch weniger kann der Versuch Kaysers, eine Reihe gallischer Völkerschaften aus ON des Bardengaues nachzuweisen, als geglückt gelten (vgl. meine Besprechung in der Z. des hist. V. f. NS 1910). Als Ergebnis stellt sich heraus, daß unter den Namen des Reg.-Bez. kein einziger sicher als keltisch bisher hat nachgewiesen werden können.

Schwieriger als diese Keltenfrage ist die Entscheidung über die frühere Ausbreitung der Slaven. Die eingehenden und umfangreichen Untersuchungen Kühnels haben zweifellos Spuren von Slaven auch westlich von Ise und Ilmenau nachgewiesen, wie solche auch urkundlich bezeugt sind; man kann sich leicht vorstellen, daß Kriegsgefangene häufig als Knechte im Sachsenlande angesiedelt worden sind und Flurstücken, vielleicht auch einmal einem Dorfe den Namen gegeben haben. Einzelne slavische Wörter sind freilich auch als Lehnwörter von der niederdeutschen Sprache übernommen und eingedeutscht worden, so daß deren Gebrauch den Schluß auf slavische Ansiedlungen nicht ohne weiteres gestattet. Es ist außerdem wahrscheinlich, daß Kühnel mit manchen Ableitungen in die Irre gegangen ist, so daß in Einzelheiten die Frage noch nicht völlig geklärt ist (vgl. mein Lüneburger Programm 1909 sowie Koblischke in der Z. d. Hist. V. 1909 und 1912). Besonders stark ist die Mischung der beiden Völker jedesfalls im östlichen Bardengau zwischen Göhrde und Ilmenau und weiter südlich bei Ülzen, sowie im Witingo.

Das Neben- und Durcheinander der beiden Völker zeigt sich in dem am heißesten umstrittenen Gebiete besonders deutlich in dem Vorhandensein von Dorfpaaren des gleichen deutschen Namens, die durch den Zusatz von Groß und Klein, Deutsch und Wendisch unterschieden werden. Nach dem Ausweis des Winsener Schatzregisters ist die Bevölkerung der mit „Groß" bezeichneten

Dörfer sächsisch, die der „Klein“ genannten wendisch. Beispiele: Wester oder Dudeschen Everinge (Deutsch-Evern), Oster oder Wendeschen Everinge (Wendisch-Evern), Dudeschen und Wendeschen Todendorpe (Groß- und Klein-Thondorf). Schon von Hammerstein hat darauf aufmerksam gemacht, daß die „Pflughöfe“ dieses Registers sächsisch, die um die Hälfte kleineren „Hakenhöfe“ wendisch seien. Mit dieser Annahme stimmt die Beobachtung überein, daß die (nicht sehr zahlreichen) wendischen PN des Registers sich nur bei Hakenhöfen finden. Natürlich hat sich eine Schicht sächsischer Namen, als der Namen des siegreichen, herrschenden Volkes, über das ganze Wendenland ausgebreitet. Aber es ist auch nicht ausgeschlossen und im östlichen Bardengau sogar wahrscheinlich, daß sich alte bardisch-sächsische Namen durch die kurze Zeit der Slavenherrschaft hinübergerettet haben in die Zeit des erneuten Vordringens der Sachsen.

6.
Die Flußnamen.

Die Flußnamen pflegen auch bei wechselnder Bevölkerung am zähesten zu haften, und wir werden deshalb bei ihnen außer den germanischen wohl uralte gemeineuropäische oder vorgermanische Namen erwarten dürfen, kaum aber slavische, abgesehen von den kleinsten Wasserläufen, die leichter ihren Namen wechseln. Ich verweise für die fl auf meine Abhandlung (Niedersachsen 1912 Nr. 8). Flußnamen

1. Nicht erweiterte Grundwörter.

Die Elbe (Albis, Alba, Albia, in sl Aussprache Labe), „Fluß“ (schwedisch elf, vgl. in Süddeutschland die Alb, Albe, Alben).

Die Luhe (Lu, Luw, Lue, Lo), vgl. süddeutsch Loua, lat. luere, lavare, „die Spülende“.

Die Strau (bei Boitze), „Strömung“ (sanskr. sravâ, griech. rho-e), von der Wurzel sru- „fließen“, Zusammensetzung z. B. Al-stra).

2. Ausgang -mana, verkürzt -ma

Die Ilmenau (Elmanau, wahrscheinlich aus El-mana, von der gemeineuropäischen Wurzel al- „nähren“, vgl. Almina, Ilmina, Ulmena, lat. Almo), „die Nährende, Fruchtbare“.

Die Verkürzung -ma zeigt wahrscheinlich der ON Ödeme (van der Odeme), wohl älterer Name des Hasenburger Baches. Zu ôdi Einöde? Die Dumme.

3. Ausgang -and.

Der Aland (Alend rivus). Zu W. al-. Vgl. Alantia Elz.

4. Ausgang apa, hd. affa „Fluß“. Vgl. lat. ab-nis, amnis, kelt. abann.

Die Alpe (Alapa). W. al. „Nährfluß“.

Die Wölpe (Welepa, Wilpa, Welpe, Wolpe, Welpia, Welipia). W. wal „wälzen, rollen“, vgl. Walbiki Walbeck.

5. Ausgang ara „Fluß“. Vgl. Ara, die Aare.

Die Aller (Alara). W. al. „Nährfluß“. Vgl. Il-ara, Iller.

Die Oker (Ovac(c)ra), nicht sl (K), auch nicht nach der Ockerfarbe genannt (F), sondern neben Ackara (Agger, Nebenfluß der Sieg), Echerbach (bei Fulda), Ukera (Ucker) wohl als Ov-accara aufzufassen, Zu awi, owe Schaf? oder „Oberer Fluß“?

Die Wipperau (nach K sl „Eberfluß“, wahrscheinlicher mit andern Flüssen des Namens Wippera in Thüringen und Rheinland vorgermanisch).

6. Ausgang -ana, -anna (-a-sna, W. snu- „fließen“?)

Die Seeve (Sevena), von der gemeineurop. W. sêq „fließen“, vgl. Sequana (Seine), „die Strömende“.

Die **Jeetze** (Yesna, Yhesene, Jesne), vgl. Jas-beke, Jass-affa, Josse-bach, Jesin-pach, also nicht sl (K) = „Eschenfluß", sondern gemeineurop. von noch unklarer Bedeutung.

Die **Ise** (Isunna, Ysne), gemeineurop. von der W. is, vgl. Isana, Isala, Isara. Bedeutung unklar.

Die **Örtze** (Ursinna, Ursena, Orsne), „die Starkströmende" (arsi, ursi „männlich, stark" PNL Urse-ram, Urse-mar, Urs-oald, Orsengo, und snâ, snâu „fließen").

Die **Wietze**, zweimal, (Wizena = Wikina mit Zetacismus). „Bergulmenfluß", von wieke, wietzer, ulmus montana. Dazu die ON Wietze (Witsene), Wietzendorf, Wiekenberg Wikinabroc (Wietzenbruch).

Die **Fuhse** (Vusina), zu ahd. funs, „die Schnelle".

Die **Erse** (Ersen, Erzen, Erssene, Eyrse, Ersche), zu got. airzeis irre, airzjan irreführen, Grundbedeutung der W. wohl „umherwandern", PN Irso, Irsing. „Wanderfluß".

Die **Leine** (Lagina, Logna), gemeineurop. wie Lahn (Logana), französ. Laigne, wahrscheinlich zu lagu „Wasser".

Die **Böhme** (Bumen, Bomen, Bomene, Bomne), „Baumfluß". Dazu die ON Bomme bei Dorfmark (1337 Bomene) und Böhme (1413 Bomene).

Die **Meiße** (Meysne, Mesne). Vgl. fl Mais-aha (Bayern), Miss-aha (Braunschweig). Vielleicht „Meisenfluß"?

Die **Lehrde** (Lerna). Vgl. Lerbiki Lerbeck, Liris. W. li „fließen".

Die **Bomlitz** (nach dem ON Bamlinestade Bommelsen = „am Ufer der Bamlina" ursprünglich Bamlina), „kleine Böhme". Bommelsen heißt später Bomlose 1237, Bommensenbeke 1489, hier liegt der Ausgang -issa zu Grunde.

Die **Warnau** (wohl aus Warinna), zu W. war „wehren".

Die **Wümme** (Wiemena, Wemma, Wimna), zu wiumu „vollsein", „wasserreicher Fluß".

Die **Ohre** (937 Horana, 973 Ora). Vgl. fl. Orla.

7. **Ausgang -asa, -issa.**

Die **Neetze** (Netisse, Netesse, der ON auch Nedessem), wahrscheinlich = Nithissa, vgl. fl Nitissa Nette, Nithorna Nidder, Nida Nidda. „Niederungsfluß, Talwasser".

8. **Ausgang -ada, -ata.**

Die **Este** (Eschede, Eschete, dazu der ON Esteburg, Escheborgh) „Eschenfluß".

Die **Lachte** (dazu der ON Lachendorf, Lachtendorpe), zu lagu „Wasser" oder zu laha „Grenzmarke"?

Die **Fulde** (1572 Fulde, dazu der ON villa Fiulmi? Wlle 1224, Vulle 1489). Vielleicht ursprünglich Fulmena? Zu ful „voll".

9. **Ausgang -ala**, Verkleinerung.

ON **Örrel** (Orle), an der kleinen Örtze und am Örrelbach. Vgl. fl Orla, Arla, Urula, Urla. „Kleiner Fluß".

10. **Ausgang aha „Wasser"**, nd. â, hd. ach.

Die **Lutter** (dazu ON Luttern, Lutteringen). Wohl aus Hlûtr-aha, „Lauterbach".

Die **Gumma** (Wasserlauf in Lüneburg). Aus Gumin-aha?

11. **Das beliebteste Grundwort für die Namen von Flüssen und größeren Bächen ist in der Heide das Wort „Aue" oder „Au".** Dies entspricht neben der schon behandelten Form aha dem lat. aqua „Wasser" in den Schreibungen auwa. ouwa, ouwe, auge, au, owa, owe, ow. Namen dieser Art sind außer den schon erwähnten Formen Ilmenau, Warnau, Wipperau folgende: die Aschau (Eschenfluß), Brunau (brauner Fluß), Esterau (Elsterfluß?), Gerdau (1004 ON Gerdauge, „Gehöftefluß"), Hardau (Waldfluß), Ilau (von il, Blutegel, oder mit Ilmenau verwandt?), Lopau (Lauffluß, oder mit Luppia Lippe verwandt?), Roddau (zu „roden"), Schwienau (Wildschweinfluß?), Smalenouwe (die Aue bei Hanstedt, schmaler Fluß), Stederau (nach dem ON Stederdorf), |Soltau (ON 937 Salta, 1068 Saltowe, 1197 Soltowe, Salzfluß). Die Strachau hat einen sl. Namen (von strahu Schreck). Wiedau (Weidenau).

12. **Das Grundwort „Bach"** heißt in der Heide biki, bizi (mit Zetacismus), später bike, beke, beck, verkürzt -bke, -pke, z. B. Gilbiki (Rauschebach), Wihtinbizi, Markbike

(Grenzbach), Swendebeke (schneller oder verschwindender Bach), Meinbeck (Birkenbach), Örbke (1256 Orbeke, zu ara, ora Fluß?), Schmarpke (Smeribizi, Schmarbeck, zu smeri Öl, Fett). Der Bachname haftet heute sehr oft an dem Dorfe, während der Bach selbst wieder nach dem Dorfe benannt wird. So liegt jetzt Melbeck (1296 Melbeke, 1300 Melbike „schwarzer" oder „sanfter Bach") am Melbecker Bache, während ursprünglich natürlich das Dorf am Melbeck lag. Von den zahlreichen Namen auf beck führe ich folgende auf: Ahnsbeck (Adensbeke, scheinbar vom P N Adinulf, doch lautet der Name 1197 Alrebekesa in parrochia Beinborstelde, also Alre-bekes-â, „Allerbachsau" an den Allerdreckwiesen, nahe der Aller, oder „Ellerbachsau", oder entstellt aus anre = an dere, „an der Bachsau"). Bardenbeke (P N Bardo). Künckenbeck (P N Kuniko). Lembsenbeck (P N Lamisso). Otzenbeck (P N Ozo). Wichtenbeck (Wihtinbizi, P N Wihto). Almke (Allenbeke, P N L Allo) Tappenbeck (P N Tappo, aus Thankbert). Zasenbeck (Zasbeke, Tzasbeke, Saszbeke, zum V N Sahso?). Gistenbeck (Gestenbeke, P N zum St. gast, wie Gestiliub, L Gastin, f. Gastuna?). Druffelbeck (Druchterbeke, wohl aus Druhteringebeke, zu P N Druhthari). Als Bestimmungswort finden sich ferner verwendet Adjektive (Langenbeke, Wittbeke, Rodenbeke, Sauerbach), Tiernamen (Adler Arbeke, Arpke, Arumbiki, Arenbeck, Bär Barenbeck, Biber Beverbeck, Biene Immenbeck, Gans Gosebeck, Reh Rhebeke, Reiher Reyerbek, Starke Quenebeke), Pflanzennamen (Eller Ellernbeke. Eibe Ibizi, Ipke, Mipke, Niebeck, Föhre Vorenbeke, Gras Gräsbeck, 1189 Grasbike, 1489 Gresebeke, Apfelbaum Abelbeck, 1337 Apelenerbeke, 1338 Apelderenbeke, zu apaldar, apholtra, Appelbeck, Apelenbeke, Ried Repke, 1327 Retbeke, Rebbeke, Hafer Haverbeck, Tanne Dambeck, wenn dies nicht sl = Eichengehölz ist, Bachbunge Veronica beccabunga, nd. luneke, Lüneskenbeke nach Krause, Jahrb. des V. f. niederd. Sprf. V). Bomke heißt Baumbach, Steimke, Stembeke, Stenbeke, Steinbach, Lobke, Lobeke, Waldbach, Hesebeck oder Häsebach Buschwaldbach, Warpke (Wertbeke) gehört zu wert Insel, Scharnebeck, Schermbeke, Scharenbeke teils zu scharn. scarn Dreck, Sumpf, teils zu schar Grenze, Schnedbeck, 1369 Snetbeke, bei Isenhagen, zu snede Schneide, Grenze, Elebeke, Eylbeke und Eimbeke, Eimke zu agil, agin Schrecken, Hatherbiki, heute Hesebeck, zu hathor Hader, Billerbeck ist der Murmelbach, Schweimke, 1244 Swenbeke, der Bach des Schweinehirten (swen), Lehmke, Lembeke, Lenbeke, Lehmbach, Angelbeck und Engelbeek der Angelbach, Bornbeck der Quellbach, Dieksbeck der Teichbach, Somerbeke der Sommerbach, Solbeke, Sülbeck, der Teichbach, Wallebike der wallende Bach, Wohbeck der Waldbach, Goltbeke vielleicht nicht Goldbach, sondern Sumpfbach. Jelbke (Jelbeke) = Gilbiki. Schliepb. zu slipen, gleiten. Glasbeke 1310, Glashove 1310, heute Glashof bei Wölpe, gebildet wie Glasipach Steiermark, St. glas, Ablaut glis, glus leuchten? Knesebeck (Knesebeke, Knisebeke), vgl. fl. Knes-aha Steiermark. Westerbeke Westbach. Wohlbeck (Uulbiki)? O N Beck bei Fallingb. (1520 tom Beke). Beckedorf bei Hermannsb. u. bei Harb. (1261 Bekedorpe).

Zuweilen ist beck in O N nicht aus biki entstanden, sondern aus bôk, bôki, bôkahi Buchenwald oder aus buki Rücken, Hügel.

13. Kleinere Bäche heißen ride, rieth, reyde, reede, riehe, rien, rigen. Alle diese Formen gehören zu der Wurzel rei „fließen" (vgl. lat. rivus, deutsch Rhin und Rhein). Am bekanntesten ist die Sotriet (Teichbach), früher Gilbiki, Rauschebach, genannt.

Beispiele: Die Springriehe (Quellbach), Riethe, Fluthriede, Ilenreyde (zu il Egel?), Rode Rigen (rot), Bronenrien (zu brâm Ginster?), Puckreede (zu pogg Frosch oder zu puck Elfe oder zu pucken Bläschen treiben?). O N Huckenrieth (zu nd. huken Böckchen? Das Grundwort kann hier auch hriod, reth, Ried, n. sein).

14. Für Rinnsal gibt es den Ausdruck rönne, ronne. Die Diekrönne (Teichrinne). Der Rönnenfarth (H. S. 350. „Bachfurt"). O N: Lassrönne (Lasronne), Lachsrinne. Rönne (Renne). Rönneburg (1233 Runneborge, 1242 Renneborgh).

15. Die Mündung eines Gewässers bezeichnet das Wort mûth, dat. mûthe. O N: Müden zweimal (Mutha, Muthen, Muden, dat. pl.).
Weddermöde (Gegenmündung). Dörmte (Dorenmuthe), Mündung des Dorenbaches.

16. Die Quelle heißt spring oder born (brunno). Der Räbersche Spring (Quellbach der Hardau) im Springgrund. Springhorn (Quellwald, an der Quelle der Bomlitz). Die Springriehe. Der Springborn bei Beetzendorf. O N Borne (to dem Bornen). Negenborn bei Burgwedel. Der Borne (Quelle der Gerdau). Der Bornbach, ein Quellfluß der Ilmenau, an dessen Ursprung der Ekkiswindibrunno (Quell der Ekkiswind) zu suchen ist. O N Gusborn (Sprudelquelle, to dem groten Gusborne, an. gjôsa hervorbrechen), vgl. P N L Gûsperto. Quickborn (lebendige Quelle). Sickenborn (Quelle der Niederung). Hunborn bei Ebstorf, Waldname, vgl. Hun-aha, Hun-bach, zu an. hûnn Bär? Finksalsborn b. Klecken zu sâl. O N Kolborn (Colborne), Kühlborn.

Ob hövede in der Bedeutung „Haupt" für „Quelle" vorkommt, ist nicht ganz sicher, da es auch Kollektivum zu hof sein kann. O N Visselhövede. Brockhövede, Brockhöfe.

17. water n.

Wittenwater. Nordenwasser. Schmalwasser. Schwarzwasser.

18. wetter f. Entwässerungsgraben in der Marsch. Dafür auch achterwater. Bruchwetter. Landwetter. Moorwettern.

19. Namen für stehende Gewässer.

Lake f. Gewässer bei Barum.

Die Karre, Wasserloch an der Ilmenau bei Bevensen (zu kar Korb, Gefäß).

Der Metzen-See, Reiher-See, Rohn-See, von der Neetze gebildet.

dik m. Teich. Soltendiek (Saltendike). Vickendik (Bg Vicko, Vicke, L Ficiningi). O N Bodenteich (Boddendik), Teich im Talboden? oder P N L Boddo? Landschaftsname Papenteich (Poppendich, Poppendyk), südlich von Gifhorn.

kolk m. rundes Wasserloch. O N Dübbekold (1360 Depekolke, 1450 Dupkolgk), „Tiefloch". Kolkhagen.

kûle f. z. B. lacus Sylverkulen.

pôl m. Poggenpol, Froschsumpf. Wiechelnpol, Weidensumpf.

sôth, sôd m. (as. sâth, pl. sâthas, ags. seath. Gilbikiessathas „Die Teiche des Rauschebaches" = Sotriet „Teichbach".

sâl, sôl, sûl, m. Salzlache, Saulache, zuweilen mit sal, seli Haus verwechselt. Harzsala Waldteich. Ramsöel Rabenteich. Sotrietsal Quellteich des Teichbaches. O N Bollensen (1006 Budinsola, Budinsole, Boldensen, Boltzen, 1032 Boldensele, 1198 Baldensele, 1359 Boldenze), P N Budo, L Bodo, später angelehnt an P N L Baldo. Allersehl (1379 Allersol, 1381 Allersole), Ellernteich. Weddersehl (1353 Weddersole, 1354 Weddersoel, 1247 Wedersole), Widderteich? Gewitterteich? Sprakensehl (1246 Sprakensele, 1367, 1381, 1382 Sprakensole, 1379 Sprakenzol, 1390 Sprakelsen, 1367, 1381 Sprakensen), Gebüschteich? Zu diesen vgl. seli § 22, 10.

7.
Waldnamen.

Waldnamen

Von den zahlreichen Waldnamen des Gebietes werden viele zugleich als Ortsnamen gebraucht, weil die ältesten Ansiedler sich natürlich dort am liebsten niederließen, wo durch vorhandenen Baumbestand besserer Boden und genügende Bewässerung angezeigt wurde. Zu diesen Namen gehören vor allem als die wichtigsten die Zusammensetzungen mit loh, die ich deshalb zuerst behandeln will.

1. Das Wort lôh m., lat. lucus, „Hain", kommt in den Formen lohe (dat sg.), loh, lo und verkürzt zu le und l vor. Auch der mehrfach vorkommende w der Lohn wird nur eine Erweiterung davon sein. In der Süd- und Südostheide trifft man nicht selten die Formen lah und la, bei denen einmal Gleichsetzung mit lê „Hügel" unumgänglich scheint (O N Räbberlah-Hradebodanlê, zu P N Hradebodo, später to dem Retberla). Das ist aber wohl nicht Entwicklung, sondern Vertauschung ähnlicher Wörter. Andere Beispiele für a:

die La, Laa bei Gifhorn, La Holzung bei Hannover, die Ringelah (Ringwald oder kleiner Wald?), Vinsslha (P N Finn?), Wieckelah (Bergulmenhügel oder -Wald?), Jettlah (Jagdwald von jegede? Doch vgl. Jettebruch). An der Ise begegnet neben loh das Wort leu, nach Kühnel wäre dies sl. lovu „Jagd". Espenleu Espenwald. Emmerleu, Betzhornerleu nach O N.

Ich führe nun die wichtigsten Nanen auf loh auf, Wald- und Ortsnamen.

Aspeloh, Espenloh Espenhain. Bockel, Boclo, Bocla, Bocle Buchenhain. Dalle, Danlo Tannenhain. to dem Danlo Hof zu Grethem. Eckel, Ekle, Ecklo, Eickeloh Eichenhain. Grassel bei Fallersl. (Grasaloh Ws S. 126) Grashain. Haassel, Hassel, Hassloh Haselhain. Ramelsloh (Hramesloa dat. sg., Ramaslahun dat. pl. 937) zu hramsa, rams Bärenlauch? oder zu hraban Rabe, P N Hraban? Schelploh Schilfwald. Surbokel (sur-suder-Süder). Varlo Föhrenwald. Wichle. Wiechel, Wiecheln Weidenholz.

Ahrenslohe, Arloh, Arrlohe (zu ar, arn Adler und P N davon). Barrl, Bätzloh, Behrensloh (das erste, Barlo, in Westf. u. Niederl. häufig, wohl zu bar Eber; die beiden andern zu bero Bär, P N Bezi, Bernd, Bernhard). Behrselohe. Beverlo bei Celle (zu Biber). Brackel, Brakell, Bracle, Calenbracle (zu brâk aufgebrochnes Land, oder gebrochnes Holz?). Bröckel (Brokeldhe 1304, Brucledhe 1304), Kollektiv zu brôklo, Bruchwald. Breloh, Bredenloh „im breiten Hain". Dülloh, vgl. Dulloh Westf. J. Fichtenhain? Dusslohe (zu dus düster). Eidesloh, Eiterslob (zu ahd. eit Feuer, oder P N davon, wie Eidi, Eidrat, Eidward, L Aitio, Aidipert). Firlebusch, Virlo. Gretloh Wiesenhain. Grippel (to dem Grippele, to de Grippelde, to Grippel) zu ahd. griffa? Grefel b. Fallingb. Gografschaft Grevenla b. Fallersl. zu grêve Graf. Harzlohe zu hard Wald, Bergwald, gen. hardes. Hillerlohe. Hinteln zu Hinde? Hützel (Huggelo 1251? Hutzelo, Hudsell, Horzelo?), vielleicht mit Zetacismus aus hûkelô, zu hûk Uhu? Jarnsloh, P N Jarn, d. i. Gerin oder Gerwin, L Garoin. Der Loh, Lohn, Lohne, die Lohheide, der Lohnberg, das Lohnfeld. Loholtzborch. Lohe Hofname (tom Loe). Langeloh, Langelo. Linteln. Lenteloe zu Linde. Lutterloh, P N oder Bachname? Malloh zu mahal Gerichtsort? Muuclo, alter Name für Munster, aus Muninclo, P N Muno, Muni, L Munichis? Osterloh (Osterloge) zu Ost. Queloh, Quenloh zu quen Starke. Räderloh nach J Sumpfwald. Rehloh zu Reh? Rungeloh, vgl. Wagenrunge? Salingsloh, P N Saling. Säverloh, Severloh, 1217 Scevenlo, zu sever Käfer? oder zu seven juniperus sabina? Schalksloh, zu schalk Knecht. Scharrl, Schorle Grenzhain oder Sumpfhain. Schmarloh zu smer Öl, Fett. Sprötzloh und Sprötze (Sprotzelo) zu sprok Reisig (mit Zetacismus) oder zu sprutan sprossen. Starloh (Staar?). Stüdtloh (stude Gesträuch). Timmerloh Zimmerholz (Timbarla). Undeloh Wasserhain. Welloh (zu welle Reisig?). Wesel, Wesenlo, Wesseloh, Wiesenhain. Windloh. Wittlohe.

Noch gehört hierher Bosse bei Ahlden (1261 Bordeslo, 1489 Borteslo, 1520 Bortelse), am Ufer der Aller, zu bord Rand. — Küddelse bei Fall, (1337 Kuddelse, 1338 Kuddeslo), zu einem P N Kuddi, vgl. Chudo, O N Chuzinchusi, Cuttenheim, oder besser zu nd. kudde n. Herde. — Unsicher ist Essel bei Schwarmst. (1489 Ezele, 1520 Esell, Eszell, 1542 Etzell, Esele, Eselen). Entweder entstellt aus Askilo „Eschenhain" oder aus Esilinge, Ezilinga „Nachkommen eines Esilo", Etzel, L Azilo.

2. Namen von Bäumen und Baumarten abgeleitet. bôm Baum: O N Wardböhmen, dat. pl. (1197 Werthebomen, 1272 Werdebomene, 1272 Wermbomede mit Kollektivsuffix, 1274 Wertbomen, 1489 Wardebomen), zu nd. warde Warte. — Buche: O N Bredenbook (Breybogk). Warmbüchen (Warmboken, Wermboke, Wernboken), P N Waro, Wero. Riskbäuken w bei Ebstorf, zu risch Binse. — Esche: Wilde Asch. im Eschen. die Eschen. — Eiche: Eich. Eichhof. Die Holzherrschaft tho der Maghed-ek (Jungfraueneiche) bei Bodenteich 1339. — Birke: die Birken. Grosse Berken. O N Hof Berc, to dem Berke (= birkahi Birkicht). — Hainbuche: bei den Heinboken im Drutwald. O N Heimbuch (Heimboke, Heymbeke, Heynboke 1292).

3. brauel, mlat. brogilus, ahd. brogil, mhd. brüel, nhd Brühl, Buschwerk, Buschwiese (ital. broglio, franz. breuil). Verschiedene Wälder s. H. S. 560. Der Brawel (Holz im Süsing), to dem Brouwele 1372, Bruwele 1220. O N Brauel (Brouwell).

4. busk, busch.

Ahrensbusch. Ennichenb. Penningb. Reuterb. Feenb. (ven Moor). Fierb. Viereb. Firleb. Finkenb. Beerb. Lohb. Heisterb. (heister junge Buche). Uhlenb. Klaub. Glusb. (vgl. Glüss und Lüss). Sottorfer B.

5. dorn, m.

Dornwriede. Brabendorn (brâm Ginster oder Brombeere). Heidöhren (hei = hage oder höu Hau oder heide). Im Dorn b. Echem. ON Dohren.

6. düpe, f. (got. diupei, ahd. tiufi) Tiefe, tiefliegendes Land, Sumpfloch. Nicht sl, wie K meint.

Die Düpe bei Gusborn u. ö.

7. ende, n.

Brunesende, Brunsenne bei Beerßen (PN Brûn).

8. forst, z. B. die Klosterforst.

9. gard, garden, hd. gart, garten, m. eingezäuntes Land.

Der Tiergarten (Dergart, Dergarden) bei Lüneburg. Der Rosengarten bei Harburg, vielleicht urspr. zu hros Roß; zu rôse gehört derselbe Name in Züneb. (Lied von der instiginge 1371).

10. glind, glint n. mnl. und mnd. (vgl. hd. Geländer), Einzäunung, Hecke, Lattenzaun.

na dem Glinde bei Melbeck (H. S. 324) und öfter. Vgl. Glindesmoor = Moorburg bei Hamburg. Glinnbrok. Glinddahl. Glindenbruch u. a.

11. glum n. (bedeutet nach H. S. 572 Moor), zu mnd. glomich trübe, unklar, oder zu mnd. glum glimmende Asche, glumeke im Dunkeln leuchtendes Holz? mnl. dachlime Morgenrot, ags. glôm düster, engl. gloom, glum.

int Glum (im Druwald H S. 342). im Glumm bei Tarmitz.

12. lus, glus.

a. lus.

Der Lüss w. (dorch den Luss 1569). Lüssheese (zu hees Buschwald). Lüscheberg bei Beedenbostel. Lauseberg bei Steinhorst. Lausekuhle. Lausewiese. Lausebusch. die Lüsen.

ON: Unterlüss. Lüsche (to Lusce 1360), K sl. luska Schote? Lüsen (to Lusen 1360), nach K sl. Sumpfort?

b. glus.

Glusbusch, auf dem Glus (Felder bei Bardowick). Der Glüsing (Lichtung im Walde, wo Johannismarkt gehalten wird, Artlenburg gegenüber). Vgl. Glösingen (Glusinchem) bei Arnsberg, PN Gluso? ON: Eggersglüss (to dem Glusse 1290), FN Eggers, Hanglüss (Hohenglüß?), Siemensglüss, FN Siemens. Glüsingen (Glusinge 1244) bei Wittingen. Glüsingen (Glusinghe 1313) am Süsing. Glüsingen (Glusing) bei Meckelfeld. Todtglüsingen (Todglusinge) bei Tostedt und Totshorn (Toteshorne, Todeshorne, zu dem Namen der Hochfläche auf dem Tot, nach Rück zu tôtjan hervorragen). Dazu das Sh Glusinge.

Vgl. zu diesen Namen die Lose (Waldhöhe bei Salzuffeln) u. ä. ON Lüsche, Kr. Vechta (Liuschi 1000). Die vielen Lause- und Luseberge am Harz, in Hessen, in Westfalen, in Lüneburg und anderwärts will Sprenger zu lûs, lûsch Schilf, Binse stellen. Da Schilf aber auf Bergen nicht wächst, so erinnere ich an an. lios, lys n. Licht, lysa hellmachen, lysa f. die Weiße, an die PNL Lioso, Liuspert, Liusprand. Vgl. auch die PN Liusnot und Gliusnot neben Glisnot und das Verb glosen glühen. ON Gluringen. Ich vermute einen alten PN Gluso. Heißt Lüss, Glüss und Glüsing etwa „heller Wald, Waldlichtung"? Keinesfalls sind die Namen sl. Nach J ist glüss, glüse = Leuchte.

13. hag m. hagen m. Hain, Gebüsch, ursprünglich Einfriedigung. gehege n. Kollektiv dazu.

a. w: der Kattenhagen, Manhagen, Grebenhagen, Grevenhagen, Grebanhag (zu PN Grêve, Grâwo oder zu grêve Graf).

b. ON: Hagen (Hagene). Altenhagen (Oldenhagen). Bardenhagen (to dem Bardenhagen, PN Bardo). Isenhagen (Ysenhagen, Ysenhagene) zum fl Isunna. Isernhagen (Yserne-

haghene, Ysernenhagen) zu isarn Eisen oder zu P N Isarno. Grünhagen (1337 Gronenhagen) bei Fall. Grünhagen (1308 Gronenhagen, 1273 Boytelendorpe, P N Budilo, Bodilo?) bei Lüneburg. Boytzenhagen (1340 to Boytzinghe, 1352 to den Boytsinghen, P N Bôzo, vgl. Puazinchova, Bözingen?). Die beiden letzten Namen nach K sl. vom P N Byta, Bytila. Hodenhachenn 1255, Hodenhagen 1262, Feste bei Hudemühlen, zu hôde f. Hut, Bewachung. Obershagen (Obergeshagen) von dem Berg an der Aue. Riethagen bei Ahlden (Rythaghene 1399, Rithaghem 1487) zu rêt, riet, Ried. Nienhagen bei Ahlden und bei Celle (Nigenhagen, Nuwenhagen) zu neu. Sterteshagen, Hof bei Lüneburg, zu stert, Schwanz, Ende. Wettmershagen (Witmershachen, Wytmerhaghen) zu P N Widumar.

c. Kollektivform. w. das Ahrensnestgehege (Adlernest). Rabengehege bei Fuhrberg. Bleckgehege (zu bleck Fläche, Wiesenfläche). Brandgehege. dat Nienwolder Hech. das Rauhe Gehege. Hirschgehege. Priorsgehege.

14. hard, hd. hart, m. Wald, Bergwald. Im Genitiv schwer zu scheiden von hert, hart Hirsch.

Hardau fl. Mit dem gen. hardes gebildete w: Harzhorn, Hartzlohe. Harzsale bei Suderburg, Sumpf Harsal, Quelle der Hardau. O N: Hardesbutle. Haarstorf, Hardestorpe. Diese können auch von einem mit hard gebildeten P N herkommen. Auch der V N Harudes und der Geschlechtsname des Königs Rothari Harodus kann mit diesen Namen zusammenhängen.

15. hees m Buschwald.

Im Breitenhees. Lüssheese. Der Häsebach (Hesebeke). O N Heese (Hese).

16. holt n.

Das Ahholz (aha Wasser). Asholt (Esche). Birkholz. Böhmsholz (Benesholt, P N Ben, Behn). Brandholz. Dröge Holz (trocken). Eichholz. Endeholz (Endeholte). Köhlerholz. Loholtzborch bg. Lünsholz (lüning Sperling). Siedenholz (zu sîde Seite, oder sidinge Niederung). Appelholtes wisch bi der Ysene 1352. O N: Buchholz (Bockholt, Bocholte). Fahrenholz (Varnholt, Vornholte, Voreholte) zu Föhre oder Farn. Gockenholz (Ghokenholte, P N Goko, Godiko). Holzen, Holthusen. Holtorf (Holtthorpe). Mahrenholz an der Wiehe (Marnholte). P N Mâro oder Môro? oder = Marholt Sumpfholz? Marahholt Pferdeholz? oder Mârenholt Elfenholz, wie marentacken Mistel, Alfranke? — Meinholz b. Soltau (Megnynholte, Meygnyncholte, Meyningheholte). P N L Megino, Meino. — Ostenholz (Ostenholte). Westenholz (Westerholte). — Söhnholz (Zodenholte) zu sôde Rasenstück, Torfstück? — Wahrenholz (Warholte, Warnholte, P N Waro, Warino, St. war. 1013 Wirinholt, vgl. O N Wiringi, P N Wero, Wirinc, Wirind).

17. hop, hope, hab, hap. Es sind hier vielleicht zwei Stämme zusammengefallen: ags. hop n. (z. B. fenhop, môrhop), geschützter Ort, Schlupfwinkel, und ags. heap m. = nd. hôp = hd. Haufe (Grenzwall?). Badenhoop w bei Meinerdingen. Höpen, in den Höpen öfter. Berkhöpen (zu Birke). Heinköpen (= Heininchöpen?). Grammeshop. Dodenhop. Rumeshop (Rumeshap). Bisenhab (hap, hop). Boinhap. Hingsthop, später Hitze, bg bei Nettelkamp (Hengst). Thonhopsberg. Düsternhopenbach. Suerhopsheide. Lutkehop Holzung bei Ütze. O N: Hope bei Bergen (1306). Höpenhof. Allerhop Ellernort. Fuhrhop (Vorhop, Fuorhope 1337) Föhrenort. Düshop (to dem Dusteshope), zu nd. dust m. Spreu, Hülse, Kleie, oder zu nd. dust, dost, origanum vulgare. Scharnhop (zu scharn Dreck, also = ags. fenhop, môrhop). Twiesselhop (zu nd. twissel zweifach). Thieshope (P N Thiede oder Thies).

18. horn m. wie fr. und ags. Ecke, Spitze, Winkel. Für Orts-, Berg- und Waldnamen oft vorkommend. Das Wort ist = lat. cornu; es von horu „Dreck", horawîn „sumpfig" abzuleiten, dafür ist nach Lage der Örtlichkeiten in unserm Gebiete nirgend Veranlassung. Es wird auch für Ufervorsprung gebraucht: Mojenhören = Schöneck.

Waldnamen: der Horn, Bogenhorn, Breitenhorn, Duhorn (dow Tau?), Eickhorn (Eichwald), Harzhorn (Waldecke, harz = hardes, oder Hirschwinkel, harz = hartes), Kempelhorn (zu kempe Zuchteber?), Lutterhorn (Bachname), Rehrhorn (J rehr = Sumpf?), de Schwenshorne (swen Schweinehirt), der Manhorn, Rundshorn, Wappenhorn (K sl. vapino Kalk

besser nd. wappen Schilfrispen, oder nd. wepe, wepenbôm, wependorn Hagebutte, Weißdorn). Bergnamen: auf dem Horn, achter dem Balhorn bei Ashausen (as. balu Verderben, bal schlecht in ballast, oder boll Wölbung in boll-îs). Dennhornsberg (F dene = Tal?), auf dem Dinghorn (ding Versammlung). Heidhorn.

ON: Horn (to dem Horne, Hoeren) bei Dahlenburg. Benhorn (Bennynghehorne), PNL Benno, dazu Sh Beninghe. Beinhorn. Betzhorn (bero Bär, PN Bezi (L. Bezo) oder Beki (L. Picco) mit Zetacismus, aus Bezeshorn?). Bockhorn (Bochorne 1237, Bokhorn 1489) zu bôke Buche. Dannhorn (Tannenwinkel, dan m. der Tann). Düshorn (Dushorne 1229), zu dus düster (oder duss leichtes, weißes Moor?). Büllhorn (zu bühel Hügel). Ehrhorn Erchorne 1197), wohl nicht zu arg, sondern = Erinchorn, PN Ero, St êra, vgl. L. Airolf, wie ON Eringa, Eringabrug. Gifhorn (jif, gif sl. für Eibe, also Eibenecke?). Grebshorn. Grevenhorn (grêve Graf oder PN). Kolshorn. Misselhorn bei Hermannsb. (Meselhorne), zu messel Hacke? wohl eher zu misel lepra, leprosus, also Aussatzwinkel. Pentzhorn (Penteshorn), PN Bant, Bandi (L Pando, Pandulf). Rammeshorn, Rameshorne, eingegangen bei Grünhagen (Lauchwald, hrams, ramese Bärenlauch, oder von hraban, hram Rabe, oder von ram Widder). Schierhorn (as. skîr rein, hell oder zu scheren schneiden). Sellhorn (Hauswinkel, zu as. seli Saal, Haus). Spechtshorn (Spechteshorne), Spechtwald, wie Spechteshart Spessart. Springhorn (Quellwald). Starkshorn, PN Stark, L Starcolf. Stillhorn (Stylle horne) bei Harburg. Stübeckshorn (1230 Stubbinxhorn, PN Stubbing, vgl. ON Stubinchovun, von stuba ovile, also = Hirt, Schafhirt?). Totshorn (Todeshorn, Hochfläche auf dem Tot). Mühle zum Vellhorn. Verhornmühle. Manhorn. Ilhorn (zu îl Egel?).

19. hurst, horst f. „eine Fläche, wo vormals Bäume gestanden, jetzt aber nur Baumstümpfe und Gestrüpp übrig sind", Strodtmann; virgultum, silva humiles tantum frutices proferens, Kilian; silva ferax, locus venandi, Engelhard.

Die Horst. Borchhorst (borch Burg, oder borch verschnittener Eber). Elmhorst (ulmus campestris). Fahrenhorst (Föhre oder Farn). Gräfenhorst (Graf). Haselhurst. Horstberg. Hörstenfeld. Papenhorst w bei Meinersen. Rodehorst, Rodenhorst bei Soltau (zu rode Rodung). Tanghorst (tange Sandrücken zwischen Mooren). Wichelberghorst (wichel salix). Witte Horst. Wahrenhorst (ware Hut). Ahrenhorst (Adler) b. Toppenst.

ON: Horst bei Rethem (1258). Hörsten bei Bergen (1489 Horst). Horst b. Ramelsloh (up den Horsten 1478).

Dannhorst (1244 Danhorst), Tannenhorst. Aschorst (novale illud 1267) bei Isenhagen, Eschenhorst, neugerodet. Donnerhorst.

Dieckhorst (Teich). Flackenhorst bei Celle (Vlakenhorst), zu flak flach, oder PN Flacco. Gravenhorst (Graf oder PN Grâwo). Hasselhorst bei Bergen (1197 Haselhurst), zu Hasel. Habighorst und Havekost (Havechorst, Hawohurst), zu Habicht. Hohnhorst (Honhorst), zu hoch. Langenhorst. Lindhorst (Linde). Oldhorst (alt).

Scharnhorst (Scharenhorst) zu scarn Dreck, Sumpf. Steinhorst (Stenhorst). Wagenhorst (wâg, wâge Welle, Wasser?). Wieckhorst, dazu Wietzhorst mit Zetacismus, w bei Scharnebeck (ulmus montana). Dahrenhorst (dare Darre?). Kirchhorst. Plockhorst (plok Pflock, oder plôch Pflug). Ramhorst (Rabenhorst). Schellenhorst (schelle Schale, oder schelle Glöckchen).

20. hüllen dat. pl. wohl zu ahd. huliwa Sumpf.

Avenshüllen bei Jürgenstorf (PN Abban). Drögenhüllen bei Scharnebeck (Drögeholz, zu dröge trocken). Gevershüllen bei Jürgenst. (PN Gebhard).

21. Waldnamen auf -ing m.

der Bockling (aus Boclo Buchenwald), der Süsing (uppe Susinge 1537) zu sûsen sausen, rauschen? der Glüsing (Glusing) bei Artlenburg (lichter Wald).

22. kamer f.

die Raubkammer (Rövekamer), nach K sl = Grabensteine zu rovu und kameni, sehr unwahrscheinlich, vgl. Forst Hindekamere 12. Jh. und ON Kämmerhöfe bei Dorfmark (1489 tor Kamer).

23. mose, muse f. Moor.

In der Müsse bei Westerholz. Müsse w bei Helmerkamp. Im Müssel bei Allersehl. Müssen, Tränke bei Schneflingen. Die Müselstücke bei Wellendorf. Das Mausetal bei Radenbeck. O N Müssingen (Mussing). Vgl. Musenberg, Müssenberg, Musberg in Westf., ferner G N Moswiddi, O N Moisburg (Mosetheburg).

24. owe, ohe, oe, o f. = ouwe, au Wasserland.
Ohe, O als w siebenmal. Wichmanns-Ohe. Herren-Ohe Die Eilter Ahe an der Aller. O N: die Ohehöfe im Gotriettal, Alt-Ohe, Ober-Ohe, Nieder-Ohe (Nedderohe). Ohof bei Meine. Oheberg tor Oe bei Düshorn 1489. (Owe bei Kirchboitzen heißt 1542 Ode.)

25. ort m. Ecke.
Im grossen Ort Ad locum Gulderort in der Rotau H S. 361.
Hohlortsberg. Dorch den Rebekorth bei Suderburg (Re-bek-ort). Tilemanns-Ort.

26. reme m. Rand, Ackerrand, Schlucht.
Reme Wiese bei Wettmershagen. In den Boldenser Remen bei Bollensen. Durch den tiefen Rehmen bei Pattensen. Den Oster-Rehmen dal bei Bardowick. Der Rehmenberg. Im Rehm an der Ise.
O N: Mayrehmen.

27. rîs n. Reisicht, ahd. hrîs, Zusammensetz. rîsbusch, rîsholt. Der Riessel (Rysne, Suffix ni) bei Medingen, bei Gottorf, bei Barskamp (Reisigwald). Vgl. Forsthaus Reesen (1284 Rysne) bei Höxter, Rysne 1290 bei Steinheim, im Reisen bei Driburg, Rijssen (Risnen 1188) bei Twenthe, der Riessen (mehrere Forstorte) in Lippe; also nicht sl, wie K will. O N: Reesseln bei Dahlenburg (1330 to Ressen, 1360 to Resen, 1368 to Resne). Resse (Ressen) bei Burgdorf. Rieste (1450 Ristede, Riistede) und Riestedt (1006 Hristedi), Reisigstätte.

28. rûm m.
Die Räume bei Westerhorn. Der grosse Raum im Süsing. Bodenstedess Rhume in dem Emmer broke 1364.

29. sîk m. und n. Niederung, Senke.
Syke w bei Suderburg 1569. Sieken w bei Barum. Tevensieken w bei Salzhausen (teve Hündin). In den Sieken w bei Schätzendorf. Sickenborn H S. 28. O N Siecke.

30. sprik n. sprok n. Leseholz, dürres Reisig. Mit und ohne Zetacismus. Außerdem vielleicht Bildungen zu sprêten, spruten, sprießen, sproßen. Nach J soll auch spork Faulbaum mit in Frage kommen. Sprötzloh. Spritzloh H S. 558. Die Spretzer Heide H S. 307. Die Sprache bei Celle. O N: Sprötze bei Tostedt (Sprotze, Sprotzelo). Sprockhof. Sprakensehl.

31. strôd f. Sumpfbusch.
Hasenstrode bei Meinersen. O N Strothe (to der Strot, Struod, Strode, Strod).

32. strûk m. Strauch.
Der Bilmer Strauch w bei Lüneburg. Fl. Wiethstrücken, dat. pl. „in den Weidensträuchern".

33. stubbe m. Baumstumpf. Die Stubben.

34. stûde n. stühe m. Staudicht, Gestrüpp.
Stuh. im Stüh. Stühberg. Stüdtloh (Stustanle? Stütteloe).
O N Stüde. Stütensen (Stuttensen, Stutenhusen) wohl von einem P N.

35. stûke f. Baumstumpf. Stucksberg.

36. süll? zu sul, sulle m. Schwelle? sole f. Sohle? sol n. Wasserlache? sole f. Salzwasser? sû Sau, sûwilô Sauwald?
Der Süll w bei Unterlüß. Das Sülfeld bei Rötgesbüttel. Süllbusch bei Räderloh.
O N: Sülbeck (1274 Solbeke, 1450 Sulbeke). Sülfeld (1318 de Solevelde).

37. sunder, sundern m. der ausgesonderte Wald, Privatwald (ahd. sundera f.). Der Sunder w bei Stellichte, bei Tötensen u. ö.
O N: Westersunderberg bei Weste.

38. tere, dere, ags. treo, as. trio, treo, Baum.
O N: Ilster (Ilstere) Elsbeerbaum? Munster (Munstere, Monstere) wohl nicht monasterium,

sondern zu PN Muni, wie der ältere Name des Ortes Munclo aus Muninclo „Hain des Muni" bedeutet. Abelbeck (1338 Apelderenbeke) Apfelbaumbach.

39. wald, wold, wohld, dat. wohlde m.

Der Auerwald. Bobenwald (Bavenwold) zu baven, boven oben, oder PN Babo? Druhwald (Drowold, Druwolt) zu drû Falle. Höllnwald zu hol hohl. Stuvenwald, zu stuve, stubbe Baumstumpf? Suerwald Wohld. Wohlde (Wolde). ON Grünewald (Gronewold). Nienwohlde (Nyghenwolde).

Lewenwolde, der alte Name für Ülzen (Leven-, Leoven-, Leuwenw.), vom PN Lewe, Hleo, L Leo, Leopert u. ä. Meyerhof tho Walde, Walle 1562.

40. Die Wichte, Wicht (Elfenau?). der Wichtendahl. ad rivum Wihtinbizi. ON Wichtenbeck. Entweder hat der Bach Wihtina geheißen, oder der Name ist mit dem PN Wihto gebildet.

41. wede, wedel m. Holz, Wald, as. widu, ahd. witu, ags. wudu, vgl. PN Widukind, Wedekind, Wedemann, Wedemeyer. Die Form wudu steckt vielleicht in Wohbeck. Weiterbildungen von widu sind widdi, wedde (Moswiddi, Flutwiddi, heute Flottwedel), widil, wedel (das l braucht nicht aus lo entstanden zu sein), witge f. Ich bezweifle, daß widil in der Bedeutung „Sumpfpaß, Furt" oder, wie F vermutet, „Sumpf" überhaupt sicher nachzuweisen ist; in unserm Bezirke jedesfalls nicht. Der Buchwedel bei Stelle ist ein bewaldetes Gebirge. Die Formen wede und wedel stehen unterschiedslos für einander. Der Baumname wîde salix heißt wiede und wiechel (ON Hamwiede, Wiecheln, Wiechelnförth, Grewide wohl zu grêt Wiese). Die Viehweide waida heißt weide, weit (Rosenweide Roßwiese, Weyhausen, Weydehusen). Afwidel H S. 426 zu avi ovis, Schafholzung. ON Schafwedel (Scapewidele) dasselbe. Heinewedel w bei Rolfsbüttel. der Rischwedel an der Wümme, bg zu risch Binse. ON: Barwedel (Barwede, Barwedell) zu bar Eber? Blickwedel (Blickwede 1450), Schimmerwald, Blinkwald. Bleckwedel (na dem Bleckwede), zu bleck freie Fläche? Bode a. d. Schwienau (curia Bodwede, Bodwide, Badwide, Botwidel, Bodewede, zum Bode) zu badu Kampf, oder zu biodan gebieten? Braudel (to dem Brouwedel, Broudell) zu bruwen, browen brauen? Flottwedel bei Dorfmark (1258 Vlotwede, Vlutwede) zu vlôt Flut. Grossenwede. Haswede. Schultenwede, FN Schulte. Lindwedel (Lintwede) bei Ahlden (Lindenholzung). Langwedel und Lingwedel (aus lind entstellt, oder zu ling Flußkrümmung?). Burgwedel (1347 Borchwede). Steinwedel (1306 Steenwede). Marwede a. d. Lutter, Marwedel bei Hitzacker (1322 Merwede, 1368 to dem Marwede, 1600 Marwedel), Pferdeholz oder Sumpfholz.

42. winkel m.

Hunnenwinkel bei Gerdau (PN Hûno?). Wicboldeswinken bei Gerdau (PN Wîcbald). Osinger Winkel. Wolfswinkel. Hasenwinkel. Winkele Holz bei Meinersen.

ON: Brockwinkel (Breckwinkel, Breckwincle) zu brake, umgebrochenes Land oder zu brake Stubbenwald. Gannerwinkel (Ganrewinkele, Garenwinkel, Ganderwinkel), wohl nicht aus Ganderingewinkel verkürzt, PN Gandhari, L Gando, Ganderis, sondern zu gander „Gänserich".

43. word, wurd f. natürliche oder künstliche Erhöhung, wasserfreier Platz, dann auch Hofstätte, Hausplatz.

Waldnamen: Die Dannenworth bei Melbeck. Eckernworth bei Walsrode (ecker Eichel, eckerne Eichelmast). Eschenworth bei Grethem. Der Worthberg. ON: Schönewörde (to Sconenworden, Schoneworde, Schonenworden). Walmsworth, PN Waldemar oder L Walman. Straße Woeste Wort (Wüste Ort) Lüneb.

44. wriede, wriete f. abgeholzter, in Stucken stehender Wald, mnd. wrît m. und f. Dornwriede, Dörnwriete, Dormwriete. Steinbeckswriete.

ON: Wriedel (Wridell, Vridolde, Wridelde, Wrydell) Stuckenwald. FN: Wriede.

45. Einige slavische Waldnamen.

Die Göhrde (ursprünglich ON 1296 in Gorenthin, 1750 Gorde), „Ort des Gorenta" K. — Lissa „Fuchsplatz". — Die Lucie „Sumpfwald?" — Posade „Freigrund".

8.

Feld, Heide, Moor, Wiese.

1. acker m. O N Hitzacker (1203 Hidesackere, 1323 Hidzacker, fries. Landrecht: tho Hiddensacker), P N Hiddi, Hidden. Feld, Heide, Moor, Wiese

2. biunda f., bünte, eingehegtes Feld, umzäunte Wiese.
auf der Bünte, Wiese bei Amelinghausen. Gosbüntfeld bei Etzen, zu gôs Gans. Hersebint, Feld bei Hanstedt a. d. Aue (Pferdezaun), zu hors, hars Roß. Die Holzbente, Holbunte w. Witbind bei Jastorf, zu witt weiß?

3. blick, bleck n. Fläche, Blachfeld, auch Flecken. Zumteil wohl auch zu blik Glanz, blêk hell, bleich, blecken glänzen.
Bleckgehege w. to Bevensen im bleke (Flecken). Bleck der Salinenplatz in Lüneburg, wo der sôt sich befand. O N: Bleckede (Kollektiv auf ithi, in palude Bleckede, Blekethe). Bleckmar (Blecmeri), zu mari Gewässer. Bleckwedel (Bleckwede), Blickwedel, zu widu Holz.

4. boden Talboden, bodde Morast.
ON: Bodenteich (Bodendike), gesprochen Boddendik. Bode (Bodwede) s. o., wohl nicht hierher.

5. brak m., brake f. umgebrochenes Neuland oder Brachland. Auch brak n. vom Deichbruch herrührendes Wasserloch.
Braken bei Schäpingen. O N: Heitbrack (to Heytbrake), Neuland in der Heide. Brackede (Kollektiv) am Elbdeich. Brackel (Bracle, Brakele, Brakell), vielleicht mit lô Wald. Brockwinkel (Breckwincle).

6. brêde, breite f., L braida. Ackerstück. Feldbezeichnung bei Soltau. Die Brede bei Barum bei Füneb.

7. brink m. Hügelabhang.
Gosebrink (zu gôs Gans) in Lüneburg. Osterbrink (ôster ostwärts). Pipenbrink bei Knesebeck u. a. F N Brinkmann.

8. brôk, brûk, wechselnd mit brâk m. Bruch, Sumpfland.
Assbrock 1569 w bei Suderb. (ask Esche). Barnebrock, vgl. Barnbruch bei Fallersleben, Bahrenbruch bei Eversdorf (Bährenbruch? oder zu barne Sumpfwald?). Deisterbrok w bei Kirchgellersen. Ilkenbruch (ilken Iltis). Kiekenbruch (Küken?). Harsebruch (hors Roß). Maschbruch. Schilfbruch. Tannenbroke. Tiefenbruch. Weidenbruch. Schweinebruch. Rohrbruch. Wietzenbruch (Wikinabroc, zu fl. Wizena). Hastbruch (zu harst Reisig?). Sh: Brockhusen. O N: Brock bei Dorfm. (tom Broke 1489). Brock bei Soltau (1337 Bullenbrake, zu bulle Stier, Bruke Episcopi et Bruk Walburgis, 1367 Biscopeshorch, zu horu Sumpf? oder für broch?, Bullenbg., Wolbergebroch, zu P N f. Walburg, 1367 Broke). Brockhimbergen (1006 Brochindbergun). Brockhöfe (1330 Brockehovede). Bruchtorf (Brocdorp). Barmbruch. Hambrock (Hombroke, Honbroke, tom Hambroke) und Hambruch (Honbroke), vielleicht zu ham Winkel. Hebenbrok bei Soltau (1337 Hambergeghebruke, 1338 Umbergebrock, 1489 Hevenbroke), P N f. Hûniberga Jettebruch (1337 Ghedebrake, 1338 Getebroke, 1489 Jettebrok), zu gête Geiß, wie O N Getlithi (Gittelde), Getlo. Kallenbrock (Calebroke) zu kahl? Lauenbruch bei Harb. (Lewenbroke, Louwembroke, zu louwe Löwe). Ochtmannsbruch, PN Ochtmann. Masbrock (Masbroke) = tom Asbroke, vgl. Masbruch in Lippe, oder zu mase Fleck? Radbruch (Radebrok) zu rade Rodung. Seybruch (Sau?). Suderbruch (Suderbrok) zu Süd. Wilschenbrook (FN Wülsche). Dazu auch wohl Dobrock (dobbe Wasserloch oder do Ton, Lehm).

9. dene f. (F Tal), mnd. denne Niederung, auch danne, m. u. f. Vertiefung. Silva, quae vocatur Deine, bei Oldenstadt, Dehne. Dens-Sahl bei Glüsingen. Danne, eine Wiese bei Celle. Über d. O N Ahlten und Ahlden s. u.

10. dûr? im Dühr, Heide bei Westenholz. Vgl. O N Duur Overyssel, Düren Westf.

11. feld n., dat. sg. felde.
Fl: Bavenfeld bei Haarstorf und Steddorf, zu baven oben. Drohnefeld bei Egestorf (drohne f. = drovene, ein Ackermaß). Gosbüntfeld s. o. Hörstenfeld s. o. Lohnfeld (loon,

lohn und lohne oft in Holl. u. Westf.). Mestingsfeld, PN Mesting, L Mastalo, Mastolingo. Rottfeld bei Rottorf an der Roddau zu (roden). Heimfeld b. Harb. (1577).

ON: Benefeld (Benvelde 1237, Beenvelde 1520), PN Ben. Fachenfelde, PNL Facho, Facco, zu as. fac Umzäunung, Wehr, Fach zum Fischfang. Frankenfeld (1261 Frankenvelde), VN Franko. Hittfeld (Hitfeld, Hetvelde), vgl. Hetlage, Hettlage Westf. zu hitte, hette Hitze, oder zu hinde? Meckelfeld (Mikelenfeld, Mekelenvelde) zu mikil groß. Nutzfelde (Nuthlikesvelde), PN Nutlîk (got. nuta Fänger, lîk Leib). Oitzfelde (Uzfelde), PN Odi, Ozi oder Udi, Uzi. Schmalenfelde (Smalenvelde) zu smal schmal. Stellfelde (Stelevelde) bei Fall. Sülfeld (Solvelde, Solevelde) bei Fall. (sole Salzwasser, oder sul Schwelle).

12. fen n. Moor, Sumpf. Feenbusch.

13. fier, vier. Zahlwort vêr (eine fier = Quadrat), fîren feiern, got. fêra Seite? Fierbusch. Fierkoben w bei Schtringen. Der Fierberg, Vierberg, im Süsing. Firlebusch bei Langlingen. Der Vierebusch bei Repke. Virlo bei Tostedt. Forst Vier bei Boizenburg mit Vierkrug und Vierwerder. Der Vierbeck bei Bienenbüttel. ON: Vierde (1337 Virde). Vierhöfen (Verhöfen). Vgl. die Fier bei Rinteln, auf den Vieren bei Melle, Fyrenberg in Lippe.

14. hagen. Einfriedigung, s. o.

15. heide f.

Ahrensheide (PN oder zu arn Adler). Allerh. an der Aller. Alxh. (zu alke Dohle?). Bielsh. zu bîl das Stellen des Wildes? oder zu Beil? Bockelh. (bôk-lô). Böhmh. an d. Böhme. Brönh. Bröhnh. zu brâm Ginster (K sl bron Waffe). Vgl. auf dem Bröhn bei Lingwedel, die Bröne bei Vorhop. Brutlohsh. (Brutlachtsheide, zu brûtlacht Hochzeit, Brautlauf). Dübelsh. zu düvel, Teufel. Eysselh. zu agis, eis Schrecken? Gilkenh. Heidhorn. Heidewinkel. Heiddören, Heidöhren, zu dorn. Hikesh. PN Hiki, vgl. Hikieshusen. Hühnerhopsh. bei Diersbüttel (vgl. in den Hühnerhop bei Vögelsen, s. hop) Lohh. zu lôh Hain. Mathh. (Magetheyda, zu maget Jungfrau). Osterh. zu ôster ostwärts. Riensh. zu rien Wasserlauf. Riepsh. zu rîp Rand. Schlichternh. Schmauh. Schneeh. zu snêde Grenze, vgl. daneben ON Schneede. Schotenh. Stellh. Suhopsh. bei Hörpel, sû Sau und hop. Suerhopsh. bei Buchholz, sûr sauer, oder sûder Süd. Thransh. bei Idsingen, vgl. Thronsmoor bei Schlankau, auf der Tran in Lippe, trade Spurweg? Westerh. West. Adjektive: Dröge, Grosse, Lange H. ON: Gr. und Kl. Heide (tor Slotesheide, tor Wernersheide). Heidenhof. Heidkrug. Heitbrak. Heber (Hedebere, zu bûr Haus, also Heidehaus).

16. hund, ein Ackermaß? oder ahd. hunta, mhd. hunde Beute? vgl. ags. hunta Jäger. Hunnenkamp, Feld bei Wulfstorf. Hunnenwinkel bei Gerdau, zu PN Hundo oder Hunno? Hunborn, Hunnenborn w bei Ebstorf, zu hund canis? schwerlich zu an. hûnn Bär.

ON: Hunden (Hunde), vgl. ter Hunne Westf., Evorhund Oldenb. Hüntzingen (Huntzinge) zu PN Hunzo (von hunta Jäger), wie L Unzemund.

17. kamp m. eingefriedigtes Landstück.

Fl.: Hunnenkamp. Papenkamp bei Wettmersh. Spechtescamp bei Reetze. Weddelkamp bei Reinstorf (widu, wedel Holz). Zegenkamp w bei Suderb. 1569 (Ziege). Fuhrenkamp (Kiefernwald). Kempelhorn w. s. o.

ON: Kampen. Nortkampe, Sutkampe 1555 bei Rethem. Barscamp (in nemore in Berscam 1209, to Berscampe 1330) zu bêr, bâr Eber. Helmerkamp (Helmerecampe) zu mari Gewässer, vgl. Helmern (Elmeri, Hilimari) in Westf.; vielleicht aber aus Helmeringecampe verkürzt, dann zu PN Hildemar. Nettelkamp (1006 Nitilcampun, 1133 Nitelkampe), zu ahd. nezzila, ags. netele, Nessel. Sandkamp. Wellenkamp, Wellekampe wüst bei Fall. PN Welo, Wello, oder zu nd. welle Reisigbündel. Sh: Kempinghe Wech, Campinge, zu PNL Campo, Campulus (zu kampio Kämpfer).

18. marca, marka, mark f. Grenze, Grenzland, Waldgenossenschaft.

ON: Dorfmark (1006 Thormarca, später Dorpemarck). Marxen bei Jesteburg (Marklevessen, Markessen, Merkessen, Marxem) und Marxen am Berge (1296 Morthusen? 1450 Merkelsen), PN Marklef, Markulf.

19. mari, meri, mar, mer n. Gewässer.
Straße auf dem Meer (uppe dem mere) in Lüneburg. O N: Mehre (1308 Mere, 1569 Mhere). Bleckmar (Blecmeri, Blecmere), zu as. blêk glänzend. Bothmer (Botmer). Gummern (dazu Gummerwiesen, Gummerweide), zu gunt Kampf; vgl. ONL in Gummeri; vielleicht jedoch aus Gummeringe, dann zu P N Gumari. Hartem (1489 Hartmer) zu hard Wald. Helmerkamp s. o. Flettmar (Vletmer) zu flêt, fliot n. Fließ, Flußarm, Kanal. Rettmer (Retmere, Rethmar) und Rethmar zu hriod, rêth, Ried, Schilf. Tellmer (Telmeri, später Tellingmere, Telligmer), die ältere Form zu mnd. tel bebautes Land, oder zu got. tils passend (dazu P N L Zillo), die spätere angelehnt an P N Tallo (L Tiallo), Tello, Telling, vgl. Tellingstedt Holst. Wettmar (Wetemer), vgl. Witmeri, Wetmere Westf. wohl zu widu Holz; dagegen Wettmershagen wohl zu P N Widumar.

20. marsch, mersch, masch f. Wasserland (von mari).
Die Winsener Marsch. Die Allermarsch. Westerceller Marsch. Maschbruch. Maskbrok w bei Ebstorf (wohl kaum zu masca Hexe). Anders wohl der O N Masbrock, s. o. O N: Maschen (Merschen). Marschacht (gegenüber Geesthacht), früher Hachede, Haghede, Kollektiv zu hag.

21. môr n. Sumpf, Moor.
Fl: Allermoor (aller Erle). Barnbruchsm. Bahrenbruchsm. s. o. Bargm. w bei Bleckede. Bornriethm. (born Quelle, und Ried). Breites M. Brennm. Dahlm. (Tal). Drohm. (zu drôm, drôn Endstück, Saum?). Drebberm. (zum fl Drebber, dieser vom ON Thriburi). Dannhopsm. (dan m. Tann, und hop). Döhrenm. am Derenberge, zu dorn? Vehmsm. zum O N Vethem. Vogelm. Viehm. Goosem. (Gans). Grosses M. Grimmsm. (P N). Grünes M. Hahnenm. bei Hohne, zu Hahn. Hestenm. vgl. Hastbruch. Hohes oder Harzm. bei Buxtehude. Kiehnm. zu kîn n. Kiefernholz. Kiebitzm., Kyvetsm. Kohnem. Kranichsm. Kükenm. Klausm. (P N). Kleines M. Königsm. Lutzenm., Luczenm. bei Winsen, Lusemuure bei Tostedt, Lausem. zu lûs, lûsch Schilf, doch vgl. lus. (K sl. luza Tümpel). Meesenm. (mêse Meise, vgl. Meesenberg, Meesenbusch). Ochsenm. Osterm. (Osten). Postm. (post, pors, myrica gale). Pietzm. Rahm. (vgl. auf dem Rah, Rahberg, lüttje Ra w bei Raven, aus rade?). Reisenm. w (1367 Reinzedemore, 1393 Reynesdemuor, 1396 Reysedemuor, zu rein Grenze? vgl. O N Welsede, Welzethe, Wilsede, Remsede, Hramisithi). Rischm. (risch Binse). Rohrsm. bei Rödershöfen (P N oder zu rôr Schilf, vgl. Rohrbruchwiesen). Schwarzes M. Schäferm. Schilfm. Speckm. (specke f. Knüppeldamm). Stertm. (stert Schwanz, Ende). Tankumm. Torfm. Weisses M., Wittm. Wildes M. Winterm. O N: Möhr an der Böhmequelle. Friesenwerdermoor (V N Friese, werder Insel). Gut-M. Gross-M. Klein-M. Kallm. Kaltenm. (Koldem.). Winterm.

22. mose, muse, müsse f. Moor, s. o.

23. pad m. Pfad. Der Pathsberg bei Bevensen.

24. rêth, reed n., ahd. hriod, Ried, Schilf.
Rethscheuer. O N: Rettmer, Rethmar s. o. Rethem. Riethagen. Räber (1033 Retbere, 1329 Redhebere, 1330 to Rebere, 1429 to Redeber) zu bûr Haus.

25. reder, räder, rehr? Nach Arnold Sumpf.
Der Rehrberg. Der Rehrhorn w bei Reetze 1588. O N: Räderloh. Rehrhof.

26. rîpe f. nach Doornkaat Rand.
Riepsheide. O N: Riepe (1330 Ripe). Ripdorf (Ripthorp). Avenriep (1489 Overnrype, oben). Neddenriep (unten).

27. schar f. Schneise, Grenze, Bergkamm (zu scheren schneiden).
Hohe Schaar, Elbinsel. O N: Forsthaus Scharrl (Schorle), Kammwald, Grenzwald. Vgl. Scorlewald Friesl. Scherenbostel.

28. scharn Dreck (vgl. L Adj. scarnafol).
Danscharn, Moor bei Wathlingen (zu dan Tann). Scharnebeck fl bei Garstedt (Sumpfbach). O N: Scharmbeck bei Ashausen (Schermbeke, Scherenbeke). Scharnebeck bei Lüneburg (in rivo St. Mariae quod vulgo dicitur Scerembeke, in Schermbeke, van dem Schermbeke).

Scharnhop (Scharnehop, Scarnehop, nach dem Scharnhop), Sumpfort. Scharnhorst (Schernhorst, Scharenhorst), Sumpfwald.

29. schier hell, klar, rein, as. skîr watar, und schier n. Scheide, Grenze. Fl: Schieren (Drögen Nottorf), auf den Schieren (Riendorf). Schierenwiesen (Kolkhagen). Schierfeld, Schiergehäge (Heinsen). Schierkenkamp (Hillerse), vgl. Schierke, Schiereke im Harz. Scheringberg (P N, Klein Bollensen). O N: Schier, Hof bei Ratendorf (P N?). Schierhorn (Schirhorn, Schirehorn). Forstb. Schierenbalken. Forstb. Schieringen zu P N Skîri von skîr.

30. schor n., ags. score Ufer (vgl. Scoringa Uferland, Paul. Diac. I 7). P N Scorolt. O N: Schostorf (1289 Scorstorpe), Uferdorf, am Rande des alten Beckens bei Bodenteich.

31. stôd Gestüt, Pferdezaun.

O N: Stoitze (1335 drift in den wold to Stotensen. Vgl. Stodtenberg Westf. P N Stotere).

32. stow n. Stauwerk, Ufereinfassung.

O N: Stove a. d. Elbe. P N: Stoveman, Stovere, Stövesand.

33. stock m.

O N: Stöcken (Stockem, Stokhem), zu hêm Heim. Stöckte (Stockede), Kollekt. auf ithi, Pallisadenwerk, Uferzaun.

34. sult, in Ablaut zu salt. sulte, sülte f. die Saline zu Lüneburg, aber auch Morast. Vgl. die Sülte bei Stadthagen, de Zulte in Drenthe. O N: Sültingen (Sultinge). Vgl. Salzungen, Sulzitorp, Sulzaha.

35. tange f. höhere Landzunge in der Niederung.

Tangenwiesen bei Ochtmissen. Die Tanghorst bei Wentorf (vielleicht = Danhorst). O N: Tangendorf (Tangendorpe) zu P N Tango, Kurzform zu L Zangrulf.

36. timber, timmer n. Bauholz.

Timmerloh, Hügel bei Deutsch-Evern. O N Timmerloh (thom Timmer lo tho).

37. timpe m. Zipfel.

im Timpen Platz in Lüneburg. Timpenberg.

38. tûn m. Zaun.

Der Immentunsberg (Bienenzaun). O N: Thune 1449, dat. sg. Ondertunum, dat. pl. 990 (Anderten?). Mackenthun (Makeltun), F N Mack, P N Macco, L Magio. Über Ahlten, Gilten, Ilten etc. s. § 11.

39. weide f. Weideplatz.

O N: Rosenweide Roßweide. Weyhausen (Weydehusen).

40. welle f. Quelle zum Schöpfen. wallen, st. v. walah fremd, Fremdling. Der Wellenborn. Der Wellbeck (Wallebike) bei Gerdau. Die Welloh, Weloh w. O N: Wellenberg. Wellendorf (Wellendorpe).

41. wende f. Grenze. — snêde f. Grenze.

O N: Wendhausen (Wenthusen). Wendewisch (1373 to der Wendewisch), Grenzwiese. Wennekath (1190 Wendekoten, 1380 Wendekate). Wentorf (Wenedthorp). Wendebrück. Wendemühle. Wennebostel. Wendesse (aus Wendeshem?) von einem P N Wandi? — Ghersnedhe, Garssen, Speerschneide.

42. werd, werder m. Flußinsel.

Am Werder in Lüneb. Gosewerder bei Neuhaus. Vierwerder. Altenw. (Oldenw.). Ghorgeswerder, alter Name für Wilhelmsburg, zu Georg. Finkenw. Moorw.

43. wese, wisch f. Wiese.

Papenwisch bei Wettmersh. Der Weskebecke b. Bardow. O N: Wendewisch. Wesendorf. Weesen (Wesende). Wesel (Wesenlo, Weselo), Wiesenhain.

44. word, wurd f. Erhöhung, Hügel, s. o.

45. weimethe, wemethe, entweder Kollekt. zu mnd. wedeme, weme, Leibgedinge, Dotation der Kirche, oder zu weide pascua und mêde f. Mahd, mhd. mât n., fr. deimeth Tagemahd, Dagmathon dat. pl., oder made, Matte, Wiese, ags. meadu, mhd. mate. Möglicherweise auch zu widu, wede Holz.

O N: Kirchweyhe (Osterwemede, Kerckweine, Kirchweynede, Weynethe 1253, Weye). Westerweyhe (Westerweyneden, Wemethe, Westerwemede, Westerweyne 1569). Winterweyhe.

46. wôstine Wüste, Adj. wôste wüst.

Dachtmisser Wüste. Straße Woeste Wort (Wüste Ort) in Lüneb. O N Wüstenhöfen.

47. win, winne, wunne Weide, Futter, got. vinja, ahd. wunna. O N: Wienebüttel (Vinebutle, Winenbotle). Winsen (Winhusen, Wuninghussen). Bg: de Wunnenberge.

9.

Berg und Tal.

1. berg m., dat sg. berge, dat. pl. bergen, nd. barch, berch. Berg und Tal

a. O N: Bergen bei Celle und a. d. Dumme (1197 Berge, 1229 Berchho zu hô Höhe, 1306 Bergis, lat. abl. pl., 1489 Bergen). Backeberg (to deme Bukeberge) zu buki Rücken. Dannenberg (1188 Dannesberck, 1181 Dannenberg) zu dan m. Tann und danne f. Tanne. Dollbergen (1354 Doleberghe) zu nd. dole, dolle Graben? oder zu nd. dolle, dulle Pflock, Pfahl? Ellenberg (Ellenberghe, Ellerberghe), P N Ello (ali fremd, oder ill übel). Fliegenberg. Himbergen (Hintberge, Hintbergen), Brockhimbergen (1006 Brochindbergun, 1142 Brochintberghe), Hittbergen (Hitbergen, 1211 Hethberge, 1330 Hetberge, Hidberghe), alle zu hinde, hind Hirschkuh, das letzte wohl kaum zu hitte, hette Hitze. Fuhrberg bei Burgwedel (1323 Wurberghen, Vurberge), Föhre. Hodenberg (Hodenbarch) zu hôde Hütung? oder zu P N Hodo? Lehmberg bei Dorfm. (1327 Lemberghe, 1521 Levenberge) wohl zu Lehm, nicht zu P N Lewe. Lichtenberg (-berge), Adj. licht. Narjesbergen bei Fall. (Nerghesberghe), P N Neri, Neriolf, Nergis. Schnellenberg (1360 to deme Snellenberge), P N Snello. Sirachsberg, P N Sigirich, Sigirad? Wellenberg. Wulfsberg. Westersunderberg (O N Weste und sunder Privatland). Wiekenberg (Wikenberch), zu fl Wizena, Wikina.

b) Waldnamen: Forst Sandbergen.

c) Bergnamen: Abenberg, Abelnb., Ahnsb. zu P N Abo, Abilo, Adinulf? Ahrb., Ahrnb., Errenb. bei Garlstorf, Ahrensb. bei Ebst. zu ar, arn Adler. Allerb. zu elira Eller. Aschenb. Eschenb. Escherb. zu ask Esche. Bassenb. P N. Bärenb. Bernb. bero Bär. Beckelberge zu bickel? Mit Adjektiven: Blauer, Gelber, Rauher, Runder, Schwarzer, Weisser B. Langenberge, Rauhe Berge, Scharfe Berge, Spitzberge, Wittenb. auf dem Blocksberge. Bockb. Bokelsb. Buche. Bosenb. Busen? böse? Botterb. Breekb. Breuerlb. Brüngerb. P N. Brutb. Bullenb. Buschb. Dehlenb. dêle Teilung oder dêle Diele, Brett. Dennhornsb. denne Vertiefung. Donnerb. Döhrensb. dorn. Dönsenb. zu dönze Stube? oder wie Domsenfeld zu sl. dambu Eiche? Dingenb. zu ding Gericht? Drohb. drû Falle? Dromb. Drumb. zu drom, drum Trumm, Endstück? oder Drudenberg? Aussprache Drûhemb. Drullb. Troll, drulgast Spaßmacher. Duvenb. Taube. Ebersb. Ehlenb. elhorn, elne, Ahorn, Flieder, Erle? Eichb. Eitzb. eid Feuer. Elmsb. elm Ulme. Fahlenb. fahl oder Fohlen. Fahrb. Fahrt? Hinterhalt? Fassb. Fassenb. vast, vasten? Fierb. Vierb. vîr Feier? Fuchsb. Vossb. Föstenb. Finsb. Galgenb. Gannab. Geitzenb. geite Geiß? Gilsb. gîl m. Kehle, Goheb. b. Lüneb. Gohgericht. Grebensb. Grevensb. mnd. greve, grive das Dürre, Trockene, oder P N. Hallonisb. (die Hallonen) bei Maschen, vgl. aufm Hallo, Feld bei Winsen, zum Ausruf hallo (ahd. halô hole). Hamb. öfter, zu hâ, hô hoch. Hanfb. Haub. Häsekenb. Heisterb. heister junge Buche. Heissb. Hellb. helle, helde Abhang. Hengstb. Hingstb. öfter. Herzberge, hert Hirsch. Himmelsberge. Hitzenberg, hitze Hinde, hitzbulle Hirsch, auch hiddeke, hitze Ziege. Hochb. Hohenheisterb. Hohlortsb. Holtersb. holder Hollunder. Höptb. höpen häufen. Hummelsb. Hundeberge. Ilkenb. Ilkensb. Iltis. Immentunsb. Bienenzaun. Jarlsberge, Jarnslohb. zu gere spitzes Landstück, oder zu gerde, jarde, jarden, Ackermaß, und loh, oder zu garn Netz? Jägerb. Juchterb. juchen schreien, jucht Scheuchruf. Kahlenb. kahl. Kahnkenb. (= Kanninkebarch, Kaninchenb. 1580 bei Erbstorf, oder vgl. Fl Kahnk bei Siemen, sl. Kieferngehölz?). Kalkberg. Kakelsb. Gockel? Kaloksb.

karok Krähe? Kettelb. Kessel. Klappenb. klape Klapper. Klötzenb. Klotz. Kokenb. Küchenb. Küken? Königsb. Köne-Heinrichsb. Krähenb. Kreikenb. kreike Schlehenpflaume. Kronsb. krôn, krân Kranich. Lammersb. P N Lambert. Lauseb. zu lius Licht? oder lûs Schilf? Lüscheb. ebenso oder lûschen lauern. Leckerb. legger Lager. Lerchenb. Lindenb. Lohnb. lohn Wald. Matb. wie Matheide, Magetheide zu maget Jungfrau? oder zu made Wiese? Mollberge, mul Staub? mol Maulwurf? Mützenb. mutze, musse, Kappe, oder müsse, mose Sumpf, vgl. Müssenberg Westf. Nuppenb. Nubenb. noppe Flocke, Zotte, Wollknötchen. Oheb. ohe, owe Au, auch Wald. Osterb. Osten. Pätzb. vgl. Pedesb. Piesb. Osnabr. Pathsb. pad Pfad. Pügleitz (Pügelatz) zu sl. puhlu hohl. Pagenb. page Pferd. Pfahlb. Pisselb. vgl. Pixel Westf. Bissel Oldenb. Plessb. plass Platz? pletz Lappen? oder sl. plaz Sandlehm? Quetzb. vgl. Quetzriet, zu quek Vieh. Rackerb. racker Abdecker. Rahb. vgl. de lüttje Ra w bei Raven, zu rade Rodung. Rahlb. radel Hederich. Rauksb. rôk m. Saatkrähe, Kolkrabe. Rehb. Rehlsb. roleke, rolize, röls Schafgarbe. Rehmenb. reme Rand, Rain, Schlucht. Rehrb. rêren, râren schreien, brüllen. Reiherb. Renneb. Rennelb. renne Rinne. Repenb. repe Riffel oder rêpe Reif, Seil. Reuterb. Ringenb. ringe klein. Risterb. risten ritzen, schneiden. Rövb. rove Rübe? Rübenb. Sandb. Schäfersb. Schaperb. Schellberge. Schillenb. (vielleicht dazu Schilstên), zu schille, schelle Schale, schillen, schellen, schälen, abrinden, oder zu schelle (L skilla) Glöckchen, schellen schallen. Vgl. Schellenberg bei Pyrmont und Herzfeld. Schmersb. smer Fett, vgl. Schmarloh, Smerbeke Schmarbeck, Smerberg a. d. Fulda. Schnebersb. P N Snêward, O N Schneverdingen. Schneeb. snêde Grenze. Schwensb. swên Hirt, Schweinehirt. Silberb. (Sage von der silbernen Wiege). Söhrenb. sôr trocken, dürr. Stachelb. Stachel. Stapelb. stapel Ständer, Grenzpfahl, Gerichtssäule, Holzhaufe. Starlohsb. Starenholz. Stiepelsb. vgl. die Stifelohe bei Münster, Stiplaga Stüpel a. d. Ruhr, O N Stiepel, 890 Stipula, Westf., Stibiloheim bei Ehingen, Stepeliperc Steierm. zu stip Tupf, stipeltouw, stüpfel. Anders wahrscheinlich O N Stiepelse (1209 Stapelitz, 1380 to dem Styepelse, 1765 Stipelitze), zu sl. stipli Schwein. Streub. strouwe Streu. Stucksb. stuke Baumstumpf. Stühb. stude Staudicht, stühe Gestrüpp. Suttberge Süd. Thonhopsb. Tôden oder Dôdenh. vgl. Dodenhop. auf dem Töps oder Töbs sc. berge (entweder gen. des P N Tôbi, Tôdebert, oder top Spitze mit s-Suffix wie klecks von klack). Thornb. torn Turm oder torn Zorn. Tiedkenb. P N Tiedke. Tiesenb. P N Tîso oder Thies. Timmerlohb. s. o. Timpenb. s. o. Tütsb. tüt Regenpfeifer. Uhlenberge Eule. Vannehrsb. vanêr adv. vor Zeiten. die Vielberge bei Daensen. Wachtb. Wahlsb. P N oder wal n. die Gefallenen. Die Wapelberge bei Totshorn, wapel Sumpf. (K sl. Feld oder Brandstelle). Waseb. wase Rasen oder Reisig oder Schlamm. Wattb. wate Schärfe, mhd. was scharf. Vgl. Watberg bei Hofgeismar. Wehlb. aus wedel, wede Wald, nicht wêl Wasserkuhle. Weinb. Wienb. wîn Wein. Wigherdesb. P N Wichard. Wichelberghorst, wichel Weidenbaum. Wilmersb. P N Willimar. Winkelb. Wittenbecksb. Worthb. word, wurd area. Wotelb. bei Pattensen, Wôdel = Wôden? vgl. O N Vaddensen, Wodenisse. Zeltb. (Teltb.) bei Lüneb. Zeltlager Barbarossas.

2. b u k i, Buck, Hügel, Rücken.

O N Höhbeck (810 Hohbuki, uo? 1364 Hobeke), Hochrücken, Berg an der Elbe. Backeberg (Bukeberg). Vgl. Bukstadin Buxtehude, Bukkigau, Bukkiun Bücken, Seebuck am Feldberg. Wiebeck w (1290 in silva Wibeke, 1340 dat holt, den Wibeke, zu widu) Waldrücken. Dazu O N Bostelwiebeck. Das Lübbeke oder der Lübbig w bei Pattensen (etwa zu lôf Laub? oder P N?).

3. h â, h ô Anhöhe.

O N Raven (villa Ravena, Ravene, vgl. Revenah, 1500 Revenha, bei Stade), Rabenhöhe (O N L casa Rabeniana). Berchho (für Bergen bei Celle) 1229.

4. h ô g e d e, h ô c h t e n. Kollektiv dazu.

Schüttelhöcht bei Mienenbüttel.

5. h ö h e f. (hôhî). Moderne Namen: Emmannshöhe. Hausmannsh. Sängershöh. Steinhöhe. Tappensh. Zabelsh.

6. h o v e r m. Buckel.

O N Höver bei Bevensen (1569 Hober). Höver bei Lehrte (Hovere, Houerde, Hoveldorn, Houdorn?) Sh Haveringe, Hoveringe hierher oder zu P N Hâward?

7. k l i n t m. Ecke, Felsecke.

bi dem smalen Klinte bei Langlingen. Den Klintmansorde aver bei Suderb. H S. 431. P N Klintman. Klintgarten bei Ohrdorf. Der Klint in Artlenb. O N: Klintmühle b. Gerdau (1450 Klinte, 1460 tom Clinte). Klint b. Fallingbost. (1314 Colinche? 1319. 1337 Clinthe, 1338 Clinte).

8. l î d, l î t f. Bergabhang, ahd. hlîta, vgl. die Hainleite.

die Lieth an d. Böhme bei Fallingbostel.

9. s t e i n m. Anstehender Fels und erratische Blöcke.

Der Schildstein bei Lüneb. (Schilstên, Scilstên 1290, 1304, Schiltstên 1329) entweder zu schild nach der Gestalt oder wie Schellberg, Schillenberg. Neddenstein. Steine (tu dem Stene), Hof bei Lüchow. Der Bickelstein b. Ebra (Bikkenstein, vgl. Pikkilinstein am Inn), zu bicken mit der Spitzhacke, bicke, klopfen; bickel Knöchel, Würfel, Fangstein, Knötchen; P N L Bicco. Der Karlstein im Rosengarten. Der Glockenstein b. Witt.

10. d a l, hd. tal n.

In den Dahlen. Dahlmoor. Lerkendal. Dumpendal, dump dumpf, dumpen ersticken, zuwerfen. Der Wichtendal sc. wald, s. Wichtenbeck.

O N: Delvental, delf Graben, oder P N L Delfo. Heiligental (Hilgendal). Rosental (1330 Rodesdal, 1468 Rosendal), rot n. Rodeland, Neubruch. Rönndal (1124 Reindale) b. Salzhausen, zu ren n. Rinne oder zu rein Grenze. Schwendal (1357 Swendale, vgl. Schwindahl bei Lüdenscheid), zu swên Schweinehirt oder zu swende oder sweine mache schwinden. Dahlenburg (1172 Dalenburg, 1200 de Dalewo, dies sl. Übersetzung). Dalldorf (Daltorp, Daldorpe). Wiedental, zu wîde salix.

11. d e n n e, d a n n e s. o.

12. g r u n d m.

Der Assegrund b. Bergen, vgl. die Asse, Assa b. Wolfenb. Asholt b. Sülbeck, Assbrock 1569 b. Suderb. zu ask Esche. Die Formen as und asch wechseln auch in dem O N Ashausen, Aschhusen, älter Asleveshusen (P N Aslef). Birkengr. Bullengr. Hellkuhlengr. (Sage vom Helljäger oder einem Aufhockgeiste). Höllengr. (zu hol hohl). Springgr. Quelltal. Totengr. Westergr.

13. k û l e f.

Die Bullenkuhlen b. Garlst. Die Uhlenkuhlen vgl. Diebskuhlen im Rosengarten. Wolfskuhle b. Harb. u. a.

10.

Siedlungen am Wasser.

Außer den schon besprochenen O N auf au, beck, rönne, muthe, born, dîk, brôck, mör, mar, werder u. a. kommen hier noch folgende in Betracht. Siedlungen am Wasser

1. b r u g g e, b r ü g g e f. Brücke.

ON: Bruchwedel (Bruggewedel). Dagebrück. Brenneckenbrück. Lauenbrück (Louwenbrugge, Leuwenbrucge, Lowenbrugghe) zu louwe Löwe, früher Pallingbrugge, Palinghebrughe, zu P N Ballo, Pallo, L Balerîc, St. balu, mit Verhärtung des Anlauts. Langenbrügge. Im gô tor Oldenbrugge, der Goh Modestorpe um Lüneburg. Die Gohbrügge, dieselbe Alte Brücke.

2. d î k Deich. Achterdeich. Grünendeich.

3. v o r t, v o r d e m. vorde f. Furt, Einfahrt; vart f. Fahrt, Zugang. Angelvort lacus prope Wyttorp. Die Elendsfarth in der Seeve (Elch?). Der Ilenforth, ein Beck, Bach, vgl. oben der Ilenreyde H. S. 334. 268. il Egel? in den Koforth H. S. 431. Der Kuhefohrt S. 273. Der Steinfort, Steinfurt oft.

O N: Barförde (Berenvorde 1160, Barvorde 1330, Barevorde 1335) zu P N L Bero. Leiferde (1226 Leiforde, Leyfforde, Leyverse) zu leiden leiten. Rixförde am Wietzenbruch, P N Rîc, Rîki, Rîkdag u. ä. Steinförde (Steinvordi, Stenvorde).

4. h û d e f. Stapelplatz, Ladestelle.

Auf der Hude b. Lüneb. (holthude). Tor Hude b. Bardow. Hude b. Harb. O N Melinchuden 1124, alter Name für Melbeck, zu P N L Milo. Hudemühlen a. d. Aller (Hudemolen), vielleicht zu hôde Hut.

5. k e l l e f. (ahd. chella, ags. ciella) eine natürliche oder künstlich hergerichtete Bucht zum Fischen.

O N: Celle (Kiellu dat. sg. Altencelle, „an der Fischerbucht"). Zetacismus. Celnhusen, Tzelnhusen, Tzellensen, alter Name für Medingen, vgl. Kellinghusen in Holstein, zu einem P N Kello, L. Cella.

6. m o l e f. Mühle. dat. sg. molen.

Bennemühlen (Bendemühlen) b. Bissend. F N. Bevermühle an d. Bever (Biberfluß). Bommühle b. Westend. (Bommen molen 1475, Bomelen 1489). F N. Blankenmühle b. Wahlingen. Hönkenm. (1332 Honemole), P N Hûno, Hûnico. Hudemühlen. Helberger M. (Heltberger molen) b. Kirchboitzen. Galgenm. (Galchmole). Ingmühlen (ags. ing Acker, an. eng Weide). Inzmühlen (14. Jh. Entzinge, P N L Ingizo oder Indo oder Ino). Kiebitzm. Klintm. s. o. Luhmühlen a. d. Luhe. Neumühlen. Rockenm. = 1330 Nathemolen b. Natendorf, vielleicht alter Bachname, vgl. O N Nateln u. die Jelmstorfer Nath (w), der Natenberg b. Emmelndorf, in der Nath b. Immenbeck (K sl. natenu Holzplatz). Nach Koblischke nd. nate nasse Stelle. Suderm. (Sudermolen, Zudermoelen), Süd. Verhornm. s. o. Fünfmühlen. Ein älteres Wort für Mühle ist

7. q u e r n, q u e r n e f. Handmühle.

O N Quarrendorf (Querendorp).

8. ô v e r m. u. n. Ufer, Außendeichsland.

O N: Mover (1450 Over, am Ufer). Over a. d. Elbe. Overstedt (Overstede) a. d. Ilmenau, vielleicht zu over supra. Tunover, Zaunufer, Wendisch-Thun. Hülsufer w am Wietzenbruch (Hülse).

11.

Das Suffix ithi, ede, n.

Das Suffix ithi, ede, n

Das Suffix ithi erscheint in mannigfach abgeschwächten Formen. Man findet die Schreibungen idi, ithe, ide, ethi, edi, ethe, ede, auch einsilbig thi, ti, di, the, te, de; im dat. pl. enden die Namen auf thun, thon, dun, don, ten, den; doch liegt hier Verwechslung mit tûn nahe. Als nhd. Beispiel diene das Gelübde (ge-lüb-ede) und Bild (aus bil-ithi). Zuweilen wechselt es mit dem Femininum itha, wie ziarida Zierde. In der heutigen Aussprache fällt es oft weg (Esch für Eschede, Wils für Wilsede, Brockhöfe für Brockhövede). So stehen borstel und borstelde bei demselben Orte neben einander. In O N bezeichnet das Suffix einen Ort, an dem etwas oft oder in auffallender Weise vorkommt. So haben die Namen oft kollektiven Sinn. Die zu Grunde liegenden Stämme sind nicht immer klar zu deuten. Sehr deutliche Beispiele sind: Döhren bei Hannover, Thurnithi, „Dornenort"; Hülsede b. Springe, Hulsethe, „Hülsenort"; Remse Westf., Hramasitha, Hramisithi, „Bärenlauchort" wie Hramaslahun, Ramelsloh.

O N: Bleckede (Blekede, in palude Blekethe, Bleckte, Blechude) zu bleck n. Fläche, Blachfeld. Vgl. to Bevensen im bleck; Bleck Salinenplatz in Lüneburg; Verdener Geschichtsquellen: quod p r a t u m dicitur vulgariter Segebades bleck. Die Form Blechude Zusammensetzung mit hude. — Brackede, zu brak n. Deichbruch, davon herrührendes

Wasserloch, oder zu brak m. brake f. umgebrochenes Neuland. — Brockhöfe (1330 Brockehovede, Brockehove, Brokedehovede, Brogdehovede, 1569 Brockhove) zu brok n. Bruch, Sumpf, und hof; hovede, hofte n. Gehöft. Wohl nicht zu hôvede Haupt, in dem Sinne von Quelle, wie Visselhövede Visselquelle. — Bröckel (1304 Brokeldhe, Brucledhe), Koll. von brôk-lô. — Döhle (Dolethe, Dolde, Tole, Doelde), vgl. Dullide, Tilleda, wohl = Dullithi, zu mhd. tülle Pallisadenzaun. — Bierde b. Ahlden (1059 Birithi, 1259 Birethe, 1267 Birede, 1362 Birde, 1381 Birden), „Beerenort" oder „Birnenort". — Drage (Draghe, Dragheden), „das Trockene". — Eschede (Eske = Aski, Askahi) an der Aschau, zu asc Esche (ebenso Lindethe, Linden, Lindenort, Aspithi Espenort, Eichede Holst., Wickede Westf. Ulmenort, Iliside, Ilsede Elsbaumort). — Eilte b. Ahlden (Elethe in ripa Allere 1267, Elthe 1268), vgl. Elti, Elten b. Nymweg. — Vierde b. Fall. (1337 Virde). — Hoopte (tom Hope), zu hôp Haufe, oder hop ringförmige Stelle. Ähnlich der bg Schüttelhöcht, zu hôgede Anhöhe, und schutten Vieh als Pfand einsperren? — Marschacht und Geesthacht (Hachede, Haghede) zu hag Umzäunung. — Stöckte (Stockede), zu stock. — Wilsche b. Gifhorn (1152 Wilscete, 1238 Wilschethe, 1360 Wilsede) und Wilsede b. Egestorf, vgl. Wilshornfeld b. Garßen, auf dem Wilsmoor b. Lauenbrück, Welsede b. Hameln (Welzethe, daneben die Welle w), Welte b. Dülmen (Wellithi, Willethe), Welise bei Arolsen, Welsih Friesl. St. wils, wels, Bedeutung dunkel, jedesfalls nicht sl. (K sl. wülsa Erle). — Wehlen (Wele, Welde) an den Seevequellen = Wellithi Quellenort.

Ich lasse hier noch einige O N mit Dentalausgängen folgen, deren Deutung Schwierigkeit macht.

Anderten zweimal, das eine 990 Ondertunun, zu tûn Zaun, später Thandertham an hêm angelehnt; onder = unter; das andere zu P N Anthard, Andahari, Antheri, vgl. O N Antheringen? — Ahlten (Alethen, Alten) = Alah-tûn Tempelzaun? oder zu ala ganz? — Gilten (Ghiltene, Gilthen) = Gilthem? vgl. Giltwilre Elsaß, oder = Giltûn? vgl. Gillivelt Eifel. — Ilten (Iltene 1470) = Ilingtûn, P N Ilo, Illo? vgl. Illingheim Württ. oder = Illidi (Ilde b. Hildesheim)? — Lehrte (Lerthe, Lerete, Lerte) = Hlêrithi? vgl. Hleri Leer Ostfr. Lericki Brab. — Ahlden (1250 Alethen, 1265 Alden, 1342 Aldem, Aelden, Aledhen), vgl. Aluthon (Ahlen) a. d. Ems, zu alôd? — Gilde (Gelde), vgl. Gelithe Thür. Gillizela Nordbrab. — Sehnde (Sende, Senedhe, Seynede, Seinde) zu sinth Weg? vgl. Sindinon, Senden Westf. oder zu sini groß? vgl. Sinithi die Senne b. Paderb. Sinitfeld Sendfeld. — Holvede = 872 Holenwide? „an der hohlen Weide". — Trelde? — Aljarn (Ergerde). St. arg und ard? Vgl. Argeste, Ergste Westf. Gandrikes-arde b. Bremen, fl. Ard-aha Aar in Nassau, fl. Erthene b. Ertheneborg Artlenburg. „Schlechtes Pflugland".

12.

Das Suffix ing.

Das sehr häufige Suffix ing bedeutet die Zugehörigkeit, es tritt mit Vorliebe an P N, um die Herkunft oder Abstammung zu bezeichnen (patronymischer Gebrauch), es tritt aber auch zwischen einen P N und das Grundwort einer Zusammensetzung im Sinne eines Genitivs (genitivischer Gebrauch). Endlich wird das Suffix noch gebraucht zur Bildung von Wald-, Berg- und Hausnamen, die damit gleichsam persönliches Leben bekommen. Das Suffix ing

Das fem. sg. wird verwendet zur Bildung von nomina actionis von Verben (nhd. ung). Die Formen sind folgende: Thema: inga-. Masc. sg. nom. ing, inc, ink; gen. ingas, inges; dat. inga, inge; pl. nom. ingos, ingas, inga, ingi, inge; gen. ingo, inga; dat. ingum, ingun, ingon, ingen. Fem. sg. inga, inge (z. B. schuttinge f. Schützung). Beispiele: bg: Osning, Fläming m. — w: Süsing, Glüsing, Bockling m. — Hausnamen: Schütting (Schuttink) m. — Vom P N Ibor, Eber, Ever: Evering, Everinge, Everingen. — Genitivischer Gebrauch: Hugipert-inga-hova „im Hofe des Hugipert". Suitbald-ingehusen (Schwüblingsen) „in den Häusern des Swidbald". Vastulingebûrstalle (Fallingbostel)

„auf dem Gebäudeplatze des Vastulo". — Hwitingaos acc. pl. „die Bewohner des Hwitingavies des Weißen Gaues" um Wittingen. — Beispiel für den gen. pl. P N L Bônizo Scerfinga „(aus der Sippe) der Skerfinge". So die vielen fr. F N auf inga, wie Beninga. Die angrivarisch-cheruskische Schwundstufe von inge über erweichtes inghe, ighe (gh - j) ist ie, z. B. Ellierode = Ellingerode.

Die Namen der Lüneburger Siedehäuser (Sh) sind meist mit dem Suffix ing gebildet. Sie zeigen offenbar den Gründer und ursprünglichen Besitzer des Hauses an, der sein Recht aber natürlich auf seine Sippe vererbte. So kommt es, daß diese Namen vielfach mit den O N der Dörfer übereinstimmen, die von diesen Sippen bewohnt und benannt waren, dies Verhältnis zeigt das hohe Alter vieler Siedehäuser. In einigen Sh-Namen darf man die Namen geschichtlicher Personen mit Wahrscheinlichkeit vermuten. Die älteren Sh stammen noch aus langobardischer Zeit (L), andere aus der sächsischen. So finden wir die langobardischen Herzoge Ajo und Ibor vertreten. Das Sh Eyinge war vermutlich Besitz des Ajo und seiner Sippe, der Aiinge, das Sh Everinge Besitz des Ibor (Ever) und seiner Sippe, der Everinge, die doch wohl in den Dörfern Wester- und Oster-Everinge, heute Deutsch- und Wendisch-Evern, ihren Wohnsitz hatten. Der Benno, der dem Sh Benninge den Namen gegeben hat, könnte möglicherweise der sächsische Herzog Benno gewesen sein; das Sh Ludolvinge wird doch wohl sicher nach dem gleichnamigen Herzogshause heißen. Der Brunone Ekbert könnte dem Sh Ecbertinge, der Billing Dietmar dem Sh Ditmaringe, der Supplinburger Lothar dem Sh Lotheringe den Namen gegeben haben (vgl. Krause). Die meisten Namen sind aber älter, wie die Übereinstimmung mit O N der Heide und langobardischen P N zeigt; die 1205 erwähnte domus Gighingi könnte den Geschlechtsnamen Ajos und Ibors Guging bewahrt haben. Vgl. darüber meine Abhandlung „Was bedeutet der Name Lüneburg?" und „Ajo der Guging".

Ich führe nun die wichtigsten O N auf ing auf mit Angabe der P N, von denen sie gebildet sind. Einige wenige sind von Appellativen abgeleitet, bei anderen beruht die Endung ing auf moderner Entstellung. So hieß Langlingen früher Langheleghe, die Ohlinger Strasse in Lüneburg de ôle nîge strât.

1. Kreis Harburg.

Glüsingen (Glusinghe, Glusing). Todtglüsingen (Todglusinge) bei Tostedt und Totshorn (Hochfläche der Tot, an. tota Spitze). Sh Glusinge. Vgl. Gluringen (Schwaben). P N Gluso? oder unmittelbar zu St. glus, glius „leuchten" wie Fl Glusbusch, auf dem Glus. Vgl. P N Gliusnot, Glismod, v. glosen, glosten. Grauen (Growinge). P N Grâwo.

2. Kreis Winsen.

Meningen (Meninge). P N Meni (L Menia, Manibert). — Inzmühlen (Entzinge). P N L Ingizo oder Indo (Indizo) oder Ino (Inizo).

3. Kreis Lüneburg.

Brietlingen (1004 Britlingi). P N L Britto, Bretulus, O N L Brutialengo. — Bütlingen (1333 Butlinghe). P N Budilo (L Potelfrid). Ähnlich Sh Butzinge (P N Buzo), O N L Buzengo. — Deutsch- und Wendisch-Evern (Everinghe). P N L Ibor (Ebur) — Glüsingen. — Häcklingen (Hekelinghe, 1190 Hekelen?). P N Hacco, Hachili, Hegilo (L Acupard).

Rehlingen (1704 Reling, 1450 Relen, 1302 Renlo), rên Rain, lôh Wald.
Willerding (Wildersingheborstele, Willerdinghe, Wilrezinge). P N Willihard oder Wildihar.

4. Kreis Ülzen.

Dreilingen (1296 Dreinlinge, 1330 Dreylinge). P N Dregil? L Draguneo? — Graulingen (Gruwinge, Growing, Grawinghe). P N Grâwo. Sh Grevinge. — Häcklingen (1330 Hetlinge, Hotlinge, 1360 Hekelynge). P N Hetilo. — Hösseringen (Hoseringe), vgl. Hosingen Hessen. P N vom St. hod oder hus, wie Hozeman oder Husward, etwa Hozari, Hosari. — Langlingen (Langelava, Langelo), wohl nicht zu lêva Erbe, sondern zu lôva Laub, oder zu lôh. — Medingen (Medinge). Zu P N L Mado (wahrscheinlicher als zu L mêta, nd. mêde Miete, mêding Mietling). Sh Mettinge. Der O N auch in Luxemburg. — Melzingen (Melsinge, Meltzinge). P N L Meleso. — Müssingen (1750 Mussing), wie Mützingen zu P N Munizo. Dazu Sh Müntzinge, O N L Munesingo. — Öchtringen (Ochterdinge). P N Octard oder Ohtrad, vgl. L Octari. — Rätzlingen (1280 Retzinghe, 1032 Restinge, st = ts). P N Razo, Razi, L Razilo, nicht zu L Resto. — Retzien (1461 Retsing), vielleicht dasselbe. — Velgen (Veling, Velinge), dazu Sh Velinge. P N L Felo, Filing.

5. Kreis Bleckede.

Becklingen (Beklinge, Bekelige Bekelingh). P N Bicco, Becco, L Picco, Verkleinerung Bickilo, O N L Picininge. — Land Darzing (1230 Dirtzinke, 1258 Dertsingen) um Neuhaus, sl. Bedeutung unklar. Vielleicht urspr. deutsch. P N vom St. dar Lanze, etwa Darizo, wie P N Darwin, L Tarald. — Ellringen (Elringe). P N L Ellari, Illari. — Göddingen (Godinge). P N L Godo, Godio. — Köhlingen (1503 Kolinge). P N L Colo, Bg Kol. — Moislingen (1296 Moyslinge, 1327 Moysleyk, Moysleve, Moisell), 1296 noch d. P N L Mausio, Mausiolus, 1327 sl. entstellt nach sl. P N Myslek. — Mücklingen (1318 Muckelinghe, 1320 Muchelinghe, 1360 Muklynk, Mutkelinge). Vgl. Müggenburg b. Klenze (Muckhenborch). Wie es scheint, ein P N Mucco, Muckilo, wie in Muclingun Württ., etwa Verklein. zu P N L Munichis. — Riecklingen (Rikelinge). P N Rikilo, L. Rico. — Schieringen (Schiringe). P N Skiri. — Wehningen (auch Landesname). 1158 Wanigge, 1171 Wanige, 1190 Waninge, 1230 Waninke (sl. entstellt). P N Wâno, L Wâning.

6. Kreis Dannenberg.

Dötzingen (Dotsinghe, Dotzingen). P N Dôdo, Dôdizo, Tôzo, (L Dôdo, Tôdo), O N L Tudingo, vgl. O N Tuotelingun Tuttlingen. — Harlingen (Harling, Harlinge, Herlingk). P N Harilo, Herili, L. Ariolus, V N Heruli. — Metzingen (Metsinghe), dazu Sh Mettinge. P N L Mazo, O N L Matingo. — Mützingen (Mutsinghe, Muntsinge, Mutzen). Dazu Sh Müntzinge. P N Muno, Munizo oder Mundo, Munzo. O N L Munesingo. P N L Mundo.

7. Kreis Lüchow.

Blütlingen (Blutlinge). Der P N Blutilo ist sonst nicht nachzuweisen, dagegen Blutgard und Bluetrat (zu blôjan blühen, oder blôdhi verzagt). — Schäp. (Scepinghe). Ein nicht belegter P N Skapio oder Scipio? Vgl. Sciphingstete Schöppenstedt. Wohl nicht zu skâp Schaf, sondern zu skap Gefäß, skepian schöpfen, schippen, scheppen schaffen. — Tepl. (Teplinge, Tepelinge, Depeling). P N L Teupo, Teupolo, Koseform zu Têpert, Theutpert = Dietbert. Vgl. Teppengi-hem Fland. — Tobr. (1360 to Tobrinte? 1348 Thobringhe) P N L Dauferi oder Tôdebert?
Wöhningen (1450 Wonne, Wonem), wohl sl. wie O N Wonno Westpr. (K „Ort des Dingsda").

8. Kreis Isenhagen.

Glüsingen. — Ösingen (1391, 1447 Osinghe, 1521 Oydesingk). Sächsischer P N Oso = Anso L. — Schneflingen (Sneflinghe, Snefeling). Zu snaben sich bewegen, snevel Schnabel? Oder zu snêo Schnee? Dann würde eine Koseform Snêwilo zum P N Snêward anzunehmen sein. — Witt. und Suderwitt. d. i. Südwitt. (803 acc. pl. Witingaos, 781 Huuntangaos neben Bardungaos, Bewohner des Hwîtingo (Untergau des Thorlingo), 1014 ad terminos Wittinge ville, 1235 Witingen, 1293 Wittinghe, Witinghe). Zu hwît weiß und gawi Gau, „im Weißen Gau", V N die „Wittinge" „Weißlinge". Ähnlich steht statt Bardungawi einmal Bardinc pagus. Der Obergau Thorlingo: 949 in pago Thorlingo, zu V N L Thoring als Verkleinerung. F N Dörling.

9. Kreis Soltau.

Ahlften (Alchtingh). P N Alahfrid? zu alah Tempel. — Alvern (Alverding, Alveringe). Dazu Sh Alverdinge, Elverdinge. P N L Alaward oder Aliward, wohl nicht Alfheri, L Alpari. F N Elver, Elvers. — Behningen (wohl nicht dasselbe wie Boninge, zu P N L Bôno, sondern zu Sh Benninge), P N L Beno, vgl. L Bainaib, Land der Baininge, oder Benno (aus Bernhard). — Behringen (Bernynghe, Berndinge, Bernardinge). Dazu Sh Barninge, Bernerdinge, Berndinge, Berdinge. P N Bernhard, L Bernard. Verschieden davon scheint zu sein O N 1196 Thanebernigge, 1489 Dankberingh. P N Dani-bern (Dänenkrieger), vgl. L Tanibert und Geribern, oder Dankbero (Erinnerungsträger), wie L. Tankomar und Sivebero. — Bispingen (Biscopinge), zu biscop Bischof. Ebenso Kohlenbissen (Coldenbispinge). zu kold kalt. — Dauerding parrochia 1489. P N L Davibert. — Deimern (Deimerdinge, Deymeringe) P N Daimbert, L Tachinpert. — Dethlingen (Dethlingk, Dethleghe, Dethnedinge, Detling). P N Theodnand? oder Theodilo, L Teudulus? — Dittmern (Dittmeringe, Ditmaringe). Dazu Sh Ditmaringe. P N Dietmar, L Teudemari. — Ellingen (Ellinge). P N L Allio, Allo. — Emmingen (Emminge). Dazu Sh Eminge. P N L Emmo, Immo. — Gilmerdingen (Gillerdinge?). P N Gildbert, vgl. L. Ghildulus, Geldehoc. — Halmern (Halmerdinge). P N Helmhard, Helmward in der Nebenform halm. — Harber (Hartberinge). P N Hartbern, Hartbero? oder von hard-buri Waldhaus? — Hillern (1489 Hilderding, Hillerdinge). P N Hildard oder Hildirad L. — Hötzingen (Hotzinge) P N Hozo, Hodo. Dazu Sh Huttinge, oder dies zu P N Hudo, L Hudoald. — Kreutzen (Crutzinge), zu krûze Kreuz, oder zu P N Chrodo, Crodio? (Krudizo?). — Leitzingen (1489 Letzingh, Leitzinge). Kosef. Laizo des P N L Laidolf. — Leverdingen (Leveringe). P N Leoward (zu St. hliu, wie L Liviperga, Leopert). Vielleicht ist dieser Ort aber derselbe wie Liavildindburstal, d für g verschrieben, zu P N f Liubhild. — Öningen (Oninge). P N L Auno, Ono. — Reddingen (Reddinge). O N L de loco Redingo. P N L Rado. — Reimerd. (1306 Remeldinge). P N L Rimoald oder besser Ragimbald. — Rein. (Reininge, Reynedinghe). P N L Raginard, Raino, oder P N Rainhad. — Schneverd. (1306 Snewerdinge, Snewordinghe, Snewordinghusen). P N Snêward. —

Schwalingen hieß früher Swanlo, Schwanenhain. — Sültingen (Sultinge, Sulten), zu sult, Abl. zu salt, sülte Salzlache, J Morast. Vgl. Salzungen, Sulzaha. — Töpingen (Tobinge). P N Kurzf. Tôbo zu L Tôdebert. Bg: Tobeke, Tobing, Töbing, Tobbendorpe, Toppenstede. — Volkwardingen (Volquardinge, Volquerding). Dazu Sh Volquerdinge. P N Volkward (L Fulcard wohl zu hard). — Wied. (1237 Witdige, 1337 Widinge). P N L Wîdo. — Willinge(n). P N L Willo, Willi, O N L in loco Wilingo. Wolterdingen (1275-e). Dazu Sh. Woldertinge, Wolderdinge, Walderschinge, dies mit Suffix sk, wie O N L Rodelascingo. P N Waldhard. O N L Waldengo, Waldeningo.

10. Kreis Fallingbostel.

Böstlingen (Bostlinge, Beusingk), zu bostel, oder besser P N Busto, vgl. P N Pusteke, O N 1060 Bustenburstal in der Nähe der Aller, O N L Puseningo. — Brelingen. P N L Braifred? Braiding. Vgl. Breloh-Bredenlo. — Cordingen (Cordinge, Conerdinge). Kf. Cord zum P N Conrad (L Cônrâd und Cunerad). — Deil (1237 Derenlige, r-g? etwa P N St. thegan, L f Thechinula, 1317 Deylige, 1494 Deilinge). P N Deilo, Dagalo, L Taculus. Dazu Sh Deginge, Deyinge, St. dag. — Ebbinge(n). Dazu Sh Ebbinge und Sh Ebbetzinge. P N Ebbo, Ebbizo (L Abbo und Ebo). — Einzingen (1344 Encige, 1383 Entsingen, 1393 Entzingen). Kosef. Enzo (aus Anzo L oder Inzo, Ingizo L, Indo L oder Ino). — Elferdingen (Elverdinge, 1326 Alverdinge, 1489 Elferdingh, 1520 Elpherdingk). Sh Elverdinge. P N Alfhard, Albhard. — Frielingen (Frilinge) Zu frîling libertinus. O N Frilingim Fland. Frilenchusen u. Frilingothorp Westf. — Griemen (Grymelinge). P N L Grîmo (Grîmilo). Vgl. Vorstadt von Lüneb. Im Grimm (in Grimmone). — Helmsen, Helmersen (Hilmertzinge, 1224 Helmertzinge, 1333 Helmersinghe, z, tz, s-sk? s. o.). P N Hildemar (oder Helmward?). — Hartem (Hertmeringen). P N Hartmar. — Hilperdingen (1311 Hilbertinge, 1337 Hilberdinghe). P N L Hildebert (Hiltbert, Hilpert). — Honerd. (Hunerdinge). P N Hûnard. Sh Huninge, Huneringe.

Vgl. L Hûnald. — Hülsen (Hulsinghe), zu hulis Hülse, Stechpalme, P N Hulis. Vgl. Hulsethe, Hülsede b. Springe. — Hüntzingen (Huntzinge). P N Hunzo (L Unzemund). —
Häuslingen (Huochselem) s. § 17. — Idingen (Ydinge). P N Ido, L Itto. — Idsingen (Idessinge, Yddesinge, Idszinge, Yddessynge). P N Idiso, Kosef. zu Ido, wie Meleso zu Milo. — Jarlingen (Jernedinge, 1384 Jerendinghe, 1413 Jahrling, 1489 Jerningh). P N L Gêrnôt. — Krelingen (1534 Kreling). P N Crailing (Car. Magni cap.), Kraling 890. — Meinerdingen (1251. 1269. 1307 Meyderdinge, 1337 Mynighe, 1338 u. ö. Meynerdinge). P N L Maginard, Mainard? Ein P N Maithard ist sonst nicht zu belegen, doch denkbar, da Maitelm vorkommt. Vgl. auch Magethaida. — Meinern (Meineringe). P N L Magenari, Maginhari. — Nünningen (1224 Nunninge). P N Nunno, L Nonno. — Pröbsten (Provestinge) zu provest Probst. — Sieverdingen (1337 Siverdinge, Sieveringe). P N Sigiward, L Sigivert, oder Sigifrid. — Tietl. (1337 Tidinghe, 1390 Tietlinge). P N L Theudo, Teudulus (Thiudilo). — Ützingen (1390 Utzinge, 1384 Uthsinge, 1069 Udecsineburstalde = Udessingeb.). P N Kosef. Udisso, Udizo, Uzo zu Udo, L Undepert, Undemar. Dazu Sh Udinge, Udessinge. — Vitzen (Vidsinghe, Vitze). P N Fizo, O N L Ficeningo. — Wahlingen (Walie, Walige, Kerkwaleghe, Schwundformen zu Walinge, Kerkwalinge). P N L Walo. — Wenzingen (1384 Wentzinge). P N Wanzo, Wenso, Kosef. zu L Wando. — Woltem (1494 Woltmedinge). P N Waldimund, Waldimôd?

11. Kreis Celle.

Becklinge(n) s. o. —

Eicklingen (Eklaghe, Ekeleghe), zu êk und lage, Eichenfläche. — Eldinge(n). P N L Aldo. O N L Aldoningo. — Hehlen (Helinga). P N L Halo. —

Langlingen (Langheleghe), zu lage offene Fläche. — Luttern (Lutteringen), wohl zum fl Lutter, nicht zu P N Lothar, Sh Loteringe. — Metzingen s. o. —

Sandlingen (Santhleghe), Sandlage. — Ummern (Ummerige). P N L Undemar. Wathlingen (Waditlagun) s. § 19.

12. Kreis Burgdorf.

Brelingen (Bredanlagu) s. § 19. — Ibsingen. P N Ibo, Kosef. Ibiso. — Dolgen (Dollinge). P N Dolleo. Vgl. O N Dullendorf, V N Dulgubnii, zu dolg vulnus? — Evern (Everen, Evering, Everringe). P N Ebur, L Ibor. — Ramlingen. P N Ramo L, Ramingo L, Rammilinc.

13. Kreis Gifhorn.

Uhry (1022 Wurungon cum silva Alabure, 1311 Uringe, 1667 Uhry, 1701 Ury, Uringen). P N Wuro? Vgl. Wuringereshusen Wiershausen b. Gittelde. Oder zu ûro Auer? Vgl. Uringa b. Breisach, Urithi Uehrde bei Schöppenst.

13.

Ortsnamen auf büttel.

Das nd. Wort büttel (budil) ist wohl von der Wurzel bu „wohnen" herzuleiten, zu der auch bûan „bauen" gehört, und bedeutet „Haus und Hof, Grundbesitz, Landgut". Im Heliand heißt es m. pl. bodlôs, gen. pl. bodlo, ags. botl Haus, fr. bodel, nl. boedel, mnd. bôl n., nordfries. büll. In alten O N lauten die Formen bodle, botle, budli, butli, butle, butile, buttele, biuthle, gibutli, gibutle, dazu vereinzelt gibudi. Die letzte Form ist kollektives Neutrum, wie gibûwidi, incolatus, colonia, und nhd. „Gebäude", doch nicht dasselbe Wort, da es mit kurzem Vokal anzusetzen ist; ebenso ist gibutli ein kollektives Neutrum, wie „Gebirge", das dann nach nd. Art die Vorsilbe gi oft einbüßt. Diese Namen finden sich in Nordfriesland, in Holstein, in Hadeln und Wursten, vereinzelt im Bremischen und im Bardengau, sowie im Witingo, in großer Menge im Kreise Gifhorn, die drei südlichsten

Ortsnamen auf büttel

in Braunschweig. Der südliche Verbreitungsbezirk entspricht dem alten Thorlingo, dem Gau der Thorlinge; Hadeln ist das Land der Thoringe, die aus Angeln und Warnen bestehen; diese wiederum müssen aus Nordalbingien gekommen sein. So ergibt sich die Tatsache, daß die O N auf büttel die Verbreitung der Thoringe, eines Teiles der Angeln und Warnen, bezeichnen. Ein Thoring (an. thora Mut haben) war auch der langobardische König Agilulf. Die Meinung, daß die Namen auf büttel den eigentlichen Altsachsen angehörten, läßt sich nach ihrem Verbreitungsbezirk nicht halten. Dicht bei Braunschweig hart an der Grenze des Thorlingos lag der Ort Thuringesbutli, der durch seinen Namen den Gegensatz der Thoringe gegen den fremden Stamm der Cherusker jenseit des Okerflusses hervorhebt. S. u. bei dem O N Harrbüttel.

1. Kreis Harburg.

Appelbüttel (1450 Mamesbuttel? 1577 Appenbüttel). P N Mami, vgl. P N L Mammo. — Itzenb. (Itzenbuttell). P N Izo, Idiso, vgl. Idsingen. — Mienenb. Vgl. Minisleva, Minnenheim, Minnenhusen. P N Minno. — Ohlenb. — Herdesbuttel 1478?

2. Kreis Lüneburg.

Hillersbutle wüst bei Tellmer. P N Hildhard, Hildeward. — Diersbüttel (Thiderikesbutle, Didersbuttel). P N Thiderik, Dietrich, L Theoderic. — Wieneb. (Vinebutle, Winenbotle, Widenesbuttele, P N Wîdin, Paul. diac. II 2). P N L Wino, oder zu winne Weide? — Wohlenb. (1450 Woldenbuttel, Woldenebutle, 1704 Wolenbüttel). P N L Waldo. Einmal auch Woltbuttel, zu wald.

3. Kreis Ülzen.

Bienenbüttel (1004 Biangibudiburg, 1293 Binebotle). P N Bio, f. Bia (zu ahd. bia Biene?). — Störtenb. (Stortebutle, Stortenebotel). Vgl. Storzinga b. Sigmaringen. P N Strodo? oder zu storten stürzen? — Nienbüttel (Nevenbutle), zu „neu", b. Medingen.

4. Kreis Isenhagen.

Hankensbüttel (1051 Honengesbuthele, 1327 Honekesbutle). P N Hûning oder Hûniki. — Wunderb. (1243 Windelmersbutle, 1450 Wunrebuttell). P N Windilmar, L Windulus. — Nördlich von der Aller hat noch gelegen Krathabodle.

5. Kreis Gifhorn.

Dannenbüttel am Nordufer der Aller (1390 Dannenbuttel). P N Danno, L Tano. Vgl. Dannenstedi b. Halberst. V N der Dänen? — Zwischen Aller und Oker liegen die folgenden: Abbesbüttel (1381 Abesbutle) P N Abi, Abbi. — Adenb. (1226 Adenebutle). P N Ado. — Algesb. (Aldagesbutile, Aldegesbutle, Allegesbuttle). P N Aldag. — Allenb. (Dallengebutle 844, Dallangibudli 888). P N Dallo, Tallo, vgl. Heimdallr, L Tallivert. — Allerb. (1274 Almersbutle). P N Almar. — Ausb. (1383 Asedesbutele, 1701 Augsbüttel). P N Asind oder Osind (Audesind). — Bechtsb. F N Becht, zu P N Beraht? — Brunsb. P N Brun. — Edesb. (1400 Edelsbutele, Edersbutle). P N Edi. — Ettenb. (Etenbuttle, Etlenbutle, Etzersbutle). P N Edo, Eto, Etto. — Gerstenb. (1274 Garsnebutle, Garnsnebutle). P N Gersinda, oder eine Kosef. Geriso? oder = gêr-snêde Speerschneide, Grenze? — Harxbüttel (1007 Herskesgebutle, 1318 Herkesbutle). P N Hersk, genau dem V N Cheruscus gleich. Das Dorf ist von einem Cherusker gegründet, der über den Grenzfluß, die Oker, herübergekommen war. Vgl. Thuringesbutli bei Braunschweig, die Gründung eines Thorings. — Isenb. (Isembutele, Isenbutle, Ysenebutle, Ysennebutle). P N Iso. — Lagesb. (Laverdesbutele). P N Laufred, L Laudefred, zu got. laudi Gestalt? oder Laubhard, zu ags. leafa Vertrauen? — Martinsb. (Mertensbutle). P N Martoin, oder Martin? — Meinholz (Meginfridisbutle? P N Meginfrid, oder Meginsnichegibutle, wohl verschrieben für Meginsuithegibutle? P N Meginswinda). — Ribbesb. (1007 Ricbaldesgebutle, 1226 Ricboldesbutele). P N Ricbald. — Rolfsb. (Rolevesbutle). P N Hrôdleif, Hrôdlef. — Rötgesb. (Rodelekesbutle, Rotlekesbutle, Rottekesbutle). P N Hrôdleik. —

Vollb. (Volbesbutle). P N Folabraht, Fulbert, Vollbrecht, Vulveke. — Warmb. (Wermeresbutile). P N Werimer. — Warxb. (Werkesbutle). P N Werkhari. — Wasb. (1022 Wilradesbutile). P N Wilrad. — Wedesb. (1022 Witildebutile). P N Widohild, Withild. — Wendebutle (1007) unbekannt (Wenden in Br.?), zu wende Grenze? — Richildesbiuthle (1096) dgl. (Rietze a. d. Erse?).

14.
Die Grundwörter bûr und bûrstal.

Zur Wurzel bu gehört auch das Wort bûr „Wohnung, Haus", das im nhd. nur noch in der Zusammensetzung „Vogelbauer" als st m. oder n. erhalten ist. Wir finden es ahd. als st. m. bûr (Hildl. prût in bûre die Frau im Hause), ags. als st. n. bûr Gemach, Zimmer, dat. sg. bûre, dat. pl. bûrum, brydbûr Frauengemach, dat. brydbûre. In O N findet man das Wort häufig in den Formen der i-Deklination, die sich mit denen der ja-Stämme mischt. Sg. nom. bûr, gen. bûres, bûries, dat. bûri, bûre, bûra, bûria, bûrea, dat. pl. bûrin, bûren, bûrium, bûriun, bûrun, bûron, nhd. büren und beuren. Mnd. ist bûr n. Gehäuse, Ansiedlung, Gemeinde, und zwar städtische und ländliche Gemeinde, z. B. bûr-bere Gemeinde-Eber, bûr-knecht Gemeindediener, bûr-bôk Bürgerbuch, bûr-gelt Bürgergeld, bûr-mêster ein städtischer Polizeibeamter, bûr-sprâke Verlesung städtischer Polizeigesetze, bûr-ammet Gemeindeamt, Schulzenamt. Davon ist das sw. m. bûre „Landmann" streng zu scheiden. Die Grundwörter bûr und bûrstal

Das Wort bûr „Wohnung, Ansiedlung, Gemeinde" findet sich in folgenden O N unsers Gebietes:
Ölper (1022 Alabure), zu alah Tempel. — Drebber (1033 Triburin-Thriburin) „Dreihausen"? — Haimar (1160 Heimbere), zu heim, oder zu hagan, „eingezäunte Ansiedelung". — Hambühren (1320 Abbenburen, tom Amburen). P N L Abbo. — Harber b. Lehrte (Hertbere, Hertbern), Harber b. Soltau (1337. 1338 Hartbere, 1489 Hartbering, 1522 Herber), zu hard Wald, „Waldsiedelung". — Heber (Hedebere), vgl. Hadeburun Heudeber b. Halberst. zu hathu Streit, oder zu haithi Heide. — Räber (1329 Redhebere, 1330 to Rebere, 1429 to Redeber), zu rêd Ried, vgl. Retbere Westf. — Schwülper (Suilbore, Swulbere), swil, swel Anschwellung. — to dem Limbere b. Walsr., zu hlîn Spitzahorn? oder zu linde?

Mit diesem Worte bûr „Wohnung" ist gebildet die Zusammensetzung bûrstal, borstel, bostel m. Sie ist zusammenzustellen mit haristal „Heerstelle, Lagerplatz" (O N Heristal und Herstelle) und burcstal „Burgplatz, Burganlage, Burg" (O N Burgstall). In allen drei Wörtern bezeichnet stal nicht einen Viehstall, sondern heißt „Ort, Stelle, Platz" (Weiterbildung dazu stelli, Stelle, O N Stelle). Bûrstal bedeutet also „Wohnungsplatz, Ansiedlungsstelle" und keineswegs „Bauernstall". Viele O N kommen bald mit dem Zusatze, bald ohne den Zusatz bûrstal vor. Der dat. wird gebildet bûrstalla, bûrstalle; beliebt ist ferner eine Weiterbildung durch Dentalsuffix bûrstalde n. (ithi Kollektiv). Mehrfach liegen zwei Ortschaften neben einander, von

denen die kleinere als die später gegründete den Namen der größeren mit dem Zusatz bostel führt (Wenden und Wendenborstel, d. i. neuer Ansiedlungsplatz bei Wenden; Boitzen und Boitzenbostel; ebenso könnte Helingaburstalla 1033 das neben Groß-Hehlen, Helinga, liegende Klein-Hehlen sein); solche Fälle sind wohl als später gegründete Abbaue oder Kolonieen zu erklären. Aber keineswegs sind alle Dörfer des Namens bostel kleine Dörfer und Einzelhöfe, Fallingbostel und Beedenbostel sind große Kirchdörfer. Manche von den Namen der Einzelhöfe sind offenbar recht jung, wie Nord-, Süd-, Oster-, Schillings-, Dehn-, Sommer-, Hohenbostel; aber auch ein Name wie Frankenbostel (Frankenburstale 11. Jh.) deutet auf eine Gründung aus der Karolingerzeit hin. Der Verbreitungsbezirk dieser Namen wird im wesentlichen von der Weser und Elbe begrenzt; im mittleren Holstein und westlich von der Weser kommen nur noch einige wenige vor, im Reg.-Bez. Stade gibt es 21; die andern finden sich in den Gauen Moswiddi, Bardengau und Laingau, ferner Grindiriga und Marstem, nur einzelne im Gau Grete und Flutwidde, keiner im Thorlingo, keiner in Drevani. Danach haben weder Thoringe noch Cherusker das Wort gebraucht, wohl aber Langobarden und Sachsen, doch mit Ausschluß der Westfalen.

Das einfache Borstel oder Bostel findet sich bei Winsen a. d. L. (vielleicht 1450 Stenborstell oder das alte Suanehildisborstel, von P N Swanhild), bei Bispingen (Borstel in der Kuhle), bei Woltem, bei Celle (Bostel), auch Einemhof und Vierhöfen trugen früher diesen Namen (Borstel, tom Borstel). Sonst verteilen sich die Namen folgendermaßen:

1. Kreis Harburg.

Caroxbostel (Karocksborstell, Ka$_r$nkesborstele). P N Karok (z. B. in Darrigstorf überliefert, im Winsener Schatzreg.) = Krähe. — Halvesbostel (Haluesborstell). P N Halbing? — Hoinkenborstel (Hedekensborstolde). P N Hathikîn. Hedikîn. — Regesbostel (Regelsborstell). P N Regin, Reggi, Regili (L Racio, Ragilo). — Schillingsbostel F N Schilling, P N Skilling. — Wigmannesburstal 1004 bei Moisburg, wüst. — Wohlesbostel (P N Waldi oder Woli, oder wôld, wald?).

2. Kreis Lüneburg.

Göxe (1299 Ghokessen, 1330 Gokesen, Goktzen, Goktzenborstelde). P N Goki. Gokizi (L Goccio). Der O N offenbar urspr. mit husen gebildet. — Hohenbostel (1321 Omborstele, 1324 Wendeschen Borstele, 1325 im Ouenborstel, 1400 to dem Homborstelde, 1450 Hoghenborstell). — Sybergeborstelde (später Hilgendal?). P N L Sigiberga. — Willerding (Wilrezinge, Willerdinghe, Wildersingheborstele). P N Willihard, oder L Willerad, mit Suffix s = sk.

3. Kreis Ülzen.

Allenbostel (Alenborstele). P N L Alo. — Bostelwiebeck (1340 Borstelde, dat in dem Wibeke leght), w Wibeke (aus Widubuki Waldrücken). — Brambostel (Bardenborstle, Bramborstel). P N L Bardo. — Wettenbostel (Weytenborstel, Wetenborstell) zu weite, wête Weizen.

4. Kreis Soltau.

Hambostel (Honburstalle, Hamborstel) zu hâ, hô hoch. — Leverdingen (Liavildindburstal, d = g). P N Liabhild. — Marbostel (1337 Erpesborstolde, P N Erp „der Dunkle", 1520 Markeborstel, 1542 Markenbostell, P N Mark, Marko, oder zu marka Grenzwald, Grenze). — Surbostel, zu sûder Süd, wohl nicht zu sûr sauer.

5. Kreis Fallingbostel.

Bostel (Tammelingeborstele). P N L Tammilo, Tammo. Nortborstel, Sutborstel Ostenborstel 1489. Hornbostel, zu horn Waldecke. Alles Einzelhöfe. — Dehnbostel. F N Dehn, zu Degin, oder Dedo. — Ettenbostel (Ettingeborstelde). P N Eto, Etto, L Eta. — Fallingbostel (990 Vastulingeburstalle). P N Fastulo. Vgl. Fastlevesthorp Nordthür. — Mengebostel (1337 Menborstolde, 1338 Mengenborstelde, 1489 Meyningborstel, Engheborstel, 1520 Mengeborstel). P N L Megin, Megino, Magno, Maino. — Ützingen (1069 Udecsineburstalde = Udessingeb.). P N Udo, Udeso, Udessing. Dazu Sh Udinge, Udessinge. Vgl. P N L Undemar, Undepert, zu unda, as. ûdhia Woge. Das cs, ss kann auch für sk stehen.

6. Kreis Celle.

Barnbostel (Berlingeborstelde, Bernigkborstel). P N Bardilo, L Pardolus, oder Barilo (L Baro). Vgl. Harling, Thorling. — Beedenb. (1051 Beginburstalle, 1197 Beinborstelde). P N Bego, Bigo, L Pico, Bigibert. — Benneb. P N L Benno. — Feuerschützenb. — Hankenb. (Hannickesbostel, P N Hanniki. F N Henneke, Henke; 1520 Hümmekenborstell, P N Hummiko aus Hûnimund). — Hornb. (1489 Horningborstel) zu horn Winkel (zwischen Aller und Wietze) oder zu einem P N desselben Stammes (Horn). An hornung „Bastard" ist hier nicht zu denken, eher horning „Winkelmann". — Honeb. (Huneborstelde = Huningeb.) P N Hûno (L Hûnald). — Helingaburstalla 1033, wohl Klein-Hehlen (Helinga Groß-Hehlen). P N L Halo.

7. Kreis Lehrte,

Ambostel (Amburstele). P N L Abbo. — Bestenbostel (1060 Bustenburstal? Beyttzynborstele, Bechtingeborstelde, Bessinchgeborstele). P N (Busto? Buzo?) Bezo? Behto? — Dudenb. (Dudenborstelde). P N Dudo. — Ögenb. (Aingaburstalde, Eyinkborstele, Eyenborstele, Oyngborstele, Oynkborstelde, Oineborstele). P N L Aio. — Ohlenb. — Rodenb. (Rodenborstele), zu rôd rot? oder zu rôde Rodung? — Scherenb. (Schermborstelle), zu schar Grenze, oder zu scharn Dreck. — Sommerb. — Wenneb. (Weyemborstelde, Weneborstele). P N Waio, vgl. P N L Waiferi, Waimâri, St. waja.

15.
Die Burgen.

Das Wort burg, burc, nd. borg, borch, bedeutet einen Ort, an dem man etwas bergen, vor Feindesangriff schützen kann, also einen befestigten Platz. In unserm Gebiete war der Schutz nötig gegen Angriffe der Wenden, und die doppelte Burgenreihe an der Slavengrenze bezeugt hauptsächlich die kriegerische Tätigkeit des billingischen Geschlechtes. Die Burgen

Die natürliche Burg des Landes war aber schon zur Langobardenzeit der schroffe Felsen des Kalkberges, und lange bevor Hermann Billing die Lüneburg auf diesem Felsen erbaute, muß er als Zufluchtsort gedient haben. (Synthetisch dargestellt Ajo S. 51 ff.) Das zeigt der alte Name, der jetzt nur noch für das naheliegende Kloster Lüne gebraucht wird, früher aber für den Kalkberg und seine ganze Umgebung gegolten haben muß, da er „Schutzort, Zufluchtsort" bedeutet (vgl. meine oben gen. Abh.).

795 schlug Karl der Große sein Lager bei Hliuni auf. Hliuni ist Weiterbildung von as. hleo „Obdach, Schirm", got. hlija „Hütte", ags. hleo „Schirm, Schutz". Die Erweiterung durch das n-Suffix findet sich in as. hliuning Sperling, d. i. „Dachvogel, Häusling", heute Lüning und Dachfink genannt; ags. hleonadh „Wohnstätte", ahd. arhleonêm, gregariis, ebenso in

ON wie Nordhliunon, Sudhliunon, Lünen a. d. Lippe. Vergl. auch die Bildung Rysne, Rießel = Hrîs-ni (Reisigort).

Die billingische Burg heißt 956 Liuniburg, 959 Lhiuniburg, 965 Liuniburch. Die später sich entwickelnde Stadt Lüneburg baute in der nächsten Umgebung, an der Landwehr und an der Ilmenau, mehrere feste Türme, die Burgen genannt wurden; sie hießen Hasenburg, Eulenburg, Goseburg, Papenburg, Buntenburg und Meinbeckertorn (Turm am Maienbach, d. i. am Diecksbeck). Dazu Vyningeborch, Viningeburg, Vininge. Die übrigen Burgen des Landes sind folgende:

Moisburg (Mosetheburch, Mozdeborch, Mosedeborgh), zum GN Moswiddi. — Jesteburg (Gersetheborg, Jersedeborg, Jersteborch). PN Garisinda, oder aus Gras-ithi Wiesenland? — Harburg (Horeborch, Horborg) zu as. horu Schmutz, Sumpf. — Bahlburg (1352 Padelingheborch, Padelenborch, Badelenborg), zu badu Kampf, PN Badulo, Patulo (das p durch fränkischen oder langobardischen Einfluß, z. B. PNL Pattuco). — Artlenburg (Ertheneborch), zum fl Erthene 1228. — Dreckharburg (Horborch), Tautologie dreck = hor, oder liegt eine Zusammens. aus dre-ek vor? — Rönneburg (1233 Runneborge, 1242 Renneborgh, 1489 Renneborch, 1566 Ronnenburg) zu runne, ronne, renne Rinnsal. — Thomasburg (1124 Totimesborch, 1296 Thodemannesborch, 1344 Todemesborg). PNL Tôteman (Tôdeman). — Dahlenburg (1172 Dalenburg, 1200 de Dalewo), zum ON Dahlem (1330 to Dalem) = Dal-hêm Talheim, wie ON Dalehem, Dahlum? oder beides zum sl. PN Dal, wie ON Dalym Mecklenb. (K)? — Auch in Bleckede stand eine Burg (daran erinnern noch die Namen Kleinburg und Burglehn), ebenso in Bevensen. — Wuhlenburg (Wullenborg) an der Seevemündung. PN Wulvo? — Walmsburg (1330 Walmesborch, Walmedeborch, Walmenborch). PN Walamund. Walamôd? FN Walmoden? — Haveckenburg (Havicksborg) „Habichtsburg". — Schnackenburg (1371 Snakenborch, hus unde stat, hûs = slot), sl. Gogegard (besser Godegard) „Schlangenburg", zu nd. snake Ringelnatter. — Woltersburg (Woldersborgk, Wolersborg). PNL Walthari. — Bienenbüttel (Biangibudiborg) s. o. — Wichmannsb. (Wichmansborch). PN Wichman (ein Billing). — Suderb. (1004 Sutherburg), Südburg (des Bardengaus). — Hamborg b. Ülzen, urkundlich nicht belegt, wohl neuer Entstehung. — Lüdersburg (Ludersborgh). PN Liudhari, L Leutheri, oder Hludhari, Bg Luder. — Mahnb. (Modenborg). PN Môdo. — Müden a. d. A. (1013 Mundburg, 1022 Mutha, Muthen, Mudhen) zu mund, as. mûth, Mündung (der Oker). — Müggenb. (Muckhenborg, Muggheborch, Muggenborch). Vgl. Muggiburc bei Koburg. — Hermannsb. (Heremannesburc). PN Hermann (Billing), Hariman. — Burg b. Celle. — Nordburg b. Celle. — Bunkenb. (Bunckinburg, Bunkenborgh). PN Buniko (L. Puno). — Burgwedel (Borchwede) s. o. — Burgdorf (Borchdorpe). — Kettenb. (Kedenborch 1473), zu kedene Kette? oder PN Kado, Katto, L. Cattio? — Borg a. d. Warnau (1489 Borch, 1520 Borg). — Borg b. Ülzen (1273 Borech), K sl. „Fichtenwald"?

Wenn burg der Bergungsort, die Festung und später auch die befestigte Stadt ist und die kleinere Schutzanlage, das feste Einzelgebäude, durch torn (z. B. ON Thören bei Winsen a. d. A., 1489 Tornen, 1521 Tornhe, Torne), hûs und slot bezeichnet wird, so gibt es doch auch noch einen Namen, der den größeren, mit Graben und Pfahlwerk gesicherten Platz bezeichnet, der Raum für eine „weichende", flüchtende Volksmenge bot, und der wegen seiner Sicherheit und Geräumigkeit zugleich den besten Mittelpunkt für Handel und Verkehr abgab (Ajo S. 79 ff). Dieser Name ist wîk f.; so heißt der älteste Teil von Brunswik (Braunschweig) noch heute die alte Wik. In unserm Gebiete war die älteste Siedlung dieser Art Bardowick. Die deutlichste

Namenform bieten 805 die Kapitulare Karls des Großen: Bardaenowic, von Adam von Bremen richtig übersetzt Bardorum vicus, d. i. Stadt der Barden, will sagen, der Langobarden; denn deren Hauptort, den Mittelpunkt des Bardengaues (Bardangawi) haben wir hier vor uns. Andere alte Formen sind: mit hd. Auslaut Bardanwich, Bardunwih, Bardonwich, mit nd. Auslaut Bardenwic u. ä.

16.

Die Dörfer.

Das Wort Dorf (as. thorp, dat. thorpa, thorpe, mnd. dorp, dorpe, hd. dorf, lat. turba; die Metathesis thrup kommt in unserm Gebiete nicht vor) bezeichnet einen Volkshaufen, eine Menge, die bei der Gründung des Ortes tätig gewesen sein muß; der Name ihres Führers oder Häuptlings pflegt im Genitiv voranzustehen. Die Siedlungen geben sich also schon ihrem Namen nach als Haufendörfer, was sie auch in den meisten Fällen noch heute sind. Diese Klasse der O N finden wir im ganzen Bezirke verstreut, herrschend ist sie aber im Bardengau und in Moswiddi, selten im Laingau. Die Dörfer

1. Bardengau.

Abbendorf (Abbendorpe). P N L Abbo. — Addenstorf (1004 Addunesthorpe). P N L Adinulf. — Adendorf (Atendorpe, Adendorppe). P N L Ado, Ato. — Ahnd. (Anendorpe, Annentorpe). P N L Ano. — Almstorf (Eylemestorppe, Almenstorpe, Almestorppe). P N L Agilmund, Agelmus. — Arend. (Arndorppe, Arendorpe). P N L Arno oder Aro. — Asend. (Asendorppe, Asenth., Assend., Osend.). P N L Aso oder Anso. — Avend. (Ovendorpp). P N Avo, Ovo (O N L in curte Obeningus). — Barend. (1158 Bardenthorpe, 1450 Barendorpe). P N L Bardo. — Bargtorf (Berchdorpe, Bergtorpe), zu berg mons. — Bavend. (Babendorpe, Bavendorppe). P N L Bavo. — Betzend. (Betsendorpe). P N L Bezo, Beto. — Bohnd. (Bodenthorpe). P N L Bodo. — Bruchtorf (Brokdorp, Brochtorpe), zu brôk Bruch. — Buend. (Bunendorpe). P N L Puno (Buno). — Bullend. (Bullendorpe). P N Budilo oder bulle Stier? — Bünstorf (Bunstorpe, Bonstorppe). P N Buni (vgl. L Puno, O N L Poonengo). — Dalld. (Daltorp, Daldorpe) zu dal Tal — Dumst. (Dummerstorpe). P N Dômari, L. Dômnari. — Ebst. (1228 Ebbekestorpe, 1521 Ebbestorpe). P N Ebbiki (vgl. L Ebo). Sh Ebbinge. — Eddelst. (Adelstorpe, Edelstorpe). P N Athal, Ethil, L Adalus. — Edend. (Edendorpe). P N Edo (L f. Eta). — Egest. (Edestorpe). P N Edi. — Eichd. (1296 Ekkendorpe, 1342 Ekdorpe, 1500 Eicendorpe). P N L Aicho, oder unmittelbar zu êke Eiche. — Eimst. (Eylmestorpe, Eygendorp?). P N L Agilmund, Agimund. — Elbst. (Elverstorp, Elvestorpe). P N Alfhari, L Alpari, O N L vicus Albarionis — Ellernd. (Elringhedorpe, Ellerendorp). P N L Ellari, Illari. — Emmend. (1006 Emmanthorpe). P N L Emmo, Immo. — Erbst. (Erpestorpe). P N Erp (vgl. L Erfo, Sin-erpus). — Evend. (Evendorpe). P N L Ebo. — Eyend. (Igendorpe). P N Igo, L Igulf. — Garlst. (Garlevestorp, Gherlevestorpe). P N Gârilaib, nd. Garlef. — Gavend. (1338 Gouendorpe, Gogendorpe, 1432 Goghendorpe). P N Gawo (L Gaufred, Goufred) oder Gogo (L Guging)? — Gifkend. (Jevekenthorpe). P N Gibiko, Gebiko, L Gebo — Gödenst. (Godenstorpe, Gadenst.) P N L Godini oder Godoin oder Gadoin. — Haarst. (1174 Hardestorp, Herdestorpe, Harstorp). P N Hardi, L Ardus, Harodus, V N Harudes? — Halligd. (Hallechtorpe, Hallichthorp, Halchdorpe) zu adj. heldich abschüssig? — Hamerst. (-pe). P N Hamar. Hamari, vgl. L Hômari, die Steigerungsstufe dazu. — Hand. (Handorppe, Honthorp, Hondorpe), zu hâh, hôh hoch oder P N (V N?) Hâho (der Chauke?). — Harmst. (Hermensdorpe,

Harmenstorpe). P N L Hariman, Hermann. — Heuerst. (Hoyerstorpe, Hogerstorp). P N Hôgêr, Hoier. — Hohenbünst. (1142 Bunestorpe, 1296 Honbenekestorpe, 1325 Honbonstorpe). P N Buni, Buniki (L Puno). — Hohnst. (Honsthorpe, Hunestorpe) P N Hûni (L Hûnald). — Holtorf (Holtthorpe) zu holt, Holz. — Hornd. (1006 Harnothorpa, 1299 Horrendorpe, 1330 Horendorpe) zu as. horu Kot? oder zu horn Winkel? — Hoyst (Hoystorppe, Hoestorff, 1450 Estorppe unsicher). P N Hûgi, Hoggi. Sh Hoyghinge. — Hungerst. (Hugherstorpe). P N Hûgiher. — Jast. (1296 Jerstorpe, 1360 Jarstorp, Jesstorp, 1363 Jastorpe). P N Gêr (vgl. L Gairo). — Jelmst. (1287 Zelmestorpe, 1291 Gelmenstorpe, Gelmenesthorp, Gelmerstorppe). P N Galiman oder Gildiman. — Jürgenst. (Jordenestorpe, Joendestorp). P N L Jordanis. — Kahlst. (1289 Kardestorpe, 1296 Kardizstorpe, 1347 Karlstorp, 1330 Carstorpe). P N Kartheri, Kardulf von gard mit verhärtetem Anlaut? oder zu P N Karold, L Kario, von kara luctus? Bg 1338 Cardo. Das Dorf ist sl. — Kettelst. (1296 Kethelendorpe). P N Kathilo, L Catilo. — Kollend. (1006 Krotillanthorp, zu P N Curtilo? Hrodilo? 1133 Kathelenthorp, P N Kathilo, 1296 Coldendorpe, 1360 Collendorpe). Überlieferung unsicher. K sl. krutu Maulwurf? Ebenso unklar 1006 Krunganthorp, 1142 Crungentorpe, zu mnd. kring Kreis, krunke Falte, sl. krang Kreis, also Ringdorf? — Köst. (Cokestorpe, Ghusendorpe? Koestorff). Kuckst. (Kukestorpe, Cukst., Kakenst.). Beides von P N Kuki (Verhärtung aus Gugi?). Vgl. P N Gogo, Coco, Kogo, Guginhard, L Guging. O N Kukenwert Friesl. Kukesburg Hildesh. Cucunburg Thür. Guginhusa Bayern. Gukkingin, Kukkingin bei Wien, L de Cugingo, Cucingo. — Luhd. (Ludorppe) a. d. Luhe. — Masend. (Messinthorp, Masendorpe). PNL Maso, Masio, Massio, ONL Masingo, in Schwaben Messinga. — Modestorpe, Moddestorpe, Stadtteil von Lüneb. P N Môt, Môdi, L Môderîc. — Nahrend. (Norendpe). P N (Nôro), Nôrinc, L Nôrebert. — Natend. (Notendorp, Noddendpe). P N L Nôdo, Nôto, Nôting. Oder alter fl. Natene. — Neetzend. a. d. Neetze. — Niend. Nind. öfter (Nendorpe, Nygend. Nyend. Neynd.) Neuendorf. — Nottorf, Drögen-, Natten-, (Northorpe, Northdorpe) Norddorf. — Ohlend. (Oldendorpe) Altend. — Oitzend., gesprochen ö, (Uitzen-dorpe, Otzend. Eytzend. Etzend. Oitzend.). P N Udo, Udiso, Uzo (L Undemar). Sh Udinge, Udessinge. — Oldend. öfter (Aldenthorp, Oldenthorpe). Altendorf. Auch P N L Aldo. — Ölst. (Oselestorpe, Olestpe, Olstpe). P N L Ansul, as. Osili (Ôslef, ags. Ôslâf) — Quarrend. (Querendorp) zu quern Mühle, Handmühle. — Reinst. zweimal (Reynestorp). P N Ragan, Regin (L Raino, Raineri u. ä.). — Ripd. (1133 Ripthorp) zu rip Rand. Ist mit Ribbedestorpe, Ribbeldestorpe H S. 159 161. (P N L Ribbald) der Ort Röbbel gemeint (zu sl. rabu Knecht K), der umgedeutscht auch Robbelstorff, Rapeldestorf zu heißen scheint? — Rohrst. (1006 Rothwardesthorp). P N Hrôdward. — Rohst. (1266 Rotzstorpe, 1296 Rokestorpe, 1308 Rodestorpe). P N Rozi, Roki (vgl. L Rozo, Rotzo, Rocco, Roccio). — Rott. (Rottorpe, Rotdorpe) an der Roddau zu roden? — Roydorf (Rudorpe, Roeydorpe)? — Rullst. (Rolevestorpe). P N Hrôdlef. — Rumst. (Rumpstorpe, Rumstorpe). P N Hrôm, Hrômi (L Rômari, Rûmpert). — Sahrend. (Sarendorpe). P N L Sario. — Sasend. (Sosendorpe, Tzacendpe, Sozendpe, Zosendpe). P N Swâso (vgl. Suasthrud) zu as. swâs lieb? — Sassend. (Zatendorpe? Sasendorpe). P N (V N) Sahso Sachse. — Schätzend. (Scetcendorpe, Schatzenthorpe, Schetzendorpe, Stzezendorp, Schesendorpe). P N Skattizo (L Scatto). — Schost. (Scorstorpe) zu ags. score Ufer, O N L Scoringa Uferland. Das Dorf liegt am Rande eines Sumpfbodens. — Secklend. (Sekerthorpe, Seckerth, Sekeldpe, Sekerstorf). P N Sigwara? — Seed. (Sedorpe, Zedorpe) — Soderst. (Soderendorpe, Soderstorpe, Sodestpe; die Form Soderen wohl für Soderinge). P N L Santari (as. Sodhari, zu sôdh wahrhaft). Dazu Sh Sodersinge, O N L Sateringo. — Solchst. (Zolkestorpe, Solekest. Solkst.). P N Salih (Saliki), Saluchus, L Salo, Salecco (zu salo dunkel), oder P N Suol, Suolo (zu an. sôl Sonne), Verkl. nd. Sôliki anzunehmen; K sl. P N Sulek (zu sl sulu besser). — Sott. (Sottorpe, Zottorpe). Süddorf, oder zu sôd Teich? — Stad. (Stadorp, Starthorpe) a. d. Schwienau, zu as. stath Gestade. — Stedd. (Stedthorpe, Steddorpe, Stedorpe) zu as. stad Stätte, Platz. — Stederd. (1337 Stedderdorpe, 1343 Stederdorpe) an der Ilmenau

Stederau), zu stath („Dorf der Uferleute") oder zu stad („Dorf der Platzinhaber")? — Suhlend. (Zuilendorpe, Sulend. Suweldpe, Suwendp), zu swil, swal, sul „schwellen" (vgl. Suilbore Schwülper, Sulbeke Süllbeck) oder P N Sôlio, Suolo (vgl. Suolenhûs) oder P N L Sûbo (Sûbilo); K sl. sulu (besser). — Süschend. (Sussendorpe, Süskendorpf). P N Suso (Susiko) oder L Siso (Sisiko). — Sütt. (Suthorpe, Sutdorpe, Suttorpe). Süddorf. — Tangend. (Tangendorpe, Tagthorpe). P N Tango, L Zancio, Zangro, Zangrolf. — Tatend. (Totendorpe, Tatend.) P N L Tâdo, Tâto oder Tôdo, Tôto. — Tätend. (1006 Tedanthorp, 1133 Tedenthorp, 1142 Thetendorpe). P N Têdo, L Theudo, Theodo. — Teend. (Tedendorpe, Thedend.). Dasselbe. — Test. (Testorpe). PNL Tessi(o), Tespert, Taso, Tasso, Tasia (also Tesses-thorp); K sl. „Dorf des Têsch". — Teyend. (Tedingdorpe). P N Têdo oder L Taido. — Thond. (Totenthorp, Thodendorpe, Todendpe). P N L Tôdo, Tôto. — Varend. (Vorndorpe, Varendorpe). P N L Fâro, O N L Faresingo. — Vast. (Vastelevestorpe, Vastorpe, Vasselstorpe). P N Fastlef. vgl. O N Fastlevesthorp Nordthür. — Vind. (Winnendorpe, Vinnendpe). P N Finno? oder P N L Wino, Winno, V N L Winnili? — Volkst. (Volquardestorp, Volkesstpe). P N Volquard (L Fulcard). — Vrest. (Frestorp). V N Frisii, vgl. P N L Frêsa. Friesisches Dorf. — Walmst. (Walmestorpe, Walmerstpe). P N Walamar oder Waldomar. — Wellend. (Wellendorpe). P N Welo, O N Welanscedi Westf. — Wichmannsd. (-dorp). P N Wîchman (Billing). — Wiganthorp 1006 unbekannt. P N Wîgo, L Wîco. — Witt. (1004 Witthorp), zu widu Holz, „Walddorf". — Wulfst. (Wulverstorpe, Wulvestorpe). P N L Wulfhari.

2. Moswiddi.

Ardesdorf, as. ard Wohnort, Stammgut, P N dazu Ardi (L Ardo, Arding u. ä.). — Becked. (Bikethorp, Bicketh. Bekendorpe, Bekedpe), as. biki Bach. — Bendesd. (Bennedesthorp) P N Bernhard (L Bernard, Bennezo) oder P N Bennid. — Daerst. (Dadestorpe). PN Dâdi (L Dâdo, Tâdo). - Dierst. (Thiederstorp, Diderstorpe). PN Thiederîc, L Theoderîc, oder Thieder, L Theoderi. — Ehest. (Edestorpe). P N Edi. — Eissend (Eytzendorpe). PNL Aitio (= Aizo), Aidipert, Aidulf. — Eyend. (Eiend.). PNL Aio. — Elst. (Elstorpe). P N Ali, Eli (L Allio). — Emmelnd. (Emmendorpe, Emelendorpe, Ermelenthorpe). P N Irmelo, Ermelo, L Hermulus. — Everst. P N Ebur, L Ibor. — Hand. s. o. — Harmst. s. o. — Helmst. (Helmerechestorpe, Helmekesdorp). P N L Helmerîc. — Holtorf s. o. — Kakenst. (Kakemannesdorpe, Kogmestorpe). P N Kakemann, zu L Caco, Cacco. — Ketzend. (Kettzendorpe). PNL Cattio — Marmst. (Marboldestorp, Marmeldesdorp, Marmelstorpe, Mermestorpe). P N Mâribald. — Metzend. (-pe). P N Mezo, L Mazo. — Nennd. (Neyndorpe, Nendorpe), Neuendorf. — Oldend. s. o. — Podend. P N Bodo, L Podo. — Rahmst. (Rademestorpe). P N Radman oder Radmar, L Radimus. — Reind. (Reyndorpe, Rendorpe, Reningestorpe). P N Raining, L Raco, Racio, Raino, alle zu ragin. — Schwiederst. (Swidestorpe). P N Swithard, Swither. — Sinst. (Synestorpe). P N Sini (L Sino, Sinebald, Sinerp). — Sott. s. o. — Thelst. (Tedelstorpe) P N Tâdil, Tâdili, L Tâdelbert, oder P N L Teudulus (Theodul) oder P N L Taido. — Vahrend s. o. — Wennerst. (Wemonstorppe). P N Widumund, Wimund. — Wentzend. (Wincenthorpe, Wentzendorpe). P N Wenzo, L Winizo. — Wilst. (Wildestorpe, Widerstorp? H S. 185). P N von wild, z. B. Wildehar (nicht Withar) — Woxd. (Wockstorp). P N Woker, Wocgis, Woki oder L Wachari. — Wulmst. (Wulmerstorpe). P N Wulmar oder Wulfmar.

3. Thorlingo mit Witingo.

a) nördlich von der Aller. Altendorf (Oldendorff). — Bockenstorf (vielleicht = Bochinafeld 9. Jh., 1594 Bockenstorf, 1766 Bockedorp, 1799 Backenstorf) zu bôkîn adj. fagineus, oder P N L Bocini. — Bottend. (1247 Bodendorp). P N L Bodo, Potto — Darrigstorf (1450 Dargelstorppe, 1476 Dergestorpe, 1494 Dargelstorpe, 1701 Daringsdorff, 1828 Darriesdorf). Kein Rundling. V N Thorling, Darling, Derling zum G N Thorlingo, Darlinga, der O N vielleicht entstellt aus Darlingesthorp. K sl. P N Dragol, ebenso gut könnte es PNL Dragoald sein. — Grussend. (1310 Grustendorpe, st = ts, 1322 Gruszen-

dorff). P N Grozo, L Groso, Grossio (Grosebert). — Küst. (Cuzeresdorp, Curestorpe, Knotzerstorpe, Kuselstorpe, Kusterstorp). Schwerlich d. (P N Custard), wahrscheinlich sl (K kozar Ziegenhirt). — Neudorf modern. — Ohrd. (1014 Ordorp) an der Ohre. — Platend. modern. — Rumst. (Rumestorppe). P N Hrôm, Hrômi, L Rûmald u. ä. — Teschend. (Tessekendorpe). P N L Taso, Tessio, Tesbert, Tassilo (Kosef. Tessiko). K sl. P N Teschek. — Went. (Wenedthorp) zu wende Grenze (zwischen Amt Isenhagen und Knesebeck). — Wettend. (Wetendorpe 1338). P N Wadio, Wato, Watto, L Wado, Wazo. O N L Watingo, Wattingo. – Wierst. (Widerestorp, Wideresdhorpe). P N Wîdhari oder L Wîderad, Wîderis. — Wollerst. (1244 Walderstorp, Wolderesdorpe, Wolterstorpe). P N L Walthari.

b) südlich von der Aller. Ahmstorf (1311 Amelingestorpe). P N Ameling, L Amalong. — Barnst. (Bernstorpe). P N Bernhard. — Bisd. (Biscopesdorp) zu biscop Bischof (Biscopeshusen C). — Dalld. (Daltorp) zu dal Tal. — Heiligend. (Hilgendorpe). — Hatt. (Hattorpe, Haddorpe) zu hathu Kampf. — Neind. (Nienthorpe, Neyndorp, Nendorpe), Neuend. — Ochsend. (994 Ossendorp). P N L Osso. — Rott. (Rotorpe, Rottorp) zu roden. — Vordorf (1330 Vordorpe) zu mnd vor Furche, Grenzgraben.

4. Drevani.

Bahrendorf (Berdorpe, Barendorpe, Berendorpe). P N L Baro oder Bero. — Brünkend. P N L Brûnico. — Dangenst. (1330 Dangmersdorpe, 1360 Dankuerstorpe, Dammerstorpe). P N Dankmar. L Tancomar, Bg 1292 oder Dankward. — Langend. — Niend öfter (Nygen, Nien, Nendorpe). — Oldend. (-pe). — Pevest. P N Bevi, Pippi, vgl. L Bebo, Pepo. — Prabst. Pravesztorpe, Prawstorf, Prapstorf) zu mnd. pravest, provest Probst (K sl. P N Praves). — Rebenst. (1342 Rebbeldestorpe? vielleicht Röbbel, zu P N L Ribbald; 1330 Revensdorp, 1360 Revenstorpe, 1385 Revenstorp). P N Hraban Rabe, vgl. P N L Ravenno — Rest. (Rehstorf). P N Hredi (Car. Magn. cap.). Reddekestorp? — Seed. (Zedorpe, Sedorpe, Sehedorf). — Tollend. (-pe) zu mnd. tolne, tollen Zoll. — Volzend. (1330 to Voltze? 1371 Volczendorpe). P N Folco, L Fulco, mit Zetacismus, oder Kosef. Folkizo. — Woltersd. (Woltersdorpe, Waltirstorpe). P N L Walthari.

5. Polabi (Amt Neuhaus).

Gülstorf (Ghuolstorpe, Gülsdorp, Gulstorff). K sl. P N Gul, Gol. Deutsche Namen vom St. gôl, guol sind z. B. Gôlnôd, Gôlram; gôl ist Hochstufe zu gal, z. B. P N L Galpert. Auch der St. gold, guld kommt in Frage (P N L Culdo). — Krusend. (Krusen-Cruzen-Crusendorpe). F N Kruse, Bg schon 1287. — Wilkenst. (1306 Willekensdorp, 1395 Wilkenstorpe, 1700 Willikendorp, 1720 Willikinsdorp. P N Willikîn, Bg Willekîn 1295.

6. Gau Grete.

Dedelstorf (1295 Detlevesdorp, 1307 Dhelefstorpe, 1373 Delestorpe). P N Detlef (Dietleib). — Käst. (Ketesdorp). P N Kati, vgl. Ketto, L Cattio. — Lachend. (Lachtendorpe) an der Lachte. — Wesend. zu mnd. wese Wiese, oder P N L Wiso.

7. Flutwidde.

Adelheidsdorf modern. — Bissend. (Bispingdorpe, Bispendorpe) zu biscop. — Burgd. — Hellend. P N Halo, Heling? (In der Nähe per Elwardinga paludem, zu P N Elward, Aliward.) — Mellend. (Melinkdorpe, Melinghtorpe, Mellingendorpe, Melendorpe) P N Mello, L Milo. Vgl. O N Melinchuden (Melbeck). — Wiechend. P N Wîcho (Wîho oder Wîgo, L Wîco).

8. Sturmigau.

Brochdorf zu brôk Bruch.

9. Laingo.

Beckedorf s. o. — Bonstorf. P N Bôni (L Bôno, Bônipert, O N L Poonengo) oder P N Buni (L Buno). — Eilst. (1320 Eselstorpe, 1489 Elstorpe). P N Asili, Esili. — Fischend. (Vissingdorpe, Visschendorpp). P N Fisko (Fiscolf). — Hademst. (Hademerstorpe, Hademestorpe). P N Hathumar. — Heiligend. (Hilghendorpe). — Hetend. (-pe). P N Heto, Hedo, L Hatto, St. hathu. — Marcklend. (Makelinghdorpe, Marklygdorpe,

1489 Markeldorp, 1542 Markendorp). P N Markulo, L Merculus. — Meissend. (1315 in Meysne, 1337 Mesne, 1371 to der Mesne, 1489 Meesszen) an der Meiße, der fl sicher nicht sl. (K sl. mizeti rinnen). — Mittelstend. (Myddelstendorpe, Middestenthorp). — Nind. — Oldend. (Allendorp). P N L Allo. — Sind. (1242 Zenthorpe 1328 Tzendorpe, 1489 Sindorp, 1518 Syndorpe, 1520 Cindorpp, 1542 Zindorp), entweder zu sind „Weg" oder zu sine, sene „alt, wichtig". — Tetend. (1337 Tetlingorde, 1338 Tedingedorpe, Tedendorp). P N Têdo, L Theudo, Bg 1305 Tedo, 1355 Tede. Der Ausgang orde dat. von ord Ecke. — Westend. (1524 Westendorp, Westemedorpe, m = rn?) zu west, vgl. P N L Westo. — Wietzend. (Wistendorp, st = ts, Wysendorpe) an der Wietze (Wizena). — Wohlend. (Woldendorpe). P N L Waldo.

17.

Heim und Hof.

Das Wort heim (as. hêm st. m. und n., got. haims st. f. „Dorf", ags. hâm st. m. „Wohnstätte, Heimat", an. heimr st. m. „Haus, Heimat", ahd. heim m. und n., fr. hâm, hêm) ist in O N von hohem Alter und nicht immer deutlich zu erkennen, da es stark abgeschliffen wird. Es erscheint in den Formen hem, heme, em, eme, um, ume, me, m, e. Besonders, wenn der erste Teil der Zusammensetzung der Genitiv eines P N auf -n oder -s ist, wird aus den Ausgängen -nhem, -nem oft -ne, aus -shem, -sem oft -se. Im letzteren Falle ist dann der Name von einem mit huse gebildeten nicht mehr zu unterscheiden. Heim u. Hof

Bollersen b. Bergen (1235 Baldersem, 1235. 1313 Boldersen, 1542 Boldersem). P N L Balthari. — Barum a. d. Neetze (Barem, Barme, Bareme), Barum b. Bevensen (1319 Barum, 1322 Barme, 1450 Barem, Baren, Barnem); zu bar Halbfreier, vgl. barman, barlinc, barliute, oder zu adj. bar bloß, waldfrei? — Baven (13. Jh. to Bavene). Vgl. Bavenhem Ravensb. 1226. P N L Babo, Bavo. — Beesem (to Bezem 1330, Bezen 1360, Besem 1760). Rundling K sl. P N Bezem. Vielleicht d, da südlich von Hildesh. ein Ort Bizzem, Bezzen lag (P N Bezzi, vgl. L Pito, also Bezeshem?). — Bilm b. Lüneb. (1262 Bilne, 1328 Bylne), Bilm b. Lehrte (1288 Bilnem, 1382 Byllem, Billum). Dazu vgl. Bilme (Bilehem) und Belhem b. Soest, Belm (Belhem, Bilehem) b. Osnabr. P N L Billo, also Bilinhem? oder bil Jagdplatz? oder billen spalten? Vgl. auch den Pflanzennamen bilina = jusquiamum, oder = symphoniaca (Trierer Handschr. Z. f. deutsches Altert. 1910). Bei Lehrte wiederholen sich mehrere O N aus der Nähe von Lüneburg: Bilm, Rethmar, Höver, Dachtmissen, Evern; auch Röhrse, Resse, Ütze, Göxe, Goltern, Lobke, Harber finden ihre Entsprechung. Vgl. zur Wanderung der O N Edw. Schröder. — Bockum (Buken, Bucken) zu bôke Buche, ein häufiger O N (in Westf. Bokum, Buckheim, Bockum, Bokem, Bockheim). — Boitzen, Alten-, Kirch-, (1226 Botsem, 1242 Olden Botzem, 1203 Kercbozem, 1395 Kerchbozem) entweder = dem vorigen, mit Zetacismus, oder = Botisheim, Botzheim Elsaß, zu P N Bodi, Boddi (schon im 4. Jh.). — Bötersheim. P N Bodhard, Bodhari, L Boderad, u. F N daraus. — Büchten (860 Buochem, 1224 Bochem, 1235 Buchten) = Bockum, zu bôke Buche. — Dahlem (1330 to Dalem), häufiger O N (Dalum, Dalheim), zu dal Tal. — Drethem b. Hitzacker (1322 Drezdem, Dredzem = Dredeshem? 1640 Dretem). Vielleicht zu P N vom St. drâti (Drâdolf, L Trâdemund). K sl. = Dresden „die Waldbewohner". — Echem (1322 Echchum, 1344 Echem, 13. Jh. Ekeme, Echchem) zu êk Eiche, vgl. Eickum, Eichem Westf. — Ehra (9. Jh. Ernun) zu an. arinn, as. erin „Herd, Hausflur"? Vgl. Arnhem. — Einem. P N L Ago. Vgl. Eginheim = Einum b. Steuerwald. — Eitzen I (1296 Eddessem, 1450 Eytzen, Eyshusen, Exusen?). P N Eddi, Wechsel zwischen heim und husen. — Gollern (1295 Collerdem, 1296 Golderden, 1450 Gholdern, Golterden). Vgl. Goltern, (Golteren, Golterne) bei Hannover, Goldara, Goldarun, Goldern

b. Landshut, Goldarwerde, Goldertwert Goldwört b. Linz. Hier Golderdhem? Vielleicht zu gole, gold Sumpf, wie in Goldbeck, und ara Fluß? oder zu ard habitatio, vgl. Aljarn (Erg-erde), Artlenburg (zum fl Erth-ena)? — Grethem (1486 Gretem, 1534 Grethem) zu nd. grêt Wiese. — Hardesse (1022 Hardeshem). PN Hardi. — Häuslingen (1227 Huochelem, 1229 Huochselem, 1237 Huocselem, 1255 Hucselem), wahrscheinlich = Huk-sel-hem, zu hôk, hûk Pfahlwerk am Wasser, sel Haus und hêm Heim, „Pfahlhausheim". Vgl. 832 Huocwar (piscatio in Wisara) = Pfahlwehr (quae quia in similitudinem palorum, quos incolae hocas vocant, construitur, gentilicio nomine ab indigenis hocwar nuncupatur). — Hörem b. Ahlden (Hörnem) zu horn Winkel, Waldecke. — Meine (1007 Meynum, 1265 Meinim). PN Mago, L Magio. — Meinersen (1304 Meynersum). PNL Maginhar, Mainar. — Neetze (1205 Netisse, Netessen, Netze, Nedessem) an der Neetze. —

Ödeme (Odeme, van der Odem, van der Odeme, tho der Odeme). Als fem. nicht zu heim, sondern wahrscheinlich ein Bachname (= Odimana). —

Olm, wohl = thom Oldenhave 1530 H S. 311, have entweder = hove, oder = ahd. hawi, das Häu, abgehauener Wald, oder = haf See? — Rethem a. d. Aller, Rethen b. Gifh. (Rethum, Rythum, Redthem, Reythim, Reeten) zu rêd Ried. — Sarchem b. Hitz. (1330 Serkem) = Sarinchem? PNL Sario K sl „Ort des Sarkim". — Stöcken mehrmals (Stochem, Stokkem, Stokhem, Stockem), stok Baumstumpf. — Vethem am Vethbach.

Als erster Teil der Zss. scheint heim nicht vorzukommen. Heimbruch und Haimar (Heimbere) zu hagan, Hemsen (Hemenhusen) zu PNL Heimo. Heimfeld b. Harb. 1577 zu hagan? doch ist die Aussprache nach F. Lübbers heem.

Das Wort hof, dat. sg. hova, hove, nom. pl. hove, höve, höfe, dat. pl. hovum, hoven, höfen, als Kollektiv hovede, hövede Gehöfte, kommt als Bezeichnung von einzeln liegenden Höfen in der Heide viel vor, am meisten im Laingo.

Einige Beispiele: Benninghöfen, PN Benno. — Berkhof (to dem Berkhove) bei Burgwed. zu Birke. — Brockhöfe (1330 Brockehovede, Brokedehovede, Brogdehovede, Brockehove, Brockhove) scheint Kollektivum „Gehöfte im Bruchland" zu sein (nicht zu hôvede Haupt). — Dehningshof. FN Dehning (zu Thegano). — Eichhof. — Einemhof und Vierhöfen. — Gackenhof b. Rethem. Gockenhof (1330 Gokenhove). PN Gocco, L Goccio. — Gailhof (Gheylhof). — Heemenh. PNL Heimo. — Heidenh. — Hornsh. (Hornyngeshof). PN Horning. — Junkernh. — Lohof, lôh Hain. — Ohhöfe, ohe = ouwe, au. — Pollhöfen (to dem Palen), zu pol Spitze oder pâl Pfahl? — Rehrh. FN Rehr, Radheri. — Rödershöfen. FN Röders, zu Rôdhari. — Sprockhof (Sprokhove), sprok Reisig. — Steinkenhöfen. — Thonhof. PN Tôdo? — Wiedenh. wîde salix. — Winterh. — Wolfsh. — Wüstenhöfen u. a.

18.

Haus.

Haus Das Wort hûs Haus wird in späterer Zeit vielfach in der Bedeutung „befestigtes Haus, Schloß, Burg" gebraucht; diese Bedeutung ist für die ältere Zeit nicht vorauszusetzen. Vgl. unten Schaafhausen, Schwachhausen, Weyhausen. Es wird meistens mit dem gen. sg. eines PN zusammengesetzt und bezeichnet dann, wenn es selbst im sg. steht, die Wohnung und den Besitz eines einzelnen Mannes; wenn es aber im pl. steht, braucht es so nicht gedeutet zu werden, sondern kann auch eine Ansiedlung bezeichnen, die unter Führung eines einzelnen vornehmen Mannes gegründet ist, oder die einem einzelnen unterstellt ist, ganz wie bei den Zusammensetzungen mit thorp. Für diese Auffassung spricht die gewaltige Anzahl dieser Namen.

Die Formen sind: sg. nom. hûs, dat. hûsa, hûse, in Schwundstufe -se, pl. dat. hûsum, hûsun, hûson, hûsen, in Schwundstufe -sen. Geht ein starker Genitiv vorauf, so wird -is-hûse zu -isse, -esse oder -itze, -is-hûsen zu -issen, -essen, -itzen, -dis-hûse(n), -tis-hûse(n), -zis-hûse(n) zu -tze(n), -ze(n); steht ein schwacher Genitiv davor, so wird -an-hûson, -in-hûson zu -ensen. Ist die Zss. mit dem possessiven -inga- gebildet, so entsteht der Ausgang -ingsen. Dieser findet sich nur im Südwesten (Flutwidde und Ostfala). Gelegentlich tritt Vertauschung mit heim, stede u. a. ein.

Abbensen (1329 Abenhusen). P N L Abo, Abbo. — Adolfshausen modern. — Ahnsen (Adensen, Adenhusen, Anensee, Taneensee, Taansen). PNL Ado, nicht Ano. — Ahrsen St. âr oder arn? — Aligse (1022 Alenhusen, Aldesse, Aldessen, unorganisches d, wohl aus Alingehusen). P N L Alo. — Altmerdingsen. P N Aldemar? Aldbert? Aldward? — Alvesen (1330 Alverdessen, 1577 Allversen) und Alvesse (Alvedissen). P N Alaward, Alawit, Alfhard, Alahfrid o. ä. — Amelinghausen (Amelinghusen, Amelkhusen). P N Ameling (Billing). — Ashausen (Asleveshusen, Aschhusen). P N Anslaib, nd. Oslef (Osleveshusen b. Bremen) oder besser Asklef (wie Askulf). — Avensen. P N Avo (annal. Saxo) oder Abo L. — Bahnsen (1004 Bodanhuson, 1142 Bodenhusen, Badensen). P N L Bodo. — Bannetze (1337 Benetze, 1338 Bentze, 1489 Bannetze, 16. Jh. Benetz) = Bennedeshuse, vgl. Benzen, Bendesdorf. P N Bennith, Bennid. — Barnsen (Bardonhusen, Bernhusen, Bernsen). P N L Bardo.

Batensen (Batessende, Battensen), vielleicht mit Brunesende (P N Brûn). Brunsenne, zu ende finis. P N Bati (zu badu Kampf), vgl. Bado, Batto, Patto, O N L Batiningo. — Belsen (1379 Bellensen, Bellenzen). P N L Billo (vgl. Belizo). — Benzen (1241 Benedessen, 1251 Benethissen, 1256 Bendessen, 1525 Bentzen). P N Benith, Bennid. — Betzhusen Sh. P N Bezi, Bizi = Beki, Bikki (L Picco) oder Kosef. zu Beti, Biti (L Pito) oder zu beki, biki, bezi, bizi Bach. — Benitz (Behnsen). P N Beni. — Bevensen (Bevenhusen, Bevensen im bleke, d. i. Flecken). P N L Babo, Bavo, Bebo (Bevo). — Bohlsen (Wicboldesen, Boltessen, Boldessen, Bolsenn). P N Wîcbald. — Boitze (1316 Bodetze, Botze). P N Bozi, Bodizi? Vgl. Boitzen. K sl. P N Byt.

Bollensen (1006 Budinsola, Budinsole, Boldesen, Boldensen, Boltzen, Bolsehle, 1138 Baldensele, 1209 Boldensele, 1359 Boldenze). P N L Budo, Bodo und sôl Teich, wechselnd mit seli Haus; die späteren Formen angelehnt an bald. — Boltersen 1326. P N L Baldhari. O N L Paltaringo. Palderasco.

Bommelsen (950 Bamlinestade, 1237 Bomlose, 1489 Bommensenbeke) an der Bomlitz, d. i. der kleinen Böhme (Bamlina), zu as. stath Ufer. — Bornsen (13. Jh. Bornesen, 1450 Borneszen). Vielleicht = Bornenhusen, zu P N L Borno. — Brockhusen Sh. zu brôk Bruch. — Bünsen. P N Buni (L Puno), vgl. Bünstorf. — Catensen (Katensen). P N Katho, L Cattio. — Crätze (Kräfingesche, sch = ss). P N Kreftıng (Kreftingeshuse). — Dachtmissen zweimal (1330 Dachmisse, 1450 Dachtmissen, vgl. 1360 de Dachtmunde = Wilschenbruch, bei Lüneburg; bei Burgdorf Dagmissen, Dachtmesen). P N Dachmund, L Dachimundus. — Daensen (1450 Dodensen, Daenszen, Davensen, Doverszen). P N L Dâdo? Davo (L Davipert)? — Dangersen (Dangwersen). P N Dankward. — Dehnsen (Deddenhusen, Tedensene, Dedensen). P N Deddo, Dedo, Tedo (L Theudo). — Delmsen (Delmeshusen, Delmensen) P N Delman oder Delmar, vgl. L Tallivert, O N Tellanhusun Dellnhausen. St. dal oder dêl. — Dibbersen (Thytbernsen, Ditbersen, Detbernsene) P N Dietbert (L Theudepert) oder Dietbern. — Didderse (1226 Tedekissen, 1274 Tidekissen, 1321 Diddersen). P N Tidiki, St. thiud, vgl. O N Tiadikashem. — Dierkshausen (Dierkshusen). P N Dietrich, L Theoderic. — Diesten (1235 Dedestesen, Thydesthusen, 1489 Disten. 1520 Dysten, Dydesten, Dydensten) P N L Teudast (Thiudast). Der Name ist nur bei den Langobarden nachgewiesen. — Dietrichshaus (Dhidereckeshusen). P N Dietrich. — Drennhausen (Drenhusen, Dreen Huszen) zu drê drei (wohl nicht zu drein

Kleiboden). — Eddeisen (Edelsen). P N Athal, Ethil, L Adulus. — Eilerse (Eylerdessen) bei Gifh. wüst. P N Eilard. — Eitzen I s. o. die Formen Eyshusen, Exusen führen auf P N Agi, Egi. — Eitzen II (Edessen, Eytzen). P N Adi, Edi (L Ado). — Ellinghausen (1261 Helligehusen, 1337 Hedellinghusen, 1338 Hodelingehusen, 1489 Eddelinghusen, Ellinghusen). P N Hathilo, Hethelo, Heddilo, wohl nicht Hello und nicht Edilo. — Elze b. Burgwedel (Elsenzen, Eltzensen, Elsenhusen). P N Elso, Ilso. — Embsen (Emmideshusen unsicher H S. 179, 1330 Emmessen, Emmesen, Emptzen). P N Immid, Immi (vgl. L Immo, Emmo). — Emsen (Emmenhusen, Emmessen). P N L Immo, Emmo. — Engehausen (Enghehusen). Aus Edingeh Egingeh. P N Edi oder Egi? — Engensen (1022 Eddinkhusen) P N Eddi, L Addo. — Eppensen (1142 Eppenhusen). P N Eppo, L Appo. — Erpensen (1518 ebenso, 1519 Arpensen). P N Erpo, L Erfo. — Etzen (Eddesen, Etessen). PN Eddi, Etti. — Eutzen, Pflughöfe, (1243 Oyesim, Oyesem, 1337 Oysem, 14. Jh. Oysen, Oyttzem, 1450 Oytzem, 1518 Oissenn). K sl. „Ort des Ojezdim". Vielleicht d. = Ogishem, St. aug. oder Odishem, St. aud (PNL Audo). Vgl. ON Oishusen. — Eversen. PN Ebur, L Ibor. — Fischhausen (Fischhusen). — Freschenhausen (-husen), V N Frisii. Vgl. O N Vrestorf, Friskinhem Fland. und P N L Frêsa — Gamsen (Gammenhusen, Gamenhusen, Gamensen). P N Gammo (vgl. P N L Gambara).

Garssen (Ghersnedhe, Gherssen, Gertzen). Speerschneide (Gaugrenze). — Gellersen, Kirch-, Süder-, Wester- (Ghelderdessen, Ghellerdessen). P N Gildhard, Geldhard (vgl. L Ghildulus, Geldehoc). — Gerdehaus (Gerdhus, Gardehus, Gerhusen, Gerhaus), zu gard Umzäunung, Garten. — Göxe s. o. (1299 Ghokessen). P N Goki, L Goccio. Vgl. Göxe (Gokese) bei Hann. — Gudehausen. — Hansen (Hanhusen) zu hôh hoch. — Hänigsen (Henigessen). P N Haning, Hening.

Hardesse (1022 Hardeshem) s. o. — Hartmannshausen (Hartmenningehus). P N Hartmann. — Heinsen (1261 Heynsen, 1330 Heynsum, 1368 Hennigessen, 1450 Heynsen). P N Hago oder Hagan oder Hagining, Haining. Die Form auf -um zu heim. — Hemsen (Hemenhusen). P N Haimo, L Aimo. — Hillerse (Hillerdessen, -desse, -dissem, Ws S. 124 Ellardesheim?). P N Hildhard, Hildeward. — Hoiersen 1492. P N Hoger, Hoier. — Holthusen und Holzen zu holt, Holz. — Holxen (Holekesne, Holkessen, Holekessen) P N Hulliki (vgl. O N Hullansteti Holdenstedt b. Ülzen, Hullikinghovon Westf.) oder Huldiki (vgl. O N Holdunsteti Hollenstedt b. Moisbg). — Hülsen (Hulsinge). P N Hulis 837 oder unmittelbar zu ahd. hulis Hülse, Stechpalme. — Hülptingsen (Hülptingesse, Hilptingese). P N L Hildebert, Hilpert. — Iddensen (Giddensen, Giddessene, g = j). P N Giddo zu giddjan „singen" oder P N Iddo, L Itto. — Immensen. P N L Immo. — Jarlitz (1296 Jergevisle? 1330 Gherlevessen, Garlevesum, 1380 Yerlevessen). P N Garlef. — Jarnsen (Gerendessen). P N Gêrnôt, Gernand oder Girand. — Jeversen (Geversen), nach Geveringa via „Weg der Geveringe" aus Geveringahusun. P N Gebaheri. — Korshausen. P N Konrad, Kord, F N Cordes, Cohrs.

Kroitze (Kroditze, Crotze), wohl sl. (St. krud). — Krümse (Krummingehusen). O N L Crumingo. Zu adj. krumb krumm, krumminge Krümmung, d. i. des Deiches, „Häuser an der Krümmung". — Lachtehausen (-husen) an der Lachte. — Leversen (Leverse, -rsem, -rze). P N Leoward. — Luttmissen (Lutwardissen, Lutherdessen, Lutmordessen, Luthwersen, Luttmessen). P N Liudward, Ludward. — Lüdershausen (Lutwardeshusen, Luderdeshusen). Dasselbe. — Lünzen. P N vom St. hliun (L Leoni) oder vom St. lun- (L Lunisso)? B = Luthardeshusen (P N Luthard) wohl irrtümlich. — Marxen b. Jesteburg (Markessen, Merkessen, Marxem) und Marxen am Berge (1296 Morthusen? 1330 Marklevessen, 1450 Merkelsen). P N Marklef (L Marco, Merco, Merculus). — Maschen (Merkessen H, 1450 Merschen). Zu marsch oder zu P N Mark? — Mechtersen (Mechtrikeshusen, Mechtriksen, Mectenhusen). PN Mahtrik, Mechtrik. — Meielsen. P N L (Magio, Maio) Maiulus, Maielbod, Maielfrid. — Meinersen s. o. (neben Meynersum auch Meynershusen). — Meitze (Metze, Metzen). P N Magizi? oder Meizolt? — Messhausen (1337 Esghusen, 1338 Eschusen, 1489 Meszhusen), zu ask Esche, oder zu esch, got. atisk Saatfeld. — Molzen (1217 Maldesten, st = ts, 1240 Mallesen, 1272 Maldesen, 1289 Multzene,

1316 u. ö. Moldessen, Molsen, Moltzen, 1245 Moldessem). P N vom St. mal oder mald (L Malbert, Melfrit, Meldeprand, ags. Maldwit). K sl. P N Maldosta. — Mörse (1349 Mertze? 1353 Marnsene, 1377 Martzewe, 1383 Mortze, 1667 Mörsse). St. mar, mark. mard? K sl. mrok finster („Finsterwalde"). — Neuhaus (Nigenhus, Niehus). — Obernhausen (1520 Overenhusen). — Ochtmissen (1004 Hotmannessun, hot = oht, 1327 Ochtmissen). P N Ochtmann, vgl. O N Ochtmannsbruch, P N L Octari u. a. — Oyhus (1258 Ogigehusen, Tedingh. Oedingh Oynh. Oyginh 1489 Oyginckh). P N Oio, Ojo, Augo (L Augemund). — Oitzen (1274 Utissen, 1360 Otzen, 1614 Oetzen, Otessen, Odessen) und Ütze (1022 Utisson, später Uttessem). P N Udi, Uti, zu as. ûdbia, ahd. unda Flut, P N L Undepert, Undemar. — Otze (Othze, Otz, Otessen) P N Odi, Oti. — Offen (1336 Offen, 1489 Offensen) und Offensen (Offenhusen). P N Offo, Uffo. — Oldershausen (Olderdeshusen). P N Aldward. Vielleicht aber = Alhfridushuson 793, zu P N Alahfridu (von alah Tempel). — Ölerse (Ollerse). P N Aldhar oder Aldhard oder Ôdilhar. — Ollsen (Otholevessen, Odolveshusen, Olenhus, Ollessen, Ollensen). P N Otholf, L Audulf, oder Odlef, L Audelâp. — Oppershausen (Osberneshusen). P N Osbern, an. Asbiörn, ags. Osbeorn. — Örzen (Ordessen). P N Ort, Ordulf. — Osloss (Uslevessen, Oslitz, Oslos, Ossellesse). P N (St. us) Uslef oder (St. urs) Urslef (vgl. L Ursileo). — Ottenhaus. P N Otto, F N Otte. — Päse (Pedese, Pedesse). P N Badi, Bedi, Pati, Peti. Verhärtung des Anlauts.

Pietz (Pizion, Pytzen, Pitze) wahrscheinlich nicht von P N, sondern dat. pl. von biki, bizi Bach („an den Bächen", d. i. den Böhmequellen). Verhärtung des Anlauts. — Pattensen (1197 Pattenhusen, 1233 Pathenhusen, Patthenhusen). P N Bado, Patto. Verhärtung des Anlauts. P N L Pattuco, Pateric, O N L Batiningo. St. badu Kampf. Vgl. Bahlburg. — Poitzen (Pochedissen, Pochedessen, Potze, Pötze). P N Burghard, Borchard, Bochard, Vgl. L Porcari. Verhärtung des Anlauts. — Putensen (Putenhusen). P N Budo, Puto, L Poto. Verhärtung des Anlauts. — Resse 1667. P N Hredi. Ebenso 1330 Ressen, später Resseln b. Barskamp. — Böddensen St. hrôd. P N Hrôdio? L Rôdo. — Röhrse (Roderssen) St. hrôd. P N Hrôdhari, L Rôthari. — Röhrsen (1330 Rorschen, 1448 Roderszen, 1486 Rodersten, st = ts, 1405 Rorsen). Dasselbe. — Rolfsen (Rolevessen). P N Hrôdlef oder Hrôdulf (L Rodulf). — Rosche (1133 Rothessen, 1353 Rorschen, 1360 Roschen). P N Hrôthi, Hrôdi, Rôdi. — Salzhausen. Die Gleichsetzung mit Sashelmeshusen 9. Jh., zu P N Sashelm, von H mit Recht zurückgewiesen. (1397 Soltzenhusen, 1482 Solsh., 1525 Solzenh., 1588 Soltzh., Zolsh. 16. Jh. Solssh. Solzh. 1577 Solzingh., sonst Soltingh. Soltens - Solcens—Solsens—Solcenes—Solzens—Zolsens—Soltzens—Saltzens - Saltzen - Szolsen—Soltzes—Solthusen). Es scheint ein P N im Genitiv oder mit genitivischem ing vorzuliegen vom Stamme sal, sald oder salt, z. B. Saletho, Saliso, Salezo (L Salo, Salecco) oder Saldo, Saldizo (vgl. Salderich) oder Salto? — Schaafhausen (1330 Scaphus, 1360 to dem Scaphusen, 1450 Schapphuszen) zu scâp ovis. — Schatensen (1330 Scotensen, 1450 Schotensen). P N Scoto, L Scuzo, vgl. Scotilingon. — Scelhusen wüst bei Aligse? zu mnd. schel Grenze? — Schepelse (1022 Sceplice, 13. Jh. Scheplisse). P N Skepi, Skepili? vgl. P N Scapto L, Scaptulus L, Sceppo, O N Scephelingesheim, Sciphingstete Schöppenstedt. — Schwachhausen (1326 Swachusen, Swechusen, Schwechusen, Snathusz), zu ahd. sweiga Viehhof. — Schwüblingsen (1053 Suitbaldigehusen). P N Swîtbald. — Seershausen (Siradisson, Siredeshusen, Syrdeshusen, Seiersshussen). P N L Sigirad. — Seppensen (Seppenhusen, Seppelsen). Dazu Sh Seveninge. P N L Sabbo, Sabbio, Sabulus, Savinus, Savinio. — Siddernhausen (Siddernhusen). P N Sintram, L Sinteram, Sinteran, as. Sithram. — Sieversen und Sievershausen (Siffrideshusen, Siverdeshusen, Syverssbusen). P N L Sigifrid. — Sorgensen (Zaringesse, Soringese, Zeringhessen). P N L Sâro, Sârio, Sâring. — Stadensen (Stotonhusen, 1133 Stodenhusen, 1142 Stotenhusen, 1330 Stotensen). P N Stôdo, vgl. Stôdilo, wohl nicht Stado (L Stadibert). — Stoitze, oi = ö, (1335 Stotensen? 1614 Stötze). Dasselbe? Vgl. § 8, 31. K sl. P N Stojslav, Stoj. — Stütensen (Stutenhusen, Stuttensen). Vgl. O N Studinhusun b. Mosburg. § 7, 34.

§ 8, 31. P N Stûdo, Stôdo, vgl. Stûtfuhs, Stûdas in der Heldensage, zu stôd Gestüt, schwerlich zu stûde Staude. — Thansen (Todenhusen, Tadenhusen, Tadenszen, Thahusen, Dadesen). P N L Tâdo, Dâdo. Verhärtung des Anl. — Thielitz (1350 Tilesse). P N Tilli, Dilli (L Dillus, Dillo), vgl. O N Dillingon. K sl. Telec Kälberweide. — Thönse (Tonse). P N L Tôdo. — Tönnhausen (Tunningehusen). P N Tunno, Duno, L Donno, oder Dundo, L Tundo. — Tötensen (Totensen, Toetensen). P N L Tôto. — Tzelnhusen, Celnhusen, Tzellensen, alter Name für (Kloster) Medingen. P N Kello mit Zetacismus, L Cella. Vgl. O N Kellinghusen Holst. — Ülzen (1006 Ulleshusen, Ullessen). P N Ulli. Dazu Sh Ulinge. — Ütze s. o. Ditzen. — Vaddensen (Wodenisse, 1360 Wanzen, 1450 Fontze). P N Wôdan? K sl. P N Wadim. — Varbitz 1614. K sl. „Weidenstand". Möglicherweise sl entstellt aus Varbishuse, Fâribertishûse. P N L Fâribert. — Vaensen. St. fano (z. B. P N L Fanulf, Fano u. ä.)? — Veersen (1296 Versene, 1306 Versena, 1330 Versne, Verssen, 1397 Vertzing dôr. Vielleicht P N L Fâro, Fâreso, (= Fârizo) im O N L Faresingo, hier Fâri anzunehmen, Fârishûsen? Die älteren Formen des O N klingen indes mehr wie ein Flußname. Versia 876 ff. in Holland. Vgl. auch Firsni, Versen b. Osnabr.

Velligsen (Veltsinghe). P N Filizo, Felizo (L Felo, Filing, Filipert). Sh Velinge. Vgl. O N Filisininga b. Sigmaringen. — Vitzen. P N Fizo? O N L Ficiningi? — Vögelsen (Vogelsen, Vogessen). P N Fugal, O N Fugalinchusun. — Volkse (Volkmerssen, Volkessen). P N Volkmar. — Warmse (= Wermerinchuson? P N Warimar, oder = Wormstede? P N Wurm, Wurmhari). — Wehnsen (P N L Weho?). — Wense (1337 Wensen. 1523 Winsen) = Winhusen? „Weidehausen". Oder St. wind, wand? — Wendhausen (Wenthusen zu wende Grenze. — Weferlingsen (Wevelingesse, Wevelinghehusen). PNL Waiferi. — Wellingsen (Wellingessen, Wolptyngesse) wüst. b. Burgd. P N Wulpert oder Wolbodo. — Wetzen (Weddessen). PN Wadi, Wetti (L Wado, Wazo). ONL Wattingo. — Weyhausen (Weydehusen) zu weide pascua. — Widdernhausen (1471 Widingehusen, 1489 Widdinghusen, 1520 Widingkhusen, Widdernhusen). P N L Wîdo. — Wienhausen (1051 Huinhusen, 1052 Huginhusen, 1053 Hugenhusen, 1233 Huginhusen, vulgariter Winhusen). P N Hûgo. — Winsen a. d. Aller (1437 Wynsen, Winszen) und Winsen a. d. Luhe (1158 Winhusen, Wuninghussen, Winszen, Wensene, Wynzen, Wenzen, Weensen). „Weidehausen", zu got. vinja Futter, mnd. winne, wunne Weideland. — Winkelhausen (Winkelinghehusen). P N Winko, Winkilo, St. wing, vgl. L Wingidiu. — Wolthausen (Wulthusen) zu wôld silva. — Wulfsen (Wulveshusen, Wulfersen). P N L Wulfhari, Wulfhard — Zahrensen (Zarenhusen, Tzarenhuszen). P N L Sario.

19.
Laga und laiba.

Laga u. laiba Das Grundwort laga bedeutet eine freie, offene Fläche. Es findet sich im nördlichen Westfalen, in Osnabrück, im südlichen Oldenburg und im Gau Flutwidde, vereinzelt auch nördlich von der Aller und im Thorlingo. Sg. nom. laga, dat. lagu, pl. dat. lagun, lagon. Geschwächte Form lege, leghe. Oft geht es später über in lingen.

Blumlage (Blomelage) b. Celle. — Brelingen b. Bissendorf (Bredanlagu) „auf der breiten Fläche." — Calberlah b. Fallersl. (1318 Kalverlege) „Kälberweide". Vgl. Calbesloge Oldenb. — Eicklingen b. Celle (Eclaghe, Ekeleghe, Eklige, Ekelge, Ekele). Eichenfläche. — Klein Harl b. Fallingb. (1494 Harlage), Westerharl (1230 Harlege, 1235. 1237 Harlinge, 1337 Westerharlaghe, 1489 Westerharlingh) zu hari Heer, später an den P N Harilo angeschlossen „Heerplatz". — Hollige a. d. Böhme (1224 Honlege, 1311 Honlage), „an der hohen Fläche". — Kolk b Düshorn (1337 Kolege, 1338 College, 1489 tom Kolke). Zuletzt sicher zu kolk Teich, früher zu kô Kuh? kold kalt? kole. Kohle? kôl Kohl? — Langlingen b. Celle (Langlaghe, Langheleghe). Langfläche. — Lüllau a. d. Seeve (1306 Lulleghe, 1450 Lullauw, 16. Jh. Lullinge). Vielleicht ist -eghe 1306 = inghe, dann gehört der

O N zu P N Lullo; ist aber leghe = lage, so vgl. O N Lullifelt, Lullubach. Lullanbrunnan; „Murmelort", dazu paßt die Umbiegung in Lullau. — Sandlingen b. Celle (Santhleghe). Sandfläche. — Schillerslage b. Burgd. (Schilderslage, Schildersclage, Schildeslaghe). P N Scildhari, Scildhard anzunehmen, vgl. Sciltung, L Scildusa, O N Sciltarun. — Stellichte b. Walsr. (1069 Steinlaga, 14. Jh. Stenlage, Stellege, Stelleghede mit Kollektivsuffix). Steinfläche. — Wathlingen a. d. Fuhse. (1022 Waditlagun, Waditlogon, dat. pl.) zu wade „Netz für seichtes Wasser" mit nd. Kompositions-t, „an den Fischerplätzen". Oder zu wad Furt?

Zuweilen nicht sicher von laga zu scheiden ist das Grundwort laiba. Das ahd. laiba, fr. lâva, as. lêva bedeutet „Überbleibsel, Hinterlassenschaft, Erbe" (dazu das Verb bi-lîban „bleiben"). Z. B. ahd. tôtleiba „nach dem Tode Nachgelassenes", nd. râdelêve „Gerätnachlaß". Die mit diesem Grundwort gebildeten O N finden sich häufig in Thüringen, Nordthüringen, Thorlingo südlich von der Aller, seltener in der Altmark und in Drevani, sehr zahlreich in Jütland (von Hadersleben an nach Norden), auf den dänischen Inseln und in Schonen. Sie gehören wohl einem Volke an, das von Jütland und Schleswig nach Nord- und Südthüringen gezogen ist, man vermutet, den Warnen. Im Reg.-Bez. Lüneburg kommt allein der Thorlingo und Drevani in Betracht, der einzige Name dieser Art im Bardengau ist vielleicht aus lôh oder lage entstellt. Die alte Form des Wortes ist im Süden des Harzes leiba, im Norden lêba, lêva als nom. sg., der dat. sg. heißt lêvo, lêvu; später lautet das Wort leve, nhd. in der Form des dat. pl. leben. In Dänemark gilt die Form lev. Nicht alle O N dieser Klasse haben als Bestimmungswort einen P N im gen. (auf s oder n).

1. Bardengau.

Langlingen b. Celmer (in den Corveyer Traditionen nach H Langelava, später Langeleve, Langelo). Das Langelava der Tradition wird von andern auf Langeleben bei Königslutter bezogen, ist also unsicher.

2. Thorlingo.

Fallersleben (949 Valaresleba, 966 Valareslebo, 973 Valresleba, 994 Feleresleva, Vallerscleve). P N Falari, Falhari, wohl aus Falahhari. Vgl. den G N Falaha und den V N Ostfalahi, Westfalahi und das as. Verb felhan „be-fehlen", „übergeben". — Grassel (nach Ws das alte Grasaloh, also „Graswald", unsicher, später Grassleve, wie Grasleben in Braunschweig). Vielleicht = Grasis-leve, zu P N L Grasulf? oder zu P N Grôs, Grausolf? oder „Graserbe".

3. Drevani.

Bockleben (Bocleve, Bucleve). „Buchenerbe". — Brandleben (Brandtleve, Brantleve). „Schwerterbe", zu brand Schwert (häufig in P N L)? oder zu brand incendium, vom Ausbrennen des Waldes, wie das süddeutsche schwende? — Gorleben (Ghorleve), zu mnd. goor Schlick, Morast. — Marleben (Marleve), zu mar Sumpf. — Malsleben (Malsleve 1296, Mulsleve 1450). P N vom St. malh, wie Malchard, Mallard, L Malcheri. — Moislingen am Kateminer Bach, Grenze des Drevani, (nach H Moysleve ohne Beleg, dann wohl zu mos Sumpf; 1296 Moyslinge, zu P N L Mausiolus; 1327 sl entstellt Moysleyk, zu sl P N Myslek K; 16. Jh. Moisell). — Zargleben (Zarkeleve, Zargeleghe, Zarkelve, Czargeleve). Vgl. Serkstidde, Sargstedt b. Halberst., Sarachesdorf b. Wien. Vielleicht aus Sarincleve, P N L Sario, Saring u. ä., wie Sarchem (s. o.).

20.

Die Rodungen.

Die O N, die vom Ausroden des Waldes erzählen, sind in unserm Gebiete selten. Das Verb heißt nd. roden und raden, die Rodung selbst, das Rodungen

gerodete Feld, dat rod oder de rode, rade f. Die alten Singularformen sind rotha, roda, rotho, rothe, dat. pl. rodum, rodun, rodhom, rothon, rothun, rothen. Die Scheidung von rod ruber ist nicht immer leicht. Auch rode „Rute" ist als Bestimmungswort möglich.

Die O N, die hier in Betracht kommen, sind folgende:

Beienrode (980 Bodenrode). P N Bodo. — Betgenrode (heute Brennekenbrück). P N Badiko, L Pattuco. — Essenrode (Eddesenrode, Edtsenr., Edzenr., Edzir., Edzinr., Eszenr., Etzenr.). P N Eddiso, Edizo, Ezo. Nach Ws und C ist Essenrode = Sinesrothe 1022, zu P N Sini (L Sino, Sinerp). Unwahrscheinlich. Diese drei bei Fallersleben. — Gheverdesrode wüst b. Artlenburg. P N Gebhard, Gevard. — Lürade (1730 Luderade) zu liud Volk? — Meynwordesrodhe, Wiese b. Hankensbüttel. P N Maginward. — Radbruch (Radebroke) an der Rodau. „Gerodetes Sumpfland". — Rade, Rode, Kirchdorf wüst bei Lüne, am Raderbache. — Rade b. Knesebeck (1226 Rode, 1259 Rothen, 1400 Rode). — up der Rade, Fl 1592 bei Böddenstedt. — Rade am Stubenwald. — Rahden (Rohden) w bei Burgwedel. — Radenbeck b. Füneb. und b. Kneseb. (Rodenbeke, Radenbeke). Außerdem als Bachname Radenbach oder Rahmbach b. Undeloh. Diese Namen könnten vielleicht den Pflanzennamen raden „Rade, Hederich" enthalten, wenn sie nicht zu rod ruber zu stellen sind oder das Röten des Flachses bezeichnen. — Fl Rahberg, Rahmoor, auf dem Rah, w de lütje Ra (bei Raven) vielleicht hierher gehörig. — Rhode b. Fallersl. (1311 in Novali, lat. Übersetzung, 1378 Rode, Osterode, 1667 Rhoda). — Rosental (Rodesdal) zu rod n., gen. rodes, oder zu P N Rodi. — Rothbeck, Bach im Süsing, zu rod ruber? — Rottorf (1330 Rotdorpe) an der Rodau. — Röthen, Forsthaus in der Göhrde. — Walsrode (986 Rode, 1176 Walesroth, Walesrode). P N Wal, Wala, Walah, L. Walus. 986 „fidelis nostri Wale comitis", e = ae, gen., also nom. Wala, d. i. Walah, gen. Walahes, Walhes, Wales, nicht Walo, wie in der gefälschten Urkunde steht, dies hat gen. Walen. — Wenderode, Wendenrot, wüst b. Gifh. — Wiedenrode (1371 Wyghenrode). P N Wigo, L Wico. — Wohlenrode. P N Wolo? oder Waldo?

21.

Die Stätten.

Die Stätten

Die allgemeinste Bezeichnung einer Örtlichkeit ist „die Statt" oder „die Stätte", wovon die nhd. Schreibung „die Stadt" nicht getrennt werden kann. Auch die nd. Schreibung stedt ist kein anderes Wort. Die Bedeutung ist locus „Platz, Ort, Stelle", in den alten O N nicht urbs. Solche O N finden sich in ganz Deutschland; es geht nicht an, sie für ein Kennzeichen der Altsachsen zu erklären. Im Bardengau zähle ich 27, im Laingau nur 3, in Moswiddi 5, in Drevani 5, in Polabi 1, in Holstein sind sie häufig.

Das Wort heißt got. staths, stads, st. m., as. stad st. f. (dat. sg. stedi), stedi st. f., fr. sted, ags. stede st. m., an. stadhr st. m., ahd. stat st. f., nhd. Statt, Stadt, Stätte. Zusammensetzung as. hûs-stedi „Hausplatz"; 1504 uppe der dingk-stede in Veerßen, „Gerichtsstätte".

In O N finden wir den nom. sg. nd. stad, hd. stat; dat. sg. nd. stedi, stidi, stede, stide, stidhe, stidde, hd. steti, stete, stet; dat. pl. nd. stedin, stedion, stedun, stedon, stedden, hd. stetim, stetin, stetun, steten, stetten.

Mit diesem Worte darf nicht verwechselt werden das sehr ähnliche Wort nhd. der Staden, das Gestade (Ufer), got. staths st. m., as. stadh st. m. (dat. stadhe), ahd. stad st. m., ags. stadh, das z. B. im O N 994 Stethu,

Statho, Statha, Stade im dat. sg., im O N Buocstadon, Buxtehude, im dat. pl. vorliegt. Ebenso Bamlinestade, Bommelsen, „Ufer der Bomlitz".

1. Bardengau.

Barnstedt (1230 Bernstede). P N L Baro oder Bardo oder Bero. — Bennerstedt Forstort (Bennierstede). P N Benegar oder Beneher. — Böddenst. (1197 Budenstide, Budenstede, 1460 Bodenstede). P N Budo, L Bodo, Boddo. Derselbe O N b. Salzwedel. — Essenstidhe 1142. P N Esso. Vgl. Estedt Altm. — Garst. (Gherstede, Gherstidde) zu gêr Speer oder zu P N Gêri (L Gairo, Gârio). Der O N Gerstiti auch b. Goslar. — Göddenst. (1296 Godingestede, 1330 Godenstede, Goddenstede). P N L Godo, Godio. — Golste (1360 Goltstede, 1450 Gholstede). Vgl. O N Goldinstede Westf. (P N Goldo). Zu gold aurum oder zu einem P N vom St. gold (Goldi, Goldin, vgl. L Culdo). Nicht zu gole Sumpf. — Hanstedt dreimal (Hanstede), „an der hohen Stätte". — Holdenst. (Holdenstede, -stide, Holdingstede); P N Holdo (L Huldepert) oder fem. Holda? — Lübberst. (Lubberstede). P N Liudbert L oder Liubhard. — Oldenstadt, ursprünglich Ulleshusen, Alt-Ülzen. — Ostedt (1032 Otstide, 13 Jh. Otstede, 1296 Ozstede, 1330 Othstede, Ostede). P N Ôdi, Ôti (L Ôdo). — Overst. (stede) an der Ilmenau, zu nd. ôver Ufer, oder over ober, oder wie Overestetten, Awartisstete, Auerstedt, zu P N Award, vgl. O N L Avaringo. — Reppenst. (1197 Repinstide, 13 Jh. Rempenstede, 1322 Reppenstede, 1450 Repenstede). P N Rappo, Reppo, Kosef. zu L Rappert, Radbert; schwerlich P N L Rampo. — Rieste (Ristede, Riistedde) und Riestedt (1006 Hristedi, 1142 Ristede, Rystede, Riksti) zu hrîs, rîs Reis. — Römstedt (13 Jh. Remmestede, Remstede, Romstede, 1450 Remstedde). P N Rami (L Ramo, Ramipert). Bg. 1390 Ram. — Sangenst. (Sanken-, Sancken-, Sangenstede). P N Sanko, Sancho (O N Sancenrod b. Fulda). — Steddorf (Steddorpe) s. o. — Süstedt, Gr. u. Kl., (Sustide, -stede), as. sûth Süd. Derselbe O N Suntstede bei Königslutter. — Toppenst. (1494 Toppenstede, nach dem Bg 1360 auch Tobbendorpe). P N Tobbo, Toppo (vgl. Bg Tobeke, Tobing), Kurzf. zu L Tôdepert. Dieser O N ist sicher nicht sächsisch, sondern langobardisch. — Vinst. (1311 Umstede, d. i. Vinstede, so 1450). Wohl = Finisstede, P N Fin, Finnold u. ä. Vgl. O N Finisfelt. — Weckenst. (Wekenstede) w. PNL Wacco, Wacho, Wecho (Königsname). — Wessenst. (13. Jh. Vesendorpe? sonst Wesenstede, Wessenstede). ONL in curte Wassaningus. in Wasaringo. P N Waso, St. wasu oder hwas (wie L Waspert, Ana-was). — Weste (1330 Wezstede, Westede, = Wedes- oder Wezesst.). P N Wadi, Wedi, Wetti oder Wazi, Wezi, Wezzi (L Wado und Wazo). — Wrestedt (892 Wersteti, 1006 Wrestedi, 1142 Wrestede, 14 Jh. Wrethstede, 1356 Wrestidde). Bg 1299 Wrestede. Nicht zu were Abwehr, sondern zu as. wrethian stützen, vgl. Heliand 1816: „die Stätte (thiu stedi) hält das Haus aufrecht von unten gestützt (wredhid) gegen den Wind". „Stützender Platz".

2. Moswiddi.

Drestedt (1330 Drestede). P N Drebi. Vgl. Drebenstedt Altm. zu Drebo oder Drabini. — Fleest. (Vlestede). am oberen Ende eines Wiesentals, zu nd. flêt, fliot, Wasserlauf. — Hollenst. (804 Holdunsteti, Holdisteti, Oldonastath). P N Holdo oder fem. Holda. — Tost. (Tostede, Totstede, Tosstede), neben Totshorn, Toteshorne und Todtglüsingen, Todglusinge, liegend, zum bg Tot „Erhebung". — Wistedt. (1478 Westede.) Wohl nicht zu P N Wis, Wisi (L Wiso, Wisigarda u. ä.), sondern zu wisa Wiese, im Gegensatz zum vorigen.

3. Laingo.

Hoppenstedt (Hoppenstede, Hoppelenstidde). P N Hoppo, Kurzf. zu Hotbert oder Hochbert oder Hortbert, F N Hoppe. Vgl. P N Hopi. — Hustedt. P N Hûgi? — Schwarmstedt (1312 Swarmstede, Swarmenstede, Swarmsten, Schwarmessen, Schwarnstedt, Schwarmste), zu swarm Bienenschwarm? oder zu einem P N vom St. swâri (Swâro u. ä.)? — Stedden a. d. Aller (1489 Steden) = Stedion, dat. pl.

4. Drevani.

Granstedt (Gravenstede, Granzede, Granstene). P N Grâwo (L Grâmund). — Nebenst. (Nevenstede). P N L Nebo, Nebio, O N L in vico et fundo Nebioni. — Quarst. (Quar-

stede). Vgl. Quernstede Holst. Zu quern Mühle. Der Ort liegt am Kateminer Mühlenbache. — Leitstade Forsthaus, zu leiden leiten, leide Geleit, und stade = stadel Aufbewahrungsort?

5. Polabi.

Brandstade a. d. Elbe. Vielleicht zu stadh Ufer.

22.

Seltener vorkommende Grund- und Bestimmungswörter.

Seltener vorkommende Grund- u. Bestimmungswörter

1. günne, gönne f. Häufig in ganz Niedersachsen. „Schlund, Tiefe, Höhlung". Günne, Hof an der Ilmenauquelle mit einem tiefen Kolk. — Ovelgönne b. Ketzendorf zwischen Geest und Moor. „Schafstall". — Ovelgönne b. Lüneburg, Haus am Hasenburger Bach. — Ovelgönne b. Celle, Forsth. zwischen Aller und Wietzenbruch. Vgl. 1044 Ginn-aha Gönna b. Weimar, an. gin Rachen, ags. adj. gin klaffend, ahd. in-ginnu öffne, ovel zu ahd. awi, mhd. owe Schaf, vgl. Owil-aha die Aule, „Lämmerbach". — Gewöhnliche Deutung: günne jenseits. ovelgönne Mißgunst.

2. hol n. Loch, Höhlung.

Huxahl (1489 Hukeshole) zu hûk Eule, Uhu, „Eulenloch". — Huxhall dasselbe. — Wulfsaal (1450 Wulvesholl). „Wolfsloch". — Holm (1450 tom Holle, Hollen). — Dazu der w Joer Hollen b. Quarrendorf, und Hollen- oder Höllen-berg, -grund, -wald.

3. hône, dat. sg., zu hôh hoch? oder aus Hôninge, Hûninge?

Hohne (Hone, Hoene) zweimal.

4. kerke Kirche.

Kirchweyhe (Kerckweyne) s. o. — Kirchboitzen (Kerckbotzem) s. o. — Kirchgellersen (Kerchghellerdessen) s. o. — Neuenkirchen (Nyghenkerken, Nyenkerken).

5. krage Nacken?

Kragen b. Eschede. Vgl. am Kragen, Gut b. Dortmund.

6. land.

Thiesmesland (Tysmerszlande, Tismirlandt). P N Thiezemar. K sl. P N Teschimer.

7. lar, hlara, hlari, hleri = „boomgaard van eiken en beuken in een gehucht of dorp", Baumplatz?

Lehrte (Lerthe, Lehre), s. o. 11.

8. ling? ags. hlinc Wasser, Fluß, schottisch ling Flußbiegung, Niederung. Lingwedel an einer Talbiegung. Vgl. Lingen (Linga) a. d. Ems.

9. ôd n. Gut, Besitz, dat. ôde.

Owe bei Kirchboitzen heißt 1542 Ode. — Wulfsode (1450 Wulvestede? 1513 Wulfersothe, Wulfersode, 1569 Wulffersode, 1576 Wulfersode). P N L Wulfhari — Suroide (= Sutherôde), Südgut. — Moide (Moyde, 1337 Oyde, Nordoyde), also tom Ode „zum Gute," „Nordgut".

Zu ôdi f. Einöde gehört O N tor Oeden bei Dauerding 1489. — Ödeme (van der Odeme) s. o., wohl alter Bachname.

10. sel, as. seli, Haus, Saal, Wohnung. Zuweilen schwer von sôl Teich zu trennen.

Böckelse (Bocsele, Buxsele, Boksle), Buchenhaus. — Sellhorn Forsth., „Waldecke mit Wohnhaus". — Seelwig (1450 Selewich) zu wîk Weiche, Einbiegung. — Dreessel. — Holtzell (Holzele, Holsele, einmal Holstede), zu holt Holz. — Hützel (Huggelo „Eulenwald"? Hudsell, Hutzelo, Horzelo? wohl zu lôh Hain (= Hudeslo, Hordeslo?). — Insel (14. Jh. Entzele, 16. Jh. Inczele). Wohl Enzelinge, zu P N Enzilo. — Lintzel (1334 Lynsele, 1360 Linzele, Lincele, 1450 Linszell), zu hlîn Spitzahorn? — Masel (1314 Morsole, 1330 Morsele, Morselle). Teichhaus? — Allersehl (1330 Alersele, Alersel) zu elira Eller, vgl. 6, 19. — Sprakensehl (1246 Sprakensele zu sprok, sprockel, Sprickwerk, Reisig. Dgl. — Weddersehl (1314 Wedersele) zu weder „Wetter," oder „Widder," oder „gegen"? Dgl. —

11. weg und steg.
Dietwec öfter, „Volksweg". — Ekkrikes via, PN Eckerik, Südgrenze des Bardengaus. — Geveringa via, Weg nach Jeversen, „Weg der Geveringe, der Sippe des Gebaheri". — Odeweg. — Ekinasteg, Eichensteg.

23.

Einzelheiten.

1. Ortsnamen auf -l, zumteil gewiß auf loh zurückgehend. Barrl (Barenlo?) — Grefel w, vgl. Grevenla, eine Gografschaft b. Fallersl. (Grafenwald). — Grippel (to dem Grippele, Grippelde, to Grippel)? — Höckel (tom Hagelte) = Hagelithi, zu hag, hagal, Umzäunung? — Hörpel (Horpele, Erple, Horpelo), zu erp dunkel? — Sprengel (Sprengele) zu spring Quelle. — Appel (1478 Appell). PN Appo?

2. ON auf -en, oft dat. pl. oder sg. eines Appellativs, zuweilen gekürzt aus ingen, selten vielleicht auch gen. sg. eines PN.
Ehmen (Gimin). PN Gimo? Sh Geminge. PNL Gemmulus, zu an. gim Feuer. — Emmen b. Moisb. (tor Emmen, Emne, Empne; ist stede zu ergänzen?) PN Emmo. — Emmen b. Isenhagen (1296 Emene, Emne, Emen, Emenem? hem zu ergänzen). PN Emo. — Fladen, zu flôd Flut? oder zu flad rein, glänzend? Vgl. Flad-aha, Fladungen. — Flinten (Vlinten, Flinte, Vlyten), zu vlintstên Kiesel? — Gehrden (1478 tho den Geerden) zu gere spitzes Landstück? Vgl. auf der Gehrden Westf. — Jehrden (Jerden) dasselbe. Oder zu jart Ackerstück? — Gilten s. o. 11. — Grauen 12. — Klecken (Lutteken Kleken, Clecken, Cleggendorf?). Nach Mucke sl. kluky Quelle. Vielmehr d. zu klak Fleck, ursprünglich Riß, geborstene Stelle. Der Ort liegt an dem schluchtenreichen Abfall zum Seevetal. — Scheuen, zu skowa Warte? — Siemen (1350 Semyn, 1450 Symon, 1613 Simon). PN Simo, vgl. Siemensglüss, Siemkenmühle. K sl. zima Winter, „Kaltenfeld", oder zêmija Erde, „Flachlandbewohner". — Söhren, zu sôr trocken, dürr? — Bensöhren. Dasselbe mit FN, oder Bens-öhren (vgl. ON Oer Westf., Alten-Ohr Westf., zu ôr, eisenhaltiger Sand? — Trauen (Truwen, 1569 Trawen) aus Truwinge? PN Truwo? — Weesen zu wisa, wese, Wiese oder PN Wiso? oder Waso? — Wieren (Wyren, Wiren). K sl. viru Strudel, unwahrscheinlich. Wierum (Wirem) Friesl. Wehrheim (Wirena) Wetterau, Wirringen (Wiringi) b. Hildesh. Wahrenholz (Wirinholt) a. d. Ise. — Offen (Offene) s. o. PN Offo —

3. ON auf -ern, dat. pl., oft auch verkürzt aus -eringe, z. B. Ummern = Ummeringe. Emern (1032 Everinge, 1614 Emmern). PNL Ibor, Ebur. — Gummern 1360, aus Gummeringe? ONL in vico et fundo campania Gummari, in Gummeri, de Gomario. — Hedern b. Kirchwahl. (1198 Heveren, Haveren, 1280 Hederen). — Liedern (1006 Hlitherun, 1142 Litheren, Lidheren) zu got. hleithra Zelt, Hütte, dat. pl. Vgl. 1265 Lidheren, Letter b. Seelze. — Luttern a. d. Lutter, zu Hlutraha „heller Fluß". — Lüder (Hlutherun, Lutheren, Ludheren, Ludhere) an zwei Bächen, dat. pl. Dasselbe. — Schülern (Sculre, Schulre). Vgl. ON Sculingleke Holl. Also PN Sculo, Sculari? ON Sculeringe? — Tatern (Todendoren H S. 510, 1569 Tatern, FN von Doren). Zu dorn Dornzaun? to den Doren? oder PN Tôdo? — Willern b. Solt. (Wildeghe, d. i. Wildinge). PN Wildo.

Übrigens ist zu bemerken, daß gerade die ON auf -ere, -eren zu den ältesten und dunkelsten Namen gehören.

4. ON auf -ln, -ls haben zuweilen unorganisches, eingeschobenes l, z. B. Nateln aus Natene, Artlenburg aus Ertheneborg, Ramelsloh aus Hramesloa.

5. Einzeln stehende Namen.
Boye (Buye), dat. sg. zu bû Wohnung. — Brome a. d. Ohre (1295 Brome, 1309 Bruome, 1352 deme slote Brome, (1355 hus to Brome). K sl. „die Pforten". Kein Rundling. Vielleicht = Brummen b. Zütphen und Brumsalen a. d. Schelde, im Ablaut zu brim fluctus, Sh Breminge, PNL Primo, Primald. —St. Dionys. — Drohe (curia Tro, Droe,

1597 zur Oe, tor O, 1765 zur Owe) = zur Aue, Niederung am Droher Bach. — Elba am Rande des Elbtales. — Hollinde (Helunde) b. Tostedt. — Grimm (1291 in Grimmone, 1309 in Grimme, 1355 in deme Grymme), Vorstadt von Lüneburg am Kalkberg. Wohnort der Burgmannen. Der Name kommt auch in Hamburg, Bardowick, Dannenberg und Bleckede vor. Zu grim Helm (P N L Grimo, Grimmo, O N Grimelinge, Griemen). — Kronsnest (Kronesneste), Kranichnest. — Kroge 1489 b. Fall. Krug. — Miele Forstb., wohl alter fl Milina, vgl. Meldorf a. d. Miele (Milindorp). — Plumbohm (1273 villa Plumbom). Pflaumbaum. — Schwinde (1333 Swyndhen, Swinde, Swingde. Aus Swingithi? — Sülze (Sulten) b. Bergen. Salzquelle. — Tespe (H Estpe? Espe? 1322 Tescope). Zu kop Kopf? oder zu hop? Tedeskope, P N Têdi? oder Tesinchope, P N Teso, Tesso? Vgl. O N Thieshope, Tessmannsdorf, Testorp, Tesekendorp. — Viehle (1563 Vile) a. der Elbe, den Viehler Bergen gegenüber. Vgl. O N an der Viele b. Iserlohn, in der Vylen b. Salzkotten. K sl. „die Nymphen". — Vogelsang 1468. — Walle (Wallen) b. Selle. — Weiher b. Solt. (1337 Weygere). Vgl. Weigeribroch palus bei Syke. — Wroge b. Fall. nd. wroge Rüge, Anklage, Buße, Prüfung der Maße. — Die Haake (Hacke 1577), die Emme (1577), w b. Harb. — Neugraben (die Niegrabe 1577).

6. Namen auf au.

Bei den Namen auf au ist die Scheidung des deutschen und des slavischen Sprachgutes oft schwierig. Deutsch ist z. B. Gerdau (Gerdauge) s. o., Grindau (1489 Grindow) a. d. Leine, gegenüber der Grinderwald und der Grindiri-ga (G N). Vgl. O N Grint-aha b. Hanau Grant-owa b. Landshut. Zu nd. grint n. Mahlgang? oder grint m. = grant Kies? — Lentenau, F N Lente. — Oldau (Oldowe) b. Selle. — Soltau, Salzau, s. o. — Teltowe, Wiese bei Bleckede, Zeltau. — Wydowe 1407, Fischerei a. d. Aller, Weidenau.

Slavisch scheinen folgende zu sein:
Gaddau (Chgodeve, Goddeve, Ghadowe, Ghadow). P N Goda, poln. O N Godowa. — Gansau (Ganzove, Ganzeve, Ghanzeve). „Ort des Gans". Daneben liegt Wappeus (1296 Wopoyse), „die Schwanzstücke". — Ginau (Chinowe, Ghinowe). „Ort des Gyn". Wohl nicht d. = Ginn-aha, Gönna, Günne, „tiefes Wasser". — Grabau und Grabow (Grabowe). „Weißbuchenstand". — Grabsau, Fl. b. Bankewitz. „Ort des Grabis". — Güstau (Gustau). „Ort des Gost". Oder nd. gust, sterilis, unfruchtbar? — Kakau (to Kakeven, Kackow). „Dohlenort". — Kölau (Kolove, Coleve, Colne) = Kölln (Berlin). „Pfahldorf". Ursprung der Wipperau. — Könau (Konove, Koneve). „Pferdeort", vgl. d. Harsefeld. — Malchau (Malchowe). „Ort des Malek". Vgl. Malchow Meckl. — Nestau (Nestove, Nesteve). „Ort des Nezta", oder nd. nest Vogelnest, Wildlager? — Rassau (Raszauw). „Ort des Rasch", poln. O N Raszewo. — Schlankau (Slankau). „Kleine Salzstelle", oder d. slank, wie Smalenouwe? — Schliekau (Slikove). „Ort des Slik". Wohl nicht d. (zu sliken schleichen, oder slik Schlamm). — Schmölau (Smelove, Smolouwe). „Teerort" (tschech. O N Smolov). Vgl. Smeldingi, V N um Schmölen b. Dömitz. — Strachau(w), zu strahu Schreck, poln. O N Strachowo.

7. Die Namen auf -itz sind meist slavisch, nur zuweilen ist -itz durch -isse aus -ishuse entstellt, so z. B. Thielitz. Der fl. Bomlitz ist ebenfalls deutsch, aus Bamlina, Bamlissa „kleine Böhme" entstellt; dagegen der fl. Rögnitz in Polabi ist slavisch („Sahlweidenfluß"), ebenso dort der fl. Krainke („Grenzfluß") und Sude („eingeengter Fluß").

Slavische O N auf itz sind z. B. Schwemlitz (Svemelitze), „Leute des Svemil" und Zieritz (Tziretze, Siritze), „Leute des Sir", vgl. poln. O N Siroszewo.

24.

Die slavischen Ortsnamen.

Die slavischen Ortsnamen

Für die slavischen O N im Lüneburgischen verweise ich auf die Arbeiten von Kühnel. Ich führe hier kurz die wichtigsten und sichersten seiner Deutungen auf mit Ausnahme derer, die ich schon besprochen habe.

1. Im Gau Drevani, dem s. g. Wendland, Kreis Lüchow und Dannenberg.

a) Amt Lüchow.

Lüchow (1246 Luochowe, 1257 Luchowe, 1295 Luchow). Vgl. Laucha. „Ort des Luch". Auch Leissnich von den Wenden genannt, d. i. „Waldsassen". — Bösel (Bosele), „die Bosela". — Breese (Breze), zu brêza Birke. „Birkicht". Vgl. d. Berkahi, Berka. — Colborn (Kolberge, Colne, Cole, Colbarde, Kolborn, Koltborn). „Kreisufer", später „Kreishügel", zuletzt umgedeutscht „Kaltbrunn". — Crautze (Croze), „die Birnbäume", vgl. d. Bierde, Birithi. — Criwitz (Kribci in marca Lipani). „Leute des Kriv" im Lande der „Lindenwaldbewohner". — Dünsche (Dunsche). „Talgrund". — Jeetzel (Yesne) nach dem fl. benannt, dessen Name sl. „Eschenbach" bedeuten würde, doch ist der Flußname älter. — Künsche (Kientse, Guntsche). „Kiefernwald". — Liepe (Lipe), zu lipa Linde. „Lindenstand". Vgl. d. Lindethe, Linden. — Loge 1613 „Ackerland". — Panneke 1562 zu pan Baumklotz. „Stöckicht", vgl. d. Stöckte. — Predöhl (Predol), „am Tal". — Prezier (Pritser), „vor dem Weideland". — Puttball (Putbul, Pottbuttle, Pantbedel, Putbodele, Putwedel), zu bydlo „Wohnstätte" mit Präpos. pod „unter"? Mehrfach umgedeutscht. Wäre der Name ursprünglich d., so würde er mit einem P N Putinbutle oder Putingebutle oder Putisbutle lauten; die Form Putbutle könnte nur zu nd. putte „Grube, Brunnen" gehören. — Rantzau (1360 Rantzeleve umgedeutscht, 1613 Ranzau). Vgl. Rentschkau Westpr. Die d. Form entspricht O N wie Rancinga, Randinga, Randesburc, Rantesdorf (P N v. St. rand). — Reddebeitz (Redebutze). „Leute der Radobyt". — Reetze (Retze). „Ort am Bach", vgl. d. Beckedorf. — Saasze (Sasze). „Die Sachsen". -- Schletau 1613. „Ort des Slet". — Schmarsau (Smarzeve, Smarsowe), zu smardi Bauerschaft, „Ort des Smardisch". — Schweskau 1760. „Ort des Schweschka". — Serau. „Weideort", vgl. d. Weyhausen. — Simander (Zimandere). „Die Weisen". — Tarmitz (Tormetze, to dem Termenisse, to Turmetze). „Ort des Tarma", vgl. tschech. O N Türmitz. — Thurau (Turow), zu turu Auer, „Auerort", vgl. tschech. O N Turov. — Trabuhn (Trebun) P N Trebun. — Weitsche (Weitzke). „Dörflein". — Witzeetze (Witzentze). „Hohenau".

b) Amt Wustrow.

Wustrow (Wzstrove). „Insel". Poln. O N Ostrowo. — Banzau (Banseve, Bantzeve). P N Bantsch. — Belau (Beleve), zu bêlu schön, weiß. „Ort des Bêl". — Bühlitz (Bilytze). „Nachkommen des Byl". — Cussebode (Cozebode). „Die Sensenstecher". — Dolgow (Dolge). „Der lange Ort". — Ganse (Ganze). „Familie Gans". — Gielau (Chileve). „Ort des Chyl". — Güstritz (Gusterisse). „Eidechsenort". — Harpe (1243 Molendinum in Harpa, to der Harpe, van der Harpe, zu Harpke). Tschech. P N Chrapa? Umgedeutscht zu nd. harpe f. Harfe, vgl. harpen-brôt Harfenbrot. Vgl. auch O N Harfia, Harvia, Herve b. Lüttich. — Jabel (to Jabelen, Jabele, Ghabel) Vgl. terra Jabele Mecklenb. „Apfelbäume". — Jiggel (to der Ghygele, Jegell). „Die Nadeln". — Klennow (Clennowe). „Ahornort", vgl. d. Lynsele, Lintzel. — Kühlitz (Gulitze). „Leute des Kula". — Leisten (Lysten, Lesten). „Haseldorf". Oder zu nd. lêste Spur, Fußweg? — Lensian (Lentzan). „Wiesenleute". — Luckau, „Ort des Luk". — Lübbow (Lubbowe). „Ort des Lub". — Nauden, „Viehhof". Vgl. d. Schwachhausen. — Neritz (Nereth, Neretze, Neredese). „Leute des Nerad". — Satemin (Zacemyn, Sacemyn, Satamin, Zatemin). „Ort des Sacema". — Schreyahn (to Schrey, Screye, Schrean). „Die Lerchen". — Spithal (in dem Spettale). P N „die Spytala"? Nd. spit, spetes Spatenstich, Torfstich und dal Tal? oder nd. spettâl Aussatz, Leprosenhaus? — Thune (usen hof to Tune), wohl d. zu tûn Zaun, nicht sl. P N Tunja. — Wöhningen (Wonne, Wonem). Ort des Dingsda"? Vgl. O N Wonno Westpr. Oder d. Wunhem „Weideheim"?

c) Amt Clenze.

Clenze (956 Klinitzua, 1004 Claniki, 1289 Poklentze), zu klanici enger Weg, Platz zwischen den Häusern. „Am Dorfplatz". — Bausen. P N Buschan. — Belitz. P N Bêla. — Beseland (Besenant, Bezenante). „Die Bêsnanta", zu besny „besessen". — Beutow (Boyteve, Boteve). P N Byta. — Bösen (Bosen, Bozene). Ein P N im pl. von bogu „Gott", „die Bozan". — Bussau (Buszeve). „Ort des Busch". — Carmitz (Karmyz).

14*

„Tempelort". — Cassau (Kartzowe). „Rodeland". — Corvin (Carbevin). „Hügelland". — Cremlin. „Steindorf". Vgl. d. Steinlage, Stellichte. — Crummasel (Gromaszle). P N Gromaslaw, Grimislaw. — Diahren (Darne). P N Daren. — Dickfeitzen (Dickefiz). „Leute der Dika". — Dommatzen (Donmatze, Dompnatze). PN Domasch. — Gledeberg (1450 Gledeber). „Die Glendobor"? Vielleicht d. = Gladeburi „Glanzhaus", vgl. Gleddestedi b. Langensalza, Gladeheim, Clateberg u. ä. (an. Gladhsheimr). — Gohlau (Coleve). „Der kahle Ort". — Gohlefanz (Goldevanz, Golevans). „Die Kahlbärte". — Göttien (Geithin). P N Chot. — Gollau = Gohlau. — Gühlitz (Guliz). „Familie Gula". — Guhreitzen (Guriz, Gurisse). „Bergland". — Kiefen (Kive). „Stöcken". — Köhlen (Cholme, Colne) = Kölln. „Pfahldorf". — Kröte (Krete). „Die Maulwürfe". — Küsten 1760. „Knochenfeld". — Kukate (Kokath). P N Kukata (zu kukati wie der Kuckuck rufen) — Lefitz (Leveze). „Die Levez". — Loitzen (Lotsen, Lotze) „Elchstand". — Lübeln (Lubelen). „Die Lubel", zu ljubu lieb. — Lüsen (Lusen). „Sumpfort". — Lütenthien (Lutentin). „Ort des Lutenta", zu ljutu wild. — Maddau (Moddau). P N Mad. — Mammoissel (Mameusel). P N Momoysl. — Marlin (Merlin). „Gut der Marula". — Meuchefitz (Moicheviz). „Leute des Mojek". — Molden (Moylen, Moltzin, Moylenitze). „Gut der Modlena". — Mützen (Mussen, Mutze, umgedeutscht Mützingen). Vgl. Mützenow Pomm. — Naulitz (Naulitze, Noulisse). „Leute des Novela" — Plate (Plote). „Die Zäune". Vgl. d. Thünen. — Priesseck (Prensek, Preseke, Priseke). „Waldaushau". — Proitze (Prosche, Protze). „Die Prosch". - Püggen (Puchene, Pukene, Puggene). „Die Puchena". — Quartzau (Quartsau). Vgl. poln. O N Kwarzno, Quarszau Westpr. — Redemoissel (Redemutzle). P N Radomysl „Frohsinn". — Reddereitz (Riddereschen, Redderelitze, Ridderetze). „Leute des Radwor" („Pflugfroh"). — Reitze (Retze). „Ort am Fluß". — Sachau (Zacheve, Zachgow, Zaschow). P N Sak. — Saggrian (Sageran, Zagharan). „Die Leute hinter dem Berge", vgl. nd. O N Achterberg. — Salderatze(n). P N Salorad. — Sallahn 1745. „Hinter dem Hufenlande". — Sareitz 1560. „Ort jenseit des Flusses". — Schlannau 1750. „Salzort". — Schnega (Sneghe). „Schneeplatz". — Schwiepke (Szweput). „Stock für Waldbienen". — Seelwig (Zileve, später umgedeutscht, s. o.). „Ort des Zelev". — Serau (Soreve, Zireve, Zerave). „Ort des Sir". — Solkau (Zolkowe, Tzolkow, Solkove). „Ort des Sulek, Solek". — Starrel (Sterle). „Die Starela". — Süthen (Cetene, Suthene). „Die Tschiten". — Tolstefanz (Tolzevanze). „Die Dichtbärte". — Tüschau (Tuschowe). P N Tusch. — Vaddensen (1360 to Wanzen, Wodenisse). Entweder sl. „Leute des Wadim" oder nd. „im Hause des Woden". — Varbitz 1614. „Weidenstand". — Volkfien (Volcwin). „Ort des Volkava" (zu polab. wolk Wolf). — Waddeweitz (Wodevisse). „Leute des Wad". — Wittfeitzen (Witveghzen, Witfez). „Leute des Wit". — Witzeetze „Hohenau". Vgl. nd Hanstedt. — Zebelin (Tzibelin, Tzabelin, Sebbelin). „Ort des Sobol" (Zobel). — Zeetze (Szesenze). „Leute des Tschitschen".

d) Amt Gartow.

Gartow (Chartowe, Gartowe). „Windhundort" (chart Windhund). Dagegen Manecke: „Gartow liegt an der Gaarte, von der es den Namen hat". Dann wäre es = Gerdau. — Breese „Birkenbusch". — Capern 1360 „Dillpflanzung". — Clautze (Klauze) „Ort an der Flußkrümmung". Vgl. d. O N Krümse. — Gedelitz (Gadelitze). „Tannenforst" (gadela Tanne). Oder sl. entstellt aus d. Gadelishuse, Gadelingeshuse, zu P N Gadelber, Gadili, Gadeling (L Gatto, Catilo, Gadoald). Vgl. O N Gadereshusen, Gatingthorp, Gaddingenheim, und as. gaduling Verwandter, Landsmann. Reihendorf. Daneben liegt Pölitz (Pulitze). „Freies Feld". — Laasche (Laze). „Rodeland", vgl. d. Rade. Oder zu nd. las, lasch „keilförmiger Streifen", ags. laes. „Viehweide". — Lanze (to dem Lanze). „Wiesenland". — Lomitz (Lomiz, Lomeisse). „Kleiner Bruch". — Meetschow (Metzecove). P N Meschek. — Nemitz (Nemitze). „Die Deutschen". Reihendorf. — Prezelle (Bitzelle, Pretzelle). „Bienenstand", vgl. d. Immentun. — Schnackenburg hieß wendisch Gogegard, besser Godegard, „Schlangenburg". — Trebel (Tribele). „Familie Trebel". — Vasenthien (Vartzentin). P N Varzenta. — Vietze. P N Wit.

e) Amt Dannenberg.

Dannenberg von den Wenden genannt 1. Weidars „Raub"? 2. Sweidelgöhrd „helle Burg". 3. Woikam, zu nd. wik. „(Burg) mit dem Marktort". — Barnitz (Barnetze, 1600 umgedeutscht Behrens, vielleicht urspr. d. Barnstede und sl. entstellt). Die sl. Form bedeutet „Sumpfort". Pflughöfe. — Bellahn (Belan). Hakenhöfe, „Ort des Belan". — Breese s. o. — Breselenz. „Birkenwiese". — Riekau (Rykauw). Hakenhöfe, also wohl sl. „Ort des Rik". — Breustian (Breynstan, Breystan). „Die Leute bei den Ulmen", zu brêstu Ulme. Vgl. d. Elmhorst. — Bückau (Buckene, Bukeve, Boukeve). „Buchendorf" (sl. buk, nd. bôk, vgl. Bockum). — Cacherien (Ghergerien, Kocherin, Kecherin, Cachrin). „Ort des Kokor", vgl. Köckeritz. — Dambeck (Dambecke), sl. „Eichengehölz", nd. „Tannenbach". — Damnatz (Dampna, Danatze, Damnatze). „Gut des Doman". — Fliessau (Flizauw). „Kahles Land". — Grippel (to dem Grippeld, Grippelde), d. = Grîpenlô? oder sl. = „Pilzstelle" oder = „Familie Chripel (Heiser)"? — Gümse (Gomeze, Gomoze, Gomesse). „Leute des Chomata". Oder d. Gumarishuse? (L Gomari, Gompo, Gumbizo). — Jameln (Jemelen, Jemel, Jamell). „Mistelnort". — Laase (Laze). „Die Rodungen," doch s. o. — Landsatz (1450 Lentzatze). „Binsenort"? — Liepe (tor Lyppe, Lype) s. o. — Lüggau (Lugheve, Luggauw). P N Lug? — Mehlfien (Melvin, Melevin). P N Mileva. — Gamehlen (Gymelen). „Hopfenpflanzung". — Platenlaase (Laze, horet den von Plote). „Rodeland". — Predöhl (Predole). „Talland". Vgl. nd. O N Dalhem. — Pretzetze (Prytzetzen). „Holzschlag, Hag". — Prisser (Pritzer, tome Laze vor der Pritzeren). „Dicht bei dem Weideland". — Schmarsau (Smersowe). „Morchelplatz". — Siemen (Semyn, Symon, Simon) „Kaltenfeld"? oder „Flachlandbewohner"? Hakenhöfe. — Sipnitz (Tzippenyttze, Sippenitze). „Murmelbach". Vgl. d. Billerbeck und Lüllau. — Soven (tor Tzuven). „Eulenholz". — Splietau (Splitave). „Der flache Ort"? Vielleicht nd. „Spaltau", zu spleten sich spalten? Pflughöfe. — Streetz (Stretze, Streteze). „Bremsenplatz"? Vgl. Stretzin Westpr. — Teichlosen (1450 Techelhusen, 1625 Teichlosenn, 1670 Teglosen). Nach K „Teich-Rodung"? Nach Hey „die Stillschleicher". Wahrscheinlich nd. têgel-hûs, teigel-hûs, Ziegelei, dat. pl. Vgl. Tegelen (Tegelon) bei Venlo. — Thunpadel (Tupatell, Tuenpadell, Thunpadeln). Vgl. Tupadel Westpr. „Die Stampfe". Daneben Lebbien (Leppin, Loubin, Lebbin). „Ort des oder der Lepa", zu lêpu schön. — Tramm(e), auch in Meckl. Lauenb. Altm. „Balkenbau". — Tripkau (Trippekowe, Trebekow). „Ort des Trebek". — Wibbese (1330 Wibeze, 1360 Witbeze, 1368 Wibbezede, Wibbeszde, Wibbesede). Vgl. poln. O N Wobjazda Wobesde. „Grenzumritt". Vielleicht sl. entstellt aus nd. Widubizi „Waldbach" oder Witbizi „Weißbach". — Zadrau (Tzaderouw, Zadrow). Vgl. Fl Zschadern Lausitz.

f) Amt Hitzacker.

Braasche (Bratze). „Furchenland". Daneben Mehlfiel (Melevin), „Ort der Mileva".

Bredenbock (1339 Bredenbeke, 1361 to deme Breynboke, 1363 Bredenbeke, 1426 Breynbocke), nd. „Breitenbach", entstellt zu „Breitenbuch". — Carwitz (Karvitze). „Kuhweide". — Collase (Kalas, Kallatz, Kollasze), zu kalu Sumpf? — Darzau (Darksen, Dargessen, Dertzauw, Dartzaw). „Ort des Dargosch" oder „Dornland"? Oder nach den ersten Formen urspr. d. zu P N Dragulf mit Metathesis? Hakenhöfe. Vgl. Darrigstorf. — Meudelfitz (Moylevittze, Moidelfitz). „Waschstelle" an der Elbe? — Glienitz (Glinitze, Glinike, Glineitz). Vgl. poln. O N Glinica. „Lehmstelle". — Govelin 1360. „Ort des Govela". — Gülden (to Gulde, Goldien, Ghulden). P N Goldon im pl. Rundbau. — Posade (Posat, Possade). „Freigrund". — Kähmen (Komene). „Ort des Koma (Gevatter)". — Keddien (Kedin, Ketdin, Kyddyn)? — Lenzen (Lentze). „Wiesenort". — Middefeitz (Miedevitz). „Honigwiese", zu medu Honig. — Nausen (Nouzen). „Rotort". Daneben Dragahn (Dargan, Dargen). „Talort". — Penkefitz (Penckevittze). „Gut des Penka". Daneben Strachauer Radt (1773 erbaut, Rade) „Rodung". — Prepow 1610. „Wachtelort"? — Pudripp (Poderepe, Puderep). „Ort unter dem Berge". Daneben Schnörken, ebenso wie die Fl. im Schnork bei Beutow, im Snark bei Lüneburg nd. = Vogelfang, Dohnenstieg (zu snaracha Vogelschlinge, bisnerchan umgarnen). — Pussade (Putsat, Padzad). „Ort

unter dem Gartenlande". — Riebrau (Ryberauw). „Fischerort". — Riskau (Ryskauw, Rischow, Riszkau) „Ort des Ryzak"? Besser nd. zu risk, risch Schilf, Binse. Vgl. O N Rische am Ammersee, Riscah b. Altötting. — Sammatz (Zamaszeke, Sammatzsche). „Ort jenseit des Sumpfes". — Sarenseck (Sarnszecke). „Die Mühlsteinhauer". Wohl nicht d. Sarwines-êke. Hakenhöfe. Rundbau. — Schmardau (Zmartene, Smardow). „Bauerndorf". — Schmessau (Smezeve, Smezowe). P N Smêdisch, Smêsch. — Schutschur (Sutschur)? — Seerau (Serave). „Weideland". — Sellien (Zelen, Selen). „Grünplan"? — Spranz (Spranse, Spranzen). Vgl. O N Sprentze Meckl. — Thiessau (Tytzauw, Tieszau). „Ort des Tesch". Oder d. Tiedes- oder Tiezes-au. Vgl. daneben Thiesmesland. — Timmeitz (Tymetze, Thimmeitze). „Leute des Tima". Kann urspr. d. sein (Timeshûse, wie Timestate). Hakenhöfe. — Wedderien (Wederin). „Windort". — Wrechau (Vrechov, Wrechauw). „Nußbaumpflanzung". Daneben Parpar (Parpart, Parparde). „Farnkrautstand". — Wussegel (Wuzzezegkele). „Die Allesbrenner". — Zernien (Schernyn, Cernyn). „Ort des Tscherna (Schwarz)".

2. Im Gau Polabi.

a) Amt Neuhaus a. d. Elbe.

Banratz (Bandrase, Banderatze), „Die Bandirad". — Caarssen (Karsen). „Rodeland". — Carrenzien (Carentzin). „Ort des Karnka". — Darchau (Darchowe, Dargow). „Ort des Darg", zu dragu lieb. Daneben Kühren 1640. „Ort des Korim". — Dellien (Dellin, Dallin). „Ort des Dal". — Guhtitz (Gütjitz), „Leute des Guta". — Konau (Konowe). „Pferdeplatz," vgl. d. Harsefeld.

Laake (to der Lake), wohl nd. „an der Lache" (stehendes Wasser). — Laave (Lave). „Die Stege". — Gülze (Ghuoltzow). „Ort des Golisch oder Guletsch". — Pinnau (Pinnow). „Ort bei den Stubben (Baumstümpfen)". — Pommau (Pomoyge) „Spülplatz". — Popelau (Popelow). „Aschenplatz (oder zu nd. popele malva, oder poppele Pappel?). — Preten. „Ausbau"? — Privelack (Privelok). „Überfahrt zwischen zwei Flüssen". — Raffatz 1640. „Ort reich an Gräben"? Nach Hey „die Raufbolde". — Rosien 1726. „Roggenland", zu raze Roggen. — Stapel (Stapele). „Schweineweide". Wohl besser zu nd. stapel. — Stixe (Stichsee, Stiexe). „Zusammenfluß"? Vgl. nd. O N Müden. — Sückau (Suckau, Sucow). „Binsenort" oder „Ort des Suk". — Sumte (Sumpte)? — Vockfey (Vockefey), zu woko Auge, Brunnen.

b) Amt Hitzacker rechts der Elbe.

Bancke. „Rohrdommelplatz". — Kolepant (Kuolepand). „Knüppelweg". — Prilipp (Prylepk, Prilepe). Vgl. bulgar. O N Prilep. „Das Angeklebte"? (lep Vogelleim, prilêp Fledermaus, prilêpek Napfschnecke).

3. Im Thorlingo.

a) Amt Knesebeck.

Benitz (1624 Behnsen, 1750 Benitz). Nd. Beneshusen, zu P N Ben, Beni, oder sl. „Leute des Benesch oder Bena". Rundbau. — Boitzenhagen (1340 Boytzinghe, 1352 to den Boytsinghen, 1700 Beutzenhagen). Nd. P N Buzo, Bozo, L Pozzo, zu St. bud, oder für Bucco, mit Zetacismus. Wohl kaum sl. zu P N Byta oder dem V N Bethenici. — Croya (1343 Kroeye, 1700 Croje). „Grenze" gegen den Gau Osterwalde. — Lessien (Leszyn, Lassine). „Waldort" oder „die Fuchsbaue". — Lüben (956 Liubene in Marca Lipani). „Ort des Luben". Rundbau. — Plastau (Plastove). „Hufenland". — Tülau (Tullow, Thülow). „Köcherort". Vgl. russ. O N Tula. — Voitze (Voetze, Votze). „Leute des Voj (Krieger)". — Zicherie (17. Jh. Zicherie, 1700 Zicherey). „Die Meisen".

b) Amt Fallersleben.

Jembke (Jemeke). „Grubenjäger", besser d. = Gambeke (Gembeck b. Arolsen), Ganbach Schweiz. — Rennau (1311 Ronove). „Der flache Ort", vgl. O N Rohna, Rauno Lausitz. Besser d. zu rinnan rinnen, St. rin, ren, ron, run, vgl. Rinbeki a. d. Diemel, Rinburnen b. Merzig, Rinnebronne, Runna, Runbach; „Laufau".

4. Im Bardengau.

a) Amt Bleckede.

Boitze (1316 Boitze, Boetze). „Leute des Byta?" Oder d. = Budishuse? — Breese s. o. — Breetze (1296 Bretze, 1329 Brezne, 1386 Breddessen). „Leute des Brêta?" Oder d. zu Britlingi, Brittinheim, Brezenheim, Bredaheim, also = Bredeshuse? Hakenhöfe. — Carze (Kerze, Kartze). „Rodeland". — Catemin (Ghotemin). „Ort des Chotim." — Leestahl (1360 Lestam, 16. Jh. Leestell). „Ort des Lestom oder Lestal". Oder zu nd lêste Spur, dam, dal?

Bargmoor (1190 villa Berke, 1266 tho dem Berke, 16. Jh. Berckmoor) = Berkahi, hd. Pirchahi, z. B. Birka a. d. Wipper, „Birkenwald". Nicht sl. „Familie Berka". — Garge 1804. „Rauscheort". — Garze (Ghertze, Gardz), vgl. O N Grätz. „Kleine Burg". — Kovahl (Kovall), pl. „Die Schmiede". Daneben liegt Nüdlitz (1335 Nutlesse, 16. Jh. Nülitz, 1645 Nudelitz). „Ort des Nutla"; dieser P N ist indes nicht nachzuweisen. Wahrscheinlich nd., vgl. O N Nozenhusen, P N Nozo, Nozgaud, zu got. nuta Jäger; hier also wohl Nutilishuse, P N Nutili. — Neestahl (1807 Nessthal). Ein sl. P N Nestal ist nicht nachgewiesen. Vgl. tschech. O N Nestajov. Vielleicht nd. Nevesdal, P N Nevi? — Tangsehl (1353 Tansele, 1360 Tanzele, 1374 twe hove to Zelen, 16. Jh. Tansell). „Die Streiter"? Oder nd. von seli Haus und tange Grundpfähle, Fundament? — Lüben (1296 Luwe, 1450 Luben) s. o. — Nieperfitz (Niperwitze). „Leute des Nevopor"? Vgl. O N Nepperwitz Sachs. — Pommoissel (Pomoytzele). „Die Pomysl" (zu mysli Geist). — Radegast 1323. „Ort des Radogast". — Reesseln (Ressen, Resen, Resne) „Familie Rezny". Besser d. „Reisigort", vgl. Resse, Ressen, Risne, Riessel. — Stiepelse (1209 Stapelitz, 1380 to dem Styepelse, 1765 Stipelitze). „Schweineweide". — Tosterglope (1350 Tosseglop, 1352 Tosterglop). „Die leeren Burschen". — Ventschau (1360 Ventzekov). „Ort des Ventzek".

b) Amt Lüneburg.

Grünhagen, 1273 in villa Boytelendorpe. „Dorf der Familie Bytila".

Bilm (1262 Bilne, 1328 Bylne) nicht sl. (Bêlina Schönfeld), sondern d. wie Bilm (1289 Bilnem) bei Lehrte, wo sich viele Namen des Bardengaus wiederholen; etwa Billinhem oder Billinha, s. o.

Nutzfelde (1288 Nuthlikesvelde). Der P N Nutlîk ist d. wie L Nozeri (= Nuthari) und L Audolîc (= Otlîk).

c) Amt Medingen.

Röbbel (1354 Robbelstorff, 1369 Robele, 1450 Rebell). „Die Robola", zu rabu Knecht. Die erste Form kann d. Ursprung haben: P N Radbald oder Hrodbald. — Boike (1614 Böcke, oi wird im Lüneburgischen = ö gesprochen, so Oitzendorf wie Ötzend.). K sl. „Familie Byk" oder „die Stiere"; besser nd. Bôkahi oder Bôki „Buchenstand". — Hohenzethen (1289 Honcethen, 1296 Cetene). „Ort des Ceten". — Malchau s. o. — Nievelitz. „Ackerland". — Reddien (1330 Redeve, 1760 Reddin). „Ort des Reden". — Glieneitz (Gliniz). „Lehmort". — Schlagte (1330 Zlawetote, 1368 Slowkoten). „Ort des Slavuta"? — Schlankau s. o. — Stoitze (1335 Stotensen? 1614 Stötze). „Die Stoj". Besser d. s. o. — Törwe (1296 in Thomene für Thorvene, 1330 Torve, Torven). Vgl. O N Törber (Turbore) Meckl. — Zieritz. „Leute des Sir".

d) Amt Oldenstadt.

Bankewitz (-fitz). „Leute des Bank (Rohrdommel)". — Borg (1273 Borech, 1296 Borch). „Kleiner Föhrenwald". vgl. O N Borek Polen, Bork Laus. Oder nd. „Burg"? — Gansau s. o. — Gauel (Gawel, Gaul), vgl. poln. O N Gawlik, Gawlowitz Westpr. — Hohenwedderin (Honwederin). „Windiger Ort". — Katzien (Ketzin)? — Molbath (1330 Maldeboit). P N Mladobyt? — Molzen wohl = Maldeshusen, s. o. — Nateln (1133 Natene). „Holzplatz"? Oder nd. fl? nate nasse Stelle? — Oitzend. s. o. — Polau (Polow). „Brandort" oder „Am Steg"? — Prielipp (Prylop) s. o. — Probien, P N Pribin — Räber (1329 Redhebere). K „die Radibor". Besser d. s. o. — Rassau (Rozeve, Rosove, Rossow). „Ort des Rosa (Tau)". — Schliekau, Schmölau, Schwemlitz s. o. — Veerssen.

K „Leute auf der Anhöhe". Besser d. s. o. — Zarenthien (Cerntyn). „Ort des Tscharnenta" (tscharny schwarz).

e) Amt Bodenteich.

Dallahn (Dulan, Dolene, Dolan). „Die Talbewohner". — Grabau, Güstau, Kölau, Könau s. o. — Kattien (Kotyn). „Katzenfeld" (kot Katze). — Kroitze (Kroditze, Crotze)? — Meussliessen (Moizliz, Moytzelisse). „Leute des Mysl". — Nestau s. o. — Növenthien (Novente, Noventhin). P N Noventa, zu novu neu. — Pretzier (Pritzere, Prezier). „Vor dem Weidelande"? — Satkau (Satkow). „Gartenland". — Wieren s. o.

5. Im Gau Grete.

Lüsche (Lusce). K sl. „Hülsenplatz", zu luska Schale. Kein Rundling. Besser d. zu lüsch Binse, oder zu lus, glüs, O N Gluss, Glüsing „Lichtung". —

Masel (1314 Morsole, 1330 Morsele, Morselle). K sl. „Kaltendorf". Besser d. Marseli, „Teichhaus". —

Kainteich, K sl. zu choja Kiefer?

6. Im Gau Flutwidde.

Päse (1389 Pedeze). K sl. „Tennenplatz". Besser d. Pedeshem s. o.

25.

Vorstehende Ausführungen weisen noch manche Lücken und Mängel auf. Insbesondere war weder Zeit noch Raum vorhanden, die Menge der Flurnamen ausgiebig zu behandeln. Aber auch bei den O N werden künftig durch Beibringung älterer Formen, die mir noch entgangen sind, einzelne Unsicherheiten und Fehler verbessert werden können. So übergebe ich denn meiner Vorgänger und meine Bemühungen um die Namengeschichte unsers Bezirkes hiermit dem Spür- und Scharfsinn meiner Nachfolger und bemerke nur noch, daß die Rechtfertigung meiner Aufstellungen in Bezug auf Lautstand und Lautwandel der mittelalterlichen Mundarten des Gebietes der Aufmerksamkeit des verständnisvollen Lesers anheimgestellt werden muß.



Der Menschenschlag.

Körperliche Eigenart.

Vom Geh. Medizinalrat Kreisarzt Dr. med. Hesse (Lüneburg).



Es gehört nur wenig Ortskenntnis und Sinn für Körperbildung dazu, um den rechten Abkömmling der Langobarden oder Sachsen von den Abkömmlingen anderer Stämme zu unterscheiden. Der echte Lüneburger hat eine Körperform für sich und unterscheidet sich in leicht erkennbarer Weise von seinen Nachbarn wie von Fremden, die unter ihm wohnen. Es ist ja verständlich, daß im Laufe der Jahrhunderte eine starke Vermischung mit anderen Völkern und Stämmen eingetreten ist; aber doch gibt es große, weite Landstriche, in denen sich die alte Körperform mit großer Reinheit erhalten hat; es ist dies die eigentliche Heide, die Kreise Soltau, Fallingbostel, Walsrode, Celle Land, Isenhagen, Ülzen, Harburg Land und der Geestteil des Kreises Winsen. Die Reinheit der Körperform

Die Ursachen, die es bewirkt haben, daß hier die Rasse sich so rein erhalten hat, sind einesteils die Armut dieser Landesteile, der dürftige Boden und das wenig anmutende Klima, anderenteils der Schutz, welchen Wald, Moor und Heide gewähren. Fast ein Drittel unseres Bodens ist noch heute Ödländerei, die überhaupt keinen Ertrag gibt: dürrer Sandboden. Dazu kommt die Ungunst des Klimas: lange, harte Winter und kurze Sommer. die oft übermäßig regenreich, oft übermäßig reich an Sonnenschein und Dürre Ihre Ursache

sind. Das, was der Boden bei sorgfältiger, fleißiger Bestellung an Halmfrucht trägt, wird in seiner Entwicklung fast stets zu einem großen Teile gehemmt. Dürre bewirkt ein Zurückbleiben der anfangs gut ansetzenden Saat, oder Kälte und Nässe hindern das Aufkommen der dem Boden anvertrauten Saat, oder die schon ansetzende Blüte wird durch scharfe Nachtfröste geknickt. Wenn auch so verheerende Unwetter, wie in den reicheren Ländern, Hagelschlag oder Wolkenbrüche, die die ganze Flur niederschlagen, selten oder nie beobachtet werden, so ist doch die regelmäßige Entwicklung der Feldfrüchte infolge der Ungunst des Klimas die, daß überschwengliche Hoffnungen vereitelt, aber gänzlich verzichtleistende Befürchtungen angenehm enttäuscht werden.

Diese Armut hat bewirkt, daß die Lüneburger Heide niemals im besonderen die Begehrlichkeit kriegerischer Nachbarn gereizt hat und deshalb die Bevölkerung in alter Reinheit sich erhalten konnte.

In geringerem Maße wie bei den Friesen und Dithmarschen oder wie in kleineren bergigen Bezirken hat auch die Natur die Lüneburger Heide geschützt, so daß das Einströmen von Kriegszügen oder der Zuzug von Nachbarn nicht so ausgiebig gewesen sind, wie in manchen anderen Bezirken: Moor, Heide unwirtlicher Wald, langgestreckte Sandfelder machten den Zugang zur Heide, wie in der Heide zu einzelnen Dorfschaften, so schwer, daß nur ein fester Wille oder die Notwendigkeit den Zugang erzwingen konnte. Diese beiden Gründe haben bewirkt, daß der Menschenschlag in den oben erwähnten Heidestrecken sich ungewöhnlich rein erhalten hat, andererseits so geworden ist, wie er ist.

An den Grenzen des Regierungsbezirks beobachtet man allerdings den alten Langobardentypus nicht so rein und unvermischt, wie in der eigentlichen Lüneburger Heide; aber doch ist diese Mischung weder so weitgehend noch so tief, wie man meinen möchte.

Wie die Lüneburger Heide schroff und unvermittelt endet in das reiche Marschland (Elb- und Wesermarsch, Küstenmarsch, Kalenberger und Hildesheimer Marsch; man braucht nur von Hannover oder Hildesheim nach Celle zu fahren, um dies zu beobachten), so ist auch, trotz der Jahrhunderte, der Lüneburger scharf geschieden von seinen Nachbarn, und auch in den Grenzbezirken ist der Langobarde von dem Wenden,



Frido Witte.

dem Kalenberger, dem Hildesheimer und dem Verdener wohl zu unterscheiden.

Zunächst durch die **Körpergröße**; der langobardische Typus ist dem der anderen Stämme an Größe weit überlegen. Man beobachtet geradezu riesenhafte Körperlängen. Die Garde in Berlin nimmt alljährlich eine große Anzahl Rekruten aus der Lüneburger Heide auf. Dabei ist der Knochenbau außerordentlich fest. Die Körpergröße beschränkt sich nicht auf die Männer; unter den Frauen sind zahlreiche Brunhild-Gestalten zu finden. Im Alter werden Männer und Frauen zuweilen unförmlich fett; doch ist dies nicht die Regel; vielmehr überwiegen die hageren, sehnigen Gestalten. Man trifft 60—70 jährige und ältere Männer, die man ihres Körperbaues wegen einem alten Hirsche vergleichen möchte, kein überflüssiges Lot Fett am ganzen Körper, mächtige Knochen, stahlharte Muskeln, nichts als Muskeln und Sehnen am ganzen Körper. Auch die Frauen sind muskulös und sehnig, oft abschreckend hager; man hält es zuweilen für kaum möglich, daß solche hagere, sehnige Langobardenfrau, wie eine Druidin des Altertums, die Mutter von 6—8 eisenstarken Söhnen und Töchtern ist. Ihre Art

Der **Kopf** ist ein ausgesprochener Langschädel, im Gegensatz zu dem wendischen oder thüringischen Rundschädel.

Ein starker Bartwuchs ist häufig, noch häufiger allerdings der kurze, blondgelockte Bart, wie wir ihn uns bei König Heinrich, „des Sachsenlandes Stern", nach der Löweschen Ballade vorstellen.

Die **Sinnesorgane** sind scharf entwickelt und bleiben es bis in das hohe Alter: das Gehör ist fein; die Sehschärfe beträgt vielfach das Doppelte der normalen.

Wie die Sinnesorgane sich so scharf erhalten durch die stete Übung im Freien, bei der vorwaltenden Tätigkeit der Landwirtschaft, so hat sich auch der Körperbau gleichmäßig durch reichliche **Ernährung**, namentlich Fleischnahrung, bei steter angestrengter Arbeit entwickelt.

Die Zähne sind in der Jugend kräftig, von starkem Bau, regelmäßiger Stellung und genau übereinanderstehend; leider sind sie nicht so ausdauernd, wie man wünschen möchte; zahnarme oder zahnlose Männer und Frauen finden sich schon in den 50er Lebensjahren. Es kann dies nicht mit der nachlässigen Zahnpflege zusammenhängen; denn es gibt deutsche Stämme, die die Zahnpflege ebenso unachtsam betreiben und doch bis in ein hohes Alter brauchbare Zähne behalten; es muß diese Erscheinung mit der ererbten Stammesart zusammenhängen.

Neuerdings bequemen sich auch die Lüneburger dazu, sich künstliche Gebisse machen zu lassen; doch wird von dieser so wichtigen Kulturerrungenschaft, die nicht nur das Leben zu verlängern, sondern auch die Arbeitsfähigkeit zu erhalten vermag, noch längst nicht in dem Maße Gebrauch gemacht, wie es sein sollte. „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen", ist die biblische Vorschrift; „wer nicht essen kann, kann auch nicht arbeiten", ist die gesundheitliche Umkehr dieses Spruches. Anhaltende Verdauungsstörungen, ungenügende

Ernährung, vorzeitige Verfettung der Muskulatur, die dadurch ihre Leistungsfähigkeit einbüßt, sind die Folgen des dürftigen Gebisses.

Das Haar ist rotblond, wo der Stammestypus rein erhalten ist; bei den Männern ein kurzes Hellblond, bei Frauen und Mädchen oft ein sehr reicher, rotblonder Haarschmuck; wie er in alter Zeit den Neid der Römerinnen erregte, so weckt er noch heute bei dem Kenner der Stammesunterschiede lebhaftes Entzücken. In den Dorfschaften der Kreise Lüneburg, Winsen (Geest), Harburg (Geest), Ülzen, Soltau, Fallingbostel und Isenhagen kann man bei Knaben die „Flachsköpfe", bei heranwachsenden Mädchen das reiche schöne Rotblond sehr häufig beobachten.


Frido Witte.

Körperkraft

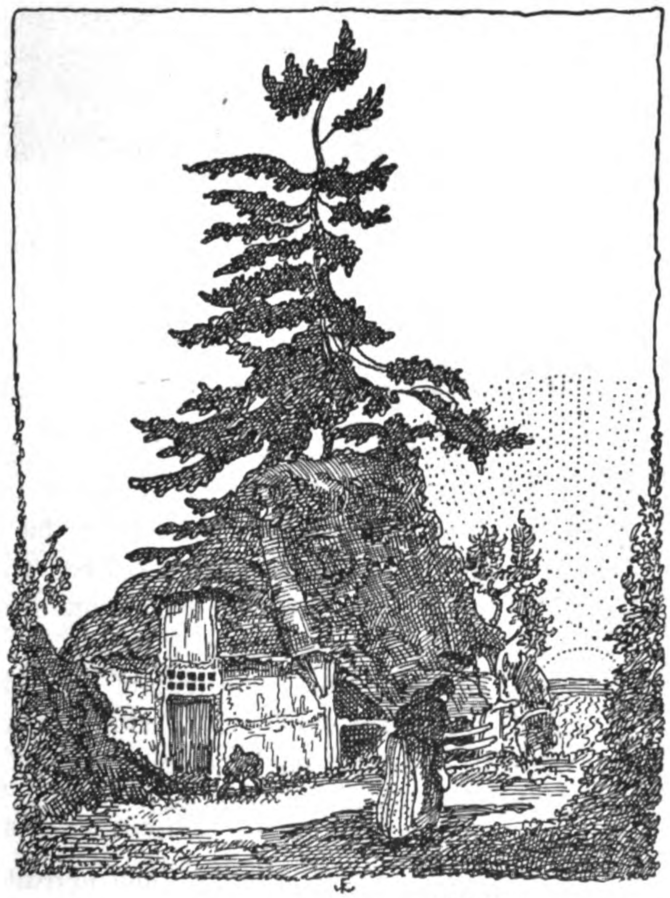
Die Gliedmaßen sind lang und kräftig, die Hände mächtig entwickelte Arbeitshände. Bei dem Anblick solcher Hände und den sehnigen Armen bei alten Langobarden, wie man sie Werktags oft in den Straßen der Städte sehen kann, wird man an die Frithjofssage erinnert:

> Björn, komm her ans Steuer,
> greif's mit Bärentatze;

oder man erinnert sich der Siegfriedssage, wonach der Held Siegfried zwei Bären nur mit den Händen bezwungen, gefesselt und auf seinem Rosse als Siegesbeute heimgebracht haben soll. Zwar haben auch andere Völker ihre mythologischen Riesen; der griechische Herakles, der biblische Simson, der den Löwen zerriß wie ein Böcklein, auch der Judenkönig David, der den Löwen und den Bären bezwungen hat, die seine Herde bedrohten, sind solche; aber während die jetzigen Nachkommen dieser Völker uns vermuten lassen, daß jene Sagen lediglich Ausgeburten einer orientalisch üppigen Phantasie gewesen seien, machen uns viele Recken der Jetztzeit aus der Lüneburger Heide unsere Siegfriedssage glaubhaft. Oft beobachte ich in meiner ärztlichen Sprechstunde Männergestalten, die, wenn auch keinen Löwen oder Bären, so doch einen Stier zu Boden zu werfen, ein junges Roß zu bezwingen imstande sind.

Gustav Freytag beschreibt in dem ersten Bande seiner „Ahnen", wie der Held Ingo den „Königssprung" über sechs nebeneinanderstehende Rosse ausübt. Diese Kunstfertigkeit ist noch nicht verloren gegangen; bei der Jahrhundertfeier 1913 ist dieser Sprung noch geübt worden. Den Gebrauch der Beine haben die Nachkommen der Langobarden in der Lüneburger Heide nicht verlernt: tagelang auf ungepflügtem Boden zu ackern, tagelang im Wald und auf der Heide dem Wilde nachzustellen, vermögen sie noch heute. „Ein richtiger Lüneburger kann vor dem Frühstück seine 30 Kilometer laufen, ohne es nur zu merken", sagte mir der Pastor zu Raven, selbst ein muskulöser Mann, der noch im

50. Lebensjahre diese Forderung wahrmachen konnte. Wie der hagere Mann vor mir stand, mit der ausgereckten Hand ein einem Hünengrabe entnommenes Steinmesser haltend, glaubte ich einen Wodanspriester vor mir zu sehen, „Opfermesser in harten Händen", der Platz, auf dem dies geschah, war der Kirchhügel zu Raven, in vorgeschichtlicher Zeit ein vielbenutzter Opferberg.



Frido Witte.



SO LANGE NOCH DIE EICHEN WACHSEN IN ALTER KRAFT UM HOF UND HAUS,
SO LANGE STIRBT IN NIEDERSACHSEN DIE ALTE STAMMESART NICHT AUS.

Die geistige Volkseigenart.

Vom Geh. Medizinalrat Dr. med. Hesse (Lüneburg).



Der Römer Tacitus bringt in seiner „Germania" einige Angaben über Germanien, die auch für den uns beschäftigenden kleinen Teil des großen deutschen Vaterlandes Gültigkeit haben, und deren Richtigkeit besonders unser Landesteil beweist.

Quis porro praeter periculum horridi et ignoti maris, Asia aut Africa aut Italia relicta Germaniam peteret, informem terris, asperam coelo, tristem cultu aspectuque, nisi si patria sit?

Bericht aus römischer Zeit

In freier Übersetzung:

Niemand wird die Gefahren einer unbekannten und schrecklichen Seefahrt auf sich nehmen, das liebliche Asien, Afrika oder gar Italien verlassen und nach Germanien reisen, einem öden Lande von rauhem Klima, von düsterm Anblick und Aussehen — wenn er nicht ein Sohn dieses Landes ist. —

Trotzdem haben die Römer Jahrhunderte hindurch nicht nur Versuche, sondern erfolgreiche Versuche gemacht, in dieses rauhe Land einzudringen, und sie scheinen sich hier recht wohl gefühlt zu haben, wie die zahlreichen römischen Städte und Landhäuser andeuten.

Bis in die eigentliche Lüneburger Heide sind sie indes wohl nicht vorgedrungen.

Ihre Könige wählen sie aus dem Adel, ihre Führer nach ihrer Tüchtigkeit:

Reges ex nobilitate, duces ex virtute sumunt.

Wenn sie keinen Krieg zu führen haben, so ergeben sie sich der Jagd, besonders aber dem Nichtstun, nur dem Essen und Trinken und Schlafen ergeben. Der tapfere Krieger tut nichts; die Sorge für Haus und Hausrat und das Feld wird den Frauen, den Greisen und den Schwächlingen der Familie überlassen:

Quotiens bella non ineunt, multum venatibus, plus per otium, transigunt, dediti somno ciboque; fortissimus quisque ac bellicosissimus nihil agens; delegata domus et penatium et agrorum cura feminis, senibusque et infirmissimo cuique ex familia.

Sie lieben nicht das Wohnen in den Städten, nicht einmal in geschlossenen Ortschaften; sie siedeln sich einzeln und weit voneinander an, wie ein Bach oder ein Feldstück oder ein Gehölz ihnen zusagt:

Nullas Germanorum populis urbes habitari satis notum est; ne pati quidem inter se junctas sedes. colunt discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit.

Sein Haus umgibt ein jeder mit einem weiten freien Raume:

Vicos locant, non in nostrum morem: suam quisque domum spatio circumdat.

Ihre Äcker wechseln sie jährlich; trotzdem liegt noch Acker brach:

Arva per annos mutant; et superest ager.

Den Frauen schreiben sie etwas Geheiligtes und Seherisches zu und richten sich nach ihren Aussprüchen:

Inesse etiam sanctum aliquid et providum putant, nec aut consilia earum aspernantur, aut responsa negligunt.

Besonders zu loben ist, daß sie keine Vielweiberei treiben, sondern ein jeder nur eine Frau hat:

nam prope soli barbarorum singulis uxoribus contenti sunt.

Die Frauen verbringen ihr Leben in strenger Keuschheit, weder durch lüsterne Schaustellungen noch durch aufreizende Gelage verdorben:

Ergo septa pudicitia agunt, nullis spectaculorum illecebris, nullis conviviorum irritationibus corruptae.

Ehebruch ist, trotz ihrer großen Volkszahl, äußerst selten:

Paucissima in tam numerosa gente adulteria.

Sie gehorchen mehr den ungeschriebenen Sitten als geschriebenen Gesetzen:

plusque ibi boni mores valent, quam alibi bonae leges.

Den Herrn sondert keine feinere Erziehung von dem Knecht; zwischen demselben Vieh, auf dem gleichen Boden kriechen sie umher:

Dominum ac servum nullis educationis deliciis dignoscas, inter eadem pecora, in eadem humo degunt.

Tag und Nacht mit Trinken hinzubringen, gilt für keine Schande:

diem noctemque continuare potando, nulli probrum.

Aus der Trinkerei entstehen häufig Schlägereien, selten bleibt es bei Schimpfreden; meistens enden sie mit Mord und Wunden:

crebrae, ut inter vinolentos, rixae, raro conviciis, saepius caede et vulneribus transiguntur.

Zum Getränk dient ihnen ein aus Gerste oder Getreide zubereiteter Saft, welcher eine gewisse Ähnlichkeit mit schlechtem Weine hat:

Potui humor ex hordeo aut frumento, in quandam similitudinem vini corruptus.

Ihre Speisen sind einfach: Früchte des Feldes, frisches Wildbret, dicke Milch:

Cibi simplices: agrestia poma, recens fera, aut lac concretum.

Sie stillen den Hunger ohne Anwendung von Tafelgepränge, ohne alle Reiz- oder Lockmittel:

Sine apparutu, sine blandimentis expellunt famem.

Das Würfelspiel treiben sie so leidenschaftlich um Gewinn und Verlust, daß sie, wenn sie alles verspielt haben, mit dem letzten verzweifelten Wurf um Freiheit und Leben kämpfen. Wer verspielt hat, begibt sich freiwillig in Knechtschaft und läßt sich, einerlei, ob er ein Jüngling oder ein kräftiger Mann ist, binden und verkaufen. So groß ist ihr trotziger Eigensinn selbst in einer so verwerflichen Sache; sie selbst nennen es Treue:

Aleam exercent, tanta lucrandi perdendive temeritate, ut, cum omnia defecerunt extremo ac novissimo jactu de libertate et de corpore contendant. victus voluntariam servitutem adit: quamvis juvenior, quamvis robustior, alligari se ac venire patitur. ea est in re prava pervicacia: ipsi fidem vocant.

Bei Todesfällen weinen und klagen sie nur kurze Zeit; aber den Schmerz und die Trauer tragen sie lange nach:

Lamenta ac lacrimas cito, dolorem et tristitiam tarde ponunt.

Bewahrung der Volkseigenart

Diese Eigenschaften, welche der Römer den Germanen insgesamt zuschreibt (er beschreibt außerdem besondere Eigentümlichkeiten der Stämme, die ich hier nicht aufführe), sind dort, wo die Bevölkerung sich rein und unvermischt gehalten hat, auch heute noch zu beobachten. Wie die körperliche (siehe Auff. 21), so ist auch die geistige Eigenart bewahrt. Der Grund liegt, wenn wir weit zurückblicken, wieder in der Unfruchtbarkeit und Unzugänglichkeit der Lüneburger Heide.

Wenn wir von einigen Fehden des Mittelalters absehen, die weder zahlreiche Menschenopfer gefordert, noch große Verwüstungen hinterlassen haben, so haben weder der Dreißigjährige noch der Siebenjährige Krieg noch die napoleonische Herrschaft hier so zerstörend gewirkt, wie in anderen Teilen unseres Vaterlandes. Gefühlt haben die Bewohner der Lüneburger Heide wohl die Verarmung der Nachbargebiete im Dreißigjährigen Kriege, und ihr Wohlstand hat darunter gelitten; doch hat dieser Landstrich nur einmal die Greuel des Durchzuges eines Heerhaufens empfunden, nämlich als Tilly den flüchtigen Dänenkönig nach der Schlacht bei Lutter am Barenberge (1626) bis



Peter Paul Draewing.

Strickender Heidschäfer.

nach Jütland verfolgte. Die Stadt Lüneburg besitzt ein im Jahre 1643 erbautes stattliches Haus, vor dem Bardowicker Tore als Landhaus gebaut, welches eine große und seltene Wohlhabenheit erkennen läßt zu einer Zeit, wo überall in Deutschland kaum das Brot zu haben war.

Auch die napoleonische Zeit hat hier nicht annähernd so schwer auf der Bevölkerung gelastet, wie z. B. in Brandenburg und Preußen. Und wenn die äußere Lage der Bewohner auch stets ärmlich gewesen ist, so ist sie doch auch stets auskömmlich gewesen; Hungersnot oder auch solches Elend, wie manche Teile Deutschlands es aus verschiedenen Gründen empfunden haben (Erzgebirge, Mecklenburg, Hessen, Württemberg), hat die Heide nicht kennen gelernt, die Bewohner hatten keine Ursache, nach außen zu drängen, weil die Bevölkerung stets spärlich gewesen ist. Die Auswanderung nach Amerika ist von hier aus sehr geringfügig gewesen. Das Kirchdorf Ramelsloh (Kr. Winsen) hat vom Dreißigjährigen Kriege bis etwa 1890 Lehrer aus derselben Familie gehabt. Die Stelle erbte vom Vater auf den Sohn. Und das Kirchdorf, dem keine Außendörfer eingepfarrt waren, wurde wie durch Mauern, auf der einen Seite durch schwer zu durchquerende Sümpfe, auf den drei anderen Seiten durch ebenso schwer zu überwindende Heide- und Sandhügel gegen die Außenwelt geschützt. Erst unsere jüngste Zeit hat den Zugang zu der Ortschaft durch Anlegung gepflasterter Straßen erleichtert; aber bis zum Jahre 1890 hat das Dorf eine Welt für sich gebildet und alle guten und schlechten Eigenschaften der Vorfahren treu bewahrt.

Der einstellige bäuerliche Hof Holtorf bei Betzendorf ist etwa von 1200 bis 1890 ohne Unterbrechung im Besitz derselben Familie gewesen, und



Phot. C. Timm (Harburg).

der Hof Stübeckshorn gar etwa seit dem Jahre 1000 bis jetzt, und ähnliches findet sich mehr. Es gibt in den anderen Teilen Deutschlands viele sehr vornehme Adelsfamilien, deren Stammbaum sich nicht annähernd so weit in die Vergangenheit verfolgen läßt, wie der mancher bäuerlichen Familien in der Lüneburger Heide; der hier ansässige Adel aber vermag durchweg, ebenso wie die ehemalige Herrscherfamilie der Welfen, seine Anwesenheit schon zur Zeit Karls des Großen und seiner Nachfolger nachzuweisen (von Meding, von der Decken, von Estorf, von Spörcken usw.). Bei einer solch ununterbrochenen Erbfolge ist es verständlich, daß auch die körperlichen, geistigen und kulturellen Eigentümlichkeiten sich erhalten haben. Sie sind ein Volk für sich, wie der Römer sagt, rein und unvermischt, nur sich selbst ähnlich.

Heutige Volkseigenart

Die heutige Volkseigenart läßt sich fast durch eine Wiederholung des römischen Berichtes kennzeichnen. Doch blicken wir etwas tiefer hinein:

Noch heute wohnen die Heidebewohner am liebsten für sich; sie lieben ihre Nachbarn am meisten, wenn diese 10 km weit ab wohnen. Auf die Städter sehen sie noch immer mit etwas Verachtung herab. Der Bauer wie der Knecht und die Magd atmen auf, wenn sie nach dem Markttage der Stadt den Rücken kehren können und wieder freie Aussicht haben.

Zahlreich sind die einstelligen Höfe: colunt discreti ac diversi; ein Busch oder eine Wasserader oder etwas bessere Bodenbeschaffenheit sind bei der Wahl des Hofplatzes maßgebend gewesen. Der Heidebewohner liebt es, sein gesamtes Ackerland rund um seinen Hof zu haben und kann nicht verstehen, daß es auch anders sein könne: suam quisque domum spatio circumdat.

Die ewigen Kriege sind, Gott sei Dank, vorüber; aber die Liebe zur Jagd steckt den Bewohnern der Heide noch heute ebenso im Blute wie zu den Zeiten des Tacitus. Kein Wetter ist zu rauh, keine Anstrengung zu groß, daß sie die Jagd hindern könnte.

Wenn man bei einer Wanderung durch die Heide den bäuerlichen Mittagstisch sieht, so versteht man die Worte des Römers: alles einfach; einfacher Tisch, einfache Geräte, kaum ein Gedeck, einfache Speisen: Kartoffeln, Schweinefleisch, Milch; der früher reichlich genossenen „dicken Milch" (lac concretum) drohen die zahlreichen Molkereien jetzt allerdings ein Ende zu bereiten.

Doch das Laster des Trinkens ist leider noch immer heimisch, trotz aller Enthaltsamkeitsbestrebungen. Ich weiß von verheirateten Männern, daß sie um die Wette getrunken haben, die ganze Nacht durch bis zum andern Vormittag. Daß Mord und Todschlag die Folge der Trinkerei sind, ergibt sich bis auf den heutigen Tag aus den Aufzeichnungen der Gerichte: in der Zeit vom Sonntag zum Montag bezw. an den kirchlichen Festtagen, wenn die jungen Burschen in der Schenke gesessen haben, kommen die meisten Messerstechereien und Körperverletzungen mit tötlichem Erfolge vor.

Die Sorge für Haus und Hof überlassen sie gern den Frauen, Töchtern und Alten; wenn auch zahlreiche Bauern jetzt unermüdlich fleißig in

ihrer Wirtschaft sind, so kann man doch noch oft genug beobachten, wie der Bauer mit der langen Pfeife in der Haustür steht oder auf der Bank sitzt und gleichmütig zusieht, wie sein Weib oder seine Tochter unter der Last der Wasser- oder Futtereimer schier zu erliegen droht. Ihnen zu Hilfe zu kommen, fällt ihm nicht ein; es ist selbstverständlich so.

Dennoch wird der Wert der Frauen wohl nirgends so hoch geschätzt, wie bei uns. Ihr Rat und ihre Meinung gilt noch, auch wenn sie alt und ihre Söhne Männer geworden sind; er gilt sowohl bei ihrem Mann, wie bei ihren Söhnen, wie bei dem Gesinde.

Bei Todesfällen schweigt die laute Klage oft überraschend schnell; die tägliche harte Arbeit gewährt ihnen nicht die Zeit, müßig ihrem Schmerze sich hinzugeben und diesen gleichsam zu pflegen; aber den Kummer über den Verstorbenen bewahren sie in treuem Herzen lange, oft bis an ihr Lebensende. Die dunkle Witwentracht legen sie meistens nicht wieder ab.

Die „welsche Galanterie" gegen Frauen kennt der Heidjer nicht; wie oben erwähnt, kann auch der jung Verheiratete müßig zusehen, wie seine junge Frau unter der Last der Futtereimer keucht; beispringen wird er ihr nicht. Aber die eheliche Treue bewahrt er unter allen Umständen, auch wenn seine Frau alt und häßlich geworden ist. Ehebruch unter Verheirateten kommt kaum vor; soli barbarorum singulis uxoribus contenti sunt. — paucissima in tam numerosa gente adulteria.

Die Ehe wird heilig gehalten, weit mehr als in anderen Gegenden.

Aus den statistischen Jahrbüchern für 1909 entnehme ich, daß von 10 000 Einwohnern in Krankenanstalten an übertragbaren Geschlechtskrankheiten behandelt wurden

im preußischen Staate überhaupt	12,16
im Regierungsbezirk Lüneburg nur	4,45.

Gewiß kommt es vor, daß junge Leute bei ihrem Aufenthalte in der Stadt, verführt durch schlechtes Beispiel, sich eine geschlechtliche Ansteckung zuziehen; aber es ist sicher, daß viele junge Heidebauern ebenso rein aus der Großstadt von ihrer militärischen Dienstzeit wiederkehren, wie sie hingegangen sind.

Den Herrn und den Knecht kann man nicht unterscheiden; sie haben dieselbe Ausbildung in der Dorfschule genossen und gemeinsam auf derselben Schulbank gesessen, haben vielleicht während der militärischen Dienstzeit in derselben Kompagnie gestanden. Unterscheiden kann man sie nur Sonntags bei dem regelmäßigen, durch Sitte und Gewohnheit vorgeschriebenen und treu ausgeführten Kirchgange; der Bauer fährt die Seinen, der Knecht geht zu Fuß zur Kirche.

Das Verhältnis zwischen Herrschaft und Dienstboten ist noch durchweg altväterlich im besten Sinne und wird erst in letzter Zeit dadurch verändert, daß in einzelnen Dörfern wegen Dienstbotenmangels auswärtige sog. Saisonarbeiter angenommen werden. — Im Jahre 1909 sind im Regierungsbezirk Lüneburg 12 000 dieser fremden Arbeiter beschäftigt gewesen. Kommen diese in Menge, so bilden sie eine für sich stehende Arbeitergruppe; kommen



sie einzeln, so werden sie nach alter Sitte behandelt und eingereiht. Vielfach ist dies vertrauliche Verhältnis mehrere Geschlechter alt; die auf dem Hofe wohnenden Häuslinge haben die Verpflichtung bestimmter Mitarbeit an der Landwirtschaft des Herrn; die Häuslinge erben vielfach weiter; das folgende Geschlecht bleibt im Besitz desselben Häuslingshauses und tritt ohne weiteres in dieselbe Stellung zum Besitzer des Hofes, wie sie der Vater gehabt hat.

Seit etwa 20 Jahren und zwar zuerst seit dieser Zeit, nachdem die Verhältnisse Jahrhunderte hindurch sich gleich geblieben sind, traten Veränderungen ein, die wesentlich mit zu der Dienstbotennot beitragen, Veränderungen, die durch den besseren Geldverdienst, den flüssigeren und reichlicheren Geldstand und das Entgegenkommen der großen Kapitalgesellschaften (Landesversicherungsanstalt!) bedingt sind. In allen Dörfern der Heide trennen sich die Häuslinge vom Hofe und bauen sich auf einem vom Hofe gekauften Grundstücke eigene Häuser; sie werden aus abhängigen, wenn auch nur wenig abhängigen, Häuslingen zu freien Abbauern. Sie gehen auch von hier aus je nach Möglichkeit auf Tagelohn auf den Hof; doch sind sie nicht dazu verpflichtet, und die Arbeit auf dem eigenen kleinen Besitztum ist oft so reichlich, daß Arbeit für Fremde zurückstehen muß. Den Verdienst würden sie allerdings gern mitnehmen, aber die eigene Arbeit geht doch vor. Man kann diese schmucken Abbauerhäuser, die besonders im letzten Jahrzehnt reichlich entstanden sind, in fast allen Ortschaften der Heide meistens am Rande des Dorfes sehen. Die Hofbesitzer kommen dadurch vielfach in Verlegenheit und suchen sich durch fremde Arbeiter zu helfen. Doch gibt es auch noch viele

Dorfschaften, in die die polnischen Arbeiter nicht aufgenommen worden sind, und zwar ausgesprochenermaßen aus dem Grunde, weil sie nicht zuverlässig und leistungsfähig seien wie die unsrigen.

Das altväterliche Verhältnis der Dienstboten zu der Herrschaft beruht auf gegenseitigem Vertrauen: die Herrschaft fordert, daß die Dienstboten sich treu und gewissenhaft den Vorteil ihres Herrn angelegen sein lassen; und die Dienstboten erwarten, daß sie ordentlich behandelt werden und ordentlich ihren Lohn bekommen. Beides wird gewissenhaft ausgeführt. Eine Unredlichkeit des Dienstboten gegen seinen Herrn kommt kaum vor. Ich habe den Fall erlebt, daß ein Dienstmädchen, dem ungerechterweise der Vorwurf einer unerlaubten Näscherei von ihrer Frau gemacht wurde, in Geisteskrankheit verfallen ist. Aber die treuen Dienstboten der Heide tun mehr; sie bestehlen ihre Herrschaft nicht nur nicht, sondern sie suchen deren Vorteil, als wenn es der ihrige wäre. Es kommt vor, daß der Bauer oder die Bäuerin erkranken und aufsichtsunfähig werden; unter der Hand älterer, eingearbeiteter Dienstboten geht die Wirtschaft ruhig weiter, und zwar genau im Sinne und zum Vorteil der Herrschaft. Ja, auch bei schlechten Herrschaften, die zu hart oder zu genau oder Trinker sind, werden die Dienstboten unentwegt den Vorteil der Herrschaft im Auge haben. Da die Dienstboten gewöhnlich auf ein ganzes Jahr gemietet werden und bei unterlassener Kündigung das Verhältnis stillschweigend auf ein weiteres Jahr verlängert gilt, so ist der regelmäßige Fortgang der Arbeit gesichert, auch ohne daß jeden Tag die Einzelanweisung vom Herrn ausgeht.

Die Treue des Dienstboten ist groß. Er spricht einem Fremden gegenüber nicht einmal unehrerbietig von seiner Herrschaft, sondern nimmt sie in Schutz, selbst, wenn diese es nicht verdient oder ihre Fehler dorfbekannt sind. Es ist vorgekommen und von mir beobachtet, daß ein solch treues Lüneburger Mädchen sich in die Stadt vermietet und eine nachlässige Herrschaft bekommen hat: der Herr geht seinem Geschäfte oder Vergnügen nach; die Frau vom Hause ist unwirtschaftlich und gleichgültig; das Hausmädchen nimmt sich des Haushalts an, als ob es der seinige wäre und verficht den Vorteil der Herrschaft bis auf einen Groschen, und zwar nicht bloß heute und morgen, sondern monatelang, zum eigenen Nachteile. Es unterläßt sogar die ihm wünschenswerte Kündigung, „weil unsere Kinder ja dann ganz verlassen und unbeaufsichtigt wären und niemand nach dem Rechten sähe".

Daß Offiziersburschen in den verschiedenen Kriegen ihre Herren mit eigener Lebensgefahr beschützt haben, ist bekannt und wird den Deutschen im allgemeinen nachgesagt. Nicht so bekannt dürfte es sein, daß unsere Heidjer während ihrer Dienstzeit gern zum sog. Burschendienst herangezogen werden, und zwar wegen ihrer Treue und Zuverlässigkeit, trotz ihres etwas schwerfälligen Wesens. Der Sohn der Heide als Offiziersbursche macht die Angelegenheiten des Herrn zu seinen eigenen und vertritt diese in jeder Beziehung, sei es, daß es sich um Geld und Geldeswert, sei es, daß es sich um den Ruf oder die Gesundheit oder die dienstlichen Pflichten desselben handle. —

Sinn für Farben haben sie nicht, ebensowenig wie für **Musik** und allgemein für **Kunst**. Ihre Hochzeitstracht ist das einfache schmucklose schwarze Kleid, in welchem sie auch nach dem Tode in den Sarg gelegt werden, nur geziert durch ein Myrtensträußchen. Auf Wohllaut legen sie so wenig Wert, daß sie kaum auf die Vogelstimmen ihrer Umgebung achten; sie kennen die Vögel, wissen, wo sie nisten, und nehmen ihnen als Knaben gelegentlich die Eier fort, aber ihr Gesang ist den Heidebewohnern ganz gleichgültig. Bei ihren Festlichkeiten, bei Hochzeiten und Tanzereien, wird allerdings Musik gemacht, doch eine möglichst laute, in die Ohren hallende Tanzmusik. Lassen junge Leute, z. B. nach dem Musterungstermin, es sich einfallen zu singen, so ist man noch immer zweifelhaft, ob die Grazien niemals diesen Boden betraten, oder ob sie ihm ein für allemal schaudernd den Rücken gewandt haben (siehe Scheffels Ekkehard, Plautus im Nonnenkloster).

Die **Frauen** lieben nicht lüsterne Schaustellungen: es gibt in der Lüneburger Heide Hunderte und Tausende von Frauen, die niemals im Leben ein Theater, nicht einmal im benachbarten Städtchen, besucht haben; auch wenn sie einige Jahre in der Stadt als Dienstmädchen zubringen, so besuchen sie wohl eine Tanzgelegenheit, aber kaum das Theater. Kunstsinn haben die Abkömmlinge der alten Langobarden und Sachsen in der Lüneburger Heide jetzt ebenso wenig, wie zu den Zeiten des Römers Tacitus; man kann die schlechten Folgen (ihre Rauheit) wie die guten (ihre sittliche Reinheit) überall erkennen.

Trotzdem haben die Heidebewohner **ein weiches Herz**; sie sind wohl rauh, aber nicht roh. Ihr Verhältnis zu den Tieren zeigt dies. Der **Hund** ist allgemein der Freund und Genosse der Familie; er liegt am Ofen unter dem Stuhl; er bekommt vom Tische der Herrschaft, und die Kinder spielen mit ihm wie mit ihresgleichen. Daß der Schäfer oder Jäger auf seinen Hund große Stücke hält, ist verständlich, denn er ist ihm unentbehrlich; aber hier handelt es sich um den alten, oft häßlichen, oft mürrischen Haushund.

Das **Pferd** wird von dem Bauern nicht bloß, weil es ein teures Tier ist, hochgeschätzt; er verkehrt und spricht mit ihm, wie mit einem treuen Genossen. Der sorgsame Knecht hält sich im Pferdestalle recht ruhig, weil er weiß, daß die Pferde aufspringen werden, sobald er sich rührt; er gönnt den ermüdeten Tieren die Ruhe.

Sogar das **Schlachtvieh** erfreut sich einer gewissen Freundlichkeit und eines Platzes im Herzen der Hausbewohner. Selten wird die Magd den Schweinen ihr Futter reichen, ohne das eine oder andere kosend auf dem Rücken zu kraulen, wenigstens soweit es sich um patriarchalische Betriebe handelt. Das Bauernmädchen schäkert mit dem jungen Kalbe und läßt sich von ihm die Hände lecken, und wenn der Schlachter kommt, so wird es ihm das von ihm aufgezogene und gefütterte Tier nicht ohne einen Seelenschmerz, ohne einige Tränen mitgeben. Daß das Mädchen es mitgibt, ist selbstverständlich; es hat zuviel praktischen Verstand, um in das Geschäftsleben einzugreifen; aber es hat inniges Mitleid mit dem Tiere.

Auf dem Gebiete der Politik nnd Religion sind vorherrschend einmal das Hängen am Alten und Hergebrachten, andererseits der Wunsch, seine persönliche Freiheit zu bewahren.

Das Christentum hat Karl der Große bei den heidnischen Sachsen nur einführen können, indem er die lebenden Geschlechter köpfte und die heranwachsenden lehrte; trotzdem sind die Rückfälle in das Heidentum häufig gewesen. Jetzt sind die Obersachsen (Westfalen) die treuesten Söhne der katholischen Kirche. Das Luthertum ist im Fürstentum Lüneburg leicht eingeführt, weil das Sinnenfällige der katholischen Kirche, die Musik, der Farbenreichtum, das Gepränge den Lüneburger nicht reizt; wohl aber fühlt sich der Heidebewohner mit seinem grübelnden, gewissenhaften Wesen hingezogen zu der lutherischen Selbstprüfung durch das eigene Gewissen und zu dem einfachen klaren Gottesdienst dieses Bekenntnisses.

Wo ein Geistlicher nicht den der Bevölkerung zusagenden Ton zu finden weiß, setzt die Gemeinde ihm einen unüberwindlichen, passiven, trotzigen Widerstand entgegen, ohne ihm selbst die schuldige Ehrerbietung zu versagen. Versteht es aber ein Geistlicher, das rechte, zum einfachen, kindlichen Gemüte des Heidebauern passende Wort zu finden, so ist der sonst so karge, sparsame, allem Idealen abholde Lüneburger Bauer zu großen Opfern fähig.

Auch auf politischem Gebiete zeigt sich einmal die persönliche Treue des Langobarden für den angestammten Herrscher, andererseits die trotzige, knorrige Unfähigkeit, eine politische Nachgiebigkeit, eine zur Erreichung bestimmter Ziele notwendige Schmiegsamkeit zu entfalten. Bei den politischen Wahlen läßt die Landbevölkerung unentwegt die Anhänglichkeit an das entthronte Herrscherhaus erkennen; wenn die Wahl des welfischen Kandidaten nicht zustande kommt, so ist die wechselreichere Bevölkerung der Städte Schuld daran. Die Treue gegen die Person des Fürsten ist dem Lüneburger Bauern ein selbstverständlicher Begriff; im übrigen ist sein politischer Verstand eng. Er hat seinen eigenen Hof und darum auch seine eigene Meinung. Wiederholt ist es zu finden, daß in einem einzigen Dorfe drei bis vier kirchliche und ebensoviele politische Parteien bestehen, die, wie die Eichen ihres Landes, durch Generationen hindurch unwandelbar ihre Stellung festhalten.



Vergleich mit wendischer Eigenart

Wenn ich im Vorstehenden den Charakter des eigentlichen Lüneburgers geschildert habe, so muß ich zugeben, daß an den Grenzen des alten Fürstentums, jetzigen Regierungsbezirks, Abweichungen vorkommen. Größtenteils sind diese da, wo es sich um einen Übergang zu verwandten germanischen Stämmen handelt, gering und gleitend; nur das Wendland zeigt eine wesentliche Abweichung. Der Kreis Lüchow, der östliche Teil des Regierungsbezirkes, hat sich eine fast rein wendische Bevölkerung erhalten, die an Sprache und Volksgewohnheiten deutlich kenntlich ist. Ihre Ausläufer erstrecken sich bis an die Tore Lüneburgs, ja bis in die Stadt selbst: die Straßennamen: Wendische Straße, Wendisches Dorf; die Ortsnamen: Wendhausen, Wendisch Evern beweisen dies.

Der wesentliche Unterschied zwischen den Germanen der Lüneburger Heide und den Wenden des Kreises Lüchow ist die Treue: bei den Germanen ist Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit selbstverständlich; der Wende überlegt erst, ob die Aussage der Wahrheit ihm Nutzen bringen werde; ja es wird behauptet, der Wende sage zunächst eine Unwahrheit, und erst, wenn er sich überzeugt habe, daß die Wahrheit vorteilhaft für ihn sei, diese. Jahrhunderte hindurch hat dieser Unterschied zwischen den beiden Stämmen bestanden. Die regelmäßigen Vorkommnisse vor den Gerichten in Lüneburg, wohin die Wenden geladen werden, um als Zeugen vernommen oder wegen ihrer Taten verurteilt zu werden, lassen bis auf den heutigen Tag oft ihre Unzuverlässigkeit erkennen.

Wie in der großen „Weltgeschichte" der Unterschied zwischen germanischer Treue und welscher Falschheit stets hervortritt, so in ähnlicher Weise zwischen den Bewohnern des Wendlandes und der Lüneburger Heide.

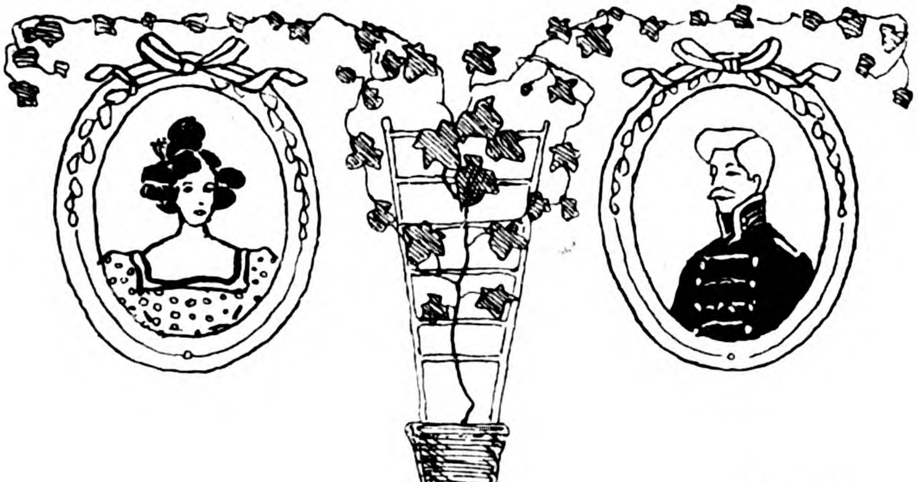
Außerdem unterscheiden sich die beiden Stämme in ihrer Wirtschaftlichkeit: die Germanen sind bis auf den heutigen Tag schlechte Rechner; ihr Gemüt hat die Vorherrschaft vor dem Verstande; wenn sie heute fleißige Wirtschafter geworden sind, so lieben sie die Arbeit um ihrer selbst willen, oder weil es ihre Pflicht ist: der Wende liebt den Geldvorteil. Auch heute noch tragen oft die uralten Leidenschaften des Germanen, die Neigung zu Streit, Trunk und Spiel bei ihm den Sieg über seinen Vorteil, seine pekuniäre Lage davon, Leidenschaften, die der verschlagene Wende nicht kennt. Man beobachtet daher, namentlich an den Übergangsstätten vom germanischen zum wendischen, daß die Höfe Besitzern wendischer Abstammung gehören und die kleinen Stellen germanischen Blondköpfen.

Solange die Stämme im Kriege miteinander gewesen, haben die Germanen den Sieg davon getragen, und die einstmals mächtige wendische Rasse ist bekanntlich bis auf geringe Reste vernichtet. Trotzdem haben die übriggebliebenen Reste es in geordneten Friedenszeiten verstanden, vermöge ihrer größeren Wirtschaftlichkeit, die ehemals germanischen Besitzer von ihren Höfen zu verdrängen und sich selbst an deren Stelle zu setzen.

Wie vor den Gerichten im Wendlande Falscheid und Meineid häufige Verbrechen sind, so ist noch etwas anderes kennzeichnend für die beiden

Stämme: die böswillige Brandstiftung, die im Wendlande häufig ist, in der germanischen Heide nie vorkommt. Der wendische Dienstbote, der aus irgend einem Grunde auf seinen Herrn einen Haß in sich trägt und sich rächen will, steckt ihm heimlich die Scheune oder das Wohnhaus an und ebenso der Besitzer seinem Nachbarn. In der Lüneburger Heide können zwei verfeindete Familien ihren trotzigen Haß, der sich in den leidenschaftlichen Kämpfen der Knaben und dem finsteren Haß der Männer äußert, Geschlechter hindurch tragen; aber Schaden werden sie sich nicht tun; sicher sind beide in ihren Dörfern vor einander. Ja, es ist vielfach vorgekommen und wird in den Erzählungen der Schulen für kommende Geschlechter bewahrt, daß der jahrelange Haß überwunden ist durch eine Handlung zum Vorteil des Feindes: trotz des Hasses wird der Nachbar es nicht untätig ansehen, daß ein Stück Vieh des verhaßten Nachbarn sich verläuft oder zu Schaden kommt; er wird es zurücktreiben und vor Unglück bewahren; ja in ernsteren Fällen wird der Germane auch mit Hintansetzung seines Lebens den Sohn oder die Tochter des gehaßten Nachbarn vom Tode des Ertrinkens retten. Dem Wenden ist solche Handlungsweise fremd. Seinen Haß drückt der Germane im trotzigen offenen Zweikampfe aus, der Wende durch verschlagene Rache; ähnlich wie der Italiener des Mittelalters nach Macaulays Schilderung es nicht verstehen konnte, wie man einem Gegner mit eigener Lebensgefahr gegenüber treten sollte, den man durch die Hostie vergiften oder durch den Dolch eines Meuchelmörders ohne eigene Gefahr aus dem Wege räumen konnte.





Th. Herrmann.



Zur familiengeschichtlichen Forschung.

Von Rektor **Reinstorf** (Wilhelmsburg).

Das Wichtigste für eine Landschaft ist stets der Mensch, der seit den ältesten Zeiten in ihr seßhaft ist, ohne den sie nicht das wäre, was sie ist, ohne die allerdings auch er nicht der wäre, der er ist. Der Mensch ist deshalb schlechthin untrennbar von der Landschaft und ihrer Kultur. Insbesondere läßt sich dies behaupten von dem Lüneburger Lande und seinen Bewohnern, von denen die weitaus meisten seit Jahrhunderten in derselben Gegend, oft in demselben Orte, ja recht häufig auf derselben Scholle ansässig sind. Nichts aber kann uns besser über die Zusammengehörigkeit von Land und Leuten unserer Heimat unterrichten, als die Geschichte der einzelnen Familien oder Geschlechter, wie sie uns in den „Familiengeschichten" vor Augen gestellt wird.

Familiengeschichte und Heimat

Am meisten ist die **familiengeschichtliche Forschung** bisher vom Adel, der das ausgeprägteste Familienbewußtsein besitzt, gepflegt worden. Die größte Zahl der vorhandenen gedruckten Familiengeschichten unseres Bezirks behandelt deshalb auch **adelige** Familien. Es sind das folgende:

Gedruckte Familiengeschichten

Vogell, F., Geschichte des Geschlechts von **Behr** im Hannoverschen und Curländischen. Celle 1815.

Lisch, G. C. F., Urkunden und Forschungen zur Geschichte des Geschlechts **Behr**. 1. Abt. bis 1299. 1. Band. Schwerin 1861.

Friis, Aage, **Bernstorff**sche Papiere (1732—1835). Band 1. Kopenhagen 1904.

„ Die **Bernstorffs**. Band 1. Leipzig 1905.

Stammtafeln des Geschlechts von **Bothmer**. Hauptlinie Gilten. Brünn 1900.

Stammtafeln des Geschlechts von **Bothmer**. Ältere Linie zu Drackenburg. München 1901.

Stammtafeln des Geschlechts von **Bothmer**. Jüngere Linie zu Drackenburg und Bennemühlen. München 1901.

Dachenhausen, A., die Wappen der Herren, Freiherren und Grafen von **Bothmer**. München 1901.

Bussche, Freiherr G. v. d., Geschichte der v. d. Bussche. 1. Teil. Regesten und Urkunden. Hameln 1887.

„ Freiherr G. v. d., Stammtafeln der v. d. Bussche. Hildesheim 1887.

Familienbuch der von Bülow. 2 Bände. Berlin 1858.

Bülow, G. v., Geschichtliche Nachrichten über die von Bülow zu Oebisfelde. Magdeburg 1868.

Steffens, J. H., Geschlechtsgeschichte des Hauses von Campe auf Isenbüttel und Wettmarshagen. Celle 1783.

Saß, E., zur Genealogie der Grafen von Dannenberg. Schwerin 1878.

Dassel, O. v., Bericht über das Geschlecht v. Dassel. 11 Hefte. Chemnitz, Einbeck, Lüneburg 1889—1901.

Decken, J. F. Graf v. d., Nachrichten von der Familie v. d. Decken. Hannover 1836.

„ W. v. d., Die Familie v. d. Decken in ihren verschiedenen Verhältnissen dargestellt. Hannover 1865.

E. (Estorff), G. O. C. v., Kurzer Abriß der Familiengeschichte der Estorffs. Haag. (Ohne Jahr).

Estorff, A. v., Stammtafeln der Familie von Estorff. Berlin 1883.

Grotefend, Dr. W., Regesten zur Geschichte des Gräflich und Freiherrlich Groteschen Geschlechts. Kassel 1899.

Geschichte des Gräflich und Freiherrlich Groteschen Geschlechts. Hannover 1891.

Abriß der Geschichte des Geschlechts von Heimburg. Braunschweig 1901.

Hodenberg, W. v., Hodenberger Urkundenbuch. 2 Bände. Hannover 1858.

Grütter, F., Geschichte der adeligen Familie von der Kettenburg im Fürstentum Lüneburg. In der Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen 1878.

Kielmannsegge, E. v., Familienchronik der Herren, Freiherren und Grafen von Kielmannsegge. Wien 1910.

Knesebeck, F. W. B. F. v. d., Übersicht der lebenden Mitglieder des uradeligen Geschlechts der Familie von dem Knesebeck im Preußischen und Hannoverschen. Göttingen 1845.

Knesebeck, B. v. d., Urkunden und Regesten zur Geschichte des uradeligen Geschlechts der Herren v. d. Knesebeck, nebst Stammtafeln. Hannover 1848—66.

Knesebeck, B. v. d., Stammtafeln des uradeligen Geschlechts der Herren v. d. Knesebeck. I. Tafel 1—12. Zweite vermehrte Auflage. Göttingen 1867.

(Linsingen, A. E. v.) Geschlechtsfolge der uralten Familie v. Linsingen. Erfurt 1774.

Linsingen, C. v., Stammtafeln der Familie von Linsingen. 1159—1880. Göttingen 1880.

Meding, W. F. C. L. v., Geschichte des im Fürstentum Lüneburg heimischen altadeligen Geschlechts derer von Meding. 1. Teil. Leipzig 1866.

Geschichtliches über das Geschlecht der von Reden. Innsbruck 1893.

Schulenburg, Fr. Albr. v., Stammtafeln des Schulenburgischen Geschlechts. Wien 1821.

Danneil, Johann F., Das Geschlecht der von der Schulenberg. 2 Bände und Stammtafeln. Salzwedel 1847.

Vogell, F., Versuch einer Geschlechtsgeschichte des reichsgräflichen Hauses von Schwiechelдt. Celle 1823.

Der Stammbaum des Geschlechts von der Wense und einige Nachrichten über dasselbe 1881.

Zu bedauern ist, daß eine ganze Reihe der alten und angesehenen Adelsgeschlechter des Lüneburger Landes, wie die von Harling, von Laffert, von Lenthe, von Mandelsloh, von Marenholtz, von Meltzing, von Plato, von Schleppegrell, von Weyhe — abgesehen von den Stammbäumen im Gothaischen Genealogischen Taschenbuche, im Handbuch des preußischen Adels, im Jahrbuch des deutschen Adels und für die Patrizier der Stadt Lüneburg in Büttner, Genealogiae (1704) — noch keine gedruckte Familiengeschichte besitzen. Ja, einige adelige Familien, z. B. die von Hohnhorst, von Lüneburg, von Spörcken, von Torney, findet man nicht einmal in dem genannten Taschenbuche erwähnt.

Ebenso zu beklagen ist, daß die Familiengeschichtsschreibung hinsichtlich des Bürger- und Bauernstandes noch ganz und gar in den Anfängen steckt. Es gibt, soweit bekannt,

bis jetzt erst fünf gedruckte Geschichten von bürgerlichen und zwei von bäuerlichen Familien des Regierungsbezirks. Es sind das

Brückmann, C. G. August und Otto Eibe, Brückmannsches Familienbuch. Osterwiek (Harz) 1904.

Lagershausen, Hermann, die Familie Hastedt aus Harburg a. d. Elbe. Lehe 1912.

Rendtorff, Julius, Die Familie Rendtorff. Kiel 1904.

Roscher, Dr. Theodor, Zur Geschichte der Familie Roscher in Niedersachsen. Hannover 1892.

„ Geschichtsblätter der Niedersächsischen Familie Roscher. Hannover 1909.

„ Roscheriana. Weihnachtsblatt 1911. Hannover.

„ Roscheriana. Weihnachtsheft 1912. Hannover.

„ Roscheriana. Weihnachten 1913. Hannover.

„ Heinrich, Beiträge zur Geschichte der Niedersächsischen Familie Roscher. Hamburg 1912.

Volkmann, Dr. Ludwig, Die Familie Volkmann. Drei und ein halbes Jahrhundert eines deutschen Geschlechts. Leipzig 1895. Nachträge daselbst 1914.

Reinstorf, Ernst, Geschichte der Reinstorf. Lüneburg 1912.

Spanuth, G., Stammbuch der Familie Span Uth 1470—1912. Schleswig.

Außer in diesen sieben Familiengeschichten liegen noch gedruckte Stammbäume von den Familien Büsch aus Lüneburg (in Hamburg), Frederich aus Ochsendorf und Lüneburg, Versmann aus Uelzen (in Hamburg), Wappäus aus Laase bei Dannenberg (in Hamburg) und Warnecke aus der Parochie Wienhausen bei Celle in dem Genealogischen Handbuche bürgerlicher Familien (Görlitz) vor, in dem auch die im Lüneburgischen ansässigen Mitglieder der Balck, Böhmer, Chappuzeau, Ebert, Harmsen, Jordan, Keferstein, Knibbe, Leisewitz, Lodemann, Petersen, Schaumann, Schaubode usw. verzeichnet sind. Endlich finden sich noch Stammbäume über die Carstens in Celle und Lüneburg in der Familiengeschichte der Eggers aus Bremen.

Hauptinhalt der Familiengeschichten

Die vorstehend genannten Familiengeschichten behandeln durchweg folgende Stoffe:

a. Den Namen der Familie, der der Familie wie auch dem Heimatfreunde stets etwas zu sagen hat. Sehr häufig stammt er aus dem grauesten Altertum (z. B. Behr = ahd. bero, mhd. bere = Bär) und steckt tief im niedersächsischen Volke. Häufig ist er hergenommen von dem Orte, aus dem die Familie stammt. Es gibt wohl wenig Orte im Lüneburgischen, die nicht einer Familie den Namen gegeben haben, entweder einer adeligen, weil sie in dem Orte ihren Sitz hatte (z. B. von Meding, von Dannenberg) oder einer bürgerlichen, weil sie aus dem betreffenden Orte in einen andern übergesiedelt war (z. B. von [d. h. aus] Reinstorf). Oft wurde, wie bei den Groten, der Name von einer Eigenschaft usw. hergenommen.

b. Die Besitzungen der Familie: Rittergüter, Lehen, Höfe, Häuser usw. Sie liegen bei den in den obigen Familiengeschichten behandelten Familien ausschließlich oder doch zum größeren Teile im Lüneburgischen. Die Adeligen sind mehrfach noch im Besitz der Güter, von denen sie den Namen tragen, so die von der Wense, von der Kettenburg, von Bothmer. Sie gehören fast alle dem Uradel an. Einige dieser Familien waren Träger eines besonderen Amtes. Die von Meding waren Erbmarschall, die von dem Knesebeck Erbkämmerer, die von Behr Erbschenk und Erbküchenmeister, die von Spörcken Erbpütker des Fürstentums Lüneburg. — Bei den Bauern, die durchweg nicht frei — wie in dem „Freien" bei Hannover — sondern hörig waren, läßt sich der Besitzstand selten weiter als bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts feststellen.

c. Den Stammbaum und die Ahnentafeln. Die Stammbäume der adeligen Geschlechter lassen sich urkundlich oft bis in das 12. Jahrhundert zurückverfolgen (z. B. der von Meding bis 1162, von Schwicheldt bis 1169, von Reden bis 1170, von dem Bussche bis 1173, der Groten bis 1190, von Bothmer bis 1196, von Behr bis 1197). Die Stammbäume der bürgerlichen Familien gehen dagegen selten über 1600 zurück, weil ihre Hauptquelle die Kirchenbücher sind, welche durchweg erst um 1650 beginnen. Häufig zeigen die Stammbäume die Eigentümlichkeit, daß in ihnen dieselben Vornamen wiederkehren. So heißt z. B. der älteste Sohn von Meyer in Stübeckshorn stets Hermann Billung und der älteste Sohn des Hofbesitzers Fuhrhop in Fuhrhop von 1600 bis etwa 1850 immer Thomas. — Aus den Ahnentafeln geht

u. a. hervor, daß Heiraten fast nur unter Standesgenossen vorkamen, und daß in kleineren, einzeln liegenden Orten die Familien oft mit fast sämtlichen Umwohnenden verwandt waren. Doch wußte man Heiraten unter nahen Verwandten durchweg zu vermeiden.

d. Lebensbeschreibungen einzelner Familienglieder. In diesem, für die Allgemeinheit besonders anziehenden und wichtigen Abschnitt finden sich zahlreiche Lebensabrisse von echten, charaktervollen Niedersachsen und Ereignisse, die die politische und die Kulturgeschichte in höchst bemerkenswerter Weise beleuchten. „Wir lernen Menschen kennen, auf deren Arbeit die heutige Kultur mit beruht." Die Geschichte der adeligen Geschlechter ist durchweg aufs engste mit der des welfischen Fürstenhauses verknüpft. — Nicht minder anziehend als die der adeligen Familien — wenn auch in anderer Hinsicht — ist die der Bürger und Bauern, was ein Blick in den Inhalt der oben zuletzt genannten Familiengeschichten zeigen mag:

Die Brückmanns stammen aus Winsen a. d. Luhe und verbreiteten sich von hier aus nach Lüneburg, Neukirchen, dem Harz, Hamburg u. a. Orten. Sie sind durchweg Kaufleute und Militärpersonen. Ein Brückmann, Generalmajor und Chef der kurhannoverschen Artillerie und Kommandant der Festung Harburg, war eine anerkannte Größe auf dem Gebiete des Geschützwesens.

Die Hastedt sind nachweisbar seit 1660 als Bürger in Harburg ansässig. Der älteste bekannte Namensträger war Tuchmacher und dessen Sohn Brauer. 1894 starb in Harburg der Brauereibesitzer, Senator, Reichs- und Landtagsabgeordnete Hastedt.

Die ältesten bekannten Rendtorff waren Krämer in Lüneburg. Von dort verbreiteten sie sich nach den Niederlanden, nach Hoya, Oldenburg, Hamburg, Kiel und anderen Orten. Aus der Familie Rendtorff gingen u. a. bedeutende Kieler Theologen hervor. Alle Rendtorff führen ähnliche Wappen, die als wesentliche Stücke eine Adlersklaue und einen springenden Löwen zeigen.

Die Roscher, die Manecke, mit dessen Nachkommen sie später verschwägert wurden, zu den „hübschen Geschlechtern", aus denen zu kurhannoverschen Zeiten die höheren Beamten und die Offiziere hervorgingen, rechnet, stammen vielleicht aus dem Erzgebirge, sind aber seit etwa 1650 in Niedersachsen ansässig. Der um diese Zeit geborene Joachim Friedrich Roscher war Braunschweig-Lüneburgischer Oberstleutnant und wurde als solcher bei Oudenarde (1708) und Malplaquet (1709) verwundet. Ein Sohn von ihm war Generalmajor. Eine besonders interessante Persönlichkeit war der Lüneburger Syndikus Georg Albrecht Roscher († 1801), dessen Wohnhaus (am Berge 35) mit großer Diele und prachtvoller alter Stuckdecke noch jetzt eines der sehenswertesten alten Häuser Lüneburgs ist. Der Katalog seiner Bibliothek umfaßte 200 Druckseiten. Ein anderes Mitglied der Familie war der berühmte Professor der Nationalökonomie Dr. Wilhelm Roscher in Leipzig, dessen Büste kürzlich in der dortigen Universität aufgestellt worden ist. Das alte Roschersche Wappen hat ein Einhorn im Schilde und auf dem Helme.

Die Familie Volkmann stammt aus Walsrode, wo sie um 1550 „vf der Vorbrugge" ansässig war. Um 1660 verbreitete sie sich nach Lüneburg, Dannenberg, Ramelsloh, Hamburg, Halle, Leipzig usw. Zuerst gingen aus ihr vorwiegend Kaufleute, später auch höhere Beamte, Gelehrte und Künstler hervor. Ein Mitglied war Pastor, Kanonikus und Senior am „uhralten Stift" in Ramelsloh, wo in der Kirche noch das lebensgroße Bildnis des verdienten Mannes vorhanden ist; ein anderes Mitglied, das als Geheimer Medizinalrat in den erblichen Adelsstand erhoben wurde, trat unter dem Namen Leander als feinsinniger Dichter („Träumereien an französischen Kaminen") an die Öffentlichkeit; zwei weitere Mitglieder waren bedeutende Künstler, und ein fünftes Mitglied endlich wurde Inhaber der Buchhandlung von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Die Familie Reinstorf ist eine alte Bauernfamilie, die höchstwahrscheinlich von dem Dorfe Reinstorf bei Lüneburg den Namen führt und noch heute hauptsächlich im Lüneburgischen ansässig ist. Ihre Geschichte ist ein Musterbeispiel für die Entwickelung des Bauernstandes in unserer Heimat.

Die Spanuth, welche ihren Namen wahrscheinlich von einer Wirtschaft „de Span Uth" haben, sind außer in Bückeburg-Minden besonders in der Gegend von Fallersleben

ansässig und zwar als Bauern und Handwerker. Der Tischlerberuf ging bei ihnen mehrfach vom Vater auf den Sohn über.

e. Das Wappen der Familie. Während die Adeligen alle und zwar seit den ältesten Zeiten ein solches besitzen, haben die Bürger vereinzelt und die Bauern fast nie ein solches. Die vorhandenen bürgerlichen Wappen wurden meistens angenommen, wenn die Stellung es erheischte, z. B. beim Eintritt in eine angesehene Körperschaft. Zu den Fenstern des Vaterländischen Museums in Celle sind in den letzten Jahren von Bürgerlichen aus der Provinz Hannover 144 Wappen gestiftet worden, darunter etwa 50 von Familien des Regierungsbezirks Lüneburg. Eine der bürgerlichen und eine der bäuerlichen Familien, die oben angeführt worden sind, haben als äußeres Zeichen der Zusammengehörigkeit ihrer Glieder vor einigen Jahren ein Wappen angenommen, jedenfalls ein Zeichen des wachsenden Familiensinnes in unserer Heimat.

Um den Familiensinn und damit die Heimatliebe noch mehr zu wecken und zu stärken und um den mit den Familiengeschichten zu Tage zu fördernden geschichtlichen Stoff bald der Allgemeinheit zugänglich zu machen, ist es nötig, die familiengeschichtliche Forschung, besonders auch die noch wenig vorgeschrittene der bürgerlichen Familien, weiter mit Fleiß zu betreiben.

Quellen für Familiengeschichten

Als Quellen für Lüneburgische Familiengeschichten kommen vor allem folgende in Betracht:

a. Die Kirchenbücher und sonstigen Akten der Pfarrämter und Superintendenturen. Die ältesten Kirchenbücher im Lüneburgischen stammen aus der Zeit um 1600. Manche Kirchenbücher weisen erhebliche Lücken auf. Die ältesten und wichtigsten sind folgende*):

Adenbüttel 1692. 1743. 1692.
Ahlden (Aller) 1683.
Altencelle 1668.
Altenmedingen 1713.
Altenwerder 1641.
Amelinghausen 1818.
Artlenburg 1640. 1666. 1666.
Bahrendorf 1698.
Bardowick 1650. St. Nikolai 1741. 1744. 1740.
Barskamp 1662.
Barum 1667.
Beedenbostel 1671.
Bergen b. Celle 1655.
" a. d. Dumme 1668. 1678. 1706.
Betzendorf 1663. 1706. 1663.
Bevensen 1650.
Bienenbüttel 1752.
Bispingen 1682.
Bissendorf 1677.
Bleckede 1682.
Bodenteich 1679.
Brelingen 1671.
Breselenz 1666. 1666. 1721.
Bröckel 1650. 1689. 1689.
Brome 1706.
Bülitz 1660.
Burgdorf 1652. 1652. 1749.
Burgwedel 1661.
Caarßen 1776. 1795. 1794.
Celle, Stadtkirche 1617. 1638. 1638.
Schloßgemeinde 1685. 1701. 1685.
Garnisongemeinde 1758.
Blumlage 1761.
Strafanstalt 1791.
Clenze 1690.
Crummasel 1728. 1742. 1733.
Dahlenburg 1757.
Dannenberg 1643.
Damnatz 1760.
Darrigsdorf 1721.
Didderse 1717.
Dorfmark 1750**).
Drennhausen 1649.
Düshorn 1699. 1700. 1777.
Ebstorf 1627. 1627. 1550. (Ältestes Kirchenbuch der Provinz).
Echem 1745.
Eddesse-Dedenhausen 1731.
Edemissen 1731.
Egestorf 1658. 1658. 1719.
Eickeloh 1694.
Eimcke 1727.
Eldingen-Hohnhorst 1732.

*) Vgl. Krieg, Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen 1896.

(Die Zahlen bedeuten die Jahre, in denen die Eintragungen beginnen. Wo drei Zahlen angegeben sind, bezieht sich die erste auf das Tauf-, die zweite auf das Trau- und die dritte auf das Begräbnisregister).

**) In der Schule bis 1654.

Elstorf 1639.
Embsen 1683.
Eschede 1681.
Essenrode 1739.
Fallersleben 1629.
Fallingbostel 1784.
Garlstorf 1724.
Gartow 1721.
Gerdau 1638.
Gifhorn 1627.
Gilten mit Norddrebber 1632.
Großhehlen 1721.
Groß Ösingen 1654. 1691. 1691.
Handorf 1683.
Haimar 1696.
Hänigsen 1700. 1722. 1722.
Hankensbüttel 1678. 1701. 1735.
Hanstedt b. Ebstorf 1738.
Hanstedt b. Undeloh 1642.
Harber b. Burgorf 1676. 1676. 1681.
Harburg 1625.
Hattorf-Mörse 1751. 1794. 1794.
Heiligendorf 1691.
Hermannsburg 1642. 1663. 1642.
Hittbergen 1690.
Hitzacker 1665. 1670. 1703.
Hohne 1684. 1667. 1667.
Holdenstedt 1708.
Hollenstedt 1638. 1737. 1737.
Holtorf 1761.
Hudemühlen 1726.
Jembke 1722.
Ilten 1649. 1717. 1717.
Isenbüttel 1638.
Isenhagen 1727. 1734. 1731.
Isernhagen 1651.
Kirchboitzen 1655. 1722. 1722.
Kirchgellersen 1644. 1730. 1730.
Kirchhorst 1685.
Kirchwahlingen 1710. 1718. 1715.
Knesebeck-Eutzen 1752.
Küsten mit Meuchefitz 1651.
Langlingen 1660.
Lehmke 1708.
Lehrte 1750.
Leiferte 1736.
Lüchow 1645. 1669. 1645.
Lüdersburg 1721.
Lüne 1630.
Lüneburg:
St. Johannis 1572. 1572. 1755. (letzteres mit für die anderen Gemeinden).
St. Nikolai 1603. 1603. 1841.
St. Michaelis 1585. 1585. 1728.
St. Lamberti 1596. 1596. 1841.
Garnisongemeinde 1652. 1652. 1756.
Marschacht 1693.
Medingen 1688.
Meine 1697. 1794. 1761.
Meinerdingen (1650) 1683. 1682. 1688.
Meinersen 1669.
Mellendorf 1660. 1658. 1658.
Moisburg 1628.
Molzen 1828.
Müden a. d. Aller 1647.
Müden a. d. Örtze 1794.
Munster 1704.
Nahrendorf 1636. 1741. 1638.
Natendorf 1698.
Neetze 1648.
Neindorf 1729.
Nettelkamp mit Wieren 1709.
Neuhaus 1640.
Nienhagen b. Celle 1737.
Ochsendorf mit Kl. Steinke, Uhry und Beienrode 1724.
Oldenstadt 1655.
Ostenholz 1711.
Päse 1689.
Pattensen 1642. 1709. 1699.
Pla'e 1660.
Predöhl 1667.
Prezelle 1689.
Radegast 1694. 1694. 1733.
Ramelsloh 1684. 1709. 1768.
Rätzlingen 1702.
Raven 1687.
Rebenstorf-Bösel 1685. 1688. 1685.
Reinstorf mit Wendhausen und Vastorf 1768.
Restorf 1721.
Rethem a. d. Aller 1749.
Rethmar 1686.
Ribbesbüttel 1649. 1652. 1685.
Riebrau 1686. 1794. 1794.
Rohde 1678.
Rosche 1658. 1658. 1669.
Salzhausen 1640.
Satemin 1637.
Scharnebeck 1670.
Schnackenburg 1728.
Schnega 1692.
Sieversbausen 1696.

Sinstorf 1730.
Soltau 1650.
Sprakensehl 1770.
Stapel 1640.
St. Dionys 1853.
Stederdorf b. Ülzen 1711. 1713. 1711.
Stederdorf b. Sievershausen 1678.
Steinhorst 1714. 1770. 1714.
Steinwedel 1663.
Stellichte 1730. 1739. 1735.
Suderbruch 1735.
Suderburg 1575.
Sülfeld 1655.
Sülze 1684.
Thomasburg 1671. .1692. 1664.
Trebel 1644. 1646. 1644.
Tripkau 1695. 1730. 1730.
Ülzen 1652.
Ütze 1670. 1672. 1670.
Wahrenholz 1687.
Walsrode 1680.
Wathlingen 1630.
Wehningen 1667.
Wettmar 1717.
Wichmannsburg 1658. 1669. 1669.
Wienhausen 1661. 1669. 1661.
Wietzendorf 1686.
Wilhelmsburg 1658. 1660. 1652.
Winsen a. d. Aller 1655.
" " " Luhe 1673.
Wipshausen 1714.
Wittingen 1687.
Woltersdorf 1648.
Wriedel 1757.
Wustrow 1691.
Zasenbeck 1682.
Zebelin 1634.

b. Für das Land die Registraturbestände der Ortsvorsteher, sowie der Landrats- und Domänenrentämter, für die Städte diejenigen der Stadtarchive. Unter letzteren ist besonders reichhaltig das in Lüneburg.

c. Die im Staatsarchiv in Hannover belegenen Urkunden und Akten.

d. Die Handschriften von Oeynhausen, Havemann, Bergmann, Gebhardi, Büttner, Manecke und Volger in der Königlichen und Provinzial-Bibliothek und der Königlichen Ernst August-Fideikommiß-Bibliothek in Hannover.

e. Die betreffenden Familienarchive, sowie handschriftliche Aufzeichnungen von Familienmitgliedern.

f. Mündliche Überlieferungen.

g. Inschriften auf Grabsteinen, an Häusern usw.

h. Gedruckte Urkunden und andere Bücher, unter denen besonders hervorzuheben sind:

Sudendorf, Urkundenbuch zur Geschichte der Herzöge von Braunschweig und Lüneburg. Göttingen 1859—1883.

v. Hodenberg, Lüneburger Urkundenbuch. Archiv des Klosters St. Michael zu Lüneburg. Celle 1861. Archiv der Klöster Isenhagen und Walsrode. Hannover 1870.

Reinecke, Lüneburgs ältestes Stadtbuch und Verfestungsregister. Hannover 1903.

Volger, W. F., Urkundenbuch der Stadt Lüneburg. 3 Bände. Lüneburg 1872—1877.

Pfeffinger, J. F., Historie des Braunschweig-Lüneburgischen Hauses. 3 Teile. Hamburg 1731—1734.

Büttner, Genealogiae oder Stamm- und Geschlechtsregister der vornehmsten Lüneburgischen adligen Patriziergeschlechter 1704.

Gebhardi, J. L. L., Historisch-genealogische Abhandlungen. 4 Teile. Braunschweig 1747—1767.

Troschke, Genealogische Nachweise für hannoversche Familien. Lüneburg 1903.

Linke, Niedersächsische Familienkunde. Hannover 1912.

Rothert, Allgemeine hannoversche Biographie. 1. Teil: Hannoversche Männer und Frauen seit 1866. Hannover 1912. 2. Teil: Im alten Königreich Hannover 1814—1866. Hannover 1914.

Allgemeine deutsche Biographie. Leipzig 1875—1912.

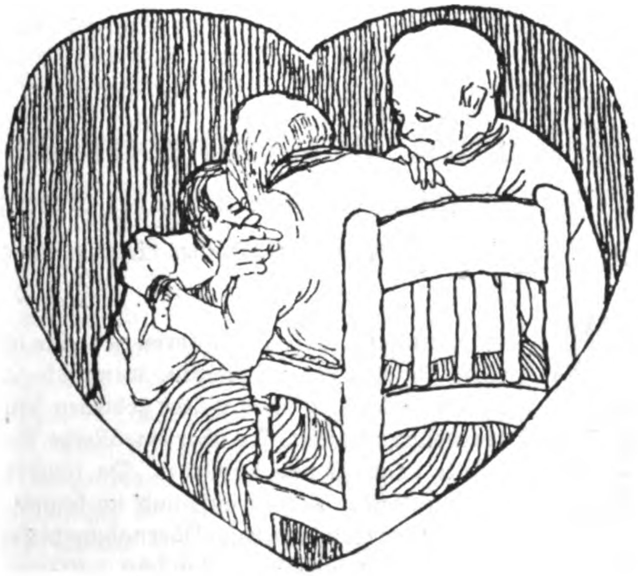
Niedersachsen, Bremen. (Darin: „Niedersächsische Familiengeschichte" von O. Goebel) und „Niedersächsisches Familenarchiv" von Dr. Nebel.)

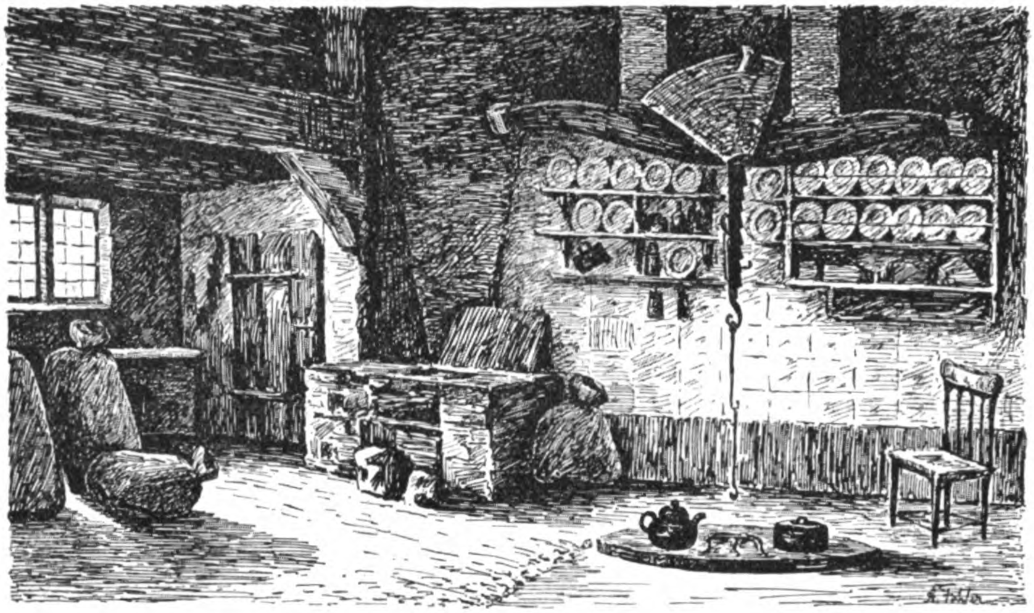
Koerner, Genealogisches Handbuch bürgerlicher Familien. 25 Bände. Görlitz.

Siebmacher, Wappenbuch, Nürnberg.

Ein Stück Familiengeschichte spielt sich auch an den Familientagen ab, die, bei mehreren adeligen Geschlechtern (z. B. den Groten, von der Wense, von Reden) bereits länger (bei den von Reden seit 50 Jahren) üblich, auch bei den bürgerlichen Familien (z. B. den Brückmann, Volkmann, Reinstorf) immermehr in Aufnahme kommen, und die dadurch, daß sie die Mitglieder ein und derselben sich infolge der Freizügigkeit und der vorzüglichen Verkehrsmittel immer weiter ausbreitenden Familie in persönliche Berührung miteinander bringen, besonders geeignet sind, den Familiensinn und damit auch den Heimatsinn zu beleben. — Dasselbe Ziel verfolgen die Familienverbände (z. B. der von Dassel, der Groten, von Reden, Brückmann, Volkmann, Reinstorf), die Familienstiftungen zur Unterstützung von bedürftigen Familiengliedern (z. B. der Groten, von Reden) und die Familienblätter (z. B. der Groten, Brückmann). — Die Brückmannsche Familie hat auch eine Art von Familienmuseum, in dem wertvolle Familienerbstücke, die oft als sichtbare Familienüberlieferung mehr noch als eine geschriebene Familienchronik ein gewichtig Wort reden, vereinigt werden, um sie der Familie zu erhalten.

Familientage, -Verbände, -Stiftungen, -Blätter, -Sammlungen





A. Fehler.

Zur Volkssprache des Lüneburger Landes.

(Mit mundartlichen Proben und einer Karte.)

Von Prof. Dr. Eduard Kück, Berlin-Gr. Lichterfelde (West).

Vorbemerkungen

Vorbemerkungen: Erst nach Jahren gedachte ich über die Volkssprache Lüneburgs zu schreiben, wenn die Arbeit am „Lüneburger Wörterbuch“ noch weiter gediehen sein und die weitere Verarbeitung des Stoffes über eine Reihe Punkte noch größere Klarheit geschafft haben würde. Da tauchte vor Jahresfrist der Plan dieses Werkes auf, und ich konnte mich den Bitten der Herren Herausgeber um Übernahme dieses Abschnittes auf die Dauer nicht entziehen. Zunächst sollte nur (in Verfolgung eines von Prof. Bückmann-Lüneburg ausgehenden dankenswerten Vermittlungsvorschlages) eine Reihe von mundartlichen Texten erbeten und mit knappen Einleitungen zum Abdruck gebracht werden, aber es ergab sich denn doch bald, daß hiermit nur wenigen gedient sein würde. Es mußte schon etwas tiefer gegraben und mehr geboten werden, auch war in manchen Fällen eine wenn auch kurze Begründung der vertretenen Ansichten nicht zu umgehen; ebenso mußten noch diese und jene Lauterscheinung und eine Reihe Beispiele ohne Rücksicht auf den zugrunde gelegten Text herangezogen werden, um eine bessere Abrundung zu erzielen. So bietet die Arbeit mehr, als sie anfangs bieten wollte, und wenn sie auch nur einen Teil der Fragen behandelt, mit denen mich seit dreizehn Jahren die Arbeit am Wörterbuch zusammengeführt hat, so hofft sie, doch auch dem Germanisten einiges Neue zu bieten: zu weiterem Ausbau und näherer Begründung wird später die Zeit sich finden. In erster Linie jedoch hat die Abhandlung nach Auswahl und Darstellung die Bedürfnisse der vielen Landsleute im Auge, die den in diesen Jahrzehnten gehobenen Heimatgefühles doppelt begreiflichen Wunsch hegen, in die zumteil recht verwickelten und in vieler

Hinsicht noch ungeklärten mundartlichen Verhältnisse ihrer Heimat und in die Gesetze der Mundart selber einen Einblick zu gewinnen. Wenn so die Arbeit vor allem für die Landsleute geschrieben worden ist, so sei andererseits mit herzlichem Danke hervorgehoben, daß sie auch der tätigen Mitwirkung mancher Landsleute viel verdankt, sowohl der Übersetzer, an die die Herausgeber und ich mit dem Text herangetreten sind (vorzugsweise haben wir uns an Lehrer des flachen Landes, doch auch an eine Reihe anderer Landsleute gewandt), wie überhaupt aller derjenigen, die jetzt oder in früheren Jahren durch Auskunft über mundartliche Fragen oder auch, wie u. a. die Herren Herausgeber, durch zweckentsprechende Vermittlung zum Gelingen der Arbeit beigetragen haben. Veröffentlicht werden konnten von den durchweg sorgfältig gearbeiteten Übersetzungen, deren Verfasser denn auch zumteil selber ihre Freude an der Arbeit hervorheben, leider nur wenige, wie das auch von vornherein in Aussicht genommen und ausgesprochen war, aber aus allen ist geschöpft worden, und manches wird auch in das „Wörterbuch" übergehen. In ihm werde ich denn auch Gelegenheit nehmen, die Mitwirkung der einzelnen Mitarbeiter näher zu bezeichnen: einstweilen glaubte ich mich auf diesen allgemeinen Dank beschränken zu dürfen; nur in einzelnen Fällen, aus besonderem Anlaß, ist hiervon abgewichen worden. Zu Dank verpflichtet haben mich ferner Herr Prof. W. Seelmann-Berlin durch Darleihung einer wichtigen Quellenschrift und mehrere Hinweise bibliographischer Art und Herr Prof. Meißner von der Königlichen Bibliothek zu Berlin, der mir die Benutzung des Sprachatlas und damit einer außerordentlich wichtigen Quelle ermöglichte. Für liebenswürdige Mitwirkung bei der Herstellung der beigegebenen Übersichtskarte gebührt dem Kartographen am Kaiserl. Reichspostamt, Herrn O. Radtke in Friedenau, aufrichtiger Dank.

Zur Benutzung der Karte: Folgende Abkürzungen kommen vor: Altenmed(ingen). Zur Karte
Altw.=Altenwerder. Barg(dorf). Bienenb(üttel). Bost(elwiebeck). Brack(el). Büt(lingen). Dra(ge). Dreck(harburg). Dre(nnhausen). Eden(dorf). Edd(elstorf). Elbs(torf). Fa(hrenholz). Fkw.=Finkenwerder. Flieg(enberg). Friesenw(erder). Gödding(en). Grün(e)w(ald). Hand(or)f. Hohn(storf). Hornbost(el). Hu(nden). Jelm(storf). Katem(in). Lassr(önne). Lemgr(abe). Lüdersh(ausen). Mois(lingen). Mov(er). Old(ershausen). Ros(enweide). Rott(orf). Sang(enstedt). Sch(winde). Sted(dorf). Strach(au). Tön(n)h(ausen). Tostergl(ope). Varend(orf). Walmsb(urg). Wichm(annsburg). Wins(er) E(lb)m(arsch). Witt(orf). Zur Übersicht über die Lage der in der Abhandlung genannten alten **Gaue** sei folgendes hinzugefügt: Der Bardengau umfaßte die Kreise Winsen, Lüneburg, Bleckede, Ülzen, außerdem den heute zum Kr. Soltau gehörigen Untergau Munster; der Gau Mosidi lag nordwestlich von ihm, zwischen Seeve, Wümme und Lühe; südlich von diesem der Gau Sturmi, der den nördlichen Kr. Soltau umfaßte und sich westwärts auf Rotenburg und Verden zu erstreckte; südlich von ihm und südwestlich vom Bardengau der Loingo (=der südliche Kr. Soltau, der westliche Kr. Celle, beide Seiten der unteren Leine und der Kr. Fallingbostel); an den Loingo und den südlichen Bardengau grenzte der Gau Grete (nordöstlich von Celle). Bispingen fehlt auf der Karte, wie nachträglich bemerkt wird. Vergl. auch die Karte zu Kapitel 20.

Sonstiges zur Erläuterung: Anz.=Anzeiger für deutsches Altertum. Ein * hinter einem Namen deutet an, daß nähere Angaben im 5. Abschnitt zu finden sind. Die Klammer in Worten wie sine(r) bedeutet, daß beide Formen vorkommen. Statt eines großen Anfangsbuchstaben mußte öfter aus satztechnischen Gründen, entgegen der heutigen Schreibweise, der kleine gesetzt werden, z. B. in dat ęt'n. Zum Schluß noch die persönliche Bemerkung, daß ich für Berichtigungen jederzeit dankbar sein werde. Ich denke dabei besonders an die südlichen Gegenden des Regierungsbezirkes, deren sprachliche Verhältnisse mich weniger beschäftigt haben als die des Nordens, für die sich aber leider kein anderer Bearbeiter gefunden hat, weshalb ich auch diesen Teil der Aufgabe mit übernommen habe.

1. Zerlegung des Gebietes, die wichtigsten Sprachgrenzen.

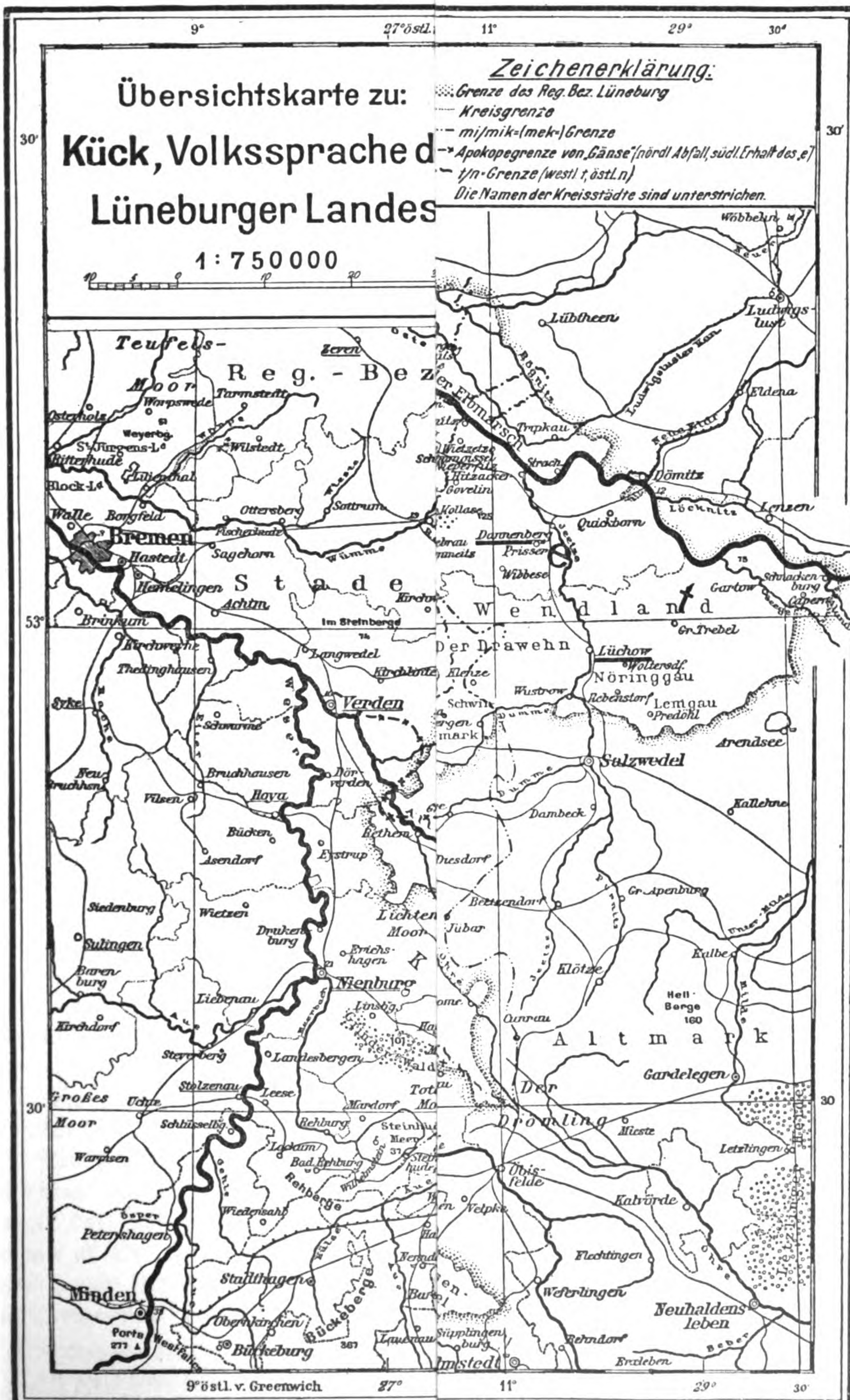
Wenn die liebe Jugend des Kirchspieles Amelinghausen, an der Südgrenze des Kreises Lüneburg, mit der des südlicheren, schon zum Kreise Ülzen gehörigen Kirchspieles Wriedel zusammentrifft, im Dorf oder auf der Landstraße, in Flur oder Wald, so hänseln sich beide gern mit gewissen Unterschieden ihrer Mundart. Die Amelinghäuser sagen

mi-/mik-Grenze nämlich mī für „mir" und „mich" und ebenso dī für die zweite Person, dagegen die Wriedeler mik und dik. So werden denn jene von diesen als die „Mi-sacken" und diese von jenen als die „Mik-sacken" verspottet. Der Volkswitz der mi-Dörfer hat auch folgende, bei jung und alt mit geringen Abweichungen bekannte Neckverse geschaffen:

Mik un dik,
Kett'l, Lepp'l (= Kessel, Löffel),
Spīk'r, Slött'l (= Speicher, Schlüssel),
Disk un Wisk un Wask'ldoᵘk (= Tisch, Wiese, Abwaschtuch).

Die letzte Reihe veranschaulicht die übrigens auch im Sprachatlas zum Ausdruck gelangende Tatsache, daß das auslautende sk (statt des jüngeren sch) sich besonders zäh in der Gegend rings um Ülzen gehalten hat. Tiefer als die Bewahrung des sk, dessen Spuren man auch weiter nördlich im Lüneburgischen noch heute treffen kann, greifen die Beispiele der zweiten und dritten Reihe. Diese betreffen, wenn wir von dem anders zu beurteilenden Spīk'r absehen, die Erhaltung kurzer Stammsilben in Fällen, wo die nördlicheren Gegenden die Dehnung haben (z. B. Kę̄t'l), und deuten einen immerhin eigenartigen Lautvorgang und zwar des Ostfälischen an. Doch handelt es sich auch hier nur um ein in bestimmten Gegenden des ostfälischen Gebietes wirksames Gesetz. Von noch weit einschneidenderer Bedeutung ist das mik und dik, auf dessen Wichtigkeit für die Scheidung des Niederdeutschen zuerst Seelmann mit Nachdruck hingewiesen hat und dem wir zweckmäßig gleich noch eine andere Pronominalform, das jük (= euch, im Norden joᵘ) zur Seite stellen. Hier, wo ein mik + dik + jük-Gebiet an ein mi + di + joᵘ-Gebiet stößt, grenzen nicht nur die Sprengel der Pastoren von Amelinghausen und Wriedel, die Kreise Lüneburg und Ülzen, die alten Gohe (Untergaue) Amelinghusen und Ebbekestorpe (Ebstorf) an einander, hier läuft eine noch weit wichtigere Grenze, die den nördlichen Teil des einstigen Bardengaues von einem andern Stamme, von ostfälischen mik-Leuten, sondert.

Auf denselben Gegensatz wie im Nordwesten des Kreises Ülzen stoßen wir im Nordosten, wo die königliche Forst Wiebeck die mi-Bevölkerung der Dahlenburger Gegend und die im Kreise Ülzen liegenden, nach Himbergen eingepfarrten mik-Dörfer trennt. Dort die Witt-sīt (= Weißseite) und die Witt'n (Weißen), wie sie sich selber nennen (auf der andern Seite sagt man Wīt-sīt und Wīt'n, mit langem i), hier die Schwatt-sīt und die Schwatt'n, wie man in den betreffenden Dörfern spricht. Die „Weißen"



Dem Entwurf dieser Karte und der vorzeig gestattete freundlichst die Benutzung.

und die „Schwarzen“! Das klingt fast nach Afrika und Negerkraalen, aber die Sache löst sich harmloser, denn den Farbenbezeichnungen liegen anscheinend alte Kirchspieltrachten zugrunde. Doch die Gegensätze sind viel tiefer als zwischen zwei beliebigen Nachbarkirchspielen. Die genossenschaftlichen und überhaupt alle öffentlichen Bestrebungen sollen hüben und drüben gewöhnlich ihre eigenen Wege gehen; auch heißt es, daß der mik-Bursche nicht gerne ein mi-Mädchen und der mi-Bursche nicht gerne ein mik-Mädchen freie.

Die mi/mik-Grenze durchschneidet auch den Loingau. Hier hörte ich vor Jahren im Kirchdorfe Wietzendorf, das westlich der Grenze liegt, also mi sagt, das Scherzwort:

Mik un dik sall de Do^u^b'l nix do^u^n,
Mi un di schall he^i^ hål'n.

Um den Scherz zu verstehen, muß man wissen, daß die mik-Leute, wenn sie wegen ihrer Sprache gefoppt werden, gern die trockene Bemerkung fallen lassen: Mik un dik, ūs (= uns) kann de Do^u^b'l nix do^u^n. Darüber spottet der Wietzendorfer Spruch, und gleichzeitig macht er sich über die Formen sall und Do^u^b'l (in Wietzendorf sagt man nämlich schall und Dö^u^b'l) lustig. Aber auch im Bardengau kennt man diese Fopperei. So hänseln die Bienenbüttler mit dem ersten der beiden Verse die benachbarten Hohnstorfer, die mik sagen. Die Rohstorfer aber, die im Südosten des Kreises Lüneburg, in ziemlicher Nähe der uns schon bekannten „Schwarzen“, wohnen, rufen diesen neckend zu:

Mik un dik slait de Do^u^w'l fix,
Mi un di slait de Do^u^w'l nie!

Bevor wir den heutigen Lauf der Grenze verfolgen, fragen wir: wie hat sich dieser Gegensatz der Fürwörter entwickelt? Ursprünglich bestand er nicht, sondern es gab für den Dativ und den Akkusativ besondere Formen. Dann aber hat in dem nördlichen Niederdeutschland die Dativform mī das mik allmählich verdrängt, umgekehrt in dem südlicheren (bei den Ostfalen und ihren westlichen Nachbarn, den Engern) die Akkusativform mik (mek) das mī. Bereits im „Heliand“ stehen mī und dī auch für den Akkusativ; in den mittelniederdeutschen Quellen, von denen bekanntlich eine stattliche Anzahl auch den südlicheren Landesteilen entstammt, ist die heutige Scheidung in der Verwendung des mi und mik (mek) schon deutlich wahrnehmbar.*)

Den heutigen Lauf der mi/mik-Grenze deutet die Karte an. Beim ersten und letzten Drittel der Linie ist der Sprachatlas zugrunde gelegt, dagegen das Zwischenstück (etwa von Wardböhmen bis zur Göhrde) teils von mir an Ort und Stelle, teils durch schriftliche Erkundigung bestimmt worden; auch Rabelers* Feststellungen (S. 370**) waren hierbei förderlich. Die Grenze läuft zunächst westlich der unteren Leine und nimmt später

*) Näheres bei Tümpel, Niederd. Studien S. 77 ff.

**) Dort wird auch die hierher gehörige frühere Literatur verzeichnet.

folgenden Lauf (die mik- (mek-) Orte sind durch den Druck hervorgehoben): Eickeloh, Becklingen, **Wardböhmen**, Marbostel und Reiningen (beide zum Kirchspiel Wietzendorf), **Hetendorf** und **Müden**. Nördlich von Müden trifft sie auf die Westgrenze des Bardengaues und folgt dieser in nordwestlicher Richtung (Meinholz, Suroide, Emmingen, **Sültingen**, **Munster**, **Alvern**). Bei **Töpingen** biegt sie um und zieht sich in nordöstlicher Richtung durch den nordöstlichsten Teil des Kreises Ülzen; Grenzorte sind **Lopau**, Wulfsode, **Wettenbostel**, **Velgen**, **Bornsen**, Grünewald, Rieste, Steddorf, **Bargdorf**, Bienenbüttel*), **Wichmannsburg**, **Hohnstorf**, **Edendorf**, **Altenmedingen**, **Eddelstorf**, Aljarn, **Bostelwiebeck**. Nunmehr ist die Grenze des Kreises Bleckede erreicht, und die Linie läuft zwischen den „weißen" Orten Gienau und Boitze und den „schwarzen" **Bostelwiebeck**, **Gr. Thondorf**, **Himbergen** und **Hohenzethen**, schneidet den Westen des Kreises Lüchow bis westlich von Clenze und den Nordwesten der Altmark ab und überschreitet nordöstlich von Öbisfelde die Ohre, um später (westlich von Burg) die Elbe zu schneiden und an Magdeburg vorbeizugehen. — So trennt denn die mi/mik-Linie, die sich übrigens vielfach in überraschender Weise den alten Gau- und Untergaugrenzen anschmiegt (man vergleiche für den Bardengau die Karte bei v. Hammerstein* und für die andern Gebiete die dem Babuckeschen Programm* beigegebene Skizze), die ganze Südhälfte des Bardengaues ab. Es sind dies die Untergaue Bevensen, dessen nördlichster Streifen jedoch dem mi-Gebiete verblieben ist, Ebstorf, Suderburg, Ülzen und Bodenteich, die zusammen den Kreis Ülzen ausmachen, und im Westen der heute in der Hauptsache dem Kreise Soltau angehörende Untergau Munster.

mek-Gebiet

Bisher ist zwischen mik- und mek-Orten kein Unterschied gemacht worden. In den Kreisen Ülzen, Isenhagen, Gifhorn — überall wird mik gesagt, wie in dem ostfälischen Hinterland von Braunschweig bis an die Elbe. Dagegen stoßen wir in den westlichen Kreisen auf ein bald mehr vereinzeltes, bald — nach Süden zu — stärker und geschlossener auftretendes mek. So ist von den oben im Druck hervorgehobenen Grenzorten Wardböhmen (Kr. Celle) ein mek-Dorf; in dem zugehörigen Kirchdorfe Bergen kennt Babucke* (1886) ein „selten" vorkommendes mek; aus Müden ist ihm nur mek, aus Celle mek und mik bekannt. Es scheint, daß früher das mek im Kr. Celle (in seiner westlichen Hälfte) verbreiteter gewesen ist. Gehen wir nun aber südwärts, in den Kr. Burgdorf, so treten wir bald in ein großes mek-Gebiet**) ein, das südwestlich dem mik-Gebiet vorgelagert ist und dessen Grenze sich im Osten etwa von Burgdorf

*) Den Verlauf der Grenze in dieser Gegend hat Herr Lehrer W. Meyer-Hermannsburg von seinem Heimatsorte Bienenbüttel aus geklärt.

**) Die mir vorliegenden Übersetzungen aus dem Kreise Burgdorf (aus Gr. Burgwedel, Evern, Immensen) haben mek, nur eine (aus Hänigsen, im östlichen Kreise) hat mik. Das stimmt zu der östlichen mek-Grenze, wie sie der Sprachatlas angibt.

über Hildesheim und Schwanebeck bis Aschersleben, im Westen von Hannoversch-Münden bis zum Steinhuder Meer und im Süden von Duderstadt über Worbis nach Ballenstedt erstreckt. Wir sind hier in der Hauptsache auf engrischem Grund und Boden, und die Vermutung liegt nahe, daß, wie die mik-Gegenden des Lüneburgischen Ausläufer des Ostfälischen, so diese mek-Bezirke die nördlichen Grenzstriche des Engrischen darstellen. So hat denn auch Bremer auf seiner Karte zum Artikel „Deutsche Mundarten" (Brockhaus) den etwa westlich der Bahnlinie Unterlüß—Celle—Burgdorf liegenden Streifen, mit Einschluß von Celle und Burgdorf selber, dem Engrischen zugewiesen.

Die mi/mik-Grenze wird durch den gesteigerten Verkehr mit der Zeit an Schärfe verlieren. Kleinere Verschiebungen sind schon jetzt wahrnehmbar. So ist Wulfsode ein noch ziemlich junges mi-Dorf, früher wurde dort mik gesagt. In den mik-Orten Munster, Wichmannsburg, Hohnstorf, Edendorf, Bostelwiebeck, ja sogar in Jelmstorf und Bevensen, obwohl diese weiter rückwärts von der Grenze liegen, hört man auch wohl das mi. Der lebhafte Verkehr mit dem mi-Gebiet und der damit zusammenhängende Zuzug tun ihre Wirkung. Doch auch das Umgekehrte kommt vor: in Aljarn (hier sind Pächter aus dem mik-Gebiet die Ursache) und Bohndorf breitet neben dem ursprünglichen mī sich das mik aus, und wegen dieser Mischung von „weiß" und „schwarz" nennt man diese Dörfer grīs (= grau). Für die Auffassung, daß das mī allmählich immer mehr um sich greifen wird, wie dieses besonders Bremer (Beitr.)*) vermutet, könnte noch folgendes angeführt werden. Manche mik-Leute sprechen es ganz offen aus, daß ihnen die nördlichere Sprache mehr gefalle, sie klingt ihnen „lieblich" (le[i]flich). Ein solches Werturteil im Munde des Volkes ist sehr beachtenswert. Daß auch die Erinnerung an die Hansazeit und an das Übergewicht der Hansasprache noch hier und da dunkel fortlebt und das Urteil mitbestimmt, wie man gemeint hat, möchte ich kaum annehmen.

Im nördlichen Teil des heutigen mik- (mek-) Gebietes ist nun das ostfälisch-engrische Volkstum nur teilweise durchgedrungen. Auf der Karte hat dieser Teil die Bezeichnung **Übergangsgebiet** erhalten. Hier hat das mik (mek) des südlichen Lüneburg das alte mi verdrängt, aber andererseits zeigen diese Gegenden mancherlei Übereinstimmungen mit dem nördlichen Lüneburg, so stoßen sie insbesondere, genau wie dieses, das Endungs-e ab, das sich im Süden erhalten hat. Es handelt sich bei dem Übergangsgebiete besonders um Teile des Bardengaues, nämlich den Kr. Ülzen und die Gegend um Munster, außerdem können ihm Teile des benachbarten Loingo (Hermannsburg, Müden, Bergen) zugezählt werden. Was nun die erwähnte Abstoßung (Apokope) selber betrifft, so wird dieser Erscheinung, die bekanntlich weit über unser Gebiet hinausreicht, von den einen, so von Korlén und Bremer, eine besondere Bedeutung beigemessen, ja Prof. Hermann Collitz in Philadelphia, unser aus Bleckede gebürtiger Lands-

Übergangsgebiet

Abstoßung des e (Apokope)

mann, hat sie gelegentlich „die wichtigste Dialektscheidung auf niederdeutschem Gebiete" genannt (zur Literatur vgl. Korlén* S. 148), während von anderer Seite dagegen geltend gemacht wird, daß die Erscheinung noch jungen Datums und etwa erst hundert Jahre alt sei. Aber (so muß ich hier einwenden) die Bedeutung eines sprachlichen Vorganges darf nicht nach der Zeit bemessen werden, wo man auf ihn aufmerksam geworden ist. Die hochdeutsche Lautverschiebung z. B. war um 700 schon von derselben Bedeutung wie heute, nur ist sie damals noch nicht gebührend gewürdigt worden und konnte es auch nicht. Eins steht jedenfalls fest, daß der Apokopevorgang sich nicht von heute auf morgen, sondern ganz langsam und allmählich vollzogen hat, und ist es da nicht einleuchtend, daß die immer schwächer werdende und zuletzt ganz aufhörende Artikulation des Endungs-e irgendwie in der Beschaffenheit oder Tätigkeit der Sprachwerkzeuge, die doch auch einen Teil der Stammesart darstellt, begründet gewesen sein muß?

Grenze der Apokope

Die Grenze des erhaltenen e wechselt nun in den verschiedenen Worten etwas, denn die vorhergehenden Konsonanten und zumteil noch andere Gründe können die Erhaltung oder Abstoßung beeinflussen. Die auf der Skizze angedeutete Linie, die (latein. Lettern = erhaltenes e) von Westen her bei Verden, Rethem, Hudemühlen vorbeiläuft, vor Celle einen Bogen nach Süden und dann einen großen Bogen nach Nordosten macht und hierauf durch den Kreis Isenhagen und an Öbisfelde vorbeigeht, ist der Karte „Gänse" des Sprachatlas (vgl. auch Anz. 18, 408) entnommen*), doch sind Sülze und Eversen, die auf der Karte des Sprachatlas als e erhaltende Enklaven des apokopierenden Gebietes erscheinen, in das — e-Gebiet einbezogen worden; auch um Isenhagen und Wittingen gibt die Karte des Sprachatlas versprengte — e an; über Knesebeck liegen mir Angaben vor, die sich widersprechen. Bei anderen Beispielen zeigt die Linie auf den Karten des Sprachatlas eine etwas abweichende, doch ähnliche Gestalt; so fallen auch bei der Karte des Dativs „Tische" die beiden Ausbuchtungen bei Celle, in deren östlicher Eschede liegt, ins Auge, und die Linie tritt an der gleichen Stelle in den Kr. Isenhagen, um dann genau so zu verlaufen. Im großen und ganzen werden wir sagen können, daß die Apokopegrenze etwa mit der Südgrenze des Bardengaues zusammenfällt und nach Westen zu südlich von Hermannsburg und Bergen, nördlich von Eschede läuft. Der weiter nach Westen folgende Kreis Fallingbostel wird in eine große apokopierende Nordhälfte und eine kleine südliche — e-Hälfte zerlegt; die Grenze läuft nach der mir gewordenen Auskunft zwischen Fahrenholz und Krelingen und später zwischen Kirchboitzen und Gr. Eilstorf, also in unmittelbarer Nähe der auf der Karte wiedergegebenen Linie, doch findet sich bei

*) Die Grenze scheint im wesentlichen noch so zu laufen, wie vor reichlich dreißig Jahren, wo bekanntlich das im Sprachatlas verarbeitete Material eingefordert worden ist.

manchen Wörtern die Erhaltung des e auch nördlicher, z. B. sagt Fallingbostel mo^{u}e (= müde) und Kutsche. Die Nordhälfte des Kreises ist in der Hauptsache mi-, die Südhälfte ein weit kleineres mik-Gebiet; zwischen beiden liegt noch, westlich des Schnittpunktes der mi/mik- und der gezeichneten Apokopegrenze, ein kleiner Bezirk, den wir ähnlich wie den Kr. Ülzen und die Striche westlich von diesem als Übergangsgebiet bezeichnen können; doch während es sich dort um —e abstoßende mik-(mek)-Leute handelte, haben wir es hier (beispielsweise in Schwarmstedt) mit —e erhaltenden mi-Leuten zu tun. Selbstverständlich ist der Grund der sprachlichen Mischung hier wie dort die Mischung von Angehörigen verschiedener Stämme; dazu stimmt denn auch, daß in Schwarmstedt das mi*) mit dem südlichen jük Hand in Hand geht.

Auch die Ausstoßung des e in Flexionssilben erfordert eine kurze Besprechung. Das mi-Gebiet und ebenso das Übergangsgebiet um Ülzen beseitigen solches e, der Süden erhält es, doch mit Unterschied. Unser Textwort „Leuten", das auch im Sprachatlas Behandlung gefunden hat, erscheint in Rethem, Hudemühlen und Wittingen (so auch in den Übersetzungen aus Eschede und Sprackensehl) als Lüe, d. h. als Akkusativ mit erhaltenem e, dagegen findet sich die Form mit — en erst weiter südlich, in Celle, Gifhorn, im Kreise Burgdorf; auch im nördlichen Kreis Celle schein — en stellenweise bewahrt zu sein (so in den Dörfern südlich von Hermannsburg). Anders bei pluralischen Adjektivformen auf — en (Beispiel des Sprachatlas „mit roten Äpfelchen"): hier beginnt — en bereits in der Linie von Lüe, also etwa 52° 45′, stark nördlich von Celle. Ebenso beim starken Partizip.**) Bei der 3. Person der Mehrheit dagegen wird e in dieser Höhe ausgestoßen, genau wie im ganzen mi- und im Übergangsgebiet: etwa erst bei 52° 35′, südlich von Celle***), finden wir — et (so in der Probe aus dem noch etwas südlicher liegenden Hänigsen kriget = kriegen). Noch etwas anders liegt die Sache bei der 2. (u. 3.) Person der Einheit: Hänigsen hat auch hier makest, dagegen bieten die noch südlicher (52° 25′) liegenden Orte Immensen und Fallersleben zwar kriget (3. Plur.), aber makst.

Feminina auf — en

Wir müssen nochmals zum Endungs-e zurückkehren und die Feminina auf —e ins Auge fassen (vgl. Sprachatlas, Karte „Seife", Anz. 11, 273). In Wietzendorf, das durchaus —e abstößt, heißt die Stube Stüb'n (Stü'm). Für Hermannsburg, das ebenfalls apokopiert, bietet die Textprobe die Singularformen Kutsch'n, Stüb'n, Wess'n (= Wespe), daneben aber Kåt (= Kate). Diese — en-Nominative, deren

*) Vereinzelt wird in Schwarmstedt auch mik gesagt.

**) Über gewisse Ausnahmefälle (z. B. Ausstoßung des — e von — en nach l oder r im — en-Gebiet) vgl. Korlén* S. 149.

***) Nach der Karte „fliegen" des Sprachatlas. Stellenweise (so in der Celler Gegend) springt die Linie bis 52° 40′ vor, stellenweise zieht sie sich bis 52° 30′ zurück. Das früher erwähnte Eschede (52° 45′) hat in diesem Falle die Ausstoßung, sagt also kricht.

Endung aus den obliquen Casus des Singulars eingedrungen ist, begegnen uns nun auch weiter südlich; um gleich recht weit nach Süden zu greifen, führe ich aus Gr. Burgwedel Kutschen, Stuben, Wespen an. Dagegen zeigt das ganze östliche Gebiet hier Formen auf — e. Das Gebiet dieser — en reicht weit. Abwärts an der Weser herlaufend, umfaßt die Grenzlinie*) Bremen, schließt Vegesack aus, Osterholz ein, Zeven wieder aus, geht östlich an Verden und ebenso an Rotenburg vorbei, läuft mit einem Bogen auf Visselhövede, dann mit einem neuen auf Schneverdingen zu**), läßt Soltau rechts liegen, umfaßt Wietzendorf und Hermannsburg und zieht sich westlich an Celle und ebenso an Burgdorf vorbei, um später Hannover einzuschließen und über Sarstedt nach dem Göttingischen weiterzulaufen. Die Formen auf — en scheinen zwar erst verhältnismäßig spät, im 18. Jahrhundert aufgekommen zu sein (vgl. Heymann, D. brem. Plattdeutsch S. 123 f.), trotzdem bleibt diese en-Kurve, die Hannover, Bremen und eine Reihe Heidedörfer umschließt, bemerkenswert, zumal der Vorgang stellenweise noch andere Wörtergruppen, z. B. die Feminina auf — er ergreift: so entspricht dem stadtbremischen Bottern (= Butter) und Feddern (= Feder) in Hermannsburg genau ein Boddern und Feddern!

Wir haben den Kreis Ülzen als ein Übergangsgebiet kennen gelernt, in dem Ostfalen mit älteren mi-Leuten sich gemischt haben. Nun weist aber der Osten des Kreises, also die Gegend östlich der Ilmenau, und dasselbe gilt zumteil auch für die nördlich und südlich hiervon liegenden Striche, manche slawischen Spuren auf***). Etwa am Ende der Völkerwanderung fiel nämlich das zwischen dem Bardengau und der Elbe liegende Gebiet in die Hände vordringender Westslawen. Später sitzen diese im Bardengau selber: Dreckharburg, Bardowick, Lüneburg, Bienenbüttel, Wichmannsburg, Bevensen, Ülzen und Bodenteich bildeten damals die Wacht an der Ilmenau. Aber auch diese Grenze ist stellenweise überschritten worden, und der „Haken", der wendische Pflug, soll (nach mündlicher Mitteilung) bis Bienenbüttel, Steddorf, Grünewald, Beverbeck zu verfolgen sein. Später sind die Slawen (Polaben) auf das Wendland beschränkt worden, und die alte Ortsgrenze des Bardengaues, die etwa von Bodenteich nach dem Kateminer Bache (im Nordosten des Kreises Bleckede) lief, wurde wiederhergestellt. Mit dieser Völkergrenze fällt nun in der Hauptsache eine wichtige Sprachgrenze zusammen. Nämlich im Bardengau und dem südlich sich anschließenden Gebiet wird die Mehrheit des Präsens in Fortsetzung der altsächsischen Formen auf — (e)t

Slawische Spuren

*) Ich beschränke mich hier auf Niederdeutschland.

**) Schneverdingen wird noch umfaßt, das zeigen die mir daher mitgeteilten Formen Krai'n (= Krähe), Dönz'n (= Stube), Snarr'n (= Schlinge) u. a.

***) Näheres bei Kühnel* S. 67 ff. Zum Folgenden vgl. auch v. Hammerstein* S. 34 f.

gebildet*), dagegen im Osten, in den Kreisen Dannenberg und Lüchow, auf — (e)n, das bekanntlich auch rechts der Elbe, in Mecklenburg und Pommern, herrscht. Für den Nordosten hat Rabeler* die t/n-Grenze festgestellt: nachdem diese die Bleckeder Elbmarsch bei Neuhaus und dann nochmals weiter südöstlich durchschnitten hat, läuft sie westlich von Glienitz, das nicht weit von der Mündung des genannten Grenzbaches liegt, von Wietzetze und Govelin, später, dem Ostrand der Göhrde folgend, westlich von Kollase und Riebrau nach Timmeitz und schneidet östlich von Hohenzethen die mi/mik-Linie. Dann wird (die Linie der Karte folgt von hier an dem Sprachatlas, wie auch bereits bei ihrem Anfang auf dem rechten Elbufer) ein Stückchen vom Kreise Lüchow abgeschnitten und hierauf ein kleines spitzwinkliges Gebiet aus dem Kreise Ülzen herausgeholt. Die Linie zieht sich dann etwa an der Grenze des Kreises Isenhagen und der Altmark hin, nach dem Drömling zu. Auch diese südlichen Gegenden sind von den Slawen überschwemmt gewesen, bis zur Aller und Oker, und auch hier haben sich, wie bereits erwähnt, westlich der Grenze noch Spuren von ihnen erhalten. t/n-Grenze

Eine wichtige Sprachgrenze bildet ferner die Seeve, die heute die Kreise Winsen und Harburg trennt und früher den Bardengau von dem Gau Mosidi schied. Die Sprache dieses Gaues weicht vielfach von der des Bardengaues ab. Den Grundstock der Bevölkerung in diesen Gegenden haben, wie man annimmt, ingwäonische Chauken gebildet. Die Seeve als Sprachgrenze

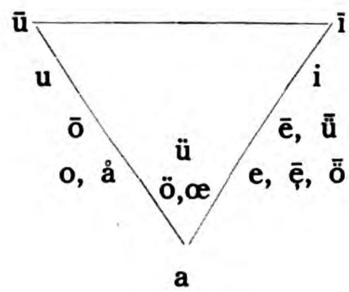
Die im 3. Abschnitt abgedruckten sechs mundartlichen Proben verteilen sich nun auf das Gebiet folgendermaßen: Die vier ersten betreffen das mi-Gebiet und zwar I und II Gegenden des nördlichen Bardengaues, die sprachlich in mancher Hinsicht auseinandergehen; III greift nach dem Wendlande, IV nach dem Gau Mosidi hinüber; V gehört dem als Übergangsgebiet bezeichneten Kreis Ülzen und VI dem reinen mik-Gebiet an. Verteilung der mundartlichen Texte auf das Gesamtgebiet

2. Die wichtigsten Laute und ihre Bezeichnungen, die bemerkenswerteren Lautentwicklungen.

Die Volkssprache läßt, wie die Schriftsprache, verschiedene Betrachtungsarten zu. Die Laute, die Formen, die Accent- und die syntaktischen Verhältnisse, die Bedeutungsentwicklung und die synonymischen Verschiedenheiten, die Schönheit der Sprache und ihrer Ausdrucksmittel, ihre Geschichte — alles kann und muß bei einer erschöpfenden Darstellung Gegenstand der Betrachtung werden. Im Vordergrund werden aber in der Regel die

*) Dieses — t ist dann auch schon früh in das Präsens der sogenannten Präteritopräsentien („sollen“, „müssen“, „dürfen“, „mögen“ usw.) eingedrungen, das ja eigentlich seiner Bildung nach ein Präteritum ist und daher zunächst, wie alle Präterita, den Plural auf — en bildete. z. B. „sie sollen“ heißt im t-Gebiet, d. h. westlich der angegebenen Grenze, se' schöllt (schüllt), dagegen im n-Gebiet, also östlich der Grenze, sē schölln. Doch herrscht bei diesen Verben im n-Gebiet Schwanken, und besonders in der Nähe der Grenze sind Formen auf — t nichts Ungewöhnliches, ja bei einigen Präteritopräsentien, wie es scheint, die Regel.

Laute stehen. Mit ihnen wird auch unser kurzer Überblick sich vorzugsweise befassen müssen. Dabei wird der Lautstand des Landkreises Harburg zugrunde gelegt, mit dem sich übrigens in den meisten hier zu nennenden Beispielen derjenige des Bardengaues deckt. Das Wichtigste über die besonderen Lautverhältnisse des Wendlandes und des reinen mik-Gebietes wird im 3. Abschnitt, in den Erläuterungen der Texte III und VI, zur Sprache kommen.



Das hierüber gezeichnete „Vokaldreieck", wie der Ausdruck in der Phonetik lautet, möge ein ungefähres Bild von den Artikulationsstellen der einfachen Vokale geben. Bei a liegt die Zunge flach, bei ū und ī hat sie die höchste Lage. Die Vokalreihe a bis ū gehört dem mittleren und hinteren Gaumen, dem „guttur", dagegen e bis ī und ebenso die in der Mitte erzeugten ö, œ, ü*) dem vorderen Gaumen, dem „palatum", an. Jene sind Guttural-, diese Palatalvokale. Die Richtigkeit der Scheidung ergibt sich bei folgender Probe: Bekanntlich sprechen wir ein zweifaches ch, ein Vordergaumen- und ein Hintergaumen-ch; bilden wir nun einen beliebigen Vordergaumenvokal (z. B. i), so stellt sich dahinter das Vordergaumen-ch ein (weshalb dieses auch als „ich=Laut" bezeichnet wird); dagegen verbindet sich mit jedem Hintergaumenvokal (z. B. a) das Hintergaumen-ch (daher auch der „ach-Laut" genannt).

Gutturale u. palatale Vokale

Erläuterung der Vokalbezeichnungen

ō (entsprechend ē, ī usw.), z. B. in Gōrn = Garten, bezeichnet geschlossenes und zwar gewöhnlich lang gehaltenes o, dagegen o (entsprechend e, i usw.) offenes, meist kurz gehaltenes o. Nämlich bei o entsteht infolge der größeren Senkung von Zunge und Unterkiefer ein größerer Raum zwischen jener und der Gaumenwölbung als bei ō. Also dieser Zwischenraum ist bei ō geringer oder geschlossener, bei o größer oder offener; daher spricht man vom geschlossenen oder offenen o, e usw.

Was bedeutet nun å? Der Laut unterscheidet sich durchaus von dem hochdeutschen ā (z. B. in „Nāht"), das uns als neuerer Laut**) (vgl. besonders Text II) gelegentlich begegnen wird. å ist, streng genommen, gar kein a-Laut, sondern ein o-Laut; nur, weil wir (z. B. in Dåch =

*) Bei der Ansetzung dieser drei Laute im mittleren Mundgebiet bin ich Nabeler gefolgt, doch weiche ich in der Zungenhöhe ab.

**) Dagegen ist das alte ā, wie wir später sehen werden, vom å aufgesogen worden.

Tage*) den Laut als ein a oder genauer als ein nach o sich neigendes a empfinden, habe ich die Wiedergabe å, entgegen der streng phonetischen Bezeichnung**), für praktisch gehalten. Die mit å verbundene Vorstülpung und Rundung der Lippen (über sie s. u.) weist deutlich auf einen o-Laut. å ist ein offenes, langes o, das mit dem offenen, kurzen o (z. B. in doch) die gleiche Zungenstellung hat und sich von ihm nur durch etwas kleinere Lippenöffnung unterscheidet. Probe: man spreche doch, indem man die Zungenlage unverändert läßt, den Vokal in die Länge zieht und die Lippen dabei etwas mehr schließt, so ergibt sich Dåch. Wie o und å verhalten sich zu einander ö und œ (z. B. in Mœl = Mühle), e und ę̄ (z. B. in ę̄t'n = essen).

Neben e und ę̄ steht in der obigen Zeichnung der Umlaut ō̈. Dieser wird mit etwas tieferer Zungenstellung gebildet als das zugehörige ō; das gleiche gilt für ǖ : ü und wohl auch für ö : o, ü : u, sowie für œ : å. Was die Artikulation der einzelnen Vokale betrifft, so bedarf eins der Hervorhebung, daß alle o- und u-Laute (einschließlich ihrer Umlaute) mit einer geringeren oder größeren Vorstülpung und Rundung der Lippen verbunden sind.

Weiteres über die Lautbezeichnung der Textproben

Bei der Überarbeitung der Proben ist versucht worden, da von einer phonetischen Schreibung abgesehen werden mußte, einen nach Möglichkeit leichte Lesbarkeit mit Genauigkeit verbindenden Text zu gewinnen. Die kurzen Vokale sind in der Regel nicht bezeichnet worden, außer wo einer falschen Auffassung vorgebeugt werden sollte. Unbezeichnet geblieben ist ferner das überkurze e (so in Bekannt'n), ebenso das zum Murmelvokal gewordene Endungs-e (bī lichte Arbait). Auch die durch Abfall eines e entstandene Überlänge, die bei der Aussprache in einem Nachhallen des Vokales, sogen. zweigipfligem Accent, spürbar wird (so in Dåch = Tage, krīcht = kriegen, Stīch = Stiege, Stūf = Stube), ist im Text nicht zum Ausdruck gebracht worden. Dagegen habe ich den so wichtigen Abfall des Endungs-e und ebenso den Schwund des inlautenden e, wie bereits im ersten Abschnitt, durch den Apostroph angedeutet. Neben den Diphthongen e^i, o^u, $ö^ü$ (bzw. $o^ü$) haben nicht ganz folgerichtig die Zeichen ai und au (statt a^i und a^u) Verwendung gefunden, aber a^i und a^u***) sind stellenweise leise Schattierungen des e^i und o^u und waren daher besser zu vermeiden.

Was die Liquida r betrifft, so kommt die Schreibung r eigentlich nur dem in alter Weise, d. h. mit der Zungenspitze gebildeten r zu (z. B. in rōpt = ruft, dörüm = darum); r ist aber auch da gesetzt worden,

---

*) Auch auf das engl. water kann verwiesen werden, doch ist der Laut hier noch offener.

**) Als solche verwendet man ǭ (mit darunter gesetzter Cedille) oder ein ō, dessen Rundung an einer Stelle (zur Andeutung des offenen Lautes) unterbrochen ist.

***) Ein solches a^u (statt o^u) wird z. B. in Brackel (vgl. Text I im 3. Abschnitt), in Örzen und Embsen (Kreis Lüneburg), in Müden (Kreis Celle) gesprochen.

wo Auflösung des — r oder — 'r zu einem Murmelvokal vorliegt, so in dōr = da, Kinn'r = Kinder. Der Stadtlüneburger spricht statt des Zungen-r ein Zäpfchen-r, ein Unterschied, durch den sich auch andere Städte Deutschlands von der Umgegend abheben: die Landleute sagen spöttelnd, die Lüneburger hätten 'n Gråd'n (= eine Gräte) in der Kehle! Anderes (— ĕ aus — er, ein jüngeres Zungenspitzen-r im Auslaut) wird später Erwähnung finden. — Von dem eigentlichen (am Zahndamm gebildeten, alveolaren) n unterscheidet sich bekanntlich der — wie im Hochdeutschen — in den Verbindungen ng und nk erscheinende Gaumennasal, der nach palatalen Vokalen am vorderen Gaumen gebildet wird (so in drink'n), dagegen nach gutturalen Vokalen am hinteren Gaumen (so in Wånung). Auch das aus — en durch Ausfall des e entstehende silbische n (geschrieben 'n) ist oft der Gaumennasal, z. B. bei måk'n. Bei ploᵘg'n oder plöᵘg'n, um dieses Textwort noch herauszugreifen, unterbleibt, wie bei „pflügen", die Artikulation des g, das im Gaumennasal aufgeht. Es schien besser, vorher auf diese Dinge erläuternd hinzuweisen und die Texte selbst von den betreffenden phonetischen Zeichen freizuhalten. n'n bezeichnet das nachklingende n, z. B. in wån'n (= wohnen), von dem sich in der Aussprache das wå'n anderer Gegenden unterscheidet. In Fällen wie ob'n Hof (= auf dem Hofe) habe ich das n beibehalten, obwohl heute m gesprochen wird (da m leicht als Dativ aufgefaßt werden würde); ebenso wird lōp'n, lḗb'n (statt des richtigeren lōp'm, lḗm) geschrieben. In Formen wie kann und schull ist die Doppelkonsonanz beibehalten worden.

Von den Spiranten erfordert erstens s einige Worte. Bei den Spiranten handelt es sich bekanntlich stets um die Bildung einer Enge, durch die der Luftstrom geht; bei s liegt diese am Zahndamm. Je nachdem nun die Stimme mittönt oder nicht mittönt, entsteht stimmhaftes oder stimmloses s. Stimmloses (scharfes) s, das wir z. B. in „Fü-ße" sprechen, wird überall in den Verbindungen sl, sm, sn, sw, sp, st gesprochen,*) stimmhaftes (weiches) vor Vokal, doch nicht überall (vgl. die Erläuterungen der Texte). Das alte sk ist im Lüneburgischen im Anfang überall, im Wortinnern und am Schluß fast überall (S. 244) in ein sch übergegangen. Diesem stimmlosen sch steht nun als stimmhafter Laut j (z. B. in joᵘ = euch) zur Seite. sch und j werden durch eine Verengung am vorderen Palatum und mit einer starken Vorstülpung der Lippen gebildet, so z. B. um Dahlenburg und im Gau Mosidi (Text II und IV); das j entspricht etwa dem j im frz. jardin**). In andern Gegenden jedoch, z. B. in Brackel und Hornbostel (Text I und VI), fehlt diese Vorstülpung, und das j, das dann weiter rückwärts, durch die Annäherung der mittleren

*) Für den außerordentlich schwankenden Übergang der vier ersten Verbindungen in schl usw. wird das Wörterbuch Material beibringen. Wegen sp › schp und st › scht vgl. die Erläuterungen zu Text V.

**) In den Dörfern, die das j so artikulieren, fällt den Kindern und vielen Erwachsenen das hochdeutsche j schwer. Sie sprechen dann gewöhnlich den niederdeutschen Laut auch in hochdeutschen Wörtern wie „Jahr", „Jesus" u. a.

Zunge an den harten Gaumen, erzeugt wird, entspricht vielmehr dem hochdeutschen oder „feinen" j. Mit diesem letzten Laute wurde früher weithin auch das g in der Nachbarschaft heller Vokale gesprochen (= spirantisches g), z. B. in he[i] jift (= er gibt), wie der Berliner noch heute er jibt spricht, doch ist im Lüneburgischen hier der Verschlußlaut, das gewöhnliche g, eingetreten, und es heißt heute he[i] gift. Auf das spirantische g wird noch zurückzukommen sein.

Dem j folge zunächst das w. Dieses wird nach altgermanisch-englischer Weise, also mit beiden Lippen, nur noch in bestimmten Verbindungen gebildet (im Text bei swōr = schwer, quẹlt = quält, worin qu = kw ist), meistens aber als Zahnlippenlaut. Das alte w ist so mit einem ganz andern Laut zusammengefallen, nämlich dem stimmhaften Lippenspiranten, der z. B. in altſ. oƀar (= über) erscheint und der außer durch gestrichenes b durch v oder w ausgedrückt wird. Den stimmhaften Lippenspiranten habe ich in den Texten ebenfalls (wie altes w) durch w bezeichnet. Dieses w zeigt große Neigung, in den Verschlußlaut b überzugehen, z. B. wechseln œw'r und œb'r (= über) von Dorf zu Dorf, ja im einzelnen Dorfe herrscht oft Schwanken; z. B. in Brackel (Text I) sagt man heute œb'r, im zugehörigen Kirchdorfe Hanstedt wird noch œw'r, mit der Spirans, gesprochen. Wie sehr das Hochdeutsche hier zerstörend auf die Mundart einwirkt, liegt auf der Hand. Dem stimmhaften Lippenspiranten steht als stimmloser das f zur Seite (z. B. in Hof), das im Texte gelegentlich auch nach Maßgabe des Schriftdeutschen durch v bezeichnet wird (so in von).

Das kurz vorher erwähnte spirantische g ist ein stimmhafter Palatallaut und wird am besten von dem j, mit dem es vielerwärts die gleiche Artikulation hat, nach älterem Schreibgebrauch durch das Zeichen gh unterschieden. Die aus Hermannsburg berichtete Form wījĕ (= weiter), die diesen Spiranten enthält, schreiben wir also wīghĕ. Das gh wird nun immer weiter durch den Verschlußlaut g zurückgedrängt, vgl. die Form wīg'r in Text I. Als stimmloser Palatallaut steht neben dem gh der ich-Laut, der, ebenfalls nach älterer Schreibweise, durch ch wiedergegeben werden soll, z. B. in ve[i]rtich, secht (= sagt), krīcht (= kriegen), nöcht (= genötigt, Text I). Während gh und der ich-Laut nach palatalen Vokalen eintreten, indem der Luftstrom durch eine von der mittleren Zunge und dem harten Gaumen gebildete Enge geht, werden nach gutturalen Vokalen, indem die hintere Zunge sich dem weichen Gaumen nähert, ein gutturales gh (stimmhaft) und der ach-Laut (stimmlos) erzeugt. Beispiel: fråcht (= fragt) mit dem ach-Laut, ältere Form fråghet mit gutturalem gh. Vor folgendem Vokal wird nun aber die harte Spirans erweicht,*) und

*) Die Erweichung wird klar, wenn man z. B. dat magh ik nich (= das mag ich nicht) spricht, im Gegensatz zu ik mach dat nich. Dieses gutturale gh wird in der Nähe des Zäpfchens erzeugt, das leicht dabei mit in Schwingung gerät, so daß man den Laut als dem Zäpfchen-r naheliegend bezeichnen kann.

daher ist an solchen Stellen statt des eigentlich erforderlichen ch ein gh gesetzt worden, z. B. statt Dach (= Tag) Dagh, und so auch bei der palatalen Spirans statt Stīch (= Steige) Stīgh. — Im allgemeinen kann man sagen, daß der ich- und der ach-Laut gut erhalten, dagegen das vordere und hintere gh im Anlaut durch g ersetzt ist, ferner daß gh im Inlaut andauernd durch g zurückgedrängt wird. So schwankt die Aussprache zwischen Kęg'l und Kęgh'l (mit vorderem gh), zwischen Våg'l und Vågh'l (mit hinterem gh), während der Berliner in beiden Fällen noch regelmäßig den Spiranten spricht (Kēj'l, Vōgh'l). Auch vor — er hört man noch stellenweise die Spirans, vor — en aber ist sie wohl überall geschwunden (Wåg'n = Wagen).

Während bei den Spiranten oder Reibelauten nur eine Verengung gebildet wird, handelt es sich bei den Explosiv- oder Verschlußlauten um einen richtigen Verschluß, der bei der Hervorbringung des Lautes explodiert. Stimmhaft (mit lenis-Explosion) werden die Medien b, g, d, stimmlos (mit fortis-Explosion) die Tenues p, k, t erzeugt. Es gibt ein vorderes k und ein vorderes g (vor palatalen Vokalen) und ein hinteres k und ein hinteres g (vor gutturalen Vokalen). Die Erzeugungsstelle des vorderen und hinteren k (g) entspricht derjenigen des vorderen und hinteren ch (gh). — Die p, k und t im Anfang von Stammsilben sind gut erhalten. In den anderen Stellungen haben sie manche Veränderungen erfahren, z. B. „großen" lautet nicht mehr gro^u^t'n oder grōt'n, sondern gro^u^d'n, grōd'n. Die Wiedergabe solcher zurückgegangenen Tenues war nicht immer leicht. Im großen und ganzen bin ich dabei den Vorlagen gefolgt: am strengsten ist die Probe II mit diesen ermatteten Lauten ins Gericht gegangen. Hervorgehoben muß sodann werden, daß bei betonten Silben zwischen den Tenues und einem folgenden Vokal und ebenso zwischen einer Tenuis und einem der Sonorlaute l, m, n, r, auch nach den Tenues k und t bei folgendem w in einem großen Teile des Lüneburgischen ein Hauch sich einstellt: das Nähere über das Vorkommen solcher aspirierten Tenues ist in den Einzelbemerkungen zu finden. Das gilt auch von dem Verhalten des intervokalischen d, das besonders starken Veränderungen ausgesetzt gewesen ist.

Die wichtigsten Lautvorgänge in der Volkssprache des nördlichen Lüneburg

Im übrigen schien es mir vorteilhaft, um das Zusammengehörige nicht zu sehr zu zerreißen, schon hier — vor den Einzelerläuterungen der Texte — die wichtigsten Lautvorgänge zu besprechen. Auch hier habe ich zunächst Mosidi und außerdem die benachbarten Striche des Bardengaues im Auge.

1. Umlaut. Als bekannt darf vorausgesetzt werden, daß Umlaut durch ein folgendes i (j) veranlaßt wird. Durch Umlaut wurde a) ă › ĕ (altſ. bĕtera aus bĕtira, heute durch Dehnung (vgl. 2) bęt'r = besser, zum Adverbium „baß" gehörig), b) ŏ › ŏ̈ (Störm = Sturm), c) u › ŭ̈ (üm = um, altſ. umbi), d) ā › ē (Schēp'r = Schäfer, stellenweise im Bardengau gebräuchlich, zu altſ. skāp, bequēm, Bardengau, zu ahd. biquāmi,

dagegen weithin in Mosidi Scheⁱp'r und bequeⁱm). Der Umlaut ā › ē deutet auf eine ziemlich alte Zeit, denn ā wurde später (vgl. S. 252, Anm. 2) zu å, d. h. einem offenen, langen o, und dieses å wurde zu œ umgelautet: als Beispiel dieses späten Umlautes sei die Mehrheit Pœl (von pāl, Pål = Pfahl) genannt. Oft entstand solches å auch durch Dehnung. So geht lœrĕ (= später, Text II) auf lœder und dieses auf lœter zurück; zugrunde liegt ein mnd. lat, dessen a in offener Silbe zu å gedehnt wurde (vgl. 2a). Ebenso ist œb'r (= aber) durch Umlaut aus åb'r, åw'r entstanden, das selbst durch Dehnung aus ăver erwuchs. Auch das aus ŏ gedehnte å (vgl. 2c) hat den Umlaut œ: so in Wœnung (Text II). e) ō (über dessen Entstehung vgl. 6) › ȫ: Bardengau schȫn; Mosidi dagegen hat hier meistens einen andern Grundlaut und Umlaut (vgl. 6); f) ū › ǖ: Hǖs' = Häuser; g) über den Umlaut von oᵘ vgl. 4.

2. Dehnung in offener Silbe. In offener Silbe werden kurze Vokale gedehnt, wie im Hochdeutschen, wo der Vorgang jedoch noch tiefer greift, da auch die i und u Dehnung erfahren. a) ă › å: Kutschwåg'n, afhål'n, von altſ. hălōn, b) ĕ › ę̄, wobei es keinen Unterschied macht, ob ein sehr altes (westgermanisches) oder ein späteres, aus i gebrochenes oder aus ă umgelautetes e vorliegt: ę̄t'n = essen (westgerm. e), drę̄w'n (= getrieben, altſ. gidrĭban, mnd. drĕven, gebrochenes e), bę̄t'r (Umlauts-e), c) ŏ › å: Våg'l, aus älterem vŏgel, das durch Brechung aus altſ. fugal entstand, Wånung, altſ. wŏnunga, d) ŏ̈ › œ: mœg'n (=mögen) aus mȫgen, mögen, dessen o aus u (altſ. mugan) gebrochen ist; œ kann also nicht nur durch Umlaut aus å (vgl. 1), sondern auch durch Dehnung aus ŏ̈ erwachsen.

3. Verhalten vor r: a) Vor r geht å gewöhnlich in ō (also das offene, lange o in ein geschlossenes) über, einerlei, ob es sich um alte Länge handelt (Jōr, swōr = schwer, altſ. jār, swāri) oder um Dehnung eines ă oder eines (in dieser Stellung allerdings selten vorkommenden) ŏ in offener Silbe, Adverbium gōr (= gar, altſ. găro, mhd. gare), dōr = da (mnd. dar[e]). Wir werden jedoch später sehen, daß stellenweise ein solches å sich noch erhalten hat. Im Bardengau tritt weithin vor r statt des ō ein ᵘō (also ō mit u-Vorschlag) auf, vgl. Text I.

b) Vor r geht ę̄ in der Regel in ē über. Dem Textwort ēr'n (= ihrem) liegt ein aus i gebrochenes e zugrunde, dieses wurde zunächst ę̄, das hier und da noch bewahrt ist, und daraus entstand ē. Auch nåhēr (= nachher) ist aus ĕ (vgl. ahd. hĕra, mhd. hĕre) über ę̄ erwachsen. In einem großen Teil des Bardengaues wird statt ē ⁱē (also ē mit i-Vorschlag) gesprochen, daher ⁱērn = ihrem; auch das aus ai oder durch Umlaut aus ā entstandene ē (mⁱēr = mehr, bⁱērn = sich so stellen, zu mhd. gebaeren = sich benehmen) hat weithin im Bardengau diese Aussprache.

c) Auch œ wird vor r (d. h. vor altem r, vor sekundärem bleibt es, vgl. Text II lœrĕ = später) zu dem entsprechenden geschlossenen Laute, also ȫ. bœren (= heben) wurde bœren, dann bȫr'n. Über bewahrtes œ

später. Im Bardengau hört man an manchen Stellen einen ü-Vorschlag: bᵘör'n, vgl. auch Text I vᵘörbī = vorbei, wo mnd. vore, altſ. furi zugrunde liegt.

d) Vor rd wird a gedehnt; das so entstandene å geht, wie das unter a) behandelte, in ō über: Gōr'n (= Garten), im Bardengau vielerwärts Gᵘōr'n, aus älterem garden. Entsprechend hat sich vor rd ĕ › ę̄ › ē entwickelt; Beispiel Pērd*) = Pferd, in den ⁱē-Dörfern des Bardengaues Pⁱērd. Beispiele bewahrter å und ę̄ fehlen auch hier nicht, darüber später. Auch vor rn erfolgte die Dehnung des ĕ, daher gērn (= gern), Text I (Bardengau) gⁱērn, Mosidi gīrn; wenigstens stellenweise wird dem geschlossenen Laute ein offener vorangegangen sein, wie man denn noch heute bei Schneverdingen gę̄rn sagen soll; im Mnd. lautet die Form geren (mit offener erster Silbe) neben gern.

e) Zu den unter a—d besprochenen Dehnungen tritt nun ein eigenartiges Verhalten des ĕ vor den meisten r + Konsonant-Verbindungen. Im 16. Jahrhundert senkte sich nämlich dieses vielerwärts, auch außerhalb unseres Gebietes, zu ă. So entstand war'n (= werden) aus werden, so arg'rt aus ergert. So wurden die Ortsnamen Gherstede und Querndorppe (Kr. Winsen) zu „Garstedt" und „Quarrendorf". Es ist nun für das fromme Gemüt des Volkes bezeichnend, daß gerade bei dem Worte „Kirche" die Senkung in vielen Dörfern nicht erfolgt ist. In Örzen (bei Lüneburg) sagt man wohl mark'n (= merken), aber Kerk in Müden (Kr. Celle) wird auch Kerk gesagt, aber man hat daneben die Flurbezeichnung Kark-rīt! Die Ehrfurcht vor dem Überkommenen war stärker als das grammatische Gesetz. Neuerdings hält man hier und da sonderbarerweise das ehrwürdige niederdeutsche Wort für überlebt und ist zum hochdeutschen Kirch übergegangen. Näher wird das „Wörterbuch" über die Geschichte des Wortes handeln. Die Umkehrung der Senkung ĕ › a finden wir im Hochdeutschen der Stadt Lüneburg, also eine Hebung des a vor r + Konsonant zu e; in der Stadt Lüneburg sagt man: „Kerl (=Karl) geht in'n Gert'n und sticht Sperg'l".

4. Der aus ō entstandene Diphthong oᵘ und sein Umlaut. „Die Geschichte der niederdeutschen Diphthongierungen bildet eins der allerschwierigsten Kapitel unseres mundartlichen Vokalismus", äußerte sich 1895 einer unserer bekanntesten Mundartenforscher, Ferdinand Wrede. „Bis jetzt ist auf die Frage, ob und wie weit durch die mnd. Schriftzeichen e, o, u **) gesprochene Doppellaute bezeichnet wurden, noch niemand eingegangen", schrieb 1902 Wilhelm Seelmann, der inzwischen jedoch selber einen wichtigen, bei den Erläuterungen des Textes VI näher zu berücksichtigenden Beitrag zu diesen Fragen geliefert hat. Es ist richtig, daß

*) Das ę̄ von Pę̄rd kann aber auch durch Dehnung der ursprünglich offenen ersten Silbe (altſ. perid) entstanden sein.

**) Bei u kommen mundartliche Formen wie Hiūs und Miūs (= Haus, Maus) in betracht.

diese Diphthongierungen Schwierigkeiten machen, um so mehr muß die heimatliche Mundartenforschung sich die Förderung dieser Probleme angelegen sein lassen. Sie ist ja dadurch im Vorteil, daß sie eher im Stande sein wird, mit Hilfe des Ohres wirkliche oder scheinbare Widersprüche der schriftlichen Wiedergabe aufzulösen, Unklarheiten aufzuhellen und überhaupt den heutigen Lautwert genauer zu bestimmen. Die älteren Quellen geben die Laute oft zu ungenau wieder, erbetene schriftliche Aufzeichnungen Hilfsbereiter von heute bieten gar nicht so selten (ich darf hier aus eigener Erfahrung sprechen) eine fast verwirrende Fülle von Formen, die mit verschiedenen und meistens gar nicht üblen Mitteln denselben schwierigen Laut ausdrücken wollen. Böuker, Böiker, Böker, Boüker, Beuker, Bäuker, Boiker, Boöker: das sind z. B. die Schriftbilder lüneburgischer Formen von „Bücher“. Welchen Laut wollen sie bezeichnen? Das Grundwort lautet Bo^{u}k: o^{u} ist durch Diphthongierung aus dem germanischen ō entstanden. Aus diesem o^{u} wurde durch i-Umlaut o^{ü}, indem das i-Element auf den zweiten Bestandteil wirkte; in andern Dörfern des Lüneburgischen ist aber durch Einwirkung auf beide Bestandteile ein ö^{ü} erwachsen. So bieten denn unsere Texte neben ik ho^{ü} (= ich hüte) ik hö^{ü}, neben plo^{ü}g'n plö^{ü}g'n (doch findet sich stellenweise plȫg'n, wie statt Plo^{u}ch vereinzelt Plōch vorkommt, vgl. zu Text IV), neben fo^{ü}r'n (= fahren, eigentlich führen) fö^{ü}r'n. So lassen sich denn auch die oben angegebenen acht Formen von „Bücher“ leicht auf zwei zurückführen: mit ö^{i} ist ö^{ü} gemeint, dem der Vorzug gebührt, da der zweite Bestandteil mit Lippenrundung gesprochen wird, ebenso ist ö in diesem Beispiele und in lüneburgischen Wörtern mit gleichem Laute meistens ein ö^{ü}; dagegen meinen die eu und äu, die aus hochdeutscher Schreibweise stammen, ebenso oi und oö den Laut o^{ü}. Also die bunte Vielheit der Formen löst sich harmonisch auf. Irreführend ist ja eigentlich nur das ö; auch gedruckten neueren niederdeutschen Texten gegenüber, in denen vielfach ö (und ebenso der Grundlaut o oder oo) die ungenaue Wiedergabe von Diphthongen sind, muß in dieser Hinsicht Vorsicht walten. Was nun die Verteilung des o^{ü} und des ö^{ü} betrifft, so herrscht jenes z. B. weithin auf der Geest des Kr. Winsen (vgl. Text I), dagegen entstammen die Texte II und IV größeren ö^{ü}-Gebieten. So kann man die ganzen Dörfer des Bardengaues und seine westlichen Nachbargebiete (ich selber besitze ein ziemlich ausgedehntes Verzeichnis) in o^{ü}- und ö^{ü}-Dörfer scheiden.

o^{ü}- und ö^{ü}-Dörfer

Eine äußerst schwache Diphthongierung hat bei den uns hier beschäftigenden Lauten das Wendland, worüber die Erläuterungen von III zu vergleichen sind. o^{ü} kann nun aber nicht nur aus o^{u}, sondern auch noch auf andere Weise entstehen: beispielsweise liegt in der Form Ho^{ü} (= Heu, vom Stamme **hawja** -, eigentlich das Abzuhauende), ein eu als Umlaut eines au vor, das sich stellenweise in der Form Hau noch erhalten hat. Auch bei dem Textwort ōs(t)pro^{u}ss'n handelt es sich um ein o^{ü} anderen Ursprunges: hier soll lediglich der Laut des Provinznamens wiedergegeben werden.

Über das Alter des Diphthongs o^u

Wann ist nun die Diphthongierung des o^u aus germanischem ō erfolgt? Daß sie in der mnd. Zeit vorliegt (vgl. z. B. Formen wie gout und brouderscop in Lüneburger Urkunden von 1352 und 1366 bei Tümpel in Paul u. Braunes Beitr. VII), darf als sicher gelten. Aber ist sie erst damals vor sich gegangen? Wir müssen dann folgende Entwicklung annehmen*). Das germanische ō (= $ō^1$) hat bereits in den ältesten niedersächsischen Denkmälern ein anderes ō, ein $ō^2$, nämlich das aus au monophthongierte (vgl. unter 6), neben sich (z. B. in altſ. ōga = Auge**). Beide, das $ō^1$ und $ō^2$, klingen, falls sie nämlich beide ō waren, zum Verwechseln ähnlich, werden Jahrhunderte neben einander gebraucht, durcheinandergemischt, und — siehe da — plötzlich nach vierhundert oder fünfhundert Jahren oder noch später regt sich etwa in der Hälfte dieser ō — und das sind ausgerechnet die $ō^1$ — neue Triebkraft: sie (nur sie) entwickeln sich zu o^u, dagegen alle $ō^2$ bleiben hübsch ō. Ist dieser Hergang wahrscheinlich? Wenn ich hundert Körner von einem Felde und eine große Anzahl genau so aussehender von einem andern Felde habe und beide Haufen durcheinandermische: ist es bei dieser Voraussetzung denkbar, daß nach Wochen oder Monaten die beiden Haufen plötzlich wieder sortiert sind? Sind sie dann wirklich sortiert, nun — so sind sie eben immer sortiert gewesen. Genau so bei den beiden Lauten. Im Bardengau standen sich zu der (nach gewöhnlicher Annahme verhältnismäßig späten) Zeit, als aus den $ō^1$ die o^u hervorgingen, die $ō^1$ und die $ō^2$ scharf gesondert gegenüber. Folglich waren sie immer, auch schon in altsächsischer Zeit, gesondert, und da für $ō^2$ in dieser Zeit der Laut ō feststeht***), so muß $ō^1$ bereits damals anders gelautet haben. Wenn aber $ō^1$ einen andern Laut als $ō^2$ hatte, was liegt da näher, als anzunehmen, daß die $ō^1$ schon damals als o^u gesprochen wurden und dieser Übergang schon in die Zeit fiel, als au (durch ao hindurch) zu ō vereinfacht wurde? Schon Collitz hat, wie ich sehe, 1902 in einer Abhandlung über den waldeckischen Vokalismus (a. a. O. S. 56) einen so frühen Übergang des ō zu o^u postuliert, aber sein kurzer Hinweis ist meines Wissens unbeachtet geblieben. Die alte Formel, daß germ. und got. ō = altſ. ō ist, scheint auch heute noch für richtig zu gelten und weiter gegeben zu werden. Sie ist aber für unser Gebiet (und andere Teile Niederdeutschlands) durch folgende zu ersetzen: Der ahd. Diphthongierung ō › uo entspricht eine altſ. Diphthongierung ō › o^u†). Ebenso muß

*) Im folgenden habe ich nur den Bardengau im Auge, denn in Mosidi hat sich weithin auch das aus au entstandene ō (wohl in jüngerer Zeit) zu o^u gewandelt und ist Zusammenfall der beiden o^u eingetreten.

**) Beispiele des $ō^1$ sind die Wörter „gut", „Tuch", „tun", „klug", des $ō^2$ (neben „Auge") „groß", „Lohn", „Not", „hoch".

***) Das muß besonders betont werden. In andern Gegenden, z. B. im Göttingischen und Grubenhagenschen, hat sich au vielerwärts zu ā entwickelt, ein Lautvorgang, der dem Bardengau fremd ist.

†) Stellenweise und vorübergehend neigte das ō auch in Hochdeutschland (so im Allemannischen des 8. Jahrhunderts) zu einer ähnlichen Entwicklung, nämlich oa, vgl. Braune, ahd. Gr. § 39.

der zu o^u gehörige Umlaut o^ü (bzw. ö^u) als mnd. Parallelerscheinung zum mhd. Umlaut üe betrachtet werden. Beispiel: Dem ahd. huotan, mhd. hüeten hat, wenn wir die vermutlich gesprochenen Laute einsetzen, zu altſ. und mnd. Zeit im heutigen Rgbz. Lüneburg ein ho^{u}dian und ho^{u}den (bzw. hö^{ü}den) entsprochen. — Nur kurz sei darauf hingewiesen, daß o^u gelegentlich auch aus germ. ā hervorgegangen ist: so entstand Spo^{u}n (= Spahn) aus westgerm. spān (durch spōn hindurch). Über das in Mosidi vorkommende o^u aus germ. au (vgl. S. 260, Anm. 1) wird unter 6 gehandelt werden.

Über das Alter des aus ai entstandenen e^i

5. **Über das aus ai entstandene e^i und seinen Nebenlaut ē.** In dem Textwort We^{i}kbrōt geht das e^i auf germanisches ai zurück*). Die herrschende Ansicht faßt diese Lautentwicklung so auf, daß ai zu ē kontrahiert und dieses ē in verhältnismäßig später Zeit zu e^i distrahiert worden sei. Vielmehr dürfte e^i einer schon in alter Zeit erfolgten Angleichung des a an das i seinen Ursprung verdanken. Dieselbe Angleichung liegt im Althochdeutschen vor, und so meine ich, daß ahd. weih (= weich) und altſ. oder besser altlüneburgisches wēk (genauer we^{i}k) gleichen Vokal gehabt haben. So urteilt auch Collitz (a. a. O. S. 54), man werde die Möglichkeit offen halten müssen, daß ein solches niederd. e^i „nicht notwendig durch ein ē als Zwischenstufe hindurchgegangen ist". Ich möchte hier noch besonders folgenden Gesichtspunkt ins Treffen führen. Nehmen wir für den Bardengau, der einen besonders sauberen Vokalismus zeigt, ein aus ai entstandenes altſ. ē (ē^1) an, so war dieses ē^1 der Zeitgenosse anderer ē, von denen zwei hier angeführt werden sollen. Zumteil schon in altsächsischer Zeit trat ē, der Umlaut von ā (= ē^2), hinzu, der dann in mnd. Zeit weiter um sich griff (z. B. altſ. kēsi = Käse, mnd. bequēme). Dazu kam in mnd. Zeit ein ē^3, in dem man ganz allgemein (auch Collitz S. 32) die unmittelbare Fortsetzung des altſ. Diphthongs eo sieht. Nun würde ja ein auf den gleichen Ton gestimmtes Zusammenleben dieser ihrer Abstammung nach so verschiedenen drei Laute recht hübsch gewesen sein, aber es nimmt wunder, daß später alle drei Gruppen ihre eigenen Wege gehen und noch in der heutigen Mundart sich von einander abheben. Da ist die kleinste Gruppe, die ē^2: diese Wörter haben noch heute im Bardengau ē (Kēs', bequēm). Die ē^1, die uns hier besonders beschäftigen, beugen ihren Nacken unter ein weiter unten zu behandelndes Gesetz der geschlossenen und offenen Silbe und erscheinen teils als e^i, teils als ē. Die ē^3 sind mit ein oder zwei Ausnahmen, die nur die Regel bestätigen, zu e^i geworden (z. B. be^i'n aus be^{i}den = bieten, De^{i}f = Dieb); sie haben also eine andere Entwicklung genommen als die ē^1: sie waren dem angedeuteten Silbengesetz nicht unterworfen, daher fehlt hier die Trennung in eine Untergruppe mit e^i und eine solche mit ē. Hieraus scheint nun

*) Andere Beispiele des Textes sind die stark gebildeten Präterita kre^{i}ch (= kriegte) und ke^{i}k (= sah). Überhaupt setzt das e^i in den Präterita der ablautenden i-Klasse das alte ai fort.

zu folgen, daß die $\bar{e}^1$, $\bar{e}^2$ und $\bar{e}^3$ in altsächsischer und frühmittelniederdeutscher Zeit im Bardengau den oben angenommenen gleichen Laut ē garnicht gehabt haben: gewiß, die $\bar{e}^2$ waren immer ē, aber die $\bar{e}^1$ zerfielen schon in alts. Zeit, wie heute, in e^i und ē, und das eo hat sich nicht, wie man bis heute ganz allgemein anzunehmen scheint, erst zum monophthongen Laut ē und später zum e^i entwickelt, sondern ist nach allmählicher Abschleifung des zweiten Bestandteiles mit dem e^i der einen Untergruppe des $\bar{e}^1$ zusammengefallen, mit dem es sich noch heute lautlich deckt. Wären die verschiedenen ē wirklich in früher Zeit lautlich zusammengefallen und durcheinander gemengt gewesen, so würde die heutige strenge Scheidung unverständlich sein. Ganz anders verhält sich die Mundart in einem großen Teil des benachbarten Rgbz. Stade. Dort spricht man heute nicht nur ein $\bar{e}^2$, sondern auch ein $\bar{e}^1$ (Bēn = Bein), und auch altes eo ist dort ein ē: in diesen Gegenden hat man tatsächlich sicher schon früh in allen Fällen ē gesprochen, und dieses ē ist dann bis heute geblieben.*) — Was im besonderen noch das ai betrifft, so müßte bei der oben bekämpften Annahme folgende Entwicklung angenommen werden: ai wurde durch ein e^i hindurch (denn ohne diese Zwischenstufe würden wir nicht auskommen) zum ē, um später (nach einem Silbengesetz, vgl. unten) bei der Mehrzahl der Wörter wieder e^i zu werden. Also das e^i wurde zunächst zugunsten eines ē aufgegeben, und dann entwickelte sich dieses ē mit aller Gewalt zum e^i zurück! Ist dieser Vorgang wahrscheinlich? — Nun wird man vor allem eins einwenden: warum treten, wenn ō so früh zu o^u und ein großer Teil der ai so früh zu e^i geworden ist, diese o^u und e^i erst so spät in der Überlieferung auf? Warum schrieb der Süddeutsche bei gleichem Laute weih, dagegen der Niederdeutsche wēk? Da muß zunächst auf die schon erwähnte Tatsache hingewiesen werden, daß ein Teil Norddeutschlands diese Diphthonge niemals besessen hat, folglich in den Klosterschulen und den schriftlichen Quellen dieser Gegenden nur ē und ō Verwendung finden konnte. Aber wie steht es mit den diphthongierenden Landesteilen? Einwirkungen orthographischer Art durch die Mönchsorden, deren Mitglieder oft der Reihe nach in den verschiedensten Gegenden wirkten und auch unterrichtlich sich betätigten, könnten vielleicht mit in Frage kommen. Das Durchschlagende aber scheint mir folgendes: In Süddeutschland war ai teils zu ē, in der Hauptsache aber zu e^i (geschrieben ei) geworden. In unseren Gegenden aber hatte sich, wie wir später genauer sehen werden, in einer ziemlich großen Zahl von Wörtern — auch in manchen Eigennamen — der sei es ursprüngliche, sei es durch Kontraktion entstandene Laut ai gehalten, und dieser wurde bereits in den ältesten Urkunden durch ey oder ei bezeichnet: z. B. Meynwardus, Meinerdinghe (bei Reinecke, Lüneb. ält. Stadtbuch S. 1. 5), beyder (S. 156), utgheyt

) Auch germ. ō ist dort noch heute ein ō und hat den Umlaut ȫ, ebenso germ. au (Bōk, lōp'n: Bȫk'r, kȫp'n), vgl. Jahrenhusen S. 385. Ob wir aber in diesen diphthongarmen Gegenden noch auf niedersächsischem Boden sind?

und steyd (S. 188). Also blieb nichts anderes übrig, als bei dem e^i sich mit der ungefähren Wiedergabe durch e zu begnügen.*) Finden sich doch auch in den ahd. Quellen neben den ei viele e, die Braune (ahd. Gramm. § 44) als „orthographische Nachlässigkeit" betrachtet und damit entschuldigt, daß das ei (e^i) „leicht als ein sehr geschlossenes ē aufgefaßt werden konnte". Andererseits fehlt es auch in den Lüneburger Urkunden nicht an Versuchen, das e^i auszudrücken (z. B. wīnsteyn = Weinstein, Volger, Urkundenbuch I S. 141, um 1302; auch ei kommt vor). Ähnlich wie bei e^i, lag die Sache bei o^u. Schon früh scheint man im Lüneburgischen das germanische au, soweit der Laut sich erhalten hatte, durch ou wiedergegeben zu haben (z. B. Soltou, Reinecke S. 19, von 1331). Im Hochdeutschen schied solches ou sich ohne weiteres von dem Laut, der das germanische ō fortsetzte, nämlich dem uo: aber wie sollte man in unsern Gegenden ein derartiges ou von dem aus ō entstandenen o^u sondern? Wie das e sowohl ē wie e^i wiedergab, so o sowohl ō wie o^u. Aber auch die Bezeichnung des o^u-Lautes kommt in lüneburgischen Urkunden vor (z. B. Brůderen statt Bro^uderen, Reinecke S. 156 vom J. 1356, don — mit übergeschriebenem e — = tun, ebenda, do — mit e darüber — = da, S. 198).

Es wurde bereits erwähnt, daß im Bardengau die Scheidung der ai in e^i und ē unter der Einwirkung eines Silbengesetzes erfolgt sei. Für mich war, da ich in einem Nachbargebiete aufgewachsen bin, das diesen Unterschied nicht kennt, sondern (abgesehen von der Stellung vor r) nur e^i spricht, nämlich in Mosidi, dieses Verhalten des Bardengaues besonders anziehend, und ich bin dem Gegenstand in den letzten Jahren vielfach nachgegangen. Die Nachfragen im einzelnen und die von Mitarbeitern ausgefüllten Tabellen ergaben eine weitreichende Übereinstimmung dieser Scheidung bei den meisten Wörtern, auch für das Übergangsgebiet um Ülzen. Warum sagt man nun im ganzen Bardengau allēn, aber bei dem Zahlwort, dem zweiten Bestandteil, e^in? Warum heißt die Eiche überall E^ik, aber die Bleiche Blēk? Warum sagt man überall Sēp (= Seife), aber warum stellenweise (Winser Geest und Kreis Lüneburg) Rēp (= Strick) und wieder anderwärts (um Dahlenburg und Ülzen) Re^ip? Warum De^ich (= Teig), aber Rēch (aus Rēge = Reihe)? Warum ēr' (= Ehre), aber e^ir (= früher, eher)? Die Erklärung, auf die ich verfiel, ist dieselbe, die Seelmann (Anz. 32, 66) für eine ältere ostfälische Dichtung, die gereimte Weltchronik des Johann Statwech, aufgestellt hat. Auf Grund der Reime vermutet Seelmann, daß der aus dem Papenteich (Kreis Gifhorn, in der Nähe der Braunschweiger Grenze, also aus dem reinen mik-Gebiet) stammende Verfasser, der im 15. Jahrhundert lebte, in geschlossenen Silben e^i, aber in offenen ē gesprochen habe. Ebenso sind die oben

Scheidung der ai in e^i und ē nach einem Gesetz der geschlossenen und offenen Silbe

*) Die Probe hierauf kann man heute noch täglich machen. Ich selber bin, wenn ein Mitarbeiter den ai-Laut durch ei ausdrückt, den e solcher Aufzeichnungen gegenüber stets mißtrauisch, denn sehr oft ist e^i gemeint, wie sich hinterher herausstellt.

zusammengestellten Unterschiede der Bardengauformen zu erklären. In geschlossener Silbe hieß es e'n, dagegen hatte das Adverbium (vgl. mnd. allēne, mhd. aleine, eine) eine offene Silbe, und in dieser wurde das i-Element fortgeschliffen. Selbstverständlich müßte angenommen werden, daß die Casus obliqui einst ebenfalls ē hatten (also ēnes, ēnumu) und nachher durch Ausgleichung der Vokal des Nominativs sich durchgesetzt hat, während das etwas abseits stehende Adverbium sich dem Ausgleichungsprozeß entzog. E'k geht auf ein altlüneburgisches e'k (ahd. eih, agls. âc, altnord. eik) zurück, Ble'k auf ein zweisilbiges Grundwort. Das ist auch der Fall bei Sēp. Das Rēp des reineren Bardengebietes erklärt sich ebenfalls aus einer zweisilbigen Form, während das Re'p des Übergangsgebietes, das auch unter dem Silbengesetz stand, und des ihm in mehrfacher Hinsicht sprachlich verwandten Kreises Bleckede auf einen einsilbigen Nominativ zurückgehen dürfte (vgl. mnd. rēpe und rēp). De'ch und Rēch sind hiernach ohne weiteres klar. Dem ēr' und e'r entsprechen im Heliand die Formen ēra und ēr. Die Zahl der Beispiele ließe sich leicht vermehren, ich erwähne noch Lēm (= Lehm), Swēn (= Schweinehirt), wēnich, aber es bleiben doch auch ungelöste Reste, worauf ich ausdrücklich hinweisen möchte. Warum heißt es z. B. in unserm Texte mēr (oder mit i-Vorschlag m'ēr) und nicht me'r? Darf man das ē aus den Adjektivformen des Komparativs (mēro usw.) erklären? Das Silbengesetz scheint, so weit meine Beobachtungen reichen, über den Bardengau hinaus geherrscht zu haben, z. B. im Sturmi und Loingo*). Die Wichtigkeit des Gesetzes (seine Richtigkeit vorausgesetzt) für die Bestimmung des Lautwertes der altſ. und mnd. Formen in den betreffenden Gebieten ist ohne weiteres klar.

Erhaltenes ai

Von den germanischen ai haben sich nun eine Reihe, wie schon erwähnt (S. 262), bis heute erhalten und zwar unter dem Schutz eines j oder i der folgenden Silbe. Aus dem Texte gehört hierher das Wort Arbait. Das im Heliand überlieferte ar(a)bēđi gilt für das Altlüneburgische nicht; für dieses muß ein arbaiđi angenommen werden. Das neulüneb. baid' (= beide) läßt ein altlüneb. baiđie vermuten (Heliand bēđie), das neulüneb. Lai (aus Laid, = das Seil oder die Leine zum Lenken der Pferde) und lai'n (= führen) ergibt ebenso ein altes laiđian (Heliand lēđian). Das Gesetz greift tiefer, als angenommen zu werden scheint. Nicht nur in Ai = Ei (german. Stamm ajja-), das mit Vorliebe angeführt wird, auch in Hai = Heide (got. haithi, agls. haeđ) erklärt sich die Erhaltung des ai-Lautes so. Auch für Rais' (= Reise, Heerfahrt, mnd. reise, mhd. reise und her-reise) muß ein folgendes i postuliert werden, und man wird erwägen dürfen, ob das Wort statt an das Präteritum got. rais (= ich stand auf) nicht an das Factitivum ur-raisjan (= erheben, vgl. aglſ.

*) So heißt es zu Schneverdingen (im Sturmi) allēn und Sēp. ebenso zu Fallingbostel (im Loingo).

ā-raeran = aufrichten) anzuschließen ist*), so daß es ursprünglich nicht die aufgebrochenen Mannen meinte, sondern den die Mannen aufrufenden und auf die Beine bringenden Herzog. Eine größere Anzahl ai, auf die hier nicht eingegangen wird, sind durch Konsonantenausfall entstanden, z. B. in aisch (aus altem agislīk, aisk) = schrecklich, unartig. Noch anderen Ursprung hat ai in dem Textwort mai'n (= mähen): diesem liegt ein ā + j zugrunde (mā-jan).

So hat das aus ai erwachsene e^i sich bis heute im Nordlüneburgischen erhalten und daneben ein uraltes (oder späteres) ai. Anders war die Entwicklung in Süddeutschland: im Bayerischen strebten seit dem 13. Jahrhundert alle e^i (in unserm reinen mik-Gebiet, d. h. in Südlüneburg, können wir denselben Vorgang beobachten) wieder zum ai. Dieses süddeutsche ai wird denn auch im Lüneburgischen in allen hochdeutschen Wörtern gesprochen, einerlei ob die Schreibung ei oder ai ist, also in „Bein" so gut wie in „Rain". Aber gerade, weil im nördlichen Lüneburg die Mundarten so manches reine ai (neben den e^i) bewahrt haben, wird dort das hochdeutsche ai von den Kindern spielend gelernt, vermutlich allerdings noch leichter (aus dem schon angedeuteten Grunde) in den südlichen Gegenden des Regierungsbezirkes.

6. Über germ. au und seine Entwicklung zu ō (o^u). Das germ. au ist im Bardengau, von wenigen Ausnahmen abgesehen, wo o^u (lokal auch a^u) erscheint, in ō übergegangen (vermutlich, wie schon bemerkt, durch die Zwischenstufe ao). Als Beispiel diene Brōt (von „brauen") und Dōt (= Tod, got. dauthus). Hierher gehört auch mit seinem Vokal der Vorname Jōch'n, der übrigens für einen uns Lüneburgern weniger geläufigen Namen des überarbeiteten Textes gewählt worden ist: man setzte das o des (hebräischen) „Joachim, Jochen" dem aus au entstandenen gleich und sprach Jōch'n, wie man Brōt und Dōt sagte. Der Umlaut des ō ist ȫ, so in schȫn (zu „schauen" gehörig, also eigentlich „anschauenswert", „sehenswert"). Weithin in Mosidi erscheint nun aber (vgl. S. 260, Anm. 1) statt des ō ein o^u und als sein Umlaut ein $ö^ü$ (bzw. $o^ü$), daher heißt es dort Bro^{u}t und schö^{ü}n (bzw. scho^{ü}n), aus älterem scho^{u}n(e). — Wie nun das ai, so hat auch das au sich in verschiedenen Wörtern ungetrübt erhalten, und zwar in der Regel unter dem Schutze eines folgenden w, z. B. in der schon S. 259 erwähnten, in Brackel und Hollenstedt üblichen Form Hau (= Heu).

7. Über den Diphthong eu und seine Entwicklung zu ǖ oder eo (e^i). Germ. eu wurde im Altsächsischen vor einem i (j) oder u der folgenden Silbe zu iu (= ǖ) — daher im Texte Lǖ (= Leute), altſ. liudi**) —, dagegen vor e, o, a zu eo, io (ea, ia). Daher lautete der

*) Neben Rais' gibt es in Mosidi (wie es scheint, nicht im Bardengau) ein vom Präsensstamm gebildetes Rīs' (= Aufstehen); ik kann de' Rīs' nich krīg'n = ich kann mich nicht erheben (bei Gliederkrankheit).

**) Auffällig ist das ǖ in Düw'l (= Teufel), da das Altſ. die Form diuƀal hat. Die Form Do^{e}b'l (Dö^{e}b'l) ist im Vokal durch das hochd. „Teufel" beeinflußt.

Über e^{i} als unmittelbare Fortsetzung von eo

Infinitiv unseres Textwortes de^{i}nt (= gedient) im Altſ. thionōn, neben dem ſicher ein theonōn beſtanden hat. Wie ſich aus dem eo das heute überall verbreitete und auch vor r (z. B. in Ne^{i}r = Niere) ſtehende e^{i} entwickelt hat, iſt oben (S. 262) dargelegt worden. Aus de^{i}p (ahd. tiof, altſ. diop) ſchließen wir auf ein altes deop unſeres Gebietes, aus be^{i}(de)n (= bieten) auf ein altes beodan und ſo fort. Die auf dieſe Weiſe erſchließbaren Formen finden wir im Angelſächſiſchen (déop, béodan) wieder, das uns ſo hier eine willkommene Kontrolle bietet. Bei dem Textwort ve^{i}rtich geht e^{i} zwar auch auf älteres eo zurück (altſ. fiortig, aglſ. féowertig), aber dieſes eo iſt bereits durch eine Zerrüttung entſtanden, wie got. fidvor (= vier) beweiſt. -- Einige (nicht alle) e^{i} anderer Entſtehung ſollen ſpäter kurz erläutert werden.

8. Rundung. Für „biſt" finden wir in den Texten die Formen bis und büs, für Weſpe Weps' und Wöps'. Auch in ümm'r und jümm'r (= immer) ſteht dem ü ein (älteres) i gegenüber (mnd. immer). Wie erklärt ſich dieſer beſonders vor Lippen-, doch auch vor Zahnlauten zu beobachtende Wechſel e : ö und i : ü? ö und ü werden (vgl. S. 253) mit einer Vorſtülpung und Rundung der Lippen hervorgebracht, während dieſe bei e und i zurückgezogen ſind. Die Zungenlage iſt (vgl. d. Vokaldreieck S. 252 und S. 253) bei ö und ü etwas tiefer als bei e und i. Es handelt ſich alſo bei dem ö und ü der obigen Beiſpiele um eine Verringerung der Zungenarbeit unter Beihilfe der Lippen. Auch öld (= alt) iſt durch Rundung aus altſ. ald zu öld (mit nachfolgender Dehnung) entſtanden: der Zunge war die o-Stellung vor l + d bequemer als die flache a-Stellung. Bei wat › wot (= was) mag die Lippentätigkeit bei Hervorbringung des w die Entſtehung des gerundeten Vokals begünſtigt haben. Dem Textwort stœn'n (= ſtöhnen) ſteht ein mnd. stēnen gegenüber: aus dieſem konnte aber nur ein stȩ̄n'n erwachſen, und dieſe Form kommt denn auch im Stadiſchen vor (Jahrenhuſen* S. 387); im Lüneburgiſchen muß stenen zunächſt in stȫnen gerundet worden ſein, und aus dieſer Form iſt dann durch Dehnung stœn'n entſtanden.

9. Entrundung. Die Entrundung iſt der umgekehrte Vorgang. Dörp (= Dorf) z. B. lautet vielerwärts Derp. Mit dem Aufgeben des ö fällt die Lippenrundung fort. Die Erſcheinung iſt ſtrichweiſe durch das ganze Gebiet zu verfolgen. So wird, um den Kreis Ülzen herauszugreifen, in Wriedel ö geſprochen, auch in Gr. Thondorf, dagegen im Kirchſpiel Gerdau entrundet man, in Rätzlingen ſagen die Alten Dörp, die Jugend Derp. Daneben ſteht das z. B. im Stadtkreiſe Lüneburg übliche umlautloſe Dorp. Die Entrundung betrifft beſonders das ö vor r, aber auch andere Fälle kommen vor. So wird vielerwärts ein älteres oi, das auf verſchiedene Weiſe entſtanden ſein kann, durch Entrundung des erſten Beſtandteiles*)

*) oder durch Entrundung beider Beſtandteile, wenn die ältere Ausſprache o^{ü} war. Auch die ſtellenweiſe übliche Ausſprache a^{u} ſtatt o^{u}, vgl. S. 253, Anm. 3 kann als Entrundung aufgefaßt werden.

zu ai: z. B. das Lehnwort „Flöte" (mnd. und mhd. vloite) lautet heute vielerwärts Flo^ü^t', jedoch an anderen Stellen mit Entrundung Flait', so um Soltau und Schneverdingen, in Bispingen, Hanstedt (Kreis Winsen), weithin in Mosidi, oder Flait'n, so in Müden (Kr. Celle) und Wietzendorf. Die „Preußen" heißen stellenweise (z. B. in Tönnhausen, Kreis Winsen) Praiß'n. Im Gegensatz zu solchem oi kann das aus o^u^ umgelautete o^ü^, z. B. von Bo^ü^k'r (= Bücher, zu Bo^u^k), nicht entrundet werden; der Grundlaut o^u^ schützte und stützte in diesen Fällen den Umlaut. —

Nach diesen Darlegungen über die Lautverhältnisse des nördlichen Lüneburg nehmen wir den Faden, den wir am Schlusse des ersten Abschnittes fallen ließen, wieder auf und versuchen nunmehr, an der Hand der dort erwähnten Proben einen unmittelbaren Einblick in die bunten und vielgestaltigen Verhältnisse der lüneburgischen Volkssprache zu gewinnen.

3. Sechs Texte mit Erläuterungen.

Die abgedruckten Proben sind eine Auswahl aus etwa sechzig Übersetzungen, die nach einem von mir entworfenen Texte gearbeitet worden sind; diesem war die prächtige Erzählung des Westpreußen Robert Dorr „Ek höd' dem Erpel" zugrunde gelegt worden. Von den Erläuterungen bieten die den einzelnen Texten vorangeschickten, was zum Verständnis dieser eines Hinweises zu bedürfen schien, wobei noch bemerkt sei, daß die Ausführungen der beiden ersten Abschnitte als bekannt vorausgesetzt werden. Dagegen beziehen sich die an jede Probe angehängten Darlegungen auf die Sprache der näheren oder weiteren Umgegend und versuchen, mit einigen Umrissen ein Bild von dieser zu entwerfen. An vielen Stellen der Erläuterungen ist aus den Übersetzungen geschöpft worden, teils aus ihnen selbst, teils aus beigefügten Hinweisen: das sei mit Dank hervorgehoben. Über die Herkunft der abgedruckten Texte siehe Genaueres am Schluß des 5. Abschnittes. Zuerst gelangen vier Proben aus dem mi-Gebiete zum Abdruck.

Vorbemerkungen zu dem Text aus Brackel (im Nordwesten des Bardengaues)

I. Text: Aus dem Nordwesten des Bardengaues. Die erste Probe stammt aus Brackel (Kreis Winsen). Sie gehört einem ziemlich großen o^ü^-Gebiet an (S. 259). Der Grundlaut dieses o^ü^ erscheint in Brackel nicht als o^u^, sondern a^u^, vgl. S. 253, Anm. 3 und S. 266, Anm. 1. Besonders auffallend sind die ^u^ō und ^i^ē vor r (statt ō und ē), über die S. 257 Näheres bemerkt worden ist. Diese Diphthonge (oder, wenn wir das vokalisierte r hinzunehmen, Triphthonge) hört man weithin im Kreise Winsen*), auch an manchen Stellen des Kreises Lüneburg, hier und da auch (nach Rabeler* S. 15) im Kreise Bleckede. Einen andern Vorschlag zeigt v^ü^ōr (= vor), über den S. 258 zu vergleichen ist. Dagegen fehlt in Brackel dieser Vorschlag sonderbarerweise in der Form wōr aus wōrd (= wurde): sie entstand durch Dehnung aus ward, indem wārd in

*) Doch nicht überall, z. B. Vorstel spricht reines ō und ē.

wörd gewandelt und dieses von dem aus dem Konjunktiv eindringenden Umlaut ergriffen wurde. Andererseits hat sich vor ō'r (= oder), das durch junge Zusammenziehung aus oder hervorgegangen ist, der Vorschlag u eingestellt. — Der Umlaut in üm (= um), auf den S. 256 hingewiesen wurde, ist nicht überall (vgl. die Proben) durchgeführt worden; ähnlich steht im Mhd. dem ümbe ein umbe zur Seite. Der Umlaut in mött (= muß) scheint sonst besonders an der Elbe zu herrschen, so sagt Altenwerder und Finkenwerder mütt; Rabeler* hat mütt in der Bleckeder Elbmarsch beobachtet, außerdem östlich der Göhrde und des Kateminer Baches (S. 365 u. 367). — Was das e^{i} betrifft, so sei noch auf se^{i}n (= sehen) hingewiesen; dieses e^{i} hat sich aus dem altsächsischen sehan (nach Ausfall der Spirans) entwickelt, vgl. auch aglſ. séon (neben sīon). In he^{i}, se^{i}, de^{i} erscheint in Brackel (im Gegensatz zu Probe II) bei normalem Sprechen immer e^{i}*). Im Altſ. lauten die Formen hē, sea, thea (thē). Diese e^{i} sind also noch wieder anderer Herkunft. Im Ahd. entspricht ein ia. Für das Angelsächsische verzeichnet Sievers (neben hīe und sīe) als „nicht sicher zu erklärende" dialektische Formen héo und séo (§ 114, Anm. 2). Es wird dasselbe e^{i} sein, das auch im Textworte le^{i}t (= ließ), ahd. liaz, vorliegt. Auch hier entspricht im Angelsächsischen eine Form mit Doppellaut, nämlich leort (wohl aus leolt), der Rest einer reduplizierenden Bildung. Über das e^{i} in fre^{i} soll am Schluß der Erläuterungen zu unserer Probe im Zusammenhang mit dem Langobardischen gehandelt werden. — Verkürzungen liegen vor in lichte (= leichte) und ök (= auch); das i (im Altſ. lautete die Form līht, im Ahd. līht(i), woraus unser „leicht" geworden) ist durch die folgende Doppelkonsonanz, das ö (statt des zu erwartenden ō, vgl. S. 265) durch die geringe Betonung des Wortes hervorgerufen. — Kurze Vokale werden in Brackel oft nicht in der gewöhnlichen Weise, sondern mit etwas anderer Zungenstellung artikuliert: so liegt das ö des eben genannten ök zwischen ö und u, ebenso ist es bei ob (= auf), on (= und), kommt und woll (= wollte). Ähnliche Zwischenlieger, wenn der Ausdruck gestattet ist, haben wir in dem ö von könn (= konnte), mött (= muß), möß (= müßte) und schöll (= sollte, zwischen ö und ü), auch in dem e von em (= ihm), ek (= ich) und nech (= nicht, zwischen e und i). Die Form ja^{u} (= euch, Dativ und Akkusativ) ist ein alter Dativ; sie steht dem aglſ. īow (= euch) nahe**); dagegen haben wir in dem jük der reinen mik-Gegenden und des Übergangsgebietes einen alten Akkusativ, der einst iuwic gelautet haben dürfte, vgl. ahd. iuwih und den im Anglischen —

*) In Verbindungen wie schöll he^{i} (= sollte er) wird das h artikuliert (in II dagegen schöllĕ).

**) Im Ahd. lautet die Form iu aus iuw. Das o^{u} von jo^{u} (ja^{u}) beruht also auf einem alten Übergang von u zu o, und die gewöhnliche Auffassung, daß jo^{u} eine junge Entstellung von jū sei, muß abgelehnt werden. Auch in Formen wie bo^{u}'n = bauen und tro^{u}'n = trauen (ahd. būan, būwan, trūēn, trūwēn, got. bauan, trauan) scheint der o-Laut alt zu sein, doch kann die schwierige Frage dieser Entwicklung hier nicht erörtert werden.

und zwar im Mercischen — belegten Akkusativ éowic. Im Bleckeder Bruch (NW. von Bleckede) hat man, wie hier gleich bemerkt sei, die abweichende Form jū, die umgelautet (als jǖ) uns stellenweise als städtische Form begegnen wird, in Echem ein zu Mecklenburg stimmendes jüch.

s vor Vokal wird in Brackel weich gesprochen. Über den Ausfall von n vor s (üs' = unser) siehe weiter unten. Bemerkenswert ist die stark nasale Aussprache: Wörter wie Drink'n und ganß (= ganz) unterscheiden sich durch ihre kräftige Nasalierung auffällig von der Aussprache, die in Mosidi (Text IV) herrscht. Kinn'r (= Kinder) wird in Mosidi mit dem dentalen Nasal und dahinter dem zum Murmelvokal aufgelösten r gesprochen, dagegen in dem Gebiet unseres Textes gehen die ganzen auf Ki — folgenden Laute, wie es eine aus Oehlstorf stammende Übersetzung andeutet, in einem Nasallaut, der etwa dem des frz. faim gleicht, unter. Bezeichnend für die Neigung zu nasaler Aussprache ist auch die mir durch den Verfasser unserer Übersetzung bekannte Tatsache, daß die Schulkinder beim Aufsagen des Alphabets den Buchstaben l oft „eln" aussprechen. Die Tenues sind aspiriert (vgl. S. 256). Von den weichen Verschlußlauten muß auf d eingegangen werden. Inlautendes de — wird in der Gegend gern ausgestoßen *), so erklärt sich ik ho^{ü} (= hüte), zum Infinitiv ho^{ü}'n gehörig. Daß bei dem weitverbreiteten harr (= hatte) intervokalisches dd in rr übergegangen ist (mnd. hadde), bedarf wohl kaum eines Hinweises. Bei wīg'r (= weiter) liegt ein eigenartiger Übergang von intervokalischem d zu einem spirantischen g (also gh) vor, aber die ältere Form wīgh'r ist wohl in den meisten Dörfern bereits vergessen, man spricht heute mit Verschlußlaut wīg'r (vgl. S. 255); Näheres über dieses Gesetz in den dem Texte folgenden Bemerkungen. nōcht (= genötigt) ist wohl mit Ausfall der Mittelsilbe aus älterem nōdicht entstanden; doch könnte auch von mnd. nōden ausgegangen werden (nōdet › nōghet › nōcht). — at = (als, für as) ist eine durch falsche Analogie hervorgerufene Form; man verballhornte unter dem Einfluß von „das" und dat das gut niederdeutsche as zu at. sō gait't = so geht das; t't ist als überlanges t, mit längerem Aushalten des Verschlusses, zu sprechen. arl (für all) = schon.

Schließlich noch eine kleine Nachlese. In der Überschrift erklärt sich das weibliche Geschlecht von W^{u}ōrk (= Enterich) wohl durch „Ente"; als Beziehungswort wird aber (trotz des Femininums) gern he^{i} (statt se^{i}) verwendet. In manchen Dörfern der Umgegend, z. B. in Schmalenfelde, braucht man das Wort männlich. Die sehr abweichenden Bezeichnungen für „Enterich" und ebenso für „Wespe" sollen im 4. Abschnitt übersichtlich zusammengestellt werden. — In ōstpro^{ü}ß'n ist die erste, in nåh^{i}ēr (= nachher) die letzte Silbe zu betonen. — de^{i}nt = gedient: die Vorsilbe ge- fehlt den nördlichen Gegenden Niedersachsens und so auch Nord-

*) Abfall des — de findet beim schwachen Präteritum statt, z. B. in sę̄ (= sagte), aus älterem sĕg(g)ede, sĕde, sę̄d(e).

lüneburgs*) und hat hier niemals der lebendigen Volkssprache angehört; darin ist Wrede (Zeitschrift f. d. A. 43) unbedingt zuzustimmen. Die ge- oder ghe-, die in schriftlichen Denkmälern vorkommen, auch in Aufzeichnungen des flachen Landes (z. B. in Weistümern), waren nur der Schriftsprache eigentümlich. — ob'n Ga^{u}t (= auf einem Gute): Beim Hauptwort ist der einstige Dativ durch den Akkusativ verdrängt worden, daher verbindet sich op — entgegen dem früheren Sprachgebrauche — mit dem Akkusativ; ebenso heißt es bī lichde Arbait, nå de^{i} P^{i}ēr, von sīn (für sīne) Bekannt'n. Doch kommt beim Neutrum auch 'n als Abschwächung des Dativs dem vor: nå 'n Schloss, in 'n Dörp (= im Dorfe); dagegen sagt man in der Stadt Winsen folgerichtig nå dat Herrnhūs und in 't Dörp. Umgekehrt hat beim persönlichen Fürwort, wie wir bei mī und dī sahen (S. 245), der Dativ den Akkusativ verdrängt; daher heißt es de^{i} Kinn'r lach'n oeb'r em. — schw^{u}öre Arbait: Als Ausnahme zu dem S. 247 f. über den Abfall des Endungs-e Bemerkten sei hervorgehoben, daß das starke Adjektivum in der weiblichen Einzahl und ebenso in der Mehrheit (sō'n ōle Lū)**) e, allerdings nur als überkurzen Laut, festhält. Ebenso macht es der Singular des schwachen Adjektivums: dat vẹle Fråg'n, dat schōne ẹ̄t'n; doch kommen auch Schwankungen vor, so wird de^{i} Klo^{ü}kste und de^{i} Klo^{ü}kst nebeneinander gebraucht. Bei in'n schōne Stūf (= in eine schöne Stube) steht 'n mit Abfall des e für älteres 'ne. — wo^{ü} (= war) ist durch nachlässige Aussprache aus wo^{ü}r entstanden. wo^{ü}r muß auf wo^{u}r (in der Brackeler Aussprache wa^{u}r) zurückgehen. Im Altſ. lautete der Singular was, der Plural wārun. Anscheinend ist ā vor r in ō übergegangen und dann zu o^{u} geworden; dieselbe Aufspaltung eines (allerdings aus ŏ gedehnten) ō vor r haben wir z. B. in der Brackeler Form Wo^{u}rt (genauer Wa^{u}rt, = Wort). Auf ähnliche Weise wird ko^{ü}m (= kam) entstanden sein; die altſ. Form quāmun ist zu quōmun geworden und von hier aus das ō und das aus ihm entwickelte o^{u} in den Singular gedrungen. Man wird nun den Übergang ā › ō vor r als möglich zugeben, aber vor einem m? Nun, auch das Angelsächsische hat denselben Lautwandel vor Nasal in derselben Form (cwōmun Sievers § 68), eine Übereinstimmung, die uns wieder die große Wichtigkeit des Angelsächsischen für die Aufhellung der nordhannoverschen Volkssprache ahnen läßt. Das o^{u} (o^{ü}) in ko^{ü}m ist somit dasselbe, dem wir früher (S. 261) bei dem Worte „Spahn" (heute Spo^{u}n) begegnet sind. — ant'rt (= antwortet): ant'rn entstand aus älterem antēren, das wieder auf antwērden, antwerden, antworden beruht. — narnich (= nirgends) entstand mit der S. 258 besprochenen Senkung aus nergen(e) nich, bedeutet also eigentlich „nirgends

*) Über Südlüneburg vgl. die Erläuterungen zu Text VI.

**) Beiläufig: sō'n (= so ein) sollte sich eigentlich nur mit einem Singular verbinden, es hat aber die Bedeutung „solch" angenommen und tritt daher auch zu Mehrheitsformen.

nicht". Narnich ist so recht ein bardengauisches Wort.*) Vor sieben Jahren bin ich seinen Spuren im ganzen Gau nachgegangen: auch die mik-Leute des Übergangsgebietes haben es, während es im reinen mik-Gebiet nur spärlich vorzukommen scheint. Interessant ist, daß im Westen die zum Kreise Soltau gehörigen Orte Bispingen und Munster (vermutlich auch ihre Umgegend) noch heute narnich sagen, während weiter westlich (in Wietzendorf und um Soltau, d. h. im Loingau) nernst (mnd. nergens) herrscht. Die alten Bardengauorte Bispingen und Munster haben also nach der Loslösung vom Gauverbande in dem fremden Verwaltungsbezirk die aus volkstümlicher Doppelsetzung der Verneinung hervorgegangene Fügung zäh bis heute festgehalten. — nę̄m (= wo), das hier relativisch, sonst auch als Fragewort gebraucht wird, ist eine Verkürzung von wenę̄m. Das Wort wird Anz. 21, 156 nicht richtig als „wo denn eben" erklärt. Vielmehr liegt ein war-neven (= woneben) zugrunde. Wer einem andern angibt, n e b e n welchem Gegenstand etwas Gesuchtes sich befindet, sagt ihm damit, w o dieses selber zu finden ist. Allmählich ist die ursprüngliche Bedeutung „woneben" verblaßt und in die des bloßen „wo" übergegangen. In der städtischen Volkssprache (Lüneburg, Winsen) scheint das Wort nicht bekannt zu sein.

Den Erläuterungen folgt nunmehr der **Text von Brackel** selber (= **Text I**).

Ek ho^{a} de^{i} W^{u}ōrk.

Jōch'n We^{i}kbrōt harr ve^{i}rtich J^{u}ōr ob'n Ga^{u}t in ōstpro^{a}ß'n de^{i}nt; schw^{u}ōre Arbait könn he^{i} nech m^{i}ēr da^{u}n. Sō'n ōle Lū̆ krīcht von ^{i}ēr'n Herrn Wånung on Brōt bet an ^{i}ēr En'n. Ta^{u} plo^{a}g'n on ta^{u} mai'n brūkt se^{i} nech m^{i}ēr, se^{i} schöllt œb'r ob'n Hof bī lichde Arbait noch mål mit ta^{u}fåt'n. Jōch'n dach nū: Mī mött mīn ę̄t'n on Drink'n ŏk sō war'n, on schöll he^{i}'n bę̄t'n nå de^{i} P^{i}ēr se^{i}n ^{u}ō'r de^{i} Stīgh in'n G^{u}ōr'n hark'n, denn kre^{i}ch he^{i} glīk dat Rīt'n on stœn. Ta^{u}lest le^{i}t de^{i} Herr em in sīn'n Kutschwåg'n ūt'n Hūs afhål'n on nå'n Schloß fo^{a}r'n. Jōch'n wō̆r in'n schō̆ne Stū̆f nō̆cht, on de^{i} Herr sę̄: hīr schöll he^{i} nū jümm'r wån'n, Brå'n ę̄t'n on Wīn drink'n, œb'r e^{i}n lüdde Arbait möß he^{i} da^{u}n, he^{i} möß obbe Stråt de^{i} grōde widde W^{u}ōrk ho^{u}'n (de^{i} schöll ŏk nech fre^{i} rümlōp'n, he^{i} schöll anbun'n war'n). Nŏr, dat woll ūs' Jōch'n denn jå ŏk g^{i}ērn da^{u}n. At he^{i} d^{u}ōr nū sō sitt, kommt e^{i}n von sīn Bekannt'n v^{u}ō̆rbī on fråcht: „Jōch'n, wot måks(t) dū denn d^{u}ōr?" „Ek ho^{a} de^{i} W^{u}ōrk." „Dū bis wŏl verrückt", sech(t) de^{i} ann'r, lacht un gait wīg'r. Sō gait 't 'n ganß'n Dagh on alle Dåch. E^{i}rs quę̄lt Jōch'n sik d^{u}ōr nech üm on ant'rt jümm'r: „Ek ho^{a} de^{i} W^{u}ōrk", bī lütt'n œb'r arg'rt he^{i} sik œb'r dat vę̄le Fråg'n, he^{i} ward wild, as wenn em'n Wess'n stę̄k'n harr, un rōpt de^{i} Lū̆ ta^{u}: „Sch^{i}ērt ja^{u} ta^{u}'n Dū̆b'l!" Mit de^{i} Tīt ke^{i}k he^{i} sik g^{u}ōrnech m^{i}ēr üm on ant'r nech, on dat schō̆ne ę̄t'n schmeck em ŏk nech. ŏk de^{i} Kinn'r in'n Dörp lach'n arl œb'r em. Ob e^{i}(n)mål wo^{a} he^{i} wech; narnich wo^{a} he^{i} ta^{u} fin'n. Nåh^{i}ēr ko^{a}m rūt, he^{i} wo^{a} nå de^{i} Stadt gån, nę̄m he^{i}'n Bra^{u}'r wån'n harr. D^{u}ōr brūk he^{i} de^{i} W^{u}ōrk nech m^{i}ēr ta^{u} ho^{u}'n.

---

*) Es scheint in Mosidi unbekannt zu sein, dagegen kannte man die Ausdrucksweise wenigstens früher in oder um Bremen, vgl. Brem. Wb. III 218 nargens nig. Die richtige Erklärung hat auch einer der Übersetzer, der Schriftsteller G. Müller-Suderburg, gefunden, wie ich gern hervorhebe.

Über die Volkssprache in den umliegenden Gegenden des nordwestlichen Bardengaues

So weit der Text. Wir bleiben zunächst in dem Goh, dem Brackel angehörte, in „Soltinghusen“, und hören uns jenseits des Garlstorfer Waldes, in Oehlstorf bei Salzhausen, um. Schon hier stoßen wir auf Unterschiede, doch reichen auch die Übereinstimmungen weit. Vor allem finden wir auch in Oehlstorf die Laute ^{i}ē und ^{u}ō wieder, doch gibt die Übersetzung ^{u}ō durch ^{i}ō (G^{i}ōr'n = Garten). Ähnliche Zwischenlaute treten hier nun aber auch noch vor andern Vokalen auf, so vor ū (^{i}ūt = aus, br^{i}ūkt = braucht, St^{i}ūf), vor ö (D^{i}örp), vor o^{u} (d^{i}o^{u}n = tun, Br^{i}o^{u}'r = Bruder), vor dem aus au entstandenen ō (gr^{u}ōde = große) und vor a (de^{i} ^{i}ann'r = der andere, ^{i}ann'rt = antwortet, n^{i}arnich = nirgends). Die für Brackel erwähnte starke Nasalierung wird in der Übersetzung bei den einzelnen Worten (z. B. bei kommt, Bekannt'n) ausdrücklich hervorgehoben. „Schon“ heißt auch hier arl, aber auch arle (= alle) und ars (= als) zeigen das r. „Wurde“ = wűrd (das ü stammt aus den alten Pluralformen mit u), „leicht“ = lı̄cht (mit Erhaltung des ī, auch so in der Kreisstadt Winsen), „muß“ = mutt, „bis“ = bę̄t, was ein älteres bēte (mit erster offener Silbe) voraussetzt,*) „auch“ = ōk (mit bewahrter Länge). Auch anlautendes sm und sw sind erhalten, auch der Dativ (ausnahmsweise) in nåer Stadt (= nach der Stadt). Für bis (= bist) sagt man, auch in Winsen, mit Rundung büs.

Wir sind bei der Luhe. Gehen wir flußaufwärts, so kommen wir in den Goh Amelinghausen. In der Mundart des gleichnamigen Dorfes soll dem ē vor r ein ĕ vorgeschlagen werden (m^{e}ēr, P^{e}ēr = Pferde usw.); ō vor r hat, wie in Brackel, den Vorschlag u. Vor ū wird in Amelinghausen (wie in Oehlstorf) ein i artikuliert, vor o^{u} ein e (d^{e}o^{u}n). Bemerkenswert ist noch in der Übersetzung Wœn'n (= Wohnung, aus wöninge oder besser wåninge), die mit überkurzem e gesprochene Partikel jĕ (= ja) und die Verwendung des Dativs in up'r Landstråt. Der Verfasser der Übersetzung von Amelinghausen hat den Text auch in die Mundart von Boltersen, seinem jetzigen Wohnort, übersetzt und selbst eine Vergleichung vorgenommen. Obwohl Boltersen in einem andern Goh, in Modestorpe, und noch östlich von Lüneburg liegt, haben sich, von den Zwischenlauten abgesehen, nur fünf Varianten ergeben: A. Drånk (= Enterich), B. Dråk, A. son'n (= solche), B. sön'n, A. wot, B. wat, A. Weps, B. Wöps, A. Do^{u}b'l, B. (mit der Spirans) Do^{u}w'l.

Um so auffallender ist der Unterschied, wenn wir die Dörfer einmal hinter uns lassen und der Luhestadt Winsen und ihrer Nachbarin Lüneburg einen Besuch abstatten. Der Vokalismus zeigt eine Vereinfachung. Zwar ę̄ ist erhalten, auch œ und å (W. Wånung, L. mit Umlaut Wœnung), aber die e^{i}, besonders die aus eo entstandenen, neigen sich in

*) Vgl. mnd. bette (= bis hinzu), woraus ein solches bēte entstanden zu sein scheint; bę̄t wird auch in Otter (Kr. Harburg), Schneverdingen (Kr. Soltau), Bergen (Kr. Celle) gesagt.

Winsen*) stark zum feineren ē (es heißt zwar de^i Kåt, he^i, fre^i, aber neben ve^{i}rdich vērdich, auch wird e^i „weniger spitz" als auf dem Lande gesprochen, und nur dēnt, nur ēn), auch o^u wird zum Teil zu ō (zwar do^{u}n, Bro^u(d)'r, aber tōfåt'n), und als Umlaut herrscht einfaches ȫ vor (kȫm = kam, fȫr'n = fahren, plȫg'n, wȫr = war, hȫ'n, allerdings ik hö^{u}d mit schwachem ü); in Lüneburg wird anscheinend nur noch ē und ō gesprochen und der Umlaut ähnlich wie in Winsen behandelt (kȫm, fȫr'n, plȫg'n, wȫr, doch hö^u'n, ik hö^u). Die vor r stehenden ē und ō haben in Winsen den Vorschlag (m^{i}ēr, G^{i}ōr'n, auch ^{i}ērst, das wohl aus dem bäuerlichen e^{i}rst mit der Durchgangsform ērst erwuchs), dagegen fehlt ein solcher in Lüneburg. Winsen sagt swōr und smeck'n, Lüneburg schwōr und schmeck'n. Winsen stößt das Endungs-e nach ländlicher Weise aus, der Lüneburger sagt in sīne Kutsch, ēne lütte Arbait, ēn von sīne Bekannt'n, in 'ne(!) fīne Stūf, de annere. Beide sagen Lūd' (mit erhaltenem d), ebenso vorwiegend und (statt un), öd'r (mit erhaltenem d) und wīd'r, nicht wīg'r, indem sie sich dem weitgreifenden Lautübergang d > g verschließen, beide sprechen in ganz und tōletzt das hochdeutsche z (die Affricata) statt des ländlichen s (der Spirans), beide gebrauchen von „sollen" die feineren Formen mit s statt mit sch, sagen wat, jū (= euch) und ümm'r, kennen die ländlichen Ausdrücke für „antworten", „wo", „nirgends" und für das den Nachsatz einleitende „dann" nicht, sondern sagen antwörden (L. mit ü), wō, nirgens (mnd. nirgen), dann (W. hat freilich daneben auch denn, mnd. dan und den). Kleinere Abweichungen sind W. arl (= schon), L. schōn (mnd. schōne), W. bet, L. bit, W. könn (= konnte) und wöll, L. kunn und wull. Im großen und ganzen macht das Niederdeutsch beider Städte den Eindruck, daß es nach größerer Feinheit strebt, aber manches Eigenartige und Urwüchsige aufgegeben hat, wobei die Frage offen bleiben muß, ob das, was uns als junge Verschlechterung erscheint, nicht zum Teil schon auf älterer Stadtüberlieferung beruht.

Eine Übersetzung aus Deutsch-Evern, einem Nachbardorfe Lüneburgs, enthält zwar mehrere Übereinstimmungen wie Wœnung, bit und s-Formen von „sollen", auch lütje (= kleine) erinnert an Lüneburg, denn in älterer Zeit hat die stadtlüneburgische Form lüttke (von mnd. luttik) gelautet — aber in der Hauptsache zeigen Formen und Laute einen andern, eben den ländlichen Typus. Vor allem wird das Endungs-e überall in der uns bekannten Weise abgestoßen. Bemerkenswert sind år'r (= oder), aus oder mit Dehnung und dem Übergange d > r, das (auch in Echem gebräuchliche) Präteritum lo^{u}t (= ließ, das vielleicht auf ein lo^{u}t, lōt, vgl. got. lài-lōt, zurückgeht) und die Form vun (= von), die früher auch in Bardowick üblich gewesen sein soll und mir noch aus Dörfern des Kreises Ülzen (Gr. Thondorf, Barum) bekannt

*) Um die Feststellung dieser lautlichen Verhältnisse hat sich Herr Lehrer Buchholz in Winsen (gebürtig aus Oehlstorf) verdient gemacht.

ist. In Scharnebeck stoßen wir wieder auf das stadtlüneburgische Adverbium schōn. Die Formen von „sollen" werden hier mit dem ländlichen sch gebildet, während das benachbarte Bardowick das vornehmere s verwendet. „Gegangen war" wird in Scharnebeck mit dem Hilfszeitwort „haben" ausgedrückt (gån harr), ebenso in Bardowick (he^i harr nåre Stadt trock'n).

Und nun zu Bardowick selber, dem alten Bardensitz! Bardowick bildet durch seinen Vokalismus eine Enklave im Bardengau. Während in Lüneburg die alten Diphthonge in weitem Maße Monophthonge geworden sind, finden wir in Bardowick eine weit größere Zahl von Bildungen mit Diphthongen als sonst im Bardengau. Nicht nur die e^i und o^u, sondern auch die ē und ō des Bardengaues erscheinen als e^i und o^u; hinzugefügt sei aber gleich, daß sowohl das e von e^i wie das o von o^u einem offeneren Klang, nach a zu, hat. So heißt es denn a^{u}le (= alte), a^{u}k, gra^{u}t (= groß), alle^{i}n und beque^{i}m (fast a^i). Der Umlaut des o^u oder genauer a^u lautet in Bardowick o^ü: scho^{ü}n (= schön). Woher stammt nun diese Abweichung vom übrigen Bardengau? Sie erklärt sich aus dem Handelsverkehr Bardowicks mit Hamburg, wo die Bardowicker in dem „Zippelhaus" besondere Unterkunftsräume für ihre Waren und sich selber während ihres oft Monate währenden Aufenthaltes besaßen. Aus Hamburg also stammen die auffallenden e^i und o^u, und genau wie im Hamburger Platt wird dem o^u (a^u) noch gern ein flüchtig artikuliertes e vorgeschlagen, weshalb die obigen Formen genauer ^{e}a^{u}le, ^{e}a^{u}k, gr^{e}a^{u}t lauten. Auch aus dem nahen Lüneburg ist eine vokalische Besonderheit, die Hebung a › e vor r (vgl. S. 258), nach Bardowick verpflanzt worden, und man hört dort bisweilen hochdeutsche Formen wie Gert'n (= Garten) und Cigerr' (= Cigarre). Vor r heißt es heute mēr, Pērt (= Pferd), hēr (= her), swōr und Gōr'n (= Garten): die alten Bardowicker sagten me^{i}r, Pe^{i}rt, he^{i}r und sprachen (mit offenem, langem o) swår und Går'n. Leider kann ich hier den Lautverhältnissen des historisch denkwürdigen Ortes, denen ich, wie billig, seit Jahren meine Aufmerksamkeit zugewandt habe, nicht näher nachgehen. Nur auf einiges will ich noch kurz hinweisen. Der Vorschlag vor ē und ō ist unbekannt, aber auch in Bardowick werden eigenartige Zwischenlaute entwickelt. Das e vor o^u (a^u) wurde schon erwähnt; dazu kommt ein o vor ū (br^{o}ūkt = brauchen, ^{o}ūt, n^{o}ū, H^{o}ūs) und ein e vor ī (m^{e}īn = mein, gl^{e}īk = gleich). Derartige Zwischenlaute, die beispielsweise im Kr. Harburg (Gau Mosidi) fehlen, sind ohne Zweifel eine bemerkenswerte Eigentümlichkeit nicht nur Bardowicks, sondern überhaupt des Bardengaues, wenn auch einzelnes (das e vor a^u) von außen hineingetragen worden ist. Auf Bardowick wird später, wenn wir die Frage nach der Erhaltung bardischer Reste aufwerfen, noch zurückzukommen sein.

Zwischen diesem Orte und Winsen erreicht die „Geest" (das trockene Gebiet) ihr Ende; dieser letzte vorspringende Teil, die Gegend um Sangenstedt, Rottorf, Handorf, Borstel und Wittorf, heißt die Vörge^{i}st

(= Vorgeest). Nördlich von ihr beginnt die Winser Marsch, die aus der zwischen Ilmenau und Ilau liegenden Binnenmarsch (Oldershausen, Fahrenholz, Mover, Hunden, Tönnhausen)*) und der zwischen Ilau und Elbe von Laßrönne bis Niedermarschacht sich erstreckenden Winser Elbmarsch (auf der Karte „Winſ. Em.") besteht. Westlich von dieser liegt die Vogtei Neuland, die durch einen eigenartigen Vokalismus auffällt und in Verbindung mit Text IV besprochen werden soll. Die übrigen genannten Marschgebiete weichen von der Geest und unter sich in dieser und jener Hinsicht ab (z. B. sagt die Vorgeest noch wot, dagegen die Marsch wat), aber so tief, wie bei der Vogtei Neuland, gehen, soweit meine Beobachtungen reichen, die Unterschiede nicht, abgesehen von Tönnhausen, das statt å œ und ȩ̄ ō, ȫ und ē spricht und besonders stark den Eindruck einer fremden Besiedlung erweckt. Der Winser Binnenmarsch entspricht östlich im Kr. Lüneburg die Lüneburger Binnenmarsch (um Bütlingen, Dreckharburg, Lüdershausen, Echem), und die Fortsetzung der Winser Elbmarsch bildet (von Obermarschacht an) die Lüneburger Elbmarsch mit Artlenburg. v. Hammerstein* ist geneigt, für die Vogtei Neuland holländische, für die Winser Elbmarsch nordalbingische und für die Lüneburger Elbmarsch wendische Ansiedler anzunehmen (S. 529 f.). Ich glaube, daß diese Frage nur auf Grund umfassender mundartlicher Beobachtungen gelöst werden kann. Ein Beispiel: in beiden Elbmarschen**), auch in den Binnenmarschen, ist die gewöhnliche Form für „mähen" maid'n: hängt diese auffällige Form mit dem mittelniederländischen maeden zusammen? Die Frage ist um so mehr berechtigt, da in Artlenburg noch ein älteres mēd'n vorkommt. In der Lüneburger Marsch wird sk als s gesprochen: Fis (= Fisch), räs (= rasch) usw., auch in der Winser Marsch findet sich dieser Rückgang. Ist es nun Zufall, daß im Friesischen fis und räs als jüngere Formen gebraucht werden (vgl. Ten Doornkaat-Koolman I 490, III 14), zumal friesische Kolonisation der Elbufer auch aus einem andern Grunde mit in Frage kommen könnte (vgl. v. Hammerstein 530)? Selbstverständlich beweisen solche vereinzelten Beobachtungen wenig oder nichts: erst viele (und darunter womöglich einige durchaus zwingende) werden, zumal unter Heranziehung der Vierlande, des Altenlandes und der andern Kolonien, Fragen dieser Art zu lösen im stande sein. Für Artlenburg sei noch nachgetragen, daß dort das e^i des Binnenlandes, das auch in der Lüneburger Binnenmarsch und zum Teil in der Elbmarsch herrscht, a^i lautet und o^u zum a^u wird: dies als Beispiel, daß auch am Elbdeich die Sprache keine einheitliche ist.

Die (Lüneburger) **Nordbarden** und die (italischen) **Südbarden.** Die Frage der Bevölkerung des Bardengaues ist bisher nicht behandelt worden. Eine Betrachtung aber über die Volkssprache des Nordbarden und Südbarden

*) Auf der Karte steht „Binnenmarsch" als zusammenfassende Bezeichnung für die Winser, Lüneburger und Bleckeder Binnenmarsch.

**) In der Winser zum Teil maig'n.

Bardengaues, die, zumal in einem Heimatbuche, nicht auch die ausgewanderten Langobarden oder, wie sie ursprünglich hießen, die Barden und die in lateinischen Denkmälern erhaltenen Reste ihrer Sprache wenigstens berührte und irgendwie in ihren Kreis zöge, würde gewiß von manchem Leser als lückenhaft empfunden werden. Die Langobarden Italiens gedachten ihrer in der Ferne gefallenen Brüder in rührender Weise — ein Taubenbild an hoher Stange, das hinüberblickte nach der Gegend, wo der Sippengenosse den Tod gefunden, sprach von ihrer Treue und Trauer: so sollen auch die folgenden Blätter nach den im Süden ruhmreich untergegangenen einstigen Gaugenossen Ausschau halten. Aber ist überhaupt ein Teil der Barden in dem Gau zurückgeblieben? Man begegnet wohl der Ansicht, daß seinerzeit das ganze Volk der Barden die Wohnsitze an der untern Elbe verlassen habe (vgl. Bremer, Ethn. § 149, 241 f.). Dem steht aber das wichtige Zeugnis des Langobarden Paulus Diaconus (I 2) gegenüber, nach dem ein Drittel wegen Übervölkerung durch das Los zur Auswanderung bestimmt worden ist. Auch die Erhaltung des Namens „Bardengau", das Vorkommen der Stammesbezeichnung Bardi noch im späteren Mittelalter (v. Hammerstein* 58) und mannigfache Übereinstimmungen in Sitte und Recht, wie sie besonders v. Hammerstein beobachtet hat, sprechen dafür, daß tatsächlich ein Teil der Barden in den alten Sitzen verblieben ist. Auch Bückmann* vertritt den Standpunkt, daß „im Bardengau die Nachkommen des Langobardenvolkes zu suchen sind". Nach dem, was früher (S. 250) über das Vordringen der Slawen bemerkt worden ist, müßten etwaige Reste noch am ehesten auf dem linken Ufer der Ilmenau zu finden sein und zwar im Nordwesten, da im Südwesten später Ostfalen sich angesiedelt haben. Wer nun allerdings glauben sollte, daß er die bezeichnenden Merkmale des Langobardischen hier mühelos wiederfinden und mit Händen greifen könne, irrt sich. Man muß genau zusehen, um hier und da auf einen Rest zu stoßen. Im Langobardischen wird z. B. ai vor r seit dem 8. Jahrhundert zu ā kontrahiert: Gāri-paldus (der Ger-kühne, von gār = Ger) und andere Zusammensetzungen bezeugen den Laut. Im Bardengau steht aber für solches ā ein niedersächs. ē (oder e^i, wie in e^ir = früher). Nun liegt im NW das Dorf „Garlstorf", das in dem an Ort und Stelle von dem betreffenden Kassenbeamten aufgenommenen Winser Schatzregister (von 1450) Gharlevestorppe heißt. Das a ist nicht etwa durch Senkung aus e*) entstanden, da derartige a im Schatzregister noch e lauten (Hermestorppe, heute „Harmstorf", Merschen, heute „Maschen" aus „Marschen" usw.), wie denn überhaupt die Erscheinung der Senkung erst in erheblich späterer Zeit einsetzt. Folglich muß a alt sein, und so zeigt sich hier in einem Dorfnamen des Bardengaues der Vorname Gharleve**) mit einem

Langobardische Reste im Lüneburgischen

---

*) Ganz abgesehen davon, daß ein gēr wegen des ē gar nicht der Senkung unterworfen sein würde.

**) leve (ahd. leiba) bedeutet Überbleibsel und meint hier den (überlebenden) Sohn, vgl. Förstemann, Altd. Namenbuch, I 996.

(allerdings heute infolge der Doppelkonsonanz kurz gesprochenen) langobardischen ā. Überhaupt wird die Namen- und daneben die Flurnamenforschung hier vielleicht noch mancherlei alte Zusammenhänge aufdecken können: ich verweise auf die schon erwähnte Programmabhandlung Bückmanns*, die bemerkenswerte Versuche nach dieser Richtung enthält*), und den von ihm für eben diesen Band übernommenen Abschnitt über Dorf- und Flurnamen.

Die Auffassung, daß die Sprache der zurückgebliebenen Langobarden später starke Veränderungen erlitten haben muß, wird durch das Textwort üs' (= unser) noch weiter bestätigt. üse ist aus unse mit Ausstoßung des Nasals vor s und Ersatzdehnung gebildet, und diese Ausstoßung ist im Altsächsischen (und Angelsächsischen) die Regel, während im Langobardischen das n vor dentalen Spiranten gewöhnlich erhalten**) bleibt (vgl. Bruckner* § 64: Ganso, Gunsibertus). Die Form üs' ist nun im Bardengau weit verbreitet und muß wohl als niedersächsisch betrachtet werden. Wie haben wir nun aber über das in manchen Dörfern des Bardengaues gesprochene uns' zu urteilen? Im NW findet sich die Form z. B. in Bardowick, Luhdorf, Pattensen, Wulfsen, Tangendorf, Amelinghausen***). Das hochdeutsche „unser", das neuerdings hier und da, wie ich feststellen konnte, ein niedersächsisches üs' zurückgedrängt hat, kommt bei diesen Orten nach den Aussagen Eingesessener nicht in Frage. Man hat dort „immer" uns' gesagt. Nehmen wir noch den Namen des auch in der Gegend liegenden Dorfes Undeloh dazu, den Bückmann (Niedersf. 15, 364) treffend mit dem langobardischen Namen Ondemārus (= der Wogenberühmte, von altſ. ūđia, ahd. undea = Woge) zusammengebracht und aus der Beschaffenheit der Flur überzeugend als „Wasserwald" gedeutet hat, so werden wir die Möglichkeit, daß das bewahrte n von „unser" in den genannten Orten ein langobardischer Rest ist, zugeben müssen. Eine sprachliche Einwirkung niederländischer Kolonisten, die an manchen Stellen ein niedersächsisches üs' durch ihr uns' verdrängt haben (vgl. Bremer, Ethn. § 187), kommt bei diesen Gegenden schwerlich in betracht.

Neben dem erwähnten langob. Ondemār ist nun der mit demselben Wort zusammengesetzte Name Undepert (= der Wogenglänzende) überliefert. Es muß doch immerhin im Hinblick auf dieses Schwanken zwischen o und u auffällig erscheinen, daß gerade in der reineren Bardengegend, zu der Brackel gehört, die Konjunktion „und" on lautet und auch sonst hier in manchen Wörtern ein Zwischenlaut zwischen o und u gesprochen wird (vgl. S. 268). Allerdings findet sich dieses Schwanken gerade vor Nasal auch sonst (vgl. Lübben, mnd. Gr. § 13). Ein e für i im Lango-

*) So zu der Frage, ob der langobardische Übergang th › t noch in Namen des Bardengaues nachzuweisen ist.

**) Voraussetzung ist dabei, daß das Fehlen des n in den langobardischen Personennamen auf — fusus, — fusa (zu ahd. funs = bereit) sich wirklich lediglich aus Akzentverhältnissen erklärt, wie Bruckner wahrscheinlich zu machen sucht.

***) Auch im Gau Mosidi scheint die Form mit Nasal die ursprüngliche gewesen zu sein, dagegen in Sturmi üs'.

bardischen (Bruckner * S. 77) und in der Brackeler Gegend ist ähnlich zu beurteilen, aber es verdient doch Beachtung, wenn im Langobardischen ein renga (statt ringa) auftritt, das dem aglſ. hringe, ahd. rinka (aus hrinka) = Spange entspricht und etymologisch in enger Beziehung zu „Ring" steht (vgl. Falk u. Torp II [1]901), und nun gerade auch im NW. des Bardengaues (z. B. in Brackel und Oehlstorf) noch heute Reng für „Ring" gesagt wird, wie ähnlich in Brackel „singen" seng'n und in Oehlstorf „klingen" kleng'n lautet.

In anderer Hinsicht finden wir aber wieder Abweichungen, so steht dem langob. child in launi-child (= Lohngeld, Gegenleistung) mit dem vor l beliebten i (statt e) in Brackel die Form Geld mit ausgeprägtem e gegenüber. Jedoch gerade der Anlaut dieses Wortes führt uns zu einer weiteren Beobachtung, die diesmal Bardowick betrifft. Das langobardische g, und zwar handelt es sich um ein spirantisches g (nicht den Verschlußlaut, wie Bruckner * S. 157 anzunehmen scheint), zeigt große Neigung, in ch überzugehen, also sich zu verhärten. So in Ratichis, Radichīsus, Ratchis, Rachis, Sichefrit, Anschaidus, Cheidulus, Chīserat, Anschārius, Rōtchaus und in vielen anderen Wörtern. Das ch steht meistens vor palatalen Vokalen, aber auch, wie die Beispiele zeigen, vor gutturalen. Wenn vor den letzteren überwiegend g erscheint (z. B. in Gārmārius), so dürfte sich das zum Teil daraus erklären, daß die harte gutturale Spirans weniger deutlich erklang als die entsprechende palatale und die Schreiber oft den stimmlos gesprochenen Laut durch die stimmhafte Spirans g (unser gh) wiedergegeben haben. Nun trifft man im Bardengau auf den Lautübergang g (richtiger gh) › ch nur östlich der Ilmenau in Dörfern an der Ostgrenze Lüneburgs mit slawisch-ostfälischer Bevölkerung. So hörte ich denn hoch auf, als mir vor mehreren Jahren ein alter Bardowicker versicherte, in seiner Jugend, in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, hätten noch einige alte Bardowicker und Bardowickerinnen das g wie ch gesprochen. Chår'n (= Garten) und chår nich (= gar nicht) — so haben nach diesem Gewährsmann, dessen sonstige Angaben über die Bardowicker Mundart zuverlässig sind, die Formen unseres Textes früher in Bardowick gelautet; andere Beispiele sind Cheld (= Geld), chift (= gibt). Was den Inlaut betrifft, so heißt noch heute der Dreschflegel (mnd. vlegel(e), vlogel) in Bardowick und einigen anderen Orten des Bardengaues Flŏch'l, mit der palatalen Spirans. Im Anlaut wurde die Spirans vor palatalen Vokalen palatal hervorgebracht, wahrscheinlich auch vor gutturalen Vokalen*). Dieses in Kürze das Ergebnis mehrfacher Nachforschungen an Ort und Stelle, bei denen mich Herr Lehrer Hermann Oberdieck unterstützt hat. Eins muß ich noch hervorheben. Die Bardowicker sind zwar sprachlich von Hamburg

*) Dann hätte hier vermutlich der Vordergaumen den Hintergaumen im Laufe der Zeit zum Teil entlastet. Ähnlich spricht heute der Berliner die anlautende weiche Spirans nur palatal (also jibt und Jabe mit gleicher Artikulation): in alter Zeit dürfte er aber das zweite Wort, das mnd. gave, guttural intoniert haben.

beeinflußt worden, doch scheint die Möglichkeit ausgeschlossen, daß diese Lauteigentümlichkeit hamburgischen Ursprunges ist. Wenn die Bardowicker den Laut so gesprochen haben, so hat sich hier an dem Bardensitze, dessen Bevölkerung der Umgegend gegenüber wohl schon immer ein Sonderdasein führte und wenig durch Zuzug verändert wurde, noch bis in das 19. Jahrhundert eine langobardische Lauterscheinung erhalten*).

Zur Stammesverwandtschaft der Langobarden

Ebenso schwierig wie die Frage der Bewahrung gewisser Sprachreste ist die der Stammesverwandtschaft. Die einen (so Jakob Grimm) sehen in den Langobarden einen hochdeutschen Stamm und zwar einen Teil der Sueben, wofür neben anderem angeführt wird, daß das Volk nach Ausweis seiner Sprachreste die zweite (hochdeutsche) Lautverschiebung mitgemacht hat, andere (Müllenhoff, Bruckner*) zählen sie mit den Anglofriesen und Sachsen zu den Ingwäonen. Die Gründe, die für jede Auffassung sprechen, können hier nicht abgewogen werden, doch mögen einige Beispiele die Frage beleuchten. Wir sahen oben (S. 266), daß ein e[i] oft (z. B. in De[i]f = Dieb) aus altem eo hervorgegangen ist. Dieses altlüneburgische eo, das, wie ebenfalls schon gesagt, auch bei den Angelsachsen herrschte und das ursprünglich daneben vorkommende io verdrängte (vgl. Sievers über das westsächsische io § 38 u. 64), findet sich nun auch bei den italischen Langobarden. Nur eo (daneben noch das eu, aus dem eo hervorging) haben die Langobarden gesprochen, aber nicht io! Nun mag man über das vorauszusetzende lüneburgische eo vielleicht geteilter Ansicht sein, man kann es als langobardisch oder, sagen wir genauer, nordbardisch betrachten, man könnte es aber auch als niedersächsisch ansprechen**), da auch bei den Niedersachsen eo stark um sich gegriffen haben muß, wennschon die ältesten niedersächsischen (für niedersächsisch geltenden) Denkmäler häufiger io als eo haben. Aber andererseits ist hinsichtlich des langobardischen (südbardischen) eo kein Zweifel möglich, daß dieses sich außerordentlich scharf vom Althochdeutschen abhebt, wo eo früh von io abgelöst worden ist (vgl. langob. T(h)eodericus mit ahd. thiot, diot = Volk). Dieses angelsächsisch-nordbardisch-niedersächsisch-südbardische eo spricht gewiß nicht für nahe Verwandtschaft der Langobarden mit den oberdeutschen Stämmen!

Ebensowenig ist dies bei einer Gruppe von Wörtern der Fall, denen unser Textwort fre[i] (= frei) angehört. Die Form fre[i] wird im ganzen Bardengau gesprochen, ī hört man nur an einigen später besiedelten Strichen (z. B. in Artlenburg, Brackede, im Bleckeder Bruch). Gleich, sobald man die Grenze überschreitet, in Müden, Hermannsburg, Wietzendorf, stößt man auf das frī. Aus Harber bei Soltau kenne ich frī neben fre[i]. Auch

*) Das Material zur Erweisung dieses bardowickischen ch muß ich einstweilen zurücklegen, um es an anderer Stelle zu veröffentlichen.

**) Vielleicht kommt beides inbetracht, ein erhaltenes bardisches eo, dem der betreffende Laut der Niedersachsen entsprach. Die weitere Entwicklung (zu e[i]) würde dann wohl unter niedersächsischem Einfluß erfolgt sein, wenigstens strebt der Laut im Südbardischen später der Monophthongierung zu ē oder ō zu (vgl. Bruckner * § 31, Anm. 4).

im reinen mik- (mek-) Gebiet scheint frī die Regel, wenngleich Ausnahmen vorkommen. Ebenso ist jenseits der Elbe und so auch in Mecklenburg frī die regelmäßige Form, auch in Holstein. Dagegen setzt fre^{i} sich westwärts in Mosidi bis ins Stadische fort, ebenso sagt man im Sturmi (Schneverdingen) fre^{i}. Rabeler* (340) erklärt nun e^{i} durch Diphthongierung eines altſ. ī und schließt aus der in mittellüneburgischen Urkunden neben überwiegendem ī auftretenden Schreibung ei (ey), daß damals die Diphthongierung vollzogen sein müsse. Aber, sollte sich diese Umbildung eines altſ. Lautes im ganzen Gau vollzogen haben, warum machte sie dann an der Grenze halt, wo doch gerade ungemischte Sachsen (Ostfalen, Engern) saßen, warum haben nicht auch diese bei dem Worte die Diphthongierung mitgemacht? Wir haben vielmehr in dem fre^{i} eine alte bardische Form vor uns, die erst allmählich dem sächsischen frī gegenüber die Literaturfähigkeit errungen hat. Die Beobachtung gewinnt noch an Sicherheit durch ein aglſ. fréo (= frei). Dieses war einst auch die Form des Bardengaues; in der Volkssprache hat es sich bis heute behauptet, auch die Ostfalen des Übergangsgebietes (Kr. Ülzen) haben die Form, bzw. ihre Fortbildung fre^{i}, angenommen und ihr mitgebrachtes frī aufgegeben, dagegen wurde frī, vermutlich dadurch, daß das niedersächsische Volkstum und der niedersächsische Einfluß im alten Gau der Barden um sich griff, zunächst die eigentliche literarische Form. Frī, dem eine gleichlautende Form im Ahd., Altfrieſ. und Altnord. zur Seite steht, ist, da der Stamm frij(j)a - lautete, durch eine Kontraktion des i + j zu ī erwachsen. Dagegen liegt beim aglſ. fréo, neben dem auch frío und im Psalter ein fréa vorkommt, eine andere Bildung vor: während im Gotischen, das ebenfalls zu ī (geschrieben ei) kontrahierte, das s des Nominativs noch erhalten ist (freis), zeigt das Angelsächsische Erhaltung des stammschließenden a als o oder a, die Sievers (§ 130) mit Recht auf eine früh vollzogene Kontraktion zurückführt. Nur wird, da i + j ein ī ergab, das e eben nicht auf ein i + j zurückgehen können. Ist vielleicht das i der Wurzel vor dem folgenden a oder o zu e gebrochen?*) Jedenfalls spricht das angelsächsisch-nordbardische freo, frea — fre^{i} ebenso wie das, was oben über den Diphthong eo dargelegt wurde, gegen die Zugehörigkeit der Langobarden zu einem oberdeutschen Volksstamm. Voraussetzung bei diesem Schlusse ist natürlich, daß aus dem nordbardischen fre^{i} von heute ein freo oder frea der Südbarden (Langobarden) gefolgert werden darf. Hat es ein solches gegeben? Ja, wir sind in der glücklichen Lage, diese erschlossene Form bei den Südbarden nachweisen zu können!

Nämlich an einer stattlichen Anzahl Stellen erscheint in langobardischen Quellen „frei" in bestimmten Zusammensetzungen. Wir finden fulcfree (= volkfrei), auch fulcfreae, außerdem fulfree, fulfreae, fulfre, so schon im Edictus Rothari, der im 7. Jahrhundert entstanden ist. Auch ful(c)-frealis (ahd. frī-hals = freier Hals, freier Mann) kommt vor, ein mit

*) Auch aglſ. féond (= Feind, got. fijands, ahd. fīant, altſ. fīand, altfrieſ. fīand) heißt im Bardengau (ebenso in Mosidi) Fe^{i}nd. Von weiteren Parallelen sehe ich hier ab.

lateinischer Endung versehenes Adjektiv, bei dessen zweitem Bestandteil allerdings eine Zusammenziehung vorliegt. Nun hängt mit „frei", das ursprünglich den Begriff „lieb" hatte, auch das agls. Neutrum fréo (= Frau) zusammen (alts. frī), und wie bei den Angelsachsen neben dem Adjektivum fréo dieses gleichlautende Substantivum im Gebrauch war, so steht neben den südbardischen Adjektiven free, freae der von Paulus Diaconus überlieferte Name Frea, als Bezeichnung der bekannten Göttin, der nordischen Frigg, die ebenfalls die Liebe oder die Holde bedeutet. Auch im Lüneburgischen heißt der nach ihr benannte Freitag (die Benennung soll etwa im 3. oder 4. Jahrhundert aufgekommen sein, vgl. Kluge) Freⁱdach, während in Westfalen, in Göttingen und Grubenhagen, in Mecklenburg Frīdach gesagt wird. — Die langobardischen Formen mit e kamen nun dem ersten Bearbeiter dieser Sprachreste, Carl Meyer,* so unglaublich vor, daß er sie einfach für Schreibfehler erklärte (S. 263). Bruckner*, der Schweizer Gelehrte, weist dieses zurück (S. 78) und ahnt einen Zusammenhang mit den agls. Kontraktionserscheinungen. Er schwankt jedoch, ob die Langobarden bei dem Adjektivum ein ē oder einen diphthongartigen Laut gesprochen haben. Ohne Zweifel das letzte, wie ihr Frea vermuten läßt. Das Adjektivum lautete auch wohl -ea, wie im agls. Psalter; das a mag am Schluß der zusammengesetzten Wörter, unter dem Nebenton, weniger offen gesprochen und von den fremden Schreibern als ae oder e aufgefaßt sein.

Aus dem südbardischen frea und Frea, kombiniert mit dem freⁱ des Bardengaues, ziehen wir zunächst den wichtigen Schluß, daß tatsächlich nur ein Teil der Barden seinerzeit ausgewandert ist, wie das ja auch Paulus Diaconus behauptet (vgl. S. 276). Da die Formen im 7. Jahrhundert in Italien nachweisbar sind, ergibt sich weiterhin, daß die Kontraktion zu e damals auch im Bardengau sowie in Mosidi, Sturmi und etwaigen anderen weiter abliegenden Gauen vollzogen gewesen sein wird. Wahrscheinlich ist der Laut aber viel älter, und haben wir es hier nicht mit einer nordbardischen, südbardischen und angelsächsischen Parallelentwicklung zu tun, sondern mit Formen, deren Entstehung in die Zeit hinabreicht, wo die Barden noch als Gesamtvolk, als Nachbarn der Chauken und Angeln an der unteren Elbe saßen.

Fassen wir die bisherigen Darlegungen über die Bevölkerung des Bardengaues zusammen, so darf folgendes ausgesprochen werden. Nur ein Teil der Barden ist fortgezogen. Die Mundart weist noch vereinzelte Anklänge an das Langobardische auf, die sich zum Teil auch in dem stark von Ostfalen besiedelten Übergangsgebiet erhalten haben und mehrfach deutlich von der Sprache der Niedersachsen abweichen. Andererseits darf man vermuten, daß die Sprache der zurückgebliebenen Barden seit ihrer Verbindung mit dem Sachsenvolk und gerade infolge dieser im Laufe der Zeit starke Einbuße durch das Niedersächsische erlitten und viel von ihrem ursprünglichen Gepräge verloren hat.

Das d › g-Gesetz im nordwestlichen Bardengau

Im Anschluß an das Textwort wīg'r (= weiter) müssen wir noch eine zwar jüngere, aber trotzdem höchst bemerkenswerte Entwicklung betrachten, nämlich den Übergang eines intervokalischen d zu g. d ging (vgl. S. 255) zunächst zur Spirans gh (einem „fein" gesprochenen j) über, die man stellenweise (z. B. in Wittorf bei Bardowick und in Hermannsburg, dort wīgh'r, hier wīghĕ) noch hört; die Spirans ist aber an den meisten Stellen schon zum Verschlußlaut g geworden. Dieser Lautwechsel erfolgte wohl nur nach palatalen Vokalen, trat aber nicht unbedingt nach jedem palatalen Vokal ein. Das Gesetz wird vielerwärts, so auch in Brackel, dadurch durchkreuzt, daß ein de einfach ausfällt*). Ein sporadisches Auftreten dieses Wandels d › j (oder g) ist oft beobachtet worden, und man pflegt aus ihm auf die Ansiedlung niederländischer Kolonisten zu schließen (vgl. Bremer, Ethn. § 187). Aber nirgends, vom Unterrhein abgesehen, zeigt er sich in einem so großen Gebiete wie hier. Die Städte haben sich ihm entzogen, ebenso der Flecken Bardowick. Im übrigen findet man wīg'r, um bei dem Beispiel zunächst zu bleiben, fast im ganzen Kr. Winsen**), also auch in der Vogtei Neuland (Stöckte), im Kreise Lüneburg jedoch nur im Westen (z. B. in Wester- und Kirchgellersen); im Süden des Bardengaues tritt die Form anscheinend selten oder garnicht auf, dagegen mehrfach in der Nachbarschaft, so in Schneverdingen (Gau Sturmi) und in Wietzendorf, Hermannsburg und Eversen, drei Orten des östlichen Loingo. Der ganze Osten Lüneburgs dagegen macht den Wandel nicht mit, auch nicht der Süden und Südwesten. Hier herrschen wīd'r, wīer, wīrĕ u. a. Formen. Man erkennt bald, daß die Ilmenau die Grenze bildet. Nur westlich von ihr ging d in gh über, am lückenlosesten im Nordwesten, da wo die Nachkommen der Barden sich am reinsten erhalten haben. Fast dieselben Grenzen ergeben sich nun bei „müde", von dem eine Karte des Sprachatlas vorliegt (vgl. auch Anz. 19, 351). Eine Linie, die, von Schneverdingen kommend, östlich an Soltau vorbeiläuft und Wietzendorf, Hermannsburg, Eversen einschließt***), dürfte etwa die Westgrenze des moᵘch-Gebietes (das auslautende ch steht für älteres ghe) wiedergeben. Im Osten reicht dieses bis zur Ilmenau. Hier liegt auf beiden Seiten der Grenze der Kreise Winsen und Lüneburg ein kleines, längliches Gebiet, wo teils möᵘch (so in Bütlingen)†), teils mȫch (so in Schwinde

*) Gelegentlich geht d auch in ein interdentales, „am unteren Rand der oberen Schneidezähne" gebildetes l über, z. B. in Brackel Vål'r (= Vater). Derselbe Laut in Dithmarschen, vgl. Kohbrok, Der Lautstand des jūm-Gebiets, S. 16, 69.

**) Ausnahme z. B. Elbstorf in der Winser Marsch (wīd'r). Auch in Amelinghausen wird wīd'r gesagt, doch kennt dieser Ort (ebenso das benachbarte, heute zum Kr. Soltau gehörende Bispingen) den Wechsel in anderen Worten, z. B. in Wę̄g'n (= Zweige zum Binden, von mnd. wede).

***) Diese Orte liegen, wie schon gesagt, im Osten des Loingo. Über die sonstige Verbreitung des Überganges d › g im Loingo bin ich nicht genügend unterrichtet.

†) Umgekehrt liegt bei dem großen möᵘch-Gebiet, das wir später (s. d. Erläuterungen zu IV) in Mosidi kennen lernen werden, ein kleines moᵘch-Gebiet (zwischen Harburg und Buxtehude, doch näher nach Harburg); auch hier tritt stellenweise (so in Daerstorf) ein ō auf.

am Elbdeich) gesprochen wird; dies geschlossene ō ist (nebenbei bemerkt) auffällig und deutet auf fremde Kolonisten. Auch das Übergangsgebiet (Kr. Ülzen), soweit es westlich der Ilmenau liegt, scheint bei diesem Worte — wenigstens zum großen Teil — den Übergang zu gh (ch) mitgemacht zu haben. Im Ostlüneburgischen sagt man mö^{u} (mo^{u}), —d, —r. Im Wendland, in Mecklenburg, in Schleswig-Holstein, im größten Teil des Rgbz. Stade, um Bremen, nirgends ein Übergang d › gh! Dagegen breitet sich nach der Karte am Niederrhein (um Cleve und Wesel) ein ansehnliches müj-, südlich davon (um Crefeld) ein kleineres müch-Gebiet aus, südlich von diesem (um Gladbach und im Südwesten davon) liegt ein ziemlich großes mög-Gebiet; ob sich die Erscheinung jenseits der Reichsgrenze, in den Niederlanden, noch fortsetzt, läßt sich aus der Karte nicht ersehen. Interessant ist auch das Wort „Leute". Bei diesem kennt das Lüneburgische den Übergang nicht, sondern nur die Formen Lüd, Lü, Lür; nur sehr wenige Orte, so Drennhausen-Drage, Tönnhausen, Handorf und Wittorf, die sämtlich in der Winser Marsch oder in ihrer unmittelbaren Nähe gelegen sind, sagen Lüch. Dazu stimmt trefflich die Karte „Leute" des Sprachatlas: diese grenzt an der unteren Ilmenau um Bütlingen herum ein schmales Lüg-Gebiet ab, das fast alle eben angegebenen Orte umfaßt und sich genau mit dem auf S. 282 genannten kleinen mö^{u}ch-Gebiet deckt. Ein Lüg-Gebiet tritt aber sonst nur noch an einer Stelle der ganzen Karte auf, um Geldern, Wesel und Xanten (mit nach Westen offen gelassener Grenze).

Es liegt ja nun nahe, in diesem letzten Falle und überhaupt bei einem Teil der Lüneburger Elbmarschen*) den Lautwandel aus niederrheinischer Besiedlung zu erklären, aber wir wollen uns doch vor übereilten Schlußfolgerungen hüten. Daß etwa von den Elbmarschen her, deren Bevölkerung noch heute zum Teil als ein fremdes Element empfunden wird, eine Durchdringung des ganzen westlichen Bardengaues erfolgt sein könnte, darf wohl als ausgeschlossen gelten. Und von einer Masseneinwanderung niederrheinischer Bevölkerung in sehr alter Zeit, etwa nach den Sachsenkriegen, ist meines Wissens nichts überliefert, weshalb wir auch von jeder nach dieser Seite liegenden Erklärung absehen müssen**). — Wenden wir uns zunächst der Frage zu: Wie ist der Vorgang lautlich zu erklären? In den von Bolte und Seelmann herausgegebenen „Niederdeutschen Schauspielen älterer Zeit" (1895, S. 161) wird Ausfall des

*) Auch in den auf der anderen Elbseite liegenden Vierlanden kommt der Wandel d › gh vor.

**) Man darf nach meiner Ansicht auch nicht aus der Beobachtung, daß die heutige Sprache Nordhannovers in mannigfacher Hinsicht die Sprache des „Heliand" nicht fortsetzt, den Schluß ziehen, daß große Bevölkerungsverschiebungen vorgekommen sein müssen. Daß man in diesen Gegenden einst eine Sprache gesprochen haben muß, wie sie im „Heliand" vorliegt, ist eine unbegründete Voraussetzung. In Nordhannover wurde vielmehr bardisch oder bardisch-niedersächsisch und wohl auch chaukisch gesprochen. Außerdem darf man die Gegenfrage stellen: wie weit ist überhaupt die Sprache des „Heliand" altniedersächsisch?

d und spätere Einfügung der Spirans angenommen. Vielmehr dürfte ein dem Übergang d › r (bei „müde" selbst ist das d ja vielerwärts im Lüneburgischen, auch in Mecklenburg und Pommern zu r geworden) verwandter und doch zugleich sich scharf von ihm abhebender Wechsel d › gh vorliegen. In beiden Fällen wurde der Verschluß am Zahndamm nicht mehr mit genügender Festigkeit gebildet; in dem ersten Falle entstand ein Wirbel der Zungenspitze (d › r), im zweiten näherte sich die Mittelzunge dem harten Gaumen und brachte die Spirans gh hervor, die später zu g überging. Die reineren Nachkommen der Barden auf dem linken Ilmenauufer scheinen eben bei dem d anders verfahren zu sein als die andern Bewohner des Gaues und die südlicheren Siedler, die zu r übergingen oder sich in anderer Weise halfen: das dürfte die einfachste Erklärung sein. Eine Stütze hat sie in der Tatsache, daß auch die Gaue Mosidi und Sturmi den Übergang d › g kennen (vgl. die Erläuterungen zu IV). Sonderbar ist es ja allerdings, daß die fremden Kolonisten am Elbdeich ebenfalls diese Entwicklung durchmachen und daß gerade Bardowick, obwohl die Umgegend (z. B. Wittorf) den Übergang hat, ihn nicht kennt. Aber sind die „fremden" Kolonisten wirklich lauter fremde Kolonisten gewesen? Ob nicht auch mancher jüngere Bauernsohn aus dem Bardengebiet in den fruchtbaren Elbmarschen sein Glück gesucht hat und so manche der hier in Frage kommenden Marschen-g aus dem Gaue selbst stammen? Finden wir doch auch das eigenartige ${}^{i}\bar{e}$ und ${}^{u}\bar{o}$ zum Teil an der Elbe wieder (z. B. in Stöckte, vgl. die Erläuterungen zu IV). Was aber Bardowick betrifft, so müßte angenommen werden, daß es, ähnlich wie das von dem Lautwandel rings umgebene Winsen, das feinere d festgehalten hat. Auf eins sei am Schluß dieser kleinen Auslese aus einem ziemlich umfangreichen, im Laufe der Jahre gesammelten Beispielmaterial noch hingewiesen, daß die ganze Erscheinung, wie auch bereits angedeutet, einer jungen Zeit angehören muß, also ein Analogon im Südbardischen nicht haben kann. Literarische Belege, durch die man den Beginn des Vorganges bei den Nordbarden bestimmen könnte, werden kaum zu finden sein, wohl aber ergibt der Name des Kirchdorfes Egestorf (Kr. Winsen) einen Anhalt. Im Volksmunde heißt dieses ę̄chstörp, was auf älteres ę̄ghestörp zurückgeht. Nun aber lautet der alte Name Edestorpe. Das d › g-Gesetz hat also hier sogar einen Dorfnamen umgestoßen! Wie Herr Pastor Bode aus Egestorf mir 1910 auf eine Anfrage mitteilte, findet sich die letzte Schreibung mit „d" in einem Landvertrage der Pfarre mit Sahrendorf vom Jahre 1609; „darauf kommt die Schreibweise mit g auf". Also spätestens im 16. Jahrhundert dürfte die Umwandlung der d zu gh begonnen haben. — Wir fassen das Ergebnis dahin zusammen, daß der dem reineren Bardengebiet eigentümliche Lautübergang d › g, soweit dabei das eigentliche Binnenland in Frage kommt, nicht durch die Zuwanderung fremder Elemente hervorgerufen, sondern in der Mundart selbst begründet gewesen zu sein scheint. Freilich bleibt die

Frage, wie es kommt, daß dieselbe zwar ziemlich junge, aber doch ungewöhnliche Lauterscheinung in solchem Umfange gerade am Niederrhein und im Lüneburgischen auftritt. In den Erläuterungen zu IV soll auf den Gegenstand noch zurückgekommen werden.

II. Text: Aus dem Nordosten des Bardengaues. Gegenüber der reiner erhaltenen Volkssprache des Nordwestens zeigt die rechte Seite der Ilmenau mancherlei Abweichungen. Wir sind im Kreise Bleckede. In der Nähe des Fleckens Dahlenburg liegt das Dorf Lemgrabe: seine Mundart gibt der folgende Text wieder. Der Verfasser der Übersetzung oder genauer einer phonetisch geschriebenen Übersetzung, deren Umschrift hier geboten wird, Dr. Theodor Rabeler* aus Lemgrabe (jetzt Altona)*), hat den Lautverhältnissen seines Heimatkreises eine besondere Arbeit gewidmet. Er gibt in ihr eine auf gründlichen Studien beruhende phonetische Zergliederung des Lautstandes im südlichen Teil des Kreises, dem alten Goh Dahlenburg, erläutert unter Vorführung reichen Beispielmaterials die Entwicklung der verschiedenen Laute und bietet wertvolle Beiträge zur mundartlichen Geographie seiner engeren Heimat und ihrer Nachbarschaft. Auch die Auskunft, die ich außerdem von dem Verfasser über eine Reihe von Punkten erhalten habe, ist dankbar verwertet worden.

Vorbemerkungen zu dem Text aus Lemgrabe (im Nordosten des Bardengaues).

Der Text zeigt begreiflicherweise große Übereinstimmung mit I, aber es finden sich daneben bemerkenswerte Unterschiede gegenüber der Winser Geest. Während anlautendes s vor Vokal dort stimmhaft ist, wird es in der Dahlenburger Gegend als ein zwischen stimmhaftem und stimmlosem s (frz. zèle und soldat) liegender Laut, als sog. stimmlose Lenis, gesprochen. Dieser etwas geschärfte Anlaut ist im Texte durch S gegeben worden. Im Zusammenhang des Satzes geht diese Schärfe jedoch oft verloren, so wenn dem S ein Sonant (ein Vokal oder l, m, n, r) vorangeht: daher heißt es z. B. mit stimmhaftem s un sechd (= und sagt), nicht un Sechd. Ferner geht das intervokalische d mit besonderer Vorliebe in r über: die Zungenspitze bildet den Verschluß in ungenügender Weise und gerät so selber in wirbelnde Bewegung; in Brackel (Text I) sagt man wīg'r (= weiter), in Lemgrabe wīrĕ; zum Teil ist dem Wandel d › r eine Erweichung von t zu d vorhergegangen, z. B. bei lœrĕ (= später) von mnd. lat (vgl. S. 257). Bei nŏrĕ Pēr (= nach den Pferden) liegt außer dem Übergang d › r eine Verkürzung des å (d. h. des offenen, langen o) zu ŏ vor, die sich aus Unbetontheit erklärt; andere Verkürzungen sind tu (= zu), Su

*) Einige Stellen sind von ihm etwas freier wiedergegeben worden, um die Sprache „möglichst der Mundart anzunähern." Bei der Umschrift bin ich dem Verfasser nach Möglichkeit gefolgt, soweit die Rücksicht auf die Herstellung eines leicht lesbaren Textes es gestattete. Den harten Verschlußlaut im Innern des Wortes habe ich mehrfach beibehalten (z. B. in löp'n = laufen, måk'n = machen, Rīt'n = Reißen), obwohl er abgenutzt ist und vielleicht richtiger durch die stimmlosen Lenes b, g, d bezeichnet würde. Überhaupt steht das Gebiet — nach Rabelers Beobachtung — an Energie der Zungen- und Lippenartikulation dem benachbarten mik-Gebiete nach und spricht daher die Konsonanten weicher als dieses.

(= so, in betonter Stellung Sō), uk (= auch, in Text I ōk), mŏl (= mal), öwĕ (= aber).

Damit sind wir zu den Vokalen gekommen. Wir befinden uns (im Gegensatz zu I) nicht in einer o^{u}-, sondern einer $ö^{u}$-Gegend, vgl. S. 259*). Sodann fehlen hier**) die eigenartigen triphthongischen Laute, denen wir in I begegneten: in Brackel spricht man J^{u}ōr und g^{i}ērn, in Lemgrabe Jōr und gērn. Eigenartig ist ferner die Behandlung, die vor r + Konsonant die kurzen Vokale erfahren (vgl. Rabeler, S. 15 f). Bei diesen Vokalen — z. B. dem e von Herrn oder dem (durch Entrundung aus ö entstandenen) e von Derb (= Dorf) — steht die Zunge „beträchtlich tiefer" als sonst bei diesen Lauten, so daß sie recht offen klingen; nach dieser nur kurze Zeit währenden Anfangsstellung geht die Zunge „allmählich in die Stellung eines sehr weiten, fast wie a klingenden" r über, und bei diesem Übergang entsteht nun (man denke an eine schlecht geschmierte Tür, die sich langsam öffnet) ein eigenartiges knarrendes Geräusch, weshalb man diese Lautverbindungen, auf die wir unten noch zurückkommen werden, als knarrende Vokale bezeichnet. Ein solcher liegt auch bei wŏr (= wurde), mit recht offenem ö zu sprechen, vor. Die beiden Laute bleiben nun nicht getrennt, wie z. B. in dem mit vokalisiertem r zu sprechenden Worte ēr (= ihr), sondern verschmelzen ineinander, weshalb Rabeler die knarrenden Vokale zu den Diphthongen rechnet. Bei a + r erfolgt sogar Verschmelzung zu einem einzigen Vokal, zu ā (reinem a): hā (= hatte, aus har(r), mnd. hadde), ābaid (= Arbeit), wān (= werden, aus war'n), āl (= alles, aus arl, wie die Form z. B. in Göddingen lautet, dagegen ă(l) = schon); neben nānich, das aus narnich (Text I) erwachsen ist, kommt vereinzelt ein nernich (mit knarrendem e) vor; diese von der Senkung e > a freigebliebene Form findet sich sonst noch in einzelnen Übersetzungen aus dem Wendlande (Capern bei Gartow, Schnega). — Das auslautende er erscheint in Lemgrabe als Vokal unbestimmter Klangfarbe; das r wird dabei nicht artikuliert; der Laut (im Texte durch ĕ gegeben) unterscheidet sich scharf von der Aussprache des — er im Nordwesten des Bardengaues, die auch im Kreise Harburg herrscht und auch im Hochdeutschen die übliche ist (Ausstoßung des e, Vokalisierung des r): —ĕ und —'r, so wird der Gegensatz am besten ausgedrückt. Der gleiche Laut ĕ liegt im Texte auch bei hĕ (= er, zweimal infolge der Stellung im Satze mit der Doublette he^{i} wechselnd), dĕ (= der, die) Sĕ (= sie) und an einigen andern Stellen vor.

Knarrende Vokale.

Schließlich noch einige Einzelheiten: Die anlautenden Tenues (S. 256) sind aspiriert. Dem Akkusativ dan'n (mit nachklingendem n) liegt altf.

*) Dieses $ö^{u}$-Gebiet ist ziemlich ausgedehnt: das $ö^{u}$ umfaßt z. B. auch den Untergau Barskamp, der sonst in verschiedener Hinsicht abweicht. Hierbei erwähne ich noch die schon zu I (S. 273) angeführte Form $lo^{u}t$ (= ließ): Rabeler hat an der Stelle den hochdeutschen Text („ließ ihn abholen") anders übersetzt, aber die Form $lö^{u}t$ findet sich sowohl in Lemgrabe wie in der Nachbarschaft (Gienau) und auch im Untergau Barskamp (Köhlingen, Göddingen).

**) Daß sie vereinzelt (im Norden des Kreises) vorkommen, wurde S. 267 bemerkt.

thana zugrunde. — Sön u(l) ölĕ Lū: ul ist als Füllwort so beliebt, daß es sogar zu dem etymologisch gleichen ölĕ hinzutritt. — tīdslę̄m (aus tīdslę̄b'n) = zeitlebens; in — lę̄b'n, — lę̄m hat sich ein älterer Genitiv erhalten. — In henkīk'n hat die mittlere, in rinnōd (zu mnd. nōden = nötigen) die letzte Silbe den Ton. — teng tu stœ'n = begann (von mnd. tengen) zu stöhnen, eine gern angewandte Umschreibung des einfachen Präteritums. — wad ge'f'd less'n En'n tu doᵘn = was gab es letzten Endes zu tun, etwa Umschreibung des hochd. „schließlich", eine beliebte Übergangswendung in Erzählungen. — Bei mō̆s ubbĕ Strå̊d (= müßte auf der Straße) wird das stimmlose s von mō̆s erweicht und zum folgenden Worte hinübergezogen, ebenso vorher bei mō̆sĕ (= müßte er). — dad wōrd nich lang', du . . = das währt nicht lange, da . .; wōrd aus älterem wård (altſ. wărôn).

In der Mundart von **Lemgrabe** lautet Text **II** nun folgendermaßen:

Ik höᵘ dan'n Wę̄nĕ.

Du we'r mon'n Kērl in ōsproᵘß'n, dĕ he'd Jōch'n We'gbrōd. Dĕ hā a(l) ve'(ĕ)rich Jōr ub'n Hof de'nd un könn ke'n swō(ĕ)rĕ ābaid mēr måk'n. Sön u(l) ölĕ Lū krīch(t) denn tīdslę̄m von ēr'n Herrn Wœnung un Kosd. Sĕ brūg(d) denn nich mēr tu plöᵘg'n un tu mai'n, öwĕ sĕ mœd ub'n Hof bī lichdĕ ābaid noch mō̆(l) mid anspring'n. U(l) Jōch'n dach nū: ę̄d'n un Drink'n mud mi ug Sō wān, un wennĕ mō̆(l) 'n bę̄d'n nōrĕ Pēr henkīk'n örĕ dĕ Stīgh in'n Gōr'n hāk'n schöll, denn kre'ghĕ jümmĕ glīgs dad Rīt'n un teng tu stœ'n. Wad ge'f'd leß'n En'n tu doᵘn, hĕ wō̆r von sī'n Herrn innĕ Kutsch ūrĕ Kåd afhåld un nå'n Herrnhūs henföᵘrd. Jōch'n wō̆r innĕ best Stūf rinnōd, un dĕ Herr sę̄ tu em: hīr schöllĕ nu jümmĕ wå'n, Brå'n ę̄d'n un Wīn drink'n, öwĕ e'n lichdĕ ābaid mō̆sĕ doᵘn, hĕ mō̆s ubbĕ Strå̊d (d)an'n grōd'n witt'n Wę̄nĕ höᵘ'n, öwĕ de' schöll anbun'n wān un nich sō rümlōp'n. Nō̆, dad woll Jōch'n jĕ denn ug gērn doᵘn. Dad wōrd nich lang', du kummd e'n von sīn Bekannd'n vĕbī un fråchd: „Jōch'n, wad måks(d) dū denn dōr?" „Ik höᵘ dan'n Wę̄nĕ." „Dū bischĕ wō̆(l) nāsch", Sech(d) dĕ annĕ, grīnd un gaid wīrĕ. Su gairad he'lĕ Dåch. Tue'rsd quę̄ld Jōch'n sig nich dō(ĕ)rüm un sechd jümmĕ: „Ik höᵘ dan'n Wę̄nĕ," Su bi lütt'n öwĕ tengd (h)ĕ sig tu āgĕn œwĕ dad ul Fråg'n, hĕ wād Su dull, as ob em'n Wöps ang'ld hā, un krō̆ld, āl warĕ kann: „Dĕ Döᵘw'l schall joᵘ hå'l!" Von nū an ke'kĕ sig a(l) bald gōr nich mēr üm un ännĕ ug nich, un dad schō̆nĕ ę̄d'n smeg em ug nich. Sugōr dĕ Kinnĕ in'n Derb teng'n a(l) œwĕ em tu lach'n. Midmål we'rĕ vĕswun'n. Sĕ kön'n em nānich fin'n. 'n Tīd lang lœrĕ köᵘm'd rūd, hĕ hā nōrĕ Stadt gån, wo he'n Broᵘ'r wå'n hā. Dōr brūkĕ dan'n Wę̄nĕ nich mēr tu höᵘ'n.

Sehen wir uns nunmehr noch in der Umgegend um! In der Übersetzung aus Gienau fällt ebenfalls der Übergang d > r auf: rinnōricht (= hineingenötigt), dat goᵘre ę̄t'n (= das schöne oder gute Essen). Auch im benachbarten Untergau Bevensen (Kr. Ülzen) stoßen wir auf dieses r: so heißt es in Bienenbüttel: nårĕ Pēr, ūrĕ Kåd (= aus der Kate), wīrĕ. Hier haben wir auch das auslautende ĕ für er*), das übrigens ebenfalls

Über die Volkssprache in den umliegenden Gegenden des Bardengaues.

*) Auch die durch knarrenden Vokal entstandenen ā (hāk'n = harken, nānich) treten in der Übersetzung aus Bienenbüttel auf. Andererseits ist Bienenbüttel ein oᵘ-ort, das sei auch erwähnt; auch soll das anlautende s vor Vokal weich gesprochen werden, also anders als in Lemgrabe (dagegen im benachbarten Hohenbostel mit etwas Schärfe, während dieser Ort bei anlautendem z weiches s spricht, z. B. Saitung = Zeitung).

im Flecken Bevensen, also im mik-Gebiet, gesprochen wird und dem wir später noch in Ebstorf (Text V) begegnen werden. Doch auch im nördlichen Teile unseres Kreises Bleckede finden wir dieses ĕ: so in Neetze; noch weiter nördlich kenne ich es aus Carze in der Binnenmarsch, während ich zu Brackede in der Elbmarsch —'r gehört zu haben glaube, dagegen in Stiepelse (auf der andern Elbseite, im alten Amt Bleckede) wieder ĕ. Auch von dem frei (= frei) des Textes weicht Brackede in auffälliger Weise durch ein frī ab und ebenso die Binnenmarsch, während Stiepelse auch hier frei sagt. Als Abweichung des rechtselbischen Marschgebietes von unserm Texte und dem ganzen linkselbischen Bleckede, wo man woll = wollte sagt, erwähne ich noch wull für Stiepelse, Viehle, Neugarge. Dicht bei diesen Orten schneidet die t/n-Grenze (vgl. S. 251 f.) vorbei: im Osten von ihr erstreckt sich das ebenfalls noch zum Kr. Bleckede gehörige Amt Neuhaus, das also im —(e)n-Gebiete liegt*), dessen Mundart aber trotzdem — nach den Schriften des dort (in Strachau) geborenen und 1909 gestorbenen Heimatdichters Wilhelm Keetz zu schließen — nicht gerade erheblich von derjenigen der Dahlenburger Gegend abzuweichen scheint (vgl. auch Rabeler S. 4).

Schon oben (S. 286, Anm. 1) wurde bemerkt, daß auf der linken Seite der Elbe allerlei Abweichungen zwischen Lemgrabe und den nördlicheren Gegenden bestehen. In diesen spiegeln sich im wesentlichen wohl sprachliche Verschiedenheiten der alten Gohe Dahlenburg und Barskamp wider, wie auch schon angedeutet wurde. In Lemgrabe heißt „war" weir (ei aus älterem ē, dieses wohl aus älterem ā durch einen aus dem Konjunktiv stammenden Umlaut, der zunächst den Plural, dann den Singular ergriff), dagegen in der nördlicheren Gegend (Breeze, Göddingen, Barskamp) wōr (ā oder å wurde im Plural vor r zu ō, dann durch Umlaut zu ȫ, diese Wandlung drang in den Singular). Lemgrabe Lǖ (= Leute), aber „zur Elbe hin" (Rabeler S. 366) Lǖd'. Lemgrabe wå'n (= wohnen), Göddingen wån'n. Im Süden kummd, weiter nordwärts kümmd; dort bische wöl (= bist ja wohl), hier büsche wöl, was ein durch Rundung entstandenes büs voraussetzt; dort Derb (= Dorf) mit Entrundung, hier Dörb**), beide Formen mit knarrender Länge zu sprechen. Auch der Flecken Dahlenburg, dessen Sprache sonst gegenüber dem umliegenden flachen Lande manches Besondere aufweist, macht die Entrundung mit (weitere Beispiele daher sind derch = durch, dertain = dreizehn); im Anlaut von „sollen" (vgl. S. 274) gebraucht dieser Ort das vornehmere s.

Slawische Reste auf dem rechten Ilmenauufer

Slawische Reste auf dem rechten Ilmenauufer sind am deutlichsten noch in den Orts- und Flurnamen nachzuweisen. Dagegen gehen sie in der täglichen Umgangssprache, soweit sie überhaupt noch vorhanden sind, naturgemäß mehr und mehr zurück. In Wendisch-Evern bei Lüneburg

*) Allerdings nicht ganz, vgl. den Verlauf der t/n-Grenze auf der Karte!

**) Auch im östlichsten Teil des Kreises, wo das wendische Gebiet beginnt, unterbleibt die Entrundung.

soll bereits dieselbe Mundart gesprochen werden wie in dem benachbarten Deutsch-Evern; vielleicht bewahrt das nordöstlich davon gelegene Wendhausen, dessen ältere Generation im Wortanfang statt eines g oft noch die Spirans ch spricht, hierin einen Rest wendischer Artikulation (vgl. d. Erläuterungen zu Text V). Mehr Spuren finden sich natürlich in den Gegenden, wo Slawen seit Jahrhunderten in größerer Masse zusammensaßen, in den Kreisen Lüchow und Dannenberg. Auch an der Ostgrenze des Kreises Bleckede, wo unmittelbarer Zusammenhang mit dem wendischen Hinterland bestand, sind in der Sprache noch Spuren des Wendentums zu finden. So besonders in dem südöstlichen Winkel, in dem Pommoissel und Nieperfitz liegen: hier stoßen wir in der Hauptsache (vgl. Rabeler S. 368) auf dieselben Eigentümlichkeiten, die uns später im Wendlande (unter III) entgegentreten werden. Hierher gehört wohl auch die eigenartige Aussprache des langen a, ę̄, œ, denen in einem und zwar ziemlich breiten Stück des östlichen Bleckede (die Grenze läuft von Walmsburg nach Tosterglope und Nahrendorf, Rabeler S. 369, vgl. auch S. 15) und zum Teil auch im Norden (z. B. in Göddingen) ein leichtes u (bzw. i, ü) nachgeschlagen wird. Statt mål'n (= mahlen) heißt es mā^{u}l'n, statt wę̄t'n (= wissen) wę̄^{i}t'n, statt Kœk Kœ^{ü}k. Hierher gehört auch die aus Moislingen in einem Wörterbuchbeitrag, der allerlei wendische Eigentümlichkeiten für das Dorf ergibt, vorkommende Form Dā^{u}l'nborch für Dahlenburg. Bei diesen und ähnlichen befremdenden Abweichungen der Aussprache (aus Moislingen sei noch Himmul = Himmel und Knüppul angeführt) liegt sicher eine Ummodelung der niederdeutschen Laute im slawischen Munde vor.

Weiteres über knarrende Vokale im Lüneburgischen

Es erübrigt noch, auf die knarrenden Vokale zurückzukommen. Neben knarrendem ĕr- und ör- (vgl. S. 286 f.) gibt es in Lemgrabe auch knarrende ir-, or-, ur-, ür-. Besonders hervorzuheben ist noch die Behandlung der alten Geminaten gg und bb, z. B. ik serch (= ich sage), ik herf (= ich habe), von mnd. seggen und hebben. Während in solchen Fällen anderwärts die Geminata vereinfacht worden ist (ik sech, ik hef), tritt in Lemgrabe ein knarrender Laut (in den Beispielen er) an die Stelle der alten Kürze. Rabeler hat das Knarrgebiet rings um Lemgrabe sorgfältig abgegrenzt: im Norden reicht z. B. ik serch bis fast an die Elbe (Walmsburg und Altgarge sagen ik sech), im Osten bis etwa an die Kreisgrenze, im Süden bis zur Göhrde, erstreckt sich also nicht in das mik-Gebiet hinein. Auch im Plural hat Lemgrabe Serchd und im Infinitiv Serg'n. — Die Erscheinung der knarrenden Vokale findet sich nun strichweise in den verschiedensten Gegenden Niederdeutschlands und so auch des Lüneburger Landes. Um gleich bei „sagen“ stehen zu bleiben, so sind mir Formen des Verbums mit knarrendem Vokal*) — die meisten bei eigener Durchwanderung des Gebietes — an folgenden Orten des nördlichen Lüneburg

*) Das Nähere über diese Formen und ähnliche Bildungen (z. B. ik lerch = ich lege, Erch = Egge, Porch = Frosch) muß dem Wörterbuch vorbehalten bleiben.

bekannt geworden: in Neetze und Wendhausen (an der Grenze von Bleckede und Lüneburg), Stiepelse, Bienenbüttel, Amelinghausen, ferner ganz besonders im Kreise Soltau (in Soltau, Harber, Ilhorn, Schneverdingen, Munster, Wietzendorf). Selbstverständlich beschränkt die Erscheinung sich nicht auf diese einzelnen Orte, sondern wird in der Regel ein größeres Gebiet umfassen. Die Kreise Winsen und Harburg, einschließlich der Elbmarschen, scheinen keine knarrenden Vokale zu kennen. Hier und da empfinden anscheinend größere Orte (Schneverdingen, auch von Dahlenburg hörte ich dasselbe) die Knarrlaute als weniger fein und überlassen sie mehr dem flachen Lande.

Über die Zusammensetzung der Bevölkerung dieser Gegenden eine bestimmte Ansicht zu äußern, erscheint vor der Hand mißlich. Aber auf eins darf vielleicht hingewiesen werden, daß die von Süden heranflutenden Ostfalen nicht gerade bei der mi/mik-Grenze Halt gemacht zu haben brauchen. Es könnten sehr wohl einzelne Wellen über diesen Damm hinübergeschlagen sein, in die Bienenbüttler Gegend und in die nördlicheren Striche, so auch in den Kreis Bleckede, und trotz der Annahme des mi und anderer nördlicher Eigentümlichkeiten sich dort in verschiedener Hinsicht südliche, ostfälische Besonderheiten gegenüber Barden und Slawen durchgesetzt und eingebürgert haben; im übrigen sei auf den Schluß der Erläuterungen zu Text IV und diejenigen zu Text V verwiesen. Wiederholt sind mir auch (so besonders bei dem aus Dahlenburg stammenden Wörterbuchmaterial) Ähnlichkeiten mit dem Mecklenburgischen aufgefallen, eine Beobachtung, der hier jedoch nicht näher nachgegangen werden kann.

III. Text: Aus dem Wendland.

Vorbemerkungen zu dem Text aus Rebenstorf (im Wendlande)

Südöstlich vom Kreise Bleckede liegt, von der t/n-Grenze (vgl. S. 251), der Elbe und der Altmark umrahmt, das „Wendland", das Gebiet der Elbpolaben. Die slawische Sprache dieser Gegenden hat dem kräftig vordringenden Niederdeutschen und seit dem 16. Jahrhundert zugleich dem Hochdeutschen weichen müssen und war um 1600 bereits nahezu ausgestorben, aber sie hat doch bemerkenswerte Spuren, so besonders in den Dorf- und Flurnamen, von anderen Resten abgesehen, hinterlassen. Andererseits begann natürlich auch diese junge niederdeutsche Mundart auf slawischem Grunde sich bald in Lauten und Formen, in syntaktischer Beziehung und im Wortschatze, in vieler Hinsicht eigenartig zu entwickeln. Am ungebrochensten ist nun das wendische Volkstum in dem südlichen Teile erhalten, dem Kreise Lüchow, an dem daher vorzugsweise der Name des hannoverschen Wendlandes haftet, und diesem ist somit zweckmäßig die folgende Probe des elbpolabischen Platt entnommen worden. Die Übersetzung stammt aus dem südöstlich von der Kreisstadt Lüchow liegenden Kirchdorfe Rebenstorf und gibt die Sprache der Kirchspiele Rebenstorf und Woltersdorf wieder, die sich mit dem alten Nöringgau decken.

Eine in dieser Gegend noch immer treu bewahrte Eigentümlichkeit ist die Fortlassung des Hauches (des h) am Anfange (ik ȫ = ich hüte). Zur Seite steht dieser Erscheinung in den wendischen Gebieten Deutschlands gern eine zweite, der Einsatz mit dem Hauche bei vokalischem Beginn, vgl. z. B. Heis, Hīs = Eis in den früher wendischen Teilen der Niederlausitz (Anz. 18, 411). Diese Eigentümlichkeit scheint heute im hannoverschen Wendland erloschen zu sein, doch war sie K. Hennings, als er sein Buch „Das hannoversche Wendland" schrieb (1862), noch bekannt; dort wird S. 48 zur Veranschaulichung dieses Lautwandels (oder genauer der beiden Lautveränderungen) der Satz angeführt: Er Hamtmann von Arling his īr (= Herr Amtmann von Harling ist hier). Ein anderes Beispiel auf S. 36: Wu his Vader? E his hin Döns (= er ist in der Stube).

Das letzte Sätzchen führt zu einer weiteren Eigentümlichkeit, der Fortlassung des Geschlechtswortes zwischen Verhältnis- und Hauptwort; unser Text bietet eine Reihe Beispiele, so up Hof = auf dem Hofe. Für „den" (Akkus.) tritt dē ein;*) daher heißt es: dē grōt witt Wę̄näk (= den großen weißen Enterich). Hieraus entnehmen wir zugleich, daß die schwache Adjektivendung —(e)n fortgelassen wird. Ebenso ergeht es aber auch der Endung —e der schwachen Adjektivflexion (dat schȫn ę̄t'n). Auch bei den stark gebeugten Adjektivformen fehlt das —(e)n (bet an ę̄r Dōd) und ebenso das —e (swōr Arbait, bī licht Arbait, sön oll Lūd). In allen diesen Formen weichen die übrigen Texte ab!

Auch hinsichtlich der Diphthongierung bestehen bemerkenswerte Unterschiede. Nach dem Sprachatlas erfolgt in diesem Gebiete überhaupt keine Diphthongierung. Der „große Diphthonggürtel", der von Westfalen durch Hannover, Mecklenburg und Pommern nach der Ostsee läuft, läßt mit seinem äußeren Saum Salzwedel, Wustrow, Lüchow, Dannenberg rechts liegen und erreicht etwa bei Hitzacker die Elbe (Anz. 22, 112). Nun ist zuzugeben, daß die betreffenden Laute in der Rebenstorfer Gegend (nur diese fasse ich hier ins Auge) keinen so ausgeprägten Diphthongcharakter haben wie in dem t-Gebiet, aber — eine gewisse Diphthongierung ist doch auch hier vorhanden, denn den e^i, o^u, $o^ü$ ($ö^ü$) jenseits der t/n-Grenze stehen hier geschlossene lange erste Komponenten (ē, ō, ȫ) gegenüber mit einem allerdings sehr leise artikulierten i, u, ü dahinter. Gerade mit Rücksicht auf die schwache Artikulation dieser zweiten Komponenten ist von ihrer Bezeichnung Abstand genommen worden, aber, wer genau lesen will, muß jedem ē, ō und ȫ des Textes ein sehr feines i, u, ü nachschlagen, also ēn eigentlich als $\bar{e}^i$n lesen, dōn als $d\bar{o}^u$n, ȫd'n (= hüten) als $\bar{ö}^ü$d'n. Ein solches ē ist nun aber immer(!) vorhanden, einerlei ob es aus altem ai oder durch Umlaut aus altem ā (z. B. in bequēm) hervorgegangen oder auf andere Weise entstanden ist.**) Ebenso hat ō diese, wenn ich so

*) Im Artikel weicht sonst noch dat Frågerē (= die Fragerei) ab.

**) Auch in mēr (also vor r) ist der Laut zu sprechen.

19*

sagen darf, halbdiphthongische Aussprache nicht nur bei germ. ō,*) sondern auch altem au, also nicht nur in dōn (= tun), sondern auch in Brōt. Das gleiche gilt von dem zugehörigen Umlaut: das Nebenstorfer ȫ ist nicht nur der Umlaut des aus ō hervorgegangenen ō^{u}, sondern auch des aus au erwachsenen; ik ȫ und schȫn werden mit dem gleichen Laute gesprochen. Hier sind also die feinen Lautunterschiede des Bardengaues auf dem einst slawischen Boden verwischt worden; wir werden freilich auf niedersächsischem Gebiete (in IV) eine ähnliche Trübung kennen lernen.

Knarrende Vokale (vgl. unter II) scheinen in Nebenstorf zu fehlen, doch stoßen wir gelegentlich auf das reine, lange a (ā), das wir bei Lemgrabe (S. 286) als knarrende Länge kennen lernten, so in āl (wohl aus arl) = alle (betont) und = schon (unbetont). Von diesem ā unterscheidet sich å (offenes, langes o), das sich auch vor r erhalten hat, daher swår (= schwere), Går (= Garten, mnd. garde), dår (= dort). œ entsteht durch Dehnung eines ö in offener Silbe**) (doch kommt auch Erhaltung der Kürze vor, z. B. in Möll = Mühle, aus möle) oder durch Umlaut aus å. Dem offenen, langen o vor r steht ein offenes, langes e in gleicher Stellung zur Seite: ę̄r (= ihrem), nåhę̄r (auf der letzten Silbe betont), Pę̄r (= Pferde), gę̄rn (= gern).

Als Beispiel der Senkung (S. 258) sei war(d)'n (= werden) genannt; andere Beispiele sind Kark und Fark (= Ferken, mnd. verke). Unbetontes er wird gern zu ă: ărüm (= herum), vărückt, argăt (= ärgert), wīră (= weiter)***). Was die Abstoßung des Endungs-e betrifft, so stimmt die Mundart, wenn wir von den oben behandelten Adjektivendungen absehen, zur Sprache der westlicheren Gegenden, doch wird das —e der schwachen Präterita erhalten und zwar als —ă, die Mehrheit lautet —ăn; Beispiele: dachă (= dachte), smeckă (= schmeckte), lachăn (= lachten). In dem wendländischen Volksstück „Köst und Löft" (Lüchow 1911) von K. Mente, dem Verfasser unserer Textprobe, findet sich ein passăst (= paßtest), auch ein Imperativ förră . . . up (= fordere . . . auf).

Beliebt sind sodann Verkleinerungsbildungen auf —ki, das aus dem niederdeutschen —ke umgeformt ist: lüttki (= klein), Wĕski (= Wespe); als weitere Beispiele nenne ich Tünnki (= Tonne), Köppki (= Schale zum Kaffeetrinken), Spȫlki (= Spule), Klǖtki (= Kloß). Die Aspiration

*) Eine Ausnahme bildet tō (= zu), das an unbetonter Stelle (wie übrigens vielfach auch in Niedersachsen) monophthongisch gesprochen wird (z. B. in tō plȫg'n), dagegen bei Betonung (z. B. in rȫpt tō = ruft zu und tōfåt'n = zufassen) halbdiphthongisch.

**) Umgekehrt scheint ö vor Doppelkonsonanz aus älterem œ erwachsen zu sein. So erklären sich wohl die Formen fröcht (= fragt) und möks (= machst); durch das starke Präteritum wurden die umgelauteten Formen frœget und mœkest hervorgerufen, und aus diesen entstand durch Verkürzung fröcht und mökst.

***) So erklärt sich auch das eigenartige Arr (= Herr). Es wurde zunächst wohl als Titel (z. B. in „Herr Amtmann" u. dgl.), also an unbetonter Stelle, verwendet, vgl. das berlinische „Ha Meyer" bei Meyer, D. richtige Berliner, 5. Aufl. S. XII.

der Tenues fehlt. Anlautendes s vor Vokalen ist weich, sch und j werden mit Vorstülpung der Lippen gesprochen (vgl. S. 254), anlautendes g ist Verschlußlaut (vgl. S. 255). Das durch Apokope entstandene ch wird ebenso wie im Westen vor Vokal zur weichen Spirans erweicht (vgl. S. 255). Die zweigipfligen Längen (S. 253) entsprechen dem t-Gebiet. Bemerkenswert sind schließlich einige im Entstehen begriffene Änderungen, die Worte unseres Textes betreffen: töless wird durch töletzt bedrängt; Dönz, das die Niederdeutschen von den Slawen übernommen haben (mnd. dornse), wird noch gebraucht, aber daneben kommt mehr und mehr Stūf auf; neben dē ganz Dach gewinnt (zum Teil durch die Schule) 'n ganzen Dach an Boden. Nicht klar ist die Form Bekannĭg'n (= Bekannten), die man auch um Dannenberg und stellenweise im Bezirk des Textes II (z. B. in Gienau) kennt. Ein bekannich (= bekannt) scheint nicht überliefert zu sein. Vielleicht liegt eine der im Wendland so beliebten Verkleinerungsbildungen, ein zu der älteren Form Bekanden gebildetes Bekandken, Bekan'gen zu grunde, wie ähnlich dem ostfr. Kunde (= Bekannter, Freund) ein Kundje (Ten Doornkaat II 405) zur Seite steht; doch fehlt bisher ein Beleg. tum Düw'l erklärt sich aus dem hochd. „zum".

Es folgt nun der **Text aus Rebenstorf** (= **Text III**):

I k ō̆ d ē W ę̄ n ă k.

Jōch'n Wēkbrōt ā(r) vērdich Jår up ēn Gōd in ōspraiß'n dēnt; swår Arbait künn ē nich mēr dōn. Sō̆n oll Lū̆d krīg'n von ę̄r Arrn Wœnung un Brōt bet an ę̄r Dōt. Tō plō̆g'n un tō mai'n brūk'n sē nich mēr, sē schöll'n œwa up Of bī licht Arbait noch mål mit tōfåt'n. Jōch'n dacha nū: Mi mütt mīn ę̄t'n un Drink'n ōk sō war(d)'n, un schüll ē bę̄t'n nå Pę̄r kīk'n åra dē Stīgh in Går ark'n, denn krēgh ē glīk dat Rīt'n un stœnă. Tōleß lō̆t dē Arr em in sīn Kutsch ūt dē Kåt afål'n un nå Arrnūr fō̆r'n. Jōch'n wō̆r in ēn fīn Dönz nō̆t, un dē Arr sę̄: īr schüll ē nū ümma wå'n, Bråd'n ę̄t'n un Wīn drink'n, œwa ēn lüttki Arbait müssa ē dōn, ē müssa up grōt Wech dē grōt witt Wę̄năk ō̆d'n (dē schüll ōk nich frē arümlōp'n, ē schüll anbun'n war(d)'n). Na, dat woll uns' Jōch'n denn jå ōk gę̄rn dōn. As ē dår nū sō sitt, kümmt ēn von sīn Bekannĭg'n vō̆(r)bī un frō̆cht: „Jōch'n, wat mō̆kst du denn dår?" „Ik ō̆ dē Wę̄năk." „Du bist wōl varückt", secht dē anna, lacht un gait wīra. Sō gait dat dē ganz Dagh un āl Dåch. ērst quę̄lt Jōch'n sik nich dårüm un antwō̆rt ümma: „Ik ō̆ dē Wę̄năk", bī lütt'n œwa argăt ē sik œwa dat Frågerē, ē ward wild, as wenn em ēn Wĕski stę̄kt ār, un rō̆pt dē Lū̆d tō: „Schę̄rt jū tum Dū̆w'l!" Mit dē Tīd kēk ē sik går nich mēr üm un antwō̆ra nich, un dat schō̆n ę̄t'n smecka em ōk nich. ōk dē Kinna in Dörp lachan āl œwa em. Up ēnmål wēr ē wech; na(r)nich kün'n sē em fin'n. Nåhę̄r kō̆m rūt, ē ā(r) nå Stadt gån, wu(r) ē ēn Brōra wå'n ā(r). Dår brūka ē dē Wę̄năk nich mēr tō ō̆d'n.

Die oben dargelegten Eigentümlichkeiten des wendländischen Plattdeutsch wollen im wesentlichen nur zur Erläuterung des Textes dienen. Im übrigen sei auf das Buch Paul Rosts* verwiesen, der die Sprachreste der Dravāno-Polaben gesammelt und 1907 mit eingehenden Erläuterungen herausgegeben hat. Die Wenden gebrauchen noch eine Anzahl echt slawischer Wörter. So sagt man im Nöringgau noch heute: Wi will'n

Sonstige sprachliche Eigentümlichkeiten des wendländischen Gebietes

Mólait'n plück'n = wir wollen Himbeeren pflücken; Mólait'n ist aus Mólaintjen verkürzt, das Grundwort lautet in älterer Überlieferung Móleina. In Klenze sagt man Múlaitzen, aus Múlaitjen. In anderen Fällen sind niederdeutsche Wörter mit slawischen Endungen versehen worden: so in dem noch heute in Klenze bekannten, auch von Hennings (1862) überlieferten Pinkelneitz (ei als ai zu sprechen) = Schaukel, das mit dem im t-Gebiet üblichen bingeln = mit der kleinen (dabei lebhaft hinundherschwingenden) Glocke läuten und an-pingeln = anschlagen (beim Versteckspiel) zusammenhängt; in Rebenstorf dagegen heißt die Schaukel mit rein niederdeutscher Bildung Pinkel-pankel. Der Einfluß des Niederdeutschen ist nun schon alt und beginnt bereits vor seinem eigentlichen Siegeszug in die elbpolabischen Striche. Das zeigen besonders die aus dem Niederdeutschen stammenden Lehnwörter, denen Borchling (Jahrb. d. V. f. nied. Spr. 37) eine gut unterrichtende Studie gewidmet hat. Auch die Flurnamenforschung wird wohl manche heute noch als slawisch betrachtete Namen im Lüneburgischen als solche niederdeutscher Herkunft erkennen und slawisches und deutsches Sprachgut noch richtiger scheiden müssen: dazu gehört freilich neben anderem das liebevolle Studium der einzelnen Dorfgemarkungen an Ort und Stelle und die genaue Befragung der Ortsansässigen nach der Geschichte der einzelnen Flurstücke, sowie die Feststellung der ortsüblichen Aussprache, denn die Landmesser haben oft, wie die Flur, so auch die Flurnamen entstellt.

Das wendische Niederdeutsch ist nun keineswegs eine einheitliche Sprache. Dem frē des Nöringgaues steht z. B. im benachbarten Lemgo (Kirchspiel Predöhl) ein frī gegenüber;*) Kark und Fark zeigen hier die ungesenkten Formen Kerk und Ferk. Gehen wir nach Nordosten, so stoßen wir in Capern (bei Gartow) und in Schnackenburg bereits auf das anlautende h. Schnackenburg liegt an der Elbe, und die Mundart soll infolge der Schifferbevölkerung und Zuwanderung wenig einheitlich sein, aber die Stadt stimmt mit dem landeinwärts liegenden Capern z. B. in folgendem überein: beide sagen dan'n grōd'n witt'n Wę̄nerk, beide up dan'n Hof und in'n Gōrn, beide stoßen den Endvokal im schwachen Präteritum ab. Das sind (von anderem, wie z. B. mę̄n = mähen, ganz abgesehen) wichtige Unterschiede gegenüber der Sprache des Nöringgaues. Bei Capern weist verschiedenes auf das benachbarte Mecklenburg: mīr (= mehr), wīr (= war), fūr'n (= fahren); eigenartig ist die Behandlung des Präfixes in wōrt ümm'r an neben antwōrt ümm'r.

Westlich von unserm Ausgangspunkt liegt der Flecken Klenze, der zum Gau Drawän**) gehört. Auch hier wird anlautendes h heute artikuliert, wie in den zuletzt genannten östlichen Orten, dagegen wird in den schwachen Präteritalformen das e meistens bewahrt: dache, müsse, schülle (Kon-

*) In Klenze frī, in Schnega fre'.

**) Drawän (auf der Karte Drawehn) wird teils als Gauname, teils aber in weiterem Sinne zur Bezeichnung des Wendlandes gebraucht.

junktiv), schmecke, brūke. Wendisch ist auch in nå dē Herrnhūs das dē zwischen Präposition und Neutrum (vergl. Rabeler* S. 368), ferner swōr (!) Arbait und in 'ne fain (!) Stūf. Scharf jedoch hebt die Mundart sich durch die Diphthonge ab: wir befinden uns bereits wieder in dem eigentlichen Diphthonggebiete. Hier spricht man daun, Braut, auk, so daß einstiges au und ō in einem Laute zusammengeflossen sind; altes eo und ai scheinen (durch e^i hindurch) zu ai geworden zu sein (dain'n, ain).

Die südwestliche Ecke des Kreises, die sogenannte „Schwīnmark" mit Schnega und Bergen (a. d. Dumme) gehört zwar auch noch zum — (e)n-Gebiet (z. B. wi lōp'n), aber wir stehen nicht mehr auf mi-, sondern auf mik-Boden, und an Stelle des jū (= euch), das, wie hier nachgetragen sei, allen bisher berührten Gegenden des Kreises eigentümlich ist, tritt ein jük. Da dem —(e)n sich noch andere Spuren des Wendischen gesellen (bī licht Arbait, in Dörp, nå de Herrnhūs), so werden wir den Schluß ziehen, daß sich in diesem mik + jük + —(e)n-Gebiet ostfälisches und wendisches Volkstum gemischt hat. Der mir mitgeteilte Umstand, daß man im Wendlande selbst über die Herkunft der Schwīnmärker verschiedener Ansicht ist, kann diese Beobachtung nur bestätigen.

Ansehnliche Reste des polabischen Volkstums finden sich nun noch weiter nach Westen, nach der Lüneburger Heide zu, am ganzen Ostrande des Kreises Ülzen, doch werden diese besser erst in Verbindung mit dem gesamten Übergangsgebiete, dem sie angehören, also bei Text V, behandelt. Wir wollen uns jetzt darauf beschränken, noch in die nördliche Hälfte des — (e)n-Gebietes, den Kreis Dannenberg, einen Blick zu werfen. In Prisser bei Dannenberg ist der h-Einsatz durchgeführt, aber neben up'n Hof kommt up Hof vor, neben einander steht de ganz Dach (Akk. Sing.) und das etwas modernere de ganzen Dach. Es heißt swōr Arbait, bī licht Arbait, dat schȫn ę̄t'n, de grōt witt Wę̄näk (Akkus.), alles bemerkenswerte Übereinstimmungen*) mit der Mundart des Nöringgaues. von ę̄r Arrn (= von ihrem Herrn) lautet hier von ēr Harr. Die Formen frȫcht und mȫkst, auch jū und das entrundete ōspraiß'n stimmen zum Nöringgau, dagegen stoßen die schwachen Präterita den Endvokal ab. Die Diphthongierung ist, soweit die zweiten Bestandteile in Frage kommen, in Prisser ebenso schwach wie in Rebenstorf: bei Bōk und hȫr (= hüte) erklingt ein sehr leises u, bzw. ü hinter dem ō und ȫ; dagegen bei grōt (ō aus germ. au) fehlt — im Gegensatz zu Rebenstorf — der Nachklang, und man spricht reines ō. j und sch werden auch hier mit Vorstülpung gebildet.

Und nun an die Westgrenze des Kreises Dannenberg, in die Gegend von Wietzetze und Govelin und zu den Dörfern östlich der Göhrde! Für diesen Strich bietet Rabeler, der vom südlichen Kreis Bleckede her sich auch jenseits der Kreisgrenze umgesehen hat, erwünschte Zusammenstellungen (S. 366 ff.). Dieser Grenzbezirk stimmt in allem Wesentlichen zu Prisser,

*) Doch beachte man, daß vor r (vgl. swōr und das folgende ēr) die offenen å und ę̄ von Rebenstorf hier als geschlossene Laute auftreten.

also der Dannenberger Gegend. Das von Rabeler beobachtete Fehlen knarrender Vokale trifft auch für Prisser zu. Die Formen **mütt**, **künn** und **schüll**, ebenso **Gōr** (= Garten), die wir schon aus Rebenstorf (die letzte allerdings als **Går**) kennen und bei Rabeler wiederfinden, sind auch in Prisser üblich (hier aber neben **schüll** auch **schöll**, neben **Gōr** auch **Gōrn**). Bemerkenswert ist (wegen der Erläuterungen zu Text V), daß anlautendes **sp** stellenweise in **schp** übergeht (**schpœl** neben **spœl** = spielen)*). Andere Eigentümlichkeiten der Gegend sind schon bei Text II angedeutet worden, so die diphthongische Aussprache der **å**, **ę̄**, **œ** (vgl. S. 289).

Doch trotz der mancherlei wendischen Spuren, die der Kreis Dannenberg noch heute aufweist, hat sich das wendische Volkstum hier weniger zäh gehalten als weiter südwärts. Vermutlich haben die Grafen von Dannenberg, deren Hauptstadt sich zu einem Stützpunkt gegen die ostelbischen Wenden entwickelte, dem Vordringen des niederdeutschen Elementes Vorschub geleistet. Ob auch zum Teil friesische Ansiedler für das Gebiet in Frage kommen (vgl. v. Hammerstein* S. 530), wird ohne eine genaue Durchforschung der gesamten Volkssprache der Gegenden kaum zu entscheiden sein.

Vorbemerkungen zu dem Text aus Hollenstedt (im Westseevischen)

IV. Text: Aus Mosidi (dem Westseevischen), mit einem Anhang über den Sturmi und den Loingo. Wir haben bisher den Norden des Bardengaues betrachtet und vom Nordosten einen Abstecher in das mi sprechende Wendengebiet gemacht. Nun kehren wir zum Nordwesten zurück, wo die Seeve den Bardengau von den westlichen Nachbarn schied. Westlich von ihr lag — um das heutige Moisburg — der Gau Mosidi, dessen Name jedenfalls mit agls. ahd. **mos** = Moos, Sumpf, Moor zusammenhängt, vermutlich, wie schon bemerkt, ein Gau der Chauken, deren Sitze sich aber bekanntlich viel weiter erstreckten, nach der unteren Weser zu und darüber hinaus. Die Chauken treten, ebenso wie die Barden, in Verbindung mit den aus Holstein vordringenden Sachsen auf. Die Sprache von Mosidi ist, wie wir später sehen werden, in mancher Hinsicht derjenigen des westlichsten nordalbingischen Stammes, der Dithmarscher, verwandt, weicht aber in anderer Beziehung wieder stark ab.

Sprachliche Verschiedenheiten zwischen dem Westseevischen (Gau Mosidi) und dem Bardengau

Der Gau Mosidi zerfiel in zwei Untergaue, Hittfeld (im Osten) und Hollenstedt (im Westen). Nach diesem letzten Ort, dem alten **Holdunstedi** (Stätte der Holda), das einst der Mittelpunkt eines Archidiakonats war und bei dem Karl d. Gr. 804 ein Standlager hatte, soll uns die im folgenden abgedruckte Probe führen. Die **ⁱē** und **ᵘō** von Brackel (Text I) erscheinen hier als **ē** und **ō**: daher heißt es **Pēr** (= Pferde) und **Gōr'n** (= Garten), worin **ē** und **ō** (vor r+d) aus älterem **ę̄** und **å** erwachsen sind; in anderen Fällen gehen aber **ē** und **ō** vor **r** in **ī** und **ū** über, z. B. **mīr** (= mehr), **gīrn** (= gern), **īrst** (= erst), **Kūrn** = Korn. Ebenso unterscheiden sich in Hollenstedt **bȫr'n** (= heben) und **hǖr'n** (= hören), wo Brackel beidemal **ᵘȫ** hat; jenes **ȫ** ist nämlich aus älterem **bœr'n** entstanden,

*) Vermutlich auch **st** in **scht**.

während dieses ǖ auf ȫ zurückgeht. Also der Übergang ē›ī, ō›ū, ȫ›ǖ vollzieht sich in dieser Gegend nur, wenn **nicht** ein ę, å, œ vorausgegangen ist: andernfalls hat sich der Laut nur bis zum ē, ō, ȫ entwickelt. — In Brackel wird ferner de- mit Vorliebe ausgestoßen, daher ho^{ü}'n (= hüten); in Hollenstedt dagegen sagt man hö^{ü}r'n, mit Übergang des intervokalischen d zu r. In Brackel Brå'n (= Braten), in Hollenstedt Brōr'n (aus älterem Brår'n, also mit Ersetzung des offenen o durch ein geschlossenes). — Vor l + Konsonant wird in Hollenstedt e, o, ö gern zu i, u, ü: Brackel woll (= wollte) und schöllt (= sollen), Hollenstedt wull und schüllt. Das „Hollenstedter Holz" (ein Wald in der Nähe) heißt dat Hulnst'r Hult. Als Beispiel für e›i diene Gild = Geld (in Brackel Geld). Vor Nasal und Konsonant erscheint e gern als i, o als u: daher dink'n (= denken), kunn (= konnte, Brackel könn aus konn), kummt (Brackel kommt). Zum Teil sind diese Laute sehr alt: für das weitverbreitete vull (= voll) und Wulf (= Wolf), wo sowohl das Altſ. wie das Südbardische und Gotische u haben, wird das ohne weiteres zugestanden werden. Doch wie ist es mit kunn? Auch hier steht ein got. kuntha und eine gelegentliche altſ. Konjunktivform kunsti zur Seite. Mit Gild vergleiche man got. gild und südbardisches child: haben wir in Gild vielleicht eine alte chaukische Form vor uns? Anderes ist jedenfalls jünger, z. B. dink'n, dessen i sich nur in der Richtung a (got. thagkjan) ›e›i entwickelt haben kann.

Gewiß eine Reihe beachtenswerter Verschiedenheiten von der Sprache des Bardengaues, und doch — schwerwiegender sind noch andere. Man bezeichnet oft die „breite Aussprache" als das, was der Volkssprache dieser Gegend ihr Gepräge gebe. Damit ist die besonders ausgebreitete Verwendung von Diphthongen gemeint. Es fehlt insbesondere das ō, welches im Bardengau altes au fortsetzt: für dieses tritt (ebenso wie für germ. ō) o^{u} ein. Daher heißt es in Hollenstedt Bro^{u}t und nicht Brōt, daher Do^{u}t, daher lo^{u}p'n (= laufen), o^{u}stpro^{u}ss'n, o^{u}k (= auch, in Brackel ōk, aus ōk); auch o^{u}le (= alte, Brackel ōle) gehört hierher, wenngleich hier ursprüngliches a zugrunde liegt. Der Umlaut dieses sekundären o^{u} ist natürlich derselbe wie der des primären*); er lautet ö^{ü}, wobei wir uns zugleich erinnern (vgl. S. 259), daß Hollenstedt einem ö^{ü}-Gebiete angehört. So sagt man denn nicht nur Bö^{ü}k'r (= Bücher) und fö^{ü}r'n (= fahren, beides mit primärem ö^{ü}), sondern auch nö^{ü}dicht (= genötigt) und schö^{ü}n. Nun aber wimmelt es in der Mundart nicht nur von sekundären o^{u} und ö^{ü}, sondern dazu kommen noch viele Wörter mit e^{i}, denen im Bardengau solche mit ē entsprechen. Das aus ā umgelautete ē des Bardengaues erscheint nämlich in Hollenstedt als e^{i}, daher heißt es beque^{i}m und Ke^{i}s'. Ferner hat der Diphthong ai sich in Mosidi nicht nach Maßgabe eines Silbengesetzes entwickelt, wie im Bardengau (vgl. S. 263 f.), sondern jedes alte ai ist hier

*) Der Gegensatz soll nur andeuten, daß das auf ursprüngliches au zurückgehende o^{u} erst später (durch Zusammenfließen mit dem aus german. ō hervorgegangenen o^{u}) entstanden zu sein scheint.

ein e^{i} (ausgenommen vor r, wo in der Regel ē (ī) erscheint, außerdem früher wohl auch vor w*), wo jedoch jetzt e^{i} gesprochen wird, z. B. Se^{i}l = Seele, got. saivala, e^{i}f = Mutterschaf, aus ēwe**)). So sagt der Bardengau e^{i}n, aber allēn, Mosidi dagegen e^{i}n und alle^{i}n, der Bardengau Blēk, Mosidi Ble^{i}k, der Bardengau Sēp und in den reineren bardischen Strichen Rēp, Mosidi Se^{i}p und Re^{i}p, der Bardengau Lēm (= Lehm), Mosidi Le^{i}m, der Bardengau wēnich, Mosidi we^{i}nich, der Bardengau e^{i}r (= eher), Mosidi īr (aus ēr) usw. Wir werden nun die aus ē erwachsenen e^{i} (z. B. in beque^{i}m, Se^{i}l = Seele) als solche späteren Ursprungs (sekundäre Laute) betrachten müssen, wie wir das bei manchen o^{u} und ö^{ü} bereits getan haben, aber wie ist es mit den aus ai erwachsenen e^{i}, denen ein ē des Bardengaues gegenübersteht? Diese ganze Entwicklung steht doch unter demselben Zeichen wie der Wandel ai > ei (ē) des Althochdeutschen, und so sind diese aus ai hervorgegangenen e^{i} von Mosidi, das unterstreiche ich besonders, keine **späteren**, sekundären Formen gegenüber den ē des Bardengaues, sondern reichen den ahd. ei die Hand. Die e^{i} von Ble^{i}k (= Bleiche), Se^{i}p, Le^{i}m, Re^{i}p, we^{i}nich sind ebenso zu beurteilen wie die lautlich entsprechenden e^{i} von ahd. bleih (= bleich), seifa, leimo oder leim (die Form mit ē gehört der ahd. Zeit nicht an), reif, weinag, neben dem ein wēnag (mit unorganischem ē, das spätere „wenig") im Gebrauche war; ebenso gehört ēr (> īr) = früher zu ahd. ēr.***) Die alte Regel, daß das germ. ai im Niedersächsischen schlechthin zu ē kontrahiert worden sei, ist nach meiner Überzeugung falsch und muß abgelehnt werden. Nicht zu ē, sondern zu e^{i} sind in alts. Zeit die meisten german. ai in Mosidi geworden, genau wie sie in Hochdeutschland zu e^{i} wurden, und diese norddeutschen e^{i} haben sogar ein zäheres Leben gezeigt als die hochdeutschen ei, welche sich später zum Laute ai zurückgebildet haben (vgl. S. 265).

Die Annahme liegt nun nahe, daß die hier zusammengestellten Eigentümlichkeiten gleich westlich der Seeve beginnen. Das trifft nicht zu, wie später genauer zu zeigen sein wird. Sie beginnen im großen und ganzen erst in der Hollenstedter Gegend, umfassen dann aber im wesentlichen, indem die Grenze des Regierungsbezirkes überschritten wird, die ganze westliche Hälfte von Mosidi, bis an die Lühe, ja scheinen noch weiter zu reichen, wie mir eine Stichprobe, die ich hinter Harsefeld, im Heilanga, vorgenommen habe, wahrscheinlich machte. Dazu paßt trefflich, daß die Hollenstedter und die Hittfelder Gegend bis zur Seeve früher zur Grafschaft Stade gehört haben (v. Hammerstein* 17, Sudendorf, Urk. I Nr. 19 u. Anm.). Ich verweise auch auf Jahrenhusen* S. 388,

Grenze des Westseevischen im Westen

*) Vielleicht auch vor h.

**) Der Bardengau sagt Sēl und ēf (nach dem Silbengesetz).

***) Auch vor d scheint ai in Mosidi zum Teil zu ē geworden zu sein; so kann in-brīrn (= einbreiten, mit Bezug auf den Wocken gesagt) nur auf in-brērn und dieses doch wohl nur auf ein brēden, nicht ein bre^{i}den, zurückgehen.

389, 392. Dieser zählt in Verbindung mit dem flachen Lande des nordöstlichen Rgbz. Stade (der Gegend südlich von Stade) allerlei sprachliche Eigentümlichkeiten auf,*) die genau auf die Hollenstedter Gegend, also den westlichsten Teil des Rgbz. Lüneburg, zutreffen und bereits im vorstehenden angeführt worden sind. Die Übereinstimmung erklärt sich dadurch, daß der Gau Mosidi bis ins Stadische reichte und die Volkssprache der zerschnittenen Gauteile eine unverwüstliche Zähigkeit besaß. Man bedenke, die Grenzlinie zweier Verwaltungsbezirke schneidet seit Jahrhunderten durch den alten Gau, die Bremer Bischöfe, die Schweden, die Landdroste von Stade haben der Reihe nach den westlichen Teil beherrscht, und doch gleicht die dortige Volkssprache noch heute überraschend derjenigen der abgetrennten östlicheren Gaugenossen! Wenn wir nicht wüßten, daß einst ein Gau diese Striche hüben und drüben umschloß, so könnte die Betrachtung der heutigen Volkssprache uns zu einer solchen Annahme führen.

Beziehungen des Westseevischen zum Transalbingischen

Die oben (S. 296) angedeutete Beziehung der Sprache von Mosidi zu den Transalbingiern bedarf noch der Darlegung. Ein ähnlicher Gegensatz, wie wir ihn bei der Entwicklung des au und ai und dem Umlaut des ā im Bardengau und in Mosidi beobachtet haben, findet sich in Schleswig-Holstein. Dort sind es die Dithmarscher, die sich von den Holsteinern (Holsaten) durch ungewöhnliche o^{u} und e^{i} unterscheiden und denen, genau wie den Bewohnern von Mosidi, eine breite Sprache vorgerückt wird. Hugo Kohbrok sagt in seiner schon angeführten Dissertation darüber (S. 2): „Der Holsteiner wirft dem Dithmarscher eine „breite“ Aussprache vor, die in der schlaffen Zungenartikulation ihren Grund hat und besonders in der Diphthongierung der in Holstein erhaltenen altſ. ê und ô zu e^{i} und a^{u} zum Ausdruck kommt.“ Ebenso, wie in Mosidi, erscheint bei den Dithmarschern altes au als o^{u} oder, wie Kohbrok den Laut bezeichnet, als a^{u} (der Umlaut davon als oi), und ebenso lautet der Umlaut von ā e^{i}. Ich entnehme der Kohbrokschen Arbeit folgende Beispiele, denen ich die Formen von Hollenstedt in Mosidi (H.) und Brackel im Bardengau (B.) folgen lasse: 1. Bra^{u}t, H. Bro^{u}t, dagegen B. Brōt, 2. Da^{u}t, H. Do^{u}t: B. Dōt, 3. ha^{u}ch, H. ho^{u}ch: B. hōch, 4. Kna^{u}b (= Knopf), H. Kno^{u}p: B. Knōp, 5. la^{u}b'n (= laufen), H. lo^{u}p'n: B. lōp'n, 6. A^{u}ch (= Auge), H. O^{u}ch: B. ōch. Für den Umlaut dieses Lautes: 7. Sloib (= Unterschlitten), H. Slö^{ü}p: B. Slȫp, 8. loi'm (= glauben), H. lö^{ü}b'n: B. lȫb'n. Für den Umlaut ā: e^{i}: 9. Sche^{i}be(r) (= Schäfer), H. Sche^{i}p'r: B. (abweichend) Schēp'r, sonst im Bardengau Schēp'r neben unumgelautetem Schâp'r, 10. Ke^{i}s' (= Käse), H. Ke^{i}s': B. Kēs'. Dazu noch 11. a^{u}ld (= alt), H. o^{u}lt: B. ōld. 12. Wa^{u}ld (= Wald), H. Wo^{u}l: B. Wōl. Auch, wo der Bardengau altes ai in offener Silbe zu ē entwickelt (vgl. S. 263 f.) und Mosidi e^{i} sagt (S. 297 f.), geht Dithmarschen und Mosidi zusammen:

*) Nur hätte die Entwicklung der ai und au in diesen Gegenden eingehendere Behandlung verdient.

Dithmarschen und H. Re^{i}ch (= Reihe): B. Rēch. Dithmarschen und H. Le^{i}m (= Lehm): B. Lēm. Dithmarschen we^{i}ni (= wenig), H. we^{i}nich: B. wēnich. — Diesen Ähnlichkeiten gesellen sich aber bedeutende Abweichungen, wie die Kohbrokſche Arbeit zeigt und wie ich zum Teil auch bei einem eigenen Aufenthalt in Dithmarschen feststellen konnte. So sprechen die Dithmarscher, um nur dies hervorzuheben, ē, ō, ȫ, wo Mosidi ę̄, å und œ artikuliert; sie kennen nicht das fre^{i}, sondern sagen frī, ebenfalls nicht den freilich jüngeren Übergang d›g (vergl. S. 282 f.). So kann denn höchstens von einer gewissen Ähnlichkeit der Mundarten in ihrer heutigen Gestalt die Rede sein. Die Frage, ob vielleicht eine sprachliche Beeinflussung Mosidis (und des Bardengaues) durch die holsteinischen Sachsen stattgefunden hat, läßt sich einstweilen in keiner Weise beantworten. Auch ein Zusammenhang zwischen Sturmi, dem Nachbargau Mosidis, und den transalbingischen Stormarn, wie er wohl gelegentlich auf Grund der Namen angenommen wird, ist bisher nicht erwiesen worden.

Das d›g-Gesetz im Westseevischen. Andeutung eines ethnographischen Problems

Wenn auf den letzten Seiten mehrfach die Verschiedenheiten zwischen Mosidi und dem Bardengau betont worden sind, so stimmen beide wieder in dem erwähnten Übergang d›g überein. Allerdings findet dieser gerade bei dem Textwort wīg'r (= weiter) in Mosidi nicht statt, wohl aber z. B. in mö^{u}ch (= müde), Plural mö^{u}ge (eigentlich mö^{u}ghe), ö^{u}ch (= leicht, aus ö^{u}ghe, altſ. ōđi = leicht), Slę̄g'n (= Schlitten, mnd. slede), das auch für Hamburg belegt ist (Richey, Idiot. Hamb. [2]219), wie überhaupt die Mundart von Hamburg in vieler Beziehung zu der von Mosidi stimmt. Aus dem Sprachatlas ergibt sich, daß die erwähnte Form mö^{u}ch von der Seeve (zum Teil sogar von der Aue, ihrem rechten Nebenfluß) über die Este bis zur Lühe, ein Zipfel noch darüber hinaus bis an die Mündung der Oste reicht. Dürfen wir nun hier in Mosidi, wie schon S. 283 f. beim Bardengau gefragt wurde, niederrheinische Besiedlung auf Grund des Lautüberganges annehmen? Holländer finden wir in der Mitte des 12. Jahrhunderts bei Stade, im 13. Jahrhundert auf beiden Seiten der Este bei Buxtehude, ebenso sind Holländer in Dörfern der unteren Oste bezeugt (vgl. Auhagen, Landwirtsch. Jahrb. 25, 746 ff.). Aber es ist doch ein großer Unterschied, ob man derartige örtlich beschränkte Besiedlungen durch Niederländer annimmt oder ganze Gaue (denn außer Mosidi kommt auch der Sturmi und der Bardengau in Betracht) Dorf für Dorf von Fremden besiedelt sein läßt. Außerdem betrachtet das Volk in der Umgegend von Orten, wo Niederländer sich angesiedelt haben, diese auch heute noch als Fremde und fühlt noch den Gegensatz: so steht auch der Landmann von Mosidi der aus den Niederlanden gekommenen Bevölkerung des Alten Landes (bei Buxtehude) gegenüber. Da meines Wissens auch geschichtliche Zeugnisse für eine größere Bevölkerungsverschiebung in Mosidi fehlen, so werden wir schließen, daß der Übergang d›g eben in der Mundart des Gaues begründet war. Doch wenn so auch die etwaige Annahme einer Durchsetzung des eigentlichen, binnenländischen Gebietes mit niederrheinischer

Bevölkerung abgelehnt werden muß (vgl. auch S. 284), so bleibt immer noch zu erwägen, ob nicht möglicherweise ein uralter, bisher nicht genügend erkannter verwandtschaftlicher Zusammenhang zwischen den Niederdeutschen der Unterelbe und Teilen der niederrheinischen Bevölkerung bestanden hat. So haben die Chauken mancherlei Beziehungen zum Niederrhein gehabt (vgl. Bremer, Ethn. § 138); sie halfen den Batavern im Aufstand unter Vespasian und waren auch später am Niederrhein. Vorläufig tappen wir aber bei dem Problem noch ziemlich im Dunkeln. Vor allem muß festgestellt werden, wie weit der Übergang d›gh (= j) in den Niederlanden (vgl. dazu Grundr. d. g. Phil. I [1]656) bekannt und ob er als niederfränkische oder friesische Eigentümlichkeit anzusprechen ist. Friesische Spuren kommen nämlich auch im Kreise Harburg vor, und auch die Sprache der Langobarden steht dem Friesischen nahe. Vielleicht liegt nach dieser Seite die Lösung.

Eine Einzelfrage, die zwar das anlautende d (altes th) betrifft, aber doch mit dem Problem zusammenhängt, möchte ich zum Schluß noch berühren. In den Textworten „Da brauchte er den Enterich nicht mehr zu hüten" ist „da" örtlich gemeint. Mehrere Übersetzer haben nun an der Stelle dieses Wort im zeitlichen Sinne genommen und dadurch meine Sammlung zu einer bemerkenswerten Form bereichert. Nämlich das altſ. thō (= darauf) heißt im Bardengau do^{u}, obwohl bei den Südbarden anlautendes th in t übergeht und auch bei den Nordbarden in Eigennamen noch Reste des Überganges in t erkennbar sind (vgl. S. 277, Anm. 1); das heutige d des Bardengaues in diesem Worte ist auf niedersächsischen Einfluß zurückzuführen, denn im Niederſ. wandelte th sich später in d. Dagegen im ganzen Gau Mosidi (Hollenstedt, Elstorf und Umgegend, Hittfeld, Klecken, Tostedt, Welle, auch auf Altenwerder) und im Sturmi (Schneverdingen) ist hier das th in t übergegangen, und man sagt to^{u}. Die Dithmarscher kennen nur die Form mit d, die Niederländer dagegen sagen toen (mit angefügtem n, oder daarop).* Auch das von den Niederländern besiedelte Alte Land an der Estemündung (Jork, Estebrügge) gebraucht, wie ich durch Anfragen feststellte, to^{u}. Erkundigungen in den von Holländern besiedelten stadischen Orten der unteren Oste ergaben, daß teils tō (Bülkau, Oppeln, Cadenberge), teils darob (Osten) gesagt wird. Also die Gaue Mosidi und Sturmi haben dasselbe auffällige t wie die Niederlande und die von dort kolonisierten Striche an der Mündung der Este und an der unteren Oste. Wir sind hier auf ein t gestoßen, das unzweifelhaft aus Holland stammt, nämlich im Alten Lande und an der Oste: wie ist nun dasselbe t der benachbarten Gaue zu beurteilen? Zu dem Übergang d›g sei nachträglich bemerkt, daß im Alten Lande Jork ebenfalls die Form mö^{u}ch hat, dagegen Estebrügge mö^{u}(d); an der unteren Oste sagt Bülkau und Oppeln mö^{u}ch, Osten mōd, Cadenberge mö^{u}d, mö^{u}, seltener mö^{u}j; der letzte Ort soll für „weiter" neben wīd'r als „seltenere" Form wīg'r haben.

*) Im Niederländischen geht sonst anlautendes th in d über, dagegen im Altwestfriesischen in t, vgl. Grundr. d. g. Phil. I[1] 657 und 744.

Nach diesen ethnographischen Erwägungen gehen wir die Este aufwärts und wenden uns nunmehr dem Hollenstedter Texte zu. Nur einige Vorbemerkungen sind noch nötig. In dem Gebiete werden aspirierte Tenues und vor allen Vokalen stimmhaftes s gesprochen. Die Artikelform den'n (= den, in II dan'n) weist auf das altſ. thena zurück. — von jüm ēr'n Herrn zeigt die beliebte Vorsetzung des Dativs vor das besitzanzeigende Fürwort, vgl. hochd. „dem Freund sein Haus". — gönnich ist Zusammenziehung für gōr nich (= gar nicht). — wűr (= war) entstand durch Rundung aus wīr, das wieder auf älteres wēr zurückgeht. — narmst'rwę̄ch entstand aus älterem narms der wę̄ge = nirgends (der Wege), narms mit Senkung aus mnd. nergens. — Für die bevorzugten Formen he^{i}, se^{i}, de^{i} stellen sich bei schnellerem Sprechen wohl solche mit ē (geschlossenem, hier jedoch kurz gehaltenem e) ein, auch in enklitischer Stellung (brūkt sē = brauchen sie);*) diese Pronominal- und Artikelformen mit e^{i} (ē) heben sich scharf von den hĕ, sĕ, dĕ der Dahlenburger Gegend (Text II) ab. Wie he^{i} und hē, verhalten sich so^{u} und sō. — „ruft" heißt (wie in III) mit Umlaut rőpt (in I und II rōpt). — „lachen" ist durch grīn'n wiedergegeben worden: das Wort, das nicht etwa diesem Gebiete eigentümlich, sondern überall bekannt ist, hat den Grundbegriff „das Gesicht verziehen" (zum Weinen oder, wie hier, zum Lachen).

In der Mundart von **Hollenstedt** lautet unsere Schnurre nun so **(= Text IV):**

Ik hö^{u}r' den'n Wōrt.

Jo^{u}ch'n We^{i}kbro^{u}t harr ve^{i}rtich Jōr up'n Go^{u}t in o^{u}stpro^{u}ß'n de^{i}nt; swōre Arbait kunn (h)e^{i} nich mīr do^{u}n. Sun'n o^{u}le Lű krīcht von jüm ēr'n Herrn Wånung un Bro^{u}t bet an'n Do^{u}t. To^{u} plö^{u}g'n un to^{u} ma^{i}n brūkt se^{i} nich mīr, se^{i} schüllt œb'r up'n Hof bī lichde Arbait noch mål mit to^{u}fåt'n. Jo^{u}ch'n dach nū: Mī mutt mīn ę̄t'n un Drink'n o^{u}k so^{u} war'n, un schull he^{i}n bę̄t'n nå de^{i} Pēr se^{i}n ō'r de^{i} Stīgh in'n Gōr'n hark'n, denn sō kre^{i}ch (h)e^{i} glīk dat Rīt'n un stœn. To^{u}lest le^{i}t de Herr em in sīn'n Kutschwåg'n ūt de^{i} Kåt afhål'n un nå't Herrnhūs fö^{u}r'n. Jo^{u}ch'n wőr in'n fīne Stūf nö^{u}dicht, un de Herr sę̄: hīr schull (h)e^{i} nū jümm'r wån'n, Brōrn ę̄t'n un Wīn drink'n, œb'r e^{i}n lüdde Arbait müß (h)e^{i} do^{u}n, he^{i} müß ubbē Landstråt den'n gro^{u}d'n widd'n Wōrt hö^{u}r'n (de^{i} schull o^{u}k nich fre^{i} rümlo^{u}p'n, he^{i} schull anbun'n war'n). Nŏ, dat wull uns' Jo^{u}ch'n denn ja o^{u}k gīrn do^{u}n. As (h)e^{i} dōr nū sō sitt, kummt e^{i}n von sīn Bekannt'n ve(r)bī un fråcht: „Jo^{u}ch'n, wot måks(t) dū denn dōr?" „Ik hö^{u}r' den'n Wōrt." „Dū büs wŏl mall", secht de^{i} ann'r, grīnt un gait wīd'r. So^{u} gai(t) dat den'n he^{i}l'n Dagh un alle Dåch. īrst quę̄lt Jo^{u}ch'n sik dōr nich üm un ant'rt jümm'r: „Ik hö^{u}r' den'n Wōrt", bī lütt'n œb'r arg'rt he^{i} sik œb'r dē Frågere^{i}, he^{i} ward wild, as wenn em 'n Wę̄psch stę̄k'n harr, un rőpt de^{i} Lű to^{u}: „Schērt jo^{u} to^{u}n'n Dö^{u}b'l!" Mit (d)e^{i} Tīt ke^{i}k (h)e^{i} sik gōnnich mīr üm un ant'r nich, un dat schö^{u}ne ę̄t'n smeck em o^{u}k nich. o^{u}k de^{i} Kinn'r in'n Dörp lach'n all œb'r em. Up e^{i}mål wűr (h)e^{i} wech; narmst'rwę̄ch kun'n se^{i} em fin'n. Nåhēr kö^{u}m't rūt, he^{i} wűr nå Stadt gån, wenę̄m he^{i} 'n Bro^{u}d'r wån'n harr. Dōr brūk (h)e^{i} den'n Wōrt nich mīr to^{u} hö^{u}r'n.

---

*) So wird denn auch kun'n se^{i} em fin'n (am Schluß des Textes) oft gesprochen kun'n sē'n fin'n, unter gleichzeitiger Abschwächung des (e)m zu 'n. Diese Abschwächung ist weithin gebräuchlich, auch wohl außerhalb des Lüneburger Landes.

Die wenigsten Abweichungen von der Hollenstedter Mundart dürften sich, wie schon angedeutet, nach Westen, dem Stadischen zu, finden. Im Norden zeigt bereits das Nachbarkirchdorf Moisburg kleinere Verschiedenheiten, z. B. Holt statt Hult. Doch selbst innerhalb des allerdings sehr großen Kirchspieles Hollenstedt stoßen wir auf zumteil wichtigere Abweichungen. So sagt Rade zwar Hult, gīrn, dink'n, auch beque'm, hat aber für altes au nicht o^u, sondern ō (z. B. Brōt). Wenzendorf weicht noch weiter ab: nur gīrn stimmt, dagegen heißt es Holt, denk'n, bequēm, Brōt. So sagen auch Everstorf und Avensen bequēm und Brōt (daneben Hult, gīrn, dink'n). Auch auf dem Tōt, der aus dem Flachland aufsteigenden Erhebung*) der Tostedter Gegend, die noch zu Mosidi gehörte, herrscht dieses ē und ō. Das gilt überhaupt fast für den ganzen Osten des Gaues, d. h. den alten Untergau Hittfeld. Überall finden wir das aus au gewordene ō und das aus ā umgelautete ē, sowohl im Kirchspiel Hittfeld**) wie in dem neuerdings davon abgezweigten Kirchspiel Buchholz und dem unmittelbar an der Grenze des Bardengaues liegenden Jesteburg, anscheinend auch in dem weiter westlich gelegenen Kirchspiel Elstorf (wenigstens ist es mir von dem dorthin eingepfarrten Daerstorf bekannt). Auch das auf S. 263 f. dargestellte Silbengesetz des Bardengaues herrscht in Hittfeld, und man sagt dort z. B. allēn, Sēp, Blēk, Lēm, wēnich, aber abweichend ēr.***) Dieser östliche Strich des Gaues Mosidi zeigt also im Vokalismus, von einigen Dörfern abgesehen (z. B. Westerhof, Tötensen, Emsen und Bendestorf), auffallende Übereinstimmungen mit der Sprache des Bardengaues, die ich mich begnüge hier festzustellen, ohne eine Erklärung zu versuchen; die Frage wird dadurch noch bedeutsamer, daß gerade in diesem anscheinend bardisch beeinflußten Strich der Klecker Wald mit seiner ehrwürdigen Steinsetzung liegt (über den vielleicht bardischen Ursprung derartiger Denkmäler vgl. v. Hammerstein, S. 70). — Die mir vorliegende Übersetzung aus Hittfeld stimmt teils mit Hollenstedt überein (wull, schüllt, kunn), teils mit Brackel (ho^u'n, ōk, at = als), teils steht sie zwischen beiden, so mit ērs (= erst), dann auch mit mēr und gērn, denn der i-Vorschlag von Brackel ist ebensowenig bekannt wie der Hollenstedter Übergang ē > ī. Dagegen heißt es mit u-Vorschlag sw^uōr (= schwer) und g^uōr, aber dōr (= da). Die Präteritalform gün, die ungenau das Präsens „geht" übersetzt, ist auch im Bardengau (Brackel, Marxen, Wulfsen) bekannt. In anderem steht Hittfeld für sich: in dem gerundeten öm (= ihm), dem ungerundeten wat (= was), jū (= euch), ståk'n (= gestochen).†)

Weiteres über die Volkssprache im Westseevischen

Berührungen im Osten des Westseevischen mit der Sprache des Bardengaues

*) Tōt hängt sicher mit aglſ. tōtjan (= hervorragen) zusammen, auf das in anderem Zusammenhang Jellinghaus (westf. Ortsn. S. 127) verweist. Tostedt = Stätte auf dem Tot.

**) Die Marschdörfer des Kirchspiels (Over, Hörsten) kommen hier nicht in Betracht.

***) Aber auch das e'r des Bardengaues findet sich stellenweise (z. B. in Klecken).

†) Diese Form wird auch in Tostedt gebraucht, ebenso wat. Im übrigen zeigt Tostedt (wie Hittfeld) manches Übereinstimmende mit Hollenstedt: kunn, wull, schüll

So wird die Gegend um Hittfeld wohl am besten als ein Übergangsgebiet von Mosidi zum Bardengau bezeichnet; auffällig ist sie noch dadurch, daß hier fast überall der „Pflug" Plōch heißt, während der Westen von Mosidi, der Bardengau, auch Sturmi und der Loingo, soweit ich ihn kenne, die diphthongierte Form gebrauchen. Trotzdem muß die Seeve als die eigentliche Grenze zwischen den Barden und Chauken betrachtet werden, und aus diesem Grunde ist auf der Karte dem Gebiet zwischen Seeve, Lühe und Wümme die Bezeichnung „**Westseevisch**" gegeben worden.

Über die Volkssprache des Inselgebietes zwischen Harburg und Hamburg

Der Goh Hittfeld hat uns in die Nähe Harburgs geführt. Da liegt ein Blick auf das außerordentlich abweichende Inselgebiet zwischen Harburg und Hamburg nahe*). Das å (offene, lange o) Nordlüneburgs lautet in Altenwerder und Finkenwerder (die Übersetzung betrifft den von der Lüneburger Seite kaum abweichenden hamburgischen Teil) in der Regel ō^{u}; daher heißt es nō^{u} (= nach), Wō^{u}nung (= Wohnung). Das o^{u}, dem in Altenwerder ein ĕ vorklingt, während in Finkenwerder ein einziger Laut, ein innig verschmolzenes ę̄o^{u}, gesprochen wird, setzt — wie im Westen von Mosidi — nicht nur germ. ō, sondern auch das aus au entwickelte ō fort, erscheint also z. B. nicht nur in „Gut", sondern auch in „Brot" und „auch". Den Formen swōr, dōr, Gōr'n von A. steht in F. ein swuar, duar, Guar'n gegenüber. In A. ve^{i}rtich (aus älterem eo), in F. vīrich (mit Ausfall des Dentals aus vērtich, dessen ē aus älterem eo kontrahiert worden ist). In A. ge^{i}rn, me^{i}r, e^{i}rs (mit Diphthongierung des ē), in F. gīrn, mīr, īrs (wieder mit dem Übergang ē › ī). Gedehntes e in offener Silbe lautet in A., wenn die Bezeichnung folgerichtig ist, ę̄, in F. ē, daher in A. ę̄t'n, in F. ēt'n; dagegen in A. und F. 'n be^{i}t'n (= ein bißchen) statt des hiernach zu erwartenden ę̄, bezw. ē. Als Einzelheiten seien verzeichnet: F. (in unbetonter Stellung, z. B. vor dem Infinitiv) tu = zu; F. vun (= von), gewöhnlich vu mit offenem nasalem u gesprochen; F. Vorsilbe vu —, z. B. in vurückt; A. wo^{ü}r: F. wūr (= war); A. Lūd: F. Lū; A. maid'n (= mähen): F. mai'n; F. ne^{i} oder ni für nich (= nicht), krīt und plo^{ü}'n für krīcht und plo^{ü}gh'n, mit Ausfall der palatalen Spirans. Der Umlaut jedes o^{u} lautet in A. und F. o^{ü}, daher heißt es an beiden Stellen z. B. (mit Umlaut eines aus au entstandenen o^{u}) no^{ü}dicht und scho^{ü}n. Der Umlaut von ā erscheint in F. (vermutlich auch in A.) als e^{i} (beque^{i}m). œ wird in A. und F. als geschlossener

---

(= sollte, Konj.), gīrn. Bemerkenswert ist ūs' (= unser) und vun (= von). Otter, das wie Tostedt auf dem „Tot" liegt, sagt dagegen stę̄k'n und wot, weicht aber sonst kaum von Tostedt ab. Beide Übersetzungen geben „antwortete" durch antwūr, aus antwōr(de), mit dem uns schon aus Hollenstedt bekannten Übergang ō › ū vor r.

*) Eine durch Phonogrammaufnahmen unterstützte Bearbeitung der Mundarten des hamburgischen Staatsgebietes, die sicher auch die Frage nach den holländischen Bestandteilen dieser klären wird, ist vom Deutschen Seminar in Hamburg in die Wege geleitet worden. Gerade beim Abschluß der Korrektur erhalte ich die erste dieser Arbeiten, eine Dissertation Gesinus Kloekes über den Vokalismus von Finkenwerder.

Laut gesprochen (stōn = stöhnte). Übereinstimmung herrscht weiterhin in den'n (Artikel), kunn, schull, wull, mütt (= muß, in F. gewöhnlich mürr gesprochen, wie überhaupt der Übergang dd›rr beliebt ist, z. B. mirre Tīt = mit der Zeit, lürre = kleine), bit (= bis), ke^{i}m (= kam, e^i aus dem ē des Plurals), büs (= bist), narms (= nirgends).

Die Sprache des Marschgebietes von Harburg bis zur Seevemündung

Auch in dem Marschgebiet oberhalb Harburgs, soweit es dem Kreise Harburg angehört, d. h. bis zur Seevemündung, findet sich das sekundäre o^u und e^i, sowohl in den nach Hittfeld zur Kirche gehörenden Dörfern wie den andern. Über die Herkunft der Bewohner steht nichts fest: auf Grund des Namens hat man das Friesenwerder Moor und Friesenwerder mit friesischen Ansiedlern in Verbindung gebracht (Schulze* S. 80). Jene o^u und e^i setzen sich dann fort in der jenseits der Seeve beginnenden alten Deichvogtei Neuland, die bis Stöckte reicht und schon zum Kr. Winsen gehört: in Stöckte sagt man Jo^{u}ch'n We^{i}kbro^{u}t, o^{u}k, gro^{u}d'n und beque^{i}m, Ke^{i}s'. Mit diesen o^u und e^i hebt die Deichvogtei Neuland sich scharf nicht nur von der ihre Fortsetzung bildenden Winser Marsch (vgl. auch S. 275), sondern auch der Winser Geest und dem ganzen Bardengau ab, und dieses scheint v. Hammersteins* Ansicht zu bestätigen, der auf Grund des verschiedenen Naturells für die Deichvogtei und die Marsch Ansiedler aus verschiedenen Volksstämmen annimmt (S. 353). In anderer Hinsicht jedoch steht die Sprache der Deichvogtei Neuland dem Kreise Winsen nahe. So stoßen wir in Stöckte wieder auf das uns aus der Kreisstadt Winsen bekannte jū (= euch), auf die ^{i}ē und ^{u}ō und ebenso auf das in der Winser Marsch und auf der Geest so verbreitete wīg'r (= weiter).

Nur kurz kann darauf hingewiesen werden, daß zwischen Mosidi (einschließlich der Osthälfte) und dem Bardengau auch im Wortschatze große Abweichungen bestehen. Einzelnes ist oben erwähnt worden (z. B. S. 271 über narnich bei Text I), anderes wird im 4. Abschnitt Erwähnung finden. Die Herausarbeitung dieses Gegensatzes wird selbstverständlich eine besondere Aufgabe des „Lüneburger Wörterbuches" sein müssen. —

Über die Volkssprache des Sturmi

Nach Mosidi, der nordwestlichen Nachbargegend des Bardengaues, mögen gleich die südlicher gelegenen Gaue, der Sturmi und Loingo, kurz behandelt werden. Vorweg sei betont, daß ihre Sprache derjenigen des Bardengaues näher steht. v. Hammerstein* hebt mehrfach (S. 73, 49) die nahe Verwandtschaft der Barden und Loingobewohner hervor und äußert sich hinsichtlich der Sturmibewohner wenigstens dahin, daß ihr Gau „fast die nämlichen Einrichtungen" zeige wie der Bardengau und der Loingo (S. 64). Wichtig ist besonders, daß beide Gaue, der Sturmi wie der Loingo, die sekundären o^u und e^i von Mosidi nicht kennen, sondern in diesem Punkte zum Bardengau stimmen. So heißt es denn zu Schneverdingen im Sturmi Brōt, Dōt, ōle, bequēm usw., ebenso im Loingo. Daß auch das Silbengesetz des Bardengaues (vgl. dazu S. 263 ff.) im Sturmi und Loingo geherrscht zu haben scheint, ist bereits erwähnt worden (vgl. S. 264,

Anm. 1). Weiterhin weicht Sturmi von Mosidi darin ab, daß dem **mīr, gīrn, īrst** von Hollenstedt ein **mēr, gērn, töērst** von Schneverdingen gegenübersteht; auch der Übergang ō›ū vor r unterbleibt hier. Dagegen stimmen beide in der Form **ik hö^{u}r'** (= ich hüte) und **hö^{u}r'n** überein; in beiden Gegenden heißt, um noch ein Beispiel anzuführen, „reiten" **rīr'n**; in sämtlichen Nachbargegenden des Bardengaues wird man diese Formen vergebens suchen. Das Adj. „weiß" lautet in Schneverdingen **wīt**, während das zum Kr. Fallingbostel gehörige Stellichte, einst (nach Grütter, D. Loingau S. 17) ein Grenzort des Sturmi, **witt** sagt. In Schneverdingen und Stellichte wird **vun** (= von), **fre^{i}** und **üs'** gesprochen, ebenso **'ne** (= eine, also mit Erhaltung des e), gegenüber dem **n'** von Hollenstedt*). In anderem dagegen weicht Stellichte ab, so heißt es dort mit erhaltenem e **Lüe** (= Leute). Über den Anteil Sturmis an dem Wandel th›t in **to^{u}** (= da) und d›g ist oben (S. 301 u. 282) gesprochen worden. — Eine reiche Ausbeute für die Sprache des Gaues Sturmi gewähren die niederdeutschen Schriften Friedrich Freudenthals, unseres kernigen Heimatdichters, der, im Loingo geboren, zu Fintel im Sturmi (Kr. Rotenburg) aufgewachsen ist und die Sprache dieses Ortes spricht und schreibt. Im Gegensatz zu Schneverdingen, wo vor r ō gesprochen wird (**swōr, Gōr'n** = Garten), herrscht in Fintel noch das ältere å: so schreibt Freudenthal **swar** (= å), **Garen** (das ist **Går'n**), **sik upklaren** usw.

Zur Volkssprache des Loingo

Ein großer Teil des Loingaues ist heute **mik**-(**mek**-)Gebiet, vgl. den Lauf der **mi-/mik**-Grenze auf der Karte! Im **mi**-Gebiet liegen Wietzendorf (W.) und Fallingbostel (F.): von diesen wollen wir ausgehen und ihnen einige nach Südosten gelegene Kirchdörfer des Loingo, Hermannsburg (H.) und Bergen (B.), soweit die einzelnen Formen gesichert erscheinen, gegenüberstellen. H. und B. sagen bereits **mik** (B. auch **mek**) und **jük** (statt **jo^{u}**), sie können daher dem Übergangsgebiete (vgl. Text V) zugerechnet werden, aber andererseits sind es Loingodörfer, das mag ihre Erwähnung an dieser Stelle rechtfertigen. In W. haben „mehr", „gern" und „zuerst" — wie in Schneverdingen — ein ē, ebenso in F. (doch heißt es hier **e^{i}rst**), im Gegensatz zu den ī-Formen von Hollenstedt. Dem **ik hö^{u}r** von Hollenstedt und Schneverdingen steht in W., H. und B. ein **ik hö^{u}** gegenüber. Bezeichnend für W. sind die bewahrten å, ę̄ und œ vor r, z. B. **Jår, schwår, Går'n** (= Garten), **ę̄r** (= ihr), **mœr** (mnd. **mor(e)**, = mürbe). So wird auch in F. **Jår** und **ę̄r** gesagt. H. hat zum Teil noch das lange a**), statt **ę̄r** wird in H. und B. ein gerundetes **ȫr** gesprochen. Im großen und ganzen scheint man aber auch im Loingo von den å, ę̄ und œ immer mehr zu den ō, ē und ȫ überzugehen. Die

*) Doch kommt in Schneverdingen auch die Abstoßung des e vor.

) z. B. in **Jår und **går nich**, doch hat das lange a in Hermannsburg, sowohl vor r wie in anderer Stellung, nach der Mitteilung eines Mitarbeiters einen anderen Klang als å. Es scheint ein zwischen å und ō liegender a-Laut zu sein, der ähnlich wie ō klingt, aber ohne Vorstülpung und Rundung der Lippen gebildet wird.

offenen Laute findet man u. a. noch im NW. des Kr. Soltau, so in Ilhorn (Kirchsp. Neuenkirchen) und wohl auch noch in andern Dörfern des Kirchspiels. Hier herrscht auch noch die Form Pęrd, die auch für W., F. und H. beglaubigt ist. In W., B. und H. wird frī gesagt (dagegen in F. fre^{i}), an allen vier Orten üs' (= unser). Für W. wie H. steht die eigenartige Aussprache des schließenden — er als ĕ, der wir schon im NO. des Bardengaues begegneten (S. 286) und die wir auch in dem dazwischen liegenden Gebiete (Text V) noch antreffen werden, fest; dagegen spricht man bezeichnenderweise in F., also im Innern, 'r (z. B. Kinn'r). Ob die Aussprache ĕ von Süden her eingedrungen ist? Wie anderwärts dem ĕ ein energisch durchgeführter Übergang des intervokalischen d zu r zur Seite steht (vgl. S. 285, 287), so auch in W.; hier heißt es üre Kåd (= aus der Kate), nōricht (= genötigt), mirre Tīd (= mit der Zeit). In W., H. und B. lautet „Dorf" mit Entrundung Derp, dagegen in F. Dörp. In allen vier Orten ist „wird" wäd (wie man auch in Schneverdingen sagt). härr (= hatte, in W., B. und H.) ist ein mit Umlaut gebildetes Präteritum, ebenso wie dech (= dachte, W. und H.). Der Form Kutsch'n von W., H. und B. steht ein Kutsche von F. gegenüber. „40" lautet in W. und F. ve^{i}rtich, dagegen in H. (und Sülze) vērdich. Knarrende Länge ergibt sich für W. aus nāms (= nirgends, aus narns, nargens) und hāg'n (= harken): dagegen sagt F. nirgens und härk'n. Statt des adverbialen wĕch (= weg, aus altem in wech = auf den Weg) wird in W., F., H. und B., wie übrigens auch schon in der Schneverdinger Gegend, das aus einem to wege entstandene węch gebraucht. — Schon aus diesen Zusammenstellungen bekommen wir den Eindruck, daß die alte Loingosprache sich noch am reinsten im Innern erhalten und im Osten des alten Gaues durch fremde, von Süden her kommende Einflüsse, die zum Teil sich noch über die mi-/mik-Grenze erstreckt zu haben scheinen, allerlei Störungen erfahren hat.

V. Text: Aus dem Übergangsgebiet.

Vorbemerkungen zu dem Text aus Ebstorf (im Übergangsgebiet)

Der Text gehört dem Hauptteile des Übergangsgebietes, dem Kreise Ülzen, an (vgl. über dieses S. 247). Im Westen der Ilmenau, die das Gebiet etwa in der Mitte durchfließt, scheinen Ostfalen mit der bardischen Bevölkerung verschmolzen zu sein, während der Osten eine Vermischung bardischer, ostfälischer und slawischer Siedler vermuten läßt. Unsere Probe führt uns nach dem links der Ilmenau liegenden, durch sein Kloster berühmten Flecken Ebstorf. Bezeichnend ist das — ĕ (für — er), z. B. in ümmĕ (neben dem in Ebstorf auch jümmĕ gesagt wird): wir können dieses — ĕ nunmehr von Wietzendorf im Loingo (mi-Gebiet) an durch den Kreis Ülzen (sowohl durch sein mik-Gebiet, wie das schmale nördliche mi-Gebiet um Bienenbüttel) bis in den Kreis Bleckede verfolgen (vgl. S. 307, 287, 286). s vor Vokal wird weich gesprochen, doch in der sogen. „Klei", d. h. der durch fruchtbaren Kleiboden ausgezeichneten Gegend, die sich

nordöstlich von Ebstorf bis Barendorf erstreckt, mit etwas Schärfe. Über die Aspiration der Tenues in diesem Gebiete war Sicheres bisher nicht festzustellen; in Ebstorf scheint man zumteil (nach **k**) zu aspirieren, in den sprachlich gemischten östlichen Bezirken wohl garnicht. Die Formen **he^{i}**, **se^{i}**, **de^{i}** werden beim Sprechen (vgl. Text II) gewöhnlich zu **hĕ** (oder **ĕ**), **sĕ**, **dĕ** (oder **ĕ**) abgeschliffen: **söllĕ** für **söll he^{i}**, **ütĕ Kåt** für **üt de^{i} Kåt**. Neben den **s**-Formen von „sollen" sind auch **sch**-Formen üblich. **ännĕn** für **ännern** (= antworten) stirbt aus. Wichtiger als diese Einzelheiten ist folgendes: Das Textwort **'n bĕtt'n** (= ein bißchen), das in den nördlicheren Gegenden und stellenweise auch im Kreise Ülzen, z. B. in Wichtenbeck und Bevensen, mit Dehnung **'n bẹ̄t'n** lautet, hat das **ĕ** in offener Silbe bewahrt. Damit kommen wir zu einer ostfälischen Eigentümlichkeit, die schon früher (S. 244) gestreift wurde und beim reinen **mik**-Gebiet (VI), in dem sie recht eigentlich zu Hause ist, nochmals zu erwähnen sein wird. Ausgeprägter als in Ebstorf ist sie in der Klei. Der Ebstorfer sagt zwar **'n bĕtt'n**, aber mit Dehnung **bẹ̄t'n** (= gebissen), **smẹ̄t'n** (= geschmissen), **schrẹ̄'m** (= geschrieben) usw., dagegen der Kleibewohner und wohl der größte Teil des Kreises **bĕtt'n**, **smĕtt'n**, **schrĕm'm**. Auch **ö** in offener Silbe wird ebenso behandelt: ich erinnere an die S. 244 angeführte, im Kreise Ülzen außerordentlich verbreitete Form **Slött'l** (statt **Slœt'l**).

Die Übersetzung aus **Ebstorf** lautet nun so **(Text V)**:

Ik ho^{a} dan Dråk'n.

Jōch'n We^{i}kbrōt harr ve^{i}rdich Jōr up'n Go^{u}t in ŏstpro^{u}ß'n de^{i}nt; swōre Arbait könn he^{i} nich mēr do^{u}n. Sonne ōle Lū̆ krīcht von ēr'n Herrn Wœnung un Brōt bet an'n Dōt. To^{u} plo^{u}g'n un to^{u} mai'n brūkt se^{i} nich mēr, se^{i} söllt åwĕ up'n Hof bī lichte Arbait noch mål mit to^{u}fåt'n. Jōch'n dach nū: Mik mutt mīn ẹ̄t'n un Drink'n ŏk so^{u} war'n, un söll he^{i} 'n bĕtt'n nå de^{i} Pēr se^{i}n ōdĕ de^{i} Stīgh in'n Gōr'n hark'n, denn kre^{i}ch he^{i} glīk dat Rīt'n un stœn. To^{u}letzt le^{i}t de^{i} Herr em in sīn Kutsch üt de Kåt afhål'n un nå'n Herrnhūs fo^{u}r'n. Jōch'n wŏ̄r nū in'ne faine Stūf nŏ̄dicht, un de Herr sẹ̄: hīr söll he^{i} nū ümmĕ wån'n, Brå'n ẹ̄t'n un Wīn drink'n, œwĕ 'n lüttje Arbait möß he^{i} noch do^{u}n, he^{i} möß up'e Landstråt dan grōt'n witt'n Dråk'n ho^{u}'n (de^{i} söll ŏk nich fre^{i} rumlōp'n, he^{i} söll anbun'n war'n). Na, dat woll uns' Jōch'n denn ja ŏk gērn do^{u}n. Als he^{i} då nū so^{u} sitt, kummt e^{i}n von sīn Bekannt'n vebī un fråcht: „Jōch'n, wat måkst du denn då?" „Ik ho^{a} dan Dråk'n." „Du bist wŏl verückt", secht de annere, lacht un gait wīdĕ. So^{u} gait dat dan ganz'n Dagh un alle Dåch. ērst quẹ̄lt Jōch'n sik då nich œwĕ un ännĕt ümmĕ: „Ik ho^{a} dan Dråk'n", bī lütt'n åwĕ ärgĕt he^{i} sik œwĕ de Frågere^{i}, he^{i} ward wild, als wenn em'n Wöpsch stẹ̄k'n harr, un rŏpt de^{i} Lū̆ to^{u}: „Schērt jük to^{u}n Dūw'l!" Mit de Tīd ke^{i}k he^{i} sik gōr nich mēr um un ännĕ nich, un dat schŏ̄ne ẹ̄t'n smeck em ŏk nich. ŏk de Kinnĕ in'n Dorp lach'n all œwĕ em. Up e^{i}mål we^{i}r he^{i} wech, narnich kön'n se^{i} em fin'n. Nåhēr ko^{u}m rūt, he^{i} we^{i}r nå'e Stadt gån, wō he^{i}'n Bro^{u}dĕ wån'n harr. Då brūk he^{i} dan Dråk'n nich mēr to^{u} ho^{u}'n.

Weiteres üb. die Volkssprache des Übergangsgebietes

Bleiben wir zunächst auf der linken Seite der Ilmenau! Das etwas weiter nach Westen liegende Kirchdorf Wriedel hat noch einige ältere Formen, so **to^{u}lest** und **Wöpsk**; statt **ērst** wird **e^{i}rst** (wie in Text I und II), neben **von** **van** gesagt (beide Formen schon im Altſ.). Die Formen von „sollen"

haben in Wriedel das dörfliche sch, während der Flecken Bevensen*) und die Stadt Ülzen ein s sprechen. Ülzen neigt, wie wir schon bei den Städten Winsen und Lüneburg sahen, zur Bewahrung des schließenden e: in sīne Kutsch, in e^{i}ne fīne Stūf, e^{i}ne lütje Arbait. Das im SW. von Ebstorf liegende Wichtenbeck sagt noch Lūd und sę̄d (= sagte) und bildet decht (= dachte, mit dem uns schon im Loingo begegneten Umlaut); „von" ist hier vun, kīk'n hat ein schwaches Präteritum kīk; statt ko^{u}m finden wir hier und anderwärts (z. B. in Wriedel) ein ke^{i}m. Statt der Form wär'n (= werden) von Ebstorf und Wriedel erscheint in Wichtenbeck, Böddenstedt, Suderburg und Stadensen wē̄r'n (mit Dehnung des e vor rd). Böddenstedt bietet statt do^{u}n (= tun) ein bemerkenswertes do^{i}n (do^{ü}n), vgl. die mnd. Indikativformen doist, doit; auch „Bruder" ist hier Bro^{ü}'r. In der Form als stimmt es zu Ebstorf, während andere Orte (Suderburg, Wichtenbeck) as sagen. „Wird" heißt hier und in Suderburg wäd (vgl. den Loingo, S. 307). In Suderburg wird ērst zu īrst, „war" lautet wīr (aus älterem wēr), während die umliegenden Dörfer e^{i}rst und we^{i}r sagen; bemerkenswert ist ferner smick (= schmeckte). Stadensen, am Südrand des Bardengaues, sagt mit erhaltener Endung bī lichder Arbait, mit Rundung öm (= ihm, der Vokal soll zwischen kurzem ö und kurzem e liegen), gebraucht neben as (= als) die aus nasaler Aussprache des a erwachsene Form ans, die übrigens auch an andern Stellen des Lüneburgischen auftritt, und zeigt knarrende Vokale in Formen wie Därb (= Dorf), näsk (= närrisch, aus narsk) und äg'rt (= ärgert). —

Wendische Reste im Übergangsgebiet.

Überschreiten wir bei Ülzen die Ilmenau und wandern ostwärts, so kommen wir in einer Stunde nach dem Kirchdorfe Rätzlingen. Hier kennen die ganz Alten noch die entgegengesetzte Verwendung des h: Hik ål dat Au (= ich hole das Heu) oder De Und le^{i}p hacht'rn ås'n ēr (= der Hund lief hinter dem Hasen her). „Aus der Kate" heißt üt Kåt, „mit der Zeit" mit Tīt. Diese Beispiele genügen, um uns zu zeigen, daß wir von Westen her in das Slawengebiet gekommen sind, dem wir bereits in einer östlicheren Gegend (Text III) einen Besuch abgestattet haben. Auch einzelne wendische Wörter sollen noch erhalten sein, z. B. Kawīgelitz (= Schaukel), dem aber wohl das niederd. wīgeln (= auf und nieder wippen) zu grunde liegt. Der Vokalismus stimmt in der Verteilung der e^i (gesprochen ē^i) und ē, der o^u (ō^u?) und ō im wesentlichen zu dem des übrigen Bardengaues; der Umlaut des o^u ist ö^i (ö^{ü}). Im übrigen sind mit den slawischen Bestandteilen der Mundart, wie schon erwähnt, solche ostfälischer Herkunft gemischt, doch scheint der Versuch einer Sonderung vor der Hand noch gewagt. Wir stoßen auf das uns auch auf der linken

*) Die Volkssprache der Gegend von Bevensen ist literarisch in einem Bauernstück verwertet worden, das 1910 unter dem Titel Dörpswies' (= Dorfweise), von Karl Meyer (Verlag von H. Meyer, Bevensen), erschien. Der Verfasser wirkt (als Lehrer) in Jelmstorf, einige Kilometer von der mi/mik-Grenze, daraus erklärt sich die Beimischung gewisser nördlicherer Formen.

Ilmenauseite und an andern Stellen (vgl. S. 307) begegnete ĕ (jümmĕ, åwĕ = aber), auf das vorhin erwähnte ans (= als) und das auch im Kreise Bleckede heimische wå'n = wohnen, auf die uns schon aus dem Wendland und dem Kreise Bleckede bekannte Form Bekannig'n (= Bekannten, vgl. S. 293), auf knarrende Längen (āl = alle, hāk'n = harken, āgĕt = ärgert). Anlautendes st geht in scht über (Schtīch, Schtūf, schtę̄k'n = gestochen), sp in schp; auch sl, sm, sn, sw werden zu schl usw., wie anscheinend im ganzen Osten des Kreises. s vor Vokalen wird stimmlos gesprochen: ßecht (= sagt), ßeͥn (= sehen). Das anlautende g erscheint als ch, also als stimmlose Spirans: chait (= geht), chōrnich (= gar nicht); „den ganzen Tag" heißt de chanße Dach, also mit wendisch gefärbter Flexion: vermutlich ist auch der Übergang g › ch wendisch. Daß ein solches ch auch in gewissen weit abgelegenen Gegenden Niedersachsens vorkommt, erklärt nicht diesen hart an der Lüneburger Ostgrenze auftretenden Laut; auch das ch des alten Bardowick (S. 278) ist hier fernzuhalten. Als ostfälisch kennen wir bereits 'n bĕtt'n, das auch in Rätzlingen gesagt wird. — Eine Übersetzung aus dem östlich von ihm gelegenen Kirchdorf Rosche stimmt in den Hauptpunkten zu der vorigen. Im Gebrauche des Artikels und der Adjektivformen scheint Rosche noch wendischer zu sein: schwōr Arbait, ßün'n ōl Lū, dat schōn ę̄t'n, up de Hof, nå de Herr ßīn Hūs'. Auch hier heißt es 'n bĕtt'n, auch hier mit dem Übergang g › ch und stimmlosem s chrīnt ßik (= lacht) un chait wīd'r. „in seiner Kutsche" lautet (mit bewahrtem sk) in ßīn Kutsk. „von" heißt in beiden Dörfern van, „hatte" hăd.

Fast dasselbe Bild gewährt der Nordosten des Kreises. Hier hat Rabeler* (§ 129) die Gegend von Gr. Thondorf bis Hohenzethen durchforscht. Aus seinen Zusammenstellungen sei noch folgendes angeführt: „weiß" = wīd; „Leute" heißt in den meisten Dörfern Lūr und wird wenigstens von der älteren Generation noch mit einem Zungenspitzen-r gesprochen; auffällig ist in dem auch sonst abweichenden Niendorf die Form Doᵘt (= Tod), da im Bardengau altes au gewöhnlich und in diesem Worte wohl stets als ō erscheint. Das stimmlose s vor Vokal, die Erhaltung des sk, die Übergänge st › scht, sp › schp, g › ch*), alles findet sich in diesen zum Kirchspiele Himbergen gehörigen Dörfern wieder. Als ehrwürdigen Rest älterer Artikulation erwähne ich schließlich den von Rabeler beobachteten Wechsel von anlautendem wr › fr, z. B. fring'n = auswringen (vgl. zu der Vertauschung von w und f auch Rost* S. 48 f.)

Ganz ähnliche Verhältnisse zeigt der Südosten des Kreises Ülzen, das alte „Land Bodendīk": erhaltene Kürze in Formen wie bett'n

*) Dieser Übergang des anlautenden g beginnt aber erst bei Kl. Thondorf. Überhaupt hat dieses (früher „Wendisch Todendorpe" genannt) deutlicher die Spuren des Wendentums bewahrt als das nördlichere Gr. Thondorf (früher „Dütsch Todendorpe"). So sollen in Kl. Thondorf alte Leute auch noch das h in der bekannten Weise vorsetzen oder fortlassen.

(= Bißen) und Kett'l (= Kessel), auslautendes ĕ für — er, tonloses anlautendes s (ße[i] = sie), Übergang der st und sp zu scht, schp (Schtīch und daneben ein schwaches Schtīg'n = Steige), knarrende Längen (āg'rn, āl = alle). Bezeichnend ist ferner die beliebte Fortlassung des Artikels nach Verhältniswörtern (up Håf, aus älterem hove, = auf dem Hofe), die Behandlung der Adjektivflexion (dat schōn ę̄t'n, ōl Lū) und die oft abweichende Verwendung des Artikels (z. B. dat We[i]t'n = der Weizen). Anlautendes g erscheint jedoch als Verschlußlaut: man spricht gift (= gibt), nicht chift. So liegen die Verhältnisse im Dorfe Lüder. Der Flecken Bodenteich weicht aber in vieler Hinsicht ab: da heißt es nicht ße[i] schött (= sie sollen), sondern se[i] sött, dem all (= schon) steht das feinere schōn (vgl. S. 274) gegenüber, und so fort. „ihm" und „ihr" (Possessivum) lauten in der Gegend ȫm und ȫr.

VI. Text: Aus dem reinen mik-(mek-) Gebiet.

Vorbemerkungen zu dem Text aus Hornbostel (im reinen mik-Gebiet)

Die letzte Probe soll den südlicheren Sprachtypus, für den die Erhaltung des Endungs-e besonders bezeichnend ist, zur Anschauung bringen. Sie führt uns nach dem im Allertal liegenden Dorfe Hornbostel, das zum Kirchspiele Winsen und zum Landkreise Celle gehört. Hornbostel ist noch im Bereich des alten Loingo gelegen, denn etwas südlich von ihm scheint die einstige Gaugrenze gelaufen zu sein, seine Sprache unterscheidet sich aber von der des eigentlichen Loingo, so gleich von dem nördlich des Großen Moores um Ostenholz und Hambruch liegenden mi-Gebiet up'n Dūr, das auch als Heidmark*) bezeichnet wird. Aber auch im Süden sondert sich die Gegend um Hornbostel und zwar hier durch das Wietzenbruch von dem großen mek-Gebiet ab, das mit dem Kr. Burgdorf und der sogenannten „Weh"- oder „Vehmark" beginnt und dessen Grenzen auf S. 246 f. angedeutet worden sind. Hier heißt es statt ik, mik, dik: ek, mek, dek; hier wonair wullt du mēĕ (= wann willst du mit), aber in Hornbostel wonēr wut du mit; hier sagt man ais (= einmal), dagegen in Hornbostel mal (mit einem langen, „hellen" a, worüber unten). In diesem mek-Gebiet sind wir (noch deutlicher als in Hornbostel) auf engrischem Boden, wie denn auch das eben erwähnte Adverbium mēĕ ebenso im Göttingischen und Grubenhagenschen auftritt. — Eigenartig ist die Behandlung des langen a in Hornbostel. Dort kennt man nach der Mitteilung des Übersetzers, dem ich manche Auskunft über Einzelheiten der Mundart verdanke, ein zweifaches langes a. Vor r wird ein hochdeutsches ā artikuliert, dagegen tritt für die andern, sei es ursprünglich langen, sei es gedehnten a, die in den nördlicheren Gegenden den Laut å haben, ein zwischen ă und ā liegendes „helles" a ein (im Texte durch ā bezeichnet). Dieses „helle" a hat für das Ohr des Fremden einen Klang nach ä; z. B. die

*) Dieser Name wird teils als gleichbedeutend mit dem ganzen Loingau (= Waldgau), teils von einzelnen Teilen desselben gebraucht. Vgl. Grütter, Loingau S. 12 f.

Worte „Emma, blase mal“ klingen ihm etwa wie „Emmä, bläse mäl“*). So heißt es denn swāre (= schwere) und Gār'n (= Garten), doch soll neben dārum und gār nich auch dārum und gār nich gesagt werden, dagegen Drāken, māl, nā (= nach), mākst usw. In Brāēn (= Braten) wird ā gesprochen, vielleicht unter dem Einfluß eines älteren, aus dem intervokalischen d hervorgegangenen r (neben Brāēn soll Brōrn gesagt werden, das auf älteres Brārn zurückgeführt werden müßte). Ein ā kann auch aus ŏ in offener Silbe erwachsen, z. B. Vāgel (= Vogel), doch heißt es (mit ō) wōnen und Wōnung, mit einem dem ō vorklingenden schwachen a**); in dem Textwort Höwe (= Hofe, Dativ) hat das ŏ sich jeder Dehnung entzogen. Auch ĕ in offener Silbe wird verschieden behandelt: bald erfolgt nach der Weise des mi-Gebietes Dehnung zu ę̄ (tę̄mlich = ziemlich, Strę̄mel = Streifen, sę̄ten = gesessen), bald aber zu ē (anstrēken = angestrichen, kēken = gesehen), bald bleibt ĕ, wie wir das beim Übergangsgebiete sahen (Text V), erhalten ('n betten, ferner die Partizipien getten = gegessen, vergetten, greppen, kneppen, betten, smetten usw.). Ebenso heißt es in Hornbostel mit bewahrter Kürze Löppel und Slöttel. Das e^{i} der nördlicheren Striche erklingt in Hornbostel als ę̄ mit nachgeschlagenem kurzem i, so auch in frę̄^{i} und Frāgerę̄^{i}; daneben steht der dem hochdeutschen ei entsprechende Laut ai (in gait, Arbait). o^{u} hat den Klang des „hellen“ a mit nachgeschlagenem u; zwischen beiden Komponenten wird ein „sehr schwaches“ o artikuliert, das im Texte keine Bezeichnung gefunden hat; also „Buch“ z. B. lautet genau Bā-o-uk. Nur kurz hingewiesen sei auf Kutschen und ähnliche Formen: Hornbostel liegt in dem früher (S. 249 f.) umschriebenen en-Gebiete. Was das erhaltene Endungs-e betrifft, so wird auf die Darlegungen S. 248 f. verwiesen; es muß aber noch hinzugefügt werden, daß derartige e in der Regel bereits stark abgeschwächt sind und, genau genommen, nur noch den Lautwert überkurzer e besitzen. — Den Tenues fehlt die Aspiration. Das anlautende s ist die weiche Spirans; denselben Laut hat s in gansen (= ganzen). Einige Formen (vērdich, ōr = ihr, Pę̄rd, frę̄^{i}, āwer = über) kommen besser erst in den dem Texte folgenden Erläuterungen zur Besprechung. Von „werden“ bildet man neben den älteren Formen mit ē zum Teil solche mit a.

Unser Text (**Text VI**) lautet nun in der Mundart **Hornbostels** folgendermaßen:

---

*) In der Umgegend von Hornbostel (z. B. in Winsen, Stedden, Oldau, Hambühren) wird das „helle“ a noch auffälliger gesprochen. Stellenweise scheint es einen Klang nach œ zu haben, z. B. in der Stadt Hannover („mein Vœter ist Theœtermœler“). In Eversen (Kr. Celle) wird ein ähnlicher Laut artikuliert: die Zungenlage ist wie beim ä, der Laut liegt dem Klange nach etwa in der Mitte zwischen hochd. o und ö.

**) Im Text hat es keine Bezeichnung gefunden. Ebenso ist bei der Form wērn (= werden) verfahren worden, bei der vor ē ein schwaches i erklingt; dagegen werden mēr, gērn, ērst (= zuerst) mit reinem ē gesprochen.

Ik ho^{u}e den Drāken.

Jōchen Wę̄^{i}kbrōt herr vērdich Jār up ę̄^{i}nen Eddelhōf in ōstpro^{u}ßen dę̄^{i}nt: swāre Arbait könn hę̄^{i} nich mēr dā^{u}n. Sā^{u}ne ōle Lūe krīcht von ōr'n Herrn Wōnung un Brōd bet an'n Dōd. Tā^{u} plo^{u}gen un tā^{u} mai'n brūkt sę̄^{i} nich mēr, sę̄^{i} schüllt āwer up'n Hōwe bī lichter Arbait noch māl mit tā^{u}fāten. Jōchen dach nū: Mik mutt mīn ę̄ten un Drinken ōk sā^{u} wērn, un schöll hę̄^{i} 'n betten nā dę̄^{i} Pę̄r sę̄^{i}n ōder dę̄^{i} Stīge in'n Gār'n harken, denn krę̄^{i}ch hę̄^{i} glīk dat Rīten un stōn(e). Tā^{u}lest lę̄^{i}t dę̄^{i} Herr ōm in sīne(r) Kutschen ūt'n Hūse afhālen un nā'n Herrnhūse fo^{u}r'n. Jōchen wōrd in 'ne fīne Stūwen nōdigt, un dę̄^{i} Herr sę̄: hīr schöll hę̄^{i} nū ümmer wōnen, Brāēn ę̄ten un Wīn drinken, āwer ę̄^{i}ne lütje Arbait möß hę̄^{i} dā^{u}n, hę̄^{i} schöll up'er Strāte den grōten Drāken ho^{u}'n (dę̄^{i} schöll ōk nich frę̄^{i} rumlōpen, hę̄^{i} schöll anbun'n wērn). Na, dat woll ūse Jōchen denn jā ōk gērn dā^{u}n. As hę̄^{i} dār nū sā^{u} sitt, kummt ę̄^{i}n von sīnen Bekannten vorbī un frācht: „Jōchen, wat mākst dū denn dār?" „Ik ho^{u}e den Drāken." „Du büst wōl verrückt", secht dę̄^{i} anner(e), lacht un gait wīder. Sā^{u} gait dat den gansen Dach un alle Dāge. ērs quę̄lt Jōchen sik nich dārum un ännert ümmer: „Ik ho^{u}e den Drāken", bī lütjen āwer ärgert hę̄^{i} sik āwer dę̄^{i} Frāgerę̄^{i}, hę̄^{i} ward wild, as wenn ōm 'ne Wessen stę̄ken herr, un rōpt den Lūen tā^{u}: „Schę̄rt jük tā^{u}n Do^{u}wel!" Mit 'er Tīt kę̄^{i}k hę̄^{i} sik gār nich mēr umme un änner(e) nich, un dat schōne ę̄ten smecke ōm ōk nich. ōk dę̄^{i} Kinner in'n Derpe lachen all āwer ōm. Up ę̄^{i}nmāl was hę̄^{i} wę̄ge; nīrns kön'n sę̄^{i} ōm fin'n. Nāhę̄r kamm't rūt, hę̄^{i} was nā'er Stadt gān, wo hę̄^{i} 'nen Brā^{u}der wōnen herr. Dār brūke hę̄^{i} den Drāken nich mēr tā^{u} ho^{u}'n.

Überblick über die wichtigsten Spracherscheinungen des reinen mik-(mek-) Gebietes

Auch an den vorstehenden Text möge sich ein kurzer Überblick über das umliegende Gebiet schließen, der sich allerdings in sehr engen Grenzen halten muß. Hinsichtlich des Endungs-e wurde bereits (S. 249 f.) gezeigt, wie seine Erhaltung nach Süden zunimmt. Dazu noch einige Beispiele. Die nördlicheren Orte Sprackensehl und Eversen sagen ik ho^{u}, auch Eschede hat in diesem Beispiel die Ausstoßung, dagegen Hornbostel und Schwarmstedt ik ho^{u}e, Wahrenholz ik hūe. Hornbostel sagt herr und Schwarmstedt und Wahrenholz harr (= hatte), auch Gr. Burgwedel und Hänigsen haben noch herr, dagegen die noch südlicheren Evern und Gr. Schwülper herre und Immensen harre. Hornbostel und Schwarmstedt sagen nōdicht, auch Gr. Burgwedel noch, aber Hänigsen (nōdiget), Evern und Immensen (nōtiget), sowie Gr. Schwü^{l}per (enöddiget) erhalten das e. Hornbostel sagt nā dę̄^{i} Pę̄r, dagegen bildet Fallersleben den Akkusativ de Pēre, während das noch südlichere Gr. Schwülper den Dativ ('en Pę̄ren) folgen läßt. Hornbostel, Schwarmstedt und Wahrenholz haben sę̄ (= sagte), Gr. Burgwedel bereits sę̄e. Hornbostel verrückt und dārum, Gr. Schwülper vorrücket und darumme. Hornbostel und Wahrenholz möß (= müßte), Gr. Burgwedel bereits mößte; auch Schwarmstedt sagt hier mösse.

Was nun die übrigen Lautverhältnisse, besonders die Vokale, betrifft, so sind wir am besten über den Südosten des Regierungsbezirkes unterrichtet. Dort liegt zwischen der unteren Oker und der braunschweigischen Grenze der zum Kr. Gifhorn gehörige Papenteich, ein Bezirk von über 20 Orten auf -büttel. Aus dem Papenteich stammte der schon (S. 263) genannte Johann Statwech. Eins seiner Werke, die ebenfalls schon erwähnte gereimte Weltchronik, hat 1907 der schwedische Gelehrte Artur

Korlén* veröffentlicht mit einem gelehrten, sehr eingehenden Kommentar, der u. a. über die Scheidung des Niederdeutschen manche treffende Bemerkung, aber nur wenig Material zur Einführung in die uns hier besonders interessierenden heutigen Verhältnisse der dortigen Volkssprache enthält. Von der Besprechung dieses Buches geht die auch schon angeführte Studie Seelmanns über den älteren Vokalismus des Papenteiches aus, zu der wieder Korlén sich bald darauf geäußert hat*. Über zwei an der Grenze des Papenteiches liegende Orte schrieben 1858 Hoffmann von Fallersleben* und 1890 H. C. Bierwirth*. Jener behandelte die Mundart in und um Fallersleben, dieser, der jetzt als Professor an der Harvard-Universität zu Cambridge in Nordamerika wirkt, veröffentlichte eine gründliche und wertvolle Dissertation über die Vokale der Mundart des Dorfes Meinersen. Außerdem konnten eine Reihe Übersetzungen aus den Kreisen Isenhagen, Gifhorn, Celle, Burgdorf und dem südl. Kreise Fallingbostel verwertet werden. Am schärfsten hebt sich die Sprache dieser südlichen Gegenden durch die Diphthonge ab, und so mag unsere Übersicht, die abschnittweise das Wichtigste zusammenzufassen versuchen wird, mit diesen beginnen.

1. Das aus ai hervorgegangene e^i (in unserem Text VI $ę^i$) tritt fast überall (etwa von Eversen und dem auch sonst abweichenden Wahrenholz abgesehen, wo e^i erscheint) als ei auf. In Schwarmstedt hat dieser Laut den Wert eines ē (also eines geschlossenen e) mit einem „eben hörbaren" i dahinter, in der Regel aber ist mit diesem ei der südlichen Gegenden das hochd. ei, d. h. ai gemeint. Diesen Laut meinen auch die gedruckten Quellen, ob sie nun ei oder (mit leiser Abschwächung des zweiten Komponenten) aĕ bieten: Seil, Bein, Stein (Fallersleben), Daĕl, kaĕn, Daĕch = Teig (Meinersen). In Gr. Schwülper wird ai (und ebenso au und oi) „genau wie im Hochdeutschen", doch „mit besonderer Dehnung des ersten Lautes" gesprochen. Selbstverständlich haben wir es bei diesem südlüneburgischen ai nicht mit einem ungetrübten germanischen ai zu tun, sondern einem Laute, der, wie ähnlich das spätere süddeutsche ai, durch offenere Aussprache des ersten Bestandteiles aus älterem e^i entstanden ist (vergl. auch S. 265 u. 298). So hat man denn auch, wie Seelmann nachwies, auf dem Papenteich im XV. Jahrhundert ein e^i oder genauer $ē^i$ gesprochen. Daß dieser Diphthong und die andern nur Laute mit „unbewußt diphthongischem Charakter", nur „keimende Diphthonge" gewesen seien, wie Korlén meint, glaube ich nicht; es waren echte und rechte Diphthonge, die vermutlich sogar — wie anderwärts — schon Jahrhunderte vor Johann Statwech in Gebrauch gewesen sind. Neben diesem älteren e^i (heutigem ai) kannte und kennt man auf dem Papenteich als Vertreter des germanischen ai, wie ebenfalls Seelmann feststellte, ein ē „in offenen Silben mehrsilbiger oder aus solchen verkürzter Wörter", z. B. in Lēm. Wie weit dieses Silbengesetz gereicht hat (z. B. Sēpe in Fallersleben, allēne und wēnen in Meinersen fügen sich ihm), bedarf

noch der Aufhellung. Vor r erscheint ē, nicht nur in mēr, sondern auch (entgegen dem Bardengau) in ērst (stellenweise jedoch, z. B. in Immensen, tauierst, wo ie wohl = ī). — Beliebt ist das ei (genauer ai) auch im Präteritum der ablautenden Verben der i-Klasse, daher kaik = sah; anderwärts wird jedoch von diesem Verbum das schwache Präteritum kīk (vgl. auch S. 309) gebildet (Gr. Burgwedel, Sprackensehl); auffällig ist die ausdrücklich als solche bezeichnete monophthonge Form kēk von Gr. Schwülper. Bei altem i in der folgenden Silbe erscheint heute ebenfalls ei (ai): so heißt die „Heide" in Fallersleben Haie, in Meinersen Haĕe. Dem Hornbosteler ai in „mähen" steht in einem großen Teile des Kr. Burgdorf ein a („ein langes, helles a", Evern) gegenüber; auch in Wahrenholz (Kr. Isenhagen) wird a gesprochen (mahen). Während Hornbostel, Schwarmstedt, Fallersleben, Meinersen und die meisten Übersetzungen gait haben, herrscht a in Evern („langes, helles a"), Hänigsen, Gr. Schwülper, Sprackensehl. Die Qualität dieser a (ob hochd. ā oder Hornbosteler ā) steht nicht fest.

2. Auch das aus altem eo erwachsene eⁱ Nordlüneburgs (in Hornbostel ę̄ⁱ) wird in Südlüneburg in der Regel*) zu ei (d. h. ai). Hierher gehört laĕf (= lieb) Meinersen, Daif, laif, daip, dainen Fallersleben (ai ist für ei eingesetzt). Das ai entstand durch Umbildung eines älteren eⁱ oder eines ę̄ⁱ, wie es nach Seelmann Statwech gebraucht hat. Verschiedene Formen zeigt das Zahlwort 40, dessen eo, wie S. 266 erwähnt, erst durch Zerrüttung entstand: Hornbostel hat (durch Kontraktion) vērdich, Sülze (b. Hermannsburg) vērdich, Eversen und Hänigsen vērzich; dagegen bildet Meinersen die Form mit aĕ; Eschede hat ein auf eⁱ zurückgehendes vaie(r)dich, doch daneben die am weitesten in Südlüneburg verbreitete Form, nämlich vīrzich; durch Rundung entstand hieraus das vürzich von Gr. Schwülper.

3. So ist auch das fręⁱ (= frei) von Hornbostel die Entsprechung des nordlüneb. freⁱ und gehört mit diesem zum agls. frēo und dem langob. Frea. In Schwarmstedt lautet die Form frēⁱ. Anscheinend haben wir hier einen Rest der Loingosprache vor uns**), doch scheint in den östlichen Loingo frī eingedrungen zu sein. Auch im ganzen südlichen und südöstlichen Lüneburg ist frī die herrschende Form. Im Gau Grete dagegen, dem südlichen Nachbar des Bardengaues, wo altes ai und eo heute als ai erscheinen, spricht man frai (für älteres freⁱ, frēo), aber auch in Wahrenholz zeigt das Wort sonderbarerweise den Laut ai, obwohl hier altes ai und eo heute den Laut eⁱ haben. Ebenso wie bei „frei", verhält sich der Auslaut beim Textworte „Fragerei".

4. Das germ. au ist, wie im größten Teile Nordlüneburgs, zu ō geworden. Daher wird fast überall Brōt geschrieben***), doch liegt an-

*) Eversen und Wahrenholz sprechen natürlich, wie bei altem ai, so auch hier ein eⁱ, Schwarmstedt ein ēⁱ.

**) Man vergleiche auch das S. 307 angeführte freⁱ von Fallingbostel.

***) Eine Ausnahme scheint Wahrenholz zu bilden, wo nicht ō, sondern oᵘ gesprochen werden soll, z. B. Broᵘt, groᵘt (= groß).

scheinend nicht überall der Laut ō vor. So wird in Eversen (Kr. Celle) Bōm, Drōm, lōp'n, dōt mit demselben Laut gesprochen wie fāt'n (= fassen), nā (= nach), Dāge (= Tage), vgl. S. 311 f., 312 Anm. 1. Die auffallende Aussprache dieses sogenannten „ō" erklärt sich anscheinend daraus, daß in diesen Beispielen mit ō vielmehr auch ein langes a vorliegt. Also au wurde in Eversen nicht zu ō, sondern zu ā kontrahiert, wie aus dem Engerngebiet um Göttingen und Grubenhagen neben den Formen auf ō solche mit ā überliefert werden;*) der Umlaut dieses Everser Lautes ist ȫ (Bȫme).

5. Das aus germ. ō hervorgegangene oᵘ (in Hornbostel āᵘ) hat in Schwarmstedt den Lautwert eāu, in der Regel aber ist im südlichen Lüneburg daraus ein au entwickelt, wobei indessen ein Zweifel bleibt, ob in allen Fällen wirklich reines au und nicht hier und da ein etwas anders klingender Laut vorliegt. Beispiele aus Fallersleben sind Bauk, Dauk, Staul; in Meinersen wird (nach Bierwirths Schreibung) der Laut ăo gesprochen. Wahrenholz hat dagegen ein oᵘ, z. B. Boᵘk. — Der Umlaut scheint überall im Süden oᵘ zu sein, doch auf dem Papenteich, der sich durch schlaffe Lippenartikulation hervortut, richtiger ein oi (ohne Rundung). Bierwirth gibt diesen Umlaut durch oë, Hoffmann v. Fallersleben durch eu (seuken = suchen). — Wenn in Wahrenholz „tun" statt doᵘn dūn lautet (mit einem dem ū sehr flüchtig vorklingenden o) oder „ich hüte" statt ik hoᵘe ik hǖe (mit einem dem ǖ leicht vorgeschlagenen ö), so scheinen solche Formen auf alte Nebenformen mit ū zurückzugehen, denn im Mnd. kommt dūn neben dōn, hūden neben hōden vor. Diese Formen gehören daher eigentlich vielmehr unter 9. Das gilt auch von den Dativformen Güe (Kr. Burgdorf) oder Gūte (Fallersleben, Gr. Burgwedel) = „dem Gute", die ebenfalls ein mnd. gūt (Nebenform von gōt) fortsetzen.

6. Die Beschaffenheit der in offener Silbe gedehnten a ist nicht klar. Geschrieben wird a: Beispiele faten und afhalen. Daß diese a zum Teil den Lautwert å haben, zeigt das måk'n von Meinersen; auch für alte Länge wird dort å gesprochen, Beispiel Schåp. Dieses uns aus Nordlüneburg so wohlbekannte å wird sich mit dem hellen ā von Hornbostel und dem ihm nahestehenden langen a von Eversen (S. 312 Anm. 1) in den Besitz teilen müssen. Aber stellenweise wird auch hochdeutsches ā gesprochen, z. B. in Schwarmstedt (Wāl = hochd. Wahl). In Wahrenholz spricht man ein ziemlich reines (hochd.) ā mit flüchtig nachklingendem o, so in fā(o)ten und egā(o)n (= gegangen). Diese Beispiele mögen genügen: die genauere Scheidung der a auf Grund des vorliegenden Materials ist unsicher. Vor r bleibt langes a, daher überall swar (= schwer) und Gar(e)n (= Garten), nur im nördlichen Kr. Celle findet sich der Übergang zu ō (Eversen und Umgegend): wie weit bei diesem a vor r hochd. ā vorliegt (wie in Hornbostel und Schwarmstedt) oder å

*) Siehe Schambach, Gött.-Grubenh. Idiotikon: Bām (neben Bōm), Drām (neben Drōm), lāpen (neben lōpen), Dād (neben Dōd).

(wie in der Wittinger Gegend und Eschede, wo Jår mit „dumpfem a" gesprochen wird, oder in Meinersen, wo es Gåren und Bårt heißt) oder ā(o) (Wahrenholz), entzieht sich meiner Kenntnis. — Alter Umlaut des ā ist in Meinersen ē (bequēm, Kēse); in Hornbostel wird bequēm, aber Kę̄ⁱse gesagt. Das ĕ in frĕcht (= fragt), das aus Meinersen, Sprackensehl, Gr. Burgwedel und Evern bezeugt wird, ist durch die folgende Doppelkonsonanz aus älterem, durch Umlaut entstandenem ē gekürzt.

7. ĕ wird in offener Silbe gern, wie in den nördlichen Strichen, zu ę̄; Beispiel ę̄ten (= essen, Inf.), wę̄ge (= weg, vgl. S. 307, nur Sprackensehl, Eschede und Fallersleben verwenden hier die Akkusativform wĕch). Daneben findet sich aber auch die Erhaltung des ĕ, so sprechen Eschede, Sprackensehl, Evern — wie Hornbostel — (e)n betten, dagegen Eversen, Sülze, Schwarmstedt, Gr. Burgwedel (e)n bę̄ten; Wahrenholz sagt en bę̄tjen, im Kreise Gifhorn scheint en bettjen die Regel zu sein. Aus Fallersleben sei noch angeführt ebetten (= gebissen), eretten, esmetten. Ebenso spricht Meinersen, dagegen heißt es hier (bei labialem Stammesschluß) eschrę̄m aus eschrę̄ben, also mit einem ę̄, das aber in manchen Wörtern stark nach ē hinüberneigen soll. Zu diesem letzten stimmt das aus Fallersleben bezeugte eblēben (= geblieben). Den nordlüneburgischen Infinitiven gę̄b'n und lę̄b'n stehen in Fallersleben und Meinersen Formen mit ē gegenüber. Die Hornbosteler Form Pę̄rt (= Pferd, von alts. perid) finden wir auch in Eversen, Meinersen und Wittingen: anscheinend hat sich das ę̄ vor r im Südlüneburgischen besser erhalten als im Nordlüneburgischen, wo weithin, wenn auch nicht überall, Abschleifung zu ē erfolgt ist. Ebenso wird das ę̄ der Hornbosteler Imperativform schę̄rt mit Sicherheit aus Schwarmstedt bezeugt. Das ȫm (= ihm, ihn) von Hornbostel und Eschede (in Immensen ǖm) ist die gerundete und gedehnte ältere Dativform eme, während ȫn (Fallersleben, Hänigsen), äȫn (mit Vorschlag, Schwarmstedt) und ȫne (Gr. Burgwedel, Gr. Schwülper) auf den Akkusativ ene zurückgehen; in Evern „klingt" dieses ȫn „nach ǖ". Dagegen sagt Meinersen, ohne Rundung, ē(n)e. Ähnlich hebt sich von dem Hornbosteler ȫr (= ihr), das auch aus Sprackensehl, Gr. Schwülper und Hänigsen vorliegt und weithin im Kr. Burgdorf als ǖr erscheint, ein ēr von Meinersen und Fallersleben ab. In Eversen wird œr (und ebenso œm = ihm) gesprochen, also mit dem offenen, langen Laute. Wie im Kr. Burgdorf ȫ vor r in dem angeführten Beispiel zu ǖ wird, so geht dort ē vor r zu ī über (wīren = werden Immensen, Gr. Burgwedel). Die gewöhnliche Form Südlüneburgs scheint wēr(e)n zu sein, während im Norden neben wēr'n (vgl. S. 309) das durch Senkung des ĕ entstandene wăr'n sehr verbreitet ist. Auch „ärgert" heißt überall ergert, nur die Übersetzung aus Fallersleben hat argert. Daß die Senkung e›a jedoch auch im südlichen Lüneburg nicht unbekannt ist, ergibt sich aus Formen wie Wark (Hornbostel), marken, Barch, starben (Meinersen).

8. ŏ geht in offener Silbe nur vereinzelt nach nordlüneburgischer Weise in å über. Gewöhnlich entwickelt es sich zu ō, daher heißt es überwiegend in den Übersetzungen wōnen, daher (Fallersleben) verdrōten (= verdrossen), esōpen (= gesoffen) und stōken (= gestochen), daher (Gr. Schwülper) estōken, daher (Eschede) Vōgel. Wahrenholz spricht ein o^u, z. B. Vo^ugel, sto^uken (= gestochen), aber sonderbarerweise heißt es dort wānen. In Schwarmstedt geht solches ŏ in ā über, z. B. brāken, kāken, Vāgel, wānen. Auch Eversen spricht a (wānen), vermutlich mit der S. 312 Anm. 1 angegebenen Artikulation des langen a. Eine wichtige Grenzlinie für die in offener Silbe gedehnten ŏ gibt Wrede an (Anz. 22, 98, Karte „gebrochen"). Sie läuft etwa von Hannover über Burgdorf nach Celle, dann nordöstlich nach Wittingen und südöstlich nach Öbisfelde. Westlich und nördlich dieser Linie geht ŏ in langes a über, dagegen innerhalb des so umschriebenen Gebietes in ō (Burgdorf und Celle sprechen ō, Wittingen langes a). Bei dem „langen a" bedarf es aber im einzelnen Falle noch genauerer Prüfung, ob å, ā oder das Hornbosteler ā (bzw. der diesem ähnliche Laut von Eversen, vgl. S. 312 Anm. 1) vorliegt. Ein Beispiel mag dieses erläutern: mnd. över (= über) lautet westlich und nördlich der angegebenen Grenze awer: das kann åwer sein (so besonders im nördlichen Lüneburg, daneben vielerwärts ein œwer, mit Umlaut) oder āwer (mit hochd. ā, z. B. Schwarmstedt) oder āwer (mit dem „hellen" a, z. B. in Hornbostel). Diesen Formen steht jenseits der Grenze ein ōwer oder ōber gegenüber (z. B. in Meinersen), das hier und da auch mit Umlaut als ȫwer (z. B. in Gr. Burgwedel) erscheint. Eigenartig entwickelt sich ŏ zum Teil im Kr. Burgdorf: Evern scheint (mit etwas o-Vorschlag) wūnen zu sprechen, Immensen hat wūnen.

Der Umlaut des so entstandenen ō ist, wie bereits angedeutet, ȫ. Den Formen Kœk und Mœl von Nordlüneburg steht ein Kȫke und Mȫle von Fallersleben gegenüber und ein entrundetes Mēle von Meinersen, dem nordlüneburgischen stœn'n ein stȫnen (Immensen stǖnen). Aber auch der Umlaut œ kommt vor, so wird in Eversen stœn'n mit œ gesprochen, ebenso heißt es dort lœb'n (lœ'm) = loben, Hœwe = Höfe, Mœl'n = Mühle, grœwer = gröber. Auch Erhaltung der Kürze, die wir bereits bei Hornbostel sahen (z. B. in der Form Löppel), findet sich: öbber (= über) in Sprackensehl, Tȫghel (= Zügel), Bȫghel (= Bügel) und Slöttel in Meinersen.

9. Beim kurzen u-Laut ist auf die Form mott (= muß, in Evern, Immensen, Gr. Schwülper) und das auch im Norden uns stellenweise begegnete, aber im Süden fast ausschließlich herrschende umlautlose um (daneben umme, nur die Übersetzung aus Fallersleben hat üm) hinzuweisen. Wichtiger jedoch ist das ū. Bierwirth nennt als bezeichnend für die Mundart Meinersens und seiner Umgebung u. a. „eine auffallende Lippenträgheit, bei der die gerundeten Vokale erhebliche Einbuße erlitten haben". Das ū wird hier als ein ungerundetes ǖ gesprochen, z. B.

Brūt (= Braut). Dazu stimmen aus Gr. Schwülper ǖt (= aus), Gǖe (= Gute, Dativ zu mnd. gūt), Herrenhǖse (Dat.), Stǖwe, ǖse Jōchen, nǖ (= nun), dǖ, brǖken (Infin.). Nach Bremer (Beitr. 119) ist diese ǖ-artige Aussprache ein Beweis für niederfränkische Besiedlung der Gegend. Erwähnung verdienen noch folgende Formen aus Eschede, das weitab von diesem Gebiete liegt: bru^i^ken, nu^i^, u^i^t, Stu^i^be, u^i^se.

Die Umlaute ü und ǖ lauten an der unteren Oker i und ī. pliken (= pflücken), Fīr (= Feuer), Schīne (= Scheune) in Meinersen, jik (= euch), bī littjen in Gr. Schwülper, ebenso Līe (Leute). Die beste Illustration hierzu liefert die Karte „Leute" des Sprachatlas, die für diese Gegend ein zwischen 28^0 und $28^{0\ 20'}$ einerseits, $52^{0\ 20'}$ und $52^{0\ 40'}$ andererseits liegendes Lī-Gebiet verzeichnet.

Auf dem Gebiete des Konsonantismus verdient ein „besonders gut erhaltenes" Zungen-r der Gegend an der unteren Oker Hervorhebung. Außer Bierwirth weist die Übersetzung aus Gr. Schwülper auf diese Eigentümlichkeit hin. Erwähnenswert ist das mit Verschlußlaut gesprochene getz von Gr. Schwülper („jetzt" und „nun" sind wenig gebräuchlich). Die Bildung des Präteritalpartizips mit e— scheint im Kr. Celle unbekannt zu sein. Die Übersetzungen der anderen Kreise zeigen die Bildung mit e— und ohne Präfix nebeneinander. Auch Schwarmstedt (Kr. Fallingbostel) hat egān (= gegangen), daneben aber dēint (= gedient). Auffällig ist, daß Wahrenholz, Evern, Fallersleben bei beiden Textformen ebenso verfahren. Da nun im Texte im ersten Falle das betonte Wort „Stadt", im zweiten die unbetonte Endsilbe von „Ostpreußen" vorhergeht, so könnte die Setzung oder das Fehlen des Präfixes mit der vorhergehenden Silbe zusammenhängen, ein Verfahren, wie es Seelmann bei Statwech beobachtet hat. Freilich würde das Gesetz wohl nur mit Einschränkungen gelten können. Die Form narnich (= nirgends) des Bardengaues (S. 271) finden wir in den ziemlich nördlich liegenden Orten Eschede und Sprackensehl als nernich: alle andern Übersetzungen haben nergens oder leicht abgeänderte Nebenformen. Die Verwendung des Dativs nach den in Frage kommenden Präpositionen wird nach Süden zu immer fester (vgl. auch S. 313); unser Text hat als gleichwertig in sīner und sīne Kutschen, Gr. Burgwedel in sīne Kutschen, dagegen Hänigsen, Immensen und Evern in sīner Kutsche.

Anderes, wie die Formen mek und dek, auch die weiblichen Substantive auf —en, hat im 1. Abschnitt (S. 246 u. 249 f.) Erwähnung gefunden. Auch über die Scheidung des Gebietes in einen engrischen und ostfälischen Teil ist dort einiges bemerkt worden (S. 247). Genauere Grenzlinien zu geben, ist zunächst nicht möglich. Diese Aufgabe kann mit Aussicht auf Erfolg nur in Verbindung mit einer gründlichen Durcharbeitung des beiderseitigen großen Hinterlandes, sowohl des engrischen wie des ostfälischen, in Angriff genommen werden, und wie sehr hier die Dinge noch im argen liegen, das können beispielsweise Andrees

(Braunschw. Volksk.^{2} S. 49 f.) und Korléns (S. 142) Zusammenstellungen über die verschiedenen Auffassungen hinsichtlich der engrisch-ostfälischen Grenze lehren. Auch anthropologische Merkmale werden zu beachten sein; so meint Dehning (Celle), daß der Schlag der Landleute in Ostfalen hellere Haare habe, auch seien mehr Langköpfe dabei als Rundköpfe. Aber auch anderes bleibt vorläufig dunkel. Wie steht es z. B. mit dem Papenteich? Die einen halten diese —büttel-Gegend für echt sächsisches Gebiet, andere nehmen friesische Siedler an, die aus Nordschleswig oder aus Holland stammen sollen. Eine Frage liegt noch nahe, ob auch im Südlüneburgischen wendische Reste vorkommen. In dem mir zur Verfügung stehenden Material treten solche zwar selten auf, aber sie fehlen nicht ganz. Ausdrucksweisen wie in faine Stube (Sprackensehl) und in Dörpe (Wahrenholz) verraten deutlich, vorausgesetzt, daß kein Fehler untergelaufen ist, den wendischen Ursprung.

4. Synonymes und Beiträge zur Mundartengeographie („Wespe", „Enterich").

Bisher haben, wie billig, vorzugsweise die Laute und Formen uns beschäftigt. Ihre Mannigfaltigkeit läßt uns aber ahnen, daß die Volkssprache des Lüneburgischen trotz ihres Rückganges noch über ansehnliche Mittel des Ausdruckes verfügt. Und so ist es in der Tat. Das einzelne Wort (z. B. der Ausdruck „verrückt") hat oft noch eine stattliche Reihe sinnverwandter Wörter neben sich, und mag auch die Schriftsprache in mancher Hinsicht den niederdeutschen Wortschatz und seine Ausdrucksmittel verringert haben und bei dem jüngeren Geschlechte weiter einschränken, und mag auch der gesteigerte Verkehr und die Bevölkerungsmischung immer mehr die bezeichnenden sprachlichen Unterschiede verwischen, so hat doch die Volkssprache noch manches Eigentümliche bewahrt. Das zeigt sich ebenfalls in den Übersetzungen des Textes, aus denen im folgenden eine kleine Auslese geboten wird. Wenn auch einige Ausdrücke und Wendungen nicht mehr allgemein gebräuchlich, sondern schon seltener geworden sind, so können die Zusammenstellungen im ganzen doch, wie ich meine, einen Begriff von dem immer noch in der lüneburgischen Volkssprache pulsierenden Leben vermitteln. Die Verknüpfung des einzelnen Ausdruckes mit einem Dorfe — darauf möchte ich ausdrücklich hinweisen — bedeutet natürlich nicht, daß er nur hier oder in der näheren Umgebung üblich, sondern daß er hier bekannt, als solcher aufgezeichnet worden und mir aufgefallen ist. In der Reihenfolge der Beispiele schließe ich mich dem Texte an.

„auf einem Gut": neben Eddelhof kommt Junkernhof vor (Hornbostel); up'n Hof übersetzt ein Landwirt aus Deutsch-Evern. ‖ „in Ostpreußen": in't ōstpro^{u}ß'sche Wichtenbeck. ‖ Der Name „Weichbrot" hat mehrfach eine Ummodelung erfahren: Wittbraut (Klenze), Fīnbrōt (Lemgrabe), Jōch'n Stūt'n oder Kro^{u}m'n (= Krümel, Schneverdingen). ‖ „von ihrem Herrn": im Bauernstande wird gern Wērt (= Wirt) gesagt (Bardowick). ‖ „Wohnung und Brot": Hūsung un Brōt Schneverdingen. ‖ „bis an den Tod": tīdlę̄b'ns Köhlingen, bet an ēr Lę̄b'nsen'n Schneverdingen. ‖ „bei leichter Arbeit noch mal mit zufassen": wenn't lichte Arbait gift Sülze, noch mål lichte Arbait mitmåk'n oder mitdo^{u}n Echem. ‖ „sollte er ein bißchen nach den Pferden sehen": sau'n bę̄t'n Klenze, up de Pēr pass'n vielerwärts. ‖ „die Steige": Pattwę̄ge Schwarmstedt, Fautwę̄ge Gr. Burgwedel. ‖ „kriegte er gleich das Reißen und stöhnte": kre'ch he' glīks dat Rīt'n un Stœn'n Deutsch Evern; stellenweise ist fōrns beliebter als glīks (Wriedel); ank'n sagt man für „stöhnen" in Hermannsburg und Sülze, vielerwärts

werden beide Ausdrücke neben einander gebraucht, wie denn auch beiden derselbe Sinn, nämlich der des Beengtseins (vgl. die wurzelverwandten Ausdrücke lat. angustus und στένος), zugrunde liegt. || „Kutsche“: Scheßwåg'n Capern, von frz. chaise = Halbkutsche, Kalesche Sülze. || „Kate“ ist selten in Bergen, unbekannt in Hornbostel, ut den Kåten Gr. Burgwedel, ut'n lüttjen Huse Evern und Hänigsen, Spīker Gr. Schwülper und Fallersleben. || „nach dem Herrenhause“: nå den'n Herrn sīn Hūs Stadensen, in derselben Weise Sprackensehl. || „in eine feine Stube“: das hochd. fain ist stellenweise für fīn eingedrungen (Oehlstorf, Amelinghausen, Bardowick); für Stūf war früher Döns der eigentliche bäuerliche Ausdruck; für „feine Stube“ Ståtsstūf in Bardowick; Wriedel übersetzt in de lütt Döns, denn diese war früher die gute Stube im Gegensatz zur grōt Döns, der Wohnstube. || „eine kleine Arbeit“: en lichte (neben lütte) Arbait Echem, 'n bẹ̄t'n (= ein bißchen) Arbait Wietzendorf. || „auf der Landstraße“: ubbe Hērstråt Deutsch Evern, Bardowick, Bienenbüttel, Gienau; in Hornbostel wird ein mit Steinen oder mit Holz gepflasterter Weg Strāte genannt, im Gegensatz zu dem ungepflasterten Wech, die Bezeichnung Schersē ist erst nach der Verkoppelung (um die Mitte des vorigen Jahrhunderts) aufgekommen. || „als er da nun so sitzt“: sitt'n dait Bardowick. || „von seinen Bekannten“: von sīn Frün'n Finkenwerder. || „du bist wohl verrückt“: einen ganzen Haufen Synonyma schüttet hier der Übersetzer von Eschede aus, der im folgenden das Wort hat: häst wöl'n Vōgel, dū' bis wöl nich richdich, häst wöl'n Splīn, häst wöl'n Klapps, häst wöl'n Fimmel, bis wöl hīr (mit Anlegen des Fingers an die Stirn), bis wöl up'n Kopp fallen, dik is wöl 'ne Schrū'be lōs gān in'n Koppe, dū' bis wöl nich von hīr, dū' bis wöl nich rech mundă, dū' bis wöl nich rech klauk, dū' häst wöl dīne Fīwe nich, dū' drümms wöl (eigentlich-träumst), bis wöl dicke, bis wöl nich bī Gröschen. Dazu kommen vāgelich (Tostedt), splīnich (Capern), fimm'lich (Hollenstedt und anderwärts), unklo^u^k (Suderburg), rabbelich, hest wöl'n Rabbel (Wriedel), büs wöl meschuck'n (Altenwerder), büs wöl klick, knallich, dōrdrai't (= verdreht, Finkenwerder). || „geht weiter“: fürr'r Wriedel. || „So geht das den ganzen Tag“: dan'n ūtgelängst'n Dach Wriedel (zu mnd. lengen = verlängern). || „den ganzen Tag und alle Tage“: den e'nen Dach un alle Dåge Sülze. || „zuerst quält er sich nicht darum“: quẹ̄lt he' sik nich darœw'r (Bergen bei Celle), denkt he' sik nix d'bī (Scharnebeck). || „ärgert er sich über die Fragerei“: arg'rt em dat Fråg'n (Echem). || „er wird wild“: dull, falsch (Capern), fuchdich (Köhlingen), fūnsch (Bardowick und vielerwärts), vugrillt, dull (Finkenwerder). || „Schert euch zum Teufel“: statt von „sich scheren“ wird stellenweise die Form von „gehen“ bevorzugt; zwei alte Köhlinger erkennen die ganze Wendung für ihre Gegend nicht an, sondern empfehlen eine andere und zwar derbere Ausdrucksweise, etwa: Klai di an Mōrs! || „guckte er sich nicht um“: ke'k he' nich üm (ohne Reflexivum, Amelinghausen). || „das schöne Essen schmeckte ihm nicht mehr“: möch he' nich mēr (Sülze). || „die Kinder in dem Dorfe“: de' Dörpskinn'r (Bardowick). || „nachher“: nån's (aus mnd. nā des) Sülze, no^u^st = demnächst, nöhēr, auch acht'rhēr, acht'rran Finkenwerder. || „wo er einen Bruder wohnen hatte“: nẹ̄m s^e^īn Bro^u^'r wån'n dẹ̄ Bardowick. || „Da brauchte er den Enterich nicht zu hüten“: Dōr brūk he' ke'n'n Gann'r tō ho^a^'n Deutsch Evern.

Abgrenzung im geographischen Sinne wird nur zum Teil bei den vorstehenden Ausdrücken und Wendungen möglich sein. Eine größere Anzahl reicht weit über die betreffende Landschaft hinaus, vielleicht sogar sehr weit; zu diesen gehören auch gewisse Abweichungen mehr stilistischer Art, die in erster Linie von der Vertrautheit des betreffenden Übersetzers mit der Volkssprache Zeugnis ablegen können, ohne selbst an engere Grenzen gebunden zu sein. Tiefer aber greifen die Unterschiede bei zwei Textworten, deren Behandlung ich für den Schluß des Aufsatzes aufgespart habe. Es sind die Ausdrücke für „Wespe“ und „Enterich“. Beide eignen sich, um die reiche Mannigfaltigkeit der nordhannoverschen Volkssprache und ihre weitgehende Bedingtheit durch alte Gaugrenzen und Stammesgegensätze zu

veranschaulichen. Für die Worte „Wespe" und „Enterich" hat nun jedes Dorf nur je eine Bildung, aber während bei jenem alle Bezeichnungen derselben Wurzel entstammen, kommen bei diesem die verschiedenartigsten Bildungen vor.

„Wespe" im Lüneburgischen

weƀ- (= weben) ist die Wurzel, auf die Wespe zurückgeführt wird; die Wespe ist die Weberin, mit Bezug auf ihr gespinstartiges Nest. Aus der abgelauteten Form waƀ wurde vermutlich ein waƀisa gebildet, das durch Umlaut und nach Ausfall des i durch Verhärtung des Spirans vor s zu wefsa wurde: diese Form ist neben wafsa im Ahd. belegt. Andere Formen gehen dagegen auf waƀisa, weƀisa zurück, so das bayrische webes. Hierher gehört nun auch die Form Wȩpsch, die besonders in Mosidi die herrschende ist (belegt aus Hollenstedt, Daerstorf, Klecken, Welle, Tostedt, auch aus Stellichte, das wohl an der Südgrenze des westlichen Sturmi und des Loingo lag; ferner aus Finkenwerder und zwar in der Form Wēpsch, während Altenwerder die Wespe als Im'm*) bezeichnet, dagegen die Zusammensetzung Pēr-wēpsch für die Hornisse, Pferdewespe gebraucht). In Mosidi wurde weƀisa durch Dehnung und durch Anhängung eines Diminutivsuffixes zunächst zu wȩƀeske, wȩfske, dann durch den Übergang fs › ps**) zu wȩpske, und hieraus erst ergab sich das heutige Wȩpsch. Im Gegensatz zu dieser Bildung von Mosidi gehen die meisten Formen des Bardengaues auf das durch frühen Ausfall des i in weƀisa entstandene wefs zurück. Dieses wurde zu Weps, das ist die Form von Amelinghausen. Durch das Verkleinerungssuffix -ke erwuchs daraus Wepsk, wie man in Wriedel sagt (nach anderer Behauptung Wöpsk). Die verbreitetste Form des Bardengaues ist jedoch das durch Rundung aus Weps entstandene Wöps (mnd. wopse), das im Kr. Lüneburg (Bardowick, Scharnebeck, Wendhausen, Echem), Kr. Bleckede (Dahlenburg, Lemgrabe, Neetze, Göddingen, Gienau, Köhlingen, Carze, Stiepelse), Kr. Dannenberg (Prisser) und Kr. Ülzen (Gr. Thondorf, Rätzlingen, Böddenstedt, Suderburg, um Bevensen) gesagt wird. Die Verkleinerungsbildung Wöpsk lebt noch im Kr. Ülzen (Rosche, Lehmke, Stadensen) und Kr. Lüchow (Schnega); an andern Orten ist daraus Wöpsch geworden (so in Bienenbüttel, Barum, Ebstorf, Wichtenbeck, sämtlich im Kr. Ülzen, und in Deutsch Evern). — Weithin ist nun das ps von weps- in umgekehrter Reihenfolge artikuliert worden. So entstand die Form Wespe (vgl. mnd. wespe, wispe), die dem reinen mik-(mek-) Gebiet angehört und aus den Kreisen Celle (Sülze, Eschede), Isenhagen (Sprackensehl, Wahrenholz), Gifhorn (Fallersleben, Gr. Schwülper), dem südlichen Kr. Fallingbostel (Schwarmstedt) und dem Kr. Burgdorf (Evern, Hänigsen) belegt ist; in Gr. Burgwedel (Kr. Burgdorf) heißt es Wespen; die verkürzte Form Wesp wird in Lüneburg und Ülzen gebraucht, auch in Bodenteich (Kr. Ülzen) und Schnackenburg (Kr. Lüchow). Auch bei dem Diminutivum Wes-ki (ebenfalls im Kr. Lüchow und zwar in Rebenstorf) könnte ein verkürztes wesp- zugrunde liegen. Auffällig ist eine andere Verkleinerungsbildung, nämlich Wisp'l (schon mnd. wispel), die Kluge als westthüringisch verzeichnet und die im Lüneburgischen an oder nahe der Elbe erscheint (Laßrönne, Luhdorf, Artlenburg). Ihr reiht sich noch ein mit -ke gebildetes Wespick (Lüder, Kr. Ülzen) an. — Bei einer letzten Gruppe von Formen ist wohl eine Verderbnis des -sp- zu st und Assimilation zu ss anzunehmen; West und West'n in Wietzendorf, ebenso in Schneverdingen, West in Harber, Bispingen, Munster, Westen in Eversen (Kr. Celle), Wess'n in Bergen und Hermannsburg (Kr. Celle), Hanstedt, Oehlstorf und Winsen (Kr. Winsen); Wiss'n in Wulffen und Stöckte (Kr. Winsen). Somit scheinen Formen des Loingo und Sturmi im westlichen und nordwestlichen Bardengau sich festgesetzt

---

*) Ist vielleicht auch die eigentümliche Form von Immensen (Kr. Burgdorf) Wesmeke als Wespe + Immeke (= Wespenbienchen) aufzulösen?

**) Dieser Übergang der harten Spirans zum harten Verschlußlaut findet sich nicht nur im Altnordischen, sowohl bei unserm Worte (wefse neben wepse) wie in andern Beispielen, sondern auch im Aglſ. steht waefs neben waeps.

21*

zu haben, während andrerseits im Süden dieses Gaues das Weps (Wöps) den mik-Leuten gegenüber, die vermutlich doch die Form wespe mitbrachten, sich behauptet hat.

Der „Enterich"

Und nun zur Parade der Enterichnamen, die noch verschiedene, bisher erst angedeutete Benennungen und zuletzt den „Enterich" selber, dessen Ursprung trotz mehrerer Deutungsversuche bis heute im Dunkeln liegt, an uns vorbeiführen wird. Ich beginne mit einigen weniger verbreiteten Bezeichnungen. Arpel (Kr. Gifhorn, z. B. in Fallersleben und Gr. Schwülper), mnd. erpel, arpel, hängt mit anord. jarpr = braun, jarpi = Haselhuhn (ursprünglich „der Braune") zusammen, vgl. Hirt, Et. d. neuh. Spr. 138, Falk u. Torp, Norweg.-dän. etym. Wörterb. I 1410. ånterich (südlich von Hermannsburg, z. B. in Sülze) enthält das bei „Enterich" ziemlich junge hochdeutsche -rich in Verbindung mit der niederdeutschen Form von „Ente". In Echem scheint diese zugleich das männliche Tier zu bezeichnen, denn der Enterich heißt dort ånk. In der Stadt Lüneburg, im benachbarten Deutsch Evern, in Böddenstedt (Kr. Ülzen), in Stellichte (Kr. Fallingbostel) benennt man ihn mit dem Namen des Gänserichs und sagt Gann'r oder, wie in Köhlingen (Kr. Bleckede), Gand'r. Ein großes Verbreitungsgebiet hat Wört. Dieses gehört wohl vor allem dem Kreise Harburg an (Hollenstedt, Tostedt, Hittfeld usw., in Klecken angeblich die Verkürzung Wōr), kommt aber auch in Sturmi (z. B. Schneverdingen) vor. Die Elbinsel Altenwerder sagt ebenfalls Wōrt, dagegen Finkenwerder Wua(r)t. Die Form findet sich aber zum Teil auch in den Kreisen Winsen (Laßrönne, Luhdorf, Winsen, Rosenweide, Fliegenberg Wōrt, Stöckte W"ōrt, Hanstedt und Wulffen als Verkleinerungsbildung W"ōrk) und Lüneburg (Bardowick und Scharnebeck Wōrt). In Dithmarschen heißt es Wōrt, im Stadischen Wārt oder Wārtj (Jahrenhusen* S. 393), in Ostfriesland Wārt, Wōrt. Die einzige, mir bekannte Deutung stammt von Ten Doornkaat, der im Ostfr. Wb. I 44 (vgl. auch III 519) Wārt als „Wirt" oder „Männchen" deutet. Vielmehr ist altſ. ward = Wächter, Behüter oder besser ein schwach gebildetes älteres warte von gleicher Bedeutung darin enthalten; vgl. mnd. warte, mniederl. und mfläm. woorde = Enterich, ahd. warto, mhd. warte = Wärter, Aufseher. Das a ging vor rd zuerst in å, später in ō über. Der Enterich ist besonders in der Legezeit der Beschützer der Enten, und andauernd hält er (auf diesen hübschen Zug machte mich vor Jahren ein Lehrer meiner engeren Heimat aufmerksam) den Kopf hoch und späht nach drohenden Gefahren aus, während die Enten mit dem Suchen der Nahrung beschäftigt sind. — Die Form Wętk (Gr. Thondorf, Stiepelse) gehört offenbar zum mecklenburgischen Wętick, Weddik. Kluge (unter „Enterich") stellt diese zum litauischen vedikas = Führer. — Das Węnĕ von Lemgrabe (Text II) wird an das altſ. wini (= Freund), ahd. wini, wine = Freund, Geliebter, das auch im mnd. wene-holden enthalten ist, anzuknüpfen sein, der Sinn scheint „der liebende Gebieter" (vgl. den Namen Wini-heri bei Heintze [2]261). Die Weiterbildung Węn'rk ist in Klenze, Capern und Schnackenburg (Kr. Lüchow) zu Hause*). Von der Kürzung Wen- aus hat man Węnik (Dahlenburg) und Węnak (Prisser i. Kr. Dannenberg, Rebenstorf i. Kr. Lüchow) gebildet; aus Wibbese (im südlichen Kr. Dannenberg) ist mir ein Vęnak mitgeteilt worden: wenn der Anfangslaut richtig ist, würde sich hier die wendische Vertauschung von w und f (v), vgl. S. 310, erhalten haben. — Im südlichen Lüneburg und im Bardengau, sowie im Loingo hat nun die größte Verbreitung die Form Dråke, Dråk. Der Akkusativ Draken**) (Nominativ vermutlich Drake) ist gebräuchlich im Kreise Burgdorf (Evern, Gr. Burgwedel, Hänigsen, Immensen), im südlichen Kreis Fallingbostel (Schwarm-

*) Unklar ist Wann'rk (Schnega), auch das Wœndk von Göddingen (Kr. Bleckede) macht wegen des Dentals Schwierigkeiten; vielleicht geht die letzte Form auf einen aus wēn- durch Rundung entstandenen Stamm wœ̄n- zurück, der in offener Silbe Dehnung erfahren hat.

**) Der Lautwert des a bleibt hier außer Betracht.

21*

stedt), im Kreis Celle (Hornbostel) und Kreis Isenhagen (Wahrenholz), der Akkusativ Drake in Bodenteich (im südlichen Kr. Ülzen) und Eschede (Kr. Celle). Die verkürzte Form Dråk finden wir im Kr. Ülzen (Bienenbüttel, Wichtenbeck, Suderburg, Ebstorf, Stadensen, Rätzlingen, Rosche, Lüder, Wriedel, in diesem Ort mit dem Akkusativ Dråk'n), im Kr. Lüneburg (Wendhausen, Boltersen), im Kr. Bleckede (Gienau), im Kr. Soltau (Munster und Wietzendorf). Daneben kommt aber die Form Dranke (Eversen und Sprackensehl, Kr. Celle) und Drånk (Bergen und Hermannsburg, Kr. Celle, in den Bardengauorten Amelinghausen, Bispingen, Oehlstorf und zu Soltau und Harber im östlichen Loingo) vor. Im Ahd. heißt der Enterich antrahho, antrehho, im Mnd. änt-drake, aus dem das schwedische anddrake entlehnt sein soll, im Englischen drake; das hochdeutsche „Enterich" (= Entenherrscher) ist, wie schon erwähnt, nur eine junge Umbildung dieser alten dunklen Formen. Was bedeutet nun Dråk(e)? Kluge, der auch Material über die weite Verbreitung dieses Wortes beibringt (z. B. schles. Entrach, wetterauisches Endedrach, südwestthüring. Ententräger usw.), erklärt das westgerman. drako, dreko für eine ihrem Ursprung nach „dunkle" Bildung. Falk und Torp, die nordischen Gelehrten, meinen (I 127), daß drake seine Entstehung volksetymologischer Anknüpfung an das Fabeltier, den Drachen, verdanke und daß ahd. antracho an ein -rekan, -rakan, das „wahrscheinlich" die Bedeutung „herrschen" gehabt habe (altno. land-reki = König) anzulehnen sei. Sie zerlegen also antracho in ant-racho. Es ist aber sehr unwahrscheinlich, daß auf diese Weise die außerordentlich weit verbreitete Form drake (mit einem unetymologischen d am Anfang) entstanden sein sollte. In niederd. drake, ahd. trahho, trehho steckt vielmehr nach meiner Ansicht ein germ. drankian, das Faktitivum von drinkan, unser „tränken" (eigentlich „trinken machen"). Dieses Verbum hatte auch den Sinn „untertauchen" und wurde und wird in den nordischen Ländern gern von Schwimmvögeln gebraucht, die sich auf dem Wasser paaren: so im Dänischen draenke oder (mit Assimilation) draekke = sich paaren, mundartlich ebenda drekke „vom Paaren des Männchens"; weiteres Material bei Falk u. Torp I 160. Mit Hilfe dieses Verbums löst sich das Problem. Der ant-drako war der Ententaucher, der Vogel, der die weiblichen Enten (bei der Paarung) untertaucht, wie noch heute bei der Hausente die Paarung auf dem Wasser beliebt ist: der Enterich faßt dabei die Ente mit dem Schnabel beim Schopfe und taucht sie unter. In ahd. ant(t)rahho und ant(t)rehho haben wir also eine sehr alte Form mit bewahrtem a und daneben eine mit Umlaut. Eine Schwierigkeit macht ja der Ausfall des Gaumennasals. In den süddeutschen Mundarten ist aber schon ziemlich früh eine gewisse Neigung vorhanden, inlautendes nasaliertes n auszustoßen, in Stamm- und in unbetonten Silben, vgl. Weinhold, bayr. Gr. § 166, all. Gr. § 200 und ebenda (S. 168 Anm.) über die Ausstoßung des n vor k und ch im Berner Oberlande. Ferner vgl. für das Ahd. und Altf. über die Ausstoßung des nasalierten n vor g in unbetonter Silbe Braune § 128 Anm. 2 und Holthausen § 193, für das Mnd. über den Ausfall des n vor k in -ink Lübben S. 39. Der Ausfall dürfte in unserm Falle in den Gegenden, wo er eingetreten ist, zunächst beim Kompositum, also in nebentoniger Silbe erfolgt sein, wodurch ant-dranko zu ant-drako wurde. Ob der nicht mehr verstandene zweite Bestandteil mit dem antiken Fabelwesen zusammengebracht und auch hierdurch der Ausfall des Nasals begünstigt wurde, mag dahingestellt bleiben. Besondere Hervorhebung aber verdient, daß gewisse Gegenden den Nasal bis auf den heutigen Tag bewahrt haben. Und gerade das Drånk von Amelinghausen, Bispingen, Hermannsburg und andern Lüneburger Dörfern erhöht die Wahrscheinlichkeit, daß die Lösung richtig ist, in erfreulicher Weise. Wir haben hier einen neuen Beweis dafür, wie wichtig unter Umständen die Beobachtung mundartlicher Formen auch der Gegenwart für die richtige Beurteilung altüberlieferter deutscher oder auch germanischer Bildungen werden kann.

Und nun noch ein kurzes Schlußwort. Die Volkssprache des Lüneburger Landes — diesem Eindruck können wir uns wohl nicht verschließen — ist, wie die

meisten deutschen Mundarten, im Verfall begriffen und dem Untergange geweiht. Noch spürt man Leben in ihr, aber es ist das Leben des Waldes beim nahenden Herbste. Der Safttrieb beginnt zu stocken und das Laub sich zu entfärben, um bald die Beute der Herbststürme zu werden. Die herbstliche Stimmung aber und der bunte Blattschmuck fesseln das Auge, und die Hand des Malers bewahrt ein Bild dieser letzten schönen Tage. Um einen solchen Rettungsversuch handelt es sich auch in dem schon im Anfang dieses Aufsatzes genannten Werke, dem Lüneburger Wörterbuch, das den Sprachschatz des Bardengaues und seines westlichen Nachbargebietes nach Möglichkeit bergen soll und auch zu manchem auf diesen Blättern nur Angedeuteten die breitere Ausführung geben wird. Die Aufgabe wurde vor dreizehn Jahren in Angriff genommen und ist besonders seit dem Erscheinen eines öffentlichen Aufrufes zur Mitarbeit (1906)* durch die Sammeltätigkeit vieler Landsleute, die sich in den Dienst der Sache stellten, in ganz außerordentlicher Weise gefördert worden. Leider konnte die Arbeit aus verschiedenen Gründen nur langsam fortschreiten, und auch die Ausarbeitung zum Druck, mit der inzwischen begonnen worden ist, wird, da es sich dabei um Tausende von zumteil umfangreichen Artikeln handelt, noch längere Zeit beanspruchen. Aus diesem Grunde ist die Mitteilung seltener Wörter und bemerkenswerter Formen, Wendungen und Lautverhältnisse, zu denen auch die vorstehenden Seiten manchen Anlaß bieten werden, auch solcher aus den südlüneburgischen Gegenden, nach wie vor willkommen. Möge diese Anregung, für die noch besonders der Umstand bestimmend ist, daß in der hier angewandten Lautbezeichnung fortan ein bequemes und zuverlässiges Verständigungsmittel vorliegt, auf fruchtbaren Boden fallen!

5. Literatur und andere Unterlagen.

H. Babucke, Über Sprach- und Gaugrenzen zwischen Elbe und Weser, mit einer Karte. Progr. d. Altstädt. Gymn. zu Königsberg i. Pr. 1886.

H. C. Bierwirth, Die Vokale der Mundart von Meinersen. Dissertation, Jena 1890.

O. Bremer, Ethn. = Ethnographie der germanischen Stämme, 2. Aufl. 1899, Beitr. = Beiträge zur Geographie der deutschen Mundarten, 1895.

W. Bruckner, Die Sprache der Langobarden, Straßburg 1895.

L. Bückmann, Was bedeutet der Name Lüneburg? Progr., Lüneburg 1909.

H. Collitz, Einleitung zu dem von ihm herausgegebenen „Waldeckischen Wörterbuch“ Karl Bauers (1902).

v. Hammerstein (-Loxten), Der Bardengau, 1869.

Hoffmann v. Fallersleben, „Mundart in und um Fallersleben“, in Frommanns „Deutschen Mundarten“ V (1858) S. 41 ff., 145 ff., 289 ff.

Artur Korlén, Johann Statwechs gereimte Weltchronik (Abdruck mit einer Abhandlung) in den „Uppsala Universitets Årsskrift“ 1907. Derselbe im Anz. f. d. Altert. 32, 321 f.

E. Kück, Ein Wörterbuch der Lüneburger Heide [Aufruf zur Mitarbeit] im Jahrgang 3 der „Lüneburger Museumsblätter“ 1906. Derselbe, Zur Bergung des niedersächsischen Wortschatzes, im „Bericht über den 7. Niedersachsentag“, Hannover 1908.

P. Kühnel, Die slavischen Orts- und Flurnamen im Lüneburgischen, Zeitschr. d. h. V. f. Niedersf. 1901, S. 67 ff., 1903 S. 47 ff. und 224 ff. Derselbe, Finden sich noch Spuren der Slawen im mittleren und westlichen Hannover? (Forschungen z. Gesch. Niedersf. Bd. I, Heft 5, 1907.)

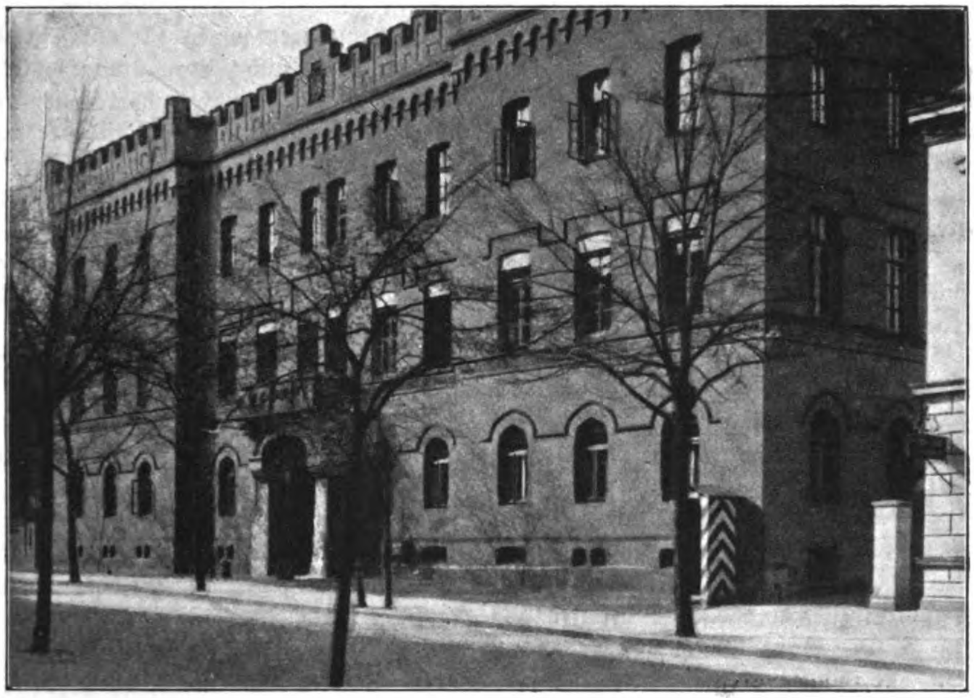
C. Meyer, Sprache und Sprachdenkmäler der Langobarden, Paderborn 1877.

Th. Rabeler, Niederdeutscher Lautstand im Kreise Bleckede. Teil I erschien als Kieler Dissertation [auf diese Ausgabe beziehen sich die Seitenzahlen der vorstehenden Abhandlung] und zugleich in der „Zeitschr. f. deutsche Philologie“ Bd. 43 (1911) S. 141 ff., Teil II in demselben Jahrgang S. 320—377.

P. Rost, Die Sprachreste der Draväno-Polaben im Hannöverschen, Leipzig 1907.
E. O. Schulze, Niederländische Ansiedlungen in den Marschen an der unteren Weser und Elbe im 12. u. 13. Jahrhundert. Breslauer Diss. von 1889.
W. Seelmann, Anz. f. d. Altert. 32, 50 ff. (Rez. d. Korlénschen Arbeit).
E. Sievers, Angelsächsische Grammatik, 3. Aufl. 1898.
F. Wrede, Berichte über den Sprachatlas, Anz. f. d. Altert. Band 18 ff., außerdem sind eine Reihe Karten selber benutzt worden.
H. Jahrenhusen, Über die Volkssprache des Stadischen, in Plettke, Heimatkunde des Rgbz. Stade I 381—396.

Die Übersetzungen sind, was bei der Schwierigkeit der Lautbezeichnung eigentlich selbstverständlich ist, mit abwägender Vorsicht verwertet worden. Viel Zweifelhaftes wurde noch durch eine umfangreiche Korrespondenz geklärt, diese und jene Lesart ist aus kritischen Bedenken unbenutzt geblieben. Was im besonderen die Zuverlässigkeit der abgedruckten Texte betrifft, so habe ich auch hier über Zweifelhaftes mich eingehend mit den betreffenden Übersetzern verständigt. Mehrere von ihnen stehen übrigens durch langjährige Mitarbeit dem Wörterbuche nahe, woraus sich ein besonders sicheres Zusammenarbeiten ergab. Text I stammt von Herrn Lehrer H. Steincke in Brackel, II, wie schon erwähnt, von Hrn. Dr. Rabeler, dem Verfasser der Dissertation, III von Hrn. Kantor a. D. Mente in Lüchow (früher in Rebenstorf), dessen Sohn, Hr. stud. phil. Mente-Berlin, sich ebenfalls um die Textgestalt verdient gemacht hat; Text IV, der meinen Heimatsort Hollenstedt betrifft, ist von mir verfaßt und von einer dort wohnenden Verwandten mit einigen Vertretern der älteren Dorfgeneration durchgegangen worden, V hat den aus Ebstorf stammenden Hrn. Lehrer Wilhelm Meyer (Hannover), VI den aus Hornbostel gebürtigen Hrn. Rektor a. D. H. Dettmer (Harburg) zum Verfasser; über einige Einzelheiten der Mundart von Hornbostel hat auch der dortige Lehrer, Hr. Gehr, mir Auskunft erteilt.





Regierungsgebäude zu Lüneburg.

Verwaltung und Recht.

Politische Einteilung und Verwaltung des Regierungsbezirks Lüneburg.

Von Landrat **Fritz Ecker** (Winsen a. L).
Mitglied des Hauses der Abgeordneten.

Vor der Unterwerfung durch Karl den Großen schon war das Volk der Sachsen, das sich in die drei Stämme der Westfalen, Ostfalen und Engern spaltete, in Gaue eingeteilt. Die Gaue trugen ihre Namen meist von einer Völkerschaft (z. B. Bardengau = Gau der Barden, Gau Drewani, d. h. Gau der Drewanen, eines Stammes der Obotriten) oder von Gebirgen und Flüssen (z. B. Hardagau = Gau des Harzes, Loingau, der Gau der Leine), vielfach auch von einer Siedelung (Mosidi, das heutige Moisburg bei Harburg) oder von einer Himmelsrichtung (z. B. Gau Osterwald). An der Spitze des Gaues stand ein Fürst, der von dem Volke aus der Zahl der Edlinge erwählt wurde. Karl der Große ließ die alte Gaueinteilung bestehen, setzte aber an die Stelle der erwählten Führer kaiserliche Beamte, die Grafen, denen die gesamte Verwaltung, insbesondere die Gerichtsbarkeit übertragen wurde. Die Grafen hielten alljährlich Gerichtstage ab, die von allen Ständen des Volkes (Edlingen, Frilingen und Liten) besucht werden mußten. Die Bestallung der Grafen nahm allmählich die Form der Belehnung an. Der Graf wurde damit aus einem kaiserlichen Beamten ein Vasall des Reiches und aus der Erblichkeit entwickelte sich die landesherrliche Gewalt *). Auch im Lüneburgischen vollzog sich

Mittelalter

*) Vgl. hierüber Werneburg, Gau, Grafschaft und Herrschaft in Sachsen, Göttingen 1910.

dieser Umwandlungsprozeß, der um das 13. Jahrhundert seinen Abschluß fand. Von da an verlieren die Gaue ihre Bedeutung als einheitliche Verwaltungsbezirke. Eine Zeitlang noch spielen ihre Unterabteilungen, die Gohe, eine gewisse Rolle, bis die Neueinteilung in herzogliche Ämter und Amtsvogteien die letzten Reste der aus des Tacitus Zeiten überlieferten Verfassung beseitigte.

Für den heutigen Regierungsbezirk Lüneburg kommen folgende Gaue in Betracht:

1. Der Gau Mosidi oder Mosde. Zu ihm gehörten von Lüneburgischen Gebieten der Stadt- und Landkreis Harburg und die preußische Gemeinde Kirchwerder in den Vierlanden *).

2. Der Bardengau. Dieser ausgedehnte Gau umfaßte die Kreise Winsen, Lüneburg, Bleckede, Ülzen, sowie Teile des Kreise Soltau **).

3. Der Gau Sturmi mit Teilen des Kreises Soltau ***).

4. Der Loingau mit Teilen der Kreise Burgdorf, Fallingbostel, Soltau und Celle †).

5. Der Gau Drewani mit Teilen der Kreise Dannenberg und Lüchow††).

6. Der Gau Gretinge mit Teilen der Kreise Isenhagen, Celle und Gifhorn†††).

7. Der Gau Flutwidde mit Teilen der Kreise Burgdorf und Gifhorn, sowie des Stadtkreises und des Landkreises Celle §).

8. Der Gau Astvala mit Teilen des Kreises Burgdorf§§).

Die Gaue waren in Untergaue oder Gohe eingeteilt, die sich vielfach an die alten Hundertschaften anlehnten. Je 120 bis 150 Hufen (das sächsische Großhundert) bildeten eine Hundertschaft oder einen Goh mit einem Gohgericht, in dem alle öffentlichen Angelegenheiten zur Sprache kamen. Innerhalb der Hundertschaften bestanden Dörfer mit 20 bis 40 Hufen oder auch Einzelhöfe. Das Land, das ihnen gemeinsam gehörte, wurde die Mark genannt. Aus ihnen sind die Realgemeinden und die politischen Gemeinden entstanden. — (Vergl. die Karte zu Aufsatz 20).

Neuere Zeit

In neuerer Zeit wurde durch das Edikt vom 12. Oktober 1822 das Königreich Hannover in sechs Landdrosteien eingeteilt und eine Neueinteilung der Ämter angeordnet. Die für das Fürstentum Lüneburg gebildete Landdrostei umfaßte zugleich den bei Hannover verbliebenen Teil von Sachsen-Lauenburg. Das Landesverfassungsgesetz vom 6. Oktober 1840 schuf die politischen Gemeinden als Träger öffentlich-rechtlicher Pflichten und Rechte. Ihre Verfassung wurde durch die Städteordnung vom 24. Juni 1858 und die Landgemeindeordnung vom 28. April 1859 näher geregelt. Auch die Ämter erhielten eine neue Verfassung und Gestaltung durch die Amtsordnungen vom 16. September 1852 und vom 10. Mai 1859, sowie durch die Verordnung vom 27. März 1859. Auf den Regierungsbezirk Lüneburg entfielen damals 22 Ämter.

---

*) Vgl. Böttger, Diözesan- und Gaugrenzen. Halle 1874, II. Abteilung, S. 218.

**) Böttger, a. a. O., S. 236 ff. und v. Hammerstein, der Bardengau. Hannover 1869.

***) Böttger, a. a. O., S. 214 ff.

†) Böttger, a. a. O., S. 121 ff. und Grütter, der Loingau. Veröffentlichung zur niedersächsischen Geschichte, Heft 4, Hannover 1901.

††) Böttger, a. a. O., S. 252 ff.

†††) Böttger, a. a. O., S. 332 ff.

§) Böttger, a. a. O., S. 337 ff.

§§) Böttger, a. a. O., S. 341 ff.

Wichtige Veränderungen brachte das Landesverwaltungsgesetz vom 30. Juli 1883 und die Kreisordnung vom 6. Mai 1884.

An die Stelle der Landdrosteien und der Finanzdirektion treten sechs Regierungspräsidenten und Regierungen, an die Stelle der bisherigen Amtsbezirke Kreise. A. Regierungsbezirke und Kreise

Die Regierungsbezirke bilden im Gegensatz zu den Provinzialverbänden ausschließlich staatliche Verwaltungsbezirke. An der Spitze der Regierung steht der Regierungspräsident, der die Geschäfte der früheren Abteilung des Innern mit Hilfe des ihm beigegebenen Oberregierungsrats und der sonstigen Beamten erledigt. Der Regierungspräsident ist zugleich Vorsitzer der Abteilungen für Kirchen- und Schulsachen und für direkte Steuern, Domänen und Forsten. Diese beiden Abteilungen, an deren Spitze je ein Oberregierungsrat steht, erledigen ihre Angelegenheiten in kollegialer Form. Der dem Landtage auf Grund Königlicher Ermächtigung vom 22. Dezember 1913 vorgelegte Entwurf einer Novelle zum Landesverwaltungsgesetz sieht die Aufhebung der Regierungsabteilungen für Kirchen- und Schulwesen, sowie für direkte Steuern, Domänen und Forsten vor. Die Geschäfte der bisherigen Abteilungen sollen von dem Regierungspräsidenten in bürokratischer Form verwaltet werden.

Mit der Regierung ist der Bezirksausschuß als Verwaltungsgericht und Beschlußbehörde in Verbindung gesetzt. Er besteht aus dem Regierungspräsidenten als Vorsitzenden, zwei Berichts- und vier Ehrenbeamten. Der ständige Vertreter des Regierungspräsidenten hat den Titel Verwaltungsgerichtsdirektor.

Die Kreise sind einerseits Bezirke der allgemeinen Landesverwaltung, andererseits Kommunalverbände zur Selbstverwaltung ihrer Angelegenheiten mit den Rechten einer Korporation. Der Landrat, der an der Spitze des Kreises steht, führt daher als Organ der Staatsregierung die Geschäfte der allgemeinen Staatsverwaltung und leitet als Vorsitzender des Kreistages und des Kreisausschusses die Kommunalverwaltung des Kreises. Zugleich führt er in Abweichung von dem in den anderen Provinzen geltenden Recht die örtliche Polizeiverwaltung im Kreise, beziehungsweise die Aufsicht über die letzteren, soweit sie anderen Behörden oder Beamten übertragen ist.

Die Mitglieder des Kreistages, der über die kommunalen Angelegenheiten des Kreises zu beschließen hat, werden von den drei Wahlverbänden der größeren Grundbesitzer, der Städte und Landgemeinden gewählt. Die laufende Verwaltung der Kreisangelegenheiten erfolgt durch den Kreisausschuß. Er besteht aus dem Landrat als Vorsitzenden und sechs Ehrenbeamten, die von dem Kreistage zu wählen sind. Der Kreiausschuß ist gleichzeitig Verwaltungsgericht und Beschlußbehörde in Sachen der Landesverwaltung.

In den Stadtkreisen werden die Geschäfte des Landrates, des Kreistages und des Kreisausschusses von den städtischen Behörden

wahrgenommen. Der Regierungsbezirk Lüneburg umfaßt 13 Landkreise und die drei Stadtkreise Harburg, Lüneburg und Celle.

Das Verhältnis der neuen Stadt- und Landkreise zu den bisherigen Ämtern ergibt sich aus folgender Zusammenstellung:

1. Celle (Stadtkreis)	Stadt Celle.
2. Celle (Landkreis)	a) Amt Celle. b) „ Bergen. c) Vom Amte Meinersen die Gemeinden und Gutsbezirke Bröckel, Wiedenrode, Bohlenbruch, Langlingen, Hohnebostel, Fernhavekost, Neuhaus und Nienhof.
3. Gifhorn	a) Amt Gifhorn. b) „ Fallersleben. c) „ Meinersen, mit Ausnahme der Gemeinden und Gutsbezirke Bröckel, Wiedenrode, Bohlenbruch, Stederdorf, Wendesse, Edemissen, Abbensen, Alvesse, Ankensen, Blumenhagen, Mödesse, Ödesse, Plockhorst, Voigtholz-Ahlemissen, Wehnsen, Eddesse, Dedenhausen, Berkhöpen, Wipshausen, Horst, Rietze, Eikenrode, Elze, Ohof, Langlingen, Hohnebostel, Fernhavekost, Neuhaus und Nienhof. d) Stadt Gifhorn.
4. Burgdorf	a) Amt Burgdorf. b) „ Burgwedel. c) Stadt Burgdorf.
5. Isenhagen	Amt Isenhagen.
6. Fallingbostel	a) Amt Fallingbostel. b) „ Ahlden.
7. Soltau	Amt Soltau mit Ausnahme der Gemeinde Fintel.
8. Ülzen	a) Amt Medingen. b) „ Oldenstadt. c) Stadt Ülzen.
9. Lüchow	a) Amt Lüchow. b) Stadt Lüchow.
10. Dannenberg	a) Amt Dannenberg. b) Stadt Dannenberg.
11. Bleckede	a) Amt Bleckede. b) Amt Neuhaus i. L.
12. Lüneburg (Stadtkreis)	Stadt Lüneburg.
13. Lüneburg (Landkreis)	Amt Lüneburg.
14. Winsen	a) Amt Winsen a. d. L. b) Stadt Winsen a. d. L.
15. Harburg (Stadtkreis)	Stadt Harburg.
16. Harburg (Landkreis)	a) Amt Harburg. b) „ Tostedt.

B. Landgemeinden, Städte und Flecken

Die untersten staatlichen Verwaltungsbezirke werden durch die kreisangehörigen Städte und Landgemeinden gebildet.

Die Verfassung der Landgemeinden ist durch das Hannoversche Gesetz, die Landgemeinde betreffend, vom 28. April 1859, und die Ausführungs-

bekanntmachung vom 28. April 1859 geregelt. Die spätere Gesetzgebung, namentlich die Hannoversche Kreisordnung vom 6. Mai 1884 und das Zuständigkeitsgesetz vom 1. August 1883 haben zwar manche Änderungen herbeigeführt, die Grundlagen der Gemeindeverfassung aber unangetastet gelassen.

Die Hannoversche Gemeindeverfassung beruht zunächst auf dem Prinzip der territorialen Geschlossenheit und der Selbstverwaltung. Jedes Grundstück muß einer Gemeinde oder einem Gutsbezirk angehören. Eine Änderung des Gemeindeganzen kann durch Beschluß des Kreisausschusses erfolgen (§ 25 des Zuständigkeitsgesetzes), für die Bildung neuer Gemeinde- und Gutsbezirke ist der § 54 des Hannoverschen Landesverfassungsgesetzes vom 6. August 1840 und das Hannoversche Gesetz vom 28. April 1859 maßgebend.

Sodann bilden die Landgemeinden und Gutsbezirke Selbstverwaltungskörper zur Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten durch selbstgewählte Organe. Sie können in den Bereich ihrer Verwaltung alle Angelegenheiten ziehen, die nicht durch Gesetz anderen Verbänden vorbehalten sind. Daneben liegen ihnen bestimmte Verbindlichkeiten ob, namentlich auf dem Gebiete der Armenfürsorge, der Unterhaltung öffentlicher Wege und Wasserzüge, sowie des Feuerlöschwesens und der Bekämpfung ansteckender Krankheiten. Zugleich steht ihnen eine Teilnahme an der Handhabung der Ortspolizei und Feldmarkspolizei zu. Zu diesem Behufe ist der Gemeindevorsteher berufen, als Organ des Landrats da, wo die Erhaltung der öffentlichen Ruhe, Ordnung und Sicherheit ein sofortiges polizeiliches Einschreiten notwendig macht, das Erforderliche vorläufig anzuordnen und ausführen zu lassen.

Im Regierungsbezirke Lüneburg bestehen zurzeit 1317 Landgemeinden und 145 Gutsbezirke. Ihre Größe und Einwohnerzahl sind sehr verschieden. Es gibt Landgemeinden in Größe von einer Quadratmeile und solche von einigen hundert Morgen. Die Landgemeinde Wilhelmsburg hat 28 225 Einwohner, andere Gemeinden zählen weit unter 100 Seelen. Siehe das Ortsverzeichnis.

Im allgemeinen bilden die Gemeinden ein geschlossenes Ganzes. Nur in den Marschbezirken sind die Grundstücke der einzelnen Gemeinden vielfach so im Gemenge, daß feststehende Grenzen nicht gebildet werden können. Eine Besonderheit zeigt die zum Kreise Winsen gehörige Gemeinde Preußisch-Kirchwerder, die in sechs Parzellen inmitten der Hamburger Vierlande auf dem rechten Elbufer liegt. Ihre Bildung scheint darauf zurückzuführen zu sein, daß früher die Zehnten auf einigen Höfen der Vierlande dem Kloster Scharnebeck zustand. Bei Übernahme der Zehnten durch die Herzöge entwickelte sich hieraus die territoriale Hoheit.

Interessant ist auch die Verfassung derjenigen Gemeinden, die bei der Neuorganisation aus einer Vereinigung mehrerer Dorffeldmarken entstanden sind. Wo die alten Ortsgemeinden (Bauernschaften und ein-

stelligen Höfe) eine für die gehörige Ausübung der Rechte und Pflichten nicht genügende Größe hatten, sind sie zu einer politischen Gemeinde vereinigt worden. Hierbei haben die Teilgemeinden ihr eigenes Vermögen, vielfach auch ihren besonderen Vorsteher behalten. Auch jetzt noch haben sie als eigene Jagd- und Wegeunterbezirke usw. Bedeutung.

Die Verfassung der **Städte** ist durch die Hannoversche Städteordnung vom 24. Juni 1858, die ebenfalls den Grundsatz freier Selbstwaltung als leitenden Gesichtspunkt aufstellt, geregelt. Die städtische Verwaltung wird von dem Magistrat geführt, der zugleich Organ der Staatsgewalt ist. Die Vertretung der Stadtgemeinde in allen Angelegenheiten des Gemeinwesens, die Bewilligung von Geldmitteln und deren Verteilung, die Verwaltung des städtischen Vermögens und die Rechnungsablegung liegt dem Bürgervorsteherkollegium ob. Den Landräten steht die Wahrnehmung aller oder gewisser Geschäfte der allgemeinen Landesverwaltung, in einigen Städten auch die Aufsicht über die Polizeiverwaltung zu.

Im Regierungsbezirke Lüneburg befinden sich zurzeit 14 kreisangehörige Städte. Von diesen Städten haben Ülzen, Lehrte (Kreis Burgdorf), Winsen a. d. L., Gifhorn, Lüchow, Burgdorf und Dannenberg städtische Verfassung, während die Städte Soltau, Walsrode (Kreis Fallingbostel), Wittingen (Kreis Isenhagen), Rethem (Kreis Fallingbostel), Hitzacker (Kreis Dannenberg), Wustrow (Kreis Lüchow) und Schnackenburg (Kreis Lüchow) unter der Landgemeindeordnung stehen (vgl. § 4 der Städteordnung und § 2 der Landgemeindeordnung). Dasselbe gilt für die Flecken Fallersleben (Kreis Gifhorn), Bevensen (Kreis Ülzen), Bergen a. d. Dumme (Kreis Lüchow), Bleckede, Brome (Kreis Isenhagen), Clenze (Kreis Lüchow), Dahlenburg (Kreis Bleckede) und Gartow (Kreis Lüchow).

Größe und Bevölkerung des Regierungsbezirks Lüneburg

Der Regierungsbezirk Lüneburg umfaßte im Jahre 1910 1 133 977 ha. Er ist demnach von den sechs hannoverschen Regierungsbezirken bei weitem der größte. (Der nachgrößte Regierungsbezirk Stade hat eine Fläche von 678 736 ha, der kleinste, Aurich, eine solche von 310 773 ha.)

Die **Bevölkerung** betrug im Jahre 1855: 342 314, im Jahre 1875: 386 860, im Jahre 1880: 394 759, im Jahre 1890: 419 937 und im Jahre 1910: 546 405 Einwohner, darunter 6393 Polen. Eine andere fremde Sprache sprachen 2828, deutsch und eine andere fremde Sprache 1050 Personen. Auf die Städte entfielen 168 504, auf die Landgemeinden 373 844 und auf die Gutsbezirke 3957 Einwohner. An absoluter Bevölkerungsdichtigkeit wird der Regierungsbezirk Lüneburg von den Regierungsbezirken Hannover und Hildesheim (748 115 und 567 997 Einwohner), an relativer Bevölkerungsdichtigkeit auch von den Regierungsbezirken Stade, Osnabrück und Aurich (429 355, 376 607 und 273 957) übertroffen. (Siehe 19 „Volksdichte".)

Nach dem Religionsbekenntnis waren 515 857 evangelisch, 24 843 katholisch, 959 Israeliten. Andern oder unbekannten Religionsbekenntnissen gehörten 4746 Personen an.

Der Anteil der einzelnen Kreise an der Gesamtbevölkerung stellte sich wie folgt:

Kreise	Fläche 1910 ha	Bevölkerung 1880	Bevölkerung am 1. Dez. 1910	Evangelische	Römisch-Katholische	Israeliten	Andere und unbekannt
1	2	3	4	5	6	7	8
Stadtkreis Celle	2 507	18 800	23 263	21 530	1 558	88	87
Kreis Celle	155 203	29 533	39 290	37 383	1 312	8	587
„ Gifhorn	79 926	29 073	37 208	36 197	822	7	182
„ Burgdorf	83 800	33 204	49 777	47 099	2 473	123	82
„ Isenhagen	81 765	15 982	20 358	19 736	243	28	351
„ Fallingbostel ..	98 314	25 575	30 762	30 120	588	35	19
„ Soltau	90 151	15 843	22 517	22 207	195	13	102
„ Ülzen	144 690	44 616	52 216	49 882	1 224	83	1 027
„ Lüchow......	74 988	30 378	29 225	28 858	217	9	141
„ Dannenberg ..	45 441	14 654	13 560	13 321	184	9	46
„ Bleckede	57 665	21 455	20 053	19 847	170	18	18
Stadtkreis Lüneburg	1 988	19 034	27 790	26 461	1 052	145	132
Kreis Lüneburg	68 790	19 743	22 567	22 038	414	6	109
„ Winsen	68 753	23 274	30 039	29 468	273	22	276
Stadtkreis Harburg .	1 978	19 071	67 025	59 143	6 339	329	1 214
Kreis Harburg	78 018	34 524	60 755	52 567	7 779	36	373

Mit Ausnahme der Kreise Lüchow, Bleckede und Dannenberg, deren Einwohnerzahl zurückgegangen ist, haben hiernach alle Teile des Regierungsbezirks Lüneburg eine beträchtliche Vermehrung ihrer Bevölkerung erfahren.

In das Haus der Abgeordneten entsendet der Regierungsbezirk Lüneburg 7 Abgeordnete. Wahlbezirke

Die Wahlbezirke, die durch den § 1 der Kreisordnung vom 6. Mai 1884 (Ges.-Samml. S. 181) und die Anlage B zu diesem Gesetze neugebildet sind, haben folgende Abgrenzung: 1) Kreise Gifhorn und Isenhagen; 2) Stadtkreis Celle, Landkreis Celle und Kreis Burgdorf; 3) Kreise Fallingbostel und Soltau; 4) Kreis Ülzen; 5) Kreise Dannenberg, Lüchow und Bleckede; 6) Stadtkreis Lüneburg, Landkreis Lüneburg und Kreis Winsen; 7) Stadtkreis Harburg und Landkreis Harburg.

Die Wahlorte sind Gifhorn, Celle, Fallingbostel, Ülzen, Dannenberg, Lüneburg und Harburg.

Die Reichstagswahlkreise sind durch das Wahlreglement vom 28. Mai 1870 zur Ausführung des Wahlgesetzes für den Reichstag des Norddeutschen Bundes vom 31. Mai 1869 bestimmt. Hiernach entfallen auf die Provinz Hannover 19 Wahlkreise, die ohne Rücksicht auf die politischen Grenzen der Regierungsbezirke der alten Amtsverfassung folgen.

Der Regierungsbezirk ist an folgenden Reichstagswahlkreisen beteiligt:

1) 7. Hannoverschen Reichstagswahlkreis: Amt und Stadt Nienburg, Amt Stolzenau, Amt und Stadt Neustadt a. R., Stadt Wunstorf, Amt Ahlden, Burgwedel und Fallingbostel;

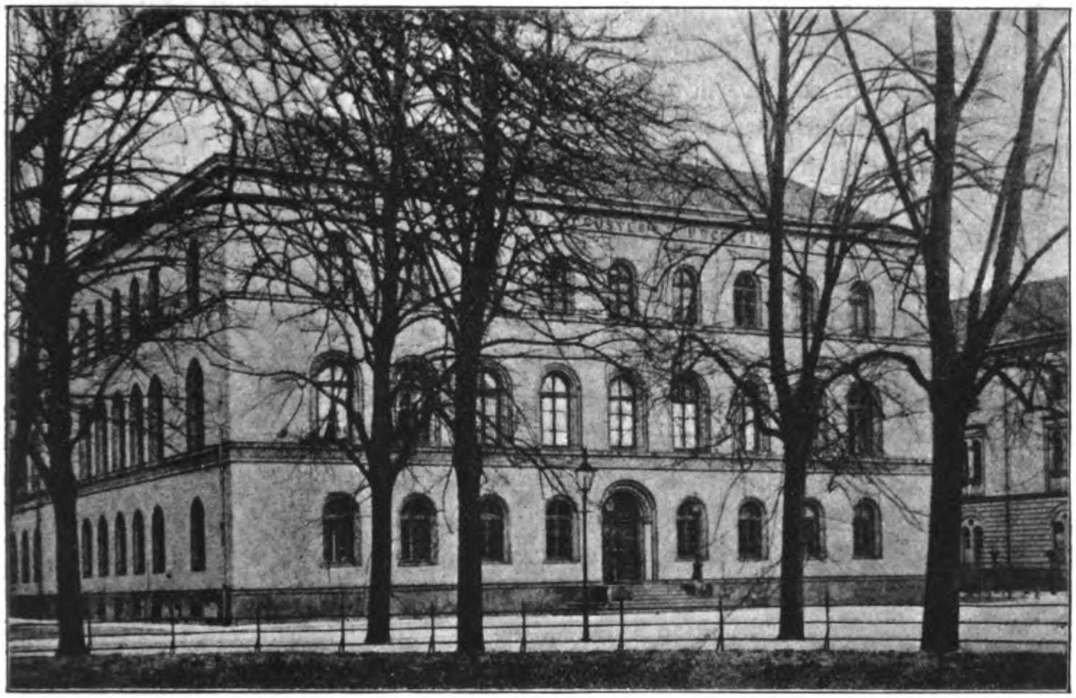
2) 14. Hannoverschen Wahlkreis: Amt und Stadt Burgdorf, Amt und Stadt Celle, Amt Fallersleben, Amt und Stadt Gifhorn, Amt Meinersen, Amt und Stadt Peine;

3) 15. Hannoverschen Wahlkreis: Amt und Stadt Lüchow, Amt und Stadt Dannenberg, Amt Medingen, Amt Oldenstadt, Stadt Ülzen, Amt Gartow und Amt Isenhagen;

4) 16. Hannoverschen Wahlkreis: Amt Neuhaus i. L., Amt Bleckede, Amt und Stadt Lüneburg, Amt Bergen, Amt Soltau und Amt und Stadt Winsen a. d. Luhe;

5) 17. Hannoverschen Wahlkreis: Amt und Stadt Harburg, Amt Tostedt, Rotenburg, Zeven, Amt Harsefeld, Stadt Buxtehude und Amt Lilienthal.





Oberlandesgericht Celle.

Aus dem heimischen Gerichtswesen.

Von Justizrat Dr. jur. Th. Roscher (Hannover).

Einleitung.



Einen Aufsatz unter der Überschrift „Gerichtsverfassung und Anwaltschaft im einstmaligen Kurstaat und Königreich Hannover" habe ich in der Festschrift des 17. Deutschen Anwaltstages, welcher im Jahre 1905 in der Stadt Hannover stattfand, veröffentlicht, der wohl den Anlaß dazu gegeben hat, daß ich noch kurz vor Abschluß der Drucklegung des gegenwärtigen Bandes von den Herausgebern ersucht wurde, ihnen einen Beitrag über das Gerichtswesen im Regierungsbezirk Lüneburg zu liefern. Zu meinem Bedauern war die gesetzte Frist zu knapp bemessen, um diesem Ersuchen in einer der Bedeutung des Gegenstandes gerecht werdenden Weise entsprechen zu können. Denn ich glaubte die gestellte Aufgabe nicht etwa lediglich dahin auffassen zu sollen, einen jenen Regierungsbezirk betreffenden Ausschnitt aus irgend einer statistischen Übersicht über die heutige einheitliche Gerichtsorganisation im Deutschen Reiche zu geben, sondern entsprechend der Tendenz dieses Heimatbuches konnte nur eine nicht ganz einfache Darstellung spezieller Verhältnisse in Frage kommen,

wie sie sich auf dem Boden des Lüneburger Landes unter dem Einfluß historischer, wirtschaftlicher und geistiger Faktoren entwickelt haben. Namentlich hätte ich es auch für erforderlich erachtet, auf die Zeiten zurückzugehen, in denen vor dem Eindringen des römischen Rechts noch in Volksgerichten von Schöffen Recht gesprochen wurde. Allerdings haben sich im Lüneburgischen deutschrechtliche Einrichtungen nicht so lange erhalten wie in den benachbarten Marschen des Regierungsbezirks Stade, wo das Alte Land und das Land Kehdingen die Deichgerichte und die Gräfengerichte bis zum Jahre 1852, das Land Hadeln seine Kirchspielgerichte sogar bis zum Jahre 1879 besessen haben. Immerhin sind aber auch im Lüneburgischen einige Reste altdeutscher Gerichtsbarkeit noch in neuerer Zeit nachzuweisen, ich nenne in dieser Beziehung die in einzelnen Gegenden lange erhaltenen Holzgerichte sowie das Freiending zu Ilten im sog. Großen Freien. Im allgemeinen ist indes im Fürstentum Lüneburg, das ja den Kern des heutigen Regierungsbezirks bildet, mindestens seit dem Westfälischen Frieden von Volksgerichten keine Rede mehr. Die richterliche Gewalt wurde fortan im wesentlichen im Namen des Landesherrn — mit dessen Gerichtsherrlichkeit allerdings Rechte der Stände konkurrierten — durch Juristen ausgeübt. Unter dem als Krönung der Gerichtsverfassung im Jahre 1711 errichteten Oberappellationsgericht zu Celle finden wir in den übrigen Teilen des ehemaligen Kurstaates Hannover auch im Fürstentum Lüneburg Mittel- und Untergerichte. Die Mittelgerichte waren rein richterliche Behörden und bestanden aus der Justizkanzlei zu Celle und dem Hofgericht daselbst; jene war ein landesherrliches, dieses ein ständisches Gericht, beide in ihren Zuständigkeiten elektiv konkurrierend, gerade wie im alten Deutschen Reiche das Reichskammergericht und der Reichshofrat. Die Untergerichte dagegen waren kombinierte Gerichts- und Verwaltungsbehörden. Sie zerfielen in die landesherrlichen Ämter, die gutsherrlichen Patrimonialgerichte und die Stadtgerichte. Die Grundlage der landesherrlichen Ämter bildete das von ihnen zu verwaltende Domanialgut. Letzteres bestimmte ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse der Bevölkerung den Sitz des Amts sowie den Umfang des Gerichts- und Verwaltungsbezirks, woraus sich erhebliche Unterschiede in der Größe der Bezirke erklärten. Eine Eigentümlichkeit des Lüneburgischen bildeten als eine Unterart der Ämter die zwölf in der Umgegend von Celle gelegenen Amtsvoigteien (Bergen, Burgwedel, Bissendorf, Bedenbostel, Eicklingen, Essel, Fallingbostel, Hermannsburg, Ilten, Soltau, Winsen an der Aller und die Burgvoigtei Celle); sie waren früher einem Großvoigt in Celle unterstellt gewesen, welcher der eigentliche Beamte eines ungewöhnlich großen Amts Celle war, so daß die Voigteien lediglich die Stellung von Deputationen dieses Amts hatten; im Jahre 1772 wurde die Großvoigtei aufgehoben, und es erhielten die genannten zwölf Amtsvoigteien die Stellung selbständiger Ämter. Die Patrimonialgerichte (adeliche oder ritterschaftliche Gerichte) zerfielen in geschlossene und ungeschlossene. Die geschlossenen Gerichte waren ritterschaftliche Obrigkeiten, die in einem bestimmten größeren Gutsbezirke nicht nur die Gerichtsbarkeit, sondern auch die Polizei- und sonstigen Landeshoheitssachen wahrnahmen und den landes-

herrlichen Ämtern koordiniert waren; als solche waren im Lüneburgschen anerkannt Gastow (Graf von Bernstorff), Lauenbrück (Graf von Bothmer) und Wathlingen (von Lüneberg). Die Zahl der mit kleineren Rittergütern verknüpften ungeschlossenen Gerichte war ursprünglich sehr groß, ihre Zuständigkeiten waren aber auf bestimmte Zweige der Gerichtsbarkeit beschränkt. Eine dritte Art der Untergerichte waren die Stadtgerichte in der schrift- und kanzleisässigen, später als selbständig bezeichneten Städten, deren Rat oder Magistrat die den Ämtern koordinierte Obrigkeit für die städtischen Untertanen bildete und als solche zur Wahrnehmung sowohl polizeilicher wie richterlicher Funktionen berufen war. Die mit Versehung der letzteren betrauten Stadtgerichte waren Deputationen des Magistrats, die in den einzelnen Städten verschieden organisiert waren. Insbesondere in der Stadt Lüneburg ähnelte die Organisation der in anderen Hansestädten (mit Ober-, Nieder- und Kaufhausgericht).

Diese während des ganzen 18. Jahrhunderts bestehenden Verhältnisse erfuhren eine gründliche Umgestaltung im Sinne moderner Anschauungen im Anfange des 19. Jahrhunderts unter der französisch-westfälischen Zwischenherrschaft. Nach ihrer Beendigung wurde der alte Zustand zunächst wieder hergestellt. Nur das eingegangene Hofgericht in Celle erwachte nicht zu neuem Leben, so daß nunmehr die dortige Justizkanzlei das einzige Mittelgericht im Fürstentum Lüneburg war. Die Zahl der ungeschlossenen adeligen Gerichte schmolz aus Sparsamkeitsgründen infolge vielfacher Verzichte seitens der Gutsherren immer mehr zusammen.

Die am 1. Oktober 1852 ins Leben gerufene neue Organisation der Hannoverschen Behörden brachte auch in der Lokalinstanz die Trennung der Justiz von der Verwaltung. Die Patrimonial- und die Stadtgerichte wurden beseitigt, die Ämter behielten nur noch Verwaltungsfunktionen und alleinige Untergerichte wurden die Amtsgerichte. Die Justizkanzlei in Celle wurde durch Obergerichte abgelöst, zwei große in Lüneburg und Celle, ein kleines in Dannenberg, welches 1859 mit dem zu Lüneburg vereinigt wurde.

Auf die Organisation des Jahres 1852 folgte auf Grund der Reichs-Justizgesetze von 1877 die jetzt noch bestehende vom Jahre 1879. Die Amtsgerichte blieben ziemlich unverändert. Dagegen traten an Stelle der Obergerichte Landgerichte, und dieser Wechsel war für das Lüneburgsche von besonderer Bedeutung. Celle verlor sein Mittelgericht, der Bezirk seines früheren Obergerichts wurde geteilt und den Bezirken der neuen Landgerichte in Lüneburg, Verden, Hannover und Hildesheim zugelegt. Lüneburg erhielt zwar einerseits einen Zuwachs von Celle, mußte aber andererseits einen Teil des Bezirks seines früheren Obergerichts, namentlich Harburg, an das Landgericht in Stade abgeben. Diese Änderungen, mögen sie auch bis zu einem gewissen Grade modernen Verkehrsverhältnissen Rechnung getragen haben, und mögen sie im Interesse einer Einförmigkeit der Größe der Landgerichtsbezirke nicht zu vermeiden gewesen sein, sind doch zu beklagen, weil bei ihnen auf

die bisherige landwirtschaftliche Zusammengehörigkeit keine Rücksicht genommen ist. Die Bezirke der Justizkanzlei zu Celle und später der Obergerichte zu Lüneburg und Celle waren im wesentlichen mit den Grenzen des Fürstentums Lüneburg zusammengefallen; was historisch miteinander verwachsen war, ist 1879 um einer mehr oder weniger schematischen Neuordnung willen zerrissen worden.

Das im Jahre 1711 errichtete Oberappellationsgericht in Celle war zwar das höchste Gericht für ganz Hannover, hatte aber doch, da sein Sitz dem Fürstentum Lüneburg angehörte, für letzteres eine besondere Bedeutung, die noch dadurch gesteigert wurde, daß die Lüneburgschen Stände für mehrere Ratsstellen des Oberappellationsgerichts das Vorschlagsrecht auszuüben hatten. Erfreulicherweise ist Celle wenigstens Sitz dieses Gerichtshofes geblieben, auch als derselbe 1866 in ein Preußisches Appellationsgericht und 1879 in das jetzige Oberlandesgericht umgewandelt wurde, und als letzteres auf diese Weise am 14. Oktober 1911 sein zweihundertjähriges Bestehen feiern konnte, hat die Stadt Celle sich an der schönen Feier freudig beteiligt.

Wenn ich auch dem obenerwähnten Ersuchen der Herausgeber nicht nachkommen konnte, so habe ich mich doch auf ihre Bitte gern damit einverstanden erklärt, daß einzelne Partien meiner Abhandlung über Gerichtsverfassung und Anwaltschaft im einstmaligen Kurstaat in Hannover nachstehend zum Abdruck gelangen. Die Abhandlung beschränkt sich, wie aus ihrer Überschrift hervorgeht und durch ihre Entstehung bedingt war, zwar nicht auf die besonderen Verhältnisse des Fürstentums Lüneburg. Sie nimmt aber durchweg auch auf diese Verhältnisse Rücksicht, und da dieselben in den meisten Beziehungen von denen der übrigen Hannoverschen Landesteile nicht abweichen, so darf ich hoffen, daß die nachstehende teilweise Wiedergabe in etwas dazu beitragen möge, auch das Stammesgefühl der Lüneburger noch zu erhöhen.

O fortunatos, sua si bona norint!

Die Glanzzeit des heimischen Rechts.

Seit 1848 Die vollständige Neuorganisation der Hannoverschen Justiz, welche am 1. Oktober 1852 ins Leben trat, war eine Folge des Jahres 1848.

Der § 9 des Gesetzes vom 5. September 1848, verschiedene Änderungen der Landesverfassung betreffend, hatte bestimmt, daß die Gerichtsverfassung nach den Grundsätzen der Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung, der Aufhebung des bevorzugten Gerichtsstandes, der Mündlichkeit und Öffentlichkeit in bürgerlichen und peinlichen Sachen sowie der Einführung von Schwurgerichten in letzteren gesetzlich geregelt werden solle. Zur Ausführung dieser Verfassungsvorschrift wurden unter dem 8. November 1850 folgende drei Gesetze erlassen:

1. ein Gesetz über die Gerichtsverfassung,
2. eine Bürgerliche Prozeßordnung und
3. eine Allgemeine Strafprozeßordnung.

Die Verkündung dieser bahnbrechenden Gesetze fällt noch in die Zeit des Königs Ernst August, während ihre Einführung in die Praxis der Regierung Georgs V. vorbehalten blieb.

Mit Genugtuung darf die hannoversche Anwaltschaft konstatieren, daß aus ihrer Mitte die beiden Männer hervorgegangen sind, deren Namen in erster Linie genannt werden müssen, wenn von der durch die bezeichneten Gesetze eingeleiteten neuen Aera die Rede ist: Leonhardt und Windthorst.

Adolf Leonhardt, geboren zu Hannover am 6. Juni 1815, ward 1842 Advokat beim Stadtgericht daselbst und lenkte durch hervorragende rednerische und schriftstellerische Leistungen gar bald die Aufmerksamkeit der Justizverwaltung auf sich. Im Jahre 1848 wurde er als Referent in das Justizministerium berufen, ein Bruch mit der bis dahin geübten Praxis, nach der eine solche Stellung sonst nur einem Beamten zugänglich war. Allmählich zum Justizrat, Oberjustizrat und General-Sekretär im Justizministerium emporgestiegen, ist Leonhardt 1865 an dessen Spitze getreten und als letzter hannoverscher Justizminister bis zum Untergange des Königreichs in dieser Stellung verblieben. Die Ereignisse des Jahres 1866 veranlaßten seinen Übertritt in den preußischen Staatsdienst. Nachdem er kurze Zeit Vizepräsident des Oberappellationsgerichts zu Celle und dann Präsident des für die neuen preußischen Provinzen neben dem Obertribunal errichteten Oberappellationsgerichts in Berlin gewesen, ward er Ende 1867 preußischer Justizminister, und er hat in dieser Stellung bis 1879 in Preußen und im Reiche gewirkt. Nachdem am 1. Oktober 1879 die großen Reichsjustizgesetze, die eine Weiterentwicklung der obigen hannoverschen Gesetze waren und in erster Linie als sein Werk angesprochen werden dürfen, in Wirksamkeit getreten, zog er sich in den Ruhestand zurück, der ihm nicht lange beschieden gewesen ist. Am 7. Mai 1880 starb er in Hannover, wo seine Grabstätte sich auf dem Engesohder Friedhofe befindet.

Ludwig Windthorst, der bekannte Parlamentarier, geboren am 17. November 1812 zu Kaldenhof bei Osnabrück, ward 1837 Advokat zu Osnabrück, darauf ritterschaftlicher Syndikus und vorsitzender Rat des dortigen katholischen Konsistoriums, später Oberappellationsrat in Celle. Nach dem Regierungsantritt des Königs Georg V. ist er zweimal, von 1851 bis 1853 und von 1862 bis 1865 hannoverscher Justizminister gewesen, und dann hat er noch bis 1867 die Stellung eines Kronoberanwalts in Celle bekleidet. Er starb am 14. März 1891 zu Berlin und ist in der katholischen Marienkirche zu Hannover beigesetzt.

Während Windthorst zum erstenmal Justizminister war, vollzog sich am 1. Oktober 1852 unter seiner tätigen Mitwirkung die gründliche Umwandlung, welche die hannoversche Justiz damals erfahren hat; die vorgedachten drei Gesetze vom 8. November 1850 aber, durch welche diese Umwandlung herbeigeführt wurde, sind gleich den zahlreichen in jener Zeit dazu erschienenen Nebengesetzen im wesentlichen das Werk Leonhardts.

Die Revisionsgesetzgebung von 1859

Als in den Jahren 1858 und 1859 unter der Herrschaft des Ministeriums Borries die gesamte hannoversche Gesetzgebung im rückläufigen Sinne revidiert wurde, erstreckte sich diese Revision auch auf die 1852 in Kraft getretene Justizgesetzgebung. Am 16. Mai 1859 traten ein Gesetz vom 31. März 1859 über Abänderung des Gerichtsverfassungsgesetzes, ein Gesetz vom gleichen Tage, betreffend Abänderung der das bürgerliche Prozeßverfahren bezielenden Gesetze und eine revidierte Strafprozeßordnung vom 5. April 1859 in Kraft. Zugleich wurde durch ein Nebengesetz vom 28. April 1859 über die Untersuchung und Aburteilung von Polizeivergehen durch die Verwaltungsbehörden eine größere Anzahl von Delikten im Widerspruch mit dem verfassungsmäßigen Grundsatz der Trennung von Justiz und Verwaltung der Kognition der Gerichte entzogen. Abgesehen von dieser Einbuße lag für die hannoversche Justiz die Bedeutung des Revisionswerkes zum großen Teil in Änderungen, die darauf hinausliefen, das Einzelrichtertum zu stärken, welches dem Borriesschen Regiment genehmer schien als die Kollegialgerichte. Die politische Verantwortlichkeit für die Justizgesetze von 1859 hat der damalige Justizminister von Bar durch seine Gegenzeichnung übernommen; bearbeitet sind sie im einzelnen wiederum durch Leonhardt, dem namentlich manche technische Verbesserungen zuzurechnen sind, die jene Gesetze neben den von politischen Rücksichten diktierten Änderungen gebracht haben.

Das Vorbild für die beiden Prozeßordnungen von 1850 und für die durch dieselben bedingte neue Organisation der Gerichte sind französische Einrichtungen gewesen; was bereits zur Zeit der Fremdherrschaft in Hannover vorhanden gewesen, aber 1813 mit einem Schlage von Grund aus wieder beseitigt war, wurde nach Jahrzehnten in seinen Grundzügen erneuert. Keineswegs wurde indes das französische Muster einfach nachgebildet, sondern es hat nur die breite Grundlage für eine wohldurchdachte Reform abgegeben.

Die bürgerliche Prozeßordnung

Namentlich gilt letzteres von der Bürgerlichen Prozeßordnung, deren unmittelbares Vorbild gar nicht der französische Code de procédure, sondern die allerdings auf diesem aufgebaute Genfer Prozeßordnung (Loi sur la procédure civile du canton de Genève) vom 29. September 1819 gewesen ist, und in der zugleich, was das sogenannte materielle Prozeßrecht anlangt, die nicht in Kraft getretene hannoversche Bürgerliche Prozeßordnung vom 4. Dezember 1847 weitgehende Berücksichtigung gefunden hat. Neben dem Grundsatz der Öffentlichkeit ist es namentlich das der Mündlichkeit oder richtiger das der Unmittelbarkeit der Verhandlung des Rechtsstreits vor dem erkennenden Gericht, das in der Bürgerlichen Prozeßordnung von 1850 zu konsequent durchgeführt wurde. Abgesehen von der Vorschrift der Untergerichtsordnung, wonach vor den Untergerichten mündlich verhandelt werden sollte, war bis dahin das gesamte Zivilprozeßrecht von dem Grundsatze der bindenden Bedeutung der Schriftsätze und der damit zusammenhängenden Eventualmaxim beherrscht gewesen. Nunmehr erhielten die Schriftsätze lediglich vorbereitenden Charakter, und die konzentrierte mündliche Verhandlung bildete fortan die alleinige Grundlage des Richterspruchs. Die Wiederein-

setzung in den vorigen Stand gegen versäumte Fristen, die früher unendlich viel zur Verschleppung der Prozesse beigetragen hatte, erwies sich fortan im allgemeinen als überflüssig, dagegen ward der Einspruch gegen Versäumnisurteile eingeführt in der Weise, wie diese Einrichtung in die Reichszivilprozeßordnung übergegangen ist. Überhaupt bestand eine große Ähnlichkeit zwischen dem Verfahren der hannoverschen Bürgerlichen Prozeßordnung und dem heutigen Prozeßrecht, nur in einer Beziehung ist ein bedeutsamer Unterschied vorhanden: während für den Reichszivilprozeß der Grundsatz der Beweisverbindung gilt, für jede Behauptung sofort Beweis anzutreten ist, das Gericht zunächst beliebig viele Beweisbeschlüsse erlassen kann und nach ihrer Ausführung den Parteien immer noch neues Vorbringen gestattet ist, zerfiel, sofern nicht alle erheblichen Tatsachen liquide waren, der hannoversche Prozeß in Übereinstimmung mit dem gemeinrechtlichen in zwei Abschnitte, die durch das in der Mitte liegende Beweisinterlokut gekennzeichnet wurden. Letzteres war ein bedingtes Endurteil, das die Beweislast bestimmte und je nach dem Ergebnis des demnächstigen Beweisverfahrens die Entscheidung des Rechtsstreits festlegte. Nach Abgabe des Interlokuts erfolgte die Antretung und Aufnahme der Beweise, und das Endurteil hatte sich auf ihre Würdigung zu beschränken, indem es die nachgelassenen Beweise für geführt oder für verfehlt erkannte und die vorausbestimmten Folgen, sei es unbedingt, sei es bedingt durch Eide über die Beweisthemata, aussprach. Neue Behauptungen waren nach dem Interlokut in derselben Instanz nicht mehr zulässig, so daß insoweit der alten Eventualmaxime ein Zugeständnis gemacht war. An das Interlokut, das ein Gericht erlassen, blieb dieses gebunden, eine Abänderung konnte nur im Wege der Berufung herbeigeführt werden, die indes nur als sog. vorbehaltene Platz griff, d. h. erst zugleich mit der sofortigen Berufung gegen ein unbedingtes oder ein Eide normierendes Endurteil erhoben werden konnte. Für nicht ganz einfache Sachen hat sich das Interlokut durchaus bewährt; es zwang die Parteien und das Gericht, sich von vornherein nach allen Seiten hin die rechtliche Lage des Falles klar zu machen, im Gegensatz zu den planlosen Experimenten, die heutzutage so oft durch Beweiserhebungen über herausgegriffene einzelne Streitpunkte gemacht werden; es ersparte auch die ein- und mehrmalige Wiederholung aller Parteibehauptungen und Rechtsausführungen, die nach jetzigem Prozeßrecht häufig unvermeidlich ist, wenn Beweiserhebungen stattgefunden haben. Kleine Sachen, deren Streitwert nicht mehr als 10 Taler betrug, waren nicht berufungsfähig, im übrigen war die Berufung das gegen jedes erstinstanzliche Urteil gegebene ordentliche Rechtsmittel. Auch in der Berufungsinstanz zerfiel das Verfahren gegebenenfalls in zwei getrennte Abschnitte, von denen der erste die Behauptungen der Parteien und der zweite durch ein Interlokut davon getrennte die noch für erforderlich erachteten Beweise zum Gegenstand hatte. Mit dieser Maßgabe bewegte sich der Rechtsstreit innerhalb der durch die Berufungsanträge gegebenen Grenzen vor dem Berufungsgericht völlig frei nach der Art des Verfahrens erster Instanz, und es war namentlich das Vorbringen neuer

Tatsachen und Beweise in ausgedehntester Weise gestattet. Mit der Berufung war der Instanzenzug der Regel nach erschöpft. Das Rechtsmittel der Revision wegen Verletzung materieller Rechtsnormen war der Bürgerlichen Prozeßordnung fremd, sie kannte für die Parteien nur noch eine Nichtigkeitsbeschwerde auf Kassation des Berufungsurteils wegen Verletzung wesentlicher Verfahrensvorschriften. Das daneben eingeführte Rechtsmittel der Nichtigkeitsbeschwerde zur Wahrung des Gesetzes stand nur dem Oberstaatsanwalt zu. Dieser konnte gegen jede für die Parteien rechtskräftig gewordene gerichtliche Entscheidung, welche eine gesetzliche Vorschrift, mochte diese das Verfahren oder das materielle Recht betreffen, verletzt oder falsch angewandt hatte, jene an keine Frist gebundene Nichtigkeitsbeschwerde erheben. Wurde ihr stattgegeben, so wurde das vernichtende Urteil dem Gerichte, welches durch seine Entscheidung gegen das Gesetz verstoßen hatte, übersandt, durch das neue Urteil wurden aber die Rechte der Parteien nicht berührt, und das Verfahren blieb ihnen fremd.

Strafprozeß

Die Strafprozeßordnung von 1850 (neben der das Gesetz vom 24. Dezember 1849 über die Bildung der Schwurgerichte Geltung behielt) brachte an Stelle des geheimen und schriftlichen Inquisitionsverfahrens den modernen Anklageprozeß mit Voruntersuchung und mit Öffentlichkeit und Mündlichkeit der Verhandlungen vor dem erkannten Gericht. Nach französischem Muster schuf sie als Beschlußinstanzen Rats- und Anklagekammern. Ihr Rechtsmittelsystem entsprach dem der Bürgerlichen Prozeßordnung: Berufung, Nichtigkeitsbeschwerde und Nichtigkeitsbeschwerde zur Wahrung des Gesetzes. Im Gegensatz zur Reichsstrafprozeßordnung war die Berufung gegen die Urteile aller Gerichte mit Ausnahme der Schwurgerichte, also auch gegen die Entscheidungen der Strafkammern, gegeben, dagegen eine Revision wegen Verletzung materieller Rechtsnormen versagt.

Gerichtsverfassung

Vorstehender Exkurs auf das Gebiet des Zivil- und Strafprozesses findet seine Rechtfertigung in dem engen Zusammenhange, in dem das neue Verfahren mit der am 1. Oktober 1852 ins Leben getretenen Gerichtsverfassung stand.

Das Gerichtsverfassungsgesetz wiederholte in seinem ersten Paragraphen als obersten Grundsatz den der Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung. Alle Patrimonialgerichtsbarkeit wurde ohne Entschädigung beseitigt, außer den adeligen wurden auch die Stadtgerichte aufgehoben, die Stüve, der bekannte hannoversche Märzminister, vergeblich zu retten versucht hatte. Nur bezüglich der standesherrlichen Gerichtsbarkeit im Herzogtum Arenberg-Meppen wurde ein Vorbehalt gemacht, alle sonstige nicht staatliche Gerichtsbarkeit ward verstaatlicht. Die alten Ämter sowie die Justizkanzleien wurden für aufgehoben erklärt. Die staatliche Gerichtsbarkeit sollte fortan ausgeübt werden „1. durch Amtsgerichte, 2. durch Obergerichte, bei denen auch die Schwurgerichte abgehalten werden, und 3. durch das Oberappellationsgericht". Wenn das Gesetz hinzufügte: „Es sollen, wo das Bedürfnis es erheischt, Handels- und Gewerbegerichte im Wege der Gesetzgebung an-

geordnet werden", und ferner: „Die Einrichtung von Friedens- oder Vergleichsgerichten soll befördert werden", so sind diese Sätze zu hannoverschen Zeiten fromme Wünsche geblieben. Die Zuständigkeit des Oberappellationsgerichts erstreckte sich über das ganze Königreich. In betreff der örtlichen Verhältnisse aller übrigen Gerichte ordnete das Gerichtsverfassungsgesetz an, daß das Staatsgebiet in bestimmte Bezirke zu teilen sei, welche sich den bisherigen Gerichtsbezirken und der bestehenden provinziellen Einteilung (nach den mehrerwähnten sog. Provinziallandschaften) tunlichst anschließen sollten; die Ausführung dieser Vorschrift überließ das Gesetz einer Vollzugsverordnung, deren spätere Abänderung für den Bedürfnisfall vorbehalten blieb.

1. Die Amtsgerichte

traten an Stelle der bisherigen Untergerichte, deren es bis dahin mit Einschluß von 14 geschlossenen und 13 ungeschlossenen adeligen Gerichten noch 236 gegeben hatte. Gleichzeitig wurden für die von der Justiz nunmehr getrennte Verwaltung neue Ämter eingerichtet, und zwar mit recht kleinen Bezirken, da der Minister Stüve stets mit Nachdruck die Ansicht vertreten hatte, daß der Verwaltungsbeamte Personen und Dinge in seinem Bezirk aus eigener Beobachtung genau kennen und nicht vielmehr alles durch die Brille der Amtsvögte betrachten sollte, einer Kategorie von Subalternbeamten, die sich zu einer schädlichen Zwischeninstanz zwischen Untertanen und Obrigkeit ausgebildet hatte. Wie schon der Name besagt, sollte grundsätzlich jedes Amt sein eigenes Amtsgericht haben, es entsprach auch dem allgemeinen Wunsche der Bevölkerung, daß Verwaltungsbehörde und Gericht an demselben Orte, womöglich in demselben Gebäude sich befanden, und in der Folge ist es zu hannoverschen Zeiten immer Grundsatz geblieben, daß die Bezirke der Amtsgerichte und der Verwaltungsämter sich decken mußten, mit der alleinigen Maßgabe, daß, soweit neben den Ämtern selbständige Städte vorhanden waren, diese in einen Amtsgerichtsbezirk mit einbezogen wurden und diesen vergrößerten. Die Kleinheit der Verwaltungsbezirke brachte es danach mit sich, daß 1852 auch eine verhältnismäßig sehr große Anzahl von Amtsgerichten eingerichtet wurde, und zwar betrug deren Zahl nach der Verordnung vom 7. August 1852 168; davon waren 163 Königliche und vier (Aschendorf, Haselünne, Hümmling und Meppen) standesherrliche, vom Herzog von Arenberg zu besetzende Amtsgerichte, während ein Amtsgericht, das zu Papenburg, vom König und vom genannten Standesherrn gemeinschaftlich besetzt wurde. Auf das Amtsgericht Otterndorf wurde die bis dahin von den Kirchspielgerichten des Landes Hadeln geübte streitige Gerichtsbarkeit übertragen, während die freiwillige den Kirchspielgerichten nach wie vor verblieb, deren Zuständigkeit in dieser Hinsicht auch auf die bisher der Gerichtsbarkeit der Justizkanzlei in Stade und des adeligen Gerichts Wellingsbüttel unterworfenen Personen ausgedehnt wurde.

Amtsgerichte

Die Borriessche Gesetzgebung von 1859 brachte eine erhebliche Einschränkung der Zahl der Ämter mit sich und hatte danach auch die Aufhebung

zahlreicher kleiner Amtsgerichte zur Folge, zum Kummer der davon betroffenen Bevölkerung und zur Freude der Beamten und Richter. Nach der Verordnung vom 31. März 1859 betrug die Zahl der Amtsgerichte (einschließlich der vier standesherrlichen und des einen gemischten) nur noch 103; dadurch war erreicht, daß die Isolierung der Richter auf einstelligen Gerichten zur Ausnahme wurde und jedes Amtsgericht mit durchschnittlich zwei Richtern besetzt werden konnte.

Die Amtsrichter hatten als Einzelrichter zu handeln und zu entscheiden; bei Aburteilung von Polizeistrafsachen waren jedoch vom Richter zwei Schöffen zuzuziehen; die Einrichtung von Schöffengerichten, wie sie sich zuerst in der Hannoverschen Strafprozeßordnung von 1850 findet, hat sehr bald allgemeinen Beifall gefunden und ist für ganz Deutschland vorbildlich geworden.

Die Zuständigkeit der Amtsgerichte in bürgerlichen Rechtsangelegenheiten erstreckte sich in Sachen der streitigen Gerichtsbarkeit ursprünglich auf alle Sachen im Werte bis 100 Taler; 1859 wurde die Kompetenzgrenze auf 150 Taler erhöht. Ein das Mahnverfahren einführendes Nebengesetz vom 27. Juli 1852 überwies den Amtsgerichten auch den Erlaß von Zahlungsbefehlen bis zum Höchstbetrage von 50 Talern; 1859 trat ein Höchstbetrag von 150 Talern an die Stelle; darüber hinaus war das Mahnverfahren nicht statthaft. Ohne Rücksicht auf den Wert des Streitgegenstandes waren die Amtsgerichte zuständig in gewissen eilbedürftigen Sachen, für Konkurse und für Injurien. Letztere gehörten, sofern ihre Verfolgung nicht im Wege der öffentlichen Strafklage geschah, vollständig in das Gebiet der Zivilsachen; die strafrechtliche Privatklage war dem hannoverschen Recht fremd, ihren Ersatz bildete die privatrechtliche Genugtuungsklage auf Ehrenerklärung, Widerruf oder Abbitte.

Außerdem war (abgesehen vom Lande Hadeln, wo die Kirchspielgerichte insoweit ihre alten Aufgaben behielten) den Amtsgerichten das ganze Gebiet der freiwilligen Gerichtsbarkeit zugewiesen, in bezug auf die reine Beurkundungstätigkeit allerdings in Konkurrenz mit den Notaren; ein bei Beratung der Justizgesetze vom Deputierten Advokat Gerding aus Celle gestellter Antrag, die gesamte freiwillige Gerichtsbarkeit mit Ausnahme des Vormundschafts- und Hypothekenwesens ausschließlich den Notaren zu übertragen, wurde zwar am 16. April 1850 in der zweiten Kammer der Ständeversammlung ausführlich beraten, indes in fiskalischem Interesse abgelehnt.

Auf strafrechtlichem Gebiete waren die Amtsgerichte bis 1859 allgemein zur Untersuchung und — unter Zuziehung von Schöffen — zur Aburteilung von Polizei-Strafsachen berufen; in Kriminalsachen lag ihnen namentlich der sogenannte erste Angriff und die Erledigung von Requisitionen des Untersuchungsrichters ob. Seit 1859 hatten sie, wie bereits oben bemerkt, einen großen Teil der Polizei-Strafsachen den Verwaltungsbehörden zu überlassen. Anderseits wurde ihr Arbeitsgebiet ganz wesentlich erweitert durch die Bestimmung der revidierten Strafprozeßordnung, daß die Führung der Voruntersuchung in schweren und leichten Straffällen, d. i. in Schwurgerichts-

und Strafkammersachen, regelmäßig den Amtsgerichten obliege; zwar konnte auf Antrag der Staatsanwaltschaft im Einzelfalle ein Mitglied des Obergerichts mit der Voruntersuchung beauftragt werden, die ständige Einrichtung des Untersuchungsrichters bei den Obergerichten aber, die nach der Strafprozeßordnung von 1850 bestanden hatte, kam 1859 in Fortfall.

2. Die Obergerichte

traten an Stelle der Justizkanzleien. Aus der gänzlichen Aufhebung der letzteren zog die Regierung die Folgerung, daß alle Vorschlagsrechte der Landschaften für Richterstellen an den Mittelgerichten hinfällig geworden und die neuen Obergerichte ausschließlich vom König frei zu besetzen seien. Obergerichte

Die Obergerichte zerfielen in große, bestehend aus einem Präsidenten mit dem Titel Obergerichtsdirektor, einem Vizepräsidenten mit dem Titel Obergerichtsvizedirektor sowie der nötigen Zahl von Richtern, und in kleine, bestehend nur aus einem Präsidenten (Obergerichtsdirektor) und einer geringeren Anzahl von Richtern. Große wie kleine Obergerichte entschieden als große Senate mit fünf, als kleine Senate mit drei Mitgliedern. Nach der Verordnung vom 7. August 1852 wurden zwölf große Obergerichte zu Aurich, Celle, Göttingen, Hannover, Hildesheim, Lüneburg, Meppen, Nienburg, Osnabrück, Osterode, Stade und Verden, sowie vier kleine Obergerichte zu Dannenberg, Goslar, Hameln und Lehe errichtet. Die Verordnung vom 31. März 1859 hob das große Obergericht zu Osterode sowie die drei kleineren zu Dannenberg, Goslar und Lehe auf und wandelte das große Obergericht zu Nienburg in ein kleines um, so daß von 1859 an bestanden zehn große Obergerichte zu Aurich, Celle, Göttingen, Hannover, Hildesheim, Lüneburg, Meppen, Osnabrück, Stade und Verden und zwei kleine zu Hameln und Nienburg. Beide angezogenen Verordnungen bezeichneten die Amtsgerichtsbezirke, die den Sprengel jedes Obergerichts bildeten.

Das Obergericht zu Meppen war ein Königlich Hannoversches und Herzoglich Arenbergsches Gesamt-Obergericht. Es umfaßte neben Bezirken Königlicher Amtsgerichte auch die der obenerwähnten Arenbergschen Amtsgerichte einschließlich des gemischten Amtsgerichts zu Papenburg. Demgemäß wurde Recht gesprochen teils im Namen des Königs, teils in dem des Herzogs. Das Gericht führte ein gemeinschaftliches Dienstsiegel mit dem königlichen und dem herzoglichen Wappen. Der König ernannte den Präsidenten und die eine Hälfte der Richter, der Herzog den Vizepräsidenten und die andere Hälfte der Richter. Die vom Herzog Ernannten wurden als standesherrliche Diener bezeichnet und erhielten ihre Bestallung vom Herzog; allerdings bedurften sie der Bestätigung durch die Regierung, sie waren zugleich landesherrliche Diener und standen als solche unter dem Staatsdienergesetze. Dieser Rechtszustand beruhte auf dem von den Vorrechten des Standesherren handelnden Artikel XIV der Deutschen Bundesakte vom 8. Juni 1815 und war durch wiederholte Verträge zwischen der hannoverschen Regierung und dem Herzog von Arenberg, zuletzt durch ein Abkommen

vom $\frac{\text{31. Juli}}{\text{8. August}}$ 1852, des Näheren geregelt. Er hat noch bis zum Jahre 1866 und darüber hinaus bestanden, bis er durch das preußische Gesetz vom 27. Juni 1875, als mit der preußischen Verfassung in Widerspruch stehend, aufgehoben und trotz des Einspruchs des Herzogs die gesamte ihm bis dahin zugestandene Gerichtsbarkeit vom 1. Oktober 1875 an beseitigt und rein staatlichen Gerichten übertragen wurde.

Die Kompetenzverhältnisse der Obergerichte waren im wesentlichen folgendermaßen geregelt:

I. Den kleinen Senaten lag ob

1. in Zivilsachen
   a. in erster Instanz die Urteilsfällung in allen zur Zuständigkeit der Obergerichte gehörigen Rechtsstreitigkeiten im Werte von 100 bis 300 bezw. seit 1859 im Werte von 150 bis 300 Talern;
   b. in zweiter Instanz die Urteilsfällung über Berufungen gegen Erkenntnisse der Amtsgerichte sowie die Entscheidung über Beschwerden gegen das Verfahren derselben bei Ausübung der streitigen und freiwilligen Gerichtsbarkeit;
2. in Strafsachen
   a. in erster Instanz die Urteilsfällung in leichten Fällen als Strafkammern und die Beschlußfassung in leichten und schweren Fällen als Ratskammern, soweit nicht das Oberappellationsgericht zuständig war,
   b. in zweiter Instanz die Urteilsfällung über Berufungen gegen Erkenntnisse der Amtsgerichte (Schöffengerichte) in Polizeistrafsachen.

II. Den großen Senaten lag ob

1. in Zivilsachen
   a. in erster Instanz die Urteilsfällung in allen zur Zuständigkeit der Obergerichte gehörigen Rechtsstreitigkeiten im Werte von mehr als 300 Talern;
   b. in zweiter Instanz die Urteilsfällung über Berufungen gegen erstinstanzliche Erkenntnisse der kleinen Senate, auch die Urteilsfällung über Nichtigkeitsbeschwerden gegen Erkenntnisse der Amtsgerichte;
2. in Strafsachen in zweiter Instanz als Berufungskammern die Urteilsfällung über Berufungen gegen erstinstanzliche Urteile der kleinen Senate (Strafkammern), auch über Nichtigkeitsbeschwerden gegen Erkenntnisse der Amtsgerichte in Polizeistrafsachen.

Innerhalb der großen Obergerichte, welche einschließlich des Präsidenten und des Vizepräsidenten mindestens mit je acht Mitgliedern besetzt waren, verursachte die Zuständigkeit der großen Senate für Rechtsmittel gegen Entscheidungen der kleinen Senate keine Schwierigkeiten. Anders bei den kleinen Obergerichten, deren Mitgliederzahl nicht ausreichte, um ohne Verletzung des Grundsatzes, daß der judex a quo nicht zugleich judex ad quem sein kann, nebeneinander ein Dreimänner- und ein Fünfmänner-Kolleg bilden zu können.

Demnach gingen Berufungen und Beschwerden gegen Entscheidungen des kleinen Senats eines kleinen Obergerichts in Zivil- wie Strafsachen an den großen Senat eines großen Obergerichts und zwar von Dannenberg nach Lüneburg, von Goslar nach Hildesheim, von Hameln nach Hannover und von Lehe nach Verden bezw. seit 1859 von Nienburg und Hameln nach Hannover.

Schwurgerichtshöfe bestanden nicht bei sämtlichen Obergerichten, sondern nur an folgenden Orten für die nebenvermerkten Obergerichtsbezirke: in Aurich für Aurich, in Celle für Celle und Lüneburg (bis 1859 auch für Dannenberg), in Göttingen für Göttingen (bis 1859 auch für Osterode), in Hannover für Hannover, Nienburg und Hameln, in Hildesheim für Hildesheim (bis 1859 auch für Goslar), in Osnabrück für Osnabrück und Meppen, in Stade für Stade und Verden (bis 1859 auch für Lehe). Die Schwurgerichte waren zuständig für schwere Straffälle, bis 1859 auch für politische und Preßvergehen. Sie wurden vierteljährlich abgehalten und waren neben zwölf Geschworenen aus einem Vorsitzenden und vier beisitzenden Richtern zusammengesetzt.

3. Das Oberappellationsgericht in Celle

ist das einzige der ordentlichen Gerichte, welches bei der Neuorganisation nicht aufgehoben wurde, sondern unter Aufrechterhaltung seiner alten Traditionen bestehen blieb. Oberappellationsgericht

Es war seit 1. Oktober 1852 besetzt mit einem Präsidenten, drei Vizepräsidenten und 24 Räten, und hieran ist bis zum Ende des Königreichs Hannover nichts mehr geändert. Während der Präsident und die Vizepräsidenten frei vom König ernannt wurden, blieben bezüglich eines Teils der Räte die Präsentationsrechte der Landschaften in Wirksamkeit. Wie oben bereits dargelegt, hatte sich das Verhältnis herausgebildet, daß 16 Ratsstellen — je vier in jedem der drei Zivilsenate und im Kriminalsenat — im Präsentationswege und nur acht frei vom Könige ernannt wurden. 1859 wurde der Kriminalsenat formell aufgehoben, und an seine Stelle trat der Strafsenat, für dessen Mitglieder die Präsentationsrechte nicht erneuert wurden, so daß fortan im ganzen 12 königliche und 12 Präsentationsstellen vorhanden waren. Dies Verhältnis ist bis 1866 nicht mehr geändert. Auch die alten Einrichtungen des Skrutiniums und der Prüfung blieben bestehen, indes erfolgte letztere jetzt durch einen aus dem Präsidenten, den Vizepräsidenten und vier Räten bestehenden Ausschuß.

Während die Jurisdiktion des Kriminalsenats bezw. seit 1859 des Strafsenats sich auf das ganze Königreich erstreckte, wurde der territoriale Charakter der Zivilsenate beibehalten: vor den ersten (Calenberg-Grubenhagen- und Hoya-Diepholzschen) gehörten die Sachen aus den Obergerichtsbezirken Hannover, Nienburg, Hameln und Göttingen (seit 1859 auch Osterode), vor den zweiten (Lüneburg- und Bremen-Verdenschen) die aus den Obergerichtsbezirken Celle, Lüneburg, Stade und Verden (bis 1859 auch Dannenberg

und Lehe) und vor den dritten (für die im 19. Jahrhundert hinzugekommenen Landesteile) die aus den Obergerichtsbezirken Hildesheim, Osnabrück, Meppen und Aurich (bis 1859 auch Goslar). Die frühere Unterscheidung zwischen Appellations- und Urteilssenaten kam bei dem neuen Verfahren naturgemäß in Fortfall. Ein regelmäßiger Wechsel der Mitglieder der Zivilsenate fand nicht statt, doch konnte das Präsidium eine Versetzung einzelner Mitglieder aus einem Senate in den anderen verfügen, insoweit sie nicht durch Präsentation ins Gericht gelangt waren. Auch konnte bei augenblicklicher Geschäftsüberhäufung eines Zivilsenats einzelne diesem obliegenden Sachen, insbesondere solche, bei denen es nicht auf genauere Kenntnis besonderer Provinzial- oder Lokalrechte ankam, einem andern Zivilsenat oder dem Strafsenat als Zivilhilfssenat durch das Präsidium zugeteilt werden.

Neben den vorgenannten vier Senaten bestand ein Kassationssenat, welcher von 1852 bis 1859 in zwei Abteilungen, die eine für Zivil-, die andere für Kriminalsachen, zerfiel; erstere wurde aus den Vorsitzenden und je drei Räten des ersten und dritten Zivilsenats, letztere aus den Vorsitzenden und je drei Räten des zweiten Zivilsenats und des Kriminalsenats gebildet. Seit 1859 kamen die Abteilungen in Fortfall, und der Kassationssenat bestand fortan als Einheit aus dem Präsidenten, den drei Vizepräsidenten und zwölf Räten; letztere wurden und zwar drei aus jedem Senate auf gutachtlichen Vorschlag des Präsidii vom Könige ernannt und bekleideten ihr Amt solange, als sie in ihrer Stellung als Räte des betreffenden Senats verblieben.

Sämtliche Senate urteilten in ungerader Zahl, und zwar die Zivilsenate mit mindestens fünf, der Strafsenat je nach der Qualität der Sachen mit mindestens fünf oder sieben, jede Abteilung des Kassationssenats mit sieben und der ganze Kassationssenat mit neun Richtern.

Die drei Zivilsenate waren, abgesehen von einigen dem Plenum des Gerichts vorbehaltenen Gegenständen, in Zivilsachen sachlich zuständig für Berufungen und Beschwerden gegen Erkenntnisse und Verfügungen der großen Senate der Obergerichte und seit 1859 auch für Nichtigkeitsbeschwerden gegen Erkenntnisse der Obergerichte.

Der Kriminalsenat war bezüglich der an die Schwurgerichte zu verweisenden Sachen Anklagekammer, war zuständig zur Entscheidung über Rechtsmittel gegen Beschlüsse der Ratskammern und beschloß über Gesuche um Wiederaufnahme eines Strafverfahrens. Der Strafsenat, welcher 1859 an seine Stelle trat, übernahm nicht nur die Aufgabe des Kriminalsenats, sondern war auch zuständig für alle Nichtigkeitsbeschwerden gegen Entscheidungen der Strafkammern, Berufungskammern und Schwurgerichte und zur erstinstanzlichen Aburteilung der seit 1859 den Schwurgerichten abgenommenen politischen Straftaten (Staatsverrat, Landesverräterei, Gefährdung der Staatssicherheit, Majestätsbeleidigung, Herabwürdigung der Staatsverfassung, Aufruhr usw.).

Der Kassationssenat hatte seit 1859 zu entscheiden über Nichtigkeitsbeschwerden gegen Erkenntnisse der Zivilsenate und des Strafsenats des Ober-

appellationsgerichts sowie über Nichtigkeitsbeschwerden zur Wahrung des Gesetzes. In der Zeit von 1852 bis 1859, als er noch in zwei Abteilungen zerfiel, gehörten, soweit das Oberappellationsgericht zur Entscheidung berufen war, die Nichtigkeitsbeschwerden in Zivilsachen an die Zivilabteilung, die in Strafsachen an die Kriminalabteilung, mit der Maßgabe, daß über Nichtigkeitsbeschwerden gegen Erkenntnisse des Oberappellationsgerichts selber die vereinigten Abteilungen zu entscheiden hatte.

4. Die Staatsanwaltschaft

bildete seit 1852 einen wesentlichen Bestandteil der hannoverschen Gerichtsverfassung. Staatsanwaltschaft

Schon die oben erwähnten beiden Gesetze über Geschworenengerichte vom 24. Dezember 1849 hatten die vorläufige Einrichtung einer Staatsanwaltschaft mit sich gebracht. Ihr Chef war damals der Oberstaatsanwalt, der unter den im Justizministerium zu Hannover angestellten Beamten geführt wurde. Unter dem Oberstaatsanwalt standen die bei den einzelnen Justizkanzleien zur Wahrnehmung der staatsanwaltschaftlichen Tätigkeit im schwurgerichtlichen Verfahren kommissarisch ernannten Staatsanwälte mit der erforderlichen Anzahl von Stellvertretern.

Die Ausdehnung des Anklageprozesses auf alle Strafsachen und des Grundsatzes der Öffentlichkeit und Mündlichkeit auf die gesamte Kriminal- und Zivilrechtspflege führte zu einer Ausgestaltung jener anfänglichen Einrichtung zu einer dauernden Organisation. Nach dem Gerichtsverfassungsgesetz sollte sowohl bei dem Oberappellationsgericht wie bei jedem Obergericht eine staatsanwaltschaftliche Behörde bestehen. Die Staatsanwaltschaft beim Oberappellationsgericht wurde durch den Oberstaatsanwalt repräsentiert, während sie bei jedem Obergericht durch einen Staatsanwalt vertreten wurde. Dem Oberstaatsanwalt wie den Staatsanwälten waren die erforderlichen Vertreter und Gehilfen beigegeben. Der Oberstaatsanwalt war als solcher fest angestellt, er wurde nicht zum Richterstande gerechnet, sondern war lediglich Verwaltungsbeamter. Dagegen wurden die Staatsanwälte und deren Vertreter gleich den Vertretern des Oberstaatsanwalts dem Richterstande entnommen, sie übten ihre staatsanwaltschaftliche Tätigkeit lediglich kraft eines jederzeit widerruflichen Auftrags aus, blieben unter Beibehaltung ihres Dienstalters auf dem Etat der Richter stehen mit der alleinigen Maßgabe, daß sie während der Dauer des Auftrags eine Funktionszulage erhielten, und traten bei Beendigung desselben bei einem ihnen anzuweisenden Gerichte als Richter wieder ein. Es gab also keine besondere staatsanwaltschaftliche Dienstlaufbahn, nicht, weil man eine solche nicht für wünschenswert erachtet hätte, sondern weil gewichtige Gründe finanzieller Natur ihrer Einführung entgegen gestanden haben. Bei den Amtsgerichten wurden die Geschäfte der Staatsanwaltschaft, soweit sie nicht durch die Prozeßordnungen den Amtsrichtern als Justizverwaltungsorganen überwiesen waren, teils durch die Staatsanwaltschaft des vorgesetzten Obergerichts, teils durch besonders Beauftragte

wahrgenommen. Die gesamte Staatsanwaltschaft unterstand dem Justizministerium, das sie beherrschende Prinzip war im Gegensatz zu der für richterliche Beamte selbstverständlichen Unabhängigkeit das absoluter Unterordnung; für die Staatsanwälte war Befehl des Oberstaatsanwalts und für diesen der Wille des Justizministers bedingungslose Richtschnur.

Auch der hannoverschen Staatsanwaltschaft hat die Borriessche Reaktionsgesetzgebung ihren Stempel aufgedrückt. In Konsequenz eines Gesetzes vom 24. Juni 1858 über die Verhältnisse der königlichen Diener, welches diese letztere Bezeichnung an Stelle des 1832 aufgrund eingehender Erwägungen gesetzlich adoptierten Ausdrucks Staatsdiener setzte, und unwillkürlich an den Grundsatz l'état c'est moi erinnernd, verwandelte eine Königliche Verordnung vom 25. Mai 1859 die Staatsanwaltschaft in eine Kronanwaltschaft, den Oberstaatsanwalt in einen Kronoberanwalt und die Staatsanwälte in Kronanwälte. Sachlich ist sonst 1859 an der Stellung der Staatsanwaltschaft nichts Wesentliches geändert.

Ihre Aufgabe bestand nach gesetzlicher Vorschrift insbesondere darin:

1. die Polizei- und Kriminalvergehen — oder, wie es seit 1859 infolge des Gesetzes über die Untersuchung und Aburteilung von Polizeivergehen durch die Verwaltungsbehörden hieß: die zur Zuständigkeit der Gerichte gehörenden Übertretungen der Strafgesetze — nach Anleitung der Strafprozeßgesetze zu erforschen und gerichtlich zu verfolgen (gerichtliche Polizei);
2. die Aufsicht über die Gefängnis- und Strafanstalten zu führen;
3. die Beobachtung der Gesetze und reglementarischen Vorschriften bei den Gerichten zu überwachen;
4. die Dienstführung aller bei den Gerichten angestellten Personen sowie der Notarien, Advokaten und Anwälte zu überwachen;
5. dahin zu sehen, daß die Gesetze über die Vertretung spezieller Interessen gehörig befolgt werden, z. B. Anordnung und Verwaltung der Vormundschaften und Kuratelen;
6. in Gemeinschaft mit den Präsidenten die bei den Gerichten vorfallenden Verwaltungsgeschäfte wahrzunehmen;
7. die Geschäftsverbindung der höheren Gerichte unter sich und mit anderen Behörden zu vermitteln, überhaupt die ihr sonst noch durch die Prozeßordnungen zugewiesenen Verrichtungen auszuführen.

Die hannoversche Staatsanwaltschaft stand danach auf einer höheren Warte als auf der Zinne des der Gefahr mißlicher Einseitigkeit ausgesetzten, nur nach möglichst vielen Kriminal- und Polizeivergehen ausspähenden Anklägers, wenigstens sollte sie es nach der Absicht des Gesetzgebers. War auch die Änderung des Strafverfahrens der nächste Anlaß zur Einführung der Staatsanwaltschaft, so sollte sie doch nicht minder bei der Zivilrechtspflege zur Wahrung des öffentlichen Interesses berufen sein und zugleich für das

ganze Ressort des Justizministeriums ein den Minister wie die Gerichte entlastendes Organ der Justizverwaltung bilden. An der Zivilrechtspflege hat sie sich nicht in dem ursprünglich gewünschten Maße beteiligt. Den Gesetzgebungsfaktoren hatte als Ideal vorgeschwebt, daß nach französischem und rheinischem Vorbilde in allen Zivilgerichtssitzungen der Kollegialgerichte ein Vertreter der Staatsanwaltschaft ununterbrochen anwesend sein solle; nur aus Scheu vor der erforderlichen Vermehrung des staatsanwaltschaftlichen Personals und dem dadurch bedingten Aufwande erheblicher Kosten begnügte man sich damit, der Staatsanwaltschaft lediglich die Befugnis einzuräumen, nicht aber ihr die Pflicht aufzuerlegen, an allen Zivilsitzungen teilzunehmen. Bloß fakultative Einrichtungen tragen aber selten die Bürgschaft für einen nachhaltigen Erfolg in sich, und im vorliegenden Falle haben noch besondere Umstände dazu mitgewirkt, daß von jener Befugnis nur selten Gebrauch gemacht ist. Zu diesen Umständen gehörte namentlich der Mangel an Personal und das Fehlen einer abgeschlossenen staatsanwaltschaftlichen Laufbahn, letzteres um deswillen, weil der Staatsanwalt, dem sein Amt auf jederzeitigen Widerruf übertragen war und der im Falle eines solchen Widerrufes in die Reihe der Gerichtsmitglieder zurücktrat, dem Gerichtsvorsitzenden gegenüber selten diejenige Autorität besaß, die der Vertreter des öffentlichen Ministeriums in Zivilsachen haben mußte. Übrigens bezeichnete die Bürgerliche Prozeßordnung zahlreiche Kategorien von Rechtsstreitigkeiten, bei denen das öffentliche Interesse konkurrieren konnte, und in denen daher die Gerichtsakten regelmäßig drei Tage vor dem Termine der Staatsanwaltschaft vorgelegt werden sollten, um ihr Gelegenheit zu geben, im Termine nach den Vorträgen der Parteien behufs Abgabe einer gutachtlichen Erklärung das Wort zu nehmen, wie denn auch in allen übrigen Sachen die Staatsanwaltschaft Vorlegung der Akten begehren und solche vom Gerichte selbst von Amts wegen angeordnet werden konnte. Mannigfaltig und äußerst umfangreich war die Beteiligung der Staatsanwaltschaft an der eigentlichen Justizverwaltung, mit deren Geschäften die Vorsitzenden der Kollegialgerichte fast gänzlich verschont blieben, sehr zum Vorteil der Rechtsprechung, der sie infolgedessen ihr ungeteiltes Interesse zuwenden konnten. Die gesetzlichen Zuständigkeiten der Staatsanwaltschaft auf diesem Gebiete ergaben sich im wesentlichen aus obiger Aufzählung, und das hannoversche Justizministerium hat diese Zuständigkeiten im Wege der Delegation noch vermehrt, obwohl sich in dem doch verhältnismäßig kleinen Königreiche das Bedürfnis nach Dezentralisation naturgemäß weniger geltend machte als in einem Großstaate. Beispielsweise sei besonders darauf hingewiesen, daß das gesamte Strafanstaltswesen, welches in Preußen unnatürlicherweise zum großen Teil der Verwaltung des Innern untersteht, zum Ressort der Staatsanwaltschaft gehörte. Ferner lag ihr die Dienstaufsicht nicht nur über alle gerichtlichen Subaltern- und Unterbeamten einschließlich der den Titel Gerichtsvogt führenden Gerichtsvollzieher, sondern auch über die Amtsrichter, nicht minder über Notare, Advokaten und Anwälte ob, und es kann nicht anders gesagt werden, als daß sich diese Einrichtung im allgemeinen bewährt hat,

jedenfalls der Aufsicht durch die weiland Justizkanzleien weit vorzuziehen gewesen ist. Auch durch die Bürgerliche Prozeßordnung waren der Staatsanwaltschaft Geschäfte zugewiesen, die zum Gebiet der Justizverwaltung gehören und mit denen heute die eigentlichen Organe der Rechtsprechung unnötig belastet sind. So erfolgten Zustellungen im Auslande oder durch öffentliche Blätter ohne gerichtliche Mitwirkung in der Weise, daß die Partei das betreffende Schriftstück der Staatsanwaltschaft des Prozeßgerichts behändigen ließ und diese dann das weitere zu veranlassen hatte. In den Händen der Staatsanwaltschaft lag, wenigstens bei den Kollegialgerichten, auch die Bewilligung des Armenrechts. Die Regierungsmotive zur Bürgerlichen Prozeßordnung sagten hierüber: „Wenn man von richtigen Grundsätzen über den Beruf des Richteramts ausgeht, springt es sehr bald in die Augen, daß es um so weniger angemessen sei, die Bewilligung des sog. Armenrechts in die Hände der Gerichte zu legen, als es nicht passend erscheinen kann, daß die vollständige Unbefangenheit des Richters, welcher einen Rechtsstreit entscheiden soll, durch die behuf Bewilligung des Armenrechts ihm zur Pflicht gemachte vorläufige Prüfung gefährdet werde. Vielmehr ist es einleuchtend, daß es mit der ganzen Stellung der Staatsanwaltschaft in der Verfassung der Gerichte im Einklang steht, wenn die Bewilligung des Armenrechts in ihre Hände gelegt wird. Dieses tut denn der Entwurf auch ohne Bedenken und weist nur aus dem Notgrunde, weil bei den Amtsgerichten eine Staatsanwaltschaft mit allgemeinen Funktionen nicht besteht, insoweit ab, als es die Amtsgerichte hier wie in ähnlichen Fällen die Stelle des Staatsanwalts vertreten läßt." Die Erfahrung hat diesen Erwägungen recht gegeben. Die Staatsanwaltschaft hat unter der Herrschaft der Bürgerlichen Prozeßordnung die Armenrechtsgesuche durchweg gewissenhaft geprüft und sachlich behandelt, und namentlich die hannoversche Anwaltschaft ist mit dieser Behandlung zufriedener gewesen als mit der späteren Gestaltung des Verfahrens der Armenrechtsbewilligung nach der Reichszivilprozeßordnung.

Nach allem hat die Staatsanwaltschaft entschieden zu den besseren hannoverschen Einrichtungen gehört. Im Strafverfahren hat sie ihre Schuldigkeit getan, auf dem Gebiete der Zivilrechtspflege hat sie zwar die ihr zugedachte Wirksamkeit aus äußeren Gründen nicht voll zu entfalten vermocht, immerhin aber doch die wünschenswerte Fühlung mit Zivilrecht und Zivilprozeß behalten, wie denn auch ihr Chef, der Oberstaatsanwalt, durch das Institut der Nichtigkeitsbeschwerde zur Wahrung des Gesetzes zum obersten Hüter nicht nur des Straf-, sondern auch des Zivilrechts, des materiellen wie des formellen, berufen war, auf dem Gebiete der Justizverwaltung endlich hat sie Mustergültiges geleistet und zugleich den Gerichten lästige Geschäfte zum Vorteil der Rechtsprechung abgenommen; dabei hat die Mannigfaltigkeit ihrer Berufstätigkeit sie vor Einseitigkeit und schädlichem Übereifer auf einzelnen Gebieten bewahrt, und man wird ihr gerechterweise das Zeugnis nicht versagen können, daß sie im allgemeinen ihres ideal gedachten Amtes auch als eines nobile officium gewaltet hat.

5. Die Ehegerichtsbarkeit

war von der bisherigen Darstellung ausgeschlossen. Sie hat nicht zu denjenigen hannoverschen Eigentümlichkeiten gehört, welche Anspruch auf Nachahmung erheben konnten. Wie es bis 1866 dabei sein Bewenden behalten hat, daß nach § 659 der Bürgerlichen Prozeßordnung vom 8. November 1850 von der Anwendbarkeit derselben die Ehe- und Verlöbnissachen „einstweilen" ausgenommen blieben, so ist es auch nicht zur Ausführung des § 10 des Gerichtsverfassungsgesetzes vom gleichen Tage gekommen, wonach die Ehegerichtsbarkeit den Konsistorien abgenommen und durch ein besonderes Gesetz geregelt werden sollte. Ehegerichtsbarkeit

Nach dem Gesetz über die Rechtsverhältnisse der Juden vom 30. September 1842 gehörte die Trennung jüdischer Ehen zur Zuständigkeit der bürgerlichen Gerichte.

Im übrigen gehörten Ehe- und Verlöbnissachen vor die weltlichen Gerichte nur in denjenigen seit 1813 hinzugekommenen Landesteilen, in welchen das preußische Landrecht in Geltung geblieben war, nämlich:

a. allgemein, ohne Rücksicht auf die Konfession, in Ostfriesland und Lingen,

b. sofern nicht beide Teile katholisch waren, auf dem Eichsfelde, und zwar waren bis 1. Oktober 1852 zuständig gewesen

1. in erster Instanz die Untergerichte,
2. in zweiter Instanz die Justizkanzleien zu Aurich (für Ostfriesland), Osnabrück (für Lingen) und Göttingen (für das Eichsfeld),
3. in der Revisionsinstanz für Ostfriesland und Lingen die Justizkanzlei in Hildesheim, für das Eichsfeld das Oberappellationsgericht,

während seit 1852 zuständig wurden

1. in erster Instanz die Amtsgerichte,
2. in zweiter Instanz die großen Senate der Obergerichte zu Aurich, Meppen und Göttingen (für Ostfriesland bezw. Lingen bezw. Eichsfeld),
3. in der Revisionsinstanz für Ostfriesland und Lingen der große Senat des Obergerichts Hildesheim und für das Eichsfeld wie bisher das Oberappellationsgericht.

Daß die Zuweisung an die Amtsgerichte der Wichtigkeit der Sachen nicht entsprach, bedarf keiner weiteren Ausführung. Das Verfahren richtete sich teils nach der preußischen Allgemeinen Gerichtsordnung vom 6. Juli 1793, teils nach alten hannoverschen Vorschriften, insbesondere bei den Amtsgerichten auf dem Eichsfelde nach der Untergerichtsordnung von 1827, nur nicht nach der Bürgerlichen Prozeßordnung, deren Anwendbarkeit ja ausdrücklich ausgeschlossen war.

Von vorstehenden Ausnahmen abgesehen, haben Ehesachen als res ecclesiasticae mixtae bis zum Ende des Königreichs Hannover in erster Instanz zur Kompetenz der Konsistorien gehört, welche nicht nur Verwaltungs-, sondern nicht minder auch Justizbehörden waren. Dabei ist zwischen der evangelischen und der katholischen Konfession zu unterscheiden.

Der Ursprung der hannoverschen evangelischen Konsistorien ging bis ins 16. und 17. Jahrhundert zurück. Die französisch-westfälische Herrschaft, während deren die Ehesachen ganz allgemein der Zuständigkeit der bürgerlichen Gerichte unterlagen, hatte sie nur vorübergehend beseitigt. Ein Gesetz vom 12. Juli 1848 hatte diesen Konsistorien zwar im übrigen vom 1. September 1848 an die ihnen bis dahin noch in erheblich weiterem Maße zugestandene streitige wie freiwillige Gerichtsbarkeit genommen und dieselbe den Untergerichten übertragen, jedoch bezüglich der Ehe- und Verlöbnissachen eine „einstweilige" Ausnahme gemacht.

Das weitaus wichtigste Konsistorium war dasjenige Augsburgscher Konfession zu Hannover. Errichtet 1636 infolge der Gebietsverschiebungen, welche damals im Braunschweig-Lüneburgschen Gesamthause sich vollzogen, wurde sein ursprünglich sich nur auf Calenberg-Göttingen, Grubenhagen mit dem Harz und Hoya-Diepholz erstreckender Sprengel, als 1705 die zu Celle regierende Linie des Herrscherhauses ausstarb und das dortige Konsistorium aufgehoben wurde, auf das gesamte Fürstentum Lüneburg erweitert und im 19. Jahrhundert ferner auf verschiedene damals erworbene Landesteile — das Fürstentum Hildesheim, Goslar, das Eichsfeld und die ehemals hessischen Gebiete — ausgedehnt. Das Konsistorium zu Stade, 1651 von Königin Christine von Schweden errichtet, war für die Herzogtümer Bremen und Verden bestimmt. Ein eigenes Konsistorium besaß schon seit 1526 das Land Hadeln zu Otterndorf; abweichend von der Verfassung der übrigen Konsistorialbehörden, bestand es aus zwei königlichen Beamten, den beiden Superintendenten des Ländchens, dem den Hadelnschen Ständen präsidierenden Schultheiß und dem Bürgermeister von Otterndorf. In Osnabrück gab es zwei nicht katholische Konsistorien: ein „protestantisches" für die Stadt und ein Konsistorium Augsburgscher Konfession für das übrige Fürstentum, auch für Meppen nebst Emsbüren. Die Grafschaft Bentheim endlich besaß in dem evangelischen Oberkirchenrat zu Nordhorn ein eigenes Konsistorium für Lutherische und Reformierte.

Allen diesen Konsistorialbehörden war für die erste Instanz die Gerichtsbarkeit in Ehesachen übertragen, während die zweite Instanz das Oberappellationsgericht zu Celle bildete, dessen Zivilsenate je nach ihrer örtlichen Kompetenz zur Entscheidung über die Rechtsmittel berufen waren. Eine Ausnahme machte nur das Konsistorium zu Otterndorf, von dem die Sachen in zweiter Instanz an das Geheime Rats-Kollegium bezw. später an das Ministerium in Hannover gelangten, welches Kommission auf ein bestimmtes Justizkolleg erteilte.

Die katholische Konfession ist in Hannover erst durch die Territorialerwerbungen von 1813/15 zu Bedeutung gelangt. Die päpstliche Circumscriptionsbulle Impensa Romanorum Pontificum vom 26. März 1824, zu welcher ein königliches Patent vom 20. Mai 1824 die staatliche Zustimmung aussprach, schuf in den reorganisierten Bistümern Hildesheim und Osnabrück für die katholischen Untertanen des Königreichs zwei Diözesen, deren Grenze

die Weser bildete. Sowohl in Hildesheim wie in Osnabrück wurden Konsistorien eingerichtet, denen die Ehegerichtsbarkeit für Katholiken übertragen wurde. Während das Konsistorium zu Osnabrück für den ganzen Bezirk des dortigen Bistums zuständig war, beschränkte sich die Zuständigkeit des Hildesheimer Konsistoriums auf das Fürstentum Hildesheim und das Eichsfeld, während für die übrigen Teile der Hildesheimer Diözese kein ständiges Ehegericht vorhanden war, es vielmehr von Fall zu Fall eines besonderen Kommissoriums bedurfte, das allerdings regelmäßig dem Konsistorium zu Hildesheim erteilt zu werden pflegte. Während die Rechtsmittel gegen Erkenntnisse des Hildesheimer Konsistoriums an das Oberappellationsgericht in Celle gingen, war für Osnabrück von der hannoverschen Regierung dem Konfessionalismus das Zugeständnis gemacht, daß über Appellationen gegen Entscheidungen des dortigen katholischen Konsistoriums eine aus zwei katholischen Rechtsgelehrten bestehende Kommission zu befinden hatte, welche in jedem einzelnen Falle kraft landesherrlichen Auftrages von der Landdrostei (dem Regierungskollegium) zu Osnabrück bestellt wurde.

Zu diesem buntscheckigen Bilde, das die geistlichen protestantischen und katholischen Ehegerichte gewährten, bildete ein harmonisches Seitenstück das Verfahren, nach dem gearbeitet wurde. Die Unmittelbarkeit der Verhandlung, die große Errungenschaft der Bürgerlichen Prozeßordnung, die gerade für Ehesachen so sehr am Platze gewesen wäre, blieb diesen versagt. Das Verfahren bewegte sich in den alten Gleisen des gemeinen schriftlichen Prozesses mit seinen starren und schleppenden Formen. Bei demselben Konsistorium waren je nach der örtlichen Herkunft der Sachen die verschiedensten Gesetze zu beobachten: römisches und kanonisches Recht, die alten Reichsgesetze, die Praxis der Reichsgerichte, die verschiedensten Oberappellationsgerichts-, Kanzlei-, Hofgerichts- und Untergerichtsordnungen, die sog. gemeinen Bescheide der Kollegialgerichte, provinzielle und lokale Gewohnheitsrechte bildeten das Labyrinth, in das die Prozesse versenkt wurden und in dem nur wenige Eingeweihte sich zurechtfinden konnten.

Im hannoverschen Justizministerium, im Oberappellationsgericht und überhaupt in den juristischen Berufskreisen, welche seit 1852 freudig in das neue gerichtliche Verfahren sich eingelebt hatten, war man über die Unhaltbarkeit dieses Zustandes einig. Regierung wie Volksvertretung haben verschiedene Anläufe gemacht, ihn zu ändern. Die Versuche sind wohl im wesentlichen an dem geräuschlosen, aber mächtigen Widerstande lutherischer Theologen und katholischer Kleriker gescheitert. Erst nach 1866 hat die preußische Gesetzgebung mit scharfem Schnitt den ganzen Zopf entfernt. Ein Gesetz, betreffend die Gerichtsbarkeit und das gerichtliche Verfahren in Ehe- und Verlöbnissachen in der Provinz Hannover vom 1. März 1869 beseitigte sowohl den oben geschilderten Rechtszustand im Geltungsbereiche des preußischen Landrechts wie die gesamte Konsistorialgerichtsbarkeit, überwies alle Rechtsstreitigkeiten, welche die zivilrechtliche Trennung, Ungültigkeit oder Nichtigkeit einer Ehe, die Herstellung des ehelichen Lebens, die Zustimmung zur Ehe

oder die Eingehung der Ehe zum Gegenstande hatten, in erster Instanz der ausschließlichen Zuständigkeit der großen Senate der Obergerichte und erklärte auch auf diese Rechtsstreitigkeiten die Vorschriften der hannoverschen Bürgerlichen Prozeßordnung mit bestimmten aus der Materie sich ergebenden Maßgaben für anwendbar, in ähnlicher Weise, wie auch nach der deutschen Zivilprozeßordnung das Verfahren in Ehesachen als eine veränderte Art des im allgemeinen geltenden Verfahrens sich darstellt.

* * *

Das Jahr 1866 und seine Folgen.

Die Ereignisse des Jahres 1866, durch welche Hannover aus der Reihe der selbständigen Staaten gestrichen wurde, haben auf seine Gerichtsverfassung keinen allzu erheblichen Einfluß ausgeübt. Leonhardt, der letzte hannoversche Justizminister, hat in einer gegen Ende des Jahres 1866 veröffentlichten kleinen Schrift („Betrachtungen über die hannoversche Justizverwaltung mit Rücksicht auf die Vereinigung des Königreichs Hannover mit der preußischen Monarchie") die Bahnen für Überleitung der hannoverschen Justiz in die neuen Verhältnisse gewiesen.

Die preußische Regierung mußte anerkennen, daß sie nichts Gleichwertiges an Stelle der hannoverschen Bürgerlichen Prozeßordnung zu bieten vermochte, und so wurde letztere lediglich beibehalten. Dagegen wurde die Hannoversche Strafprozeßordnung durch eine neue nicht nur für Hannover, sondern auch für die übrigen 1866 mit Preußen vereinigten Gebiete erlassene Strafprozeßordnung vom 25. Juni 1867 ersetzt, welche im allgemeinen an bewährte Grundsätze des altpreußischen Verfahrens sich anlehnte, in manchen Beziehungen — z. B. durch Wiedereinführung des durch die Revisionsgesetzgebung von 1859 beseitigten Untersuchungsrichters — für Hannover Änderungen mit sich brachte, in anderen Beziehungen wieder — z. B. was die Einrichtung der Schöffengerichte anlangt — hannoversche Eigentümlichkeiten annahm und auch auf die übrigen neuen Provinzen ausdehnte.

Mit der Entscheidung über Zivil- und Strafverfahren war der Fortbestand der hannoverschen Amts- und Obergerichte gewährleistet; abgesehen von der erwähnten Wiedereinführung des Untersuchungsrichters ist die Organisation und ganze Stellung dieser Gerichte durch die Annexion in keiner Weise berührt worden. Das gleiche gilt von der Staatsanwaltschaft.

Schwer getroffen dagegen, wenn auch zum großen Teil nur äußerlich, wurde durch die neuen Verhältnisse das Oberappellationsgericht in Celle. Der Artikel 92 der Preußischen Verfassung bestimmte: „Es soll in Preußen nur Ein oberster Gerichtshof bestehen". Die konsequente Durchführung dieses Grundsatzes hätte erfordert, das Obertribunal zu Berlin auch zum obersten Gerichtshof für Hannover zu bestimmen. Eine während der Diktaturperiode erlassene Verordnung vom 27. Juni 1867 schuf indes zum 1. September 1867 neben dem Obertribunal ein Oberappellationsgericht in Berlin für die neuen Provinzen Hannover, Hessen-Nassau und Schleswig-Holstein und behielt nur

die Vereinigung dieses Gerichts mit dem Obertribunal einem besonderen Gesetze vor, welches erst am 6. Februar 1874 erlassen und am 1. April 1874 in Kraft getreten ist. Durch dieselbe Verordnung ward das Oberappellationsgericht in Celle vom 1. September 1867 an zum Appellationsgericht degradiert. Die dadurch bedingten Änderungen seiner Organisation wurden durch eine besondere Verordnung vom 17. August 1867 geregelt. Danach wurden zwar die drei Zivilsenate beibehalten, dagegen der Strafsenat aufgehoben und die von ihm bislang wahrgenommenen Geschäfte, soweit sie dem Gerichte verblieben, dem dritten Senat überwiesen. Weitere Neuerungen hatte bereits eine Verordnung vom 8. Februar 1867, betreffend die Anstellung der Justizbeamten in den neu erworbenen Landesteilen, gebracht. Den Hauptinhalt dieser Verordnung bildete die Bestimmung, daß, wer in Altpreußen die dritte juristische Prüfung bestanden hatte, in der ganzen preußischen Monarchie zum Richteramt befähigt sein sollte, während den Justizbeamten, welche in einer der neuen Provinzen die Befähigung zum Richteramt erlangt hatten, diese Befähigung zwar auch für die übrigen neuen Landesteile, nicht aber für die alten Provinzen zuerkannt wurde, eine Bestimmung, die damit zusammenhing, daß damals in Preußen drei, dagegen in Hannover nur zwei juristische Prüfungen eingeführt waren, und die später dadurch wieder aufgehoben ist, daß ein preußisches Gesetz vom 6. Mai 1869 die Vorbedingungen für den höheren Justizdienst einheitlich regelte und dabei nur zwei Prüfungen vorschrieb. Daneben aber enthielt die bezeichnete Verordnung in § 3 die Bestimmung: „Das Recht der Provinziallandschaften im ehemaligen Königreich Hannover, Räte des Oberappellationsgerichts in Celle zu präsentieren, wird aufgehoben. Bei Ernennung der Räte dieses Gerichtshofes findet eine Mitwirkung desselben, insbesondere durch Anstellung eines sog. Skrutiniums und durch Prüfung vor einer Kommission des Kollegiums, nicht ferner statt." Damit wurden alte Eigentümlichkeiten, die seit Errichtung des Oberappellationsgerichts bestanden hatten, namentlich die Reste ständischen Richtertums in Hannover beseitigt. Der letzte Richter, welcher durch Präsentation in das Oberappellationsgericht gelangt ist, war der am 11. Juni 1866 von der Städtekurie der Calenbergschen Landschaft gewählte damalige Göttinger Stadtsyndikus Gustav Wagemann, der noch manchem hannoverschen Juristen als Examinator in Erinnerung steht; er ward, weil die Wahl noch vor Ausbruch des damaligen Krieges stattgefunden hatte, am 20. Oktober 1866 von dem neuen Landesherrn bestätigt, aber erst nach langem Bedenken, da die Präsentationsbefugnisse mit dem preußischen Staatsrechte für unvereinbar erachtet wurden. Die Zuständigkeit des neuen Oberappellationsgerichts in Berlin war nach der erwähnten Verordnung vom 27. Juni 1867 für Hannover in bürgerlichen Rechtsangelegenheiten auf die nach den bisherigen Vorschriften zur Zuständigkeit des Kassationssenats des Oberappellationsgerichts in Celle gehörigen Sachen beschränkt, während sie sich in Strafsachen nach den in der neuen Strafprozeßordnung über die Zuständigkeit des obersten Gerichtshofes enthaltenen Vorschriften bestimmte. Die strafrechtliche Tätigkeit

des nunmehrigen Appellationsgerichts zu Celle wurde dadurch sehr eingeengt, ihm blieben im wesentlichen nur die Geschäfte der lediglich als Beschlußbehörde fungierenden Anklagekammer, da die Nichtigkeitsbeschwerden nach der Strafprozeßordnung von 1867 zur Zuständigkeit des obersten Gerichtshofes gehörten; auch die erstinstanzliche Aburteilung politischer Straftaten, die bis dahin dem Strafsenate des Oberappellationsgerichts obgelegen hatte, kam in Fortfall, indem die Untersuchung und Entscheidung von Staatsverbrechen in Gemäßheit des preußischen Gesetzes vom 25. April 1853 auch für Hannover dem Kammergericht in Berlin überwiesen wurde und Majestätsbeleidigungen und andere politische Vergehen nach der neuen Strafprozeßordnung zur Kompetenz der Strafkammern gehörten. Dagegen verblieben in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten dem Celler Appellationsgericht fast sämtliche Zuständigkeiten des vormaligen Oberappellationsgerichts; nur diejenigen des Kassationssenats waren auf den neuen Gerichtshof in Berlin übergegangen und diese beschränkten sich auf Nichtigkeitsbeschwerden der Parteien gegen Entscheidungen der Zivilsenate sowie auf Nichtigkeitsbeschwerden zur Wahrung des Gesetzes; letztere waren für die Beteiligten belanglos und erstere nach der Bürgerlichen Prozeßordnung nicht bei Verletzung materieller Rechtsnormen, sondern nur bei Verstößen gegen wesentliche Verfahrensvorschriften in den seltenen Fällen sog. unheilbarer Nichtigkeit gegeben. Tatsächlich ist danach das Appellationsgericht in Celle für Hannover das höchste Zivilltribunal geblieben, bis es am 1. Oktober 1879 aufgelöst wurde und auf Grund der Reichsjustizgesetzgebung das jetzige Oberlandesgericht daselbst an seine Stelle trat.

Die capitis diminutio des Oberappellationsgerichts ist in Hannover schmerzlich empfunden. War man doch anderthalb Jahrhunderte hindurch gewohnt gewesen, in ihm einen Gerichtshof zu erblicken, der als unerschütterliche höchste Warte der heimischen Rechtspflege dastand. Die wie durch Unparteilichkeit auch durch Gründlichkeit sich auszeichnenden Entscheidungen des Gerichts waren durch Veröffentlichungen über die Grenzen der engeren Heimat ins übrige deutsche Vaterland hinausgetragen und hatten im ganzen Gebiete des gemeinen Rechts seinen Ruhm begründet; Pufendorfs Observationen, Strubes Rechtliche Bedenken, Rülings Erkenntnisse, Ramdohrs Juristische Erfahrungen, Bülow und Hagemanns Praktische Erörterungen mit ihrer Fortsetzung von Spangenberg sind solche Veröffentlichungen aus älterer Zeit, denen sich später das Magazin für hannoversches Recht sowie das Neue Magazin, die Entscheidungen des Tribunals zu Celle, herausgegeben von seinen Anwälten, und die Mitteilungen in Seufferts Archiv anschlossen. Seit Begründung des Deutschen Bundes, welcher in seiner Konstitution für Streitigkeiten unter Bundesgliedern ein in unserer jetzigen Reichsverfassung leider zu vermissendes geordnetes Verfahren behufs Herbeiführung der Entscheidung durch eine sog. Austrägalinstanz vorgesehen hatte, war das Celler Oberappellationsgericht häufig durch Wahl zum Austrägalgericht ausgezeichnet. Durch Staatsvertrag mit dem Fürstentum Lippe-Detmold war es zugleich für dieses zum höchsten Gerichte bestimmt (ein Verhältnis, das, nebenbei bemerkt,

insofern nachgewirkt hat, als auch das Appellationsgericht und später das Oberlandesgericht in Celle Berufungsgericht für das genannte Ländchen geblieben ist). Diesen Wertschätzungen hatten auch die Äußerlichkeiten entsprochen, die das Oberappellationsgericht umgaben. Im Jahre 1866 waren nicht nur sein Präsident (von Düring), sondern auch die drei Vizepräsidenten (von Rössing, von Pape und von Schlepegrell) Exzellenzen; die Räte hatten teils Obersten-, teils Generalmajorsrang. Eine hervorragende Bücherei und eine segensreiche eigene Witwenkasse, Einrichtungen, um deren Einführung um die Mitte des 18. Jahrhunderts namentlich der damalige Oberappellationsgerichtsrat von Beurhaus sich große Verdienste erworben hat, vervollständigten den äußeren Glanz. Den Grundstock der noch jetzt vorhandenen, der Hauptsache nach aus rechtswissenschaftlichen Werken bestehenden, aber auch nicht Unerhebliches auf den Gebieten der Geschichte, Philologie und Theologie sowie wertvolle alte Handschriften enthaltenden Bücherei hat eine Stiftung des hannoverschen Bürgermeisters Christian Ulrich Grupen (geboren 1692, gestorben 1767) abgegeben; dieser schenkte nicht nur seine eigene reichhaltige Büchersammlung, sondern dotierte auch die Einrichtung dauernd durch Hergabe von zwei Kapitalien, deren Zinsen zur Anschaffung von Büchern und zur Besoldung des Bibliothekars dienen sollten.

Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit. Wenig mehr als ein Jahrzehnt, und auch die übrigen obersten Landesgerichte Deutschlands verschwanden, sie mußten dem Einen Reichsgericht weichen. Freudig haben in der Folge auch die Hannoveraner ihre bewährten Gesetze und Einrichtungen im Interesse der langersehnten Rechtseinheit auf dem Altar des Vaterlandes geopfert. Wie der Name Gottlieb Plancks, der Sohn eines Oberappellationsrats zu Celle und selbst vorübergehend Mitglied des dortigen Appellationsgerichts war, unvergänglich unserm neuen Bürgerlichen Gesetzbuche anhaften wird, so knüpfen sich auch an das große Gesetzgebungswerk, das im Jahre 1879 dem Deutschen Reiche eine einheitliche Gerichtsverfassung und ein gemeinsames Prozeßrecht brachte, die Namen von zwei Hannoveranern, und zwar von Männern, die im besondern die hannoversche Anwaltschaft als aus ihr hervorgegangen ansprechen darf: Johannes Miquel, einst Obergerichtsanwalt in Göttingen, unter dessen Vorsitz die große Justizkommission des Reichstages von 1874 bis 1876 in unermüdlicher Tätigkeit die im Jahre 1877 verabschiedeten Justizgesetze durchberaten hat, und wiederum Adolf Leonhardt, der im Reiche vollendete, was er in Hannover begonnen*).

*) Es muß den Historikern des dritten Bandes (Landesgeschichte) überlassen bleiben, die Rechtsanschauungen und das Gerichtswesen der vergangenen größeren Kulturabschnitte darzustellen, so sehr ihre Behandlung hier das geistige Volksleben beleuchtet hätten. Andererseits besitzt unsere engere Heimat seit der dem Deutschen Reiche im Jahre 1879 gegebenen einheitlichen Gerichtsverfassung auf diesem Gebiete keine bemerkenswerte Eigenart mehr vor andern Landesteilen; auch kann sich jedermann über die heutigen Verhältnisse im allgemeinen unschwer unterrichten. Indes erschien es uns angemessen zu zeigen, bis zu welcher Blüte sich Recht und Gerichtswesen auf heimischer Scholle (mit Celle als dem Mittelpunkte) entwickelt haben. In dieser Erwägung trugen wir dem Verfasser unsere Wünsche vor, die von ihm gütigst erfüllt worden sind. Die Herausgeber.

Gerichtsbezirke.

Zusatz von Oberlandesgerichtssekretär Schubothe (Celle).

Gerichtsverfassung in der Provinz Hannover von 1866 bis 1879

Die Justizgesetzgebung von 1850 und die Einteilung der Gerichtssprengel war bis 1866 zwar verschiedentlich geändert, in der Hauptsache aber bestehen geblieben. Beides wurde weiter bis zur deutschen Gerichtsorganisation 1879 nur den notwendigsten Änderungen unterworfen. Während in den übrigen gleichzeitig mit Hannover oder kurz vorher dem Königreich Preußen einverleibten Landesteilen: Schleswig-Holstein mit Lauenburg, Kurhessen, Nassau und Frankfurt a. M. einschneidende Veränderungen auch in der Gerichtseinteilung und in dem anzuwendenden Verfahren Platz griffen, wurde Hannover gegenüber an der Zusage im Besitzergreifungspatent festgehalten:

> „Wir wollen die Gesetze und Einrichtungen der bisherigen hannoverschen Lande erhalten, soweit sie der Ausdruck berechtigter Eigentümlichkeiten sind und in Kraft bleiben können, ohne den durch die Einheit des Staats und seiner Interessen bedingten Anforderungen Eintrag zu tun."

Die 1852 gleichzeitig neu geformten Amtsbezirke deckten sich räumlich mit den Amtsgerichtsbezirken, nur waren letztere durch die selbständigen Städte vergrößert, die ihre bisherige eigene Gerichtsbarkeit hatten aufgeben müssen. Den Ämtern und den Amtsgerichten waren auch bis auf geringe Ausnahmen nur die Orte unterstellt, die im alten Fürstentum Lüneburg und in dem bei der Krone Hannover gebliebenen Teile des Herzogtums Sachsen-Lauenburg belegen sind.

Im damaligen Landdrostei- jetzt Regierungsbezirk Lüneburg befand sich 1866 das Oberappellationsgericht in Celle, als höchstes Gericht für die hannoverschen Lande 1711 begründet, nach der Einverleibung Hannovers in Preußen zum Appellationsgericht geworden, weil in Preußen nur ein höchstes Gericht sein konnte, seit 1879 Oberlandesgericht genannt. Sein 200jähriges Bestehen wurde am 14. Oktober 1911 in Celle festlich begangen.

Ein Obergericht war in Lüneburg mit den Amtsgerichten in Bleckede, Dannenberg, Ebstorf, Harburg, Lüchow, Lüneburg, Medingen, Neuhaus im Lauenburgischen (jetzt Neuhaus an der Elbe genannt), Tostedt und Winsen a. d. Luhe. Ein zweites Obergericht in Celle umfaßte die Amtsgerichte Ahlden, Bergen bei Celle, Burgdorf, Burgwedel, Celle, Fallersleben, Gifhorn, Isenhagen, Meinersen, Soltau, Ülzen

und Walsrode. Die Schwurgerichte für beide Obergerichtsbezirke wurden in Celle abgehalten.

Die am 1. Oktober 1879 ins Leben tretende deutsche Gerichtsorganisation brachte erhebliche Veränderungen. Das kleine Amtsgericht Ebstorf wurde aufgehoben, sein Bezirk dem des Amtsgerichts Ülzen zugelegt. Gerichtsverfassung seit 1879

Bei der Bestimmung der Orte für die Landgerichte wurde eine Bevölkerungszahl von 200 000 bis 300 000 zugrunde gelegt. Diesem Grundsatze fiel das Obergericht in Celle zum Opfer. Nur Lüneburg erhielt ein Landgericht mit den Amtsgerichten: Bergen, Bleckede, Celle, Dannenberg, Isenhagen, Lüchow, Lüneburg, Medingen, Neuhaus a. d. Elbe, Soltau, Ülzen und Winsen a. d. Luhe. Die übrigen Amtsgerichte wurden Landgerichten mit Sitz außerhalb des Regierungsbezirks Lüneburg unterstellt, und zwar: Harburg und Tostedt dem Landgericht in Stade, Walsrode und Ahlden dem in Verden, Burgwedel dem in Hannover, Burgdorf, Meinersen, Gifhorn und Fallersleben dem in Hildesheim. Später sind noch zugelegt der Gemeindebezirk Fischbeck vom Amtsgericht Tostedt dem in Harburg, der Gemeindebezirk Stederdorf vom Amtsgericht Meinersen dem in Peine und der Gemeindebezirk Siedenholz (Unterlüß) vom Amtsgericht Bergen dem in Celle.

Beim Amtsgericht in Celle ist eine Strafkammer errichtet für die Amtsgerichtsbezirke Bergen, Celle und Isenhagen, damit die Einwohner aus diesen nicht den weiteren Weg zum Landgericht in Lüneburg zurückzulegen haben.

So sind zwar die Bezirke der Amtsgerichte nur wenig verändert; aber ein großer Teil der Rechtsuchenden, Zeugen usw. im Regierungsbezirk Lüneburg hat jetzt die Landgerichte außerhalb der lüneburgischen Lande aufzusuchen.

Zur Abkürzung der Gerichtswege für die Einwohner vieler ländlicher Ortschaften sind die nachbezeichneten regelmäßigen Gerichtstage außerhalb des Amtsgerichtssitzes eingerichtet, auf denen besonders Vormundschafts-, Familienrechts- und Erbschafts-, Höfe- und Hypothekensachen erledigt, Kauf-, Tausch-, Eheverträge und Testamente errichtet werden können.

Hier folgt eine Übersicht:

Amtsgericht in	Gerichtstag in
Ahlden	Schwarmstedt Rethem
Bergen	Hermannsburg
Bleckede	Dahlenburg
Burgdorf	Lehrte
Burgwedel	Bissendorf
Celle	Winsen a. d. Aller Beedenbostel
Dannenberg	Hitzacker
Fallersleben	Neindorf
Isenhagen	Brome

Amtsgericht in	Gerichtstag in
Lüchow	Wittingen
	Bergen a. d. Dumme
	Clenze
	Gartow
Lüneburg	Artlenburg
Neuhaus a. d. Elbe	Tripkau
Soltau	Schneverdingen
	Bispingen
Ülzen	Ebstorf
	Bodenteich
	Rosche
Tostedt	Moisburg
Walsrode	Fallingbostel
Winsen a. d. Luhe	Hanstedt
	Salzhausen

Die Aufzählung der Zuständigkeit der Amtsgerichte, Landgerichte usw. in Rechtsstreitigkeiten und andern bürgerlichen vor Gericht zu erledigenden Angelegenheiten, der Schöffen- und Geschworenengerichte, der Strafkammern, Angaben über Schiedsmänner, Gewerbe- und Kaufmannsgerichte und sonstige Mitteilungen über die Einrichtungen des Staats- und Gerichtswesen würden einen großen Raum einnehmen. Das zu lesen erfordert mehr Anteilnahme an dem Stoff, als vorausgesetzt werden darf. Deshalb wird von solchen Mitteilungen hier abgesehen und dem Wissensdurstigen das „Jahrbuch der preußischen Gerichtsverfassung“ empfohlen, welches alle zwei Jahre (zuletzt 1912) bei R. v. Decker in Berlin erscheint.

Volksheilkunde.

Vom Geh. Medizinalrat Kreisarzt Dr. med. Hesse
(Lüneburg).

Vertrauen zu den Ratgebern



Von seiner langobardischen Abkunft her hat unser Landsmann wenig Neigung zur Selbsthilfe; sein eigener „Doktor" zu sein, traut er sich nicht zu; sich an einen „Quacksalber" wenden, ist etwas Beschämendes, um nicht zu sagen Schimpfliches, von dem man nicht gern spricht; doch verleitet den jetzigen Bewohner der Heide, ebenso wie in der Vorzeit, sein treuherziges Zutrauen zu Personen seiner Bekanntschaft, deren Rat zu befolgen. Treuherzigkeit, Bescheidenheit und Vertrauen sind die Empfindungen, aus denen heraus die Handlungsweise des einfachen Lüneburgers zu erklären ist. Die ersteren beiden Eigenschaften lassen ihn vor dem „studierten Ärzte" stets ein hohes Maß von Achtung, von Verehrung empfinden. Er traut dem Ärzte zunächst alles Gute zu; er glaubt zuversichtlich, daß er ihn „wieder besser machen" könne, das Wie überlegt er nicht; erst wenn er sich in seinem Vertrauen getäuscht sieht — das aber garnicht so leicht zu erschüttern ist —, wendet er sich an ungesetzliche Heilkünstler. Ich habe seit vielen Jahren beobachtet, daß Ärzte, die einmal das Vertrauen ihrer ländlichen Kundschaft gewonnen hatten, es unentwegt behalten haben, länger zuweilen, als diesen lieb gewesen ist, weil sie sich oft auf ihrem Krankenlager vor ihren Getreuen nicht haben retten können.

„Der alte Weidemann" in Ebstorf hat durch Jahrzehnte seine Kundschaft auf viele Meilen in der Runde beherrscht, ebenso Dr. Scheller in Celle und später Dr. Jüngling; ebenso Dr. Sprengell und Dr. Vögel in Lüneburg. Selbst Wohnungsveränderung und unbequemer Aufstieg auf Treppen hat diese Ärzte nicht vor dem Zulauf ihrer Anhänger schützen können.

Fehlt es aber an Ärzten, oder lassen die vorhandenen Ärzte es daran fehlen, volkstümlich zu sein, so wendet sich die Bevölkerung zur Selbsthilfe; es tauchen allmählich die ungesetzlichen Heilkünstler auf und werden aufgesucht.

Rat von Bekannten oder Freunden, von Höherstehenden anzunehmen, widerstrebt dem Lüneburger nicht. Wenn der Herr Pastor oder die „Frau Pastorin" sich des Zutrauens ihrer Pfarrkinder erfreuen, werden sie oft um Rat und Hilfe angegangen; ebenso läßt sich das Dienstmädchen vertrauensvoll von ihrer „Frau" oder von dem Verwalter beraten. Der Kreis der Bekannten wird sehr weit gezogen; es genügt eine kurze flüchtige Berührung, um den Lüneburger zu einem sicheren Vertrautsein zu bewegen. Die Geschäftsleute oder auch die Privatpersonen in der Stadt, die ihm seine Kartoffeln, Äpfel oder Eier abkaufen, sind ihm „gut bekannt" oder mit ihm „gut verzagt", und er nimmt keinen Anstand, in schwierigen Lagen, namentlich bei Krankheiten oder Verletzungen, deren Rat einzuholen und gewissenhaft zu befolgen.

Heilmittel Die Heilmittel, die der Lüneburger anwendet, sind nicht durch die innewohnenden physikalischen oder chemischen Kräfte ihm vertraut, sondern durch irgendwelche sinnfälligen Besonderheiten.

Wo Kälte oder Kühlung angewendet werden sollen, muß es eine „blaue Schürze" sein; diese ist meistens aus derbem Leinen, und wenn sie auch nicht Eiseskälte gewährt, so doch größere Kühle als ein wollenes Tuch.

Soll Wärme angewandt werden, so muß es der „linke Strumpf" sein, der bei Mandelentzündung oder Erkältungen um den Hals geschlungen wird. Das Vertrauen zur Wirkung des linken Strumpfes ist bis auf den heutigen Tag unerschüttert.

Soll ein erweichender Verband angelegt werden, so genügen nicht einfache feuchtwarme Umschläge: es muß ein Besonderes dabei sein; es wird ein Brei gekocht „aus Sommerroggen" oder „Sommerweizen" — obwohl der vertrauensvolle Kranke sicher dessen Vorzug vor dem Winterroggen oder Winterweizen nicht wird angeben können. Oder es muß ein Brei aus „ungeblühten Kartoffeln" hergestellt werden.

Auch vor widerlichen Mitteln schreckt der Lüneburger nicht zurück, wenn der Rat nur von vertrauenswürdiger Seite kommt. — Umschläge von Kuhkot, um Entzündungen zum Erweichen zu bringen, habe ich früher häufig gefunden; und wenn es zunächst auch verschwiegen wurde: die Spuren waren trotz Waschens auf der schmerzenden Brust, dem schmerzenden Finger zu sichtbar, und beschämt wurde es zugestanden.

Gegen Bleichsucht habe ich eine Mischung von Gänsekot mit Wasser oder Milch einnehmen sehen, oder es war ein Aufguß von Rotwein auf rostige Schuhnägel; wohl weil diese jetzt selten geworden sind, habe ich das Mittel seit vielen Jahren nicht mehr angewandt gefunden. Überhaupt hat die soziale Fürsorge für die Bevölkerung durch Krankenkassen und Versicherung gegen Arbeitsunfähigkeit und Unfall viel dazu beigetragen, den Gebrauch von Volksmitteln einzuschränken, teilweise auch die zahlreichen Drogenhandlungen. — Wenn es nichts kostet, geht der Lüneburger doch lieber zum rite ausgebildeten Arzte und läßt sich kostenlose Medizin verschreiben.

Die Furcht vor den Kosten („em graut vör de Kosten") ist auch ein Teil der Beweggründe, die den Lüneburger von dem rite promovierten Arzte fort und zum Kurpfuscher treibt. Es ist allerdings teilweise auch ein innewohnender Hang zum Wunderbaren, welcher mit als Triebfeder in Wirkung tritt. „Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind"; diese Wahrheit muß auch der treuherzige, verschlossene, rechtlich empfindende und eigentlich allem Unklaren, Phantastischen abholde Lüneburger an sich empfinden. Es wäre doch zu schön, durch einen magnetischen Händedruck, eine elektrische Berührung oder einen einmaligen, zauberhaft wirkenden Trank von langwierigen, quälenden Leiden befreit zu werden, die bis dahin allen Heilversuchen widerstanden haben. Zwar bis zu der Massenhaftigkeit des Besuches, wie es in katholischen Ländern heilkräftige Muttergottesbilder oder noch heute die Wasser von Lourdes erfahren, bringen es auch die volkstümlichsten Kurpfuscher nicht; der Lüneburger sieht doch immer etwas Beschämendes in dem Aufsuchen des Kurpfuschers und gesteht es nicht gern laut ein; aber er macht auch mit, was die anderen tun, und deshalb haben einige dieser Heiligen einen langen und dauernden Zulauf. Kurpfuscher

Vor etwa 30 Jahren wurde der „Mann von Schwalingen", einem Dorfe im Kreise Soltau, sehr häufig aufgesucht. Er heilte durch magnetischen Händedruck, der allerdings einige Male wiederholt werden mußte. Zu Fuß und zu Wagen kamen Hilfesuchende, zumteil sehr weit her. Ich glaube, das Treiben dieses Mannes hat erst mit seinem Tode geendet.

Später tauchte ein heilkundiger Förster im Kreise Ülzen (Wichmannsburg) auf, der sich eines großen Zulaufs erfreute und, soweit ich mich erinnere, Arznei abgab. Seine vorgesetzte Behörde nahm Anstoß an dem Treiben, versetzte ihn in einen anderen Bezirk, und damit war die Sache zu Ende.

Noch später trat in Lüne bei Lüneburg ein durch Magnetismus heilender Künstler auf (Brandmüller), der allerdings nur ein kurzes Dasein geführt hat. Er heilte durch „magnetische Berührung" und hatte großen Zulauf. Er soll angegeben haben, vom Himmel selbst Auftrag zu seinem gesegneten Tun erhalten zu haben, und hat dadurch bei einem kleinen Teile von Gläubigen, zu denen auch Geistliche gehört haben sollen, Vertrauen gefunden. Er wurde unmöglich, nachdem er einmal in einem phantastischen Gewande, nach Art der Mönchsorden, an der Feier des heiligen Abendmahles teilzunehmen versucht hatte.

Am längsten hält sich der Schäfer Ast in Radbruch, welcher sich noch jetzt, nach etwa 20jährigem Geschäftsbetriebe, eines zweifellos von vielen Ärzten und Apothekern beneideten Zuspruchs erfreut. Ich werde Leser finden, wenn ich mich über seine Praxis ein wenig eingehender auslasse. Ein gewisse Romantik umwebt das Bild dieses Kurpfuschers. Also sei's drum!

Ast ist von Beruf Schäfer. Er hat die Eigenschaften des Lüneburger Bauern und ist deshalb bei diesem beliebt; namentlich die Neigung zum Grübeln, zum Nach-

denken — „dat Deipdenken" — sowie die Naturbeobachtung, haben ihn seinen Landsleuten vertraut gemacht. Es wird ja den Schäfern nachgesagt, daß „sie das Wetter prophezeien" können, und daß sie den „inneren Menschen" kennen fast wie ein Doktor. Ihre einsame Beschäftigung, ihre durch den Beruf geförderte Beobachtung der Natur, ferner die aus gleichem Grunde notwendige und durch Übung und Erfahrung erhöhte Erfahrung in der Beobachtung der Schafe befähigt sie mehr zu diesen Vorzügen als den gewöhnlichen Landmann. Sorgsame Schäfer kommen ja oft in die Lage, Sektionen beizuwohnen — nämlich wenn ein krankes Tier, dessen Genesung auf sich warten laßt, geschlachtet wird; ein denkender und beobachtender Mensch kann zweifellos viel daraus lernen und so eine Überlegenheit über seine schlichten Landsleute erreichen. Auf diese Weise hat Ast seine Fähigkeiten erworben. Ich habe mit ihm wiederholt persönlich zu tun gehabt, meistens allerdings vor Gericht, doch auch in seinem Hause. — Ich weiß aus seinem eigenen Munde, daß er seine Gaben auf die oben angedeutete Weise erworben hat. Er ist ein Mensch von Erfahrung und Beobachtung, und was ihm an Wissen abgeht, ersetzt er durch Schweigsamkeit und dunkle Andeutungen, aus denen der Gläubige noch mehr entnehmen kann als aus den wenigen bestimmten Worten, die aus seinem Munde kommen. Ast ist trotz seines ganz anßergewöhnlich großen und langdauernden Zulaufes der einfache, bescheidene Lüneburger Bauer geblieben, als welcher er in Radbruch geführt wird. Trotz seines zweifellos großen Reichtums wohnt er noch jetzt in demselben Abbauerhause wie vor 20 Jahren; er arbeitet in derselben kleinen, dürftigen, unsauberen Stube und in derselben einfachen Kleidung; auch läßt er in seinen Worten und Andeutungen oft die Auffassung erkennen, daß der rite promovierte Doktor über ihm stehe; er drängt sich nicht auf, erklärt sich nicht für klüger oder heilkräftiger als andere; er nimmt schweigend das Glaubensopfer an, das ihm dargebracht wird, und verpflichtet niemand zum Wiederkommen, noch widerrät er dem Aufsuchen eines Arztes. Wer zu ihm kommt, wird von ihm untersucht, begutachtet und mit Arznei versehen.

Die Untersuchung besteht bekanntlich in einer kurzdauernden Besichtigung der Nackenhaare des Kranken mittelst einer einfachen großen Lupe. Die Haare können abgeschnitten mitgebracht oder von Ast selbst abgeschnitten werden; sie werden ihm auch brieflich in Menge zugeschickt.

Daß aus der Beschaffenheit des Haares ein gewisser Schluß auf das Befinden des Inhabers gezogen werden kann, ist eine bekannte Tatsache. Wir wissen alle an uns, natürlich solange wir im Besitz des vollen Haarschmuckes sind, daß es bei völliger Frische und Wohlbefinden ein anderes Aussehen hat als bei schlechtem Befinden, bei Abspannung. Auch das ist bekannt, daß das lange Frauenhaar leicht von dem kurzen Männerhaar unterschieden werden kann, solange beides nicht zerschnitten und in gewöhnlicher Länge vorgelegt wird; ferner daß das Haar von Greisen oder Greisinnen sich von dem Haar Jugendlicher leicht unterscheiden läßt. Auch ist der Unterschied zwischen Menschen- und Tierhaar, z. B. von Pferden, Ziegen, Hunden, Katzen ohne Schwierigkeit nachzuweisen.

Schwieriger wird die Sache schon, wenn man den Inhaber des Haares nicht sieht, und wenn die Haare in zerschnittenem Zustande, als kurze, 2 cm lange Enden, vorgelegt werden. Es ist einleuchtend, daß hier oft große Irrtümer vorkommen müssen, Verwechselungen zwischen Männer-, Frauen- und Kinderhaaren; es mag aber zugegeben werden, daß Übung und Erfahrung hier die Sinne sehr schärfen. Aber weiter wird niemand zu gehen wagen, und überhaupt eine bestimmte Krankheit aus dem Zustand der Haare erkennen zu wollen, wird jeder Denkende für eine Unmöglichkeit, einen Unfug erklären. Diese Auffassung wird noch bestärkt durch die Art und Weise, wie Ast das überreichte Haar besichtigt: ein kurzer Blick genügt, um ihm die volle Wissenschaft über das vorhandene Leiden zu verschaffen.

Wie Ast zu dieser Untersuchungsweise gekommen ist, entzieht sich der Kenntnis; wie er zu dem gefeierten und vielbegehrten Heilkünstler geworden ist, läßt sich ebenfalls nicht mehr feststellen: das Wunder war eines Morgens da, hat sich gleichsam über Nacht entwickelt. Anfang der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts hörte man zuerst von Asts wunderbarer Gabe, und fast sofort war die unabsehbare Schar von Hilfesuchenden vorhanden. Wer es nicht selbst gesehen hat, kann sich keinen Begriff von der Größe des Zulaufs machen.

Radbruch war damals noch Haltestelle, hatte als Bahnhof nur einen kleinen Raum für die diensttuenden Beamten. Die wenigen Gasthäuser waren in einem altväterlich ländlichen, zurückgebliebenen Zustande, ebenso die Bauernhäuser des verkehrslosen Dörfchens. — Jetzt ist ein ansehnliches Bahnhofsgebäude da, die Gasthäuser sind neuzeitlich aufgeputzt, die Hauptstraße ist gepflastert.

Damals brachte jeder Zug einen Schwarm von Fremden, der sich sofort zu dem am äußersten Ende des Dorfes gelegenen Häuschen Asts auf den Weg machte. Ast mußte früh lernen, sich vor dem Zulauf seiner Kunden zu schützen. Alle Eingänge des Hauses wurden fest verschlossen; man konnte weder auf die Diele noch auf den Hof, noch an die Fenster kommen; nur der vorgeschriebene Eingang war gestattet, und hier drängten sich die Kranken in drei- bis vierfacher Schicht, in endlos langer Reihe, vom Morgen bis zum Abend, Tag für Tag.

Ast hat angestrengt zu tun; vom Morgengrauen bis zur Dunkelheit ist er nach der Weise der ordentlichen Leute bei der Arbeit; kaum, daß er sich die Zeit zum Essen nimmt; unentwegt, mit gleichmäßig unverändertem Gesichte steht er auf seinem Platze und verrichtet sein einförmiges Geschäft — jetzt schon länger als 20 Jahre.

Trotz der überraschenden Schnelligkeit der Abfertigung mußten, namentlich in den ersten Jahren, die Hilfesuchenden oft tagelang warten, bis sie an die Reihe kamen. Da die wenigen Gasthäuser bald gefüllt waren, nahmen die Einwohner die Fremden auf; sie erhielten drei Mark für die Berechtigung, die Nacht hindurch auf einem Stuhle zu sitzen und den Kopf auf den Tisch zu legen. Da unter den Hilfesuchenden oft offensichtlich Schwerkranke waren (Lupus, Carcinom, Geschwülste usw.), so ist es verständlich, daß sogar Todesfälle bei dem Warten, Stehen und Drängen ohne Nahrung und im Freien vorgekommen sind. Ich habe einmal zwei Sektionen machen müssen; der eine Kranke war infolge eines schweren Herzfehlers, der andere an epileptischen Krämpfen gestorben.

Wenn auch jetzt der Andrang zu Ast wesentlich geringer geworden ist, so kommen doch immer noch 600 bis 800 Personen in der Woche; indes stammen die meisten — zur Ehre meiner Lüneburger Landsleute sei es gesagt — nicht aus der Lüneburger Heide, sondern aus Hamburg-Altona. Das Übernachten in Privathäusern hat aufgehört, seit eine geräumige Gastwirtschaft mit Herberge gegenüber dem Astschen Wohnwesen eingerichtet ist.

Hervorzuheben ist noch, daß die Einwohner des Dorfes Radbruch sich in Krankheitsfällen nicht von Ast behandeln lassen, sondern in gewohnter Weise von Winser und Lüneburger Ärzten.

Die Astsche Begutachtung ist kurz und dunkel, wie die des Delphischen Orakels. „Du hest et vör de Bost“, „dat sitt deip im Innersten“ sind oft wiederkehrende Redewendungen, die auch von einer Handbewegung auf den ganzen Rumpf begleitet werden. Auf Fragen oder Auseinandersetzungen läßt er sich nicht ein; oft wird der Kranke oder dessen Vertreter wortlos mit seiner Arznei entlassen.

Die Arznei verabreichte Ast anfangs selbst in kleinen Fläschchen, die leichte Abführ- oder einfache Einreibemittel enthielten. Da er mit dem „Selbstanrühren“ aber in die Rechte der Apotheker eingriff und straffällig wurde, so verabfolgt er jetzt schon seit vielen Jahren Arzneivorschriften, kleine gedruckte Blättchen, die eine Nummer enthalten; die Arznei kann sich der Kranke hierauf aus einer der von Ast

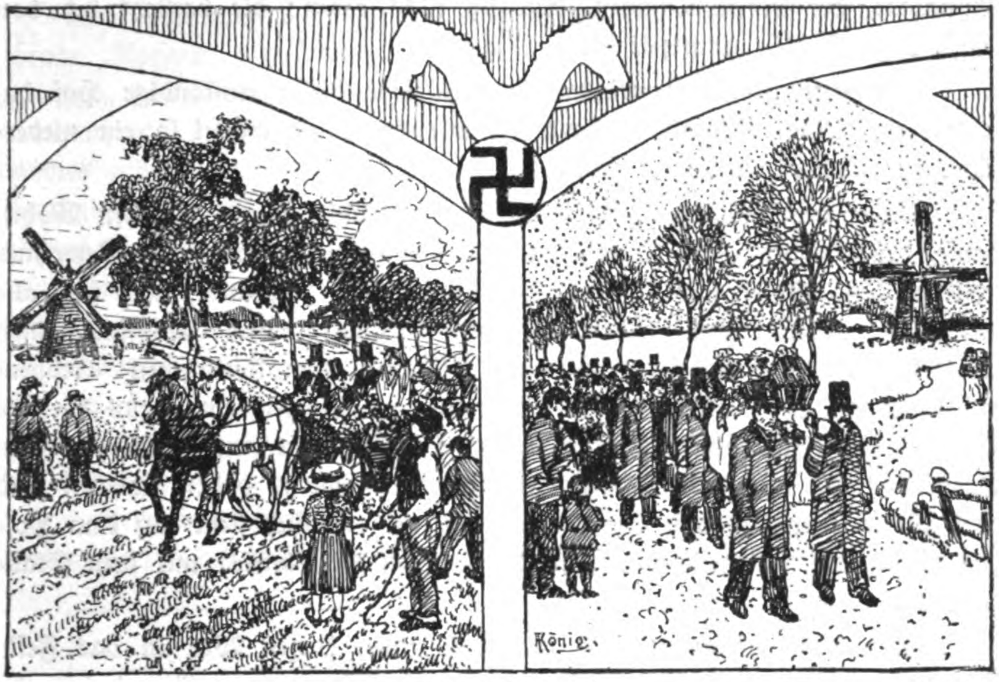
angegebenen Apotheken holen. — Die Zahl der Mittel, über die Ast verfügt, beträgt etwa 30 bis 40; tatsächlich in regelmäßigen täglichen Gebrauch genommen wird aber eine wesentlich geringere Anzahl, vielleicht 10 bis 15. Es handelt sich ausnahmslos um einfache, bekannte, nicht stark wirkende Mittel, deren Abgabe freihändig, ohne ärztliche Vorschrift erfolgen kann.

Es darf vielleicht als nicht überflüssig erwähnt werden, daß den umwohnenden Ärzten auch nicht ein einziger Fall einer Heilung durch Ast bekannt geworden ist; daß sie aber sehr häufig Kranke zu behandeln haben, die, an langwierigen Krankheiten leidend, unter der Zahl der von ihnen zu Rate gezogenen Ärzte auch Ast nennen. Auch bei den Schulbesichtigungen habe ich von kleinen, mit Krankheiten behafteten Schülern auf meine Frage, ob ein Arzt zu Rate gezogen sei, die Antwort erhalten: „Ja, Ast". Leider habe ich immer nur eine Krankheit, nie eine Heilung feststellen können.

Ast ist mehrfach vor Gericht gestellt worden wegen fahrlässiger Körperverletzung, oder weil er den Kranken verhindert hätte, rechtzeitig einen Arzt aufzusuchen. Soviel ich weiß, ist er meistens freigesprochen, nur einmal zu einer Gefängnisstrafe von drei Monaten verurteilt worden. —

Eine unangenehme Berühmtheit als Kurpfuscher erwarb sich 1905 in Lüneburg ein Mann namens Kurzynsky, der ein Heilmittel gegen Schwindsucht zu haben angab. Er war ein mehrfach vorbestrafter, dreister, sehr gewandter Mensch, der durch Lesen und Selbstprüfung an sich zu der Herstellung eines wohl wesentlich aus Salizylsäure bestehenden Mittels gekommen war, das er geheimnisvoll nur selbst abgab, und dem er eine sichere Heilwirkung zuschrieb. — Auch er hatte einen großen, kaum erwarteten Zulauf, doch machte er sich den Behörden mißliebig durch seine Dreistigkeit, um nicht zu sagen Frechheit, und den hilfesuchenden Leuten durch die Höhe der von ihm geforderten Bezahlung. Er gründete in der Nähe von Lüneburg auf einer sehr günstig gelegenen Anhöhe ein kleines, sehr vergrößerungsfähiges Krankenhaus, ohne die vorgeschriebene Genehmigung nachzusuchen; da er als vorbestraft nicht die nötigen Eigenschaften zur Leitung eines Krankenhauses nachweisen konnte, mußte ihm die Genehmigung zum Betriebe versagt und die Anstalt geschlossen werden. Trotzdem setzte er seinen Geschäftsbetrieb in Lüneburg wie in Hamburg fort, hielt Sprechstunden ab und unternahm Besuchsreisen. Er wurde schließlich verhaftet und nach Anhörung von fast 100 Zeugen und einer Anzahl Sachverständigen, zu sechs Jahren Gefängnis verurteilt, weil er sich im Verlaufe der von ihm geübten Behandlung von ihrer Nutzlosigkeit hätte überzeugen müssen, und weil er durch die Fortsetzung der Behandlung, trotz deren erkannter Nutzlosigkeit, die Kranken gehindert hätte, rechtzeitig an rechter Stelle Hilfe zu suchen.

Wie zu erwarten war, befanden sich unter seinen Kunden nicht ausschließlich tuberkulöse, sondern viele an anderen Krankheiten (Herzfehler, Geschwulstbildung, unbekannte Leiden) Leidende, die zu Kurzynsky kamen, weil sie sich für „schwindsüchtig" hielten.



Freud' und Leid.*) A. König.

Volkssitte.

(Einzelbilder aus dem Volksleben.)

In der südlichen Heidmark.

Von H. Dehning (Celle).

Besuch eines Heidhofes.

Der Heidhof



Es ist ein großer, einsamer Heidehof, dem wir zu Beginn der Erntezeit unsern Besuch abstatten wollen. Der Hof und seine Leute sind noch so recht von alter Art und altem Schlage. Einen alten Heidehauer, der mit seiner Zwicke**) auf dem Nacken und angetan mit einer Slutterböre der Heide zugeht, um Streu für den Schafstall zu hauen, fragen wir nach dem Wege.

Als mein Begleiter und ich dann die weite Heide durchmessen hatten und „dör de Furns un denn upr Wisch", wie der Heidjer sagte, gekommen waren, lag vor uns im Morgenglanz der Julisonne ein schöner, weitläufiger Bauernhof, so recht behäbig, vollwichtig und wohlverwahrt. Drei Torwege führen auf den Hof. Von der gastlichen

*) Man beachte, wie der Müller durch die Stellung der Windmühlenflügel seine Teilnahme bekundet.

**) Das Gerät zum Plaggenhauen.

Aufnahme, die wir nun finden, will ich nicht reden; die versteht sich von selbst, obgleich hille Erntezeit ist.

Wie eine große Gemeinde für sich steht dieser einständige Hof da, ja wie ein kleines Königtum, denn frei wie ein König waltet so ein niedersächsischer Bauer auf seinem Erbe.

Außer dem mächtigen, 75 Schritt langen, mit Stroh gedeckten Wohnhause, dessen Spruch am Querbalken auf den frommen Sinn der Bewohner schließen läßt, zählen wir auf dem Hofe zwölf große Gebäude, auch fast alle mit Stroh gedeckt: zwei Scheunen, einen Viehstall, einen Schafstall, einen Schweinestall, drei Speicher mit den hübschen, charakteristischen Treppenaufstiegen an der Querseite, ein Backhaus, im Garten ein Haus für die Leinenwache. Zur Hälfte dient dieses als Werkstatt für den Bauer und den Großknecht, die allen Handwerkern etwas abgelauscht zu haben scheinen und dort allerlei Geschirre und Geräte selber flicken. Endlich steht auf dem Hofe das Haus des Altenteilers (Vater des zeitigen Hauswirts) mit dem Stallgebäude.

Das Tagewerk

Eben vor Mittag machen wir noch einen kurzen Weg in das Feld. Dort wird rüstig geschafft: die Roggenernte hat begonnen. Wir haben die Leute eben begrüßt, als schon die Großmagd herzutritt und den Freund und mich „bindet", d. h. um unsern linken Oberarm ein leichtes Strohseil windet. Mit einem Geldstück können wir uns loskaufen. Es dient den Leuten als „Trinkgeld" beim Erntefest oder später beim Erntebier.

Die Schafe hütet heute der alte „Futter-Heinrich". Er ist schon zu schwach, um mit zu mähen, dafür steht zur Erntezeit der noch kräftige Schäfer in der Reihe der Schnitter.

Um zwölf Uhr mittags kehrt alles heim vom Felde. Emsig und rüstig haben am Vormittag die Hausfrau und die Tochter im rauchigen Flett am Herde geschafft, das Essen für die Schnitter zu bereiten. Nachdem diese sich gewaschen haben, ertönt auf der Hausdiele der Ruf der Magd: „Kamt rin! Wü wütt wat äten. Seggt buten ok bescheid". Bald füllt sich die Stube (die Dönze), und auch wir beide werden zum Ernteschmaus geladen. Zunächst labt uns die dampfende, kräftige Suppe von Rindfleisch, und auch die andern Speisen sind wahrlich nicht zu verachten, was Güte und Menge betrifft. Zu den neuen Salzkartoffeln wird dicker Reis geboten, Rauchfleisch vom Rind oder vom Schwein, das erwähnte Kochfleisch und frisches Fleisch vom Schaf, das eigens zur Ernte geschlachtet ist. Soßen, gekochte Zwetschen, selbst der Erntekäse und kühles Bier fehlen nicht. Es muß aber gesagt werden, daß im Hause unseres Bauern nur zur Zeit der Ernte und um die Weihnachtszeit (in den Zwölften) so gut und reichlich gegessen wird.

Nach Tisch folgt eine Ruhepause von etwas über eine Stunde. Die Mägde gehen der Haustochter beim Aufräumen und Reinigen in der Küche zur Hand.

Am Nachmittag wird der vor einigen Tagen gemähte, bereits in Stiegen stehende Roggen eingefahren. Haben die Leute heute mittag bei Tisch zugelangt, so ist es jetzt eine Lust zuzusehen, wie die Arme sich bei der Arbeit rühren. Der Bauer hat nicht nötig, auch nur mit einer Silbe anzufeuern. Überdies arbeitet er ja selbst mit. Er sagte mir einmal: „So lange ick keen Phantasiebur bin un keen Ökonom, so lange ick in eener Stub mit mine Lüe äte und mit jüm buten sülmst arbeie, so lange, denke ick, heff ick ok Lüe, de ick bruken kann". Daß er recht hat, beweist sein Hof seit fast dreißig Jahren. Der Mann kümmert sich aber auch sonst um die Leiden und Freuden seiner Leute.

Während man überall bemerken kann, daß eine alte Tracht zurückgeht, bei der hübschen Tracht der Roggenbinderin ist das Gegenteil zu beobachten. Zwar nur langsam erobert sie sich Gebiet auf Gebiet. Bindeschürze, Bindehandschuhe und der leichte Flutterhut, alles in Weiß, stellen sich freundlich zu dem Gelb des Erntefeldes einen hübschen Ton. Der praktische, leicht anzufertigende Hut hat vielerorts die Strohschaube, den sog. „Peerkopp", verdrängt.



Wagen auf Wagen fahren, hochauf beladen, zur Scheune, und leer wird das Feld. Eine hübsche, lustig schäkernde Gruppe versammelt sich zur Kaffeezeit an einer Stiege. Den braunen Trank bringt die Hausfrau selbst auf das Feld. Sonst pflegt es auf dem Hofe zur Vesperzeit Brot und Speck zu geben und selbstbereitetes weißes Bier und des Abends dicke Milch und Brot. Der Ernteabend aber bringt seit Jahren belegtes Butterbrot und Lagerbier.

Das Stallvieh ist gefüttert. Da hält der Hausherr mit all den Seinen eine kurze, ernste Abendandacht; er liest aus der Bibel vor, die Hausgemeinde singt einen Vers und betet das Vaterunser. Die Feier ist schlicht und voll religiöser Stimmung. Warum haben so viele Höfe diese Weise verlassen!

Alles begibt sich am Abend zur Ruhe. Nur der Wirt und wir beiden Neugierigen machen noch einen Ausflug ins Feld. Aus dem Forst tritt allabendlich Wild auf das Feld, um dort zu äsen. — Ein wundervoller Abend! — Nichts rührt sich auf der weiten Fläche, die wir von der Grube aus, in der wir sitzen, „absehen" können im Dämmerlicht. Aber unser Warten ist vergebens. Das Rudel, auf das wir hoffen, tritt nicht aus. Der Wind ist wohl

Am Abend



über uns gestrichen; denn eine Ricke, die durch das Glas am Wiesenrand zu sehen ist, wittert und ist sogleich verschwunden. Bald darauf fällt entfernt an der anderen Seite des Feldes ein Schuß. Er kommt von der Wildwache.

Für die Zeit der Roggenernte hat der Vater des Hauswirtes, der Altenteiler, die Wildwache übernommen. Der Ochsenhirte hilft ihm. An der äußersten Spitze des weitläufigen Feldes steht eine Erdhütte. Davor wird für vier bis fünf Nachtstunden ein Feuer unterhalten, das möglichst stark qualmt. Von Zeit zu Zeit gehen die Wächter nach verschiedenen Richtungen am Felde entlang und geben weitab vom Feuer je einen Pulverschuß ab und johlen und rufen, um das Wild zu schrecken. In der Zwischenzeit erzählt dann der Alte dem Jungen beim flackernden Feuer Geschichten und Sagen der Heimat, um den Schlaf von den Augen zu scheuchen.

Langsamen Schrittes pilgern wir drei heim in der warmen Sommernacht. Der Bauer erzählt uns noch von diesem und jenem, das seinen einsamen Hof angeht, und von einigen Erntebräuchen des Nachbardorfes vor vierzig Jahren, so von dem „Vergodendel" und dem „Stoppelhahn", beides Bräuche des letzten Erntetages. Vergodendeel war der kleine Kornrest, der für die Armen des Dorfes liegen oder stehen gelassen wurde, und das seltsame Gebilde, das man unten auf dem Felde fand, wo die Mäher zuletzt mähten — etwa 50 stehen gelassene, mit bunten Bändern zusammengebundene Ähren, aus denen ein abgeschnittener Hahnenkopf hervorsah — nannte man den „Stoppelhahn".

Von einigen Festen und Bräuchen, namentlich in der Südheide.



Von besonderen Festen, die sich von den Bauernfesten anderer Gegenden unsers Bezirks unterscheiden, hat die Südheide nur noch ganz wenige. Der Einfluß der Stadt hat viele Besonderheiten verwischt. Das Gemütvolle, Vertraute, Herzliche und „Dörpsmäßige" wird leider oft von denen, die etwa als Soldat oder als Dienstmagd in der Stadt in Stellung waren, verächtlich angesehen. Vergessen ist bald das ganze bäuerliche Drum und Dran des Festes, es ist vielfach abgelöst durch den bloßen Wechselbalg einer dem Städtischen nachgeahmten Tanzerei: Schottisch, Rheinländer und Walzer im Wechsel und dazu ein Gelage in Kaffee, Grog und Bier und Wein.

Selten wird z. B. noch das Erntefest nach der alten Weise gefeiert, in der es früher ein Volksfest war. In einigen Bauernhäusern hängen aber doch noch Erntekranz und Erntekrone. Jener wird aus Ähren und Feldblumen von den Mädchen an dem Tage gewunden, an dem das letzte Fuder Korn eingeholt wird; er wird der Herrschaft überreicht, hier und da unter Aufsagen eines eingelernten Verses. Herr und Frau versprechen dabei den Leuten das an einem Sonntag oder Montag abzuhaltende Erntefest oder, wenn dieses noch von dem ganzen Dorfe gemeinsam gefeiert wird, tragen sie zu den Kosten bei. Bauernfeste

Die Mädchen stellen dann einige Tage vor dem Fest die Erntekrone her; sie ähnelt der, die man bei Richtfeiern braucht. Nur kleiner ist sie, und die Bügel sind außer mit Buxbaum- und Kronsbeersträuchern mit Ähren bewunden. Außerdem ist die Krone verziert mit sogenanntem Knittergold und buntem Papier. Ungemein fröhlich pflegt's schon an dem Abend herzugehen, an dem die Krone gebunden wird. Wir hörten Scherz und Gesang dabei, sahen einigen Tänzen nach der Handharmonika zu und freuten uns daran, wie diesem und jenem, der noch nicht ordentlich tanzen konnte, unermüdlich „der letzte Schliff" beigebracht wurde. „Wie ein Kranzbinden zu einer Hochzeit ist uns der Bindeabend zum Erntekranz gewesen", so gestand mir begeistert eine Frau der Heide.

Wo noch das Erntefest in einem Bauernhause gefeiert wird, schmückt man den Platz über dem Musikstande — und sei er auch nur von einem Handorgelspieler (so nennt man den Künstler auf der Handharmonika) eingenommen — mit Grün oder einem Kranzgewinde, und die Erntekrone ist in der Mitte der Diele unter dem Balken aufgehängt. Dann wird gegessen, was eben die Herrschaft hergibt, die auch mit Bier und Köm nicht spart. Und dann beginnt der Tanz, an dem sich, wie auch beim Essen, die ganze Familie des Bauern beteiligt. Es ist überhaupt noch oft in der Südheide zu beobachten, daß sich alle um einen Tisch versammeln, bei der Hauptmahlzeit am Tage oder doch bei Familienfestlichkeiten, wie Taufe, Konfirmation und Hochzeit; da betrachten sich alle Hausgenossen als eine Familie. Gemeinsam arbeiten, miteinander feiern und fühlen ist das beste

Bindeglied zwischen Herrschaft und Gesinde. Die Höhe des Lohnes, das kalte Geld tut's wirklich allein nicht.

Wird das Erntefest im Wirtshause gefeiert, so bringen die jungen Leute die Krone in der Mitte des Saales unter dem Balken an. Ganz vereinzelt werden die Erntefestfeiern noch in der Weise begangen, daß in diesem Jahre ein Bauer die Feier übernimmt und im folgenden der andere, und so der Reihe nach weiter.

Was im Norden unseres Bezirks Burräken ist (die Gemeindeabrechnung um Lichtmessen herum), bedeutet für den Süden der Heide das **Burnbeer**. Dieses wird jetzt aber öfter in der Zeit nach Neujahr gefeiert, wenn andere Gegenden ihren Karneval haben, eben vor der Fastenzeit. Es ist übergegangen in ein anderes Fest, den „**Fastabend**" oder „**Faßläm**". Mir ist gerade nicht bekannt, ob



noch einige Dörfer den alten hübschen Brauch haben, daß von den Mädchen zu dieser Feier gesammelt wird, was die Bäuerinnen an Würsten, Eiern, Schinken und dergleichen hergeben wollen, oder daß von den jungen Leuten beiderlei Geschlechts am Tage der Feier mit der Musik umhergezogen wird, daß sie ein Tänzchen auf der Bauerndiele machen und die eßbaren Geschenke nachher im Wirtshause bereiten und verzehren. Vor 30 Jahren aber sah ich den Brauch noch. Im Norden (z. B. Landkreis Harburg) ist er noch überall heute üblich.

Umzüge mit Sammlungen auf den Bauernhöfen durch die jungen Leute kommen aber noch vor beim sogenannten „**Fehaken-Fest**", das im Herbste noch in drei Ortschaften eine Stätte hat und beim „Ballholen", das am Heiligen Dreikönigstag noch in vier Dörfern des Landkreises Celle gefeiert wird. Der Habicht, ein arger Hühnerräuber, führt im Norden des Kreises Celle den Namen „Fehak". Es wird nun dahin getrachtet, einen Habicht oder in Ermangelung dessen einen Sperber zu fangen oder zu schießen — den schießgewandten Söhnen der Gegend eine Kleinigkeit — und damit geht dann die Jugend umher, zeigt den Räuber vor und erhält von den Bäuerinnen Gaben, vor allem Erzeugnisse des Hühnerhofes. Die Geschenke werden im Wirtshause oder in einem Bauernhause beim „Fehakenfest" — in der Hauptsache eine kleine Tanzerei — verzehrt.

Das „**Ballholen**" war früher in der Südheide weiter verbreitet als heute. Einige Wochen vor dem Heiligen Dreikönigstage pflegen die jungen

Mädchen der Orte, wo der Brauch noch geübt wird, bei der Frau des Dorfes, die zuletzt im verflossenen Jahre geheiratet hat, sich einzustellen, um sie in gereimter Rede zu bitten, ihnen „den Ball zu geben". Dann stellt diese ein Knäuel Garn von etwa doppelter Größe einer Faust her und befestigt daran etwa zwölf 50 bis 75 cm lange, bunte, seidene Bänder und auch billigere. An einem kurzen Faden muß der „Ball", der wirklich oft ein kleines Kunstwerk ist, unter der Decke aufzuhängen sein. Am Nachmittage des Dreikönigstages (um den 6. Januar) kommen die jungen Leute mit der Musik zum „Ballholen". Den Mädchen wird der Ball verabfolgt, und den Burschen gibt der junge Mann einiges Geld zum Vertrinken. Im Wirtshause oder auf der Diele des Hauses, wo gefeiert wird, befestigt man den Ball unter der Decke, und unter ihm wird der Jubel vollführt, der Bauern-„Ball" abgehalten. Der „Ballkönigin", etwa einer heimlich Verlobten, wird zum Schluß der Ball überlassen. Sie verwahrt ihn so lange in ihrer Kammer, bis sie ihn als junge Frau einmal wieder beim „Ballholen" mit ganz neuen oder hinzugefügten Bändern fortgeben kann.

Ein altes Fest eines Dorfes der Südheide mag hier noch erwähnt werden, das seit hunderten von Jahren alljährlich im Herbst noch von einem ganzen Dorfe von alt und jung gefeiert wird: das Hachelfest zu Nienhagen, Kreis Celle. Es ist das vielleicht der Nachklang eines alten Gaugerichts. Überlieferung und Geschichte berichten, daß alljährlich im Herbst der Vertreter des Herzogs, der Vogt, herausgekommen sei nach Nienhagen und Gericht gehalten habe, die alte „Hagesprake". Auch die Äbtissin von Wienhausen habe das Recht gehabt, vor dem Gericht zu erscheinen, wahrscheinlich deshalb, weil vor 1244 das Kloster Wienhausen in Nienhagen gestanden hat; einen „Klosterplatz" gibt es bei Nienhagen noch. Meldete die Äbtissin sich drei Tage vorher an, so konnte sie eine gebratene Gans zur Mahlzeit verlangen. War nämlich das Gericht beendet, so mußte die Gemeinde ein Essen geben, an dem alle beim Gericht Anwesenden teilnahmen. Es war Sitte, dazu einen Ochsen zu schlachten. Zum Braten mußte der Vogt des Herzogs elf Faden Holz (!) hergeben. Für das Essen und Trinken hatte jeder Teilnehmer ein Geringes zu zahlen. Das Gericht soll stets auf demselben Vollhofe stattgefunden haben, der noch jetzt „Hachmeisters Hof" heißt, und auf dem noch heute das Hachelfest, das eigentliche „Hagefest" stattfindet. Über tausend Jahre schon sei das Fest alt, so heißt es. Wer sich heute zum Hachelfest einfindet, kann teilnehmen am Frühstück, bestehend aus Butter, Brot und Honig, und am Essen, zu dem noch immer ein Ochse geschlachtet wird. Man zahlt dafür, wie seit 100 Jahren, 12½ Groschen, womit auch das Getränk bei Tische beglichen ist. Gericht wird natürlich nicht mehr gehalten, nur findet nach alter Weise ein Umzug durch den Ort statt, der als Nachklang der alten „Grenzbegehung" gedeutet wird. Nach dem Essen ist dann ein Tanz. Dabei werden noch heute mehrere der alten Volkstänze geübt. Vor Jahrzehnten wurden in Nienhagen bei diesem Fest nur diese alten Tänze getanzt, und auch heute noch sieht man dort mehrere, die

anderswo gar nicht mehr bekannt sind. Das Holz aus dem Königlichen Forst muß noch heute der Gemeinde geliefert werden. Einige Jahre hatte der Fiskus sich geweigert; er wurde aber gerichtlich verurteilt, für die drei Jahre der Weigerung die Holzanfuhr nachzuholen und ferner zu liefern.

Weihnachtsbräuche

Der Bräuche um Weihnachten sind noch mancherlei — auch in der Südheide. Es kommt aber vor, daß ein Brauch in dem einen Orte gut bekannt ist und geübt wird und im Nachbarorte nicht, und wenn man auch versucht, ihn hier in einem Hause einzuführen, so hat's damit doch bald wieder ein Ende. Auch mit Bräuchen anderer Fest- und Jahreszeiten ist's oft so.

Die Kinder pflegen in den Wochen vor Weihnachten morgens kleine Gaben in ihrem Schuh oder in der Mütze zu finden. Die Kuchen usw. sind hier aber nicht wie in einem Teile der Mittel- und Nordheide Kanjeskuchen (Gaben des „Kanjes"), sondern diese Sachen bringt schon der „Weihnachtsmann", wie überhaupt die Gaben zum Weihnachtsfest und den geschmückten Tannenbaum.*)

Daß es auch in der Südheide vor etwa 60 Jahren noch weltabgeschiedene Dörfer gab, in deren Häusern kein Christbaum stand, wo noch keine Geschenke an Kinder und Dienstboten verteilt wurden, sei erwähnt. Nur als „Dickbuksabend" habe, so wird erzählt, der Weihnachtsabend ihnen gegolten, bei dem die „Brannwienskoschale" und der Topf mit Meeth nicht habe fehlen dürfen. Der Name Dickbauchsabend weist auf einen vollbesetzten Tisch hin, den es an diesem Abend gab (er fiel ja in die Zeit des Schlachtens). Die Koschale (auch Kal-schal, kalte Schale) wurde hergestellt aus zerriebenem Honigkuchen und Zucker, auf den man Branntwein goß. Das Gemisch wurde in einer großen zinnernen Schale auf den Tisch gestellt, mit zinnerner Kelle auf zinnerne Teller getan und wie Suppe gegessen. „Wenn die Frau keinen Honigkuchen hatte, nahm sie Brot. Unsere alte Magd hatte auch am ersten Weihnachtsmorgen von der übriggebliebenen Koschale gegessen und war dann in der Kirche eingeschlafen. Als ihr der Klingelbeutel vorgehalten wurde, rief sie, in der Meinung, daß ihr die Koschalschüssel zugereicht werde: „Ne, ok keinen Lepel (Löffel) vull mehr!", so erzählte uns der alte Onkel. Ab und zu hört man, daß man hier noch in dem und jenem Dorfe Koschale gegessen hat. Dickbuksabend werden aber der Weihnachtsabend und der Silvesterabend noch vielfach genannt.

Der alte Glaube vom Helljäger und von den Zwölfen ist im Volke noch weiter verbreitet, als man denkt. Recht oft hört man in der Zeit vom 26. Dezember bis zum 6. Januar (das ist die Zeit der zwölf Nächte) auf dem Lande von alten Leuten die Redensart: „Dat holt'n in'n Twölmen nich gaud", und, ereignet sich Unheil im Laufe des Jahres: „Ja, süßt

*) In der Nordheide heißt es „Kinjes" und bedeutet ursprünglich wohl eine Semmelpuppe (Stutenpopp), die man Kindern in der Zeit vor Weihnachten schenkte, dann aber auch jede den Kindern bescheerte Gabe. Das Wort ist offenbar auf „Kind Jesus" zurückzuführen, wie „Herrjeh" auf „Herr Jesus". — D. H.



Frido Witte (Schneverdingen).

Weihnacht.

du, watt hefft se dat in den Twölmen so makt". Nach dem Volksglauben mag der Helljäger, der in der Zeit umgeht, alles Runde, Drehende nicht leiden. Es wird geraten, in der Zeit keinen Dünger aufs Feld zu fahren. Ich hörte selbst, wie vor etwa zwanzig Jahren ein alter Knecht seinen Herrn treuherzig warnte, keine Streuheide in den Schafstall zu fahren, keine Grützmühlen zu drehen, nicht zu spinnen und zu haspeln, keinen Schinkenteller zu scheuern. Auch Weißes möge der wilde Jäger nicht leiden; so dürfe man nicht flicken, wolle man im ganzen Jahre nicht zerrissenes Zeug haben, und nicht waschen, besonders aber keine Wäsche auf der Leine haben. „Dat Hus, dat in den Twölmen de Stangen bekleet (Wäschestangen werden statt Wäscheleinen in der Heide noch viel gebraucht), bekleet in'n Johr ne Like." Das weiße Zeug locke den Helljäger. Als es an einem Silvesterabend einmal gehörig stürmte und der Wind die vom Mond etwas schwach beleuchteten Wolken wälzte, sagte nur ein alter Verwandter: „Dat schall'n nich glöven, awer is düt nich just, as wenn de Helljäger fänert? Us Großmudder plegg us veel davon tau vertellen." Ich werde das Bild des zum Himmel starrenden Achtzigjährigen, der solcher Erinnerungen aus der Kindheit pflog, nie vergessen und auch nicht, wie der Eichwald dazu brauste und der Wind immer mehr Fetzen vom alten Strohdach des Schafstalles riß.

Solches Abstehen von der Arbeit und das Abraten davon in dieser Zeit — auch auf den Höfen, wo man nicht mehr an den Helljäger glaubt und an die Zwölfen denkt, wird in den Tagen nach Weihnachten und um Neujahr oft herzlich wenig gearbeitet — hängt wahrscheinlich mit der einstigen Heilighaltung dieser Tagereihe zusammen, die da beginnt, wenn die Sonne ihren Wendepunkt erreichte und bis dahin dauerte, wo die Tage zu wachsen beginnen. In dieser Zeit herrschte Arbeitsruhe und Frieden.

Osterbräuche

Daß alte Leute unseres südlichen Bezirks, wenn sie in der Karwoche zum Abendmahl gingen, an dem Tage eine gewisse Art Fasten hielten, habe ich noch beobachtet; nur Milch und Brot wurde von ihnen genossen. Auf zahlreichen Höfen wird noch heute darauf gehalten, daß in der stillen Woche in der Zeit von Palmarum bis Sonnabend vor Ostern kein Lärmen, Singen und Umherziehen der jungen Leute auf der Straße, kein Handorgelspiel usw. geduldet wird. Altar und Kanzel sind in der Woche schwarz behangen, zum Zeichen der Trauer um den sterbenden Erlöser, und die Kirchgänger tragen durchweg schwarze Tracht. Am Karfreitag schweigen in manchen Gemeinden die Glocken und das „Spiel", die Orgel, und wenn am Ende des Nachmittagsgottesdienstes der tiefernste Choral: „O Traurigkeit, o Herzeleid", das Lied vom Begräbnis Christi, gesungen wird, fällt vom Turme her das Geläut mit ein — ein ganz ergreifender Augenblick! Am Karfreitagabend oder am Sonnabend pflegt in einigen Kirchdörfern ein kurzer Gottesdienst auf den Kirchhöfen selbst abgehalten zu werden, oder es ziehen die Leute einzeln zu den Gräbern ihrer Lieben.

Es ist angedeutet, daß zur Stille ermahnt werde in dieser Woche. Nur am Gründonnerstagnachmittag, der ja auch heute nicht gerade als Fest-



Barmführ.

Ringsum von allen Höhen flammt
Die Glut der Osterfeuer —
Uralter Brauch, wie bist du doch
Dem Herzen lieb und teuer! . . .

Uralter Brauch — in meiner Brust
Fühl' ich es neu sich regen —
Strahlst wieder mir ins Herz hinein
Den Frühlings-Ostersegen!

Friedr. Freudenthal.

tag gilt — denn nur vormittags besuchte man die Kirche — geht oder ging es laut her, beim Ballspiel nämlich. Kinder und große Leute spielten bei uns an dem Nachmittage draußen vor dem Dorf das deutsche einfache Schlagballspiel. Vielleicht ist dies Hinausziehen in Wald und Flur zum fröhlichen Spiel ein Nachklang jener Versammlungen unter den Malbäumen, wo man nach Volksversammlungen und Gerichtssitzungen Spiel und Volksfreude pflegte.

Am Gründonnerstag und am folgenden Sonnabend pflegte und pflegt noch das Sammeln von Brennmaterialien für das Osterfeuer stattzufinden. Halbwüchsige Burschen zogen einen großen Leiterwagen durch das Dorf und suchten zusammen, was man ihnen gewährte an Holz, Torf, Stroh usw. Am liebsten war uns eine alte Tonne, und gar eine Teertonne, die beim Feuer, das am Abend des ersten Ostertages auf einem Hügel beim Dorfe angezündet wurde, an einer hohen Stange mitten im Osterfeuerscheiterhaufen prangte, da oben zuletzt in Brand geriet und dem Feuer einen prächtigen Abschluß gab.

Der regelrecht durchgeführten Osterfeuer gibt es in diesem Bezirk leider nicht viele mehr. Das Verzeichnis, das ich angelegt habe über die Dörfer, wo kein Feuer abgehalten wird, weist bereits viele Namen auf. Hier und da wollen die Bauern kein Holz mehr hergeben, auch den Platz nicht, weil zu viel Unfug dabei getrieben werde. Geistliche und Lehrer haben an der Abschaffung mitgearbeitet, und auch der Gemeindevorsteher will es öfter nicht mehr. Die oberste Behörde des Fürstentums Lüneburg wollte es nach einer Verordnung von 1734 schon nicht mehr haben. Zwei Taler sollte der bezahlen, der dennoch Osterfeuer anmachte, oder man wollte ihn einsperren bei Wasser und Brot.

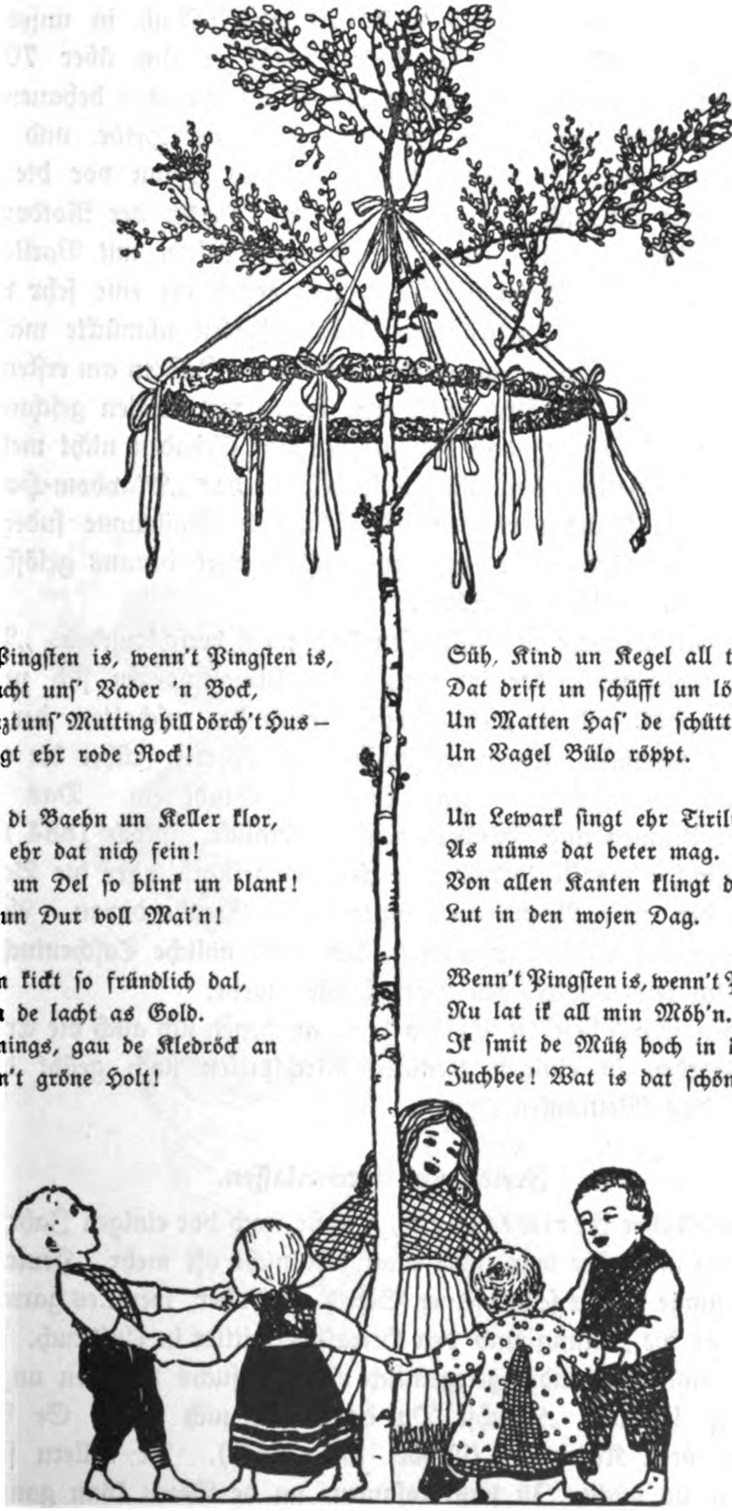
Einen hübschen Brauch fand ich auf einsamen Bauernhöfen der Heide. Am Ostermorgen meldete sich der Hütejunge oder der Kleinknecht bei der Herrschaft, überbrachte die in der letzten Woche gesammelten Eier und erhielt dafür eine Gabe in bar. Das sei dort so eine alte Sitte auf dem Hofe, bedeutete man mir. Es sei auch erwünscht, wieder Eier im Kasten zu haben, denn am „Paascheierabend“ (Sonnabendabend vor Ostern gab's soviel gekochte Eier, als jeder essen mochte) verbrauchte man viel.

Am Ostermorgen geht man hier und da zur Zeit des Sonnenaufgangs hinaus ins Freie, um das Hüpfen der Sonne zu sehen. Die Sonne soll am Ostermorgen dreimal vor Freude darüber hüpfen, daß Christus erstanden ist. Wer es noch nicht gesehen hat, glaubt, er habe wohl die rechte Zeit verpaßt. — Daß man auch stillschweigend Wasser schöpfte am Bach und sich damit wusch, um gesund und schön zu werden, wird aus verschiedenen Dörfern erzählt. Gern sollen in diesem Augenblicke die Burschen die Mädchen necken, um das Schweigen zu stören.

Am Abend gibt es dann wieder Paascheier (Paaschen = Ostern). An beiden Ostertagen herrscht Freude in den Dörfern, und Jauchzen ertönt vom Spiel der Kinder, und auf den Bauerndielen tanzt abends die Jugend nach den Weisen der Handharmonika.

Wenn't Pingsten is.

Von Georg Finke.



Wenn't Pingsten is, wenn't Pingsten is,
Denn slacht uns' Vader 'n Bock,
Denn danzt uns' Mutting hill dörch't Hus —
Wat flüggt ehr rode Rock!

Un makt di Baehn un Keller klor,
Wat lett ehr dat nich fein!
Un Dönz un Del so blink un blank!
Un Dör un Dur voll Mai'n!

De Heben kickt so fründlich dal,
De Sünn de lacht as Gold.
Nu, Kinnings, gau de Kledröck an
Un rut in't gröne Holt!

Süh, Kind un Kegel all togang!
Dat drift un schüfft un löppt.
Un Matten Has' de schütt kopphei,
Un Vagel Bülo röppt.

Un Lewark singt ehr Tirili,
As nüms dat beter mag.
Von allen Kanten klingt dat hüt
Lut in den mojen Dag.

Wenn't Pingsten is, wenn't Pingsten is..!
Nu lat ik all min Möh'n.
Ik smit de Mütz hoch in de Luft:
Juchhee! Wat is dat schön!

Th. Herrmann.

Pfingstbräuche

Wer selbst einmal den Eltern oder dem trauten Lieb den Maibaum oder Maienstrauch in der Pfingstnacht vor die Tür gesetzt oder ans Fenster gesteckt hat, wird sich dem Zauber, der diese einfache Handlung begleitet, nicht wieder entziehen können. Der Brauch des Maibaumstellens ist sehr alt und weit verbreitet. Auch in unserm Bezirk wird er noch viel geübt. In Deutschland läßt er sich über 700 Jahre zurück verfolgen. In einigen Gegenden wurde ein einfacher behauener Baum mit Blumen und Kränzen geschmückt; bei uns in der Heide, und wo man sonst kann, nimmt man die Birke, pflanzt sie als Baum vor die Haustür oder steckt sie als Strauch außen ans Fenster. Wenn der Rotdorn gerade zu Pfingsten blüht, so nimmt man in einigen Dörfern mit Vorliebe dessen Blüte als Schmuck zum Grün der Birke und erzielt oft eine sehr wirkungsvolle Zusammenstellung. In früheren Jahrhunderten schmückte man Häuser und selbst Kirchen (ich sah übrigens noch vor einigen Jahren am ersten Pfingsttage in Ahlden selbst den Altar links und rechts mit Maien geschmückt) hier und da so sehr mit Birken, daß die Wälder den Schaden nicht mehr tragen konnten, und viele Verbote damaliger Zeit belegen das „Maybom-Hauen" mit Strafe. Von den Bauern werden heute vielfach Maibäume fuderweise an den städtischen Markt gebracht, und gutes Geld wird daraus gelöst, wie zu Weihnachten beim Christbaumverkauf.

Die andern Bräuche um Pfingsten sind meist verschwunden. „Pfingstkalb" heißt wohl noch, der im Hause am Pfingstmorgen sich zuletzt vom Schlaf erhoben hat, und ein „Pfingstochse" wird der gescholten, der sich grell und auffallend schmückt. Einen „Pfingstochsen" führten früher die Schlachter in der Woche vor Pfingsten zum Tore der Stadt ein. Das Tier war mit Kränzen, Blumen und Bändern reich geschmückt. Noch 1884 wurde ein solcher Pfingstochse ins Nordertor von Celle eingeführt, aber die Bevölkerung kannte kaum den alten Brauch und hatte wenig Freude daran. Aus keinem Hause bekamen die Schlachterburschen das einst übliche Taschentuch gereicht. Seither sah ich keinen wirklichen Pfingstochsen mehr.

Von den Spielen zu Pfingsten, an denen sich auch die Erwachsenen beteiligten, werden in einigen wenigen Kirchspielen noch geübt das Ballschlagen und das Wettlaufen.

Freien und Freienlassen.

Freiwerberei und Verlöbnis

Von wirklicher Freiwerberei, wie sie noch vor einigen Jahrzehnten in der Heide gäng und gäbe war, hört man jetzt nicht oft mehr. Heute sucht sich meistens der junge Bauer selbst seinen Schatz aus, oder, wenn es garnicht passen will, nimmt er die Zeitung und den Heiratsvermittler in Anspruch. Aber doch kommt wohl eine Verwandte gelegentlich eines Besuchs wie von ungefähr mit dem Anliegen heraus: „Möchst Du de un de nich lien? Se hat so un so väl, ohne ören Kistenpant (Möbel und dergl.). De Ollern sünd'r mit inverstan, un us dücht, Jü paßt tosamen, un de Deern könn ganz gaut bi Dick sitten" (könnte es ganz gut bei Dir haben). Das ist hier das übliche Bild



Hochzeitsbitter.

von der Freiwerberei gewesen und ist es hier und da noch. Die Tochter durfte sich nicht vordrängen, sie wurde und wird noch heute durch Freiwerber unter Angabe der Mitgifthöhe „angeboten". Oder der junge Mann schickte den Freiwerber in das Haus des Mädchens, das er begehrte. Unter dem Vorwande, er wolle eine Kuh kaufen, führte der Werber sich ein, und bald hatte er aus den Eltern des Mädchens herausgefragt, daß und mit wieviel sie ihre Tochter nach dem und dem Hofe geben wollten. „Also ick kann seggen, dat Jü jaun Marie öm hendaun wütt" (ihm hingeben wollt)? Oft bekam der Freiwerber wenig, ein seiden Tuch oder gar nichts. Aber, wenn die Ehe sich glücklich gestaltete, wurde der ehemalige Freiwerber stets wie ein naher Verwandter aufgenommen. Ein mir bekannter Dorfschneider, der viel Glück im Freiwerben gehabt hatte, bekam auf seinen Besuchen, die er auf allen diesen Höfen des Kirchspiels im Winter abstattete, soviel Wurst und Fleisch zusammen, als ob er selbst eingeschlachtet hätte. — Bald darnach war dann „de Löft", die Verlobung. Die zukünftige Braut oder der Bräutigam kommt „tom Beseihn", zum Besehen der zu erwartenden Habe. Nach einem guten Essen wird sie besprochen, und man geht in Haus, Garten und Feld umher. Scharf wird zugesehen, ob „dat Kram ok tau us paßt". Auch wird besprochen, wann der „Hof übergeben, anfat't weern soll, wann die Alten abgeben". Sind beide Teile „taufreen", so wird noch einmal däftig gegessen, und man setzt den Tag der Eheverschreibung fest, die vor Gericht erfolgt. Dann erst gehen die jungen Leute zum Goldschmied und kaufen die Ringe; denn es könnte vor Gericht noch „wat twischen kamen sien". Das Tragen der Verlobungsringe war vor 50 Jahren noch gar nicht so allgemein. Für den Hochzeitstag lieh die Kirche solche Ringe gegen Entgelt her. Nachher nahm man Ringe aus Tompack oder Silber. Der Mann der Lüneburger Heide trägt auch heute noch vielfach keinen Ring. —

Hochzeitsbräuche

Die alten Bräuche bei Hochzeiten schwinden auch im Lüneburger Lande mehr und mehr. Die Hochzeit der Bauern von heute ist „fein", wie man sagt, das einzige Besondere bei der Feier ist meist noch der ins Riesenhafte gesteigerte Verbrauch von Eßwaren und Getränken, während die Bauernhochzeit vor 20 Jahren sehr viel Volkseigentümliches einschloß. Nur etwas hat sich in einigen Dörfern erhalten von anheimelnden Gebräuchen, öfter aber sind auch weniger schöne dabei.

Ich will hier zunächst einige Bräuche anführen, wie sie vor 40 Jahren bei „Hochzeiten" gäng und gäbe waren, oft aber auch noch sind. Mit dem „Hochzeitsbitter" beginne ich. Zwei mit Bändern und Sträußen geschmückte junge Burschen, der Bräutigamsknecht und der Brautknecht, ritten zu den Freunden und Verwandten des Paares und luden in Knittelversen zu der Hochzeit ein:

Ich grüß euch alle insgemein.
Weil ich jetzt komme zu dieser Zeit,
Trag ich einen Strauß an meinem Kleid,
Auch einen Strauß am Hute fein,
Den hat mir verehret ein Jüngferlein;

Dieses trag ich Braut und Bräutigam zur Ehr',
Auf deren Bitten und Begehr
Wir sind zu euch hereingeritten
Und wollen euch zur Hochzeit bitten. — (Trinkt) —
Wenn ihr ihnen wollt den Willen tun
Und am Freitag bei dem Bräutigam (oder Braut) einkehren
Mit blanken Gewehren,
Mit allerlei Rossen,
Mit Schimmeln und Vossen (Füchsen),
Mit schwarzen und braunen,
Mit gelben und grauen,
Mit schwarzbraunen oder weißen,
Oder wie sonst eine Farbe mag heißen,
Und wollt den christlichen Kirchgang helfen zieren und mehren
Und die Kopulation mit anhören:
Dann wollen wir umkehren in das Hochzeitshaus,
Da wollen wir leben sieben Tage in vollem Schmaus.
— Zwei Männer haben wir ausgesandt
Übers Meer und über Land,
Den Fischer auf die See,
Den Jäger auf die Höh',
Was diese beiden schießen und fangen,
Das wird in den sieben Tagen auslangen.
An Aufwartung soll's auch fehlen nicht,
Da wird was Gutes zugericht't.
Der Koch, der soll Zurichter sein,
Der Schänke, der soll schänken ein
Bald Bier, bald Wein und Branntewein
Guten Tabak und lange Pfeifen,
Die werden wir vom Tische greifen.
Es wird auch sonst lustig hergehen,
Neun Musikanten soll'n fleißig musizieren,
Damit die Männer die Frauen zum Tanze führen.

In den Tagen vor der Hochzeit fährt der „Kistenwagen" mit der Aussteuer („Kistenpant") nach dem Hause des Bräutigams. Schön geschmückte Pferde ziehen ihn. Oft sind es auch mehrere Wagen. Nach Beendigung der Freiheitskriege zählten zum Kistenwagen eines Bauern notwendig Bett, Kleiderschrank, Milchschrank, Koffer, einige Stühle und Schemel, Spinnrad, Haspel, Garnwinde und Spulrad, einige Eimer und anderes geringes Hausgerät. Jetzt gehört freilich mehr dazu; durchschnittlich erwartet der Bauernsohn, daß ihm seine junge Frau eine Aussteuer im Werte von 3 bis 4000 Mark mitbringt. Auf dem Kistenwagen saß eine Frau, die das Spinnrad (zum Brautlakenspinnen fertig) vor sich hielt. Hinter ihr hatten auf zwei Stühlen zwei junge Frauen Platz genommen, die unter die sie begleitende Dorfjugend Waffelkuchen warfen. (Die mächtigen Waffeleisen von damals sind jetzt bereits Gegenstände der Museen.)

Ein hübscher, sinniger Brauch, dem man die weiteste Verbreitung wünschen kann, ist der der Brautapfelgabe. Wenn der Polterabendbrauch beendet ist — vor der Haustür des Hochzeitshauses werden mit möglichst viel Gepolter

von den jungen Leuten der Nachbarhäuser beschädigte irdene Töpfe niedergeworfen, daß sie zu Scherben zerspringen — nimmt in mehreren Dörfern die Braut einen schönen Apfel, spickt ihn rund herum mit Geldstücken und bringt den Apfel noch am selben Abend einer armen Witwe, die sie auch wohl



Frido Witte (Schneverdingen.)

sonst zu umsorgen pflegte, oder irgend einer anderen armen, einsamen Person des Ortes. Am anderen Morgen ist es eine der Aufgaben der Bräutigamsknechte oder Brautjungfern, einen anderen Brautapfel „umgehen" zu lassen, und jeder Gast steckt ein Geldstück in den Apfel, der dann auf den Altar (Frauenseite) gelegt wird und mit seinem Inhalt dem Geistlichen für seine Zwecke zugedacht ist. Hat da auch einer aus der Mittelheide die Bezeichnung „Brautapfel" gehört, wußte aber nichts über seinen zarten, sinnigen Brauch und verfuhr folgendermaßen damit: Als am Eingange des Kirchdorfes auf der Landstraße zum ersten Male „geschnürt" war, d. h. als Arbeiter, die in der Nähe der Landstraße beschäftigt waren, eine Schnur über die Straße gespannt hatten, um anzudeuten, daß zu halten und eine Gabe abzuladen sei — ein Glas Wein oder ein Stück Geld — und als auch eine Gruppe Kinder sich eingefunden hatten, um die übliche Jarfskuchengabe, Äpfel, getrocknetes Obst und Waffeln, die in vielen Orten vom Hochzeitswagen ausgeteilt zu werden pflegen, in Empfang zu nehmen, da warf der Bräutigam zum Schluß auch seinen Brautapfel unter die Kinderschar. Ein rohes Balgen

war natürlich die Folge. Diesen Brauch, den Unverstand schuf, übt man nun dort seit mehreren Jahren. So ändert das Volk auch mal die Bräuche. — Sehr getadelt wird von Ernstdenkenden in einigen Dörfern, daß trotz des strengen Verbots auf dem Wege hin und zurück von der Kirche vom Wagen aus auch geschossen wird. Ein Glück, das die alten Pistolen allgemach verschwinden! — Auf Hochzeiten findet man hier und dort folgenden hübschen Brauch: dem jungen Ehemann wird, wenn der Wagen vor der Missentür, der großen Haustür, hält, ein Glas Wein gereicht, und wenn er und die junge Frau getrunken haben, wirft er das Glas ans Haus. Zerspringt es dabei, so deutet das auf Glück in der Ehe.

Hochzeitsschmaus



Auf der großen Diele und in den Stuben ist bei der Rückkehr des Hochzeitszuges gedeckt. Der Ehrenplatz des jungen Paares ist geschmückt, und auf dem Tische vor ihm stehen zwei brennende Lichter und die verzierte Brautbutter, wenn auch nicht mehr auf den eigenartigen Brautbuttertellern aus Zinn, die schon längst Sammlungsgegenstände der Museen geworden sind. Wie früher, so wird auch heute noch bei ländlichen Hochzeiten aufgetragen, daß die Tische fast sich biegen unter ihrer Last, und im Vertilgen der oft schweren Speisen wird hier und da Unglaubliches geleistet. Mir steht noch eine Hochzeit vor Augen, die ich mitmachen konnte. Nach den Angaben der „Köksch“, der Kochfrau, waren zur Feier geladen 300 Verwandte, Freunde und Dorfgenossen und der Pastor. Fast drei Tage dauerte die Hochzeit. Zwei Küchen aus Holz waren im Garten errichtet. 3 Rinder, 3 fette Schweine, 6 Schafe, 12 Enten und 30 Hühner waren geschlachtet. 30 Achtel Bier, 2 Faß Branntwein und 300 Flaschen Wein waren angeliefert. 100 Pfund Butter und 50 Pfund Reis wurden verbraucht und, man mag es kaum niederschreiben: 48 Himpten Weizen waren verbacken und 24 Himpten Roggen. Eine größere Anzahl älterer Brote war den Fuhrleuten, die auch mit geladen waren, für ihre Pferde überwiesen. Bei Gelegenheit eines Gesprächs mit den Knechten erfuhr ich, daß man dem schönen, seltenen Brauch hier nachgekommen war, die früheren Knechte und Mägde des Hofes zur Hochzeit einzuladen.

Gegen den Schluß des Essens wurde bei dieser Hochzeit auch der kleine „Kampf um die Brautbutter“ ausgefochten. Verstohlen hatten sich einige der Hochzeitsgäste dem noch am Tische sitzenden jungen Paare genähert, um die vor diesem stehende Brautbutter zu rauben. Aber die vier „Bräutigams-knechte“, die dem Paare heute als übliche Ehrengarde beigegeben waren, hielten zusammen mit den Brautmägden treue Wacht. „Du sollst deines Nächsten Gut und Nahrung helfen bessern und behüten“, sagte der Pastor und schlichtete den scherzhaften Streit. Einer hatte aber schon in die Butter gegriffen.

Darnach wurde die Lehmdiele zum Tanz hergerichtet. Ein Geiger und ein Knecht des Nachbardorfes besorgten die Musik, und nun begann eine Art Martyrium für die junge Frau. Sie ist nach der Sitte verpflichtet, mit jedem erwachsenen männlichen Gaste den sog. „Brauttanz" zu tanzen. Nur wenn zuletzt die Zeit drängt, kann sie sich durch ihre Brautjungfern vertreten lassen. Ist die Hochzeiterin wohlhabend, so erscheint sie nach je etwa drei Tänzen in einem neuen Kleide. In unserm Falle wurden wohl so an dreiviertel Dutzend Kleidern gezeigt. Bis 12 Uhr nachts tanzt die Braut im Schleier, der von den Brautmägden sorgsam zu hüten ist, aber bald ist es doch einer der umstehenden Frauen gelungen, in den Schleier ein Loch zu reißen. Um 12 Uhr wird gewöhnlich noch einmal gegessen, nachdem inzwischen nach dem Hauptessen der Kaffee eingenommen ist. Möglichst genau um 12 Uhr, wenn der andere Tag beginnt, fängt dann ein reizender Frauenkampf an um Schleier und Haube. Eine Frau hält schon seit Minuten heimlich die Haube bereit, um sie der jungen Frau rasch aufs Haupt zu setzen, wenn eine andere ihr den (vorher von der jungen Frau selbst oder von einer Freundin vom Haar gelösten) Schleier wegreißt. Aber sie kann die Haube nicht anbringen, denn ein dichter Kreis der Mädchen schart sich immer enger um die junge Frau, wie um diese in ihrem vorigen Stande zu erhalten. Aber man hat nicht mit dem harmlos plaudernden Gegenüber am Tische gerechnet. Wie der Wind fliegt der Schleier, und schlohweiß prangt eine Haube auf dem Kopfe der Gefeierten, aber eine andere Haube, als um die man sich dort noch drängt und wehrt. Dann geht der Tanz weiter. Für die Ehrentänze mit der jungen Frau muß der Tänzer an die Musikanten bezahlen, wobei diese oft eine solch gute Einnahme haben, daß sie weitere Bezahlung nicht erhalten und nicht selten an den, der die Hochzeit gibt, noch herausbezahlen müssen.

Auf großen Polterabenden wird nach der Überreichung des Myrtenkranzes und -straußes an Braut und Bräutigam auch der „Stoppelkranz vertanzt". Auf einstelligen Höfen und meistens jetzt auch sonst wo wird der Kranz am Haupttage vertanzt. In zwei Fällen, die wir im Auge haben, war dieser Kranz fast ebenso schön aus Myrte gebunden, nur dünner. Zwei Kreise wurden auf der Diele gebildet, je nach den Geschlechtern für sich. Die Männer hatten den jungen Ehemann, dem die Augen verbunden waren, in der Mitte und die Frauen die junge Frau, auch mit der Binde vor den Augen. Waren nun die Kreise etwa nach den Klängen des bunten Tanzes „Hamburger Quadrille" zweimal herumgeschritten, so hob die junge Frau die Hand, und alles stand. Dann gaben die jungen Eheleute je einem oder einer, wie es gerade traf, den sog. Stoppelkranz, und die beiden damit Bedachten hatten für die Dauer des Festes den Stoppelbrautpaarschmuck zu tragen. Doch nicht immer geht es danach, wie es gerade trifft. Es werden hier und da die Augen verbunden, aber nur lose und so, daß man etwas sehen kann, und dann erhalten die beiden jungen Leute den Stoppelkranz, von denen man weiß, daß sie einander gut oder bereits heimlich versprochen sind.

Gegen Morgen wird an einigen Orten unter den weiblichen Gästen zu einer neuen Wiege gesammelt und hernach draußen eine alte Wiege verbrannt.

Sind die Hochzeiten im Sommer und zufällig auf einzelnen Höfen, so werden Strohlager in Scheunen und Speichern für die Gäste hergerichtet. Sonst haben sich in Dörfern meistens sämtliche Nachbarn bereit erklärt, Hochzeitsgäste zu beherbergen.

Ist das Fest beendet, so ziehen die Hochzeitsgäste froh von dannen. Vorher aber treten sie stumm an den Hochzeitgeber heran und drücken ihm beim Handschlage zum Abschied die „Gav", die Gabe, in die Hand. In den letzten Jahren ist man mehr städtisch geworden und bringt als Hochzeitsgabe dem jungen Paare Gegenstände des Schmuckes und Gebrauches dar, oft zum Unwillen des Brautvaters. Ihm tut vielleicht eine solch kostspielige Hochzeit doch weh; aber er glaubt, das „Dicketun" dem Hofe schuldig zu sein. —

Mehr oder weniger sind die Hochzeitsbräuche in der Heide in den verschiedenen Kirchspielen ähnlich gewesen. Leider schwinden sie mehr und mehr, große Abweichungen werden beliebt. Mancher Bauer meint, die städtische Art wäre schöner und vornehmer, und verläßt der Väter Weise. Wie rasch, davon noch kurz ein Beispiel: In demselben Hause, wo der Verfasser bei einer Hochzeit vor fünfundzwanzig Jahren noch mehreren sog. „bunten Tänzen" zusah, kannte auf der Hochzeit der Tochter des damaligen Hochzeiters kürzlich keiner der Gäste mehr einen bunten Tanz, und die Musik hatte keine Noten zu den alten Weisen.





A. König.

In der nördlichen Heidmark.

Von Friedrich Freudenthal (Fintel).

Wer dörfliches Leben aus eigenster Anschauung kennt und ein halbes Jahrhundert und länger zurückblicken kann, weiß, wie unendlich verfeinerter das Bauernleben seit jener Zeit her geworden ist, überhaupt, wie so ganz, anders alles geworden ist, als es einst war. Beginnen wir mit der Ernährung, mit dem, was man ißt und trinkt. „Eten un Drinken", sagt der Bauer, „hollt Liew un Seel tohop, beter as en isern Band." Aber wie

Ernährung

einfach lebte man in alter Zeit! Schwarzbrot, Milch- und Mehlspeisen, Kartoffeln, Kohl und andere Gemüse bildeten die Hauptbestandteile der Speisen; Fleischkost kam erst in zweiter Reihe. Zum Fetten der Speisen verwandte man vielfach Rüböl. Den Rübsen baute man auf eigenem Acker und ließ daraus in der Mühle Öl „schlagen". Jetzt treibt man in unserer Gegend weder Rübsenbau noch Ölmühlen. Dafür gibt es „Speiseöl" aus Baumwollsamen und „Kunstbutter" und „Kunsthonig". Das kräftige, saftige und schwarze Brot aus grobem, ungesiebtem Roggenmehle glaubt man nicht mehr vertragen zu können. Man vertauscht den Roggen gegen Feinmehl, das aus der Kunstmühle stammt und oft mit geringem Weizenmehl gemischt ist. Recht weiß und trocken muß das Brot sein, dann ist es gut, wie man törichterweise glaubt. Fast alles, was vor fünfzig bis sechzig Jahren auf



Frido Witte (Schneverdingen).

den Tisch des Bauern kam, entstammte der eigenen Wirtschaft, Mehl zum Brot, zu Klößen und Pfannkuchen, ferner Hafer- und Buchweizengrütze und Gerstengraupen zu Milchsuppen. Schweinefleisch wurde nicht so viel gegessen, wie heutigen Tages, dagegen aß man mehr Schaffleisch. Eine Heidschnuckenherde, die außer dem Fleisch zur Nahrung auch Wolle zur Kleidung lieferte, sowie eine Bienenlage fehlten auf keinem größeren Hofe. Da gab es auch stets einen „Kohlhof", worin ein großes Stück Land mit Kohl bepflanzt war. Der braune Kohl, im Stoßeimer fein zerstoßen und in einem großen, weitbauchigen Grapen (Kohlgrapen) gekocht, kam während des Winters als Suppe täglich auf den Tisch. Ein alter Doktor in Sch. pflegte damals zu sagen: „An de Lüd' in F. kann ick in'n Winter nicks verdeenen, de et't to väl brunen Kohl." Manche Speisen, wie z. B. Schwarzbrot, auf Kohlen geröstet und dann in sauere (dicke) Milch gebrockt, Graupensuppen usw. dürfte der Bauer jetzt dem Gesinde nicht mehr vorsetzen. Milchsuppen gibt es überhaupt (zum großen Nachteile für die Ernährung) selten mehr, weil alle

Vollmilch an Molkereien oder Milchhändler geliefert wird. Wenn wir als Kinder ein Stück Johannisbrot oder Süßholz oder eine trockene Semmel ergattern konnten, so priesen wir uns glücklich; heutigen Tages dagegen werden von den Kindern große Mengen von Süßigkeiten, von Schokolade und feinem Gebäck vertilgt; viele hundert Mark werden im Dorfe im Laufe des Jahres dafür ausgegeben.

Tracht Vor fünfzig Jahren, etwa bis zum Jahre 1866, war in unserem Dorfe noch die Volkstracht im Gebrauch. Die Frauen trugen Mieder, Faltenröcke und Strichmützen mit farbigen Bändern und bei kirchlichen Feiern weiße Umlegtücher, weiße Schürzen und weißbezogene Mützen. Die Braut erschien noch mit der bekannten Brautkrone, von der breite silber- und golddurchwirkte Bänder wie ein Schleier herabhingen. Die jungen Burschen trugen manchesterne Kleidung (Jacken), die Weste war bis zum Halstuch hin zugeknöpft, als Kopfbedeckung dienten Mützen mit Lederschirm, alles möglichst nach einem Schnitt. Die älteren Männer sah man an Sonntagen, auf dem Gange zur Kirche, in langen Tuchröcken und mit einem Zylinderhute, der allerdings oft recht abgenutzt und altmodisch war. Man nannte ihn wohl im Scherz „Slöön-Spint". In meiner frühesten Jugend kannte ich noch einen alten Mann im Dorfe, der kurze Kniehosen trug. Heutigen Tages erscheint in den Dörfern, wo die Volkstracht verschwunden ist, die Jugend in der Kirche oder beim Tanz in rein städtischer Tracht, die von ländlicher Eigenart und Einfachheit fast keine Spur mehr zeigt.*)



Hochzeit In alter Zeit, als es die zahlreichen Vereine mit ihren endlosen Vergnügungen noch nicht gab, wurde im Dorfe nur vier- oder fünfmal im Jahre getanzt. Ausnahmen waren die Hochzeitsfeiern; fanden sie auf größeren Höfen statt, so währten sie oft mehrere Tage, und dabei gab es dann auch Musik und Tanz. Am Nachmittage vor der Hochzeit wurde auf mehreren Wagen die Aussteuer („Kistenpand") der Braut eingeholt und nach dem Hochzeitshause gefahren. Auf dem ersten Wagen saßen die Musikanten und die Brautjungfern; alles, auch die Geschirre und Köpfe der Pferde, war mit bunten Sträußen und Bändern geschmückt. In den lustigen Klang der

*) Um mehrfache Anfragen zu beantworten, bemerken wir bei dieser Gelegenheit, daß Holzschuhe (die auch mehrere unserer Bilder zeigen) in einer Reihe von Dörfern der Nordheide getragen werden, so im Lauenbrückschen. Dort treiben, wie Herr Fr. Freudenthal uns bestätigt, auch Holzschuhmacher ihr Gewerbe. — D. H.

Klarinetten und Waldhörner mischten sich das „Jiuchen" der jungen Burschen und Mädchen und das Krachen der rostigen Gewehre und Pistolen. Von einem der Wagen warfen junge Mädchen aus großen Körben Äpfel und „Johrkooken" unter die Dorfjugend. Die „Jahrkuchen" wurden am Herdfeuer in großen Waffeleisen gebacken. Solche große zangenförmige Eisen mit Jahreszahl und Namen sieht man hier und da wohl noch unter altem Gerümpel, aber niemand weiß mehr, wie sie gebraucht werden. Keiner kennt auch mehr die Zubereitung des Bieres, das man früher auf Bauernhöfen eigens für besondere Festlichkeiten braute.

Fastnacht

Die *Fastnachtfeier* oder der „Fastelabend" währte meistens zwei Tage und ging eigentlich von den jungen Leuten aus, die die Spinnstube besuchten. Die Fastnachtfeier findet noch heute, wenn auch in eingeschränkter Weise in vielen Dörfern statt.

Ostern

Am ersten Osterabend wurde auf dem Osterberge, draußen vor dem Dorfe, das *Osterfeuer* abgebrannt. Alt und jung wanderte dann nach der ansehnlichen Höhe hinaus, ergötzte sich am eigenen Feuer und sah ringsum im abendlichen Dunkel auf entfernten Hügeln die Feuer der Nachbardörfer aufflammen. Diesen alten schönen Brauch hat man zwar beibehalten, aber die heutige Sucht, alles zu übertreiben, macht sich leider auch hierbei bemerkbar. Während wir uns früher mit *einem* Feuer begnügten, sieht man jetzt am Osterabend ums Dorf herum wohl sechs bis acht Feuer brennen. Mancher junge Baum wird dabei unnützerweise vernichtet. Zu Fudern sah ich schöne Wacholder aufgetürmt, um am Osterabend verbrannt zu werden. (Leider werden Wacholder auch oft in großen Mengen zur Ausschmückung bei großen Krieger-, Sänger- oder anderen Festen verwandt.) Auch die Unsitte, daß die Knaben an den Sonntagen vor Ostern die Felder und Wiesen durchstreifen und an vielen Stellen niedrige Gesträuche und trockene Gräser, die doch den Singvögeln einen guten Unterschlupf gewähren, anzünden und abbrennen, hat sich nach und nach als Gebrauch eingebürgert. Alles Predigen und Reden dagegen nützt nichts.

Pfingsten



Am Abend vor *Pfingsten* schmückte man Fenster und Türen mit Birkenzweigen („Mai"). Es geschieht dies auch noch jetzt, doch begnügt man sich nicht allein mehr mit Zweigen, sondern fällt in Menge junge, schlanke Birken und pflanzt sie vor den Eingängen der Häuser auf. — Wer in einem Bauerhause am Pfingstmorgen zuletzt aufwacht oder aufsteht, muß es sich gefallen lassen, „Pingstbötel" genannt zu werden. — Die Kinder im Dorfe setzen am ersten Pfingsttage ein Kleines von drei bis fünf Jahren auf eine Karre oder auf einen kleinen Wagen, schmücken das Gefährt mit Birkenzweigen, ziehen damit von Hof zu Hof und singen im Chor:

„Pingstbötel hett dat Been afbraken,
Mor'n willt wi dor Supp von kaken.
Hebbt ji Eier un'n Stück Speck?
Smeckt den Pingstbötel ok so nett.
Hawerstroh, Bookwetenstroh —
Tokem Johr noch enmol so!"

Wenn die Kinder mit ihrem „Pingstbötel" irgendwo abziehen müssen, ohne daß man ihnen etwas gab, so pflegen sie zum Spott folgende Reime zu singen:

„Rull, rull, rull!
Dat ole Wiew is dull!
Witt'n Tweern, swarten Tweern —
Dat ole Wiew dat givvt nich geern!"

Ich habe diese Sitte, die in meiner Jugendzeit in unserer Gegend völlig unbekannt war, zum ersten Male Pfingsten 1889 in Handorf bei Welle (im Kreise Harburg) beobachtet. Seit zehn bis fünfzehn Jahren hat sie sich aber auch in meinem Wohnorte eingebürgert. Man übertreibt hierbei aber auch, wie bei allem, — es erscheinen am ersten Pfingstnachmittage wohl ein halbes Dutzend „Pingstbötel" mit Gefolge vor der Tür. Statt Eier oder dergleichen nehmen die Kleinen heutigen Tages mit Vorliebe Geldgeschenke.

Neujahr

In alter Zeit zogen am Neujahrsmorgen arme Knaben mit dem „Rummelputt" umher und „wünschen dat nee' Johr". Dies hat bei uns aufgehört. Den „Rummelputt", dies wunderbare Instrument, das im wesentlichen aus einem irdenen Topfe mit einer darüber gespannten Schweinsblase bestand, und worauf man die seltsamsten Töne hervorbringen konnte, kennt schon längst niemand mehr. —



Frido Witte.

Beleuchtung

Veränderungen und Fortschritte, die die neuere Zeit brachte, zeigen sich so recht an Gegenständen, die der Beleuchtung dienen, sowie auch an allerlei Acker- und Hausgerät und ihrer Anwendung. Ich habe in meiner Jugend noch oft abends auf der Diele mit dem Kienspan geleuchtet und viel beim Tran- oder Ölkrüsel gelesen. Der Krüsel hatte die Form einer antiken

Lampe und hing an einem verstellbaren hölzernen Haken in der Nähe des Ofens oder des Herdfeuers auf der Diele; als Docht diente das Mark („Päk") der gewöhnlichen Binse, das aus den abgeschnittenen Halmenenden kunstgerecht herausgestoßen wurde. In etwas verbesserter Form erschien der Krüsel als kleine Zinnlampe, die mit einem Fuß versehen war und auf den Tisch gestellt werden konnte. Größere Öllampen mit grünem, inwendig weißlackiertem Blechschirm gab es nur im Pfarrhause und im Hause des Gutsbesitzers. Die ersten Petroleumlampen kamen im Jahre 1862 in unser Dorf. Vor fünfzig bis sechzig Jahren sah man bei alten Leuten noch häufig Laternen, die heute die Freude jedes Antiquitätenhändlers erregen würden. Sie hatten die Form eines runden Turmes mit spitzigem Dache; die Scheiben waren aus Marienglas, Glimmer oder Stücken dünnen Horns. Zur Zeit, wo ich dieses schreibe, verhandelt man hierorts wegen des Anschlusses an das Elektrizitätswerk zu Harburg, das die Kraft zum Betriebe sämtlicher Maschinen im Bauernhause und Licht bis zum Heuboden hinauf liefern soll.

Etwa Mitte der fünfziger Jahre vorigen Jahrhunderts kamen die ersten schottischen Schwingpflüge ins Dorf; bis dahin bediente man sich ausschließlich der Pflüge in uralter Form, mit langem, geradem Streichbrette und einem Vorder- oder Rädergestell („Rönn"). Auch waren damals noch vorwiegend die alten hölzernen sog. Blockwagen im Gebrauch, die starke Felgen ohne Reifen und hölzerne, allerdings mit Eisenschienen verstärkte Achsen hatten. Um jene Zeit tauchten auch einzelne Staubmühlen (zum Reinigen des Korns) auf, und gegen Ende der fünfziger Jahre erschien „besuchsweise" die erste Dreschmaschine. Sie arbeitete etwa eine Woche auf dem Gutshofe, war ein großes, plumpes Ding, brummte in wunderbar tiefen Tönen und wanderte dann weiter, d. h. sie wurde unter einem großen Aufwand von Pferde- und Menschenkraft auf ausgefahrenen, ungepflasterten Wegen nach einem anderen Dorfe gebracht. Noch immer, wenn ich heutigen Tages das Gebrumm einer Dreschmaschine höre, steht mir jenes Ungetüm wieder vor Augen, das für uns Knaben damals ein wahres Weltwunder war. — Wirtschaftsgeräte

Fast jeder Hauswirt baute in alter Zeit Flachs, größere Bauern meistens auch noch überher ein Stück mit Hanf. Und wie selten sieht man jetzt noch im Sommer ein Leinfeld im lichtblauen Schmuck seiner Blüten, vom Hanf gar nicht mal zu reden. Wie wenige wissen jetzt noch, was es bedeutete, wenn man vom ausgebreiteten Flachs sagte: „He is tieg'." Wer kennt noch das Brechen auf der einfachen „Brake", das „Schäven" auf der „Schävbrake", das „Swingen" auf dem „Swingbock", das Hecheln und das Flechten des fertigen Flachses zu „Knoken"? Auch eine große Menge anderer plattdeutschen Wörter, die sich auf besondere ländliche Arbeiten bezogen, sind mit dem Fortfalle dieser Arbeiten der Sprache verloren gegangen. Flachsbearbeitung

Wie rasch sich Neuerungen heutigen Tages beim Landvolke einbürgern, sieht man so recht beim Fahrrad. Erst vor etwa fünfzehn bis achtzehn Jahren kamen vereinzelt die ersten Räder nach unserem Dorfe; heute möchte man das Rad in keinem Hause entbehren, und es sind in reichlich zweihundert Fahrrad und Nähmaschine

Haushaltungen dreihundertfünfzig bis vierhundert Stück in Gebrauch. Die erste Nähmaschine hielt ihren Einzug im Jahre 1867, sie wurde als ein großes Kunstwerk angestaunt, und jetzt ist die Nähmaschine längst ein unentbehrliches Gerät geworden, das fast in keiner Familie fehlt.

* * *

Erzählungen und Gespräche

Sehr vieles noch, was geeignet gewesen wäre, die Wandlungen der Zeit und den Fortschritt der Kultur lebendig vor Augen zu führen, mußte hier wegen Mangels an Raum übergangen werden. Nur von einem will ich zum Schlusse noch sprechen. In meiner Jugend gab es im Dorfe recht viele alte Leute, die gut erzählen konnten. Sie hatten in ihrer Jugend den Berichten der Voreltern aufmerksam gelauscht und vieles übernommen, was durch Weitererzählen von uralter Zeit her der Vergessenheit entrissen worden war, und sie waren nun bemüht, es ihren Kindern und Enkeln wieder zu erzählen. Es herrschte damals — vor 50 bis 60 Jahren — noch allgemein die Sitte, daß man sich abends beim offenen Feuer im Flett versammelte und sich während der langen Winterabende durch Erzählen die Zeit vertrieb. Solche abendliche Versammlungen in den großen Bauerhäusern, am runden, niedrigen Herd und beim anheimelnden Feuer, zogen mich ganz besonders an. Mit größter Aufmerksamkeit habe ich als Knabe zugehört, wenn die Alten von Kriegszeiten, besonderen Zeit- und Dorfereignissen, von heiteren Vorfällen, sonderbaren Menschen und Dingen usw. erzählten, oder gar, wenn von wunderbaren alten Sagen, von Gespenstern und „bösen Leuten" („legen Lüd'") berichtet wurde, und manches von den Erzählungen der alten Leute habe ich später in meinen Schriften verwenden können. Derartige beschauliche und erbauliche Unterhaltungen am häuslichen Herde sind nun bei der veränderten Lebensweise und bei dem Hasten und Treiben der heutigen Zeit vielen Landbewohnern mehr oder weniger fremd geworden. Sie sinnen auf Erwerb und nutzbringende Unternehmungen, leben für den Tag und kümmern sich wenig mehr um das, was einst war und geschah und was uns aus alter Zeit von den Vorfahren berichtet wurde. Sie lesen ferner in den Zeitungen die Berichte von Korn- und Viehpreisen, von Unglücksfällen, Mordtaten und mancherlei Schlechtigkeiten, von politischen und wirtschaftlichen Ereignissen und von vielem anderen, was sie teils verstehen und teils nicht verstehen, und damit begnügen sie sich; kommt der nächste Tag mit etwas Neuem, so wird

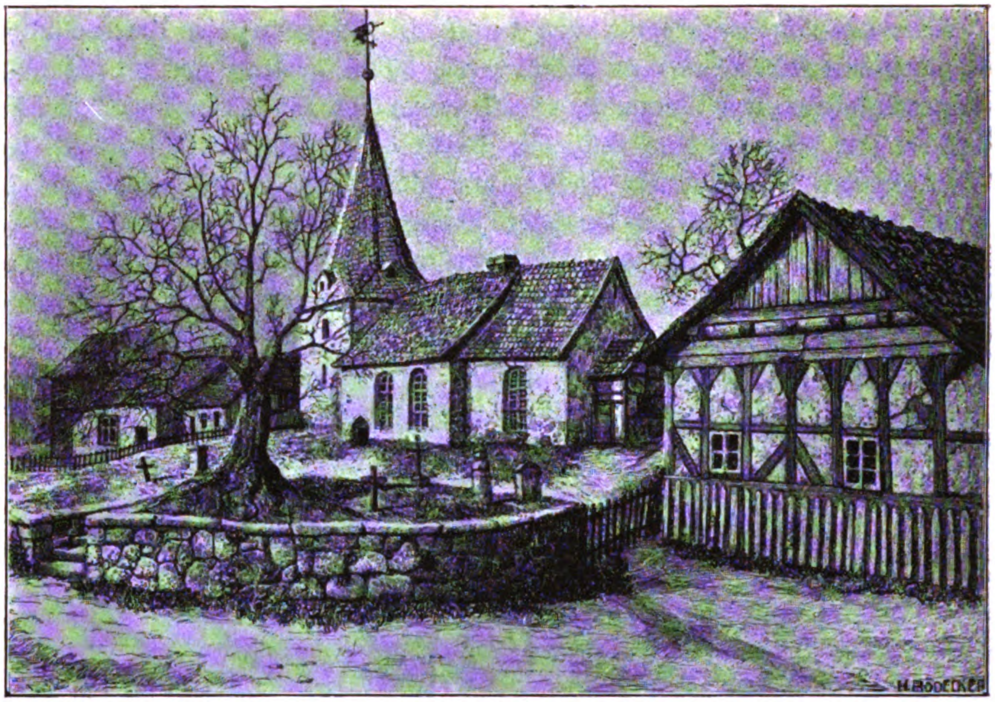


Frido Witte.

darüber das Vorhergeschehene rasch vergessen. Bei zwanglosen Unterhaltungen in häuslichen Kreisen oder an andern Orten bilden in der Regel die nichtigsten Tagesneuigkeiten und Vorgänge, oft allerdings auch die Fehler und Schwächen anderer, die nicht anwesend sind, den Inhalt der Gespräche. Aber in all dem oberflächlichen Tagesgetriebe treffen wir glücklicherweise auch wiederum bei vielen unserer Landsleute auf ein ernstes Bestreben, etwas von der vaterländischen Geschichte und von früheren Zuständen und Geschehnissen in der engeren Heimat zu erfahren. Solche rühmlichen Bestrebungen und lebhaften Äußerungen geistiger Regsamkeit müssen das Herz eines jeden, der sein Volk und seine Heimat liebt, mit großer Freude erfüllen und ihn ermutigen und anspornen, Heimatliebe und Heimatkunde auch fernerhin nach besten Kräften fördern und verbreiten zu helfen.



Th. Herrmann.



Das Volksleben im „Freien".

Feste und Spiele.

Von Dr. E. Bödeker (Lehrte).

Das Volksleben im südlichen Zipfel des Regierungsbezirks Lüneburg, im „Freien", hat sich naturgemäß im engen Anschluß an das wirtschaftliche Leben entwickelt und ausgestaltet. Infolgedessen sind heute unter dem Einflusse der Umgestaltungen des verflossenen halben Jahrhunderts nur Bruchstücke geblieben, während andererseits ein neues Volksleben werden mußte.

Frühlingssonntag im Dorfe.

Gehen wir einmal zurück in das heimische Dorf vor fünfzig Jahren, das versteckt zwischen Busch- und Hochwald sich ausbreitet. Es ist der Nachmittag eines prachtvollen Maisonntages. Tiefe Stille herrscht auf den Höfen und den Dorfwegen, die vom Kirchhofe oder Gemeindeplatze — dem „Tie" und „Lindenberge" — als Mittelpunkt auslaufen. Hier und da nur gibt ein schläfriger Hofhund einen verlorenen Blaff von sich; Rauch- und Steinschwalben streichen zwitschernd um die Traufen, und Scharen von Tauben, deren etliche die Köpfe in Flügel oder Brust stecken, etliche mit einem Auge in die Höhe schauen, als beobachteten sie das Wetter, und etliche girren, sich aufblasen und gegen ihre Weibchen verbeugen, genießen die Wärme des

sonnenbeschienenen Daches. Vereinzelt trägt der Wind von der Weide das dumpfe Gebrüll einer Kuh, die nach dem Stalle oder dem fortgenommenen Kälbchen verlangt, scharf und schrill klingt das „Granschen" eines Pferdes (plattdeutscher Ausdruck für Wiehern) aus dem Bruche, wo der „Pärhier" (Pferdehirt), der vornehmste unter den Dorfhirten, seines Amtes waltet. Kein Mensch ist zu sehen!

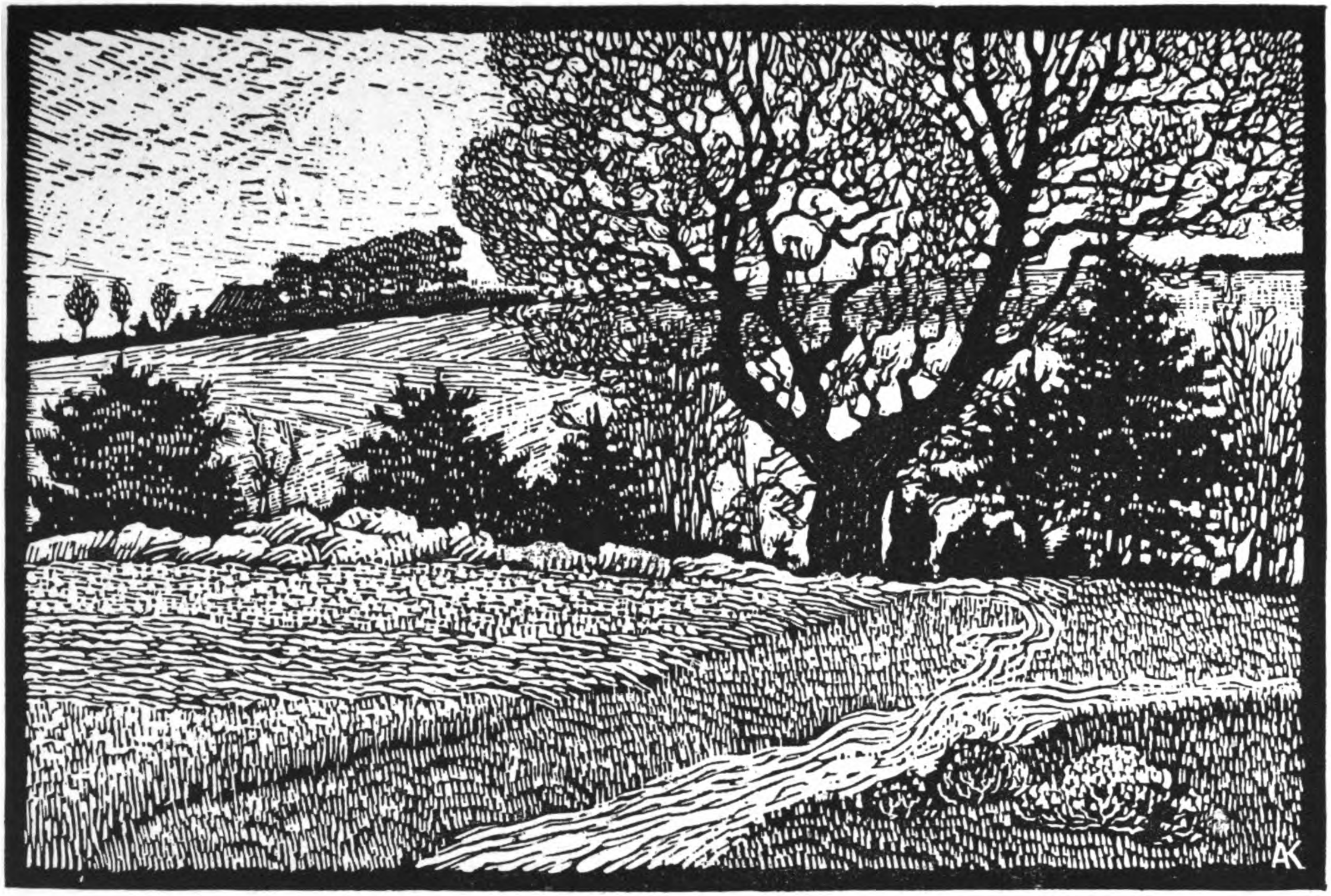
Jetzt knarrt die Tür der alten Dorfkirche, die sich inmitten des denkmalreichen Kirchhofes erhebt, aus Friedlingen und Raseneisenstein naher Bruchflächen erbaut. In kleineren und größeren Gruppen verlieren sich allmählich die Kirchgänger nach den Häusern, und binnen kurzem wandelt sich das Aussehen von Dorf, Plätzen und Höfen. Vor der „Halwedhür" sitzen die Alten, eifrig klappern die Nadeln des Strickstrumpfes, langsam fallen die Worte in stockender Rede. Von Hof zu Hof dasselbe Bild! Unter dem Schauer haben junge Mädchen und Burschen Platz genommen, hier geht schon lebhafter das Mundwerk, dafür ruhen mehr Hände und Stricknadeln. Bald beginnt man von einem zum andern zu gehen, von Hof zu Hof, von Tür zu Tür; „Nahwern" heißt man's. Auch die Tierwelt wird lebhafter! Vorm Scheunentor stolziert der tapfere Hahn, jenes Muster von Ehemann, Krieger und feinem Herrn; er schlägt seine glänzenden Flügel und kräht im Stolz und in der Freude seines Herzens, wobei er manchmal die Erde mit seinen Füßen aufscharrt und dann großmütig seine stets hungrige Familie, Weib und Kinder, herbeiruft, den fetten Bissen, den er entdeckt, zu verschmausen. — Auf dem „Lindenberge" hat sich unterdessen eine Schar junger Leute gesammelt, und gar bald fliegt der Ball im eifrigen Wettstreit zwischen den Parteien; auch diesen oder jenen älteren Bauer erfaßt noch einmal die Lust, die alte Geschicklichkeit zu erproben. Daneben spielt das kleinere Volk „Duckstein"; Steine liefert immer von neuem, zum Ärger des Küsters, die breite, aus Feldsteinen geschichtete Kirchhofsmauer. Je zwei, drei und mehr wandeln und stehen umher; vom Dorfende kommt ein Trupp Mädchen, große geblümte Strickbeutel am Arm (so man heute „feiner" „Pompadour" nennt). Leise erklingen bei zweien Glöckchen an den Strickbeuteln im Fortschreiten, und unter die Gruppen vor den Häusern und auf dem Dorfplatze kommt lebhaftere Bewegung. „Dat sünt de Bullenjungfern." Man ist nicht zimperlich bei Bezeichnungen in früherer Zeit! Mit den klingelnden Strickbeuteln, dem Zeichen des Amtes, sammeln sie allsonntäglich zwischen Ostern und Pfingsten Geld ein für die nahende Lustbarkeit am Pfingstmontag: „dat Slartjenbeier". Wer angehalten und gestellt wird, muß wohl oder übel sein Scherflein beitragen. Mancher sucht davon zu laufen, und dann gibt's oft ein fröhliches Hinterher durch Hof, Haus und Garten, bis endlich der Gefangene lachend oder mit erheuchelter Sauertöpfigkeit — bisweilen mag auch das Lachen erheuchelt und die Sauertöpfigkeit echt sein — seinen Geldbeutel zieht. So geht es hin und zurück im Dorfe, von Hof zu Hof, unter lustigem Lachen, derben Späßen und Scherzen, wie sie das ungekünsteltere Geschlecht früherer Tage liebte und auch wohl unbeschadet vertrug. Am

Lindenberge wartet die reichste und bequemste Beute. Die Ballspieler sehen sich plötzlich von den Mädchen umringt: „Eck klinkere dek wat", lautet die Anrede der Bullenjungfer. Nach zur Schau getragenem Wehren und Sträuben erhält auch hier die Sammelbüchse, der klingende Strickbeutel, den Anteil, und leicht wohl schließt sich an den neckischen Kampf ein kurzes Tänzchen unter den Linden des erhöhten Dorfplatzes als Vorübung für das Fest am Pfingstmontag.

Unterdessen hat die Sonne begonnen, längere Schatten zu werfen, allmählich zieht Dämmerung ins Dorf ein. Stiller wird's wieder auf den Höfen. Wie die Menschen verschwinden, ist bereits das Tiervolk zur Ruhe gegangen. Das Großvieh lagert wohl teils außerhalb des Dorfes an geschützter Stelle der Weide; „de Sween" (Schweinehirt) treibt seine schwerfällige quieksende Herde in ihre Koben, aus denen dann und wann noch einmal Haufen von Ferkeln hervorstürzen, stillstehen, die Rüsselchen aufwerfen, wie wenn sie die Luft schnüffeln wollten; die milchenden Kühe freuen sich des gemächlicheren Fressens im Stalle. Gleich zungengewandten Hausfrauen füllen die Gänse die Luft mit schnatterndem Schreien, indem sie sich von dem großen Haufen unter Obhut der alten Hüterin zu kleineren Trupps abzweigen und ihrem Stalle auf den einzelnen Gehöften zueilen. Noch einmal erscheint der Hahn, dieser höchst eifersüchtige Herr, vor der Tür seines „Wiehms" auf hoher Stiege und läßt den letzten „Abendgesang" erschallen, der auf jedem Hofe ein Echo erweckt, bevor er sein Amt als die Nachtstunden abrufender Prophet antritt — unter Menschen, denen die Uhr noch ein seltener Gegenstand. Bilden sie nicht eine vollkommene und heitere Parodie menschlicher Familie, er, „Herr Henning", der Hahn, der vornehm stolzierende blinzelnde Sänger, der hitzige, eitle, mit Kamm, Troddel und Sporn bewaffnete Kämpfer, und die ihr Eierlegen durch schluchzendes Gackern verkündende Henne, „Frau Kratzefuß"?

Pfingsten. — „Slartjenbeier".

So mögen wir uns das Bild eines Frühlingssonntags auf dem platten Lande vor fünfzig Jahren ausmalen. Das war die Art der Vorbereitungen für ein Volksfest früherer Tage, das verloren gegangen ist, seitdem der Boden, auf dem es erwachsen, bis auf wenige Reste aufgehört hat „Gemeingut" zu sein. — „Slartjenbeier!" — der Name ist hergenommen von einer Bezeichnung, welche die Landbevölkerung heute wohl noch mal — mehr scherzweise — gebraucht für eine magere Kuh — „so'ne recht alte Tante", würden wir sagen. Die zweite Silbe war immer Bestandteil der Namen ländlicher Lustbarkeiten (Schiebenbeier gleich Schützenfest, Jungensbeier gleich Scheibenschießen der Kinder, Ährenbeier gleich Erntefest usw.) nach dem hauptsächlichen Getränk, das ursprünglich für solche besonderen Tage gemeinsam im Gemeindebrauhause aus den von allen Dorfbewohnern gelieferten Zutaten hergestellt wurde, während im übrigen Jahre das Brauen „up de Rähge gung", d. h. der Reihe nach etwa wöchentlich von jedem Hofe ausgeführt wurde. Viel früher bereits als die Gemeindebackhäuser, die vereinzelt gar heute noch an-



Am Feldrain (Südheide).

A. König.

getroffen werden, sind jedoch die Gemeindebrauhäuser eingegangen, und es blieb zuletzt bei den Dorffestlichkeiten, so auch hier, nur noch Sitte, daß das Bier und auch andere Getränke gemeinsam von den Festteilnehmern aufgelegt wurde, wovon dann jeder soviel trinken mochte, als ihm beliebte, als er vertragen oder nicht vertragen konnte.

Die Festlichkeit selbst ist die Feier zur Wiedereröffnung des Weideganges, wie sie in manchen Weidewirtschaften, z. B. der Schweiz, noch heute in ähnlicher Form besteht; sie ist das Frühlingsfest gegenüber dem im Erntedankfest noch erhaltenen ländlichen Herbstfest.

Am Sonntag vor Pfingsten war das letzte Einsammeln geschehen, und noch abends wurden die Bestände gezählt und zusammengeworfen, denn jede der Bullenjungfern war eifrig gewesen, die größere Summe aufweisen zu können. Von dem Gelde wurden Leinen zu einem Hemde für den Kuhhirten, ein buntseidenes „Halsedauk", Tabakspfeife und Tabak eingekauft. In der Woche fertigte die „Neihersche" des Dorfes das Hemd an, Hals- und Armqueder wie Einsatz mit jenen zierlichen Säumen, Ausfransungen und Zacken versehend, die immer ein Stolz der Hausfrauen waren, und die heute noch oft wegen der vortrefflichen Ausführung Bewunderung erregen. Es ist wohl anzunehmen, daß ursprünglich die Bullenjungfern selbst die Anfertigung des Hemdes ausgeführt haben.

Zu Pfingstsonntag trafen sich die beiden Bullenjungfern, jede mit einem erwählten Burschen, auf einer Hausdiele; andere kamen hinzu, unter fröhlichem Scherzen ward ein handfestes Holzkreuz hergestellt und daraus durch Umwickeln mit Stroh ein Mannsbild angefertigt. Der Kopf aus Grün vom Buchsbaum gebunden, die Stelle der Augen vertrat je eine Blume der Pfingstrose, jener althergebrachten Pflanze des heimischen Ziergartens auf dem Lande; eine bunte Tulpe, kunstreich gesteckt und gebogen, stellte, ebenso eigenartig wie lustig anzusehen, die Nase vor. Das Hemd wurde übergezogen, das seidene Tuch umschlungen, Tabak und Pfeife, je an einen der abstehenden Arme gebunden, und die Puppe war fertig zum Auszug am folgenden Tage. In einigen Ortschaften ist auch die ganze Figur aus Tulpen, Pfingstrosen und gelben Osterblumen („Zittleuseken") gebunden, wozu sämtliche Dorfgärten geplündert wurden.

Da steht es, das zusammengewürfelte Orchester der Dorfmusikanten auf dem „Lindenberge", schon äußerlich die Persönlichkeiten so vielfältig im Aussehen, wie ihre Berufe, denen sie für die Stunden des Festes den Rücken kehrten, um der Kunst zu dienen. Das ganze Dorf sammelt sich um sie, und unter Vorantritt der Bullenjungfern und ihrer Burschen, die abwechselnd den Strohmann tragen, geht's mit Sang und Klang zum Dorfe hinaus nach dem „Kauhläger". — Auf dem „Kauhläger" hat inzwischen der Hirt Vorbereitungen zum Empfange des Huldigungszuges getroffen. Für kurze Zeit versieht die Frau das Hüteramt, derweil die Herde jetzt um die Mittagszeit ruht; er selbst eilt nach Hause, um sich in besten Hirtenstaat zu werfen. Der Dreimaster deckt das verwitterte Gesicht; ordentlich herausfordernd schlagen die tief herab-

hängenden Schöße des blauen Tuchrockes um die mit langen Strümpfen bedeckten Waden, als wollten sie wetteifern mit dem Flattern der Bänder, welche in Höhe des Kniegelenkes befestigt sind. Zwischen dem Oberqueder der samtenen kurzen Hose und dem „Bostdauk", so nennt der alte Bauer die heutige Weste, bauscht sich faltig und weiß das Hemdzeug, Silberschnallen schmücken die derben Schuhe; sorgfältiger noch wie sonst ist die Schleife des „Halsedaukes" (das die Stelle eines modernen Schlipses vertretende Tuch) unter den herausschauenden Enden des Hemdkragens gebunden. Das Tuthorn an hänfener Schnur und die ellenlange Peitsche hängen kreuzweis über der Brust auf den Schultern. Diese herkömmliche Hirtentracht erfuhr bei ungünstigem Wetter insofern eine Änderung, als statt des Dreimasters eine eigenartige Klappmütze getragen wurde, und an Stelle der Schnallenschuhe einnähtige Schaftstiefel traten. Ein vielfältiger, dicker, weiter Mantel, „Schenillje" genannt, vervollständigte die Tracht. —

Die weiße Kalkpfeife im Munde, in der einen Hand das Glas, in der andern den irdenen Buddel, so erwartet der „Kauhier" in der ganzen Würde seines Amtes den nahenden Umgang. — Die Musik schwenkt ab und beginnt eine Tanzweise, der Strohmann wird unter lautem Zuruf und Jauchzen an einer bestimmten Stelle des Platzes festgerammt. Wie Glas und Flasche aus der Hand des Hirten die Runde unter der Menge beginnt, treten die Bullenjungfern nacheinander mit dem „Kauhier", ihre Burschen mit der Frau desselben zum Tanz an um den Strohmann, andere Paare folgen, und der Festtanz ist eröffnet auf grünem Rasen unter schattenden Linden. So dauert eine Zeitlang das fröhliche Treiben, verwundert glotzt die großäugige Herde. — War in der Nähe noch das „Kauhläger" eines andern Dorfes, dessen Hut und Weide angrenzte, oder waren wegen der Größe des Dorfes oder aus Umständen, die in verflossenen Entwicklungsperioden liegen, zwei Herden an demselben Orte vorhanden, so traten die Burschen der Bullenjungfern gegeneinander auf zum Wettkampf. Nachdem dem Kuhhirten mit Worten des Dankes für bereits gehabte und kommende Mühewaltung die Geschenke überreicht waren, diente nun der seiner Habseligkeiten entkleidete Strohmann als Waffe. Es kam darauf an, im „Wrangen" das schwere Holzkreuz des Gegners an die Erde zu drücken; Kraft und Geschicklichkeit gehörte dazu, lange wogte inmitten der zurufenden Menge der Kampf; der Sieger aber trug besonderen Ruhm davon.

Die Ruhe der Herde ist unterdessen beendet, allmählich und nach einander haben sich die einzelnen Tiere erhoben, Schritt für Schritt in schleppend-schwerfälliger Bewegung weiden sie wieder vorwärts. Der Hirt muß erst sein Amt vollenden, ehe er die Festfeier fortsetzt. In kaum bemerkbarem Hüten läßt er auch heute seine Pflegebefohlenen den Umtrieb machen. Eine eigene Kunst des Hirten ist es, beim Austrieb des Morgens die immer fressende Herde fortzuführen und sie bis Mittag zum Melken wieder in die Nähe der Ortschaft zu bringen; darauf am Nachmittage das Gleiche zu verrichten. Auf diese Weise beschreibt er täglich Bogenlinien an dem Umkreise der Ortschaft, die

jedes Mal einen andern Weg führen müssen, um alle Weideplätze auszunützen und stets genügend Futter für die Kühe zu haben. Die Schwierigkeit dieses Umtriebes wächst, je mehr Acker und Forst in der Weidefläche eingestreut liegen, und je nach Umfang und Art der Ausdehnung von Weide und Flur sind mehrere mittägliche Ruheplätze an verschiedenen Seiten des Dorfes vorhanden. Nicht selten wird dann für den einen oder anderen neben der Bezeichnung „Kauhläger" auch „Nägel" gebraucht nach dem beim Melken verwendeten dreibeinigen Sitz, beide Bezeichnungen sind als Flurnamen vielfach noch in den Feldmarken erhalten. Indessen ist ein Platz meist hauptsächlich „Kauhläger" gewesen, nach der Seite des Dorfes gelegen, wohin sich vorwiegend Weidegrund ausdehnte. Dann erstreckt sich noch heute gerade in dieser Richtung besonders weit die erst seit der Gemeinheitsteilung fest abgegrenzte „Feldmark". Jene vielfach zu beobachtende, oft ganz einseitige Lage heimischer Landgemeinden in der zugehörigen Flur ist ein Folgezustand aus alten Hut- und Weidegerechtsamen auf „Gemeinheit" wie „gemeiner Mark".

Die Menge ist mit der Musik ins Dorf zurückgezogen! Bringt es der Hirt einmal über sich, heute seiner Frau die Hut zu überlassen, so nimmt er beim Einzug natürlich den Ehrenplatz ein. Auf der Diele eines Bauernhauses, Jahr für Jahr wechselnd, oder des Dorfwirtshauses wird das Fest fortgesetzt, an dem alle Bewohner, wes Standes sie auch immer sein mögen, alt und jung, teilnehmen. Da werden die alten sinnigen Tänze in immer neuen Formen aufgeführt, in Fröhlichkeit und Lust endet ein Volksfest im wahren Sinne des Wortes. —

Auch der Umzug des Pfingstochsen verschwindet mehr und mehr, er will nicht mehr recht in das neuzeitige Getriebe hineinpassen; es war immer ein Hauptspaß für die gesamte Jugend, die sich's nicht nehmen ließ, durch den ganzen Ort mitzupilgern. Am Donnerstag oder Freitag vor dem Pfingstfeste, oft auch schon früher, ließ der Schlachtermeister einen kräftigen Ochsen mit mächtigen Kränzen schmücken, an denen bunte Bänder mit allerhand Zierat flatterten. Der Altgeselle führte dann das Tier durch den Ort vor die Häuser der Kunden, die sich nun ein Bratenstück zum Feste auswählen mochten. Vielfach erhielt dann auch der Altgeselle ein Trinkgeld für die Zustellung des Fleisches während des Jahres. Die sprichwörtliche Redensart „geputzt wie ein Pfingstochse" gründet sich auf die Sitte dieses Umzugs. Ursprünglich wird es sich bei den „Pfingstochsen" wohl um einen allgemeinen landwirtschaftlichen und ländlichen Brauch gehandelt haben.

Wenn gegen Pfingsten die Gemeindeweide ausgetan werden sollte, bekränzte man das schönste Tier und führte es in der Herde als erstes auf die Weide. Noch heute ist in verschiedenen Gegenden Deutschlands der Brauch üblich, zu Pfingsten das Herdenvieh zu bekränzen, ein Zeichen für die Bedeutung, welche der Anfang des Sommers für die Herde hat. Im allgemeinen freilich ist dieser Brauch mit der Aufteilung der Gemeindeweide und der damit mehr und mehr beginnenden vollkommenen Stallfütterung in Vergessenheit geraten und hat sich dann noch einige Zeit in anderer Form als Pfingstochsenumzug erhalten.

Im Sommer. — Das Mühlespiel.

Auf flacher Bodenerhebung, inmitten von Anger und Heide stehen einige Linden im Kreise gepflanzt. Der Kreis ist etwa zur halben Stammhöhe eingehegt von einem geflochtenen Knüppelzaun. Hier ist's „upp'n Kauhläger", dem Schutzplatz gegen Wind und Wetter für den „Kauhier" und seine kleineren Gehilfen, die jeder Hof der Reihe nach aus der Zahl vorhandener Kinder stellt. Hoch herab vom Himmel scheint die Sonne auf die Kühe, welche in größeren und kleineren Haufen umherstehen. Vom Dorfe nähern sich eilenden Schrittes Mädchen nacheinander, in größeren oder kleineren Abständen, auf schlängelndem Fußsteig. Am Tragholz die Eimer haltend, verteilen sie sich zwischen die Herde, von einem Tier geht's zum andern; wenn abgemolken ist, ein kurzer Schnack, und rasch wird die Rückkehr angetreten.

Während des Melkens hat sich die Herde nach und nach niedergelegt; nun ruht sie wiederkauend und stöhnend; hurtig trippelt der gesprenkelte Star über die großen Leiber. Vor dem Eingange am Knüppelzaun sitzen Hirt und Hund, sie schauen den Kindern zu beim Spielen. In die Grasnarbe sind die Quadratlinien des „Mühlespiel" als Rillen eingeschnitten; die Ecken und Querlinienschnittpunkte kennzeichnen runde kleine Löcher. Die Stelle der jetzt gebräuchlichen Steine oder Holzmarken des Brettes vertreten Haselstäbe. Neun Stäben hat man die Rinde gelassen, die andern neun sind weiß geschält. Das Mühlespiel ist ungefähr von gewöhnlicher Tischgröße. Hin und her werden die Stäbe gesteckt von den Kindern, bis Spiel und Mittagsruhe enden. Die Stäbe werden zusammengenommen in ein Loch gestellt, welches inmitten des inneren Quadrats gemacht ist, am folgenden Tage dienen sie anderen wieder zum Zeitvertreib.

Das Mühlespiel, einst ein Spiel im Freien, auf grünem Rasen und brauner Heide in den Fluren unserer Heimatdörfer, erfreut jetzt die Kinder an langen Winterabenden im Zimmer. —

Nicht immer ist es den Kindern ein willkommenes Amt, die verschiedenen Herden zu begleiten und den ganzen Tag draußen, Wind und Wetter ausgesetzt, zuzubringen. Das Mühlespiel, „Panndecken-" und Ballschlagen übt wohl schließlich eine versöhnende Wirkung aus, aber schwer hält es oft, die Zufriedenheit des Hirten zu erlangen. Besonders unbeliebt pflegt die Begleitung der Gänseherde zu sein, nicht allein wegen der Naschhaftigkeit des geflügelten Volkes und ihrer Neigung, hierhin und dorthin zu laufen, auf einander loszuschlagen und sich zu zausen, sondern mehr noch wegen der Hüterin, der „Gosekarline", oder wie sonst die alte Frau heißen mag, der man dieses Amt übertrug. Mit Federsuchen muß ihr Wohlwollen mühsam erkauft werden, Spiel und Zeitvertreib ist wohl gar streng verpönt, und am Abend haben die Kleinsten, denen hier der „Nähgegang" zufällt, den schlimmsten Dienst gehabt.

Besser geht es den Kindern schon beim „Kauhier", und ist er gar in der Welt umhergekommen, etwa ein alter Soldat, nicht sauertöpfig, so findet sich Zeit und Gelegenheit genug, zu erzählen von Anno dazumal, — wie es früher in Flur, Feld und Wald ausgesehen, — von ehemaligen Dorfstätten: Kerk-

husen, Hainholt und Holthain, von der Franzosenzeit, — von „Vorgelat“ und merkwürdigen Ereignissen.

Zur Herbstzeit. — Tag- und Nachtboten.

Am begehrtesten ist das Mitgehen beim Pferdehirten, doch sind dazu nur Jungen, die bereits ziemlich herangewachsen, stark und gewandt sind, zu gebrauchen. Wo dieser oder jener Hof keine geeigneten Kinder hat, übernehmen es — hier wie bei den übrigen Hirten — andere gegen Entgelt, so daß mancher wohl dauernd mitgeht. Als Tag- und Nachtboten begleiten sie die Herde.

Saatzeit — Eilzeit! Ehe die Natur den Winterschlaf antritt, vertraut ihr der Bauer noch die alte Hauptfrucht, den Roggen. Kaum ist das Letzte auf dem Felde eingebracht, so beginnt wieder die Pflugarbeit, die erste Vorbereitung zur neuen Ernte.

Feierabend! — Der Pflug bleibt im Erdboden stecken bis zum Gebrauch des nächsten Tages. Auf dem Hofe wird das Geschirr abgenommen, der Knecht oder halbwüchsige Sohn schwingt sich auf eins der Pferde, nimmt die anderen am Zügel zur Hand, auch folgen sie wohl lose, und wieder geht es hinaus aus dem Dorfe; auf allen Wegen klappert's heran, wo nahe den Häusern zwischen „Bülten“ und Wasserlöchern der Pferdehirt die junge Zucht weidet. Die älteren, im Gespann gebrauchten Tiere werden dazwischen getrieben, die Nachtboten treten ihr Amt an, und je mehr sich die Dämmerung über die Landschaft breitet, weidet der Hirt seine Schar durch Bruch und Busch, über Anger und Heide, vorbei an Hagen und Hochwald. Die Stunden verrinnen, und gesättigt stehen die Pferde in der Umwallung. An geeigneter Stelle der Flur ist ein Platz mit Graben und Wall umgeben, auf der Wallhöhe wachsen Sträucher und Bäume, darin lagert die Herde in den kurzen Ruhestunden der Nacht; den Eingang verschließt ein großer Querbaum. Innerhalb des Ringes ist eine Hütte aus Rasen- und Heideplaggen aufgeschichtet, Hirt und Nachtboten dient sie zur Ruhestätte. Am Feuer kocht und siedet die einfache Mahlzeit, bisweilen gibt auch wohl heimliche Jagdbeute und abendlicher Fischfang Gelegenheit zu Schmaus und Gelage beim Zusammenfinden lustiger Burschen. Immer aber ist Wachsamkeit nötig, um die leicht beunruhigte und erregte Herde in Obhut zu behalten.

Die Stätten solcher Lagerplätze sind noch in allen Feldmarken anzutreffen und in Flurbezeichnungen, wie „Päranger“, „Ossenkuhle“, „Kälbermorgen“, „Bullenkamp“ u. a., bekannt.

Nach wenigen Stunden beginnt wieder die Trift. — Abermals sind die Tiere gesättigt im oft fußhohen Grase. Die Nacht ist vorbei; von den Häusern her kommen die Knechte mit Zaumzeug, die Zugpferde werden eingefangen, und nach kurzem Futter im Stalle wird die Arbeit des vorhergehenden Tages fortgesetzt. Die Nachtboten werden von den Tagboten abgelöst; wo kein gehegter Lagerplatz vorhanden ist, hat auch der Hirt mehr Hilfe am Tage bei leichterem Dienst. Auf den drückend warmen Sommertag ist ein

schwüler Abend gefolgt; stundenlang schon droht das Gewitter. Hirt und Boten haben ihre Reitpferde zur Hand, um die immer unruhiger werdende Herde beisammenhalten zu können; die schnellsten Läufer sind dazu ausgesucht. Die kleine hellbraune Stute scheint ihr Amt schon zu kennen, sie drückt sich dicht an den beobachtenden Hirten heran. Immer mehr drängen sich die Pferde zusammen, bei Donnergrollen und Blitzezucken versucht hier und da ein Tier auszubrechen, die berittenen „Boten" verlegen im geschickten Ansprengen den Weg, und scharfe Hiebe mit den langen Peitschen halten den Haufen zurück. Der Lagerplatz wird noch erreicht, und nun ist Hoffnung vorhanden, die bäumenden und schlagenden Tiere zu beruhigen; schon scheint es den unablässig die Herde umkreisenden Wächtern gelungen. Da bricht's los! Unter dem prasselnden, krachenden und knatternden Himmelsgewölbe geht die wilde Jagd über Stock und Stein, durch Bruch und Sumpf, über Gräben und Hecken; an Aufhalten ist nicht mehr zu denken. Der Hirt jagt dem stiebenden Schwarme geradeswegs nach. Jetzt hat sein weit ausgreifendes Pferd die Herde erreicht, es drängt sich hinein, und im rasenden Ritt hat schließlich der Reiter die Führung gewonnen. Ohne daß ein Stück der sinnlos vorwärts stürzenden Herde davon Witterung bekommt, ist es dem führenden Roß und Reiter gelungen, nach Wohnstätten hin einzulenken und in einem Hofraume das wilde Rudel zum Stillstand zu bringen. Hier warten Roß, Reiter und Herde das Unwetter ab. Der tolle Ritt wird von neuem den Ruhm des kleinen Hellbraunen vermehren und ihn, wenn möglich, noch begehrter machen für alle Stadt- und Dorfrennen im weiten Umkreise. Unruhig genug ist für die Boten oft der Dienst beim Pferdehirten, auch im Nebel bedarf es steten Aufmerkens, um ein Versprengen zu verhüten. Doch bleibt an ruhigen Tagen Zeit, Busch- und Waldrand abzusuchen, an Hagen und Rain Tier- und Pflanzenwelt zu belauschen und der seit alters begehrten Sommerlust deutscher Kinder, dem Beerensuchen, nachzugehen. — Stets ist unter den „Boten" der Wetteifer rege im Handhaben der langschnurigen, kurzstieligen Peitsche; oft auch entsteht daraus ein ernsthaftes Schlagen, das plötzlich endet, wenn den Kämpfenden die geübteste Waffe des Hirten selber um die Waden klatscht. —

Der russische Dichter Iwan Sergewitsch Turgenjew schildert in einem seiner Bücher, das deutsch unter dem Titel „Federzeichnungen eines Jägers", „Tagebuch" oder „Memoiren eines Jägers" mehrfach herausgegeben ist, das Lager einer Bauern-Pferdeherde im Gouvernement Tula (Mittelrußland). Die Schilderung ist überschrieben: „Auf der Wiese"; sie weckt ganz überraschend die Erinnerung an die Hut und Weide, wie sie noch vor etwa einem Menschenalter ganz allgemein auf niedersächsischem Boden vorhanden war, ehe die Gemeinheitsteilungen und Verkoppelungen zu Ende geführt wurden. Sinngemäß müßten wir eine entsprechende Schilderung „Auf Anger und Heide" benennen; nur weniger Striche würde es außerdem bedürfen, um jene Skizze vollkommen einstigem, heimischem Flurleben anzupassen. Namentlich ist es das Lüneburgische, welches in dieser Beziehung noch vielerorts in zahlreichen Überbleibseln die Vergangenheit für den

Anblick der Gegenwart bewahrt hat. Wenn die Felder leerer zu werden beginnen, ist auch heute noch gut Zeit für den Hirten, „Schaper" und „Sween"; der Kuhhirt steht auf dem Aussterbeetat, der Harz und die Heide bewahren einige Exemplare, und wenige noch lebende Pferdehirten wissen nur zu erzählen von

der Hut und Weide
auf Anger und Heide.

So wächst das junge Geschlecht auf dem Lande heran, den größten Teil des Jahres mitten in der heimatlichen Flur lebend, früh vertraut mit Weg und Steg, mit jeder Trift und Grenze. Was die Schule damaliger Zeit weniger zu leisten vermochte gegen heute, das ersetzt entsprechend den anderen Lebensverhältnissen das frühzeitige Hineinziehen der Kinder in Arbeit und Beschäftigung der Väter.

Winter. — „Hierloen" und „Faslam".

Schon seit drei Monden ist der Winter mit Eis und Schnee über Dorf und Flur gezogen. Die Vorräte der Wolle und des Flachses, von Männern, Frauen und Kindern versponnen, werden kleiner. Vereinzelt nur noch klingt frühmorgens von den Höfen der Dreschflegeltakt. Das Ende des Winters ist nahe.

Bleich geht die Sonne auf; mit gelbem Schein schaut sie auf Haus, Hof und Dorfplatz, die gleichmäßig mit weißer Decke bedeckt sind. Gleich Sturmhauben nicken Schneewehen vom Dachfirst, jeden Zaunpfahl schmückt hellglänzend die Kappe. Ellenlang hängen vom Rande des hochgiebligen, niederen Strohdaches Eiszapfen, funkelnd und glitzernd. In bereiften Bäumen schaukeln krächzend die Krähen.

Welch' Leben herrscht in dem sonst so stillen Dorfe, auf Höfen, Plätzen und „Twessen"; schon dauert's den dritten Tag, daß es im „Voigtshause" des Ortsvorstehers ab- und zugeht, als hätten ausnahmsweise einmal dort alle Bewohner ihr Heim aufgeschlagen. Die Gemeinderechnung wird nachgesehen, gründlich und umständlich die Gemeinwirtschaft erörtert und an den Vorkommnissen des verflossenen Jahres die Aussichten des kommenden festgelegt. Heftig prallen die Gemüter aufeinander in Rede und Gegenrede, aus hitzigem Wortgefecht wird Schelten und Lärmen, und am Ende kommt es wohl vor, daß die Körperkraft den Sieg davonträgt. Mit der Faust zu beweisen wird dem deutschen Bauer immer noch leichter; gleichwie Jahrhunderte und Jahrtausende zuvor seinem germanischen Vorfahr anstelle des Wortes die Tat trat, sobald er sich von schlaueren Gegnern in die Enge getrieben fühlte. Freilich trägt's jetzt weniger oft zum Lösen von Konflikten bei, bisweilen wohl leidet der Schwächere Unrecht. Dennoch erwächst daraus selten dem Gemeinwesen Schaden, und eher auch wie heute findet der Einzelne das ihm Zustehende wieder, denn seit Jahrhunderten geht alles im steten Geleise nach festen Normen.

Der Ab- und Zugang ist stark, heute wird der Landbewohner, dem das Geld noch ein seltener Artikel ist, waghalsig; er spielt „den besten Buern", und der Geldumsatz beim „Kathjen" nimmt eine Höhe an, die ihn das ganze Jahr dann wieder vorsichtiger sein läßt. Bis spät in den Abend dauern Reden und Streiten, Kartenspiel und Schabernack, Essen und Trinken.

Die Gemeinderechnung besteht in ihren einzelnen Posten ausschließlich fast aus direkten Bodeneinkünften: Hürdenschlag, Holzverkäufen u. a. So ist sie schließlich in Wirklichkeit nichts als die Darlegung gemeinsamer Wirtschaft auf den Liegenschaften des Ortes. Immerhin haben die wachsenden Beziehungen nach außen schon seit länger reine Geldbuchungen mit sich gebracht und die Anfänge moderner Formen angebahnt. Indessen ist vollständig der alte Zustand gewahrt in dem gleichzeitig stattfindenden „Hierloen", der Wiedermiete der Hirten. Den dreitägigen Lustbarkeiten ist damit die Bedeutung eines Weidefestes geblieben.

In herkömmlicher Tracht sind die Hirten erschienen. Der Schäfer, dessen Hut und Weide am längsten dauert, der am weitesten vom Dorfe sich entfernt, dessen Pflegebefohlenen ihm und seinen Hunden jahraus, jahrein ganz allein überlassen sind, der sozusagen noch das ursprünglichste Hirtenleben führt, hat auch die schmuckste und eigenartigste Kleidung. Während bei den übrigen Hirten der einfachere blaue Schoßrock üblich geworden ist, leuchtet bei ihm rotes Futter unter den lang herabhängenden Schößen des weißleinenen Rockes hervor, vorn trägt er ihn gern offen stehend, damit auch hier die glänzende Unterseite gesehen wird. An Stelle der üblichen Hornknöpfe hat er bisweilen Messingknöpfe oder gar „silberne". Auch sein langer Hirtenstab ist reich mit Messing beschlagen. Mehr noch wie die übrigen zieht er es vor, die einnähtigen Kniestiefel zu tragen statt der Schnallenschuhe und Kniehosen, und wärmer sitzt ihm bei der Kälte und rauhem Wetter die eigenartige Klappmütze denn der Dreimaster.

Der Lohn in Korn, Aussaat u. a. wird festgelegt und nach Wort, Handschlag und Umtrunk sind die Hirten bis zum nächsten Jahre verpflichtet. Danach beginnen die Hirtenfrauen den Umgang in den Bauernhäusern. Getrocknetes Obst, Hülsenfrüchte, Speckstücke 2c. bringen sie als willkommene Ausrüstung für den Haushalt heim.

Die erwachsene Dorfjugend sucht Kapital zu schlagen aus der an diesem Tage offenen Hand der Bauersfrau, mit bekränzten Fuhbüschen der Stechpalme oder Hülsche, in allerhand seltsamer Verkleidung und Maske, aus Stroh und Fellwerk selbst gefertigt, durchziehen sie das Dorf, viel Unfug vollführend, keinen ungehänselt vorüberlassend; kreischend stieben die Mägde vor dem stachligen Strauche davon. Die Würste, mit denen die Hausfrauen die lustigen Gesellen vom Ausüben allzuderben Unfugs im Hauswesen abgekauft haben, werden im Dorfwirtshause verzehrt. Hier auch findet schließlich der Kehraus der dreitägigen Lustbarkeiten statt, bei dem nun zu guterletzt auch der Tanz nicht fehlt.

Auch die Zeit der „Faslamknechte", der „Utkläers", wird schlechter.

Im neuen Frühling. — Vor Ostern.

Täglich mehren sich die Anzeichen des nahenden Frühlings! Am Sonntag geht unter den Mädchen des Dorfes die eifrige Frage: „Wekke wiert vanjahr de Bullenjungfern?" Denn das Amt ist begehrt; außer der

Ehre fällt auch meist ein neues Kleid dabei ab. „Kauhiers Mudder" sieht ihren Leinenschatz nach; unter den Hemden, die die vorhergehenden Jahre brachten, und die sie sorgfältig aufbewahrt für den heranwachsenden Sohn als lockende Mitgift, welche manches Mädchen geneigt macht, den Hirtenjungen zu heiraten, findet sie bereits fast ein Dutzend mit bestimmtem Muster. Gelegentlich sucht sie die „Neihersche" auf, gibt ihrem Wunsche, die nächste Gabe mit gleichem Saum und gleicher Fransung zu haben, durch einiges Backobst und Kandis mehr Nachdruck.

Im hohen Buchwalde blicken schon die kleinen blauen Leberblümchen, halb noch von den dürren, am Boden liegenden Herbstblättern verhüllt, hervor. Am Buschrand und auf Wiese und Weide sprießt das erste Grün. Am Sonntag vor Ostern pflücken die beiden vorjährigen Bullenjungfern je einen Strauß der bunten Schlüsselblume, die in keinem der kleinen Ziergärten hinter dem Bauernhause fehlt. Wie sie damit am Nachmittage im Dorf hinunterschreiten, schaut ihnen alles nach, und indem sie zweien aus der Schar der begegnenden Mädchen die Sträuße übergeben, sind die neuen Bullenjungfern bestimmt.





Im Papenteich.

Von Lehrer **Hans Müller** (Fallersleben).



Papenteich — Pfaffenteich! Mag diese viel umstrittene, aus geistlicher Lehnsherrschaft abgeleitete Erklärung richtig sein oder nicht, eins ist sicher: Von einer zuweitgehenden Bevormundung unter dem Krummstab ist im Papenteich nie etwas zu spüren gewesen; sein Volkstum hat vielmehr immer einen derben, frischen, dabei eigentümlichen Zug gehabt und bewahrt.

Wer von Braunschweig nach Gifhorn reisend, den Papenteich durchfährt, wird finden, daß die alte „Gohgräfschaft" zwischen den Spargelfeldern im Norden Braunschweigs und der Gifhorner Heide sich deutlich von den angrenzenden Gebieten unterscheidet. Gerade so hat auch das Volksleben dort sein *eigenartiges* Gepräge.

Land und Volk

Die Parallele zwischen Landschaft und Volkstum läßt sich noch weiter ziehen. Der Papenteich liegt offen nach allen Seiten; ganz allmählich wird das Landschaftsbild nach den Grenzen zu anders. Alle kriegerischen und friedlichen Bewegungen in Niedersachsen hat er ganz und gar mitgefühlt. Daher ist die Geschichte des Papenteichs eine Reihe von Bildern, deren Hintergrund immer die größere Norddeutschlands ist. Im Papenteicher Volkstum treten die *allgemein niedersächsischen* Seiten noch deutlicher hervor als die besonderen.

Freilich: In diesem Jahre liegen hier, im nächsten dort Holzhaufen und ausgerodete Baumstümpfe, wo bislang der hohe, prächtige Laubwald rauschte. Immer mehr bedecken Saaten- und Rübenfelder — wenige Wiesen dazwischen — das flache Land. Immer mehr Drähte ziehen sich über den Obstbaumreihen an den Landstraßen dahin. Neben den letzten weißen Fachwerkbauten und den allerletzten Strohdächern erheben sich Masten und Gebäude der Elektrizitätswerke. — Im Papenteich findet man ein sehr deutliches Bild zur Neige gehenden alten Volkstums. —

Einen großen Teil des Papenteiches bildet die sog. „Büttelei“: Edesbüttel und Wedesbüttel, Allenbüttel, Allerbüttel, Abbesbüttel, Warxbüttel und Harxbüttel usw. Übereinstimmend werden alle diese Dörfer als altsächsische Gründungen bezeichnet.

Volkscharakter

Dieselbe Zähigkeit, die einst die Einwirkungen der Wenden fernhielt, hat auch den hier besonders großen neuzeitlichen Einflüssen in mancher Beziehung widerstanden. Zäh sind die Bauern in ihrer monarchischen Gesinnung, zäh im festen, oft unverständlichen Festhalten an althergebrachter Ordnung. Begeisterung dafür, Neues einzuführen, findet man selten bei den schwunglosen Einwohnern.

Diese Nüchternheit zeigen sie auf allen Gebieten. Sie achten die Kirche und ihre Lehren hoch, lassen sie auch nicht antasten; aber von einem tief gefühlten Glaubensleben ist wenig zu spüren. Sie politisieren mit großem Eifer, erheben sich aber kaum über die Wahrnehmung ihrer wirtschaftlichen Bedürfnisse.

Die oft gerühmte sächsische Tapferkeit und Entschlossenheit haben die Papenteicher im Lauf der Geschichte oft bewiesen. Die Ribbesbütteler Bauern trieben ihrem Gutsherrn, mit dem sie im Streit lagen, das Vieh zur Nachtzeit aus der Weide. In vielen Dörfern wehrten sich die Bauern mutig gegen die wilden Horden des Dreißigjährigen Krieges. Manches Waffenstückchen der Papenteicher in Feindesland beweist, daß ihnen diese Unerschrockenheit nicht verloren gegangen ist.

Kurz, allgemein deutsche und niedersächsische Eigenschaften treten vor allem zutage. So ist es heute; so war es früher.

Ein Junker von Marenholtz in Warxbüttel war als Schutzherr des Seniors Lammann einer der ersten Förderer der Reformation; aus den Türkenkriegen besaß der Haudegen einen Schatz goldener Münzen, die in einer Kiste so dicht gedrängt verpackt waren, daß der Senior kein einziges Geldstück herausnehmen konnte. Während der Absolution sah der Junker aus dem Fenster hinaus dem Jagdzuge einer Katze zu und polterte ganz hingenommen bei einem kühnen Sprung des Tieres mit einem Fluch: „Daß dich der Teufel ...!“ in die heilige Handlung hinein, zum Entsetzen des Predigers. Ist das nicht ganz das Bild des niedersächsischen, des deutschen Junkers der Reformationszeit?

Herrschaft und Gesinde

Zwischen Gesinde und Herrschaft besteht eine schärfere Absonderung als in andern Gegenden. Der „Grotspänner“ wie der „lüttsche Knecht“, „dat grote und dat lüttsche Mäken“, alle „Deinsten“ reden die Herrschaft als „Herre“ und „Frue“ an; das verbrüdernde Du ist verpönt. Dementsprechend sorgen aber auch die älteren Knechte und Mädchen dafür, daß keiner von den jüngeren zu früh in den „Klump“ der „Groten“ kommt, sondern wartet, bis sie ihm erlauben, sich „einzuhänseln“. Die erst aus der Schule entlassenen „jungen Gäste“, häufig die „Jahrigen“ genannt, dürfen nur hinter den gleichaltrigen Mädchen an den Sommerabenden gehen und sie necken. Die älteren folgen in ruhigerem Schritt „ihren“ Mädchen, die in langer Reihe die ganze Straße einnehmen, und begleiten mit der zweiten Stimme die Lieder der singenden Mädchenschar.

Den fest gegründeten Ständen der Gutsherren und Bauern schließt sich der in seinem Berufe weit mehr bedrohte der Gemeindehirten an. Morgens zieht durch die Dörfer des Papenteichs der Schweinehirt, der „Sween", sammelt von Hof zu Hof seine Herde und treibt sie bis zum Mittag in die Wälder. Die Kinder ahmen die Töne seines Hornes nach und blasen auf den Fäusten:

„Sween Höper tut,
lat dä Swiene ut!"

Früher hatte man auch gemeinsame Schaf- und Kuhhirten; eine alte Frau trieb die Gänse des Dorfs auf die Weide. Die Hirten nahmen „Schafknechte" mit hinaus; die Schäfer galten auch hier als faul, aber klug.

Folgende kleine Geschichte soll wirklich wahr sein; ist sie's nicht, so zeugt sie doch von dem Rufe, in dem die Schäfer standen. Die Hirten von Grassel (hannoversch) und Bevenrode (braunschweigisch) wollten beim Schafkauf und -tausch den Grenzzoll umgehen. Sie schlossen den Handel im Wirtshause ab. Nun handelte es sich darum: Wie die Schafe über die Grenze bekommen? Zu dem Zweck trieben sie die Schafe von beiden Seiten auf einen Weidengrund, durch den die Grenze führt. Die ahnungsvollen Grenzwächter hatten die Augen offen. Auf einen leisen Ruf der Hirten sprangen die Hunde zwischen die Schafe und brachten mit Gebell und Sprüngen beide Herden in Unordnung, so daß alle Schafe durcheinander gerieten. Die Grenzwächter, — jetzt ahnungslos, — sprangen selber helfend ein, und bei der Scheidung der verwirrten Herden wurden die verkauften Schafe, die ja nur die Schäfer genau kannten, mit in die andere Herde geschoben, zu ihrem künftigen Herrn.

Das einzige Überbleibsel der alten Hirtenherrlichkeit ist heute der „Sween", und das Horn, das tags die Schweine von den Höfen lockt, warnt vielerorts nachts die bösen Diebe in den friedlich schlafenden Dörfern.

Volkslied

Die Papenteicher ziehen weiche, schwermütige Lieder allen andern vor. Das zeigt beispielsweise das vielgesungene Volkslied:

„Bei Sedan wohl auf den Höhen,
da stand nach blut'ger Schlacht
in den letzten Abendstunden
ein Sachs' wohl auf der Wacht."

Die Lieblinge der Papenteicher sind die alten, bekannten, längst in Sammlungen übergegangenen: „Köln am Rhein, du schönes Städtchen . . .", „Ist alles dunkel, ist alles trübe . . ." u. a. Die vom Militär heimgekehrten jungen Leute spielen sich mit neuen Soldatenliedern auf. Freilich auch im Lied sieht man den Übergang vom Alten zum Neuen. Die „Schullieder" drängen sich vor. Wie oft ist Goethes „Heideröslein" das erste Lied, das man in einer Tanzpause anstimmt, wenn es heißt: „Lat üsch mal einen datwischen singen!" Es wird ganz als Schullied empfunden. Von einer unbestrittenen Herrschaft des Gassenhauers, die doch in manchen Gegenden Deutschlands besteht, kann man hier nicht im entferntesten reden. Mehr Vorliebe als für den Leierkasten hatte man für die alte „Singkarline", eine vor ein paar Jahren verstorbene Landstreicherin, die von Haus zu Haus bettelnd alte Volkslieder sang. Wohl in jedem Dorf des Papenteichs ist sie noch in guter

Erinnerung mit ihrer tiefen Stimme und ihrem immer wiederkehrenden Lied: „Es ßangen drei Engel ein'n ßüßen Geßang". (Man hat im Papenteich unter den Landstreichern mehrere allbekannte und bis zu gewissem Grade beliebte Persönlichkeiten). Ärgere Feinde des alten Volksliedes, als die alten Operettenschlager, sind neuere, sentimentale Kunstlieder. So taucht z. B. Herm. v. Gilms „Stell auf den Tisch die duftenden Reseden" seit einer Reihe von Jahren immer wieder auf, nach einer weichlichen Weise gesungen.

Die Spinnstuben, der alte Herd des Volksliedes, sind auch im Papenteich verschwunden. Die „Rottekuhlen" haben wohl Flachsbau und Spinnstubenpoesie überdauert; aber eine nach der andern wächst zu. Wie das von allen Seiten andringende Gras den Wasserspiegel kleiner und kleiner macht, so erlischt auch nach und nach die Erinnerung an die früheren Zeiten.

Noch freilich weiß man viel von der Pracht der alten Bauernhochzeiten Hochzeit zu erzählen, da vier Pferde den „Kästenwagen" zogen, auf dem das Brautmädchen saß, vor sich ein schönes Spinnrad. Reiter begleiteten den Wagen; Kinder liefen nebenher. Ihnen wurden „Bratjen" und Äpfel heruntergeworfen. Der Bräutigam trug ein Band um den Arm, „je schieniger, je bäter". Heute dauert die Hochzeit nicht mehr acht Tage, wie früher oft; man feiert sie mit „städtischem Schliff". Niemand mehr bringt Messer und Gabel und einen Fleischtopf mit. Jeder würde hoch aufsehen, wenn man ihm wie einst Kuchen und Fleisch zum Mitnehmen anbieten wollte. Man tanzt auch nicht mehr nach den Liedern:

„'t hat eruhrieft, 't hat eglattiest . . ." (gerauhreift, geglatteist).

oder:

„Schaper, wo haste dien Mäken?
Trara rallallala.
Hindere Kare verstäken.
Trallallallala."

oder:

„Seuk mick emal, seuk mick emal,
kannst mick nich finn'n.
Hindere langen Döhr, hindere langen Döhr
sitt ick inn'n Tubbn."

Das „Britzholz" aber, mit dem auf den alten Hochzeiten der Brautfüher als Tanzordner die Gäste schlug (es klappert sehr, tut aber nicht weh), ist noch heute das Zeichen des „kleinen Königs" beim Fahnenjagen (Ringstechen).

Dieses eigenartige Fest ist leider in vielen Orten abgeschafft; das Schützen- Volksfeste fest hat es verdrängt. Einige Dörfer aber feiern es noch unbeirrt Jahr für Jahr. Die Freude an dem ganzen Drum und Dran ist in jedem Jahre neu, trotzdem jeder die Ansprache des „Offiziers" an Damen und Musikanten auf dem geschmückten Leiterwagen, an die Reiter und den Fuhrmann genau kennt. Jeder beobachtet mit Spannung die Gebärden des Fuhrmanns, wenn er zusehen muß, wie die Damen dem Offizier Wein reichen und ihn vernachlässigen. Dasselbe fröhliche Gelächter erschallt jedesmal unter den Zuschauern, wenn er endlich verdrossen Miene macht, die Pferde auszuspannen, worauf ihm eilig zur Beruhigung auch ein Trunk gereicht wird. Selten drängen sich mehrere

zu der Königswürde; es wird darum vielfach unter den jungen Burschen vorher bestimmt, wem man beim Durchreiten unter dem Bogen, beim Stechen nach dem dort aufgehängten Ring den Sieg lassen will. Das beeinträchtigt oft die Teilnahme der Zuschauer. Im Jahre 1911 standen in Essenrode beim Fahnenjagen ausnahmsweise ein paar Nebenbuhler einander gegenüber, die beide Fahnenkönig werden wollten. Die Zuschauer nahmen Partei, steigerten durch Zurufe die Erregung der Kämpfer und ihre eigene und äußerten laut ihre Freude über den endlichen Sieg des Rechts. Am zweiten Tage des Festes wird die buntbemalte Holzfahne im feierlichen Zuge zum Haus des „großen Königs" gebracht und dort an der Hauswand befestigt wie anderwärts die Scheibe. „Kleiner König" ist derjenige, der dem Gewinner zuletzt noch allein den Sieg streitig machte.

Mancherlei andere Feste bringen ebenfalls Abwechslung in das Leben der Jungen und Alten. Kommen die jungen Leute nach Sommers Ende zum ersten Male abends in den Häusern zusammen, so „machen sie sich was zum besten", dann „werd dä Kriesel annesopen". Mit Grog und andern Getränken und süßem Gebäck feiern die „jungen Gäste" Winters Anfang. Die Älteren vereinigte früher der „Fasselabend" am Eingang der Fastenzeit. Das war ein Gelage, verbunden mit der Abrechnung der Realgemeinde. Essen, Trinken, Tanzen, Singen und Kartenspielen dauerten oft acht Tage.

Die Schulknaben haben das Recht und die Pflicht, das Osterfeuer zusammenzusuchen. Am ersten Osterabend müssen sie oft einen heftigen Kampf darum führen, daß ihnen der mühsam zusammengetragene Holzhaufen nicht von den Größeren angezündet wird.

Das Fest der kleinen Mädchen ist Pfingsten. Dann führen sie in ihrer Mitte eine der Ihren, die kranzgeschmückte „Maibraut", von Haus zu Haus. Sie singen „Der Mai ist gekommen", und die Maibraut muß dazu, so gut es geht, mit einem der andern Mädchen tanzen. Sind Tanz und Gesang zu Ende, so sprechen alle im Chor:

„Guten guten Dag Dag Dag!
Gewet doch use Maibrut wat!
Gewet se wat, so hat se wat!
Lat se gan, lat se stahn,
lat se nich tau lange stahn.
Ein Ei, twei Ei,
't dridde, veere ist Pingestei.
Pingestei is ok'n Ei;
eine, fiewe, foffteine,
maket alle Nester reine.
Gewet'r'n Stück von Schinken,
kann'n gut na drinken.
Gewet'r'n Stück von Honnigkauken,
kann'n gut na Hurra raupen."

Sie verschweigen in einigen feineren Häusern gleich mir ein paar Verse; überall erhalten sie Eier. Die verkaufen sie an die Handelsfrau, die sie nach Braunschweig mitnimmt. Das Geld wird dann geteilt.

Der Vers ist ein Beispiel der Papenteicher Mundart mit dem charakteristischen nachklingenden „e“. Die östlichen Papenteicher verspotten ihre westlichen Landsleute, weil sie ein ü sprechen, wo nach ihrer Meinung das u richtig ist: „Püdel, wutt dü mal erüt üte Stübe“.

Volkssprache

Schon bemerkt man hier und da auch in der Sprache das Eindringen des Neuen, hört schon „Amiesen“ statt „Migentschen“, „Geige“ statt „Figeline“. Manche schöne plattdeutsche Redensart scheint vergessen zu werden, wie z. B. die prachtvolle Frage, wenn einer dem andern abends im Dorf begegnet: „Na, wut du dick dat Dörp mal 'n betten umme Ohren slaen“? Also selbst der Sprache kommt das häßliche Gespenst „zugrunde gehendes Volkstum“ nahe.

Das Schicksal des Papenteichs wird auch in dieser Beziehung das der größeren niedersächsischen Heimat sein. Die offene, flache Landschaft ist auch in dieser Hinsicht ein Bild des größeren Landes. Es kann sich kein zäher Volksstamm im ungeschützten Ländchen länger abschließen, länger in seiner Eigenart behaupten als die Verwandten in der weiten Umgebung. Von der Entwicklung des deutschen Volkstums überhaupt wird's also abhängen, ob die Papenteicher noch nach Jahrzehnten im gemütlichen Platt erzählend aufs grüne Feld ziehen, umgeben von der waldigen Ferne, oder ob dann auch schon zu ihnen die allklaffenden Gegensätze getragen worden sind, die anderwärts bereits untilgbar erscheinen.



Hattorfer Mühle.

Im Hasenwinkel.

Von August v. d. Ohe (Hermannsburg).



Heißt es: Der Mensch ist ein Erzeugnis seiner Zeit, so läßt sich mit ebensovielem Recht sagen: Der Mensch ist ein Erzeugnis seines Bodens. Ein alter Heidmärker drückte dies einmal so aus: Je besser der Boden, desto schlechter die Menschen — wobei er in dem Irrtum befangen war, daß heiterer Sinn, Lebensfreude, Leichtlebigkeit (in gutem Sinne) allemal Schlechtigkeit seien. Vielleicht ergänzen sich aber beide Sätze, und man geht nicht fehl, wenn man sie zusammenfaßt: Der Mensch ist ein Erzeugnis seiner Zeit und seines Bodens.

Charakter der Landschaft

Den Beweis für die Richtigkeit dieses Satzes gibt uns der Hasenwinkler. — Welch' ein Gegensatz zwischen der düsteren Eigenart der Mittelheide und der lichten, heiteren des Hasenwinkels! Dort alles schwarz: der Boden, die Kiefern- und Fichtenwälder, die Heide selbst. Schwarz auch die Dörfer mit ihren strohgedeckten Häusern und rauchigen Katen unter den überhängenden Zweigen der mächtigen Eichen, die auch im Sommer kaum einen Sonnenstrahl in die Dämmerung der niederen Stuben lassen. Hier alles in

freundlichem Hell: Braungelb der fruchtbare, etwas lehmige Boden, auf dem auch nicht der kleinste Fleck kahl ist, sodaß auch im Winter bei unbedecktem Boden alles zu grünen scheint, eine endlose grüne Fläche, durch die die wohlgepflegten Landstraßen mit ihren Obstbaumreihen in mannigfachen Krümmungen anmutig zwischen den feingeschwungenen Bergreihen sich hinschlängeln. Und die großen Buchenwälder, obwohl im Winter kahl, haben doch nicht das finstere Gesicht der Fichtenwälder der Heide; im Sommer aber umgeben sie wie helle Locken das freundliche Gesicht der Landschaft, aus dem wie glänzende Augen die ziegelgedeckten, weiß gestrichenen, gedrängt liegenden Häuser der sauberen Ortschaften hervorleuchten. Wer sich, namentlich im Winter, längere Zeit in der Heide oder im Moore aufgehalten hat und dann zurückkommt in den Hasenwinkel, fühlt wohltuend den scharfen Gegensatz.

Charakter der Hasenwinkler

Eine solche Landschaft muß erheiternd auf das Gemüt wirken und ein fröhliches Geschlecht hervorbringen, wie umgekehrt die Heide oder das Moor nur ernste, nach innen gekehrte, verschlossene Menschen erzeugen kann. Und so ist es in der Tat: Heiter, beweglich, fleißig, rührig, betriebsam, schnell entschlossen, unternehmungslustig und voll Tatkraft, freundlich zuvorkommend, dienstfertig, so treten uns die kräftigen, zähen, arbeitgewohnten Hasenwinkler entgegen. Aus ihren Augen guckt der Schalk, lächelt verschmitzt und breitet sein Gewand wohlig und behäbig über das breite Gesicht. Vergrämte Gesichter sieht man selten. Begegnen sich zwei Leute auf der Straße oder am Feldrain, so fliegen Scherzworte herüber und hinüber. Witzig sind die Winkler wie Berliner Schusterjungen. Man kann unter ihnen leicht heimisch werden. Daher auch die ständig wiederkehrende Erscheinung, daß nicht nur die dort Geborenen und Großgewordenen, wie es sich von selbst versteht, ihre Heimat für den schönsten Fleck der Gotteserde halten und, von ihr getrennt, dauernd ein gelindes Heimweh empfinden, sondern auch die Zugewanderten, wenn sie längere Zeit dort gewesen und dann wieder anderswohin verschlagen sind, oft und gern zurückkehren. Sie werden dann mit Hallo und Freudenfesten empfangen; denn diese versteht der Hasenwinkeler zu veranstalten, und dann kommt es ihm bei sonst all seinem Fleiß auf Tag und Stunde und einen Batzen Geld nicht an. —

Es versteht sich nach dem Gesagten von selbst, daß der Hasenwinkler gerne Feste feiert, mit und ohne Veranlassung. Ob Kaisers Geburtstag ist oder der Gesangverein Stiftungstag hat, die Aktienzuckerfabrik „Fallreslewwe" (Fallersleben) Rübengeld auszahlt oder der Hase seinen Balg: es gibt jedesmal eine fröhliche Festlichkeit mit Singsang und Klingklang, und das Fortgehen fällt jedem schwer. Im Winter drängen sich die Festlichkeiten besonders. Dafür sorgen die Vereine, deren es in jedem Dorfe in der Regel zwei gibt: einen Kriegerverein — dort Landwehrverein genannt — für „gediente" Leute und einen Gesangverein für „ungediente". In beiden Vereinen sitzen Reiche und Arme in schöner Eintracht neben einander. Für den Kriegerverein versteht sich das ja von selbst; aber auch in den Gesangvereinen ist es so, wie denn die Klassenunterschiede im Hasenwinkel längst nicht so

scharf hervortreten, wie in mancher andern Gegend. Gesangvereine gab es schon sehr früh im Winkel; es ist keine Seltenheit, daß ein Verein sein 50. Stiftungsfest feiern kann. Beide Vereine haben außerordentlich segensreich gewirkt und tun es noch. Sie halten auf Sitte und Anstand bei ihren Mitgliedern und auf ihren Festen. Beide Vereine veranstalten regelmäßige Bälle, oft mit voraufgehenden Theater-Aufführungen, meist je zwei, zu denen sie sich gegenseitig einladen. Da ist es allemal gedrängt voll, es geht hoch her, und der Wirt bekommt einen vollen Beutel. Doch kann man nicht sagen, daß es unordentlich dabei zugeht. Die Jugend weiß, daß die Augen der Eltern und des Vorstandes gar sehr auf sie gerichtet sind. Händel und Raufereien, unanständiges Benehmen oder unanständige Reden sind ganz unmöglich. Das erlauben sich weder Alte noch Junge. Es verbietet ihnen schon ihr anerzogenes Anstandsgefühl. Toben, Schreien, Trampeln und dergleichen bäuerische Unsitten, die man in andern Gegenden nicht selten beobachten kann, sind streng verpönt. So kann auch der Fremde ganz ohne Sorgen wegen etwaiger Belästigungen sein. Dagegen kommen in kleineren Orten ohne Vereine, wo noch öffentliche Tanzmusiken sind, ab und an noch Raufereien vor, weshalb diese Festlichkeiten von den Umwohnern mit dem verächtlichen Namen „Bullenstöten" belegt werden.

Volksbildung

Zu der verhältnismäßig hohen wirtschaftlichen und geistigen Entwickelung der Hasenwinkler haben verschiedene Umstände beigetragen. Da ist zunächst zu nennen die Nähe der alten Welfenstadt Braunschweig, mit der seit alters rege Verbindung unterhalten wird, die weder die blaugelben Grenzpfähle noch der kleine Flecken Fallersleben, obwohl der Sitz des Amtsgerichts und der Superintendentur für den Hasenwinkel, zu hindern vermögen. Den Verkehr vermittelten in früheren Zeiten Omnibusse und die Bahnlinie Königslutter—Braunschweig; jetzt ist die Verbindung durch die Bahnen Fallersleben—Braunschweig und Oebisfelde—Schandelah—Braunschweig, welch' letztere den Hasenwinkel etwa in der Mitte durchquert, noch bequemer geworden. Dem südöstlichen Teile des Winkels waren außerdem Königslutter und besonders Helmstedt mit seiner bedeutenden Ackerbauschule, von der sich ein bedeutender Teil der Bauernsöhne seine Berufsbildung und den bekannten Berechtigungsschein holte, sehr förderlich. Von großer Bedeutung wurde auch die Aktienzuckerfabrik Fallersleben, eine der ältesten und größten in unserer Provinz, indem sie den Hasenwinklern durch die Ermöglichung des Rübenbaues die ergiebigste Einnahmequelle erschloß, ja recht eigentlich den Grund des Wohlstandes für alle Schichten der Bevölkerung legte. Denn auch der dienende Stand wurde durch sie gehoben, sodaß man drückende Armut selten findet. Auch der kleine Mann hat regelmäßig seine Kuh im Stalle, und Ziegenhaltung trifft man selten an. Die Nähe dieser Verkehrsmittelpunkte haben auch einen rascheren Pulsschlag des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens bewirkt. Neuzeitliche Verbesserungen, Veränderungen in den Anschauungen, der Lebensweise und der Mode wurden schnell erkannt und eingeführt. So kommt es, daß man von alten Sitten und Bräuchen

wenig, von alten Trachten gar nichts mehr vorfindet. Der Winkler ist ein moderner Mensch innen und außen.

Das gesellige Leben ist stark entwickelt. Die reifere Männerwelt betrachtet das „Weiße Roß" oder den „Grünen Jäger" ihres Dorfes als den gegebenen Mittelpunkt und Ort für Erholung und Aussprache, ohne jedoch dort trunkselig zu werden. Die Frauenwelt findet sich im Winter zu Kaffeekränzchen zusammen. Bemerkenswert ist das Zusammenhalten der Schul- und Konfirmandenjahrgänge. Alle, ob Knaben oder Mädchen, die zusammen eingesegnet worden sind, bilden ein „Korps", haben ihre Zusammenkünfte und kleinen Festlichkeiten. Das dauert bis zur Verheiratung, aber das Gefühl der Zusammengehörigkeit bleibt bis zum Tode. So kann man häufig von alten Leuten die Bemerkung hören: „Von unserm Korps leben nur noch drei", oder eine ähnliche. In der Reihenfolge wie bei der Einsegnung tritt man auch an zur Abendmahlsfeier, zuerst die Männer, und zwar vom ältesten bis zum jüngsten, dann die Frauen in umgekehrter Reihenfolge: von der jüngsten bis zur ältesten, wobei aber die jüngere verheiratete Frau sich höher einreiht, als das ältere, unverheiratet gebliebene Mädchen. Die Hochzeiten werden schon sehr oft im Gasthause gefeiert. Der Weg des Brautpaares vom Hochzeitshause bis zur Kirche wird mit weißem Sand bestreut. — Geselliges Leben

Die kirchliche Sitte weicht kaum von der auch anderwärts üblichen ab. Die drei großen christlichen Feste werden in der allgemein üblichen Weise mit Christbaum und Maienschmuck gefeiert. Nur das Osterfest bildet insofern eine Ausnahme, als die alte deutsche Sitte des Osterfeuers, die in vielen andern Gegenden abhanden gekommen ist, noch allgemein besteht. Das Osterfeuer wird auf einem weithin sichtbaren Hügel in der Nähe der Dörfer abgebrannt. Die Schuljugend hat die Ehre und die Pflicht, den Holzstoß zu türmen. Das ist ihre Beschäftigung an den meisten schulfreien Nachmittagen von Weihnachten an. Die älteren Knaben mit Beilen in der Hand, die jüngeren in langer Reihe vor einen vierräderigen Handwagen gespannt, so sieht man sie hinausziehen an die Feldraine, wo Dornbüsche stehen, und in den Wald, wo sie Abfallholz und liegengebliebenes Nadelreisig sammeln dürfen. Je näher Ostern kommt, desto größer wird der Eifer, desto höher wird der Haufen. Am Tage vor Ostern endlich ziehen sie durch das Dorf, erbitten und erhalten in jedem Hause noch einen „Wasen" Reisigholz oder ein Bund Stroh zum Anlegen. Am Abend des ersten Ostertages wird das Osterfeuer abgebrannt. Dazu wandert alt und jung hinaus. Die Kinder nehmen reichlich Feuerwerk mit. Es entspinnt sich nun zunächst ein Kampf zwischen den Schuljungen, die den Holzstoß getürmt, als Verteidigern und den älteren Jahrgängen, die versuchen, durch Werfen von Feuerwerkskörpern das umgelegte Stroh in Brand zu setzen, als Angreifern. Je länger sich dies hinauszögert, desto größer wird die Freude auf der einen und der Eifer auf der andern Seite. Lodert hin und wieder eine Flamme auf, so wird versucht, sie zu löschen. Doch zuletzt erlahmen die Verteidiger, und unter unendlichem Jubel und Freudengeschrei schlägt die lichte Lohe gegen den Osterfeuer

dunkeln Nachthimmel. Die Jugend umtanzt und schürt das Feuer, die Alten betrachten es andächtig und genießen den schaurig-schönen Anblick. Wie schimmernde Sterne leuchten wohl 20 und mehr Osterfeuer aus weiter Ferne, bis hinauf zum Rande des braunschweigischen Elms, durch die hereinbrechende Nacht. — Allmählich sinkt der Holzstoß in sich zusammen, und unter fröhlichen Gesprächen kehrt man ins Dorf zurück.

* * *

Das Sommertanzen

„Minna, Gretchen, nächsten Sonntag haben wir nun schon Sommertanzen; da müssen wir diese Woche noch recht fleißig sein. Morgen wollen wir waschen, übermorgen plätten, am Mittwoch fangen wir an, rein zu machen, zuerst oben; dann kann ich dort schon die Gardinen wieder anstecken; auch die Fremdenzimmer müssen in Ordnung sein, denn wir bekommen Besuch. Minna, ihr bekommt doch auch Besuch? Gretchen, deine Brüder kommen doch gewiß auch zum Sommertanzen! Ja, und dann fangen wir unten an, und dann werden wir ja wohl Sonnabend alles in Ordnung haben. Wie freue ich mich, daß unsere Türen und Fenster neu gestrichen sind und die Wände gekalkt. Ei, wie wird sich unser Haus vornehm machen am Sommertanzen!" Also die Hausfrau. Und Minna und Gretchen sputen sich und kichern und haben eine Freud'; denn wer weiß — sicher kommen Fritz und Wilhelm auch zum Sommertanzen, und wenn sie recht nett sind — wer weiß! —

Aber der Hausherr: „Karl, spann an und hole ein Fuder Kies für den Garten! Ernst, du fegst den Hof und ziehst mir auch die Grashalme zwischen den Steinen weg und läßt mir nicht wieder so viele stehen wie „de Johre", sonst hol' dich der Deubel! Und dann siehst du mir auch alle Zäune nach, ob keine Latten fehlen, und daß kein Brennessel oder so'n Zeugs da stehen bleibt! Sonntag ist Sommertanzen, und da muß Ordnung sein auf'm Hof." — Und Karl und Ernst sputen sich auch und haben auch eine große Freud'.

Und der Gemeindevorsteher besichtigt die Dorfstraßen und hält Beratungen mit dem Wegewärter und empfängt den Gemeindediener zur Paroleausgabe: auf daß sein Dorf ihm keine Schande bereite am Sommertanzen.

Je nun, was ist Sommertanzen?

Sommertanzen, Sommerfest, stellenweise auch Sängerfest oder Holztanzen genannt, weil es oft in einem nahe beim Orte oder im Orte gelegenen Hain abgehalten wird, ist das größte und volkstümlichste aller Feste im Hasenwinkel und den angrenzenden braunschweigischen Gebieten. Sommertanzen ist der Gegenstand der Sehnsucht für alt und jung, hoch und niedrig, reich und arm. Es ist schlechthin das Fest des Hasenwinklers. Es ist das Fest, nach dem man die Zeit bestimmt: Es war so und so viel Wochen vor oder nach dem Sommertanzen, oder: Es war am Hattorfer oder Mörser oder Heiligendorfer Sommertanzen. So ist es auch erklärlich, wenn einmal ein kleiner Knirps dem Lehrer auf die Frage: Welches ist das schönste von den drei christlichen Festen? antwortete: Das Sommertanzen. Da lebt man wie im Schlaraffenland; da wird gebacken, gebraten, geschmort und gegessen. Von allen Seiten,

oft aus weiter Ferne, strömen Freunde, Verwandte, Bekannte herbei, auch die vom Schicksal in eine andere Gegend Verschlagenen stellen sich gern wieder ein. Damit nicht mehrere benachbarte Orte mit ihren Festen zusammentreffen, ist die Reihenfolge seit alters festgelegt, und es gehört deshalb das Sommerfest zu den festliegenden Festen. Drei Tage dauert es. Der erste Tag ist der größte, der zweite aber der fröhlichste und gemütlichste. Am Sonntag beginnt das Fest. In der Woche vorher wird der Festplatz gesäubert, durch eingegrabene Birken oder zwischen Latten geflochtene Birkenreiser abgegrenzt und mit grünen Zweigen geschmückt. Wenn keine Bäume auf dem Platze stehen, werden Zelte aufgeschlagen, im ersten Falle hat man nur das Laubdach über sich. Auch der Tanzsaal liegt dann frei unter schattenspendenden Bäumen. Früher tanzte man auf grünem Rasen oder auf der nackten Erde. Wo die Straßen ins Dorf münden und an den Eingängen zum Festplatz, auch wohl sonst noch in einigen Straßen sind für die auswärtigen Vereine und Gäste Ehrenpforten errichtet, unter denen meist zwei farbige Papierschilder hängen: eins für die Gesangvereine mit der weithin lesbaren Inschrift: Willkommen, Sangesbrüder! und eins für die Kriegervereine mit einem Kaiserbildnis und der Umschrift: Willkommen, Kameraden!

Gleich nach Mittag wird es lebendig in den Straßen. Die Vereinsvorstände versammeln sich, mit den Zeichen ihrer Würde geschmückt, in dem Wirtshause „Zum weißen Roß". Jetzt meldet der Posten die Ankunft eines auswärtigen Vereins. Man tritt hinaus; die Musik spielt einen flotten Marsch als Willkommensgruß; dann allgemeine Begrüßung, Händeschütteln, Hineinkomplimentieren. Drinnen der Begrüßungsschoppen. Die Vorsteher müssen trinkfeste Leute sein. Kaum haben sich die Angekommenen gesetzt, so wird der nächste Verein gemeldet. Dieselbe Zeremonie. So geht es fort, bis alle eingeladenen Vereine erschienen sind. Jetzt allgemeines Hinaustreten und Ordnen des Festzuges. Voran die Musik, dann die fremden Vereine in der Reihenfolge ihres Eintreffens, zuletzt die festgebenden Vereine, sämtlich mit Fahnen, dann das lose Volk. Solch' ein Zug durch die geschmückten Straßen gewährt einen eindrucksvollen Anblick. Wohl tausend Menschen enthält der Zug; das ist etwas Ungewohntes im sonst einsamen Dorfe. Da ist auch alles auf den Beinen, um zu schauen. Hoch über den Köpfen der langen Reihe flattern die Fahnen, wohl zwölf und mehr. Ein lebensprühendes, farbenprächtiges Bild! Jetzt ist der Festplatz erreicht. Die Vereine marschieren auf. Der Vorsitzende des festgebenden Vereins hält eine kurze Ansprache, die, wenn sie einem Kriegerverein gilt, in ein Hurra auf den Allerhöchsten Kriegsherrn ausklingt. Dann folgt die Nationalhymne, von den Vereinen entblößten Hauptes gesungen, von der Musik begleitet. Kommando: Tretet weg! Strammes Kehrt. Die Fahnen werden in den für sie hergerichteten Stand gebracht. Nun ein wirres Durcheinander und nach dem strammen Marsch durch die sengende Sonnenhitze die wohlverdiente Erquickung. Dienstbare Geister durcheilen mit Massen gefüllter Gläser die Menge und können kaum alle befriedigen. Vor der Schenke ist es am schlimmsten. „Karl, 20 Glas

Bier!" „Karl, hier! 25 Glas Bier!" Karl muß sich zerreißen. Karl tut es nicht; Karl denkt: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!

Jetzt ein schmetterndes Hornsignal. Was Freude am Gesang hat, drängt sich in den Saal. Dort hat sich inzwischen ein Gesangverein aufgestellt. Er singt zwei oder drei Lieder, tritt ab, ein anderer tritt an. In dichten Scharen stehen die Leute, lauschen aufmerksam und geben zwischendurch ihr Urteil ab. Am Schlusse jedes Liedes ein mehr oder weniger starkes Händeklatschen. Das ist der einzige Lohn, den die Sänger erhalten. Mehr verlangen sie auch nicht: „Ich singe, wie der Vogel singt."

Nun sind alle Vereine dran gewesen. Die Musik setzt sich auf ihren erhöhten Platz, und nun beginnt die Hauptsache: der Tanz. Im Hasenwinkel tanzt alles. Im Hasenwinkel ist keiner, der nicht tanzen kann. Was nur die Beine rühren kann, alt oder jung, ganz einerlei: sie tanzen. Man kann sich kaum ein tanzfroheres Geschlecht denken. Tanzen wird geübt von Kindesbeinen an. Gedrängt voll ist der große Saal; aber der Tanzordner weiß Ordnung zu halten. Es ist ein Vorstandsmitglied. Ihm gehorcht jeder willig. Alle Standesunterschiede, die im Hasenwinkel sowieso nicht stark hervortreten, sind für diese Tage aufgehoben, Knecht, Magd, Herrschaft: da ist kein Unterschied. Alle haben gleiche Rechte. Ein echtes, rechtes Volksfest. An der Seite, doch so, daß keine Belästigung eintritt, sind mehrere Buden mit Kuchen, Früchten und Süßigkeiten aufgeschlagen; sie sind von der Schuljugend und den Müttern stark umlagert. Jeder freut sich eben seines Lebens in seiner Weise.

Während sich die Erwachsenen am Tanzen, Zuschauen, Trinken und Erzählen ergötzen — der sonst so geliebte Skat ist an diesem Tage verpönt — tritt die Schuljugend zu ernstem Wettstreit an. Gilt es doch, für den dritten Tag, das „Kindertanzen", die Königswürde zu erobern. Wohlbewaffnet mit Pusterohren treten sie unter dem Oberbefehl des ältesten Knaben an zum „Königsschießen". Der Tischler hat eine Scheibe gefertigt, und der Maler hat einen majestätisch schreitenden Löwen darauf gemalt. An der Stelle, wo das Herz zu sitzen pflegt, ist ein kreisrunder schwarzer Fleck. Der Reihe nach treten die Schützen vor, nehmen wichtig das Pusterohr an den Mund, zielen, und durch die gewaltige Kraft ihrer Lungen getrieben, saust der Pfeil in den Leib des grimmen Tieres. Jetzt ist der letzte dran. Fritz, Fritz, wie wird dir's gehen? Fritz ist aufgeregt, sein Rohr fliegt hin und her. Es saust der Pfeil heraus. Vorbei! Von neuem beginnt das grausame Spiel. Sieh' da, Friedrich Wilhelm Kesselhut! Hurra! Das war ein Meisterschuß! Gerade im Herzen sitzt dem Tiere der tötliche Pfeil! Heil dem Könige! Im Triumph wird er zum Festplatze geführt und dem sauer-süß lächelnden Vater — er denkt an die Kosten — vorgestellt, der nicht verfehlen wird, sämtliche Teilnehmer mit köstlicher Limonade bewirten zu lassen, in der dann auch die Gesundheit des Königs und seiner Angehörigen ausgebracht werden wird. Der junge König aber flieht ans Mutterherz: „Mutter, liebste Mutter, hilf mir eine Königin suchen!" Und Mutter geht auf die Brautschau. Die

eroberte Scheibe wird künftighin die Giebelwand des elterlichen Hauses zieren und den Ruhm des Ahnherrn verkünden bis in die spätesten Geschlechter.

Der Hauptteil des Festes ist damit beendet. Nun kann sich jeder seinem Vergnügen hingeben. Das tut er denn auch. Alte Bekannte treffen sich und erneuern die Freundschaft bei kräftigem Männerschluck. Neue werden geschlossen. Und was gibt es nicht alles zu sehen und zu bewundern. Welche Fülle von Jugend und Schönheit und Kraft! Welche Mannigfaltigkeit, welche Pracht der Kleidung! Weiß überwiegt bei den jungen Mädchen bei weitem. Braunschweig, Berlin liefern bereitwilligst. Aber auch die Schneiderinnen des Dorfes und der Umgebung haben Tag und Nacht arbeiten müssen. Wie sie plaudern und sich anmutig neigen! Ihre kräftigen Körper sind trotz der schweren Arbeit in Haus und Hof elastisch geblieben. Sieh' da, unsere Grete und Minna! Glückstrahlend hängen sie am Arme ihres Fritz, ihres Wilhelm. Ich wette, heute werden sie ihn fesseln, daß er nicht wieder zu entrinnen vermag.

Aber unter den grünen Bäumen: welches Stimmengewirr! Kein einzelnes Wort zu unterscheiden. Das schwatzt und schwirrt, das klingt und klirrt, das saust und braust wie schäumendes Wasser vom Felsenhang. Aus tausend fröhlichen Menschen drängt es sich heraus, und die abertausend Stimmwellen tragen es empor zu den Blättern der uralten Linden. Und es dringt durch und steigt gegen den klarblauen Himmel, von dem die Sonne sengendheiß herniederstrahlt. Es ist nur gut, daß der mächtige Wagen aus „Brunswiek", der eben vor der Schenke hält, ungezählte Fässer kühlen Trunkes bringt, all' die durstigen Kehlen zu laben.

Nun rüstet sich die Sonne zur Rast. Es fällt ihr schwer, Abschied zu nehmen. Noch einmal blinzelt sie durch das Blattwerk und sieht dem alten Förster gerade ins Gesicht. Der ist eines Hauptes länger denn alles Volk und sitzt behäbig im Kreise froher Zecher, zu seinen Häupten eine Wolke blauen Rauches wie ein Glorienschein. „Ja", beendet er seine Rede und tut einen Zug, der den dritten Teil der Zigarre wegnimmt, „die Auerochsen sind in Schlesien eine wahre Landplage. Ich habe es selbst mit angesehen, wie ein solches „Beist" einen Eisenbahnzug zum Entgleisen brachte. Hörner haben die Beister! Was meint ihr wohl, wie lang sie die Hörner haben? Ich sage euch:" — und er klafftert mit seinen gewaltigen Armen über die sich duckenden Nachbarn links und rechts — „Zwei Meter!"

Aber nun erhebt sich voll Würde Ackermann Ludwig Eckenmüller, und in seinen Augen schießen lustige Kobolde Purzelbaum, huschen über die runden Backen und zupfen ihm die Nasenflügel, daß sie zittern.

„Meine Herren! Liebe Kam'raden! Verehrte Sangesbrüder! Was Kam'rad Förster eben gesagt hat, hat er sehr richtig gesagt. Denn die Wildheit liegt dem Ochsen zunächst im Kopf, weshalb alle Ochsen Dickköppe sind und alle Dickköppe Ochsen. Wenn aber die Wildheit zu groß wird, hat sie selbst in dem größten Schädel keinen Platz mehr zu ihrer Ausdehnung, und dann dringt sie in die Hörner und treibt sie meterweise heraus. Was mein

Onkel war, erzählte immer, er habe eine Tante in Lutt'r (Königslutter) gehabt, die eine Tante in Helmstedte gehabt habe. Und deren Onkel in Ochsendorf habe einmal einen Ochsen gehabt mit solch großen Hörnern: Wenn auf jedem Ende ein Vogel habe gesessen und gesungen, dann habe einer den andern nicht hören können von wegen der großen Entfernung."

„Ah, das war aber'n Ochse!"

„Dieser Ochse war so wild wie'n Auerochse. Da ist auf dem Gute in Uhry ein Schäfer gewesen, und der hat gesagt, sie müßten dem Ochsen Salz auf den Schwanz streuen. Weil aber das Salz dunnzumalen teuer ist gewesen von wegen der Komplimentalsperre (so!), haben sie Schnee im Backofen getrocknet und als Salz auf den Schwanz gestreut. Ihr mögt es glauben oder nicht."

„Glauben wir, Ludwig, glauben wir, denn es gibt furchtbar große Ochsen in der Welt."

„Süh da, Karl der Kleine und Pipin der Dicke!"

„Prost! Na, smekket et?"

„Karl, schnell 'n Satz mit „Opfer"!"

„Obw'r noch ein'n nehmen?"

„Bravo, bravo! — Elsbeth, eine Runde!"

In der Mitte des Platzes, an dem großen Steintische, dem alten Bauernmal, von dem aus Kantor Gerloff aus „Fallreslewwe" (Fallersleben) Anno 48 seine schmetternden Reden über Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit hielt, da ist der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht. Eine auserlesene Gesellschaft: Der hagere Alte mit den energischen Zügen ist der Gemeindevorsteher, neben ihm der Ackermann Weserling aus Mörse und der Schulze aus Heiligendorf, und dann der Ackermann Wohlt und der Schmiedemeister Krauskopf und der Pfarrer und der Kotsaß Hasenfuß und der alte Ludewig Jürges. Sie führen tiefernste Gespräche über das zu erwartende Kaliwerk, die Entwickelung der Raiffeisenkasse, den alten Pastor Wilkens, der die Schlagwirtschaft einführte, den seligen Pastor Mensing, den Franzosenfresser, und den unerschrockenen Brinksitzer Gerloff, der Anno 13 zwei plündernde Kosaken mit einem Eichheister windelweich geschlagen, und trinken bedächtig. Und der Pastor meint, als die Schoppen leer sind: „Jetzt bin ich wohl an der Reihe." Aber der alte Ludewig Jürges beruhigt ihn: „Nä, Herr Pastor, äb'n kummet erst Willem Hasenfaut."

Die Sterne blinzeln durch das Laubdach und steigen ihre Bahn und steigen nieder. Und wie sie, so erreicht auch die Festesfreude ihren Höhepunkt, und dann ebbt sie mählich ab. Zuerst verschwinden nach Mitternacht die Alten und im Dämmer des nahenden Morgens die Jungen.

So geht es den ersten Tag, so den zweiten. Aber der dritte Tag gehört der Schuljugend bis hinab zu den kleinsten Kleinen. Er birgt eine Unsumme von Mutterfreude und Vaterstolz: das Kindertanzen.

Von den sorgenden Müttern trefflich herausgeputzt, versammeln sich um 2 Uhr sämtliche Kinder, soweit sie laufen können, vor dem Gasthause. Der erste Schulknabe mit Schärpe und einem mächtigen alten Säbel ist der

Offizier und führt das Kommando; der zweite trägt stolz die Fahne. Die Musik tritt an die Spitze des Zuges.

„Abteilung — marsch!"

Man marschiert zur Wohnung des neuen Königs. Hier werden sämtliche Kinder auf der großen Diele oder auf dem Hofe mit Limonade und Kuchen bewirtet. Die Erwachsenen und die Musikanten werden in die Stuben genötigt und mit Speis und Trank bedacht. Die Musik spielt schmetternde Weisen in der niedrigen Stube, daß sich die Balken biegen. Jetzt sind die gewaltigen Kuchenkörbe geleert. Der Befehlshaber ordnet seine Schar. Die Musik wird heraus gerufen.

„Stillgestanden!"

Von zwei Knaben geführt, tritt der König heraus; schwer lastet auf seinem jungen Haupt die königliche Krone.

„Unser König, der soll leben!"
„Hoch, hoch, hoch!"
„Und seine Eltern und
Geschwister auch daneben!"
„Hoch hoch, hoch!"

Die Musik bläßt Tusch.

Der König wird hinter den Fahnenträger eingereiht, an jeder Seite ein Chargierter.

„Abteilung marsch!"

Jetzt geht's zum Festplatze. Die kleineren Kinder und die Mädchen betreten den Saal nicht. Die Eingeübten werden von dem Offizier an eine Seite des Saales geführt.

„Abteilung — halt!"

Die Musik schweigt.

„Links um!"

„Erstes Glied — marsch!"

„Halt!"

„Erstes Glied! Ganze Abteilung — kehrt!"

„Präsentiert das — Gewehr!"

Der Offizier führt den König zu der erwählten Königin, diese zu den drei Königstänzen abholend. Kommt das Paar an der Fahne vorbei, so neigt sie sich und streicht segnend über das Königshaupt. Nachdem die Königstänze erledigt sind, befiehlt der Offizier:

„Das Gewehr — über!"

„Gewehr — ab!"

„Tretet — weg!"

Der offizielle Teil ist beendet. Beruhigungspause. König und Königin atmen auf.

Jetzt ein schmetternder Hornruf! Man tritt zur Polonaise an. Ein kunstfertiger Mann führt sie an und dehnt sie möglichst lange aus. Alle Kinder machen mit; selbst vier- und dreijährige werden von den Müttern herangebracht. Ein herzbewegender Anblick für das zärtliche Mutterauge!

Hin und wieder verläuft sich ein kleiner Knirps, fängt an zu heulen und ruft nach der Mutter, die alsbald herbeieilt und ihn wieder einreiht. Nach Beendigung der Polonaise führt jeder kleine Tänzer seine Dame an ihren Platz, macht eine artige Verbeugung und schreitet stolz davon.

Jetzt sind die kleinen Mäuler schon wieder hungrig und durstig. Der Bäcker bringt große Körbe voll Backwaren; sechs große Wassereimer voll Himbeerwasser stehen bereit. Nun geht es ans Verteilen, Essen und Trinken. — Die größeren Knaben haben schon vor dem Feste in der Gemeinde Beiträge gesammelt und 40—50 ℳ zusammengebracht. Davon erhält die Musik 18 ℳ; das übrige wird verzehrt. Reicht es nicht, so sind mildtätige Freunde vorhanden, welche zuschießen.

Dann wird getanzt.

Zwischendurch werden Wettspiele gemacht: Sacklaufen, Wettessen, Stiefelanziehen, Topfschlagen usw.

Um 9 Uhr zieht die kleine Schar müde und befriedigt nach Haus, kriecht ins Bett und träumt vom schönen Sommertanzen. — —

Wie liegt der Platz so stille, der drei Tage lang vom Jubel und Getön widerhallte! Leise streicht der Abendwind durch die Wipfel der alten Linden, und die Blätter fangen an zu flüstern und zu raunen von Menschenfreud' und Menschenleid. Inmitten des Platzes stehen einige junge Burschen im Kreise; es hat sie nach dem Abendessen noch einmal wieder hergetrieben. Sie singen. Traumverloren zieht die schwermütige Volksweise über das schlaftrunkene Dorf, steigt hernieder auf die stillen Gehöfte, breitet sich aus, tut einen kühnen Sprung und schwingt sich durchs offene Fenster in das Kämmerlein der Herzallerliebsten.

Nun naht die Nacht. —

Leise verliert sich das Lied. —

Morgen singt die Sense im Saatfeld. —

* * *

Die Arbeit

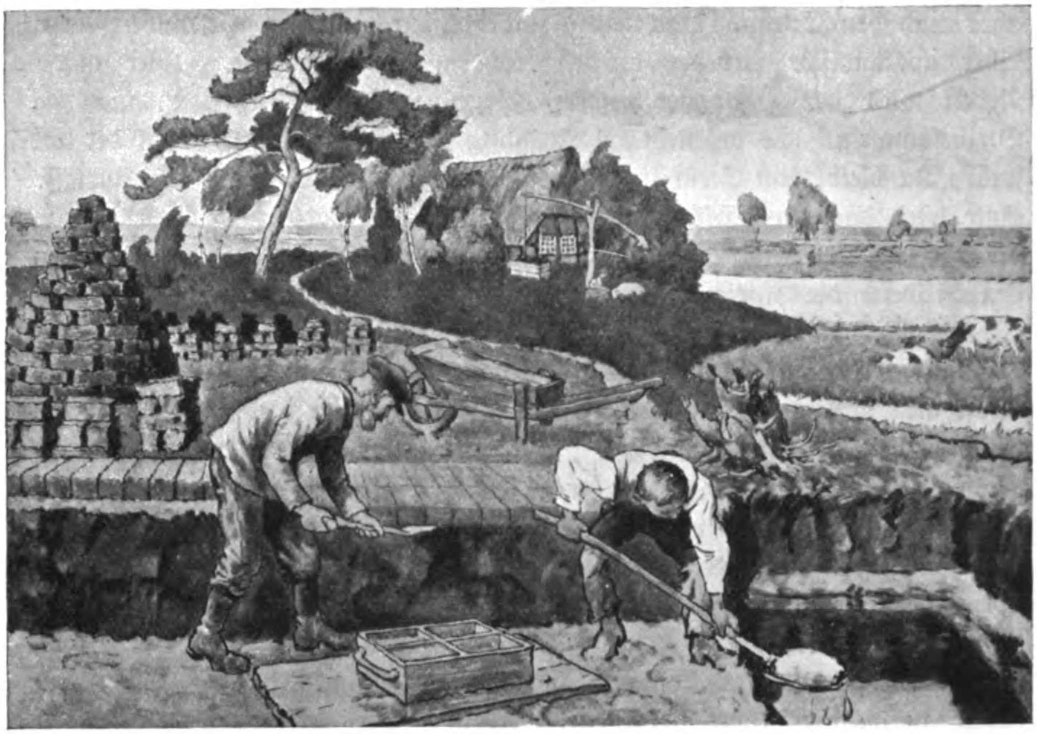
Die Ernte beginnt, und damit tritt die Arbeit wieder in ihr Recht. Der Hasenwinkler muß viel und hart arbeiten. Darum werden schon die Kinder mit herangezogen. So werden sie es gewohnt von Jugend auf. Doch ist es gesunde Arbeit in frischer Luft, auf dem Acker. Denn der Acker ist der einzige Ernährer im Hasenwinkel. Der Nebenerwerb anderer Gegenden durch Beerenpflücken, Pilzesammeln, Holz- und Forstarbeit, Industriearbeit fehlt hier. Erst in neuester Zeit gewähren die beiden Kaliwerke in Beyenrode und Ehmen für eine kleine Minderheit Verdienst. Aber sonst sind alle auf den Ackerbau angewiesen. Nun ist der Boden wohl fruchtbar, aber er will auch sorgfältig gepflegt sein. Das geschieht denn auch. Wohl in wenigen Gegenden wird soviel gepflügt, geeggt, gehackt wie im Hasenwinkel. Bewunderungswert ist es, wie schnurgerade der Pflug die Furchen zieht, und an dem Miststreuen würde selbst Onkel Bräsig seine Freude haben. Wohin man blickt, herrscht die größte Sorgfalt. Der intensive Rübenbau vermehrt die Arbeit ungeheuer,

aber auch den Ertrag. Das ganze Jahr hindurch machen die Rüben Arbeit. Aber ausländische Arbeiter werden trotzdem nicht gehalten. Über manche Arbeit wird der Bewohner anderer Gegenden lächeln, so z. B. über das Steinesammeln. Es geschieht im Frühling, wenn die Rübenkerne in der Erde sind. Da bleibt kein Stein liegen, der Walnußgröße hat. Nach der Kartoffelernte wird das Kartoffelkraut sorgfältig zusammengeharkt und verbrannt, um die vorhandenen Krankheitserreger zu vernichten. Dann schwälen überall auf den Feldern die Kartoffelfeuer und die Luft ist voll Rauch. Trotz allen Fleißes aber würde es dem Landmann im Hasenwinkel doch nicht möglich sein, alle Arbeiten rechtzeitig zu erledigen, wenn er sich nicht landwirtschaftlicher Maschinen bediente. Für einen modernen Landwirt, wie es der Hasenwinkler ist, versteht sich das ja von selbst. In neuester Zeit benutzt er auch die elektrische Kraft, die ihm die große Überlandzentrale Weferlingen liefert. Das Dorf Hattorf hat schon seit etwa zehn Jahren ein eigenes Elektrizitätswerk. Die Milchwirtschaft ist gegen früher bedeutend vereinfacht und erleichtert durch die überall bestehenden genossenschaftlichen Molkereien. Seit es solche gibt, wird auf größeren Milchertrag von den Kühen hingearbeitet und das „Kroop" sorgfältig gepflegt. In Ahmstorf findet sich seit langen Jahren eine Sirupfabrik, in welcher Rüben verarbeitet werden. Jedes größere Dorf besitzt eine Bäckerei als Gemeindeeigentum, die an einen Bäcker verpachtet wird.

Lieblingsgerichte

Wie wohl jede Gegend, so hat auch der Hasenwinkel seine Lieblingsgerichte, nämlich zwei, den „Großen Klump" und die „Scheiben"; jener besteht in der Hauptsache aus roh geriebenen Kartoffeln und gestoßenem Zwieback. Den so gewonnenen Teig tut man mit Eiern, Milch, Speckscheiben oder frischen Schweinerippen und Salz in ein irdendes Gefäß und trägt ihn zum Bäcker, der ihn 6 Stunden lang in den Ofen stellt. — Die „Scheiben" stellen das Hauptgericht an Schlachtefesten dar. Man legt schichtweise dünne, handtellergroße Brotscheibchen, Rosinen und getrocknete Zwetschen in ein irdenes Gefäß, tut Salz und Zucker darüber und übergießt das Ganze mit Fleischbrühe und aufgelöstem Schmalz. Dann läßt man es 3—4 Stunden im Bratofen backen. Am Abend wird es mit frischer Wurst gegessen.





Nach einem großen Steindruck (Anschauungs-Bild) von Hugo Fr. Hartmann.
Mit Erlaubnis des Verlages G. Elkan-Harburg.

Im Westerbecker Moor.

Von Rektor H. Sukohl (Harburg).

Traumhaft umlagert etwas tief Eigenartiges das Leben im Moore. Mit abergläubischen Sagen umwoben, schlief es einen gar langen Schlaf, ehe der Mensch seinen Fuß dorthin setzte, es dem Leben nutzbar machte und mit saurem Fleiß und Schweiß der Wildnis entriß. Harte, wagemutige Männer sind es gewesen, die den ersten Spatenstich in dieser Einöde wagten. Die nächste Umgebung hatte stets das Moor als Siedelungsplatz gemieden; erst verlockende Angebote vermochten von fernher

Entwicklung des Volkscharakters

Kolonisten anzuziehen, die dann recht oft nach hartem vergeblichem Kampfe mit dem Leben das Moor als letzte Zufluchtsstätte betrachteten; denn mancher, der am Leben Schiffbruch gelitten, mancher, der gerne die alte Heimat mit der Fremde vertauschte, hier wollte er noch einmal den Kampf aufnehmen, hier suchte er sich ein Asyl zu schaffen. Nur zu menschlich, wenn auch wenig christlich, klingen aus diesen Zeiten noch heute Untertöne in das Leben der abseitsliegenden Moorkolonie hinein. Gemieden, verachtet und oft auch verkannt, blieb die Moorkolonie lange auf sich selbst angewiesen. Zeiten von ausgesprochenem Elend, die Laster und Schuld ge-

baren, griffen in die Entwickelung des Gemeinwesens ein und ließen den Einzelnen die Bitterkeit der Armut und die Schmach des Ausgestoßenseins, des Gemiedenseins fühlen. Die auch heute noch nicht ganz geschwundenen abfälligen Urteile über die „Moorschen" wurzeln in jenen Zeiten; doch beginnen diese noch leise nachzitternden Mißtöne, die an diesen unglücklichen niederziehenden Entwickelungsabschnitt erinnern, auszuklingen. Und wer das jetzt lebende Geschlecht flüchtig beobachtet, dem wird der Gedanke sicherlich nicht fremd erscheinen, daß die Charakterentwickelung weniger trübe Erfahrungen zur Voraussetzung habe, wohl gar sonnige Tage dem allzeit fröhlichen, vielleicht etwas leichten Volkscharakter ihr Gepräge aufgedrückt hätten. Er bemerkt nichts von Trübsinn und Niedergeschlagenheit, nichts von kleinlichen Sorgen, sondern heiteren und frohen Sinnes füllen die Kolonisten ihren Lebenslauf aus.

Ist auch heute das sauerste Stück in der Gewinnung des Moores für das Erwerbsleben vollbracht, so ist doch der Kolonist noch immer nicht auf Rosen gebettet. Nur anstrengende, aufreibende Arbeit vermag dem Moore die zum Lebensunterhalte notwendigen Erträgnisse abzuringen.

Hartes Tagewerk

Wir müssen uns schon sputen, wenn wir den Torfarbeiter am frühen Morgen an sein Tagewerk begleiten wollen. Die ersten Strahlen des Frührots begrüßen ihn, und erst das scheidende Sonnenlicht läßt die fleißigen, nimmermüden Arme und die schwieligen Hände zur Ruhe kommen; denn in der kurzen Vorsommerzeit muß das schwarze Gold dem Moore entrissen werden, damit die heiße Sommersonne den trockenen Torf abliefern kann. Gar emsig sieht man auch die Kleinen und Kleinsten bei der Torfarbeit schon die Hände regen, denn bei dem Umlegen und Aufstellen, dem Stukeln des Torfes reichen die Kräfte aus, und der Rücken wird beim Bücken noch weniger krumm. Doch hinterläßt ein derartiger Kampf im Erwerbsleben, der so hart in die glückliche Kindheit eingreift, Narben, die oft unauslöschliche Runenzeichen dem Leben einprägen, denn nicht geistbildende, sondern geisttötende Arbeit, ein völlig graues Einerlei füllt das Tagewerk aus.

So mag uns das fremdartige Bild, das uns in der Moorkolonie unvermutet entgegentritt, auch wohl weniger fremd erscheinen, findet es doch ohne Zweifel seine Erklärung sicherlich in den eigenartigen Arbeitsverhältnissen.

Menschenschlag

Fremde Laute klingen plötzlich an unser Ohr. Arbeiter aus dem Osten, Polen und Russen, kommen jahraus, jahrein nach dem Moore, um hier während des Hochsommers lohnenden Verdienst zu finden. In der Regel sind es Männer, nur selten einige Frauen, denen dann zugleich die Führung eines Teiles des gemeinsamen Haushaltes obliegt, die bei der Torfarbeit beschäftigt werden. Es ist sicher nicht zufällig, daß gerade diese Arbeiter in verhältnismäßig größeren Scharen nach dem Moore kommen, denn die Arbeit an und für sich genommen erfordert, wie schon oben angedeutet, wohl viel Ausdauer und Körperkraft, aber doch recht wenig geistige Überlegung und Anstrengung. Bei der bekannten Genügsamkeit in ihren Lebensbedürfnissen ist es darum auch möglich, daß diese Sachsengänger recht beträchtliche Summen von ihrem Arbeitsverdienste der meist zurückgebliebenen Familie zuwenden



A. König (Eschede)

können. Es ist zu verwundern, daß sie bei einer überaus einfachen und gleichförmigen Kost, die hauptsächlich aus Brot, Speck, Schmalz und viel Zucker besteht, eine so große und zähe Ausdauer und Arbeitskraft entwickeln können.

Mit der eigenartigen Beschäftigung unserer Moorbewohner hängt nun auch die andere Seite des Charakters, die ausgelassene Fröhlichkeit, aufs engste zusammen. An Sonn- und Festtagen muß der Moorbewohner dann einmal die Einförmigkeit der Beschäftigung gründlich unterbrechen. Ich glaube, es gibt in der ganzen Umgegend nicht ein Völkchen, das den Moorbewohnern das Festefeiern nachmachen könnte. Hier kommt so recht die Heiterkeit, Fröhlichkeit und Sorglosigkeit des Charakters zur Entfaltung, wie auch die überaus große Sangesfreudigkeit und der sprudelnde, wenn auch oft etwas derbe Witz aus dieser Quelle schöpft. Daß diese Veranlagung mancherlei sittliche Gefahren in sich birgt, wollen wir durchaus nicht verkennen.

Noch nach einer anderen Seite hin ragt die Vergangenheit in die Gegenwart hinein. Bei der natürlichen und künstlichen Abgeschlossenheit der Moorbewohner von der eingesessenen Bevölkerung der Umgegend war eine Mischung mit dieser fast ausgeschlossen. Die verwandtschaftlichen Verhältnisse der einzelnen Kolonistenfamilien untereinander sind darum oft recht verwickelter Art. Schon die vielen gleichklingenden Familiennamen reden eine deutliche Sprache, und recht häufig findet man Oheim, Tante, Neffe und Nichte auf derselben Schulbank. Daß eine derartige Entwickelung große Gefahren für das körperliche und geistige Wohl der Nachkommen in sich schließt, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Die allerneueste Zeit zeigt in der Blutsmischung allerdings eine entschiedene Wendung zum besseren. — Merkwürdigerweise sind die verwandtschaftlichen Bande oft recht locker, und das

Gegenteil von unsern Erwartungen tritt nicht selten in die Erscheinung. Bei den außerordentlich nahen verwandtschaftlichen Beziehungen der Familien (hat doch die Kolonie kaum zwei Menschenalter überdauert [1798]) ist man geneigt, einen festen, innigen Zusammenschluß zu finden, umsomehr als die Bewohner lange Zeit hindurch nur auf sich angewiesen waren und durchaus gleichartige Neigungen und Bedürfnisse haben. Aber gerade dieser gleichartige Erwerb der Mittel für den Lebensunterhalt, dieses Angewiesensein auf die gleichen Absatzgebiete bringt völlig aus sich selbst heraus den Kampf im Erwerbsleben, den lauteren und unlauteren, mit sich.

Einfluß wirtschaftlicher Verhältnisse

Ist die Sonnenglut gewichen, ist der Torf in große Mieten aufgestapelt, dann gilt es, den Schweiß und den Fleiß des Sommers in klingende Münze umzuwechseln, denn den Hauptertrag liefert dem Kolonisten doch der Torf und nicht die Landwirtschaft. Wahrscheinlich wird die Zukunft dies Verhältnis, wenn auch nicht ganz umkehren, so doch merklich zu gunsten des Ackerbaues ändern. In langen Reihen klappern im Spätherbst die verschiedenartigsten Fuhrwerke aus der äußeren und weiteren Umgebung die schnurgerade, schier endlose Landstraße herauf, um den Bedarf an dem vorzüglichsten Brennmaterial für den Winter einzudecken. Da kommt ein schweres Fuhrwerk aus dem Papenteich. Man sieht es ihm gleich an, daß es aus der wohlhabendsten Gegend des Kreises stammt. Der große und kräftige Kasten, die festen, schweren Räder und die starken, prächtig glänzenden Gäule sind gewohnt, die Zuckerrüben zur Fabrik zu schaffen oder von dem ertragreichen, schweren Kleiboden die Früchte in die Speicher zu bringen Breitspurig und geräuschvoll stellt das Fuhrwerk sich auf. Zu ihm gesellt sich geräuschlos der plumpe, ungleiche Bruder vom Moore, der Blockwagen. Doch nur er mit den ungefügen breiten Holzrädern vermochte den Torf vom Moore herunterzuschaffen, nur die holzbeschuhten Pferde durften das lockere unsichere Moor betreten. Jenes Fuhrwerk durfte sich höchstens auf den Sandweg hinauswagen und mußte hier den herbeigeschafften Torf übernehmen.

Als eifriger Geschäftsmann weiß der Moorkolonist seinen Vorteil auch noch in anderer Weise wahrzunehmen. Wenn die äußerst geringfügige Ackerbestellung im Herbste vorüber ist, dann dürfen Mensch und Tier sich noch längst nicht, wie in Gegenden mit Ackerbau treibender Bevölkerung, der Ruhe hingeben, sondern die unruhvollste Zeit des Jahres beginnt für sie. Während des Tages sind gewöhnlich zwei Wagen beladen und mit großen Laken überdeckt. In der Schottkelle sind Decken, Wegzehrung und Futter verstaut, denn am Abend soll die Reise nach Braunschweig angetreten werden. In der Regel ist es der Kolonist selber oder doch ein Haussohn, der das Geschäft in Braunschweig abwickelt. Wenn die Moorbewohner sich anschicken, der Ruhe zu pflegen, wenn ein Licht nach dem andern in der warmen traulichen Stube verlischt, dann rollen die schwerbeladenen, hintereinandergehängten Torfwagen die Straße hinab. Das unsicher flackernde Licht unter dem Wagen hüpft wie ein Irrlicht auf und ab, denn das Pflaster ist durch den überaus großen Verkehr der schwerbeladenen Torfwagen auf der einzigen Zugangsstraße



Straße in Triangel
(links die Schule).

zur Moorkolonie holperig geworden, und der Fuhrmann, der in Decken eingehüllt sich im Vorschauer verkrochen hat, ist nicht zu beneiden. Es ist eine recht unsanfte Ruhebank, darauf er sich niedergelassen hat, und das Durchrütteln, Durchschütteln und Durchstoßen muß man schon am eigenen Körper erfahren haben, um nie wieder ein Verlangen danach zu verspüren. Bei eisigem, schneidendem Ost oder heulendem Sturm und klatschendem Regen ist der Aufenthaltsort auch sehr wenig anheimelnd. So ziehen oft lange Reihen von Wagen, gehüllt in nächtliches Dunkel, ihren Weg. Das einförmige Wagengeklapper wirkt einschläfernd, und schon fallen dem Fuhrmann die Augen zu. Doch er kann sich auf die treuen Pferde verlassen. Nur zu oft haben sie denselben Weg zurückgelegt, und sie verfehlen das Ziel nicht, denn schon halten sie vor dem Wirtshause an. Ruhepause für Mensch und Tier! Beide wollen sich erfrischen und neue Kräfte sammeln für die Weiterreise, und bei einer 7—8 stündigen Wagenfahrt sind mehrere Erholungsposen nötig. Schläfrige Menschen strecken die steifen, zermürbten oder erstarrten Glieder, und es gehören schon kräftige Reizmittel dazu, die erschlafften Lebensgeister wieder aufzurütteln.

Oft werden die Reizmittel zur Gewohnheit, und dann sind die ersten Keime zum späteren körperlichen und sittlichen Verfall hier zu suchen. Außerdem ist ein solch überreizter Mensch leicht geneigt, Händel zu suchen oder streitsüchtig zu werden. Zur Hebung des Ansehens der Moorbewohner hat die scharfe Ausprägung dieser Charaktereigentümlichkeit nicht beigetragen;

vielleicht läßt sich auf diese Weise die früher erwähnte Abgeschlossenheit der Moorschen, die doch bei dem regen Verkehr mit der Außenwelt mindestens verwunderlich erscheint, zumteil mit erklären.

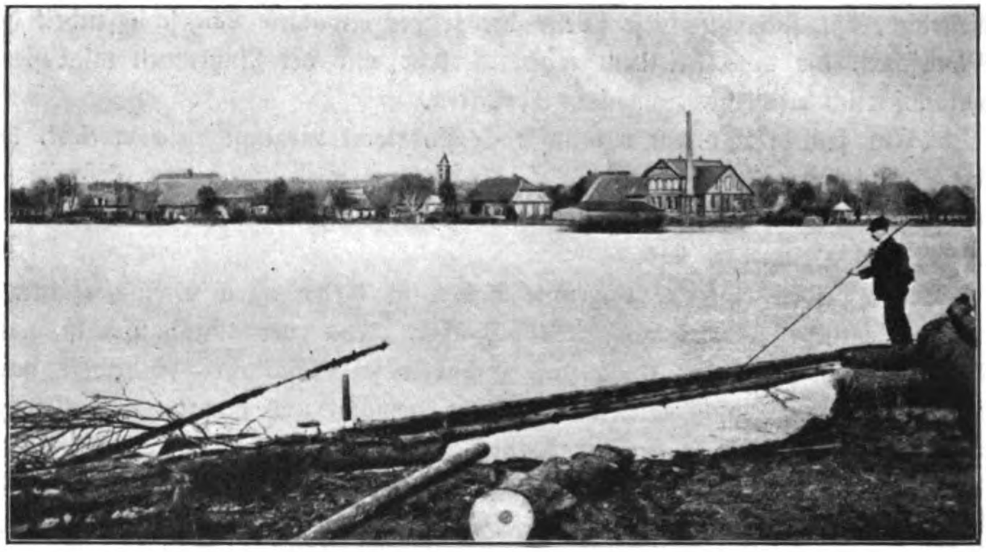
Am frühen Morgen hat unser Torffuhrwerk Braunschweig erreicht, wo der Torf in der Regel nach Stückzahl verkauft wird. Ist das Geschäft erledigt, dann bricht man auf zur Rückreise, und abends erreicht der Kolonist wieder sein Heim.

Die beiden letzten Jahrzehnte haben in dieser alten Geschäftsführung eine wesentliche Veränderung herbeigeführt, denn der Bahnanschluß nach Braunschweig hat sicher nicht zum Schaden fast sämtliches Fuhrwerk nach diesen entfernten Absatzgebieten überflüssig gemacht und damit mancherlei gefährliche Klippen, die früher gerade den Fuhrleuten drohten, beseitigt.

Bei aller Eigenart der Verhältnisse — schon der Gesichtswinkel, aus dem man das Volksleben beurteilen muß, ist ein ganz besonderer — steckt doch ein tüchtiger, braver und biederer Kern in unseren Moorbewohnern. Wir hatten schon früher Gelegenheit, ihren Fleiß, ihre Heiterkeit, ihre Zufriedenheit und Genügsamkeit, ihre Sorglosigkeit, in gutem Sinne genommen, kennen zu lernen. Noch eins wollen wir anerkennen: Der Volkscharakter ist im Grunde genommen grundehrlich und zuverlässig. Hast du dir erst einmal Vertrauen erworben, dann ist die innere Hinneigung ebenso so aufrichtig, wie du vorher die gerade, offene Abneigung erfahren hast. Ehrlich im Kampf, ehrlich im Frieden! Zusammenfassung

So scheiden wir denn von unseren neuen Bekannten, und wir können es nicht unterdrücken: ein Gefühl der Bewunderung und auch Hochachtung für die sich emporbildenden Volkskräfte, die man hier so greifbar erkennen kann, läßt sie uns liebgewinnen; denn der Kampf mit den Widerwärtigkeiten des Lebens hat sie ertüchtigt und zu dem gemacht, was wir heute vor uns sehen, zu einem arbeitstüchtigen und arbeitsfrohen, zu einem vorwärtsstrebenden Geschlecht.





Rethem a. d. Aller.

An der unteren Aller.

Vom Mittelschullehrer Laue (Harburg).

Die Leute reden oft von einer Allermarsch, doch mit Unrecht, wenigstens soweit die Aller im Bezirk Lüneburg ihren Lauf hat. Es gibt in den Kreisen Fallingbostel und Celle kein reines Marschdorf. Da hat jedes noch seinen Anteil an Geest oder Moor, Heide oder Wald. Manche Feldmark zeigt eine geradezu mustergültige Verteilung der Bodenarten: Allerwiesen, lehmiger Ackerboden, Sandboden, anmooriger Boden, Heide, Moor und Wald — nicht zum Schaden der Dörfer.

Volkscharakter

Wenn es nun wahr ist, daß das unlösbare Abhängigkeitsverhältnis des Menschen von der Mutter Erde sich auch in seinem Charakter widerspiegelt, so müßte das für den der Allermarschbewohner — diese Schilderungen beziehen sich immer nur auf den Kreis Fallingbostel — ein anziehendes Bild geben. Und das ist in der Tat der Fall. Ruhe und Besonnenheit kennzeichnen den Heidjer; Selbstbewußtsein ist die Eigenart des Marschbewohners. Vereint geben diese Eigenschaften ein Charakterbild des Bewohners der Allermarsch, jedoch so, daß das Selbstbewußtsein gegenüber der bescheidenen Zurückhaltung des Heidjers als hervorstechender Zug gelten muß. Erhaben schaut der Allermarscher auf den „Geestburn" herab und spricht nicht mit großer Achtung von denen „in'e hogen Heidmark".

Von hier aus betrachtet, müßten die im folgenden geschilderten Sitten und Gebräuche sowohl Kennzeichen der Marsch als auch der Geest tragen. Je weiter am Rande der Heide, desto mehr städtisches Gepräge — das altväterliche Verhältnis zwischen den Bauern und ihrem Gesinde ist geschwunden —;

desto schnelleres Schwinden der Sitten und Gebräuche. Das hat seine Gründe. Zunächst sind wohl die Heidjer von der sog. Kultur länger unberührt geblieben, andererseits hat sich am Rande infolge der Erwerbsverhältnisse — Kaliwerke Grethem-Büchten, Großhäuslingen! — mehr auswärtige Bevölkerung angesiedelt. — — —

Der „Abär" ist aus fernem Lande zurückgekehrt. Die „Spreen" lassen in den gutgepflegten Gärten ihr Hochzeitslied erklingen. Die Allerwiesen kleiden sich in frisches Grün. Der Frühling zieht ins Land. Das Hirtenleben beginnt. Noch heute ist es von einem Stück Poesie umwoben. Doch gegen früher ein großer Unterschied! Vor der Verkoppelung hatte jedes Dorf mehrere gemeinsame Hirten: Scheper, Kohhehr, Kalberhehr, Güstehehr und Sween. Die gemeinsamen Kuhhirten verschwanden, sobald verkoppelt war. Das geschah an der unteren Aller durchweg zwischen 1870 und 1880. Einen gemeinsamen Scheper hatten noch mehrere Bauern das Dorfes Bosse bis zum Jahre 1910. Den Sween, der mit seinem Tuthorn seine Pflegebefohlenen zu sich ruft, finden wir noch heute im Flecken Ahlden und in dem benachbarten Dorfe Eilte. Die Eichenwaldungen der Ortschaften erhalten hier den „Sween" am Leben. Der Lohn der Gemeindehirten bestand zum weitaus größten Teile in Naturalien, die an einem Wintertage, meistens im Januar, bei einem Bauern zusammengebracht wurden. „Dä Buern bringt Hehrkoorn tohopen". Dieser Tag gestaltete sich zu einer urwüchsigen Feier, dem „Buernbeer". Nach dem geschäftlichen Teil des Tages, wo die Hirten ihre Anzahl Himten Korn empfangen hatten, vergnügten sich die Bauern noch bis zum anbrechenden Morgen bei Speisen und Getränken auf Kosten des Gastgebers, der von Jahr zu Jahr wechselte, und des Gemeindesäckels. Nach der Verkoppelung hörte diese Sitte auf. Die Schafe wurden allmählich abgeschafft. Durchweg zwei oder drei Bauern im Dorfe haben heute noch eine kleine Herde. Zur Pflege dieser ist meistens ein Scheperjunge oder der — Altenteiler berufen. Hin und wieder hat wohl ein Bauer versucht, die Schafzucht wieder in größerem Maßstabe zu betreiben, doch sind die Versuche nach wenigen Jahren stets wieder aufgegeben. Der Scheper mit Strickstrumpf und Scheperhaken ist für unsere Gegend ausgestorben und — kehrt nicht wieder. Die heutige Jugend kennt schon den Spottreim: „Scheper, Scheper, Lulei, stinkt as'n ful Ei" nicht mehr. Frühling

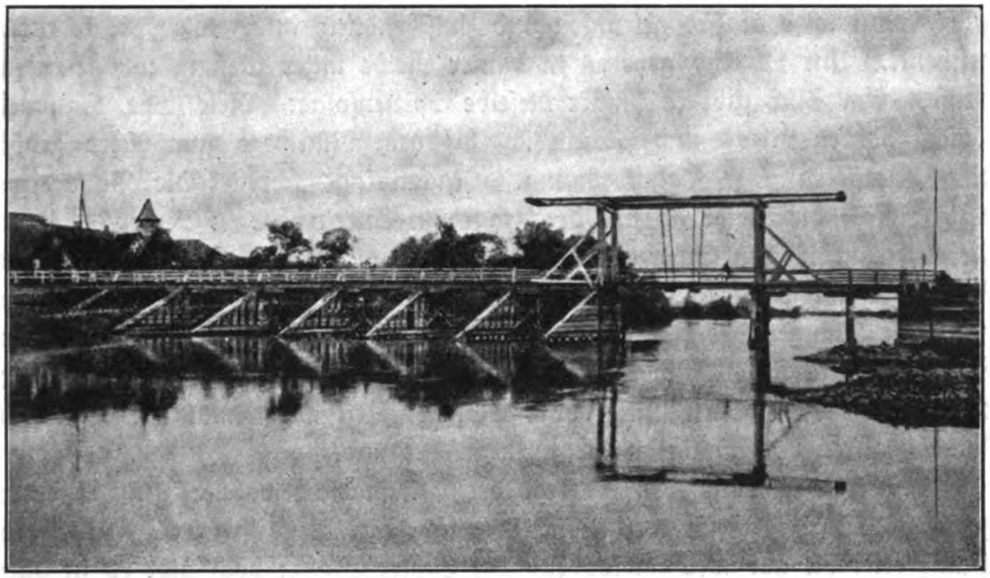
Das Hüten des Hornviehes besorgt heute, wenn nicht die Weide mit „Hagen" oder „Hacheln" eingefriedigt ist, der Hütejunge, ein eigenes oder angenommenes Kind. Das sind meistens noch Jungen, die sich im trauten Umgang mit der Natur eigenes Gemüt, eigene Sitten und eigene — „dumme Streiche" bewahrt haben. Noch heute kehrt der Kohhehr am Pfingstabend mit geschmücktem Leittier heim. Der besten Kuh hat er aus Birkenreisern, bunten Bändern und Bilderstreifen einen hübschen Kranz um beide Hörner gewunden. Eine klingende Münze aus des Bauern Hand lohnt den rotbackigen Hirtenbuben. Die lieblichsten Tage des Hirten sind die auf der Nachweide im Spätherbst. Wenn „dä Edewohrd" abgefahren ist und das Hirtenleben

Gras frische Sprosse wieder hervorsprießen läßt, dann treiben alle Jungen ihr Vieh auf die Marschwiesen und „leten't Veih taum Düwel lopen". Da gibt es keine Grenzen, keinen Unterschied zwischen Mein und Dein. An einem „Anbarg" zünden die Hirten ihr Feuer an. Aus Pfeifen von „Seeball", den Knollen der Iris, schmöken sie „roen Hinnerk", den Samen des Sauerampfers. Und wie sie im Sommer, wenn die Weide knapp ward, in der Heide lernten „Heidbessen" zu binden, so lernen sie hier aus Weiden Körbe zu flechten. Und wenn es einmal nicht recht vorwärts will, dann gibt der Altenteiler „Hehrs Vader" die nötige Anleitung. Da vergnügen sie sich bei den Spielen, „Hehr fäng dat Hohn mal in", „Pott-lock-üm" oder den Messerrasenspielen. Erst wenn der Abend sich dämmernd über Aller, Wiese und Feld herabsenkt, dann ziehen die Hirten gemeinschaftlich mit Pfeifen und Gesang heim, und das „O du Deutschland" verkündet den wartenden Mägden, daß die Herden sich dem Hofe nähern. Die Buben aber freuen sich schon beim Schlafengehen wieder auf den kommenden Tag. — Leider scheint der Eigennutz Einzelner auch den Tagen auf der „Nachweide" ein Ende bereiten zu wollen.

Erntebräuche

Die alten Bräuche bei der Heu- und Kornernte sind in raschem Schwinden begriffen oder ganz verschwunden. Die Zeiten, wo die Mäher kurz nach Mitternacht aufbrachen und dann schon bei Tagesanbruch ein Tagewerk vollbracht hatten, sind vorüber. Die Maschine arbeitet auch beim grellsten Sonnenschein, dazu macht sie das „Haarn" der Sense und das „Swatslan" entbehrlich. Wo sähe man noch heute einen Mäher bis auf das Hemd entkleidet? Das „Wenden" des Heues besorgt der Heuwender. Nur beim Einfahren und „Utfeuern" des Heues sind noch mehrere Arbeitskräfte erforderlich. Da die Aller in unserm Gebiet nicht nennenswert eingedeicht ist, wird die Ernte gefährdet, sobald das Wasser steigt. Dann werden zuerst die „Gründe" und hernach die Höhen gemäht und „ausgefahren". Auf kurzer Heide oder den Weiden beim Hofe muß dann das Heu getrocknet werden.

Mit den Bräuchen bei der Roggenernte steht es nicht anders. Maschinen können jedoch hier die Arbeit nicht allein verrichten, da das Korn ihnen vielfach „zu stark" ist. „Dalmeihn" feiert wohl noch jeder Bauer mit seinen Hilfskräften, und sei es auch nur mit einem Rundtrinken. Zu einer größeren Feier gestaltet sich dieser Brauch in den Dörfern Grethem und Büchten, doch erinnert auch hier nichts mehr an Erntekranz und Erntewagen. Erwähnung verdient eine Sitte, die noch entfert an alten Unholdenglauben erinnert: Sobald das letzte Feld gemäht wird, werden die Kinder aufgefordert, an der letzten Ecke aufzupassen, um den Hasen zu greifen, der sich von Feld zu Feld, von Stück zu Stück und von „Swad" zu „Swad" in die allerletzte Ecke flüchte. Mit enttäuschten Gesichtern müssen die Wartenden abziehen. — Im Erbsenfelde lauert das „Arfkenwief" auf naschende Kinder. — Das „Erntebeer", das in einzelnen Dörfern als Tanzvergnügen gefeiert wird, hat nichts mit Erntebräuchen zu tun.



Allerbrücke bei Rethem.

Die Dreschmaschine sorgt für weitere Verarbeitung des Kornes, doch ist auch noch der „Utslanersbock" auf jeder Diele zu finden und wird besonders noch bei den „kleinen Leuten" gebraucht. Ebenfalls spielt die Worfschaufel neben der Staubmühle noch eine Rolle. Nur vereinzelt werden Erbsen noch „ausgeritten", wie man auch bei Bohnen und Erbsen ohne Dreschflegel und „Döschen" noch nicht auskommen kann.

Bei der Flachsernte haben sich noch einige Bräuche erhalten. Fährt der Wagen mit den Flachsbunden in die Heide, so warten hier und dort böse Menschen mit gefüllten Wassereimern und überraschen die „Flachsspreiter" auf dem Wagen mit einer Wassertaufe. Beim Braken und Schaben ist das „Schnüren" noch an der Tagesordnung. Vornehmen Herren legt man einen „Rissen" vor die Füße oder bringt ihn auf einem weißen Teller dar. Ein Trinkgeld befreit stets von den Fesseln.

Zu den schönsten Tagen der Ernte gehören die des Kartoffelrodens im September und Oktober. Die Bauern helfen sich ausgleichsweise. Schon vier Wochen im voraus haben sie zum „Kertuffeln utkriegen" bestellt und wissen, wieviel Hilfsmannschaften ihnen jeder schickt. Ebensoviel haben sie jedem wieder zu stellen. Zwei Bauern, meistens die Nachbarn, sind die Haupthelfer, die Spanndienste leisten und den ganzen Tag die vollen Säcke vom Felde nach Hause in Keller und Kuhle schaffen. Jeder der zwanzig bis dreißig „Utkrieger" erhält „sien Deel utstickt". Da werden dann Scherze hin- und zurückgegeben, Volkslieder gesungen und die Tagesneuigkeiten gründlich erörtert. Kann der langsame Karl nicht so schnell wie die andern, so muß der Bauer beim Rundpflügen halten und warten. Höhnend trifft's dann den armen Karl von allen Seiten: „He kriegt di, he kriegt di — he ritt, he ritt — in'n Sack, in'n Sack". Zur Frühstücks- und Vesperzeit werden auf dem Felde Körbe voll Käse-, Mettwurst- und Schinkenbutterbröten ver-

zehrt, dazu wird Kaffee getrunken und zwischendurch auch einige Male rundgeschenkt. Um 12 Uhr geht es in bunter Reihe unter Gesang zum Bauernhause. Am Tisch gibt es immer dieselbe Speisenfolge: Reissuppe, Hammelfleisch, „dicken Ries" und „Surs". Auf dem Rückwege zum Acker gehört das „Botsteern" zur Tagesordnung. Nachmittags schreitet die Bauersfrau einige Male die Reihe ab mit der Frage: 'n Suern oder 'n Seuten?" Unter Arbeit, Singen und Scherzen kommt der Abend heran. Dann werden am Kaffeetisch im Bauernhause Brot und Stuten nicht geschont. Ein Tänzchen nach den Klängen der Handharmonika und ein Lied beschließen den herrlichen Tag. — Bemerkt soll hier werden, daß in unserer Gegend einzelne Bauern, die sich von der schönen Sitte der Kartoffelhochzeit abgewandt hatten, in den letzten Jahren vollständig zu ihr zurückgekehrt sind.

Feste und Feiern

Wenden wir uns den **Festen** der Allermarschbewohner zu. Die drei großen christlichen Feste werden in hergebrachter Weise gefeiert. In jedem Hause erstrahlt am Weihnachtsabend der Lichter Glanz; doch gibt es in allen den Häusern, wo im verflossenen Jahre der Sensenmann einkehrte, keinen Tannenbaum. — In der Neujahrsnacht singen die Jungkerls hinter den Fenstern und wünschen Glück zum neuen Jahr; ihren Lohn erhalten sie in klingender Münze. — Am Osterabend hat jedes Dorf sein Osterfeuer, und in jedem Hause verzehrt man mit Wohlbehagen eine möglichst große Anzahl Pascheier. Den Osterhasen aber kennen in der Allermarsch weder Kinder noch Erwachsene. — Zu Pfingsten werden Türen und Fenster mit Maibüschen geziert, und in der Nacht bringen die Jungkerls der Erwählten solche hinter das Fenster, wie sie andererseits den verhaßten Mädchen die Kammerfenster mit Dornensträuchern vernageln. Am Pfingstmorgen spät aufzustehen gilt als verächtlich. Als „Pingstkarn" hänselt man den Spätaufsteher einige Tage lang, während dem Wecker am Pfingstmorgen der Ehrentitel „Dausleeper" beigelegt wird.

Von den **Tanzvergnügungen** hat das „Schiebenbeer" noch am meisten Volkstümlichkeit bewahrt. Bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hinein wurde es im Bauernhause gefeiert, von da ab in der Gastwirtschaft. Früher währte es drei, heute zwei Tage. Das sind ein Sonntag und ein Montag. Am Sonntag wird die Königswürde erschossen. Sobald das Königsschießen beendet ist, werden die drei besten Schützen als „Schiebenkönig, General und Kepral" proklamiert. Diese begeben sich jetzt auf den Tanzsaal und erwählen sich „Schiebenkönigin, Generalin und Kepralin". Alle werden jetzt in dem Festgemach mit Schärpen und Bändern geziert. Hier werden auch die abends vorher von den Dorfmädchen gebundenen drei Kränze aufbewahrt. Sie bestehen der Würde des Trägers entsprechend aus vier, drei oder zwei Bügeln. Alle sind mit Bändern und Blumen reichlich geschmückt; im Königskranz steckt außerdem eine Flasche Schnaps, und bunte Taschentücher zeichnen ihn vor den andern aus. Mit den Kränzen geht es jetzt unter Vortritt der Musik zum Scheibenstand. Die Scheibe wird herbeigeschafft und dem Zuge voran ins Haus getragen. Vor dem Hause macht man Halt; und die Schützenkönigin spricht das „Schiebengebet:"

Guten Tag, Ihr Jungen und Alten, Ihr Jungfern und Junggesellen
Ich tu Euch bitten fein, daß Ihr möget alle ein wenig stille sein.
und höret meine Rede an, damit sie ein Jeder verstehen kann:
Guten Tag, Herr Schiebenkönig!
Wir Bosser Jungfern haben uns recht wohlbedacht
und haben dem Herrn Schiebenkönig drei hübsche Kränze gemacht,
drei hübsche und wohlgezierte Kränze.
Dafür wollen wir haben die ersten Tänze,
nicht allein die ersten, sondern auch die mersten;
können wir sie kriegen, so sind wir zufrieden,
können wir sie nicht erreichen, so wollen wir unsere Kränze wieder entzweireißen.
Diese Kränze sind geschmückt und geziert,
mit schönen Bändern, Blumen und Tüchern verziert;
es sitzen daran viele schöne Mandelkerne,
die isset der König auch wohl gerne.
Wer kann meine Rede nicht recht verstehn,
der muß kommen und diesen Kranz selber besehen.
Lustig Musikanten! —
Neulich kam ich gereist durch das Land Sachsen,
wo die Jungfern und Junggesellen auf den Bäumen wachsen,
da kann man sie kriegen, 99 für ein Strohseil und 45 für ein Flohbein,
hätte ich mir das eher bedacht,
so hätte ich für mich und meine Kameraden welche mitgebracht,
nun habe ich aber wohl vernommen,
daß man sie hier in Bosse weit besser und schöner kann bekommen.
Lustig Musikanten! —
Gestern abend ging ich in meine Kammer und wollte studieren,
da kamen die Junggesellen und täten mich fexieren;
da ließ ich mein Studieren sein und ging mit ihnen in den Garten hinein,
da haben wir gesessen die ganze Nacht,
da hab' ich meinem Studieren ein Ende gemacht;
denn ich bin noch jung von Jahren,
dünn von Haar und schmal von Backen,
viele Komplimente weiß ich noch nicht zu machen;
was ich nicht bin, das kann ich noch werden,
was ich nicht weiß, das muß ich noch lernen;
eine Jungfer bin ich, eine Jungfrau hoffe ich auch noch mal zu werden;
weil ich aber noch bin zu klein, muß ich noch einige Jahr schlafen allein.
Ich denke meine Rede zu schließen,
ich hoffe, es wird keinen verdrießen,
habe ich noch was versehen, das ist vorher geschehen,
habe ich meine Rede nicht recht gemacht,
so habe ich sie doch zu Ende gebracht.
Meine Rede ist nun zu Ende.
Wer noch Jungfer und Junggeselle ist, der klappt in die Hände.
Lustig Musikanten! —

Nach dem Gebet wird die Scheibe in das Festgemach gestellt. Dann vergnügt sich das Jungvolk bis zum anbrechenden Morgen am Tanz, während draußen bis zum Abend und auch am zweiten Tage nach einer zweiten Scheibe geschossen wird. Die Jungkerls nehmen beim Tanz abwechselnd „den Ersten"; sie bestimmen den Tanz, dessen Anfang und Ende, und bezahlen dafür die

Musik. Auch die drei Würdenträger werden durch Geldsummen belohnt, die durch das Jungvolk zusammengebracht sind, diese betragen 20, 10 und 5 Mark. In früheren Jahren bildeten Hemde, wollene Tücher u. dergl. den Lohn. Die jungen Leute ziehen in großen Trupps zum Abendessen zu einigen Bauern, deren Gastfreundschaft heute uneingeschränkt ist. — Am zweiten Tage beginnt die Festlichkeit gleich nach Mittag wieder. Jetzt „wat dä Schieben wegbrocht". Nur in seltenen Fällen bleibt die Scheibe vor dem Hause des Gastwirts. Scheibenträger und Musik voran, folgend die drei Ehrenpaare, danach das ganze Jungvolk und ein Teil der Alten, bewegt sich der Zug nach dem Hause des Schützenkönigs. Unter Hochrufen wird die Scheibe vor das Haus genagelt. Der König bewirtet seine Gäste mit Freibier, und auf der Diele wird flott getanzt. Hier werden auch die alten Tänze noch einmal probiert. „Bunte" aber tanzt der Allermarscher nicht mehr. Gegen Abend geht's zum Gasthause zurück und erst bei anbrechendem Morgen findet das hübsche Fest sein Ende.

Das „Faßlenbeer" ist nur Tanzvergnügen und erinnert in nichts mehr an die Fastnachtsfeier früherer Zeiten. Hedewigs, mit denen die Stutenfrauen in der Fastenzeit jeden Tag erscheinen und in jedem Hause auch verkaufen, bilden das Fastnachtsgebäck. — Das „Erntebeer" wurde bereits erwähnt.

Die Jahrmärkte büßen immer mehr an Volkstümlichkeit ein. Guten Ruf genießen jedoch noch „dat middelste un leste Ahler Mark".

Der Schlachtetag ist ein kleiner Festtag. Wie man in der Heide die Nachbarn zum „Wostabend" einlädt, so erhält hier jeder Nachbar, wie auch andere gute Freunde, einen „Teller vull Knapp" mit einem Stück Talg dabei. Für jedes Kind ist eine „lütje Wost" beigelegt. Im Hause selber kommt abends „dä Knapp-pannen" auf den Tisch. Da muß nun allerdings die Hausfrau gut Obacht geben; denn nicht selten ist ihr „dä Knapp-pannen" vom Herde weg gestohlen worden — von ihren besten Freunden, die sie nach einer halben Stunde leer zurückbrachten. „Dä Knapp-pannen wegtohalen" ist noch heute wie vor Zeiten ein beliebter Scherz für gute Freunde.

Das Richtefest, „Husrichten", hat einen Teil seines festlichen Charakters eingebüßt. Man sucht vor allen Dingen mit weniger Mannschaften auszukommen. Während früher das ganze Dorf antrat, sind heute nur die Handwerksleute und nächsten Nachbarn beschäftigt. Sobald die Sparren gesetzt sind, erscheinen die Mädchen mit dem Kranz. Zwei Haustöchter oder Dienstmägde tragen ihn. Der Zug bewegt sich einige Male um das Haus. Jetzt spricht die älteste Tochter das Gebet:

Wir bringen nun den Kranz, um dieses Haus damit zu zieren;
er ist geschmückt mit vielen edlen Sachen,
um Euch Geehrten eine Freud' zu machen.
So nehmet nun den Kranz zu Euch in die Höhe,
weil ich damit noch unten stehe.
Jetzt steht es da, das neue Haus, mit großem Fleiß gezimmert,
seht diesen schönen Blumenstrauß, der von den Sparren schimmert.
Wir holden Mädchen bringen Euch nun diesen Kranz entgegen,
o, lieben Brüder, nehmt ihn auf, geschmückt mit Heil und Segen!

Der gute Bauherr soll mit seiner Gattin leben.
Das sage ich zu beiden wohl, sie sollen glücklich leben!
Auch Euch, Ihr Brüder, Glück und Heil, die Ihr in sauern Tagen
habt dieses Holz mit Axt und Beil gezimmert und beschlagen,
Euch sei dafür ein hübscher Kranz,
und ein gepflückter Blumenstrauß soll dieses Haus ja zieren.
Hiermit ist meine Rede aus,
und jeder geh vergnügt zu Haus. Amen.

Der Kranz wird den Zimmerleuten nach oben gereicht. Der erste Zimmergesell hält seine Ansprache und plündert mit seinen Genossen den Kranz, der zwischen Hülsen und Dornen eine Flasche mit Wein, eine mit Schnaps und eine mit schwarzem Kaffee, außerdem für jeden Zimmermann ein buntes Taschentuch enthält. Darauf befestigen sie den Kranz an der Giebelspitze. Ein fröhliches Mahl und ein fröhlicherer Tanz bilden den Schluß der Feier.

Einige Feste und Gebräuche seien nur kurz noch erwähnt. Die Spinnstuben haben sich in der Allermarsch durchweg noch erhalten; ja, es will scheinen, als ob sie nach einer lauen Zeit am Ende des vorigen Jahrhunderts zu neuem Leben erwachten. Ebenso deutlich ist ein Aufleben der alten Lieder bemerkbar.

Die Jugend singt heute wie vor Zeiten ihr Martinslied am Martinstage:

Matten, Matten, Heerje,
dä Appel un de Bärn,
dä Nöte smeckt ok all got,
smiet se man in mienen Hot,
smiet mal links, smiet mal rechts,
schön ist die Frau.

Die Gaben kommen in Überfluß. Wenn nicht, rächt sich die Jugend mit dem Verse:

In düssen Hus' is Hungersnot,
hier lopt sick dä Müs' in'n Brotschapp dot.

Burwarken und Holzverkaufen im Bauernwalde werden ebenfalls als festliche Tage angesehen.

Gehen die Militärpflichtigen zur Musterung, „zum Losen", so sammeln sie sich in den Häusern Eier, Würste oder Schnaps und verzehren alles gemeinsam in einem Bauernhause oder — in den letzten Jahren — auch in der Wirtschaft.

In den Dörfern Gilten, Nord- und Stäkendrebber wird zur Erinnerung an ein großes Hagelunwetter der fernen Vergangenheit am 1. Mai jeden Jahres eine Hagelfeier abgehalten. Der Tag ist Festtag. — Dabei verdient erwähnt zu werden, daß bei Unglücksfällen die Betroffenen reichlich Unterstützung finden. Wer durch Feuer oder Hagel seine Ernte an Heu oder Korn eingebüßt hat, der erhält von allen Seiten Ersatz. — Auch Fuhren beim Hausbau werden von Dorfeingesessenen gerne geleistet; ebenso erhalten „kleine Leute" zum Bau wohl Sparren und Balken geschenkt.

Die Familienfeierlichkeiten, Kindtaufe, Verlobung, Hochzeit und Begräbnis, tragen kaum etwas Eigenartiges an sich. Am Tage vor der

Hochzeit des Bauern kommt der „Bettewagen" — oft 5 bis 6 Gespanne — mit der Aussteuer der Braut. Auf dem Wagen saß in früheren Jahren die Brautjungfer, die bei Ankunft vor dem Hause des Bräutigams folgendes Gebet sprach:

Guten Tag, Ihr Alle, groß und klein, wie Ihr hier versammelt seid!
Stellt Euch ein wenig hin zur Ruh und höret meiner Bitte zu!
Ich bin ausgesandt von der Jungfer Braut zu suchen den Herrn Bräutigam;
ist er nicht hier, so wollen wir weiter fahren; ist er aber hier,
so lasset ihn treten herfür und trinken ein Glas Wein mit mir;
Denn ein Glas Wein oder Bier, das ist Bettewagen-Manier.
Meine Rede fällt mir schwer, drum reicht mir ein Glas Wein her! —
Guten Tag, Herr Bräutigam! Die Jungfer-Braut läßt Dich grüßen
von der Liebe süßen, von der Liebe ungefähr,
ob Du noch bei guter Gesundheit wärst?
Und ob Du Dein Versprechen noch halten wolltest?
Willst Du das, Herr Bräutigam.
Die Jungfer Braut ist auf einen sehr guten Plan bedacht,
deshalb schickt sie mehrere Wagen mit Möbeln voran,
um das Haus des Bräutigams damit zu zieren
und hernach einen bequemen Haushalt zu führen,
mit Betten und Laken, mit Kisten und Kasten und allen schönen Sachen,
die ich nicht alle kann namhaft machen:
Neihnadel un Tweern draff ok nich vergäten weern,
wi hefft ok Haspel un Spinnrad, ick löf, dä Lüe wät't hier wat.
Meine Rede fällt mir schwer, drum reicht mir einen schönen Braten her! —
Sonst wollen wir morgen die Braut nachholen;
die bringt viel Besseres denn goldene Pistolen,
sie bringt ein Herz voll Liebe und Treu,
der Eltern und Geschwister Segen dabei.
Wollt Ihr in Liebe und Frieden einst leben,
so möge Euch Gott wohl bedenken
und Euch viel Glück und Segen schenken. Amen.

Heute ist dieser Spruch vergessen.

Beim Tode eines Hausgenossen wird altem Brauche gemäß die Uhr angehalten. Der Nachbar fährt auf dem Leiterwagen mit Strohbunden den Verstorbenen zur Ruhestätte. Das ganze Dorf gibt ihm das Geleit. Die Schulkinder singen ihn vom Hofe weg und auf den Friedhof hinauf. Die Strohbunde bleiben an der Kirchhofsmauer. Bis vor wenigen Jahren fand auch noch eine Beköstigung des ganzen Gefolges im Trauerhause statt. Erst in den allerletzten Jahren haben diese Todesmahle aufgehört.

Spiele und Trachten

Spiele besonderer Art kommen in der Allermarsch nicht vor. Doch ist es erfreulich, daß das Jungvolk die Ballspiele am Karfreitag und Ostersonntag noch heute eifrig betreibt. Die Bälle zu diesem Spiel verschafften sich die jungen Leute früher durch das „Ballhalen" bei denen, die sich im letzten Jahre verheiratet haben. Zwei Mädchen traten als Sprecher vor das junge Bauernpaar hin:

Die Erste:

Roe roe Ringen,
dä us den Ball schall bringen.

Die Zweite:

So ick dä anner wäsen schall,
Sä de den Ball affördern schall.
Lut, lut, aberlut,
junge Fro, smiet't Se örn Ball mal ut.

Die junge Frau warf 6 bis 8 lederne Bälle und ebensoviele „Künjen" aus, die mit großem Hallo gesucht wurden. Das geschah am Nachmittag des zweiten Ostertages. Die Sitte ist in der Allermarsch schon seit den achtziger Jahren ausgestorben. Heute bringen die Mädchen die Bälle zum Spiel mit, die sie dann bis zum nächsten Jahre in der „Bilae" aufbewahren.

Volkstrachten kennt das heutige Geschlecht nicht mehr. Nur die Alten erinnern sich, daß zu ihrer Jugendzeit die Großmutter eine „Moppen" trug.

Ein Rückblick dürfte zu dem Ergebnis führen, daß die Volkssitten, soweit sie mit der Wirtschaftsweise zusammenhängen, im Aussterben begriffen sind. Die Sitten und Bräuche aber, die der Volkseigenart entspringen, leben fort; zumteil wird an ihnen bewußt festgehalten. Und das dürfte ein Beweis dafür sein, daß unter dem oft eigennützigen Schein treue Heimatliebe grünt. Rückblick





Im ehemaligen Amte Neuhaus a. Elbe*).

Von E. v. d. Decken (Abendorf).

Dem vormaligen Königreich Hannover gehörte ein kleiner Zipfel im Osten der Elbe an, der aus einem Teil des alten Amtes Bleckede bestand (mit den Dörfern Wendisch Bleckede, Wendischthun, Stiepelse, Garge und Viehle) und dem alten Amte Neuhaus selbst. Die Grenze zwischen den beiden Ämtern bildet etwa der Weg von Krusendorf nach Neu Garge. Nur die Gemeinde Viehle liegt noch östlich darüber hinaus. Seit Einführung der Kreisordnung liegen diese beiden Stücke zusammen und bilden jetzt gemeinsam den rechtselbischen Teil des Kreises Bleckede.

Bis Heinrich der Löwe in die Acht erklärt wurde, ist das spärlich besiedelte Land von wendischer Bevölkerung bewohnt gewesen, die dem Stamme der Polaben angehörten, das Dorf Popelau (früher Polabau) ist ein wichtiger Hauptort der Polaben gewesen, und in Konau, das fast ganz mit Popelau zusammenliegt, zeigt man heute noch eine große Burgstelle, die im Außendeich auf einer Düne an der Elbe liegt, die zweifelsohne ein befestigter Ort der Wenden gewesen ist, ebenso wie die Burg Jocareßcem (Jaarßen) im sogenannten Oberamte.

Später zogen die sächsischen Herzöge von Lauenburg, die gleichzeitig mit dem Bischof von Ratzeburg ihre Hand auf das Land legten, friesische Siedler herbei, die zunächst den Ort Stapel gründeten und zum Kirchdorf machten, von dem linken Elbufer, auch wohl von

*) Die Bilder (sowie das Schlußbild zu „Siedlungen") sind freundlichst zur Verfügung gestellt von Kammerherrn v. Jarnap auf Preten, Amt Neuhaus a. E., der mit seiner Gemahlin große Opfer bringt zur Erhaltung der heimischen Art.

Lauenburg und Mecklenburg, drang allmählich sächsische Bevölkerung herein, und so ist die heutige Menschenrasse des alten Amtes Neuhaus eine, ich kann wohl sagen, glückliche Mischung von Wenden, Friesen und Sachsen.

Es gibt hier Schwarzhaarige und Blonde, und, wie auch anderwärts, Dünne und Dicke, Kurze und Lange, aber wer einen so ehrlichen, fleißigen, treuherzigen Menschenschlag finden will, wie ihn das Amt Neuhaus bietet, der kann lange suchen.

Dabei sind die Menschen ruhig, überlegt, still und freundlich, aber doch dem Fremden gegenüber von einer gewissen vornehmen Reserve. Schlägereien kommen eigentlich nie vor, auch dann nicht, wenn bei festlichen Gelagen Bier und Branntwein die Köpfe umnebelt haben. Ein ausgeprägter, manchmal in Prozeßsucht ausartender Rechtssinn ist vorherrschend, und es steht nicht



Schmiede.

vereinzelt da, daß Familien Haus und Hof haben lassen müssen, weil die Prozesse das Vermögen verschlangen.

Man liebt den Schmuck der Häuser durch Blumengärten oder Blumen in den Fenstern, und wie oft nicht haben mir Mecklenburger rühmend erzählt, wenn man über die Sudenbrücke nach Sückau hineinführe, merke man doch gleich, daß man in Hannover wäre, weil die blumengeschmückten Vorgärten in der Schönheit in Mecklenburg nicht angetroffen würden.

Überhaupt ist Sückau, das Grenzdorf zwischen Brahestorf (Mecklenburg) und dem Amt Neuhaus a. Elbe, ein besonders hübscher Ort. Zwar sind die meisten alten Häuser aus alter Zeit bei einem großen Brande im Jahre 1863

zerstört; sie sind durch zwar reinliche, aber nüchtern aussehende Rohbaugebilde mit roten Ziegeldächern ersetzt, aber zwei Zeugen der alten Zeit sind um so schöner. Die Häuser des Hauswirts Ernst Grewe und seines Nachbarn H. Lebuhn haben noch schöne alte Giebel, besonders letzteres zeichnet sich durch die Reichhaltigkeit des Eichenholzfachwerks aus.

Zuweilen sind auch zierliche Muster in die Wände gemauert. Den Donnerbesen habe ich mehrfach in den Wänden gefunden, sogar in dem hübschen alten Hause auf dem großen Kriegerdenkmalsplatz in Neuhaus a. Elbe, das stilvoll durch seinen jetzigen Besitzer, Herrn Kommissionsrat Zufall, erneuert ist, ist der Donnerbesen pietätvoll erhalten.

Hausinschriften hat fast jedes Bauernhaus, meistens sind sie der Heil. Schrift oder dem Gesangbuch entnommen; so z. B. in eigener Weise in



Neues Arbeiterwohnhaus in Preten.

Gutitz, wo vor einem Hause der Spruch steht: Ps. 127. Es ist umsonst, daß Ihr frühe aufstehet und esset Euer Brot mit Sorgen, denn den Seinen giebt der Herr es schlafend.

Einmal fand ich in Privelack vor einem kleinen Hause an zwei Türen den Spruch ora et labora.

Die Hausfrau war zu Hause, und auf meine Frage, wie sie zu dem Spruche käme, meinte sie: Och, dat is amerikansch. Min Mann het en poor Johr in Amerika west, un dor het he dat lehrt". Dann übersetzte sie mir den Spruch aber ganz richtig, so daß ich mich über die Entdeckung des Geheimnisses der amerikanischen Sprache herzlich freuen konnte.

Wie überall in den Marschen wird der Fleiß der Bewohner bezeugt durch die glänzende Pferdezucht. Nächte lang sitzt der Hauswirt bei der geliebten Stute, damit er bei der Hand ist, wenn ihre Stunde kommt. Da sind noch bestimmte alte Gebräuche, die beobachtet werden müssen, „damit, dat allens in Richtigkeit kümmt", aber nachher ist auch der Stolz groß, wenn das Füllen gesund und kräftig ist, und die Füllenkäufer müssen ihre Leute gut kennen, wenn sie zu annehmbarem Preise kaufen wollen. Wer das Füllen schlecht macht, in der Meinung, dadurch billiger kaufen zu können, der hat von vornherein verspielt: „Ick weet genau, wat de Fahl wert is, un wenn Se dat nich paßt, denn behol ick dat", ist eine Rede, die mancher mit überlegenem Lächeln zu hören kriegt. Un wenn de Pott erst mal intwei is, dann nützt meistens auch das Nachbieten nicht.



Bahnhaltestelle Preten.

Es ist aber auch eine Lust, die Pferde dort zu sehen. Als auf der großen landwirtschaftlichen Jubiläumsausstellung in Ülzen 22 Neuhäuser Pferde 26 Preise bekamen, da war des Stolzes und des Jubelns kein Ende.

Wenn man über den Charakter der Bewohner des alten Amtes ein zusammenfassendes Urteil fällen will, so kann man nur sagen: Unerschrocken und treu.

Das ließe sich an vielen Beispielen nachweisen, aber dann würde der Raum dieser Zeilen Bände nötig haben. Ich erinnere nur an die große Zeit vor hundert Jahren, wo die Elbanwohner trotz aller französischen Überwachung und Spionage es fertig brachten, Hunderte und Tausende, die zu den Fahnen der Lützower und zur Wallmodenschen Armee ziehen wollten, mit eigner Gefahr über die Elbe zu bringen.. Fast alle Försterstellen im alten Amte Neuhaus

waren nach dem Feldzuge von solchen Förstern besetzt, die im Kielmannseggschen Jägerkorps gefochten hatten: Oberförster Schuster, reitender Förster Schickedanz, Förster Scheller und andere mehr. Aber zwei hübsche Beispiele möchte ich noch hervorheben, denn sie kennzeichnen so recht den ehrenhaften Sinn ihrer Helden.

Die Verwaltung des Amtes und des damals noch bestehenden Schlosses hatte ein Amtmann Flemming, der die Leute bedrückte und des Königs und Kurfürsten Gut verwahrlosen ließ, ja verschleuderte. So hatte er angefangen, das Schloß in Neuhaus abzubrechen und das dadurch gewonnene Baumaterial auf sein in der Nähe liegendes Gut Blücher zu fahren, um dort ein Haus zu erbauen. Nun kam um das Jahr 1750 der König Georg II. nach der Göhrde, um dort zu jagen. Da machte sich der Hauswirt Funck aus Vockfey, der in der Schlacht bei Dettingen, am 27. Juni 1743, unter dem König gegen die Franzosen gefochten hatte, auf, zog seine alte Uniform an und ließ sich bei dem König melden. Es berichtete treu und wahr dem Könige den ganzen Unfug, und die Folge war, daß der König andern Morgens in aller Frühe aus Göhrde aufbrach und nach Neuhaus fuhr. Dort soll er den Amtmann Flemming aus den Federn geholt haben, und man sagt, daß er ihn, nachdem er die Wahrheit der Funckschen Anklagen erhärtet hatte, mit der Reitpeitsche gezüchtigt und sofort aus seinen Diensten entlassen habe. Flemming soll andern Tages gestorben sein, vor Aufregung und Gram, wie es geheißen hat, und sein Sarg ist vor der Kirche in Neuhaus beigesetzt mit der Bestimmung, daß der Sarg nach hundert Jahren geöffnet werden solle. Als man dann Anfang des 19. Jahrhunderts diesem Wunsche willfahrt hat, hat man in dem Sarge einen dicken Stein und eine Perücke gefunden. Der Übeltäter selbst soll nachts heimlich entwichen sein und noch längere Zeit in der Gegend von Stralsund gelebt haben. Funcks Nachkommen aber sind noch heute angesehene Hauswirte in Vockfey.

Und ein anderes Beispiel, das bekannter ist, ist der Trompeter von Konau. Er war Trompeter bei den Lüneburger Husaren. Der Urlaub war zu Ende, und obgleich die gefrorene Elbe unsicher war und er gewarnt wurde, unternahm der treue Mann den Marsch über das morsche Eis. In der Mitte brach es, und auf einer Scholle stehend, blies er „Allein Gott in der Höh sei Ehr'" und fand sein Grab in den Wellen. Wahrlich, ein Held!

Kücken hat das Lied, das den Helden ehrt, in Musik gesetzt; er läßt ihn blasen:

„Als ging's mit Vater Blücher nach Paris hinein."

Auf solche Söhne kann das Land stolz sein.
Gott segne das alte Amt Neuhaus a. Elbe!





In der Artlenburger Elbmarsch.

Von Wilhelm Jastram (Echem).

Unter „Artlenburger Elbmarsch“ versteht man neuerdings den Marschstrich, der sich von der Winser Grenze bis zur Feldmark von Bleckede erstreckt. Es ist das Gebiet, über welches der „Artlenburger Viehzuchtverein“ sich ausdehnt. So ist der Name entstanden.

Eigenart der Landschaft

Man sagt den Marschen nach, daß sie eintönige Landstriche seien, stiefmütterlich bedacht mit landschaftlicher Schönheit. Bei der Artlenburger Elbmarsch ist diese üble Nachrede nicht angebracht. Eine Wanderung von Marschacht auf dem Deiche am Elbstrom hinauf bietet eine Fülle der verschiedenartigsten Landschaftsbilder, im Osten von dem breiten Flusse mit seinem immer wechselnden Leben und bis Hohnstorf und Lauenburg von den waldreichen, steilen Höhen des rechtsseitigen Elbufers scharf begrenzt.

In stetem Wechsel lösen sich Feldstreifen, Wiesen und Weideland ab. Kleine Holzungen und Wäldchen heben sich wie dunkle Inseln aus der Weite heraus. Am Deiche reihen sich einzeln liegende Gehöfte zu Dörfern aneinander. Von Zeit zu Zeit blinkt schilfumsäumtes Brackwasser herüber. Grüne Weiden strecken sich zum Flusse hinunter, wo der Deich für Außendeichsland Raum gibt.

Im Westen drängen die Grenzhügel des Geestlandes bald weit in das Marschgebiet vor, bald weichen sie wieder in blaue Ferne zurück. Immer aber sieht das Auge mannigfaltige Bilder dort, wo der Moorstreifen sich zwischen Heidehügel und Marschland schiebt: gut gepflegte Tannenschonungen

und malerische Gruppen knorriger, wettergebeugter Kiefern, sorgsam gezogene Birkenwäldchen und menschenferner Bruchwald, Torfgruben und Wiesenland und ungenützte wildreiche Strecken mit Moorgestrüpp.

Bei Hohnstorf bietet das Wäldchen am Werder, der breite Fischer- und Badestrand, das eigenartige, anmutige Stadtbild des gegenüberliegenden Lauenburg, die Mündung des Elb-Trave-Kanals, die Elbbrücke mit ihren drei mächtigen Bogen, jeder 100 m spannend, der alte Bahnhof, bei dem früher die Züge mit Trajekt über die Elbe geführt wurden, die Ausschachtung mit der breiten Wasserfläche im Frühjahr und dem Schilfwalde im Herbste, eine solche Fülle der verschiedensten Bilder in buntester Mannigfaltigkeit, daß Jahr um Jahr Malerkolonien dort im Sommer ihre Zelte aufschlagen.

Neben der Hohnstorfer Ausschachtung war noch vor kurzem eine wundervolle Doppelreihe mächtiger Pappeln ein Prunkstück in dem ganzen Landschaftsbilde. Jetzt sind die stattlichen Bäume der Art zum Opfer gefallen — zur schmerzlichen Überraschung für die Scharen der Stare, die, schwatzend und flötend und bunte Liebeslieder zwitschernd, im Frühjahr in den breiten Kronen hockten — gern vermißt von denen, die über die hochliegenden Wurzeln hoppeln mußten, und denen jeder Sturm morsche Äste vor die Räder warf.

Wer von Hohnstorf weiter flußauf wandert, kann den Blick nach beiden Seiten frei in die Weite schweifen lassen. Jetzt breiten sich auch auf dem östlichen Flußufer riesige Wiesenflächen, durch keinen Knick und keine Holzung unterbrochen, nach der mecklenburgischen Grenze hin bis zu der waldigen Höhe von Vierkrug, eingeschlossen von einem gewaltigen, weitausholenden Bogen des Elbstromes, während auf unserer Seite die bunten Wechselbilder bleiben: Ackerbreiten und Wiesen, von Knicks eingesäumt, die oft zu prächtigen Baumgruppen sich verdichten, Weiden mit dem Schwarzweiß der Kühe und Rinder, mit den Zuchtstuten und Füllen, mit dem lustig sich tummelnden und rufenden Kiebitz, der meckernden Himmelsziege und dem ehrbar einherschreitenden Storche.

Während die Dörfer am Elbdeiche das typische Bild der weit auseinander gezogenen Marschdörfer mit den einzeln gebauten Höfen bieten, haben sich die landeinwärts liegenden Orte auf den Sandhügeln und Sandstreifen, die aus dem Marschboden hervorragen, eng zusammengedrängt. Seitdem jedoch die Ilmenau-Meliorations-Genossenschaft die Wasserverhältnisse des ganzen Niederungsgebietes geregelt hat und die störenden Überschwemmungen im Winter beseitigt sind, dehnen sich die Ortsgrenzen überall. Man wagt jetzt, auch an tiefer liegenden Stellen sich anzusiedeln. Es werden neue Straßen gebaut, und an diesen entstehen neue Ortsteile. — — —

Die dörfliche Abgeschlossenheit einer sog. guten alten Zeit ist längst vorüber. Dafür sorgt die Lübeck-Büchener Eisenbahn, welche die Mitte des Elbstriches durchschneidet, die Kleinbahn von Bleckede nach Lüneburg mit ihrer Abzweigung nach Brackede und Wendewisch, die Dampfschiffverbindung Dömitz-Lauenburg-Hamburg und der Autobus von Lüneburg nach dem Nordzipfel des Elbstriches. — Weitere Verbindungen zum Aufschließen der Marsch werden geplant.

So ist die neue Zeit von allen Seiten hereingeflutet. Sie hat längst die letzten Reste besonderer bäuerlicher Tracht ausgetilgt. Das alte patriarchalische Zusammenleben von Herrschaft und Gesinde hört immer mehr auf. Viel dörfliche Eigenart in Sprache, Sitten, Bräuchen und Festen ist unwiederbringlich verloren gegangen.

Und doch kann man auch heute noch von der Eigenart der Marscher im Elbstrich reden. Eigenart der Bewohner

Sie wurzelt im Heimatboden. Sie formt sich nach dem Einfluß der Arbeits- und Lebensbedingungen. Sie wird bewahrt durch das Bodenständige und Bleibende, an dem die Strömungen einer neuen Zeit nichts zu ändern vermochten.

Der Marschboden mit seinen Vorzügen und den Nachteilen bei der Bestellung, der Überfluß an Wiesen, die Fettweiden und das Außendeichsland mit ihren mühelosen Erträgen, die vielen großen und kleinen Wasserläufe mit ihren Vorteilen und Schwierigkeiten, die nahe Elbe mit ihrem Segen und ihren drohenden Gefahren — das alles greift und wirkt ineinander, des Marschers Eigenart zu prägen und sogar den einzelnen Dörfern wieder ihre besondere Art zu geben.

Die Gemeinden, die fast ausschließlich Weidewirtschaft haben und nur soviel beackern, wie für den eigenen Bedarf notwendig ist, bieten in ihrer ganzen Lebensweise ein anderes Bild als die Orte, die durch ihre Bodenverhältnisse gezwungen sind, viel Land unter den Pflug zu nehmen. Die Dörfer, die mit Hamburg in regelmäßiger Verbindung stehen, unterscheiden sich vielfach von den mehr abgeschlossenen des Binnenlandes.

Manches andere spricht noch mit bei der verschiedenen Gestaltung des Volkslebens in den einzelnen Orten. Ob ein Kriegerverein in einem Dorfe in das Dorfleben eingreift, ob die alljährliche „Danzschool" als notwendiger Erziehungsfaktor für die tanzfrohe kleine Marschjugend angesehen wird, ob noch Häuser die „Hummelköst" dulden — das alles beeinflußt die Gestaltung des Volkslebens in den einzelnen Dörfern in recht mannigfacher Weise.

Besonders anziehend ist es, zu beobachten, wie das Dorf, das so recht mitten im Verkehr liegt und im Sommer von einem Fremdenstrom geradezu überflutet wird — Hohnstorf, Lauenburg gegenüber — am ausgeprägtesten seine alte kernige dörfliche Eigenart bewahrt.

Neben den großen, stattlichen Gestalten der Bauern, denen man den gewesenen Gardisten ohne weiteres ansieht, erkennen wir die wettergebräunten, breitschulterigen Fischer von den sog. Fischerstellen, den Kötnerstellen mit der Fischereiberechtigung auf der Elbe von Hoopte bis Bleckede. Sie bilden noch ihre Fischergilde, feiern ihr jährliches Fischerfest und halten ihre alte Lade mit den Überlieferungen treulich in Ehren. — Aber auch eine traurige Pflicht pflegen die Hohnstorfer Fischer, der Überlieferung treu bleibend, alljährlich im Winter und Sommer zu erfüllen: die Elbe fordert bei Lauenburg fast in jedem Jahre ihre Opfer . . . im Sommer unter unvorsichtigen Badenden, im Winter, wenn das Eis der Elbe oder des Hafens noch nicht hält oder nicht

mehr trägt ... dann machen sich die Hohnstorfer Fischer an die ernste Arbeit, die Leichen zu suchen und zu bergen. — — —

In den sieben Elbdörfern, die einst zu Lauenburg gehört haben, wird die Erinnerung an diese Zeit freilich durch einige kirchliche Besonderheiten noch wach erhalten, aber ein Zusammenwachsen hat nie stattgefunden. Bräuche, die im Lauenburgischen noch jetzt geübt werden — Topfschlagen, Ringreiten — haben sich auf dieser Seite der Elbe nicht eingebürgert. —

In allen Dörfern des Elbstriches ist die Fastnachtsfeier, das größte Fest im Jahre, fast gleichartig gestaltet. Am Sonntag und Montag der Woche, in welcher die Musik für das Dorf zu haben ist, und in der nun gefeiert werden soll, findet Tanzmusik statt. In manchen Orten wird dabei ein Unterschied in den Tagen gemacht: der erste ist mehr für die Dienstboten bestimmt, der zweite für die Herrschaften. Am Dienstag und am Mittwoch Nachmittag sind die Knechte noch von der Arbeit frei, die Mägde die ganze Woche. An den Tagen, an welchen die Knechte nicht arbeiten, überlassen die Bauern dann wohl ihre Gespanne den Häuslingen, damit diese ihr Brennholz anfahren können.

Wie bei allen festlichen Gelegenheiten in der Marsch spielt auch bei der Fastnachtsfeier der Grog eine Hauptrolle. Je schneidender der winterliche Nordost über die Elbe fegt, um so „nördlicher" muß der Grog sein: „Richtig von Zucker, heiß wie die Hölle; und dann laß das vermuckte Wasser weg!"

Ausschreitungen bei den Tanzereien kommen vor. Auch zu Tätlichkeiten lassen sich die Feiernden wohl hinreißen: in der Marsch sind es nun einmal Kraftmenschen, die ihre Kräfte gern gegen einander messen. — Licht und Schatten gehören zusammen.

Eine Festlichkeit ohne Tanz gilt dem Marscher nicht für voll. Was jenes alte Mütterchen dem Pastor sagte, der zufrieden auf einen von ihm geleiteten wohlgelungenen „Familienabend" zurückblickte, ist recht bezeichnend: „Ja, Herr Pastor, schön wör't. Aber nu noch so'n lütten Danz!"

Die Musik ist ein wichtiges Stück im tanzfrohen Volksleben der Elbmarsch — aber eben nur in der Form von Tanzmusik. Sänger und ausübender Künstler ist der Marscher nicht. Daß wandernde Gruppen junger Leute Volkslieder auf den Dorfstraßen singen, erlebt man selten. Das widerwärtige Gröhlen nach Losungen und Stellungen ist hier wie überall — aber auch ebenso unberechtigt und sinnlos wie anderswo. Gesungen werden dann Soldatenweisen und auch manchmal Studentenlieder, die wohl durch Ebstorfer Ackerbauschüler eingeführt sind.

Dem Marscher ist jede Gelegenheit, ein Fest zu feiern, willkommen. Er liebt auch die Geselligkeit im kleineren Kreise. Ohne Vereine in großer Zahl geht es nicht. Bei den geselligen Zusammenkünften in den Häusern ziehen die Männer in die eine Stube und spielen Karten, die Frauen in die andere Stube und trinken Kaffee.

Wenn bei geselligem Beisammensein Schnurren erzählt werden, so spielen die Schmuggler-Geschichten aus alter Zeit und die Stichelreden auf

die Bullendorfer Dummenlade eine Hauptrolle. Die meisten andern Geschichten kommen auf Trinken, Betrunkenmachen und Gewalttätigkeiten hinaus. — Für aufmerksame Beobachter ist es auffallend, wie reichhaltig die Fülle der aus der Heide stammenden veröffentlichten Geschichten aus dem Volksleben ist, und wie spärlich und dürftig dagegen die aus der Marsch. — — —

Der Stolz auf die Erfolge der Pferdezucht

In einem Stück gleichen sich alle Bauern der Artlenburger Elbmarsch: in der Liebe zu edlen Pferden, in der Freude am zielbewußten Züchten und dem Stolz auf die Erfolge ihrer Pferdezucht.

Wenn sich Besuch von Freunden und Verwandten einfindet, so werden vor allem die Pferde gezeigt und besehen. Sachverständige Äußerungen werden mit ruhiger Zurückhaltung angehört, schiefe Urteile von Geestleuten und anderen Nichtkennern mit nachsichtigem Schweigen still belächelt, berechtigtes Lob mit gelassenem Ernste entgegengenommen.

Sobald eine Stutenschau oder große landwirtschaftliche Ausstellung vor der Tür ist, entwickelt sich reges Treiben im Kreise der Pferdezüchter: in den Sommerwegen des Dorfes wird das Vorführen der zur Ausstellung bestimmten edlen Tiere geübt. Und wenn sie dann aus der Ferne als Sieger zurückkommen, werden die Diplome unter Glas und Rahmen gebracht und mit Stolz an den Wänden der Stuben aufgehängt. Sie sind dem Marscher wertvoller als die zugehörigen Geldpreise, die er zugleich davontragen durfte. Von Geschlecht zu Geschlecht mehren sich diese Ehrenurkunden über errungene Preise für ausgestellte und vorgeführte Pferde — ein Ansporn für die Nachkommenden, hinter dem Erreichten nicht zurückzubleiben und den guten Ruf des Pferdes mit dem „H", dem hannoverschen Brande, auf der Höhe zu halten und zu mehren.

Wenn im Februar die stolzen Hengste des Celler Landgestütes auf ihren Stationen in Handorf, Hohnstorf, Brackede und Brietlingen eintreffen, dann geht's in der Elbmarsch von Mund zu Mund: „Die ersten Sommervögel sind da".

Werden die Füllen geboren, so weiß man in den einzelnen Dörfern von Tag zu Tag genau, wieviel es schon sind, wo ein „gutes" ist, wieviel noch zu erwarten sind.

Aufmerksam wird von allen beobachtet und begutachtet, wie die Füllen sich weiter im Frühjahr und Sommer entwickeln, bis der große Tag der Füllen-Auktion kommt. In Hohnstorf, im schattigen Wäldchen des Werders, nahe an der Elbe findet sie alljährlich im August statt. Von fern und nah strömen Käufer und Schaulustige in hellen Haufen dort zusammen. Oft ist es ein fast internationales Treiben, das sich an diesem Tage am Elbufer entwickelt. Die Vorführung der Stuten mit ihren Füllen, das Bieten und Verkaufen zieht sich vom Vormittag bis in den späten Nachmittag hinein — ein anziehendes sehenswertes Schauspiel auch für Laien ohne Pferdeverstand*).

Unter den herzugeströmten Käufern und Besuchern der Füllenauktion ist das schöne Geschlecht alljährlich auch stark vertreten, aus allen Gesellschafts-

* Vgl. „Matten Bautz". Eine Dorfgeschichte aus der Elbmarsch. Von Wilhelm Jastram.

klassen. Und die Frauen der ausstellenden Marschbauern finden sich ebenfalls in großer Zahl beim öffentlichen Füllenverkauf ein.

Wenn dann die verkauften Füllen von den unruhig wiehernden Stuten hinweggeführt werden, regt sich auch wohl ein wenig Abschiedsschmerz in den Herzen der Marschfrauen, die ihr „Utje" gepflegt, oft gehätschelt und liebgewonnen haben und es nun ziehen sehen. Aber in einem Marscherherzen ist für sentimentale Anwandlungen keine Bleibstätte. Der Stolz auf die „guten" Füllen und die Freude über den Erfolg behalten die Oberhand.

Die bei diesen Füllenverkäufen erzielten Durchschnittspreise betrugen:

1908	325 Mk.
1909	376 „
1910	333 „
1911	338 „
1912	313 „

Bei der großen Zahl der zum Verkauf gestellten Füllen ... es werden jährlich etwa 160—180 Füllen vorgeführt ... ein guter Durchschnitt.

Für die Füllen, welche schon vorher unter der Hand verkauft sind, werden erheblich höhere Preise gezahlt.

Aus dem Bilde der pferdezüchtenden Marsch ist leider neuerdings ein lebensvoller, frischer Zug fast ganz verschwunden: der junge Marscher in knappen Reithosen und langen Reitstiefeln auf musterhaft geschirrtem Reitpferde. — Die Räder haben das Reiten verdrängt. — —

Neben den Pferden spielt natürlich das Milchvieh eine große Rolle. Es ist erfreulich, zu beobachten, wie mit manchem alten Schlendrian gebrochen wird. Die Milchkühe der Artlenburger Elbmarsch sehen am Ende des Winters, wenn ausgetrieben wird, jetzt ganz anders aus als vor 15 Jahren, wo der Marscher noch kein Kraftfutter für nötig hielt, dessen Bedeutung der Heidebauer längst erkannt hatte. —

Ausgeprägtes Selbstbewußtsein

Vorsichtige, oft schwerfällige Zurückhaltung dem andringenden Neuen gegenüber ist überhaupt ein wesentlicher Zug in der Marsch.

Beim Pferdehandel hat der Marscher zurückhaltendes Schweigen und bei der Ausnutzung seiner Wiesen und Weiden das Abwartenkönnen gelernt. Dauert es im Frühjahr länger als in anderen Jahren, bis der frischgrüne Teppich sich da draußen ausbreitet und das Vieh aus den Stallungen auf die Weide ausgetrieben werden kann, so muß der Marscher eben in Geduld warten, bis es Zeit ist. Dann aber wächst es ohne sein Zutun. Geht nach Johanni das Regnen los mitten in die Heumassen hinein, die mit würzigem Dufte den ganzen Elbstrich erfüllen, dann muß er wieder geduldig warten, bis von neuem Heuwetter sich einstellt — es ist noch immer alles hereingekommen.

Bei dem Abwarten und Zurückhalten ist die Elbmarsch längst aus der Führerstellung in der Landwirtschaft verdrängt und in vielen Stücken den emsig wirtschaftenden Heidehöfen gegenüber stark ins Hintertreffen geraten. Ist doch der Wert der Heidehöfe ganz außerordentlich gestiegen, während in der Marsch ein Stillstand festzustellen ist.

Jetzt aber ist die Marsch zielbewußt an der Arbeit, Versäumtes nachzuholen.

Die Unterschätzung des Fremden und die Überschätzung der Marsch beginnt einer sachlicheren Beurteilung Platz zu machen. Das Neue mit dem erprobten Guten dringt mit Macht von allen Seiten in die Marsch ein. Sie hat erst andere das Lehrgeld bezahlen lassen, ohne das es nun einmal in der Landwirtschaft nicht abgeht. Altes, was sich überlebt hat, wird mehr und mehr jetzt als veraltet und unpraktisch erkannt. Vieles bröckelt ab, Neues baut sich auf, und während das schlechte Alte fällt, wurzelt das gute Alte bei diesem Sichselbstbesinnen desto fester und behauptet sich um so bewußter.

An kleinen, oft kaum beachteten Kennzeichen und auch an deutlich sichtbaren Anzeichen fehlt es dabei nicht:

Aus den Stuben sind die Webstühle fast überall verschwunden. Die Mägde lassen sich auf Weben nicht mehr ein. — Das Verkaufen des Düngers, den man dem eigenen Lande entzog, für den Bardowicker Gemüsebau geschieht bei weitem nicht mehr in dem Umfange wie noch vor einem Jahrzehnt. — Die geflochtenen Weidenzäune um Gärten und Felder werden immer seltener: Drahtgeflecht und Stacheldraht sind der Feuchtigkeit der Marsch besser gewachsen und haben dem „Tünen" Einhalt geboten. — Manches Storchnest hat dem Blitzableiter Platz machen müssen. Einzelne Striche sind so sehr der Blitzgefahr ausgesetzt, daß sich fast Haus bei Haus die Blitzableiter finden. — Das langsame Schwinden der Knicks zwischen den Wiesen, das Aussterben der malerischen alten Kopfweiden mag von jedem beklagt werden, der Freude an der landschaftlichen Schönheit des Elbstriches hat: aber wenn da aufgeräumt wird, so liegt es nicht an bloßer Neuerungssucht der Marscher. — Die Erfolge des Viehzuchtvereins reden eine deutliche Sprache: das „H", der hannoversche Brand, mit dem die Pferde jetzt gebrannt werden, zeigt, daß unsere Pferdezüchter wissen, sie können offen hervortreten mit dem, was sie erreicht haben. Und es sagt, man will Ernst machen, sich gegen unlauteren Wettbewerb zu schützen. Das „H" ist ein wirksames Schutzmittel, damit nicht wieder hannoversche Pferde, die nach England verkauft waren, unversehens als hochfeine Engländer wieder auf den Markt kommen. — Vor allem aber ist die Geschichte und Entwicklung der Ilmenau-Wassergenossenschaft bezeichnend. Wie viel Gleichgültigkeit, Gedankenlosigkeit und alter Schlendrian war erst zu überwinden, bis der Ausbau der Wasserläufe, der Neetze und Kanäle und Gräben, bis in das vielgezweigte Netz der kleinsten Grüppen und Abzüge hinein in der jetzigen Vollkommenheit erreicht werden konnte.

Die Elbmarsch ist aufgerüttelt aus dem alten Schlendrian, der am liebsten alles dem lieben Herrgott allein überlassen wollte. Und das Aufräumen mit alten Bräuchen und Gewohnheiten geht in der Elbmarsch erheblich schneller als in der Heide, wo das Gefühlsleben weit stärker entwickelt ist und mitredet.

Wenn die neue Zeit so auch der Überhebung der Marsch kräftig zu Leibe geht und die Anerkennung und bessere Würdigung des guten Neuen rasch weitergreift, so bleibt doch der Grundzug im Wesen des Marschers

nach wie vor ein ausgeprägtes Selbstbewußtsein, das oft genug in richtige Dickköpfigkeit ausartet. Es wurzelt in dem Bewußtsein der Vorzüge seiner Scholle. Es verleitet ihn zu einem Klassenstolze, der auf den unbefangenen Beobachter manchmal geradezu komisch wirkt. Es hindert ihm den klaren Blick für die Leistungen anderer. Besonders für Wertschätzung geistiger Arbeit hat er wenig Verständnis. Erst wenn er klingenden Erfolg dabei beobachtet, wird sie ihm beachtenswert. Es sind verschwindend wenige, die aus Marschhöfen zum Universitäts-Studium gelangen.

Aus dem früh anerzogenen, ausgeprägten Selbstbewußtsein erklärt es sich auch, daß die Marschjugend, wenn bei allen möglichen Vereinsfesten Theaterstücke aufgeführt werden, mit einer oft verblüffenden Sicherheit und Ruhe ihre Rollen spielt. Junge Burschen, die in der Schulzeit das Entsetzen ihrer Lehrer mit ihrer Unbegabtheit waren, leisten als Schauspieler auf der Dorfbühne oft geradezu Hervorragendes. — Daß der Marscher ein sicherer Radfahrer und guter Tänzer ist, entspricht nur seiner ganzen Art.

Bei der Dickköpfigkeit der Marscher, wenn wir bei dem Worte einmal bleiben wollen, ist es nicht leicht, mehrere Orte zu einem gemeinschaftlichen Wegebau unter einen Hut zu bringen, auch wenn der gemeinsame Nutzen auf der Hand liegt. „Wir sind wir — wir brauchen die anderen nicht."

Hülfsbereitschaft

Daneben findet sich aber auch wieder ein gewinnender Zug: Das nachbarliche Helfen.

Soll ein Neubau aufgeführt werden, oder gilt es, nach einem Brande aufzuräumen und wieder zu bauen, so leisten die Bauern willig unentgeltliche Spanndienste zum Anfahren von Sand und Steinen — auch dann, wenn es sich um kleine Nachbardörfer handelt, deren Gegendienste das größere Dorf im umgekehrten Falle nicht in Anspruch zu nehmen braucht, weil im eigenen Dorf Gespanne in genügender Zahl bereit sind.

Das nachbarliche Zusammenhalten im Dorfe bewährt sich überhaupt in Freude und Leid. — Bei Beerdigungen ist es in fast allen Orten noch Sitte, daß die Nachbarn den Sarg tragen: die Bauern den der Bauern, die jungen Leute den der Kinder und Ledigen. — Daß bei Hochzeiten von Nachbarhäusern bestimmte Lieferungen an Butter, Eiern 2c. zu leisten sind, hat fast ganz aufgehört. Kommt aber ein besonderes Ereignis im Dorfe vor, so nimmt das ganze Dorf Anteil daran. Bei der goldenen Doppelhochzeit zweier Paare, die zusammen in demselben Dorfe einst ihre grüne Hochzeit gefeiert hatten, wehten an allen Enden des Dorfes die ausgesteckten Fahnen, schwarz-weiß-rote und weiß-gelbe friedlich nebeneinander, und das ganze Dorf hatte sich zu einem gemeinsamen Festmahle verabredet. Und als in demselben Dorfe im Pfarrhause ein besonderes Fest begangen wurde, taten im ganzen Dorfe die Türen sich gastfrei auf, um die große Zahl der auswärtigen Gäste zu beherbergen. —

Bei Feuersnot helfen sich die Dörfer bereitwillig unter einander. Verläuft ein Feuer ziemlich harmlos, so kommt die festfrohe Art der Marscher bald zum

Durchbruch. Das Nachlöschen mit Grog wird dann wohl so gründlich besorgt, daß der zweite Morgen noch Feuerwehruniformen sieht. —

Daß bei der Unterhaltung der Deiche gemeinschaftlich vorgegangen wird, liegt ja im Interesse aller und jedes einzelnen. Härten, die einst bei der Instandsetzung vorhanden waren, sind abgestellt. Die zweimalige Deichschau in jedem Jahre, zu welcher der Vorsteher und die zwei Deichgeschworenen aus den einzelnen Dörfern am Deiche zu Pferde erscheinen, ist immer noch ein bedeutsames Ereignis. Es ist genau festgestellt, in welcher Weise von den Dörfern und Höfen bei drohender Gefahr Wachen geleistet und eingegriffen werden muß.

Seitdem die Eisbrecher in größerer Zahl die Eisdecke der Elbe möglichst zeitig zerstören, ist die Gefahr eines Deichbruches allerdings wesentlich geringer geworden, aber keineswegs ganz beseitigt. Es sind bange Tage, wenn Eisversetzungen sich bilden und die stromab treibenden Eismassen sich übereinander schieben und gegen den Deich drängen — wenn die Marscher schließlich wieder vor der Frage stehen: „Wo wird der Deich brechen?" — — —

Kirchliches Leben

Das kirchliche Leben in der Artlenburger Elbmarsch unterscheidet sich merklich von dem der Heide. Man darf nicht sagen, daß die lüneburgischen Marschgemeinden unkirchlich sind. Die Zahl der Kirchenbesucher und Abendmahlsgäste ist im Vergleich mit der Stadt Lüneburg oder gar mit Harburg noch hoch. Aber der Kirchenbesuch in der Marsch bleibt hinter dem der Heide erheblich zurück. Wenn der Marscher nicht den Wunsch hat, die Kirche zu besuchen, so gibt es für ihn keine Rücksicht auf kirchliche Sitte. Damit hängt es dann aber auch zusammen, daß der Kirchenschlaf in der Marsch weit weniger gedeiht als in der Heide. Die Erträge der Sammlungen für kirchliche Zwecke fallen in der Marsch bedeutend spärlicher aus als in den Heidegemeinden. Solange noch Naturallieferungen, Hand- und Spanndienste an Pfarre und Küsterei geleistet wurden, sind sie nicht selten Anlaß zu unerquicklichen Zuständen geworden. Die großen Missionsfeste der Heidegemeinden sind in der Artlenburger Elbmarsch nicht zu finden. —

Aberglauben

Aberglauben blüht in den Marschdörfern noch in üppiger Fülle. Viele törichte Bräuche werden dabei in naiver Weise offen geübt; anderes wird sorgfältig vor unberufenen Augen und Ohren geheim gehalten. Es wird noch oft dem Kinde in der Wiege ein Gesangbuch oder eine Bibel unter den Kopf gelegt, damit es ein kluges Kind werde. Wenn die Paten nach der Taufe nach Hause kommen, so wird zuerst irgend eine Arbeit fleißig angefaßt oder auch wohl eifrig etwas geschrieben, damit das Kind später auch fleißig oder federgewandt werde. Die Eltern des Täuflings erwarten es wohl geradezu von den Paten, daß sie von diesem Brauche nicht abweichen. Bei der Auswahl der Paten wird vielfach darauf Rücksicht genommen, daß die Eigenschaften der Paten sich angeblich auf das Kind vererben. Aus diesem Grunde werden wohl gar Verwandte, die auf die Patenschaft gerechnet hatten, nicht genommen — etwa mit der Begründung: „Uns' Lütt schall nich son Swinegel warn." — — —

Altes und Neues im Marschleben. — Man darf wohl sagen, daß zurzeit in der Elbmarsch alles im Fluß ist. Es müssen starke Strömungen und merkliche Wellenschläge sein, die sich deutlich erkennbar als Veränderungen schon im Laufe von einem Dutzend Jahren herausheben. Für die Marsch sind sie segensreich gewesen, und sie werden es weiter sein.

Anziehende und unerfreuliche Bilder im Volksleben der Marsch ... aber wenn man den Marscher in seiner Eigenart zu verstehen sucht, bietet er doch ein gewinnendes Bild.





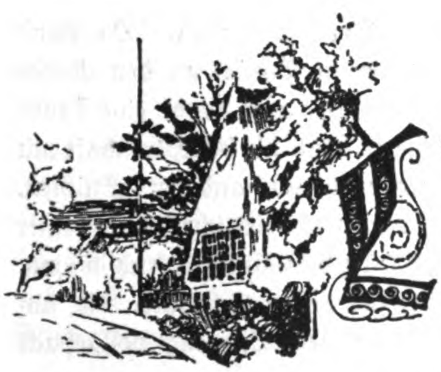
Hugo Fr. Hartmann.

Winser Marschstube.

Freundlichst hergeliehen von G. Elkan (Harburg).

In der Winser Marsch.

Von Rektor Meyer (Wilhelmsburg).



Lang am Deiche erstrecken sich die Dörfer der Winser Elbmarschen; sie sind also ausgesprochene Reihendörfer und unterscheiden sich dadurch scharf von den Ortschaften der benachbarten Geest. Die Häuser sind ursprünglich sämtlich alte Sachsenhäuser gewesen, und wenn auch die Neuzeit manches verschandelt hat, so ist doch noch vieles vom guten Alten übrig geblieben, und auch manches Neue hat durchaus niedersächsischen Zuschnitt. Die Häuser schmiegen sich mit der Giebelseite dem Deiche an, als wollten sie dahinter Schutz suchen, gleichzeitig aber auch den Bewohnern einen Ausblick gönnen auf die Elbe, als dem Element, von dem ihr Wohl und Wehe abhängt. Die Rückseite des Hauses zeigt nach den Feldern, hier befindet sich die Haupttür, „Grotdör oder Missendör" genannt, durch die der Segen der Felder eingebracht wird. Den Zutritt erlangt man durch eine Seitentür, „Blangdör" genannt. Man betritt das „Flett", ursprünglich den wichtigsten Platz im Hause, auf dem der alte deutsche Herd stand. Jetzt ist er entfernt und eine besondere Küche angelegt, die entweder links vom Eingange oder ihm gegenüber sich befindet. Rechts vom Eingange sind die Stuben für die Familie, gewöhnlich sind es zwei, „de grot Dönz un de lütt Dönz", dies ist die gute Stube.

Eigenart der Häuser

Ebensoviele Kammern vervollständigen die Familienzimmer. Zwei Zimmer für die Altenteiler liegen links vom Hauseingange, wenn für sie nicht ein besonderes Nebengebäude, „dat Ohlendeelshus oder „de Spieker", vorhanden ist. Von der Küche aus geht es in die geräumige Speisekammer und den Keller. Die Kammern für das Gesinde liegen an der großen Diele. Den Hauptteil des Hauses nehmen die Wirtschaftsräume ein, vor allem „de groot Deel", rechts und links davon sind Stallungen für Pferde und Rindvieh, Geschirre und Futterkammern. Die Stallungen sind nach der Diele zu durch Bretterläden verschließbar. Zur Aufnahme der Futtervorräte dienen der mächtige Boden über den Wirtschaftsräumen und die Scheune. Der Boden über den Wirtschaftsräumen ist um 1 m erhöht und heißt „Kröperböön", d. i. Kriechboden. Die Hofplätze sind geräumig und mit Zäunen eingefaßt. Alles macht den Eindruck der peinlichsten Ordnungsliebe ihrer Bewohner.

Manche Häuser sind mit Inschriften geziert, die Zeugnis geben von einer innigen Frömmigkeit der Bewohner, wenn auch von starkem kirchlichen Sinn nicht allzuviel zu finden ist.

Volkskunst

Die Wohnzimmer des Bauernhauses machten früher schon einen gemütlichen Eindruck und tun es noch heute, wenn auch die Zeit der alten Bauernkunst, die in den Winser Marschen gepflegt wurde, anscheinend unwiederbringlich dahin ist. Die Zeit ist noch nicht fern, in der diese Volkskunst blühte; noch in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts konnte man Bauernstuben genug finden, die durchaus altes Gepräge trugen. Da stand in der großen Stube der eichene Tisch, um ihn herum Bänke, an den Seiten des Zimmers Stühle, nach alter Bauernsitte verfertigt, auch wohl eine Truhe nach derselben Art, beim warmen Ofen ein kleinerer Tisch für die Herrschaft mit dem Lehnstuhl, dem sog. „Grotvaderstuhl" und mehreren anderen Stühlen. Die gute Stube war mit Möbeln versehen, die zwar zierlicher und feiner gearbeitet, in ihrer Art aber denen der anderen Stube vollständig gleich waren. Der Stolz der Hausfrau waren zwei oder drei gewaltige Schränke, die auf dem Flett standen und ganz mit Leinen und fertigem Leinzeug vollgepackt waren. Sämtliche Möbelstücke wurden vom Dorftischler oder von dem Bauern selbst hergestellt. Es ist bekannt, daß in der Winser Elbmarsch in der Zeit von 1750 bis 1880 kunstgeübte Tischlermeister sich aufhielten, die die Einlegetechnik beherrschten und wunderschöne Arbeiten für die Bauernstuben lieferten. Es mögen genannt sein: die Tischlerfamilie Harms aus Handorf, Großvater, Vater und Sohn (von 1750 bis 1885), Dunibel aus Tespe und Kupfer aus Merschacht, sowie Lösch in Winsen. Die von diesen Meistern hergestellten Stühle sind aus naturpoliertem Eschenholz gefertigt, der Sitz ist aus Weidenruten geflochten. Die Einlagen — meist einfach, hin und wieder aber auch reich entwickelte Blumenmuster fanden sich an der Rücklehne — sind entweder dunkel in helles Ahornholz, oder hell in dunkles Nußbaumholz eingelegt. Auf dem Sitze lag ein aus farbigen Wollfäden kunstvoll geknüpftes Kissen, mit Blumen oder Ornamenten, seltener mit figürlichen Darstellungen geschmückt. Auch die Herstellung dieser Kissen war in der Winser Marsch eigentümlich. Es ist

anzunehmen, daß die ersten Anregungen zur Einlegearbeit von den Vierlanden ausgegangen sind und sich dann selbständig weiterentwickelt haben: denn wenn auch die ersten Intarsien Nachahmungen sind, so tritt als Muster doch bald die einheimische Tier- und Pflanzenwelt auf, und damit beginnt die eigentliche Blütezeit der Winser Intarsiakunst. Sie beschränkte sich nicht etwa auf den Schmuck der Stühle, auch an kunstvoll gearbeiteten Schränken und Truhen, ja, selbst an Flachsbraken, Schwingblöcken, Laden, Milchtragen und Bükbrettern findet man schöne Baum- und Blumenornamente. Die schöne Kunst ging um 1880 zugrunde, einesteils, weil die billige Fabrikarbeit sie verdrängte, andernteils aber auch durch das Streben, aus der schönen Volkskunst ein Kunstgewerbe zu machen. Jetzt ist die ganze Marsch durch Händler derart ausgeraubt, daß man kaum noch ein gutes Stück findet. (Siehe Abschn. 32).

Neben diese Arbeit des Mannes tritt die der Frau in der Volkskunst. Für die angehende Bauerfrau bildeten die Teile ihres einstigen Hausrates: Betten, Handtücher usw. besonders geeignete Objekte zum Besticken, in welcher Kunst Vorzügliches geleistet ist. Man muß die ungemein reichen vielfarbigen Handtücher, die Bettkissen für das Brautbett und die Hochzeits- und Sterbehemden gesehen haben, um eine Ahnung zu bekommen, wie hoch diese Volkskunst entwickelt war. Es ist wahrscheinlich, daß die Muster anfangs Musterbüchern entnommen sind, welche aus anderen Gegenden stammen, noch um 1750 findet man solche. Bald aber tritt an deren Stelle die heimische Natur mit ihren Blumenmotiven; Nelken, Skabiosen und andere Blumen bilden das Leitmotiv der Verzierung, und immer, wenn ein heimisches Motiv die Führung übernommen hat, setzt die höchste Entwicklung dieser Volkunst ein. Es ist, als ob die ausübenden Personen nun erst recht Lust zum Schaffen bekommen hätten.

Ein weites Feld zu Betätigung der Stickerei war weiter gegeben durch Trachten die Tracht. Freilich darf man diesen Begriff für die Winser Marsch nicht zu weit ausdehnen, die Hauptteile der Tracht: Rock und Mieder unterscheiden sich kaum von denen anderer Gegenden, aber die „bunte" Mütze, das Schultertuch und der Brustlatz gaben Gelegenheit genug, mit Nadel, Seide und Stickgarn wahre Kunstwerke zu schaffen. Zwar sind diese Gegenstände meist nicht von den Bauernfrauen und -mädchen selbst, sondern von geübten Stickerinnen, immer aber in dem Orte selbst, nie auswärts hergestellt. — Malerisch war die Brauttracht, die am schönsten in Handorf ausgebildet war, sie bestand aus folgenden Stücken: Rock aus feinem schwarzen Tuch, Jacke aus schwarzer, geblümter Damastseide, schwarzer Seidenschürze, schwerem schwarzseidenen Schultertuch mit wenig Stickerei in Gold und einer aus Perlen, Flittern und Dantillen hergestellten Krone, dem „Brautkranze". Dieser hat hinten buntgemusterte seidene oder baumwollene Bänder, die bis über die Taille herabhängen. (In der Vogtei Neuland fehlten diese Bänder, auch war der Brautkranz oben offen.) Vervollständigt wurde der Anzug durch den gestickten Brustlatz, ein Gürtelband mit silbener Gürtelschließe, silberne Ohrringe und eine silberne Busenkette, dreiteilig in Filigrantechnik. Diese Ketten finden sich nirgends sonst wieder. Gearbeitet sind sie in Winsen. Etwa um 1850

hat die Brauttracht und etwas später auch die Kunststickerei ihr Ende gefunden.

Sitten und Gebräuche

Sitten und Gebräuche, die sich teilweise bis in unsere Zeit hinübergerettet haben, gruppieren sich teils um die wichtigsten Ereignisse im Menschleben: Geburt, Hochzeit, Tod, teils um die hohen christlichen Feste: Weihnachten, Ostern, Pfingsten. Daß bei allen Festen das Festgebäck eine große Rolle spielt, ist selbverständlich, seit alter Zeit ist dieses Backwerk der Butterkuchen, in dessen Herstellung unsere Marschbewohner eine große Geschicklichkeit entwickeln. Daneben gibt es am „Heiligen Abend" für die Kinder Figurenbrot, hergestellt aus einem süßen Teige von wenig gutem Geschmack, der aber für die Kleinen der Inbegriff alles Schönen ist. Als Figuren fehlt selbstverständlich die Darstellung der Geburt Jesu nicht, am meisten aber kommen Formen vor, die aus dem altdeutschen Götterglauben herrühren. Da ist zunächst der Schimmelreiter, dann weibliche Figuren, Spinnerinnen, Jägerinnen und Edelfrauen, die Kutsche und endlich als hauptsächlichste Tierform das Schwein, lauter Anklänge an den alten Göttermythus. Ein Tannenbaum wurde früher nur in wenigen Häusern angezündet, ebenso fehlten zu Pfingsten die Maien aus dem einfachen Grunde, weil die Marsch keinen Wald besitzt, aber der „Weihnachtsmann" und die „Aschenmöhm" erscheinen auch hier, letztere am Silvesterabend. Zu den alten Osterbräuchen gehört das Holen des Osterwassers, das am ersten Ostermorgen vor Sonnenaufgang geschehen mußte. Um diese Zeit besitzt das Wasser besondere Eigenschaften, es schützt vor Augen- und Halskrankheiten, muß aber aus dem Flusse (fleeten Water), und zwar gegen den Strom geschöpft sein. Zum Abendessen gibt es in fast allen Häusern die Ostereier (Pascheier), den Osterhasen kennt man dagegen nicht. Mit besonderem Pomp wurden die Hochzeiten, die allerdings immer nur einen Tag dauerten, gefeiert. Die Einladung erfolgte vor 50 Jahren noch durch den „Köstenbitter", der mit Blumen und bunten Bändern geschmückt von Dorf zu Dorf, von Hof zu Hof ging oder auf einem ebenfalls geschmückten Pferde ritt und sein Sprüchlein sagte. Heute besorgt die Kochfrau die Einladungen, gibt auch wohl gleichzeitig eine gedruckte Karte ab und erhält ein Geldgeschenk. Zur kirchlichen Trauung fahren nur das junge Paar und die Bräutigamsknechte und Brautjungfern. Gern wird der Hochzeitswagen auf der Hinfahrt geschmiert, die Kinder erhalten dann Nickelmünzen, die ihnen vom Wagen aus zugeworfen werden, Erwachsene bekommen einen festen Trunk aus der Flasche. Das Hochzeitsmahl wird auf der großen Diele hergerichtet und ist oft geradezu üppig, fast nie fehlt dabei das Nationalgericht der Marsch, „de grote Klüten", und als Getränk zunächst Wein und nachher Grog. Das letztere Getränk ist bei den Marschbauern überhaupt beliebt, „dat koole Beer" achtet er gering, aber „so'n Krock warmt in'n Winter un käuhlt in'n Sommer". Bald tritt der Tanz in seine Rechte, und es ist eine Freude zu sehen, mit welcher Liebe alt und jung neben den Rundtänzen sich den alten „bunten" Tänzen hingeben. Den „Dreetritt", „Suntra achterum", „Schottskadrillje" muß jeder Dorfmusikant spielen können, sonst heißt es: „Wat, den'n

kannst nich mal!" und ein alter Bauer tanzt ihm den lieben „Bunten" mit steifen Beinen vor wie der beste Jüngling. — Bei Todesfällen zeigen sich Nachbarschaft und Freundschaft in ihrem besten Lichte. Haben Nachbarfrauen bei der letzten Krankheit schon Helferdienste geleistet, so besorgen sie jetzt auch das Einkleiden und die Aufbahrung der Leiche, wobei das Leichenlaken (Licklaken), das die junge Frau zu ihrer Aussteuer mitgebracht und eigenhändig mit ihrem vollen Namen und dem Ehrentitel Jungfrau gezeichnet hat, nicht fehlen darf. Zur Leichenfolge erscheint die ganze Verwandtschaft und Freundschaft, doch ist Bedingung, daß vorher besonders eingeladen ist, ungeladen darf niemand „folgen". Wegen der weiten Kirchwege geht niemand zu Fuß, jeder Bauer rechnet es sich aber auch zur Ehre an, Pferd und Wagen zur Verfügung zu stellen.

So steht unser Marschbauer vor uns, selbstbewußt und bescheiden zugleich, Charakter
fröhlich und offen dem gegenüber, der vertrauend ihm naht, besonders dem, der sein geliebtes „Platt" versteht und spricht. Das ist ihm die Sprache, die von Herzen kommt und ihm das Herz öffnet. Wohl erscheint er auch einmal großspurig, sieht gern auf den „Geester" herab, wie denn alles, was minderwertig ist, „von de Geest" ist, oder eigensinnig, so daß man ihn oft als „dickköpfig verschrieen hat, aber diese kleinen Fehler werden ausgeglichen durch herzliche Gastfreundschaft und große Gutmütigkeit, so daß im guten alles, im Streit allerdings nichts zu erreichen ist. Dazu ist er fleißig, wirtschaftet musterhaft, hängt treu am Alten, ohne brauchbaren Neuerungen unzugänglich zu sein, und liebt seine Marschheimat über alles.

Wo de Luft is so klor un de Wind geiht schnell,
Wo de Wischen gräunen un bläuhen:
Wo de Kiebit sien Lust hett, de Kuckuck röppt hell,
Dor kann ick mi högen un freuen.

Wo de Diek steiht so stur un dat Stack liggt so wiß,
Wo de Elv, de Olsche, is lustig:
Wo se danzt för sick henn, wo se smustert so lies:
Old bün ick twors, aber noch rüstig!

Un de Segel glänzen un laten so witt
Von de badenländischen Schäpen,
Un dortwissen krüzen, so rot un so nett,
De Ewers mit Körf un mit Kiepen.

Un an Bord, dor stahn mit de hell, witte Schört
De Hökers un Melkers un Vlanners,
Un de Ewer liggt, wenn he dalwats föhrt,
Bald so up de Sied un bald anners.

Un de Dampers, de hult un stöhnt sick wat trecht,
As harren se Liewedag kregen,
Un se pust um sick rum, as: sühst mi ok recht?
Swatt is dat up all ehren Wegen.

Un de Fischers, de fischen ob groot oder lütt,
Se fangen den Snepel un Lassen,
Den Stör un den Bors, den Zander un Bütt,
De Alanners, Puten un Brassen.

Un von Hamborg de Melkers un Greuhökers kahm,
Ehr Melk un Wohr is to Gellen;
Duhn sind se grad nich, aber'n Lütten hebbs nahm,
Un Mudder, de ward woll watt schellen.

So is dat Leben an de Elv, an de Elv,
Un fragst du de Lüd, de dor kamen,
So ward se di sengn: „An de Elv, an de Elv,
Dor is dat am scheunsten to wahnen!"





Heinrich Vogeler.

Auf den Elbinseln.

Von E. Bosenick (Wilhelmsburg).

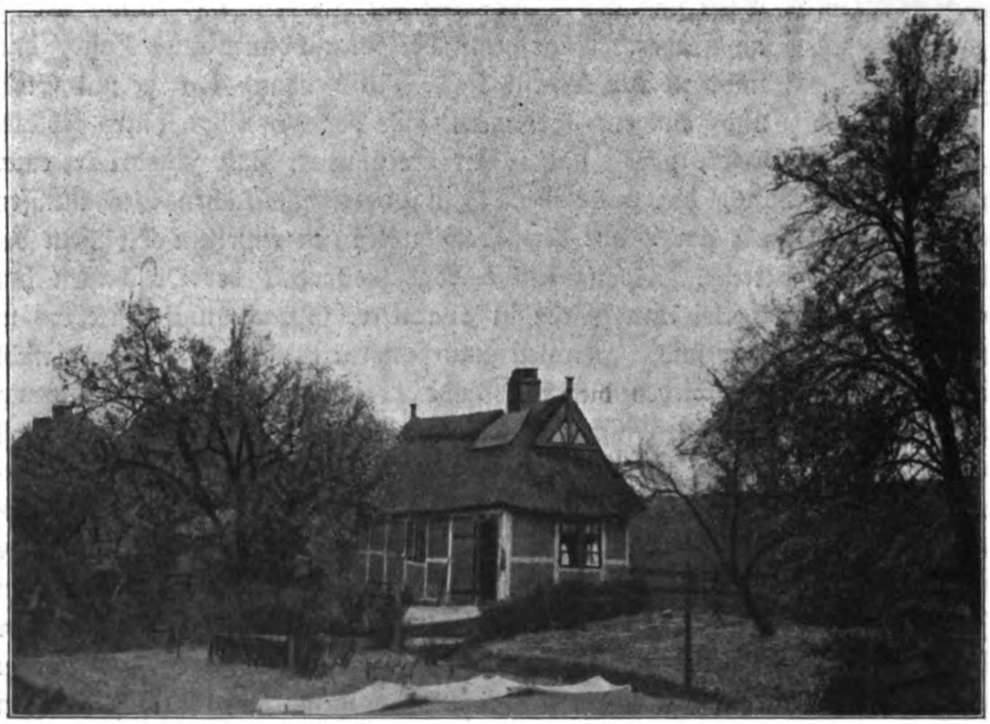


Fast ausschließlich ist für die Marschleute auf den Elbinseln noch heute Hamburg das Verkehrsgebiet. Nach Harburg kommen sie nur aufs Amt oder zum Vogelschießen; nach Burtehude fahren alljährlich im Herbste zahlreiche Wagen zum Schafmarkte. Im übrigen sind die Beziehungen zwischen Geest und den Bewohnern der Elbineln fast ebenso gering als früher. Geest nennt der Marschbauer alles Land, das nicht in der Marsch liegt. Und immer hat er mit Stolz und einigem Bedauern auf den Geestbewohner geblickt. „He is van de Geest“, oder „dat is en Geestburn“, sind Ausdrücke einer gewissen Überhebung, die unter den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen jedenfalls nicht mehr am Platze ist. Auch unter den einzelnen Elbinseln besteht nur loser Verkehr. Die natürliche Abgeschlossenheit der Ortschaften hat bewirkt, daß mancherlei Unterschiede in Charakter, Sprache und Sitte bis in unsere Tage geblieben sind. Heiraten nach auswärts fanden fast gar nicht statt. Selbst die verschiedenen Berufsstände derselben Ortschaft haben wenig Wechselbeziehungen. Die Fischer Altenwerders bilden noch heute eine fast vollständig von der übrigen Bevölkerung abgeschlossene Sippe. Die Fischerfrau muß den Fischhandel verstehen, das Bauernmädchen den Grünwarenhandel. Da ist ein Durcheinanderheiraten ausgeschlossen. Welch blutige Kämpfe hat der Gegensatz zwischen Bauer und Fischer unter der dortigen Jugend schon hervorgerufen. Von Finkenwerder schreibt 1762 der Pastor Evers: „Die ganze Insel macht eine Verwandtschaft aus; wer mit einem zu schaffen hat, macht sie alle gegen sich rege. Ich meine immer, ich sei in dem alten Kreta. Sie kamen ehemals mit Beilen und Messern zur Kirche, und ich bemerke noch bisweilen große Messer im Beichtstuhle“. *Bauern und Fischer*

Die viele Jahrhundert lange Inzucht macht ihre nachteiligen Folgen zuweilen recht geltend. Im allgemeinen aber ist der Inselbewohner von kräftigem Körperbau und guter Gesundheit. Leute von recht hohem Alter kommen verhältnismäßig häufig vor. Die Kost ist derb und nahrhaft. Statt Kartoffeln werden gern Mehlklöße gegessen. In der Pfanne gebraten, bilden *Lebensweise*

sie die Morgenkost für die Dienstboten. In den Häusern, Ställen und auf den Höfen herrscht holländische Sauberkeit. Wenn das Vieh im Herbst in die frischgeweißten Ställe gebracht ist, hat es täglich die beste Pflege. Den Kühen werden mit Bändern die Schwänze lose an einer unter der Stalldecke laufenden Leine befestigt, der Dünger fällt in eine Rinne und wird täglich hinausgeschafft; die Gänge hinter den Kühen werden mit Sand gestreut.

Trachten Von den alten in der Marsch gebräuchlichen Trachten bemerkt man heute nicht viel mehr. Pastor Bodemann schreibt 1860: „Früher trugen die Marschbauern manschesterne Kniehosen und lange farbige Wollstrümpfe, die mit einer silbernen Schnalle gehalten wurden, dazu Schuhe mit silbernen Schnallen, eine Tuchweste und ein Wams mit zwei Reihen silbernen Knöpfen. Den Kopf deckte der dreitimpige Hut oder eine mit Pelz verbrämte Mütze. Die Frauen trugen einen rotwollenen Rock, eine blaue oder grüne, mit Silber- oder Goldborde eingefaßte Jacke, den in Gold oder Silber gestickten Brustlatz, Schuhe mit silbernen Schnallen und eine Mütze mit langen, breiten, bunten Bändern". Alte Frauen tragen noch jetzt zur Kirche die schönen goldenen und silbernen Mützen. Die Wilhelmsburger Marktfrauen binden ein blaugestreiftes Tuch um, die Altenwerder setzen flache Hüte auf. Die Milchhändler gingen



Fischerkate auf Neuhof (kleinstes Haus dortselbst, vergl. damit das größte, Band I 674).

vor mehreren Jahren auch in Hamburg zur Kundschaft noch in Hemdärmeln. Sie trugen Schnürschuhe, graue Strümpfe, aufgekrempelte Hosen und die Slutterbür. Die Fischer und Schiffszimmerleute ziehen den „Buntjeruntje" (in Wilhelmsburg „Brustjeruntje"), ein buntes leinenes Hemd, über das dicke blauwollene Unterhemd. Warme Kleidung, besonders dickes Unterzeug wird



An der Innendeichseite.

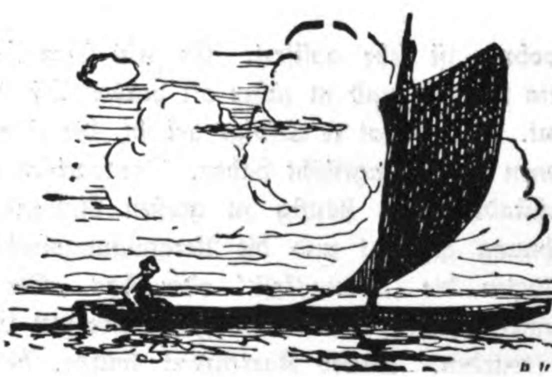
in der Marsch allgemein zum Schutze gegen die übergroße Feuchtigkeit der Luft getragen. Ein steifer Grog oder „Eisbrecher" wird auch im Sommer getrunken.

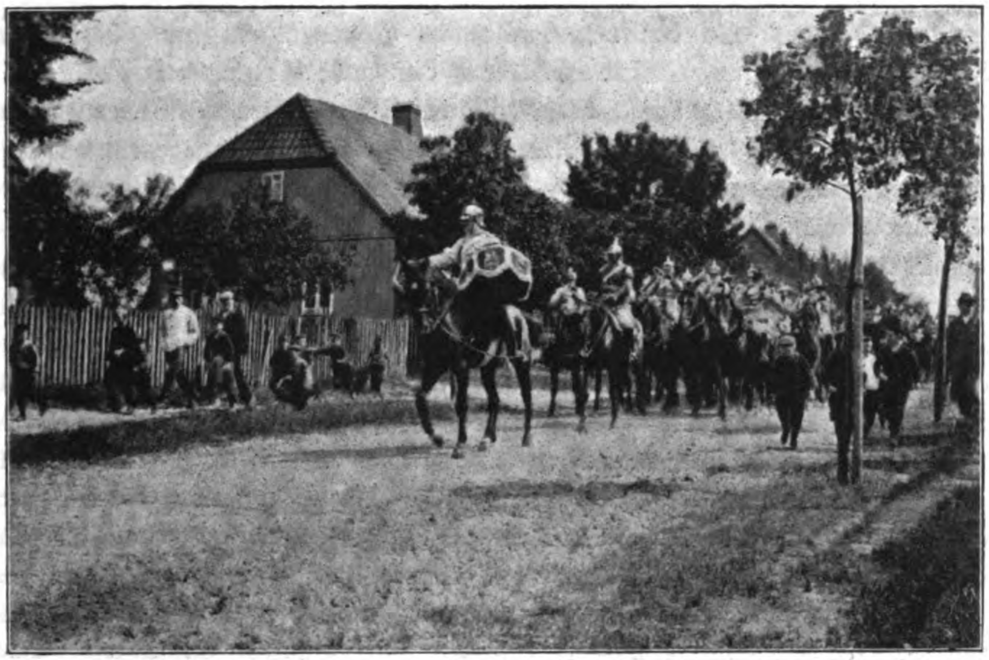
Der Inselbewohner ist sehr gastfrei. Er liebt seine Heimat, die er in Jahrhunderte langem Kampfe und in zäher oft harter Arbeit den Fluten der Elbe abgerungen hat. Dabei hat er Erfolge gehabt, die ihm das Bewußtsein des Stolzes auf seinen Besitz eingeflößt haben. Die wachsende Wohlhabenheit und die nahe Großstadt haben häufig zu großen Aufwand in bezug auf Kleidung und Wohnung gezeitigt und die Vergnügungssucht gefördert. In früheren Zeiten bildeten die „Swinskost" oder das „Swinschatten" (das Gewicht des Schweines schätzen) winterliche Feste, die mit Essen, Grog und Kartenspiel gefeiert wurden. Hohes Kartenspiel wurde, bevor der solidere Skat seinen Einzug auch auf die Elbinseln hielt, im Winter gern getrieben, besonders „Dreikart" und das berüchtigte „Finkenwerder Napoleon". Auch die Frauen bogen eifrig die Karten. In Finkenwerder rauchten sie dazu kräftig aus Tonpfeifen, eine Sitte, die noch vor 20 Jahren nicht ausgestorben war. Wilhelmsburg hatte seinen eigenen Kram- und Viehmarkt, der aber 1880 aufgehoben wurde, weil Tanz und Trunk, auch Schlägereien die Hauptsache geworden waren. In Finkenwerder ist der Markt noch heute das beliebteste Volksfest. In Wilhelmsburg wurden früher große Hochzeitsfeiern veranstaltet, die zwei oder drei Tage dauerten, und wozu jeder Messer, Gabel und Löffel mitzubringen hatte. In Altenwerder feiert man in Gasthäusern große und kleine sog. Kaffeehochzeiten. Zu den großen werden bisweilen 100 und mehr Paare geladen. Die Gäste überreichen dem Hochzeitsgeber ein in Papier gewickeltes Geldgeschenk. In neuerer Zeit werden auch die Konfirmationen mit reichen Geschenken und Gastereien begangen. Bei Beerdigungen wird „angesagt", in Altenwerder zuweilen „das ganze Land". In Wilhelmsburg sagte man nur die Träger

Sitten und Gebräuche, Feste

an, bei Verheirateten trugen Ehemänner, bei Unverheirateten „de Jungkerls". Im Trauerhause bekamen die Leidtragenden ein Glas Wein, ein Rosmarinsträußchen und eine Zitrone.

Karpfen- und Entenbälle sind im Winter willkommene Feste. Kehren aber als erste Frühlingsboten die Celler Gestütwärter mit den Hengsten nach der Station zurück, so wird ihre Ankunft durch den sog. Hengstenball gefeiert. Die Wilhelmsburger Jugend veranstaltet alljährlich ein Ringreiten. Hoch zu Roß sprengen die Reiter auf grünem Rasen im Kreise umher und suchen dabei wie die Jungen im Karussell einen Ring zu ergreifen. Die Liebe zu den Pferden steckt den Bauernjungen auf den Elbinseln im Blute; sie können schon fahren und reiten, wenn sie nach der Schule müssen. Der Fischerjunge aber treibt sich am Wasser umher, angelt und rudert und freut sich auf die großen Ferien, wenn der Vater ihn mit zum Fischen nimmt und er auf acht oder vierzehn Tage nichts unter den Füßen spürt als die Planken des Ewers.





Phot. Fr. Wichmann (Altona).

Am Truppenübungsplatze.

Von Pastor Thiede (Munster).

Dem Freunde der Heide wird es auch lieb sein zu beobachten, welchen Einfluß die Einrichtung eines Truppenübungsplatzes und die Zusammenziehung von oft vielen Tausenden von Soldaten auf den Ort Munster und seine Bewohner sowie seine nächste Umgebung in wirtschaftlicher und geistiger Beziehung ausübt, insbesondere, wie sich der Heidmärker mit großen Veränderungen abfindet, wie er sich ihnen anpaßt, und welche Wandlungen das Hineingestelltsein in den großen Verkehr bei ihm hervorruft.

Das Kirchdorf Munster liegt mitten im Herzen der Heide, der sog. Heidmark, zwischen Soltau und Ülzen, dem Luhetal und Hermannsburg. Das Land ist hier flach gewellt, der Boden leichter Sand, bedeckt mit Heidekraut und ziemlich viel Forst, das Klima ist etwas rauh, die Bevölkerung sehr spärlich. Zur Parochie Munster, die einen Durchmesser von etwa 20 km hat, gehören 14 Dörfer und einstellige Gehöfte. Diese hatten 1892 zusammen noch nicht 1200 Einwohner. Davon entfielen etwa 470 auf Munster. Der Verkehr war sehr mäßig. Auf der Station Munster der Langwedel-Ülzer Bahn hielten täglich nur drei Personenzüge auf der Fahrt nach jeder Richtung. Gepflasterte Landstraßen gab es im ganzen Parochialbezirk nicht mehr als in einer Länge von 2 km. Munster war ein echtes Heidedorf. Das ist es

jetzt nicht mehr. Es hat vornehmlich im Sommer sein ganz besonderes Gepräge, das ihm aufgedrückt wird durch das nahe Truppenlager.

Wirtschaftliche Veränderungen

Im Jahre 1892 kaufte die Militärverwaltung für den billigen Preis von rund 1 200 000 Mk. einen südwestlich von Munster belegenen, zu verschiedenen Gemeinden der Kirchspiele Munster, Soltau und Wietzendorf gehörenden Bestand von Heide, Kiefernforst, Moor und etwas Acker, in Größe von 19 220 Morgen = 48 qkm, um darauf einen Truppenübungsplatz einzurichten. Das Gelände eignete sich hierzu nicht nur wegen seiner Bodenverhältnisse, sondern auch deshalb, weil nicht ein einziges Wohnhaus oder eine Scheune, sondern nur ein Schafstall und einige Bienenstände darauf standen, und weil der Grund und Boden billig war, wurde doch der Morgen Heide mit 30 Mk. bezahlt, während er jetzt allgemein mindestens 60 Mk. kostet.

Das Lager für die Truppen wurde 1 km von Munster an der Soltauer Landstraße errichtet, doch ist diese dahin inzwischen schon stark bebaut worden, und außerdem haben viele Handel- und Gewerbetreibende sich rings um das Lager her angebaut. Dieses nimmt einen Raum von mehr als 100 ha ein. Die sich rechtwinkelig kreuzenden Straßen sind sämtlich gepflastert. Das Ganze ist mit einer 2 m hohen Einfriedigung aus Drahtgeflecht umgeben. Das Lager enthält jetzt 37 Wellblechbaracken, 51 Massivbaracken, 13 Holz-, 23 Stallbaracken und 16 Stallzelte, es bietet darin Platz für etwa 7100 Mann und mehr als 2000 Pferde. Außerdem sind 11 Küchen nebst Kantinen, ein großes Offizierskasino, ein Wachtlokal nebst Arrestzellen, zwei Proviantscheunen, verschiedene Geräte- und Scheibenschuppen, Geschoß- und Pulvermagazine, eine Dampfwaschanstalt, vier Lazarettgebäude nebst Küche, eine Wasserleitung mit Turm, Maschinenhäuser, Milchhallen, Kegelbahnen und neuerdings ein Soldatenheim vorhanden. Im Laufe eines Jahres kommen fast sämtliche Truppen des X. Armeekorps, oft auch anderer Armeekorps, im ganzen etwa 36 000 Mann und 7000 Pferde für eine Zeit von 3—4 Wochen nach Munster, so daß fast immer des Anziehenden genug zu sehen wäre, wenn es nicht im allgemeinen verboten wäre, den Platz zu betreten. Gleichwohl zieht jedes besondere militärische Schauspiel, als größere Übungen, Paraden, Wettrennen, Fesselballons, Flieger u. a., oft viele Zuschauer aus der weiteren Umgebung herbei. Kommt aber gar der Kaiser zu einer Übung von 10 oder auch 16 Regimentern Kavallerie nebst reitender Artillerie, so bedeutet das für Munster einen vaterländischen Festtag ersten Ranges. Dann sind nicht nur der Bahnhof und die übrigen staatlichen Gebäude mit Fahnen und Kranzgewinden geschmückt, sondern auch der ganze Ort. Ungezählte herrliche Ehrenpforten überwölben die 2 km lange Straße vom Bahnhof durch den Ort zum Lager, und eine nach vielen Tausenden zählende Menschenmenge harrt des geliebten Monarchen. Nicht nur aus Munster und nächster Umgebung, sondern auch von weit her sind sie mit der Bahn oder im Auto, zu Wagen, zu Rad oder zu Fuß gekommen, um ihren Kaiser mit heller Begeisterung zu begrüßen und nach Möglichkeit auch etwas von dem eindrucksvollen militärischen Schauspiel zu erhaschen. Nachmittags wogt die Menge im Orte und im

Lager in festfroher Stimmung umher, und am Abend füllt sich die Straße vor dem Offizierskasino mit einer dichtgedrängten Menge, die der Musik all der Regimentskapellen lauschen und an dem Zapfenstreich teilnehmen möchte. Doch auch sonst kommen so viele nach Munster, die einen Geschäfte halber, die andern, um Verwandte im Lager zu besuchen, Schulen werden hergeführt, um den Platz zu besichtigen, auch Offiziere fremder Völker stellen sich ein, um von den Deutschen zu lernen, und so ist es kein Wunder, daß der Verkehr in Munster in den Sommermonaten ein für ein Heidedorf außerordentlich großer ist. Davon mögen folgende Angaben einen Überblick geben, wobei nicht zu übersehen ist, daß die Zeit von Anfang September bis Mitte April meist sehr still ist:

Auf dem Postamte in Munster — früher eine kleine Postagentur —, waren im Jahre 1913 628 000 eingehende und 542 000 abgehende, zusammen 1 170 000 Briefe, Postkarten und Drucksachen zu befördern, ferner 4900 abgehende und 3550 eingehende, zusammen 8450 Telegramme und 51 000 eingehende sowie 17 000 abgehende, zusammen 68 000 Pakete. Der Betrag der eingezahlten Geldsendungen beläuft sich auf fast 1 600 000 Mk., der der ausgezahlten Geldsendungen auf über 740 000 Mk., zusammen 2 340 000 Mk., wozu noch 6—700 eingehende und 4—500 abgehende Wertbriefe und -pakete sowie 5—6000 Nachnahmesendungen kommen. Das Fernsprechnetz hat in Munster 50 Anschlüsse.

Auf dem Bahnhofe der Staatsbahn in Munster werden durchschnittlich im Winter 6, im Sommer 16 Wagen täglich entladen und 4 und 10 beladen. Außerdem kommen täglich im Durchschnitt 8 t zu 200 Ztr. Stückgut an und 2 t gehen ab. Die Zahl der Frachtbriefe beträgt jährlich 18 000 bezw. 8000. Rund 50 000 Fahrkarten ergeben jährlich eine Einnahme von ca. 72 000 Mk. Doch werden die Regimenter, soweit sie mit der Bahn kommen, mit jährlich etwa 100 Extrazügen befördert. Der Eingang von Großvieh beträgt jährlich 3980 Stück, der an Kleinvieh 1700 Stück. Das Schlachtvieh wird meist in der Umgegend von Munster gekauft. Die steuerfähige Reineinnahme der Station Munster beträgt jährlich etwa 300 000 Mk.

Durch diesen Aufschwung im Verkehr sind denn auch mancherlei Veränderungen im Orte und seiner Umgebung hervorgerufen worden. Vor der Errichtung des Truppenlagers betrug die Einkommensteuer etwa 500 Mk., jetzt 7787 Mk., die Betriebs- und Gewerbesteuer vorher 225, jetzt 2226 Mk., die Ausgaben der Gemeindekasse vorher 828 Mk. jährlich, jetzt 14 760 Mk. außer den Schullasten. In die Gemeindekasse fließt übrigens außer der Gemeindesteuer, der Hundesteuer und Lustbarkeitssteuer auch die Biersteuer. Diese beträgt bei einem Konsum von ca. 6150 hl rund 4000 Mk. 1892 wurden bei dem Gemeindevorsteher 10 zuziehende Fremde angemeldet, jetzt jährlich 5—600. Die Einwohnerzahl des Ortes beträgt jetzt 1300, vorher 470. Die Zahl der Wohnhäuser ist von 71 im Jahre 1892 auf 171 im Jahre 1912 gestiegen, und viele alte Häuser sind durch neue ersetzt. Die Dorfstraßen haben gutes Pflaster und an Winterabenden Beleuchtung erhalten. Die Landstraßen nach verschiedenen Richtungen sind gepflastert worden. Eine Kleinbahn verbindet jetzt Munster mit Beckedorf-Celle und wird voraussichtlich

auch nach Amelinghausen-Lüneburg fortgeführt werden. Die Zahl der Schulkinder hat sich verdoppelt, so daß die Anstellung eines vierten Lehrers und die Einrichtung einer fünften Klasse für die 240 Kinder notwendig wird. Außerdem besteht seit etwa 10 Jahren im Orte eine höhere Privatschule mit dem Ziel der Untertertia. Am auffallendsten ist die Vermehrung der Gastwirtschaften. Statt früher vier stehen jetzt 20 Wirtschaften, Hotels und Cafés bereit, Gäste aufzunehmen. Doch hat sich auch die Zahl der Kaufleute und Gewerbetreibenden erheblich vermehrt, so daß man in Munster die mannigfachsten Lebensbedürfnisse sich beschaffen kann.

Freilich ist nun auch das Leben bedeutend teurer geworden. Wohnungen, Lebensmittel, Arbeitslöhne, Fuhrkosten usw. sind nicht billiger als in größeren Städten. Bauplätze werden mit 5—7000 Mk. für den Morgen bezahlt. Arbeiter, besonders Arbeiterinnen, da diese in Scharen im Lager das Kartoffelschälen besorgen oder als Wäscherinnen gutes Geld verdienen, sind oft auf Wochen und Monate überhaupt nicht zu haben. Munster steht eben im Sommer wirtschaftlich ganz unter dem Einflusse des nahen Truppenlagers mit seinen mannigfachen Bedürfnissen, ähnlich wie ein Kurort unter dem der „Saison". Wenn im Frühjahr die Truppen kommen, dann beginnt fast überall eine intensivere Tätigkeit, denn neuer Verdienst lockt, ja für manchen gilt es, in wenigen Monaten für das ganze Jahr zu sorgen, denn sobald im Herbst die letzten Truppen abziehen, wird es wieder still im Orte, fast so still wie in früheren Zeiten.

Einfluß auf das Volksleben

Doch nicht nur wirtschaftlich übt das Truppenlager auf den Ort seinen Einfluß, sondern auch in geistiger Beziehung. Bedenkt man, daß, abgesehen von dem Forstfiskus, den beteiligten Gemeinden und Privatpersonen im Jahre 1893 für den Ankauf der Grundstücke rund 950 000 Mk. ausgezahlt worden sind, daß durch die Errichtung des Lagers Handwerkern und Fuhrleuten, Wirten und Kaufleuten, Männern und Frauen allerlei Gelegenheit zu Arbeit und Verdienst geschaffen, daß für den Absatz aller ländlichen Erzeugnisse immerfort die beste Möglichkeit vorhanden ist — werden doch z. B. von der Futterausgabestelle im Lager jährlich viele tausend Zentner Heu und Stroh und von den Lieferanten viel Vieh, Kartoffeln, Milch usw. an Ort und Stelle angekauft —, kurz bedenkt man, daß Jahr für Jahr an Gehältern, Löhnung, Baukosten, Fuhrkosten, Ankauf von Lebensmitteln und Sonderaufwand von den Offizieren und Mannschaften im ganzen mindestens 700 000 Mk. allein von Militär wegen in Munster verausgabt werden, muß man da nicht annehmen, daß ein recht materialistischer Zug mit seinen schlimmen Blüten, als Gewinnsucht und Spekulation, Neid und Mißgunst usw. sich der Einwohnerschaft bemächtigt?

Und wenn statt der tiefen Stille der einsamen Heidelandschaft das Schmettern der Trompeten, das Rasseln der Trommeln, der Gesang der aus- und einrückenden Mannschaften, das Knattern der Gewehre und Maschinengewehre, das Rollen der Fuhrwerke, das Donnern der Kanonen fast täglich an die Nähe vieler tausend Menschen gemahnt und der alten Ruhe und

Beschaulichkeit gründlich ein Ende macht, — wenn 20 Wirtschaften aller Art in einem kleinen Orte, zumteil mit Musikkapellen, wenn Theater, Kinematographen mit ihren oft zweifelhaften Kunstdarbietungen und des öfteren auch Karussells und Tanzgelegenheiten in buntem Wechsel beständig zur Belustigung einladen, wenn die alte Einwohnerschaft des Ortes vermischt wird mit Fremden aus den verschiedensten Gegenden, die zumteil ganz andere Lebensanschauungen und Erfahrungen mitbringen, und täglich mit Geschäfts- und Vergnügungsreisenden von nah und fern in Berührung kommt, ist es da nicht allzu wahrscheinlich, daß der ernste, biedere, feste Charakter des Heidjers sich allmählich wandelt und Einbuße erleidet?

Und doch ist das nicht in dem Maße der Fall, wie wohl zu erwarten wäre und von vielen erwartet worden ist. Allerdings hat auch die alte Einwohnerschaft schnell ihren Vorteil begriffen und sich äußerlich den neuen Verhältnissen leicht angepaßt. Das schnelle Ansteigen aller Preise, die gründliche Ausnutzung jeder Gelegenheit zu Gewinn und Verdienst, die sorgfältigere Bearbeitung des Bodens und das an der allgemein besseren Lebensführung deutlich erkennbare Anwachsen des Wohlstandes sind Zeichen davon, wie der Heidmärker, auch wenn er zuvor noch so einsam und zurückgezogen lebte, doch nicht blöde und weltfremd ist, sondern, mit einem guten Teil natürlicher Klugheit begabt, sich in ganz andere Verhältnisse zu finden vermag und auch dem großen Verkehr mit seinen Anforderungen gewachsen ist. Und daß dadurch manche schlummernden bösen Keime geweckt, auch manche Schatten in der Eigenart des Heidmärkers noch tiefer geworden und stärker hervorgetreten sind, z. B. der Mangel an Dienstwilligkeit gegen den in Verlegenheit befindlichen Nachbar, das Mißtrauen gegen andere und die Geringschätzung der „Fremden" wird nicht zu leugnen sein; ebenso daß manche traurige Entgleisungen vorgekommen sind, besonders bei jüngeren Leuten, von denen das vermehrte Angebot von Vergnügungen und die Lockungen zu erlaubtem und verbotenem Lebensgenuß immer gern angenommen wird. Auch das wird einem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen, daß hier und da die alte Schlichtheit, Gradheit und Zuverlässigkeit zu schwinden begonnen hat, so daß Vorsicht und Zurückhaltung im Handel und Verkehr oft geboten erscheint. Aber in dem allen handelt es sich doch bislang nur um Ausnahmen. Im ganzen tritt vielmehr auch hierorts der echt konservative Charakter der Heidebevölkerung unverkennbar hervor. Denn trotz allen starken und andersartigen Einflüssen sind nicht nur die Alten imgrunde dieselben geblieben, sondern auch die Jugend nimmt großenteils die gleiche Richtung.

Der Besuch der Wirtschaften hat wohl zugenommen, aber die eingesessene Bevölkerung ist es zumeist nicht, die sie füllt. Jedenfalls ist die Trunksucht trotz der überreichlichen Gelegenheit nicht häufiger geworden als früher.

Am größten erschien die Gefahr der Unsittlichkeit, nicht nur für die weibliche Jugend zufolge der Nähe einer so großen Schar von jungen Männern und der mannigfachen Gelegenheit eines Verkehrs mit ihnen, sondern auch für die männliche Jugend, insbesondere auch durch die trotz aller polizeilichen Maß-

nahmen von Dirnen und Halbweltdamen aus den Städten immer wieder unternommenen und von manchen Elementen auch unterstützten Versuche, in den Ort und das Lager Eingang zu finden. Und gewiß wird auch vieles heimlich geschehen, „was schändlich zu sagen" ist. Aber der hiesigen Jugend wird man doch das Zeugnis geben, daß sie sich im ganzen brav hält, wenn man hört, daß die Zahl der unehelichen Geburten und deflorierten Brautpaare prozentuell nicht zugenommen hat und den Durchschnitt im Synodalbezirk nicht übersteigt.

Echt konservativ zeigt sich die alte Bevölkerung von Munster aber vor allem in religiöser Beziehung. Davon zeugt nicht nur der rege Kirchenbesuch, infolgedessen die im Jahre 1881 bedeutend erweiterte Kirche bereits wieder zu klein geworden ist, sondern auch das Anwachsen der Abendmahlsgäste um $^1/_5$ der früheren, sie beträgt über 2600 bei einer Seelenzahl von 1879, — und das Blühen der beiden Jünglingsvereine und des Jungfrauenvereins sowie die für wohltätige Zwecke geopferten Summen, die sich, soweit sie durch die Hände des Geistlichen gehen, auf jährlich etwa 4000 Mk. belaufen.

Diese Angaben, die sich leicht auf rühmliche Einzelerscheinungen ausdehnen ließen, mögen genügen, um darzutun, daß der Heidmärker — Ausnahmen vorbehalten — zu den Charaktermenschen gehört, die auch unter schwierigen Verhältnissen sich ihre Eigenart wahren und gegen fremde Art und Sitte oder Unsitte sich innerlich ablehnend verhalten. Diese Menschen gehen mit ihrer Zeit vorwärts, aber sie prüfen, ehe sie annehmen, und sie haben helle Augen und ein treues Herz.

Möchte es immer so bleiben!



Phot. Fr. Wichmann (Altona).



Im Lauenbrückschen.

Von Friedrich Freudenthal (Fintel).

An der westlichen Seite des Regierungsbezirks Lüneburg, an der Stelle, wo das alte Amt Tostedt liegt, bildet die Landesgrenze des alten Fürstentums Lüneburg eine eigenartige Figur, die auf der Karte fast einer ausgebauchten Flasche mit engem Halse gleicht. Ein Zipfel Landes hängt hier etwa acht Kilometer weit in das alte Herzogtum Verden hinein; in seinem breitesten Teile mißt dieser Zipfel fünf bis sechs Kilometer, an der Stelle jedoch, wo er sich als ein schmaler Streifen nach Nordosten hin erstreckt, hat er nur eine Breite von etwa einem Kilometer. Lauenbrück

Dieser merkwürdig geformte Zipfel Lüneburger Landes, der das Gut und das Dorf Lauenbrück*) umschließt, und der jetzt zum Kreise Harburg gehört, verdankt seine Angliederung an das Lüneburgsche einer Fehde zwischen dem Herzoge Wilhelm von Lüneburg und dem Erzbistum Bremen.

Infolge einer schon früher vom Bischofe Daniel in Verden erwirkten Genehmigung erbaute Herzog Wilhelm im Jahre 1359 unmittelbar an der Einmündung der Fintau in die Wümme eine Burg, die als Trutz und Schutz dienen sollte gegen Bremen und Verden und die „Lawenbrügge" genannt wurde. Der alte Burgplatz an der Fintau, der noch heute mit einem breiten, wassergefüllten Graben umgeben ist, dient jetzt als Gemüse- und Obstgarten. Die alte Ansiedelung, die sich schon vor der Errichtung der Burg in dem Winkel zwischen Fintau und Wümme befand, hieß vordem „Palingbrügge". Nach einer Beschreibung der Herzogtümer Bremen und Verden von D. von Stade aus dem Jahre 1684 bestand

*) Station der Bahn Hamburg-Bremen.

„Lauenbrügge" damals aus „zwei Junkernhöffe und acht Köther". Das alte Gut Lauenbrück, das früher andern adeligen Familien verpfändet war, ist seit 1520 im Besitz der Familie von Bothmer.

Das Dorf Lauenbrück gehört von alters her zum Kirchspiel Scheeßel und ist auch fast rings von Gemarkungen alter Bauerndörfer dieses Kirchspiels umschlossen. Bekanntlich ist nun das Kirchspiel Scheeßel ein von den Gegenden, wo von den Frauen noch allgemein — wenigstens in den Bauerndörfern — eine gleichmäßige, schöne, alte Bauernkleidung getragen wird.

Trachten

Von dieser Scheeßeler Tracht — die sich selbstverständlich auch auf den Lüneburgischen Teil des Kirchspiels erstreckt — sowie von alten Sitten und Gebräuchen in der Scheeßeler Gegend soll hier einiges mitgeteilt werden. Da sich jedoch in der neueren Zeit in der Tracht und in den dörflichen Gebräuchen manches änderte, so mögen unsere Schilderungen gleichzeitig auch mit auf die frühere Zeit zurückgehen.

Ein Scheeßeler Bauernmädchen trug vor sechzig Jahren — wie auch jetzt noch — einen Faltenrock von grünem, blauem oder schwarzem Tuch mit einem dazu gehörigen „Wams" (Mieder) von gleicher Farbe. Grün ist die gewöhnliche Festtracht, schwarz wird getragen bei besonders feierlichen Gelegenheiten (Abendmahl, Trauung) und auch, wenn man um Abgeschiedene trauert. Das Wams, das sich dem Körper straff anschloß, war weit ausgeschnitten. Die Ränder des Ausschnittes waren mit leichten seidenen oder wollenen Tüchern umsteckt, die sehr farbig, blau, rot oder grün, gemustert waren. Um den Hals trug das Mädchen eine Korallenschnur mit silbernem, vergoldetem Schloß in Filigranarbeit. Jetzt tragen die Scheeßeler Mädchen für gewöhnlich enganschließende schwarze Jacken, die bis zum Hals geschlossen sind, nur bei besonders festlichen und feierlichen Gelegenheiten werden ausgeschnittene Mieder getragen.

Die Mütze, die das zurückgekämmte Haar bedeckte und früher auch allgemein von jungen Mädchen getragen wurde, war vorn mit einer weißen Tüllkrause besetzt und, wenn sie dem sonntäglichen Gebrauche diente, reich mit Gold- und farbigen Emailplättchen verziert. Bunt gemusterte, breite Seidenbänder in rot, grün oder blau, die unter dem Kinn eine künstliche Schleife bildeten, gaben der Kopfbedeckung einen besonderen Schmuck. Bei der Abendmahlsfeier trugen und tragen auch jetzt noch die Mädchen einen schwarzen Rock, weiße Brusttücher und weißüberzogene Mützen, die Frauen schwarze Mützen. Bei „tiefer Trauer", wenn einer der nächsten Anverwandten verstorben ist, trägt man ein Jahr lang als Kirchentracht schwarze Kleidung mit weißer Schürze und weißem Brusttuch. Dazu eine schwarze Mütze mit schwarzen Bändern, aber weißem Strich. Schwarz und weiß sind also die eigentlichen Trauerfarben. Bei „Halbtrauer" trägt man blau oder grün, doch stets die schlicht schwarz überzogene Mütze. Erst, wenn die Trauerzeit völlig vorüber ist, wird wieder rot getragen.

Eine Scheeßeler Braut trägt ein schwarzes Kleid (Faltenrock) mit ausgeschnittenem Mieder und weißem Brusttuch, das aus einer Spitzenkrause

den Hals frei hervortreten läßt. Als Schmuck dient die Korallenschnur und ein golddurchwirkter Gürtel mit breitem Schloß, das mit bunten Steinen verziert ist. Auch trägt man jetzt goldene Ketten, goldene Uhren, Broschen usw. Die hohe, reich mit Glasperlen und goldenem Flitter verzierte Brautkrone in ovaler Form, von der zahlreiche breite, gold- und silberdurchwirkte Bänder lang herabhängen, dürfte aus Abbildungen hinlänglich bekannt sein. Der Bräutigam erscheint in schwarzer Kleidung mit hohem Hut. Seine Brust schmückt ein einfacher Strauß.



Auch die „Kranzdeerns" — früher für die Braut und für den Bräutigam je vier, sechs oder acht, jetzt im ganzen nur zwei — trugen zu ihrer festlichen Kleidung früher auch Kronen („Kränze"), jetzt wird jedoch das Haar nur mit Blumen geschmückt.

Die Männer im Kirchspiel Scheeßel kleideten sich vor fünfzig bis sechzig Jahren in blaues Tuch (Laken); für gewöhnlich wurde eine kurze Jacke und eine blaue Schirmmütze getragen. Bei festlichen Gelegenheiten trug man einen Rock von gleichem Stoff mit kurzer Taille und langem Schoß. Auch ein hoher, nach oben sich weitender schwarzer Hut (Zylinder) kam hinzu. Auf Jacke und Rock sah man als Zierat zwei Reihen großer platter Knöpfe von Neusilber („Prinzmetall"); auch die Tuchweste, die bis zum schwarzen Halstuch herauf geschlossen war, zeigte zwei Reihen ähnlicher Knöpfe in kleinerer Ausführung. Hier und da waren die Knöpfe auch wohl von Silber. Heutigen Tages paßt sich die Kleidung der Männer mehr dem städtischen Schnitt an, doch wählt man mit Vorliebe dunkelblaue oder überhaupt dunkle Stoffe, trägt die Weste bis obenhin geschlossen und dazu eine Mütze von schwarzem oder blauem Tuch mit Schirm. Überzieher und weiße Wäsche sieht man hier und da wohl bei Handwerkern und bei jungen Leuten, die zeitweilig in der Stadt beschäftigt sind, oder bei solchen, die sich wohl gar in ihrer Einfalt hervortun wollen. Solche Narren werden aber als richtige Bauern nicht mehr angesehen. —

Von alten *Bräuchen* und *Sitten*, die im Kirchspiel Scheeßel noch herrschen, treten besonders die Gebräuche hervor, die mit der *Eheschließung* Sitten und Bräuche

verbunden sind. Wenn zwei junge Leute eins geworden sind, daß sie sich heiraten wollen, und beider Eltern einwilligen, so wird an einem bestimmten Tage, meistens an einem Sonntage nachmittags und abends, die **Verlobung** — „dat Lövvt" — gefeiert, wozu die nächsten Anverwandten und Nachbarn eingeladen werden. In alter Zeit — vor reichlich fünfzig Jahren noch — feierte man „dat Lövvt" stets an einem Wochentage; es gab warmes Essen, Musik und Tanz, und wenn dann die Braut (oder der Bräutigam) mit ihrem Anhange auf dem Hofe vor der großen Tür erschien, gab es zwischen den Leuten, die schon auf der Diele anwesend waren, und den Hinzugekommenen, denen man den Eintritt wehrte, ein langes scherzhaftes Hin- und Herreden. Heutigen Tages geht bei einer Verlobungsfeier alles einfacher zu. Jetzt ladet man auch durch schön gedruckte Karten zur Hochzeit, während früher der „Köstenbitter" durch die Dörfer ging und überall, wo er auf einem Gehöft zur Hochzeit („Köst") einlud, seinen althergebrachten Reimspruch aufsagte.

Drei bis vier Wochen nach der Verlobung findet die **Hochzeit** statt. Maler, Tischler und sonstige Handwerker sind während dieser Zeit eifrig beschäftigt, dem Hochzeitshause ein neues festliches Aussehen zu geben.

Tags vor der Hochzeit bringen, wie früher, so auch jetzt noch, die „Kistenwagen" die Ausstattung der Braut nach dem Hochzeitshause, wobei es hoch hergeht. In neuerer Zeit ist es Sitte, daß eine Braut aus wohlhabender Bauernfamilie aufs reichlichste und feinste mit Möbeln, Hausgerät und allem, was dazu gehört, ausgestattet wird. Da fehlt beispielsweise unter den ganz modernen Möbeln selbst ein Schreibtisch nicht.

Zu einer großen Hochzeit werden oft zwei- bis dreihundert Familien eingeladen. Das ganze Dorf rüstet sich zum Empfange der Fremden, in jedem Hause stehen Kaffee und Kuchen bereit, denn es ist Sitte, daß die von auswärts gekommenen Gäste das Dorf durchstreifen und Verwandte und Bekannte besuchen. Gegen ein Uhr nachmittags am Hochzeitstage fährt das Brautpaar mit Gefolge nach Scheeßel zur Trauung. Stammt die Braut aus einem andern Dorfe, so treffen sich die Brautleute in einem Gasthause bei der Kirche. Um vier oder fünf Uhr nachmittags, oft auch später, halten die jungen Eheleute mit ihrem Wagenzuge unter lautem Jubel ihren Einzug ins Dorf. Wenn sie vor dem Einfahrtstor des Hochzeitshauses erscheinen, gibt es wieder ein scherzhaftes Wortgefecht, bevor ihnen der Eintritt ins Haus gestattet wird. Natürlich fehlt es dabei nicht an einem guten Trunk zum Willkomm.

Nunmehr nimmt die **Hochzeitsmahlzeit** ihren Anfang. Auf langen Tischen, die vom Flett bis zur großen Tür hinreichen, ist gedeckt und aufgetragen worden. Das junge Ehepaar mit Gefolge erhält seinen eigenen Tisch. Wenn im Hochzeitshause der Raum nicht ausreicht, muß ein Leinwandzelt aushelfen, das draußen auf dem Hofe aufgeschlagen wurde.

In alter Zeit war das Essen sehr einfach, es bestand nur aus Suppe, Rindfleisch, dick gekochtem Reis, Schwarzsauer, Kartoffeln, Pflaumen und gekochtem Meerrettich. Als Getränke dienten Braunbier und Branntwein. Heutigen Tages gibt es auch Braten und andere gute Sachen; auch Wein und Grog werden gereicht.

Die Mahlzeit wird mit einem Gebet eingeleitet, das meistens vom Lehrer gesprochen wird; nach der Mahlzeit wird ein Lied gesungen, in der Regel das alte Kirchenlied: „Nun danket alle Gott". Hierauf werden Tische und Bänke rasch fortgeräumt, um für die Tanzenden Platz zu schaffen. Den alten charakteristischen Tanz der Brautjungfern sieht man heutigen Tages nicht mehr, doch darf der Ehrentanz mit der Braut nicht fehlen. Der Brautvater eröffnet den Tanz, nach ihm folgt der junge Ehemann, und dann folgen oft noch zwanzig oder mehr von den Anverwandten, Nachbarn und Freunden. Natürlich dauert jeder Tanz nur kurze Zeit. Jeder Tänzer wirft den Musikanten ein Geldgeschenk auf den Teller. Während des Ehrentanzes stehen nach altem Brauch auf jeder Seite der Diele zwei junge Leute mit brennenden Kerzen. Nach beendigtem Ehrentanze beginnt der allgemeine Tanz, wobei die von alters her beliebten Bunttänze (Kontratänze) bevorzugt werden.

In alter Zeit währten große Bauernhochzeiten in der Regel zwei, oft auch drei Tage, während sie jetzt in einem Tage beendet werden. Natürlich dauert aber der Tanz bis zum Morgen des folgenden Tages; wenn schon lange lichter Tag ist, hört man noch unermüdlich die fröhliche Tanzweise des „Bunten" erschallen.

Wenn sich in alter Zeit die Hochzeit dem Ende zu neigte, stellte sich der Brautvater oder der Vater des Bräutigams (d. h. der, auf dessen Kosten die Hochzeit angerichtet worden war) mit zwei älteren Männern seiner Bekanntschaft oder Verwandtschaft oben im Flett beim Herde auf. In der Hand hielt der Hochzeitsgeber einen leinenen Beutel, was als Zeichen galt, daß er jetzt gewillt sei, das Hochzeitsgeschenk („de Gaaw") entgegen zu nehmen. Jeder der Gäste, wenn er sich von dem Braut- oder Bräutigamsvater verabschiedete, drückte diesem dann nach Brauch und Vermögen ein Geldgeschenk in die Hand, worauf er als „Quittung" ein Gläschen Rum eingeschenkt bekam. Mit geringen Abweichungen wird es damit aber auch noch jetzt so gehalten, und zwar nicht allein bei Bauernhochzeiten im Kirchspiel Scheeßel, sondern auch bei Hochzeiten in anderen Gegenden. —

Noch manches andere ließe sich von alten Gebräuchen sagen, die im Kirchspiel Scheeßel noch im Schwange sind. Da aber unsere Darstellung sich eigentlich nur auf Lauenbrück, auf einen kleinen Teil des Kirchspiels bezieht, und gerade hier in Lauenbrück manches nicht mehr angetroffen wird, was in andern Dörfern noch fortlebt, und da ferner auch der Raum mangelt, so mußten wir uns auf die Mitteilung des Obigen beschränken.





Wendisches Rundorf (Köhlen).

Im hannoverschen Wendland.

Von Kantor Mente (Lüchow).

Wenn sich schon in der Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens im Wendlande recht viele Eigentümlichkeiten, die durch die Stammeszugehörigkeit seiner Bewohner und ihren natürlichen Abschluß vom Fremden bedingt waren, erkennen ließen, so werden wir noch viel mehr Eigenartiges finden, wenn wir uns in das geistige Leben des kleinen Volkes vertiefen. Die Grundlagen sind dieselben, sie hatten eine besonders eigenartige Gestaltung des Volkslebens zur Folge. Und obgleich auch das Wendland heute sehr stark germanisiert ist, so tritt doch die wendische Art vielfach noch auffallend zu Tage, selten freilich ganz rein, sondern meist mit germanischem Anstrich. Das kleine Wendenvolk hat zu lange zwischen den älteren Eigentümern des Landes gesessen, als daß es sich noch vollkommen rein in Blut und Art erhalten hätte, und dazu hat die Verbindung mit dem großen, von Osten vordrängenden Slavenstrom schon zu lange aufgehört. Zu erkennen ist jedoch oft noch der slavische Typus: starke und kräftige Gestalten, mittelgroß, breitschulterig, derb und fest, niedrige Stirn, blaugraue Augen, schwacher Bartwuchs*). Es ist aber ebenso falsch, heute noch von Wenden zu reden wie von einer wendischen Sprache und von einem wendischen Hause: Man kann heute nur von dem Wendländer, der wendländischen Sprache**) und

*) K. Hennings, Das Hannoversche Wendland, S. 37 ff. Lüchow 1862. Mucke, Die Lüneburger Wenden in Geschichte, Volkstum und Sprache, S. 132. Hannoverland 1908.

**) Vgl. Mucke, a. a. O. S. 56.

dem wendländischen Hause*) sprechen. Geschadet hat dem Wenden die Mischung gewiß nicht, im Gegenteil, der an und für sich gute Stamm ist dadurch nur zu seinem Vorteil veredelt worden und bildet zum mindesten eine ebenso bedeutende Kraft wie damals, als es galt, dieses Fleckchen Erde mitten im fremden Lande mit zäher Kraft zu behaupten.

Einen wie schweren Stand ein Wende noch im 16. und 17. Jahrhundert hatte, zeigen uns einige Verordnungen benachbarter Städte**). Die Stadtväter in Ülzen bestimmen im Jahre 1619:

„Wenn derfernest auch einige dieser Stad Borgher sich an einige Weiber, so nicht teutscher, sondern wendischer Herkommniss seien, verheirathen, so will Ew. Rath die Borgere wohlmeintlich gewarnet haben sich dessen zuenthalten, falls sich nun der ein oder ander, dem zuwider, sich mit dero gleichen Personen befreunte sollen, so können und sollen dero Kinder, die aus solcher Ehe geboren werden in keine Aemter aufgenommen werden, noch mit einigen dieser Ortsüblichen Geburtsbriefen versehen werden."

In Lüneburg wurden die Wenden schon vom Jahre 1570 milder behandelt. Auch in Salzwedel konnten sie seit 1598 Bürger werden, doch durften ihre Kinder Stadtämter nicht bekleiden. Wenn sich diese Verordnungen auch nicht unmittelbar auf unsere Wendland-Wenden bezogen, sondern vielmehr auf ihre in den betreffenden Gegenden ansässig gebliebenen Stammesgenossen, so können sie uns doch von dem Haß erzählen, den ein Sachse nun einmal gegen einen Wenden hatte. Und noch heute tritt dieser Gegensatz vielfach hervor, indem man z. B. etwas geringschätzig von den „Wendländern" oder von den „Wendschen" spricht. Unsere Wendländer blieben deshalb im allgemeinen im Lande. Eine Heirat über den Grenzgraben ist z. B. noch heute etwas Seltenes.

Alle, die uns von den alten Wenden berichtet haben, wissen uns viel Schlechtes von ihnen zu erzählen. Aber dabei ist immer zu berücksichtigen, daß die Berichterstatter meistens keine Wenden waren und wohl oft in ihrem Urteil zu hart gewesen sind. Dazu hat sich der Wendländer bis heute auch erheblich verändert, er ist längst nicht mehr derselbe, wie er uns aus älterer Zeit geschildert wird. Der Druck der Leibeigenschaft, die verheerenden Kriege und das Fehlen der Schule haben gewiß nicht wenig Einfluß auf seine moralische Beschaffenheit gehabt. Er ist auch nicht mehr derselbe, wie der, den uns Hennings aus der Zeit vor nunmehr 50 Jahren geschildert hat. Die geistige und sittliche Entwicklung ging mit der wirtschaftlichen Hand in Hand. Der Wendländer, wie er im folgenden gezeichnet werden soll, gehört aber noch nicht der neuesten Zeit an, der Zeit der glänzenden wirtschaftlichen Erfolge. Es ist nämlich für einen, der die volkskundliche Seite des Landes darstellen soll, auch unerquicklich, das Volksleben von heute zu beschreiben, weil sich eben alles verwischt und, was so lange eigenartig war, verschwunden oder wenigstens im Verschwinden ist, ohne durch Gleichwertiges ersetzt zu sein.

Was die Zeit am wenigsten verändert hat, ist der Charakter, in seinen Grundzügen wenigstens ist er noch fast derselbe wie früher***). **Charakter**

*) Vgl. Peßler, Das altsächsische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung, S. 241. Braunschweig 1906.

**) Vgl. auch K. Hennings, a. a. O. S. 48 ff.

***) Vgl. K. Hennings, a. a. O. S. 52 ff. Mucke, a. a. O. S. 132.

Ein alter Erbfehler der Wenden ist die Lust am Trinken. Sie ließen sich in Gesellschaft bei „Sluck un Brunbeer“ völlig gehen, beim „Solo“ wurde nur wenig Geld umgesetzt, aber dabei schlugen sie auf den Tisch, daß es krachte, waren ausgelassen, sangen und schrieen, daß es überall im Dorfe zu hören war. Der „Quarteersbull'l“ stand dabei auf dem Tisch, und das



Gemeindeversammlung.

„Hawößelglas“ ging „mit Sunn rüm“. Selten kam es hierbei zu einer Schlägerei, denn man hielt alles, selbst die größten Beleidigungen, „för good Snack“ und trank wieder einen darauf. So ging's weiter, bis sie sich „so sacht'n nah Hus föhlt'n“. Der „Mutter“ half das Schimpfen nicht viel. Wenn sie „Varer“ zu Bett half, mußte sie sich wohl mit einem Vorwurf, wie „du hast keen Klapp up Slüker“, begnügen. Das viele Branntweintrinken hat aufgehört, auch das Braunbier ist fast ganz abgekommen. Der kleinliche Eigennutz führt noch ebenso wie zu Hennings Zeit leicht zu Prozessen. Zum Schwur ist der Wendländer leicht bereit, und schon im gewöhnlichen Leben pflegt er seine Aussagen mit den Worten: „Dat kann ick beswern!“ zu beteuern. Meineide sind daher nicht selten. Ein so schlimmer Brandstifter, wie er uns geschildert wird, ist der Wendländer aber wohl nicht gewesen. Es war natürlich, daß bei der Bauart der Häuser und Dörfer leicht viele Brände entstehen konnten. Jetzt kommen hier wohl nicht mehr Brände vor als anderswo. Ein Fehler, der den Wenden schon sehr früh vorgeworfen wird, und der sogar Gegenstand einer Sage geworden ist*), ist die schlechte Behandlung der Eltern. Prozesse zwischen Eltern und Kindern kamen und kommen auch heute noch vor. Gegen Fremde ist der Wendländer mißtrauisch und zurückhaltend. Er spricht nicht offen von seinem Denken und Fühlen, sondern verfolgt seine Ziele im geheimen. Man pflegt daher von ihm zu sagen: „He hat een in Nacken.“ Der Aberglaube der Wendländer ist auch heute noch ziemlich stark**). Gern

*) K. Hennings, a. a. O. S. 77 und C. Th. Hennings a. a. O. S. 22.

**) Mucke, a. a. O. S. 176.

K. Hennings, a. a. O. S. 62.

C. Th. Hennings, a. a. O. S. 140.

Mente, Der alte Volks- und Aberglaube im hannoverschen Wendlande. Hannoverland 1909.

prahlt der Wendländer und zeigt seine Reichtümer. Den Besuch führt er stolz auf den Kornboden, um ihm seinen Vorrat an Getreide, und in die Ställe, um das schöne Vieh zu zeigen. Bei aller Wohlhabenheit sieht er oft neidisch auf seinen Nachbar, er kann sich z. B. nicht recht freuen über ein schönes Tier, das ihm nicht gehört.

Von den guten Eigenschaften heben alle, die darüber geschrieben haben, in erster Linie den Fleiß hervor. Man pflegte zu sagen: der Wendländer hat eine Arbeitswut; und diese große Lust zur Arbeit hat er auch heute noch. Von früh bis spät, im Sommer wie im Winter, ist groß und klein beschäftigt. Der Vergleich des Wendlandes mit einem Bienenstock ist wohl berechtigt. Hat einer angefangen, das erste Gras niederzumähen, dann folgen nach einigen Stunden auch andere, denn keiner will sich vorbeikommen lassen. Auch die Kinder müssen von früh bis spät arbeiten; für Erziehung und Schulbildung wird erst in letzter Zeit mehr gesorgt. Solange alte Leute noch arbeiten können, sind sie vergnügt, geht's nicht mehr, so pflegen sie zu sagen: „Ick doeg nich mehr up de Welt, bin to nicks mehr nütz, wenn ick man erst dot weer." „Schaffen und streben ist der Grundsatz des Wenden und die Triebfeder seines Lebens," hat Hennings so treffend gesagt. Halb mitleidig, weniger neidisch sieht der Bauer auf den Städter: „De hat ook nicks Lust to doon, steiht vör Doehr un stakt sick in Tähn, wenn he ook man Tüffelmoos gäten hat." Eine Eigenschaft, die stets rühmend hervorgehoben wird, ist die Gastfreundschaft. In alter Zeit war die Begrüßung der Dorfbewohner schon einladend:

„Good'n Dag!"
„„Willkam ook!""
„Schön Dank ook!"
„„Gaht sitten!""

Zu Dorffestlichkeiten wird noch jetzt geschlachtet und gebacken, damit die geladenen Gäste auch einen vollbesetzten Tisch vorfinden; sogar Fremde nimmt man noch mit ins Haus zum Essen. Kommt ein Bekannter aus einem andern Ort ins Bauernhaus, so läßt Mutter die Arbeit liegen und sorgt für seine Erquickung. Sie holt Schinken und Würste, gibt dazu Grog und Kaffee mit getrocknetem Kuchen. Handwerksburschen und Bettler gehen gewöhnlich nicht leer aus. Bei Festlichkeiten vergißt man auch die Kranken und Armen im Dorfe nicht und bringt ihnen Fleischsuppen. Zwischen Bauern und Dienstboten besteht ein vertrauliches Verhältnis. Dienstboten essen mit am Bauerntisch. Von gleichem Alter reden sich alle mit „Du" an. Ist der Bauer älter, sagt man „Ji". In letzter Zeit ist dies vielfach anders geworden. Besonders hervorgehoben ist auch schon von Hennings die große Reinlichkeit. Im Hause wird alles „bessenrein" gehalten, sauber ist man in der Milchwirtschaft und beim Backen.

Bei all' dem Schaffen und Streben hat der Wendländer einen ausgezeichneten Humor und weiß ihn recht treffend in seiner bilderreichen Sprache zum

Ausdruck zu bringen*). Von einem flinken Mädchen sagt man: „Se dreiht sik as 'n Worst in Kät'l", von Großprahlern: „Wenn he dat har, wat he nich hat, denn geef he keen Lus för'n Dahler her". Oder: „He prahlt ümmer groot un hat in Kopp un Blas nicks in", oder „kann keen (H)und ut Aaf locken", oder „snackt von groot Christoffel un hat de lüttki nich sehn". Wenn jemand trösten will: „Gif di to, kümmt Tied, kümmt Rat, kam Jungens kam Büren". Von einem überklugen Menschen heißt es: „De is nägenklook, de kann Piermaden (Regenwürmer) nägen Ell in Erd böllen hörn". Rätsel: „Tünnki ahn Bändki, sünd tweeerlei Slag Wien in" (Ei). „He mag mi lied'n, öwer ick mag em nich lied'n; wenn ick em krieg, denn frei ick mi" (Floh). Köstlicher Humor liegt in folgenden, sprichwörtlich gewordenen Aussprüchen einiger alter Dorfmusikanten:

„Ümmer so eenzig", seggt Gagelmann.
„Al Luuskram", seggt Jabelmann.
„Aran, aran", seggt Kammradt.
„Anfang", seggt Butt.
„Stellung", seggt Fischer.
„cc los", seggt Batram — und dann waren sie so weit, daß sie anfangen konnten.

Lebensweise

Der Arbeit und der Art des Wendländers entsprechend, ist auch seine Kost derb und kräftig**). Speck, Wurst, Schinken, Kartoffeln und Brot sind die Hauptnahrungsmittel. Früher gab man wenig auf schöne Gerichte, ließ sich auch nicht Zeit zu langer Kocherei. Morgens gab es Kohlsuppe, die am Sonntag für die ganze Woche gekocht war, mittags aß man ein mit Fleisch zusammengekochtes Gericht, und abends gab's ständig Pellkartoffeln, dazu gebratenen Speck und dicke Milch. „Mutter" brachte die Kartoffeln in einem Korbe in die „Dönz" und schüttete sie auf den Tisch. In der Mitte wurden sie beiseite geschoben, damit jeder seine Kartoffeln in den „Fettdägel", der dort seinen Platz hatte, stippen konnte; auch die Milch löffelte man gemeinschaftlich aus einem Topf. Bei vieler Arbeit werden Mahlzeiten verschoben, oder es wird gegessen, was gerade da ist. An den kurzen Wintertagen gab es früher manchmal um 11 Uhr Pellkartoffeln, 2 Uhr Kaffee und abends wieder Pellkartoffeln, dann gingen die jungen Leute mit einem Stück Speck oder Wurst und Brot als „Nachkost" in den Spinnerklump. Jetzt ist die Lebensweise eine andere geworden. Die Bauerntöchter kommen vielfach in die Stadt, um kochen zu lernen. Es wird viel mehr eingeschlachtet, Früchte werden eingemacht, und voll Stolz setzt die Bauerfrau dem Gaste ihren selbst bereiteten Fruchtwein vor.

Die Hauptsache im Leben der Wendländer war immer die Arbeit, auch in den Spinnerklumpen natürlich, und dabei waren sie doch so voller Poesie.

*) Es soll nicht gesagt sein, daß die folgenden Redensarten nur im Wendlande vorkommen. Gewiß ist vieles, wenn nicht das meiste, auch überall auf niederdeutschem Gebiete bekannt. Aber das Wendland hat doch vielfach eine mehr dem wendischen Charakter entsprechende Form.

**) K. Hennings a. a. O. S. 41. Mucke, a. a. O. S. 133.



Spinnerklump.

Wie gern erinnern sich die Alten an die Zeiten der Spinnerklumpen! Wie gern und mit welcher Ausdauer haben sie da die Nächte hindurch um die Wette gesponnen! Wie fröhlich waren sie immer, und wie flott ging dabei die Arbeit! Welche Überraschung war es, wenn der „Schimmel" kam, oder die „Knechen" die „Deerns" auf andere Art zu erschrecken suchten, und wie schön wurde es, wenn dann, am Freitag gewöhnlich, zur Nachtkostzeit die „Knechen" selbst alle in den „Deernsklump" kamen. Da wurde erzählt*), gescherzt und gelacht — daß es nicht zu toll herging, dafür paßten die Eltern schon auf —, die schönen alten Lieder wurden gesungen, jetzt kennt man sie gar nicht mehr, denn die schöne Zeit der Spinnerklumpen ist ja vorbei, und wo soll man sie sonst lernen. Die „Deerns" holten auch wohl mal „een Bull'l Sluck" für die „Knechen". Dann durften auch mal die Räder auf kurze Zeit stille stehen, und es wurde auf der großen Diele beim Schein der großen Stalllaterne getanzt. Und wenn mal einer das Licht auslöschte, sind sie alle, was sie konnten, in die Dönz gelaufen, denn keiner wollte der letzte sein. Es ging nicht so schlimm und unsittlich zu, wie oft behauptet ist; das Verbot der Spinnerklumpen hat dem Volke viel mehr Schaden als Nutzen gebracht. War die Nachtkostzeit vorüber, wurde weiter gesponnen bis gegen Mitternacht, und so ging es die ganze Woche. Nur am Sonnabend abend wurde nicht gesponnen, wegen des kommenden Sonntags, nur leichtere Arbeit nahm man sich vor: Der Vater wiegte den Kohl für die Suppe der nächsten Woche, Sohn oder Knecht banden Besen aus Birkenreis, Magd und Tochter machten die Flachswocken für die nächste Woche zurecht, die Mutter stopfte Strümpfe, und Großmutter las das Sonntagsevangelium vor. Alle hörten sie andächtig zu, auch der Großvater mit der langen Pfeife im Lehnstuhl hinterm Ofen. So bereitete man sich auf den Sonntag vor. In der Frühe am Sonntag wurden die notdürftigsten Arbeiten verrichtet. Dann war es Zeit für die zwei, die an der Reihe waren, sich zum Kirchgange zu rüsten. Ganz müßig konnte man nicht einmal am Sonntag nachmittag sein. Nach beendeter Hausarbeit saßen die Frauen in der Dönz oder im Sommer auf den Bänken vor dem

*) Hahlbohm, Ut Spinnerklump. Selbstverl. 1913. Dolgow.



Sonnabend abend.

Hofe und flickten Zeug, während „Vater“ mit der langen Pfeife mit dem Nachbar sprach, und die Kinder auf dem Dorfplatze spielten*). An den Festtagen spielten auch die „Knechen“ und „Deerns“. Besonders Pfingsten bot sich auf dem Dorfplatze ein herrliches, buntes Bild munteren, fröhlichen Lebens: Die Knechte in Hemdsärmeln, die Mädchen in „Liefken“, roten und blauen Röcken, weißen Schürzen, dazu das fröhliche Kindervolk — gespielt wird: Eckball, Klunwinn'n, Möller von achder, Puttki slan, Kluck mit Küken, Paduksen u. a. m. — und im Hintergrunde vor den buntbemalten Häusern die Alten.

Tracht Wenn sich ein Volk, wie es hier der Fall ist, seine Tracht noch bis in die neueste Zeit bewahren konnte, so ist das auch ein Zeichen, daß wir es hier mit einem alteingesessenen, echten Bauernvolke zu tun haben, das sich überall Eigenartiges selbst geschaffen, und das in seinem konservativen Sinn dieses nun sich immer vererbende Volkseigentum mit zäher Energie festgehalten und den Anforderungen der Zeit entsprechend nach seiner Art weitergebildet hat. Daß die Tracht in der kurzen Zeit vom Ende der siebziger bis Anfang der achtziger Jahre fast ganz abgekommen ist, hängt wieder mit dem wirtschaftlichen Aufschwunge des Landes zusammen, der in diesen Jahren mit erneuter Kraft einsetzte. Der gesteigerte Verkehr zwischen Stadt und Land, der Zuzug Fremder, das Fortziehen der Eingesessenen, kurz, das sich Verwischen des bisher Verschiedenen, das Aufhören des Selbständigen, das führte dazu, daß der Bauer die Achtung vor dem Althergebrachten verlor, und so war der Untergang alles Volkstümlichen und damit auch der Tracht sicher**).

Vor dieser Zeit war der Wendländer stolz auf seine Tracht, und er hatte auch alle Ursache dazu, denn einerseits stellte er mit unendlicher Mühe einen

*) Vgl. K. Hennings, a. a. O. S. 35.

**) Die Tracht, wie sie im folgenden beschrieben werden soll, ist die letzte, 1850—1880. Vgl.: K. Hennings, a. a. O. S. 39. C. Th. Hennigs, S. 114. Mucke, a. a. O. S. 133 u. 156 ff. Tetzner, Die Slaven in Deutschland, S. 361 ff. Braunschweig 1902. Mente, Verzeichnis der früher im hannoverschen Wendlande gebräuchlichen Trachten und Geräte, gesammelt für das Museum zu Lüneburg. Lüchow 1893.

großen Teil seiner Kleidung selbst her, anderseits war das, was er für die Festtagstrachten zukaufte, außerordentlich teuer, und er mußte erst hart arbeiten und dann immer wieder sparen, bis er Neues kaufen konnte. Natürlich vererbte sich alles wieder von der Mutter auf die Tochter, und es mußte auch lange gut genug sein, dazu wurde es mit ungemein großer Sorgfalt geschont. Das Seidenzeug und die Mützen wurden in großen, bunt bemalten Holzschachteln sauber aufbewahrt, die meist mit Sprüchen beschrieben waren, wie:

„Treu zu sein hab' ich versprochen,
Mein Versprechen brach ich nicht,
Denn es bleibt nicht ungerochen,
Wenn man spricht und hält es nicht."

„Bei dem letzten Bauern Bier
Ich gejägert hab' mit Dir."

„Ach mein lieber Heinerich,
Ich liebe Dich recht inniglich."

Schon den Schulgang der Kinder zu sehen, war für den Städter anziehend: Im Sommer alle barfuß in Holzpantoffeln, im Winter blaue oder lilafarbene, wollene Strümpfe. Die Mädchen in Jacken und bunten Röckchen, von der Mutter aus Wolle oder Baumwolle gewebt, auf dem Kopfe eine kleine, runde, rotseidene Mütze mit langen, bunten Bändern zum Festbinden („runn Mütz"). Darüber ein „Koppdook", bestehend aus mit blauem Leinen überzogener Pappe, welches im Sommer gegen Hitze, im Winter gegen Sturm und Kälte schützen sollte. Später trug man statt der roten Mütze im Winter eine warme „Moppmütz", und das „Koppdook" wurde durch den ähnlichen „Sleierhoot" ersetzt. Die Knaben in selbstgewebten Jacken und „Büxen", im Sommer meistens in „Hemdsmau" (Hemdsärmeln), ohne Kopfbedeckung oder mit einer „Tellermütz", im Winter eine „Zippelmütz", später eine wollene „Kiekermütz", die das ganze Gesicht bis auf die Augen verdeckte. — Ein schönes Bild, wenn so die Kleinen im Winter durch Schnee und Eis dem oft weit entfernten Schuldorfe zuwanderten. Die Knaben hatten ihr Essen und die wenigen Bücher im „Tanöster" auf dem Rücken, die Mädchen in einem „Fröhstückskorf" auf dem Arm. Erst gegen Abend kamen sie wieder von der Schule heim.



Nachtmahlszeug.

Zur Konfirmation bekamen die Mädchen neue Kleidung für das „Nachtmahl", die sie von nun an immer zu diesem Zwecke bis etwa zum 40. Jahre trugen: Schwarzes Tuchwams und ebensolchen Rock, darüber weißes, gesticktes Tuch und gleiche Schürze, auf den Schultern ein weißer, gestickter, mehrreihiger und mit einer Blumenranke besetzter Spitzenkragen, als Kopfbedeckung samtdurchwirkte, schwarze Mütze mit

weißem, gesticktem „Strich“ und weißbunten (nur kein rot), seidenen Bändern. Das war die bunte Abendmahlstracht. Ungefähr vom 40. Jahre an trug man die klare. Zu ihr gehört eine atlasbandige Mütze mit etwas dunkleren Seidenbändern, dünnerem, mehrfach gesäumtem, „klarem“ Strich, Tuch, Kragen und ebensolcher Schürze (dichtes Mullzeug). Der Kragen ist außerdem mit einem schmalen, gelblichen, etwas eingekräuselten, seidenen Bande besetzt. Es war dies eine Übergangstracht zu der dritten, der schlichten Abendmahlstracht, die man dann bis zum Tode trug, während jene nur einige Jahre, von manchen Frauen überhaupt nicht getragen wurde. Die schlichte Tracht hat eine schlichtbandige Mütze mit eben solchen Bändern. Strich, Kragen, Tuch und Schürze sind ganz schlicht von Batist. Bei höherem Alter und bei Trauer fällt der Kragen fort und das Tuch wird unter dem Wams getragen.

Die Knaben trugen bei der Konfirmation lange Tuchröcke und Hosen, dazu einen hohen Zylinderhut, der häufig vom Vater oder Großvater stammte und erst durch Papierstreifen passend gemacht werden mußte. Ebenso gingen die Männer zum Abendmahl.

Die Männertracht war verhältnismäßig sehr einfach. In älterer Zeit trug man Kniehosen und Schnallenschuhe. Die alltägliche Kleidung wurde aus Leinen, „Beiderwand“ (Flachs und Wolle) oder „Dreekamm“ (dickeres Gewebe aus Flachs und Wolle), im Hause selbst hergestellt, dann in der Stadt gefärbt, wenn das Garn nicht schon vorher gefärbt war. Strümpfe trug man nur bei kalter Jahreszeit. Die Kunst des Strickens wurde meist nur von den Hirten ausgeübt. Das verstanden überhaupt nur wenige im Dorfe, und dazu hatte man auch gar keine Zeit. Im Sommer trug man gewöhnlich eine leichte „Tellermütz“, im Winter die „Zippelmütz“ oder die warme „Februarsmütz“. Auch des Sonntags waren die Männer einfach gekleidet, in kurzer Jacke oder in Hemdsärmeln, und gingen mit langer Pfeife ins Dorf oder nach dem Krug. Zur Kirche trugen sie das „selbstgewebte“ Kamisol oder einen schwarzen Tuchrock mit langen, später mit kurzen Schößen, „Borstdook“ („Liefki“) und lange, schwarze Hose, selbstgewebt oder von Tuch, dazu die flache Mütze mit großem Schirm, Festtags einen hohen Zylinder, der oben etwas breiter war als unten. Reichere Bauern trugen im Winter des Sonntags auch eine „Söbendalersmütz“, aus Pelz mit Lederschirm. Ferner gehörte dazu ein großer blauer, rotkarierter Regenschirm mit einem Gestell aus Fischbein oder ein langer Stock mit silbernem Knopf, der „Kark- un Margdstock“.



Marktanzug um 1820.

So einfach die Männertracht war, so vielseitig war die Kleidung der Mädchen und Frauen, wie wir bereits bei der Abendmahlstracht gesehen haben. Der selbstgewebte Arbeitsanzug bestand aus einem roten, grünen oder lilafarbigen Rock, „Liefki“ (Leibchen), vorn zugeschnürt, „Zitzdook“ um Hals und Oberkörper, Arme

mit „Armhanschen" bedeckt, einem Kopftuch oder einer roten Mütze. So ging's zur Wiese und ins Feld. Im Winter gingen die Mädchen in Wams, Moppmütze oder mit einem Tuch um den Kopf, das Spinnrad unterm Arm, in den „Spinnerklump".



Arbeitsanzug.

Statt der während der Schulzeit getragenen runden Mütze erhielt das Mädchen nach der Konfirmation — wenn die Eltern die sieben Taler, die dazu gehörten, über hatten, und vorausgesetzt, daß das Mädchen wegen ihres rundlichen Gesichtes es nicht vorzog, die „runn Mütz" zu behalten — eine „Timpmütz". Diese war größer, hatte hinten einen dreieckigen mit Perlen bestickten Einsatz, und an den Seiten Schleifen. Bänder von demselben Stoffe wie die Mütze, mit Perlen bestickt, hingen auf dem Rücken herunter („Mützenenns"), während vorn seidene, mit Perlen und Flittern bestickte, weißbunte, in älterer Zeit rotbunte Mützenbänder, welche am Halse in einer Schleife zusammengebunden waren, bis zum Knie herabhingen. Außerdem wurde die Mütze noch mit schmalen Bändern unter dem Halse fest gebunden. Das Haar wurde glatt und stramm, ohne Scheitel, nach hinten gekämmt, bei der runden Mütze mit Scheitel, und in einen „Knust" zusammengebunden. Es war eine Freude für das Mädchen, wenn es zum ersten Male mit der Timpmütze zur Kirche gehen konnte. Nach Parum Schulzes Bericht*) scheint diese Mützenform um 1700 aufgekommen zu sein: «Vor 1700 beim Kirchgang weiße „Flünckmüzen", dann „häuben unter halsse zuzubinden", nach 1700 allerhand bunte Mützen mit großen güldenen Bluhmen und „seyden verblümte Mützen". Nach 1720: „seyden oder Dammaßen ohne Blumen" mit silbernen oder goldnen Tressen", „sonst gildt" es nicht.»



Kirch- und Tanzanzug.

Zu dem Kirchenanzug gehörte außerdem eine Tuchjacke, ein buntseidenes „Ümstäkeldook", ein Tuchrock (verschiedenfarbig) und eine seidene Schürze, die nicht unter fünf Taler zu haben war, in der Hand das mit eigenem Namen und Jahreszahl bestickte Taschentuch und auf dem Gesangbuch ein Strauß von stark riechendem „Krü" (Thymian). In demselben Anzug gingen die jungen Mädchen zum Tanz.

Mit dem 16. oder 17. Jahre erhielten die reicheren „Deerns" eine aus Goldband hergestellte

*) Annalen der Braunschweig-Lüneburgischen Churlande 1794, S. 274 und Tetzner, Die Slaven in Deutschland, S. 361, Anm. 1.

„Goln Mütz" von derselben Form und mit denselben bunten Seidenbändern wie die rote Mütze, „rund" oder mit „Timpen". Diese goldene Mütze wurde nur an den zweiten Festtagen, von Bräuten auch auf Märkten und von jungen Frauen auch bei Hochzeiten getragen und gehörte zu der „Festtagstracht", die 200 bis 300 Mk. kostete. Sie war überaus prachtvoll und glänzend: Tuchrock und kurzärmeliges Wams aus schwarzem Tuch, die bloßen Arme mit langen, braunen oder lilafarbenen, buntbestickten Handschuhen bekleidet. Der Anzug wurde von Tuch und Schürze aus Seide fast ganz bedeckt, beide stets gleichfarbig (grün, rot, blau oder braun), mit Blumen, buntschillernder Kante und langen Fransen. Die Schürzenbänder, vorn zusammengebunden, reichten bis zu den Fransen. Über der Schulter lag der gekräuselte, blaugestärkte, mit einer Blumenranke geschmückte Kragen, von dem vorn zwei Paar daran festgesteckte „Kragenschleifen" herabhingen. Dazu kam endlich das mit Namen gezeichnete Spitzentaschentuch in der Hand und Goldschmuck auf der Brust, in den Ohren und auf den Fingern über den Handschuhen.


Festtagstracht.

Zum Bauerbier gingen die Mädchen in ähnlicher farbenprächtiger Tracht*): Tuchrock, seidene Schürze, „Liefki", ein Tanzhemd, mit Spitzen besetzt, die Arme bloß, auf der Schulter der eben beschriebene Kragen und als Kopfbedeckung die rote Mütze. Die „Knechen" in vielfaltigen Hemdsärmeln, dunkler Hose, bunter, seidener Weste mit übergeklapptem, breitem Hemdkragen und schwarzseidener Bauerbiersmütze, ein buntes Taschentuch in der Hosentasche, eine lange silberne Uhrkette auf der Brust. „Ein hübsches Bild von bezaubernder Farbigkeit, wenn im Tanze die Röcke schweben, die Bänder flattern, die Scharlach- und (Gold)hauben vorüberfliegen wie erotische Schmetterlinge", hat bewundernd jemand gesagt**).

Zur „Köst" (Hochzeit) trugen die Mädchen als „Kranzdeerns" dieselbe Tracht wie am zweiten Festtag, aber statt der goldenen Mütze eine Krone, dreieckig, aus kleinen gemachten, bunten Blumen und farbigen Perlen, Kandillen und Flittern. Nach hinten waren an der Krone acht breite, bunte „Flechtenbänder", die den ganzen Rücken bedeckten und bis zur Kniehöhe reichten, vorn vier solcher Bänder, davon die Enden von je zwei zusammengenäht, deshalb „Töm" (Zäume) genannt. Zwischen diesen Bändern befindet sich die aus gemachten Blumen hergestellte „Vorstblom" (Brustblume), von der zwei Bänder fast bis zur Erde herunterhängen. Über der Brustblume, zwischen den beiden Kragenenden, sitzt eine bunte Rüsche.

Am kostbarsten war die Tracht der Braut. Von der Krone, die aus gemachten Myrten mit weißen Blumen, Flittern und Kandillen bestand, reichten die acht Flechtenbänder hier wie ein Mantel ganz bis zur Erde herab. Die „Tömbänner" waren dieselben wie bei der „Kranzdeern". Aber dazu kommen

*) Vergleiche Abbildung S. 498.

**) J. Kruse, Ein wendländisches Trachtenfest. Hamburger Nachrichten 1907.

noch zwei „Liefbänner", das eine ist um den Leib herumgelegt, und seine Enden sind vorn übereinander gesteckt, so daß sie über der Schürze bis zur Erde reichen, das andere ist in der Mitte durchgeschnitten und fällt in zwei Enden, die rechts und links unten an der Brust befestigt sind, ebenfalls bis zur Erde herab. An der Krone allein hängen 48 Ellen Band. Wenn die Braut den Bräutigam zur Hochzeit holte, oder wenn sie geholt wurde, trug sie einen farbigen Tuchrock (Wand'n), buntseidenes Tuch und gleiche Schürze, dazu die Krone. Zum Traualtar ging dann die Braut in dem „bunten" Abendmahlszeug mit der Brautkrone. Dazu kommt der Goldschmuck: lange, kegelförmige „Ohrbummeln", goldene Kette mit „Uhr" (Medaillon), goldene Fingerringe über den Handschuhen.



Braut.

Der Bräutigam, der einfacher gekleidet war, trug einen langen Tuchrock, schwarze Hose und Weste, um den Hals ein schwarzseidenes Tuch, darüber eine weiße Binde geklappt, an der linken Seite seines Zylinders einen kleinen runden Kranz von gemachten Myrten und Blumen, auf jeder Brustseite einen Rosmarinzweig, während die Trauleiter einen solchen nur auf der linken Brustseite hatten.

Sobald die junge Frau das Alter von ungefähr 30 Jahren erreicht hatte, legte sie die Festtagstracht, also rote und goldene Mützen, rotbunte Schürzen, Tücher und Bänder für immer ab, sie meinte, „dat kleed nich mehr för mi" und trug von jetzt an die „atlasbandige" Tracht. Die hierzu gehörende Mütze war aus schwarzer Atlasseide, das Rot auf den weißen Seidenbändern fiel fort. Ebenso hatten Schürze und das kleine Aufstecktuch keine roten Blumen mehr. Jacke und Rock waren aus schwarzem Tuch.



Atlasbandige Tracht.

Ungefähr mit dem 40. Lebensjahre war auch diese Tracht der wendländischen Frau zu glänzend, und es kam die „taftbandige" an die Reihe, die noch matter aussah. Rock und Jacke sind noch dieselben, aber die Mütze ist von Taftband, die Schürze zuerst noch von grauer



Taftbandige Tracht.

Seide, dann von halbdunkler Wollseide, schließlich von dunklem, gestreiftem Leinen. Mützenbänder sind schwarz mit weißen Blumen oder grau.

Ungefähr mit dem 50. Jahre hatte auch die Tracht mit der taftbandigen Mütze keine Berechtigung mehr und es folgte die einfachste, anspruchsloseste, ganz tiefschwarze „schlichtbandige" Tracht. Ältere Frauen trugen vereinzelt zu der Mütze noch das „Plettki", das Pletten der Bardowickerin*), eine nach unten spitz zulaufende „schnabelförmige" Stirnbinde.

Im Falle einer Trauer schrieb der Brauch der wendländischen Frau eine in verschiedene Abschnitte abgestufte Trauerzeit vor.

Bis vor etwa 50 Jahren trugen noch in Plate die nächsten weiblichen Verwandten des Toten bei der Beerdigung selbst als tiefste Trauer ein großes, bis zur Erde reichendes, weißes Laken mit einem weißen Kopftuch über der Mütze, in Teplingen noch Anfang der achtziger Jahre ein weißes Tuch, in Zebelin sogar bis 1880 das weiße Laken **). Im allgemeinen galt in dieser Zeit als tiefste Trauerkleidung die schlichtbandige Tracht mit einer großen, den schwarzen Rock fast ganz bedeckenden weißen Schürze von Batist, gleichem Halstuch und der schlichtbandigen Mütze mit einem weißen „Striche".



Schlichtbandige Tracht.



Tiefste Trauer.

Das ist dieselbe wie die letzte „schlichte" Abendmahlstracht, aber ohne Kragen. Bekam ein junges Mädchen Trauer, so trug es ungefähr die ersten neun Monate diese schwarz-weiße Tracht der tiefen Trauer, darnach ungefähr bis zum Ende des Jahres die schlichtbandige Tracht ohne Weiß, und dann nach einander die taft- und atlasbandige Kleidung, bis es nach einer Trauerzeit von ungefähr $1^1/_2$ bis 2 Jahren zu den glänzenden Freudenfarben wieder übergehen konnte.

*) Vgl. darüber Kück, Das alte Bauernleben der Lüneburger Heide, S. 132. Leipzig 1906.

**) Mucke, die Lüneburger Wenden. Hannoverland 1908. S. 158.



Frau im Wintermantel.

Eigentümlich ist der Wintermantel der wendländischen Frau. Er besteht aus schwarzem, gutem Tuch, ist tüchtig wattiert, hat wollenes, buntes, meistens blau kariertes Futter und bedeckt die ganze Kleidung. Der Saum ist mit „Litz" (schwarze, gedrehte Schnur) besetzt. Der Mantelkragen, der bis zu den Knien reicht, ist oben gekräuselt und festgenäht, zwischen Hals und Schulter mit Samtband oder mit „Gimf" (buntes, dunkles Besatzband), oder mit beiden und mit Litz, unten mit Gimf und Fransen, die früher 3 cm, zuletzt 7 cm lang waren, besetzt.

Wegen seiner Zweckmäßigkeit hat sich dieser Mantel am längsten von allen Teilen der Volkstracht des Wendlandes behauptet. Er wurde bis vor kurzem von älteren Frauen noch zur Kirche getragen, und noch jetzt hängt man ihn sich gern um, wenn man zur Stadt fährt, denn der „neemodsche" Mantel kann ihn doch nicht ersetzen.

Die „Dannenberger Tracht", die schon seit 50—60 Jahren nicht mehr getragen wird, ist eine Abart der wendländischen. Offenbar hat sie einst mit dieser in Zusammenhang gestanden. Während die Timpmütze des Wendlandes eine breite Form hat, wird die des Dannenbergschen nach oben hin schmäler. Ferner sind die Bänder hinten an der Mütze nicht so



Bräutigam und Braut aus dem Dannenbergischen (Museum Celle).

breit wie im Wendlande. Von der eigentlichen Dannenberger Tracht, die im Kreise Dannenberg östlich der Jeetzel getragen wurde, unterscheidet sich die Tracht westlich der Jeetzel, hauptsächlich durch ihre kleine, runde Frauenmütze mit verhältnismäßig noch kürzeren und schmäleren Bändern. Die Schulterkragen aus eingekräuseltem Tüll sind 3—5 reihig.

Die Dannenberger Braut hat nur zwei Tömbänder, kein besonderes Liefband, dafür Schnürbänder, und hinten vier Flechtenbänder, zwei kurze und zwei lange. Anfangs haben die Bänder der Brautkrone nur bis zur Hüfte gereicht, später waren sie so lang, wie auch zuletzt im Wendlande. Die Männertracht ist nicht viel anders gewesen als im Wendlande: Schnallenschuhe, lange Strümpfe, Kniehosen, Weste und Jacke mit blanken Knöpfen, später lange Hose, Stiefel und Rock mit großem Kragen und langen Schößen*).

Die Tracht des Sneger Kaspels der „Schwienmark", unterscheidet sich ebenfalls in der Form der Frauenmützen. Die runde Form scheint auch hier den Vorzug zu haben.

Zugleich mit dem Verschwinden der Tracht, der „schönsten Blume des

Sitten und Gebräuche:

deutschen Volkslebens", war auch den altüberkommenen Sitten und Bräuchen der Untergang durch den „ehernen Schritt der wirtschaftlichen Entwicklung" sicher, und wenn nicht in diesem Jahrzehnt durch eifrige Sammelarbeit die noch vorhandenen kostbaren, durch Jahrhunderte vererbten Schätze echten, gesunden Volkstums gehoben werden, so bleiben sie für immer verloren. Gerade eine zusammenfassende Darstellung der alten Gebräuche kann uns ein anschauliches Bild von dieser untergehenden „Welt voller Eigenart und Ursprünglichkeit" geben.

Kindheit

War der kleine Wendländer geboren, so legte man ihn in eine hölzerne Wiege oder in Ermangelung einer solchen in einen großen, flachen Korb. Bald bekam er schon das „Bukôken von Halberstadt" und die andern alten, lieben Kinderlieder zu hören, die Mutter oder „Größki" (Großmutter) ihm vorsangen:

„Bukôken von Halberstadt,
Kumm un bring uns lütt Einki wat.
Wat schall ick em denn bringen?
Twee Paar Schöhkens mit Ringen,
Twee Paar Schöhkens mit Gold beslagen:
Dor schall uns lütt Einki up springen."

Die Taufe fand in alter Zeit oft schon am ersten Tage nach der Geburt statt, auch später wartete man nie lange damit. Die „Bädmudder" (Hebamme) nötigte zur „Kinddöp" und brachte jedem der 3 bis 12 „Varrers" (Paten) eine „Varrerstut" (Gevattersemmel). Allmählich ist die Feier der Kindtaufe immer größer geworden. Es wurde dazu eingeschlachtet und gebacken. Zur Taufe brachten die Gevatterinnen bezw. die Frauen der Gevattern einen Korb mit Mehl, Butter und Eiern mit und gingen gleich nach der Ankunft erst an die Wiege, hoben das bunte Kissen auf und sagten beim Anblick des Kindes „Gott

*) Angaben über die Dannenberger Tracht verdanke ich Herrn Lehrer em. Schulze-Dannenberg.

segn's"*). Zur Kirche fuhren dann die Mutter, um sich einsegnen zu lassen, die „Hebammsch" mit dem Kinde, das in einem Kissen lag, worüber ein buntschillerndes, seidenes Tuch gedeckt war, ferner die „Varrers", während zu Hause der Vater eifrig las und allerlei häusliche Arbeiten vornahm, damit das Kind gut lernen und arbeiten könne. Nachdem man nach der Taufe noch im Kirchdorfe „een Lütki nahm har", ging's mit Juchen zurück. Bei dem Mittagbrot reichte die Bädmutter den Paten einen Suppenteller, damit jeder eine kleine Kelle voll Suppe darauf füllte, die sie der mit am Tisch sitzenden Wöchnerin gab. Erst spät am Abend gingen die Gäste heim. Die Paten gaben der Mutter vor dem Abschied ein „Varrergeld", nächsten Weihnachten dem Kinde ein Kleidungsstück oder einen in einen Apfel hineingedrückten blanken Taler. Zur Schule bekam das Kind von einem Paten eine Fibel, zur Konfirmation von jedem ein Geldgeschenk, und damit hörten die Verpflichtungen auf. Solange der Knabe das Alter von einem Jahr nicht erreicht hatte, durfte im Hause kein Hund aufgezogen werden, bei einem Mädchen keine Katze, sonst war Unglück, ja Tod für das Kind zu befürchten. Schon vor der Schulzeit mußte es arbeiten. Die kleinen Mädchen fegten, holten Holz, die Knaben mußten schon Kühe hüten, den Hof fegen, den Kühen Heu vorgeben und den Stall streuen u. a. m. Der Schulunterricht an zwei bis drei Vormittagen im Sommer war dem Bauer schon zu viel. Lernen war Nebensache. Der Vater pflegte wohl zu sagen: „Du schast keen Pastor war'n, wenn du man arbein kannst". Im Winter mußten die Kinder vor- und nachmittags in der Schule aushalten und „lesen, beden, herseggen un räken", geschrieben wurde erst vom zehnten Jahre an.

Bei all der Arbeit hatte das Leben der Kinder auf dem Dorfe doch viel Reizvolles. Mit gleichem Eifer wie die Alten hielten auch sie an alten Gebräuchen fest. So ist das Martinsingen noch üblich. Leider sind aber vielfach geistliche Gesänge für das schöne, alte Martinslied eingeführt.

„Mart'n Mart'n tin,
Slacht 'n fett'n Swien.
De Appel un de Beern,
De mag ick gor to gern.
Mart'n is 'n good'n Mann,
De uns woll wat geben kann."

Wenn jemand nichts gibt:

„Een oll Kätel un een oll Grap,
Dat is äl ju Husgerat."

Osterfeuer flammen noch alljährlich auf den Höhen des Wendlandes. Ein hübscher Frühlingsbrauch hat sich in dem Woltersdorfer „Teineiersingen", das am ersten Pfingsttage stattfindet, noch bis heute erhalten:

Tein Eier, tein Eier in unsern Kiep,
So warn ji selig un wi warn riek.
Un wenn uns tein Eier nich geben will'n,
So schall uns bunt Ahn ju bunt Ohn nich mehr trä'n.

*) Diese Worte mußte auch ein Fremder sprechen, wenn er in den Stall trat, um das Jungvieh zu besehen.

So kommt heraus, so kommt heraus,
So fahre das Unglück zum Gäbel hinaus.
Eins, zwei, drei, Eier oder Speck,
So gehn wir gleich wieder weck.

Wenn die Kinder dann ein bis zwei Jahre in „Bedstunn" gegangen waren und die Prüfung beim Propst bestanden hatten, wurden sie konfirmiert. Eine besondere Familienfeier hierbei gab es früher gewöhnlich nicht. Nun konnten die Bauernkinder erst recht zu Hause arbeiten, und die Eltern brauchten weniger Dienstboten, das Geld (ein guter Knecht erhielt um 1830 jährlich 18 Taler) konnte gespart werden. Die Kinder der Mietsleute dienten bei den Bauern.

Märkte Eine Abwechslung in der alltäglichen Arbeit brachten die Dorffeste und die Märkte. Die für das Wendland bedeutendsten Märkte waren die in Lüchow, Satemin, Clenze, Trebel, Criwitz, später für Satemin Wustrow.

Der Lüchower Weihnachtsmarkt hatte den Namen „Kiekermargd". Hier lernten sich die jungen Leute kennen und „bekeken sick." Der Ostermarkt hieß „Schaumargd", wo sich die Brautpaare in ihrer bunten Tracht zeigten. Der wichtigste war der Markt zu Satemin, der am Margarethentag (13. Juli) gefeiert wurde*). Alles, was irgend konnte, jung und alt, machte sich auf den Weg. Satemin, ein schönes Runddorf im Drawehn, war ganz voller Buden. Bäcker und Schuster von Lüchow, Bergen, Ülzen, Seiler von Lüneburg, Böttcher, Drechsler, Sattler von Hitzacker, Dannenberg und Clenze, und die Vierländer mit Kirschen, Trinkzelte, ja in Zeimanns und Kussins Scheunen waren sogar Weinschenken, auch der „Puttschinellikasten" fehlte nicht. Zwischen den Buden vor und auf den Höfen „Margdlüd", Leute aus allen Teilen des Wendlandes: „Knechen" mit Tellermützen, kurzen Jacken, aus denen rechts ein Tabaksbeutel mit „Piepenpurrer", links ein Taschentuch heraushing. Ein Bräutigam im hohen Zylinder, den langen Marktstock mit dem silbernen Knopf und der Troddelschnur in der Hand (Abb. S. 488); die Braut in goldener Mütze, das Mädchen in der glänzenden Festtagstracht. Musik gab es fast in jedem Hause, für das Tanzen bezahlte der Knecht acht „Gute Groschen". Dafür wurde auch lange getanzt, so lange, daß man gerade noch nach Hause kam, wenn der „Pärer" (Pferdehirte) nach seinen Pferden „knappte", dann war es Zeit, die Kühe zu melken.

Wenn am zweiten Markttage der große Viehmarkt zu Ende war, wurde weiter gefeiert, heute kamen auch die Alten mehr zu ihrem Rechte.

Von diesen alten Märkten haben sich nur die von Lüchow, Trebel und Clenze erhalten, und der Sateminer Markt ist nach Wustrow verlegt, wo er als das „Wustrower Erntefest" weiterlebt. Allerdings haben die Märkte heute ein ganz anderes Aussehen bekommen, da sie ja bei dem regeren Verkehr nicht mehr die Bedeutung haben, die sie früher hatten. Das Vieh wird dem Bauer aus dem Hause geholt, oder er bringt es auf den monatlichen Viehmarkt in Lüchow. Außerdem ist der Sinn für derartige Volksfeste durch die vielen Vereine mit ihren Vereinsbällen sehr beeinträchtigt.

*) K. Hennings, a. a. O. S. 69. C. Th. Hennings, a. a. O. S. 137. Der Markt zu Satemin, ein Erinnerungsblatt. Lüchow-Dannenberger Zeitung 1897.

An die alten Märkte erinnern uns noch die hübschen Sprüche, die auf den buntbemalten Mützenschachteln stehen:

„Auf dem Markt zu Satemin
Danz ick mit mien Cathrin."

„Auf dem Criwitzer Johannismarkt
Ich in Dich verliebet ward."

„Auf dem Trebeler Erntebier
Ich mich hab verliebt in Dir."

Um Pfingsten, gewöhnlich am 2. Pfingsttage, fand in den Dörfern des Wendlandes das Kranzjagen*) statt, ein Wettreiten der „Knechen" auf ungesattelten Pferden nach einem aus Weiden geflochtenen Kranze, der in einer Entfernung von ungefähr 500 m auf einem Stock hing. Mit Musik zog das ganze Dorf hinaus. Auf das „Eins, zwei, drei, zu —" ging das Jagen los. Dreimal wurde gejagt. Wer beim dritten Mal den Kranz ergriff, war König, der zweite, der dann durchs Ziel jagte, wo der „Panner"**) aufpaßte, „Königsdeener", der dritte „Pracher", der vierte „Pracherdeener". Wer herunterfiel, war „Sandkönig". Nun wurden die Sieger von den Deerns geschmückt: dem König wurde von dem ältesten Mädchen die Blumenkrone***) überreicht, die es beim Auszug auf einer Stange getragen hatte und die mit seidenen Bändern und einem seidenen Tuche geschmückt war; zwei Sträuße mit Bändern bekam er an seine Mütze. Diese trug er erst später nach dem ersten Tanze, das seidene Tuch dann auf dem Rücken. Der Diener bekam einen großen Strauß mit Bändern an die Mütze und ein weißes Taschentuch auf den Rücken, der Pracher zwei Sträuße ohne Band und ein buntes Taschentuch, sein Diener einen Strauß und ein buntes Taschentuch. Alle andern „Knechen" erhielten von den „Deerns" je einen Strauß an die Mütze. Nun ging's wieder zurück ins Dorf, zuerst vor des Königs Haus, dort gab's Grog, Kaffee, Bier und „Sluck", dann in das Haus, wo in dem Jahre Bauerbier war. Hier folgten die Ehrentänze für die Sieger: Kranzjagen

1. Klappels†): Der König tanzt allein mit dem ältesten Mädchen, das ihm die Krone überreicht hat. Sein Diener führt es ihm zu.

2. Klappels: Der König und das älteste Mädchen, sein Diener mit dem zweitältesten, Pracher und Pracherdiener mit den Mädchen, von denen sie die Sträuße haben.

3. Klappels: Alle. Jeder Knecht mit der, die ihm den Strauß gab. Dann allgemeiner Tanz, die Knechen fordern abwechselnd auf.

*) Die folgende Schilderung des Kranzjagens bezieht sich auf das Dorf Saaße, in andern Dörfern waren die Gebräuche teilweis anders. Vgl. des Pastor Dankwerts Bericht in: Wörmer, Die Kirche zu Plate, S. 79, 1900. Selbstverl. — Mente, Fragebogen über das Kranzjagen im Hannoverschen Wendlande. Lüchow 1913. H. Mente, das Kranzjagen im Wendlande. Lüchower Kreiszeitung vom 3. Juni 1914.

**) Pfänder, Feldhüter.

***) Älter ist wahrscheinlich eine solche Krone auf einem Zylinderhute.

†) Ein Klappels sind vier Tänze mit demselben Mädchen. Nach dem dritten Tanz wirft der „auffordernde" Tänzer ein Geldstück auf den Musikantenteller. Nach dem vierten Tanz „klappen" alle in die Hände.

Ein in Dolgow Pfingsten 1913 veranstaltetes Kranzjagen hat großen Anklang gefunden. Es wäre zu wünschen, daß dieser uralte, schöne Frühlingsbrauch wieder aufgenommen würde.

Ähnlich wie das Kranzjagen ist das „Kranzrönnen" der Kinder.

Bauerbier

Ein besonderes Ereignis war das „Burbeer", welches zwischen Ostern und Johannis bei dem Bauer, der in dem Jahre den Gemeindebullen halten mußte, gefeiert wurde. Es war ein allgemeines Dorffest, bei dem jeder Angehörige des Dorfes so viel Bier und Schnaps trinken konnte, wie er wollte. Für Getränke mußten die „Schaffer" sorgen, zwei Bauern, die am Feste eine weiße Schürze trugen und die Bedienung ausübten. Die Kosten verrechnete man später nach der Kopfzahl der Teilnehmer. Schon lange vorher fing man mit den Vorbereitungen zum Feste an. Das Haus wurde innen „gewittkert" und außen „vermalt". In den Tagen vorher wurde in fast allen Häusern geschlachtet und gebacken, denn es kamen viele Gäste. Am Abend vorher gingen die „Deerns" ins Bauerbierhaus, um aus dem von den „Knechen" geholten Laub und den mitgebrachten Blumen Girlanden und Kränze zu winden. Mit diesen und Birkenzweigen wurde die große Diele „utmait". Die Schaffer erschienen, nahmen die von dem Brauerknecht gebrachten 6 bis 15 Tonnen Bier in Empfang und ließen sie in die „Beerkamer" bringen. Nun füllte sich bald das Haus, denn es war heute „Prowabend". Mit langen Pfeifen kamen die Bauern, um bei Solospiel und Gesang das Bier zu proben. Die Kinder fehlten dabei nicht.

Am Morgen des Bauerbiertages zogen die Musikanten ein und ließen ihre ersten Stücke hören, Kinder und Männer, die von der Hausarbeit abkommen konnten, kamen zu einem Frühtrunk, während die Frauen alle Hände voll in der Küche zu tun hatten, denn schon gegen Mittag kam ein Wagen nach dem andern ins Dorf gerollt und brachte Gäste. Nach dem Essen ging es dann, nachdem das „Burbeerstüg" angelegt war, und die Musikanten einige Tanz-



Bauerbier.

weisen ins Runddorf geschmettert hatten, ins Bauerbierhaus*). Zuerst erschienen die „Knechen", dann die Mütter und „Deerns", welche sich auf den an beiden Seiten aufgestellten Bänken niederließen. Die Mädchen saßen meistens auf den Schößen der Mütter. Die Frauen hatten Töpfe mit Kuchenbrocken und Zucker mitgebracht; dazu gaben ihnen die Schaffer Braunbier. Mit hölzernen Löffeln wurde diese „Beerkuschäl" gegessen.

Jetzt spielen die Musikanten draußen einen munteren Marsch, und nun kommen sie hereinmarschiert, die Musikanten und die „Knechen", heute so übermütig juchend wie nie im Jahre, und dann das Kindervolk. Alles, was nur aus dem Hause kann, feiert heute Bauerbier. Nun beginnt der Tanz, ein herrlich buntes Bild voll Lebenslust und Übermut: Strängenschläger, Schulten Wittkopp hat kalft, Siemer Haublock, Dree- un Fieftritt, der übermütige Pepita und andere Tänze. Der Sohn des Hauses oder der Dienstknecht hat die „Vörreih", fordert auf und tanzt mit der Tochter oder der Magd des Bauerbierhauses, die andern „Knechen" folgen. Es wird getanzt bis in die späte Nacht.

In der Dönz spielen die Bauern sehr laut „Solo" oder „Dreekort". Geschäftig drängen sich mit den „Schleifkannen" die Schenker zu den Tischen, der Durst ist überaus groß. Wurde das Bier knapp, so mußte der Pfänder oder ein Bote zum Brauer, um mehr zu bestellen, denn beim Bauerbier sollte keiner dursten.

Nachdem man auch am zweiten Tage in gleicher Weise gefeiert hatte, war das Bauerbier aus, und fast traurig verklang das Lied:

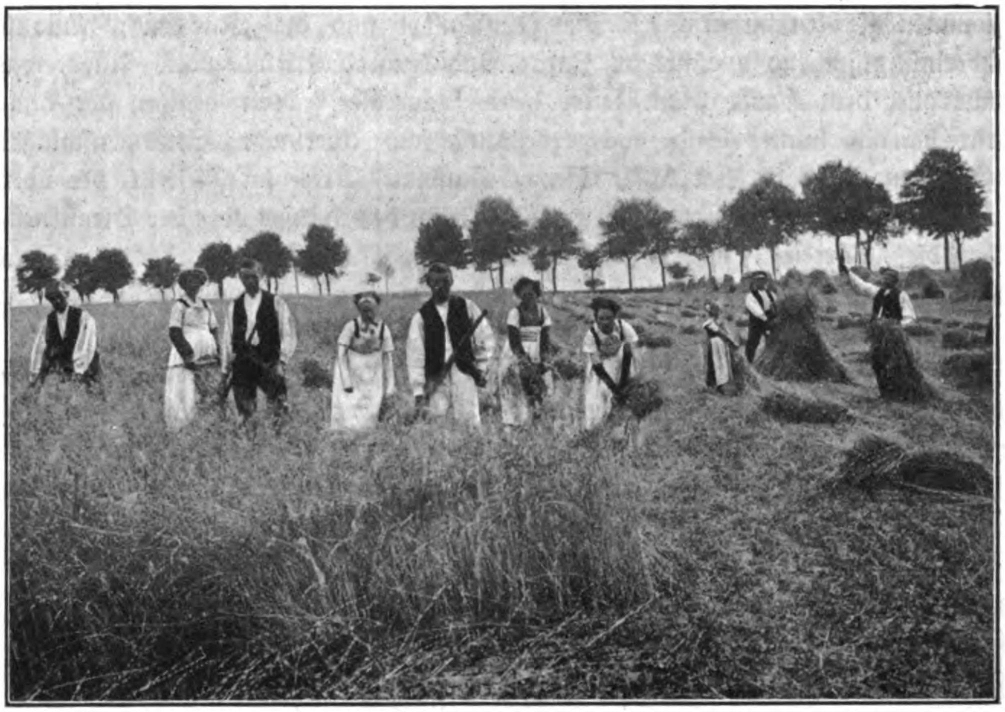
„Ach Leut, laßt uns zu Hause gehn,
Das Bier und das ist aus.
Lasset uns noch einmal trinken
In dieses Haus, in dieses Haus." —

Wenn das Korn reif war, bestimmte man zwei Tage, an denen „Aust", Aust
Ernte, sein, d. h. das letzte Korn gemäht werden sollte, verbunden mit (Säkelbeer)
nachfolgender Feier. Dazu wurde geschlachtet und gebacken, auch von der Stadt Bier und Schnaps und für die Binderinnen „sööt Sluck" geholt. In aller Frühe, etwa um 1 Uhr, ging es hinaus aufs Feld. Der Sohn des Hauses, oder wenn keiner da war, der Knecht war der „Voermeiher", die Tochter oder Magd im Schnitterkranze seine „Binnersch". Dicht dahinter ein zweiter (Sohn oder Knecht), dann Mietsleute**), die ihre Frauen als Binderinnen hatten. Alle führen die Sensen zu gleicher Zeit ins Korn, so daß die Arbeit aller Mäher klingt, wie wenn nur einer mäht. Wenn Vater und Mutter mit den Hausarbeiten fertig waren, brachten sie Frühstück in der Kiepe und in der „Drinkelkruk" etwas zu trinken. Die Mutter kehrte nach dem Essen heim zum Kochen, während Vater die Korngarben in Stiege setzte. Auch am Nachmittage wurde gemäht, bis es dunkel wurde. Am zweiten Tage ging die

*) Vergl. Mente, Köst un Löft. Een Volksstück ut hannoversch Wendland. Lüchow 1911. Selbstverlag.

**) Die Mietsleute des Bauern übernahmen schon beim Einzug in die Wohnung die Verpflichtung, in den Austtagen zu helfen, dafür erhielten sie nur eine „Pröw", bestehend aus Brot, Semmel und Kuchen.

Arbeit weiter. Vormittag kamen die Musikanten ins Feld und bliesen bei den verschiedenen Koppeln. Bis mittag mußte alles abgemäht sein, und unter Gesang und Juchen zogen die „Austlüd" mit Musik ins Dorf. Gleich nach dem Mittagessen versammelte man sich im ersten Bauernhause. Hier gab's erst Kuchen und Braunbier, dann wurde auf der Diele getanzt, die Tänzer in Hemdsärmeln. Der Vormäher des Hauses hatte mit seiner Binderin die



Aust.

„Vörreih" und bestellte die Tänze, aber der Hausvater bezahlte. Nach einem Klappels zog man ins nächste Haus und so fort, bis man im Dorfe herum war. Nur wenn ein Haus Trauer hatte, wurde es überschlagen. Im letzten Bauernhause oder im Kruge tanzte man weiter, bis der Morgen graute.

Fastlabend Die eilige Webezeit wurde vom Fast'labend, den man an einem Sonntag und Montag um Fastnacht feierte, unterbrochen. Am ersten Tage forderten beim Tanze die „Knechen" auf, Frauen und Kinder schauten zu, die Männer saßen wieder bei eifrigem Spiel.

Am Vormittage des zweiten Tages zogen die „Knechen" mit Musik durchs Dorf. Einer trug eine „Geffel"*), ein anderer einen ledernen Feuereimer mit Häcksel. In den Häusern erhielten sie Eier, die in dem Eimer verpackt, und Würste, die an die Gabel gehängt wurden. Das Geld, das sie bekamen, hatte der älteste Knecht in Verwahrung. Die Eier schlugen sie nachher im Kruge selber in die Pfanne und verzehrten sie, dazu die Würste. Was übrig blieb, wurde abends in der Pause gegessen. Nachmittags war

*) Eine große Holzgabel, mit der man beim Dreschen das Stroh aufschüttelt.

wieder Tanz. Es fordern die Mädchen auf und auch die jungen Männer, die mit ihren Frauen heute mitzutanzen pflegten.

Gewöhnlich wurde das Tanzen am Fast'labend durch das Erscheinen des schon bei der Spinnstube erwähnten Schimmels, des alten Wodansrosses*), unterbrochen**).

Wenn sich die jungen Leute auch bei den Bauerbieren und auf den Märkten kennen lernten, so kam die Heirat doch meist erst durch „Freewarwers" zustande. Wollte z. B. ein Sohn auf dem Hofe seines Vaters einheiraten, so kamen Freewarwers, beauftragt von Leuten, die ihre Tochter gern dorthin haben wollten, und schlugen die Braut vor. Da von den Freiwerbern manchmal mehr „utlawt", d. h. mehr Mitgift versprochen wurde, blieb ihnen leicht der Lohn aus, und man pflegte zu sagen: „Freewarwers kriegen Hemd ahn Ärmel un achder un vör nicks." War man einig geworden, so kamen bald in aller Stille Vater und Mutter der Ausgelobten „to Besehen", und wenn Haus und Wirtschaft gefielen, so wurde „Löst" (Verlobungsfeier) bestimmt. Einige Tage vor der Verlobung, die man immer in dem Hause feierte, wo eingeheiratet wurde, fuhren Braut und Bräutigam mit den Eltern zur Stadt, um „sick to köpen". Die jungen Leute schenkten sich Ringe, Gesangbücher und Schmucksachen. Für die Bewohner des Hauses, wo eingeheiratet werden sollte, wurden Geschenke wie Tücher, Schürzen u. a. mitgenommen. Im Dorfe verbreitete sich schnell die Neuigkeit „Kofahls un Jabrins sünd hüt to köpen". Am Sonntage darauf war dann die Verlobung, bei der oft schon außer den Geschenken ein Teil der Mitgift übergeben wurde. War die Verlobung im Frühjahr, so wurde gewöhnlich im nächsten Herbst „Köst" (Hochzeit) gefeiert***). Verlobung

In der Zeit bis dahin sahen sich die Verlobten, wenn sie nicht in einem Dorfe wohnten, kaum öfter als bei Festlichkeiten. Man hatte auch wenig Zeit; denn im Köstenhause waren viele Vorbereitungen zu treffen. Sattler, Tischler, Maurer und Maler hatten vollauf zu tun, um das Haus fein in Ordnung zu bringen. Kurz vor der Köst fuhren beide Familien „to Verschrieben" zum Gericht oder zu einem Notar, wo der Hof übergeben und die Eheverschreibung gemacht wurde. Dabei setzte man gewöhnlich fest, daß im Falle der kinderlosen Ehe die Regel „längst Leib, längst Gut" gelten solle, ferner, wie lange

*) Auch der „Rürer to Pärd", ein jetzt abgekommenes Lüchower Weihnachtsgebäck, scheint noch an dieses zu erinnern.

**) Auf die Gebräuche beim Pflanzen des Kreuz- und des Kronenbaums, beim Krähenbier u. ä. soll hier nicht näher eingegangen werden. Siehe darüber: Hennings, a. a. O. S. 75 ff. Weitere Literaturangaben finden sich bei Mucke, a. a. O. S. 174.

***) v. Hammerstein, Hochzeits- und Kindtaufsgebräuche in den Ämtern Dannenberg und Hitzacker im Jahre 1562. Zeitschr. d. hist. Vereins f. Niedersachsen, Jahrg. 1856, S. 131 ff.; Hannover 1858. Koch, Das Hannoversche Wendland, S. 261 ff. K. Hennings, a. a. O. S. 62 ff.; L. Th. Hennings, S. 124 ff. Mente, Hochzeitsgebräuche im hannoverschen Wendlande, Hannoverland, 1911. Mente, Hochzeitsschilderung in: Tetzner, Die Slaven in Deutschland, S. 368 ff. Mucke a. a. O. S. 175. Erika Müller, Volks- und Familienfeste im hannoverschen Wendlande vor 50 Jahren. Niedersachsen 1912.

die Eltern noch die Wirtschaft behalten und wie viel sie später jährlich an Laich bezw. Altenteil haben sollten*).

Die Einladung zur Köst wurde erst dann ernst genommen, wenn man einen „Kuwwel" bekommen hatte**). Gewöhnlich wurden 100 bis 300 Gäste geladen***). In den letzten Tagen vor der Köst herrschte ein reges Leben im Hause. Der Schlachter, zugleich auch „Kock" (Koch), holte mit dem Schenker (gewöhnlich der Schneider, der den Bräutigamsanzug gemacht hatte) und paar „Knechen" einen oder zwei vom Brauer gemästete „Beester" (Rinder). Dazu wurden einige Kälber und Schweine aus eigenem Stalle und eine Anzahl Hühner geschlachtet. Gebacken wurden Kuwwel, Semmeln, Zuckerkringel, Päpernoet (kleines rundes Gebäck für die Kinder) und 200 bis 300 Butterkuchen.

Am Tage vor der Hochzeit brachte der Brauer Bier und Schnaps, der Weinhändler Rum und Wein (Muskat Façon). Kock, Schenker und Schöttelsch hatten mit ihren Leuten alle Hände voll zu tun. Wenn dann gegen abend die 6 bis 10 Musikanten eingerückt waren, begann der Polterabend. Die geladenen Gäste aus dem Dorfe erschienen, in der Dönz gab es ein warmes Abendbrot, draußen vor der Tür wurde gepoltert, auf der großen Diele tranken die Knechte des Dorfes nach Herzenslust und aßen Butterkuchen dazu. Alles war lustig und vergnügt, Musik und Gesang wechselte ab.

Hochzeit

Am Hochzeitstage erschien jede geladene Familie mit Kindern und Dienstboten, hatte außerdem einen befreundeten Mann als „Fuhrmann", der auch Gast war, und dieser wieder einen „Peerjung", der die Pferde zurückführen und gegen Ende der dreitägigen Hochzeit wiederbringen mußte. Betten brachte man sich mit. Sobald in dem vorher bestimmten Quartier alles abgeladen war, ging man ins Köstenhaus und gab das mitgebrachte Geschenk ab (Eier, Mehl, Butter, geschlachtete Hühner ꝛc.). Schon in der Frühe hatte sich der Bräutigam aufgemacht, um seine Braut auf dem mit „Kohlkörschen" †) geschmückten „Schappenwagen", einem Erntewagen, zu holen. Auf dem Wagen sind Kranzdeerns. Dann der Musikantenwagen (die Instrumente mit geschenkten bunten Tüchern geschmückt). Nebenher und vorauf reiten auf vorher mit Branntwein mutig gemachten Pferden „Birierers". Im Hause der Braut gibt es Kaffee und Grog, dann wird der „Schappenwagen" bepackt: hinten der große Kleiderschrank, vorn der eisenbeschlagene Koffer, darauf Betten und die Krone des Schrankes mit dem Namen der Braut, der Spinnstuhl, das Spinnrad mit Flachswocken, geschmückt mit bunten Bändern, u. a. m., vor dem Schranke nehmen Braut und Bräutigam auf einem Strohsack Platz. Wenn der Bräutigam selbst fuhr, saß er auf dem „Riedelperd" (das letzte Sattelpferd) und lenkte von hier aus die vier Pferde. Die „Korfmömki", gewöhnlich die

*) „in Laich", wenn die Eltern bei den Kindern mitarbeiten, mitessen, Kleidung und Taschengeld bekommen; „up Ollendeel", wenn sie im Hause getrennt wohnen und essen und ihr Altenteil in Geld, Naturalien ꝛc. erhalten.

**) Ähnlich wie die Einladung zur Taufe durch die „Varrerstut" geschah.

***) Wenn man Trauer hatte, weniger Gäste, und es wurde dann eine „still Köst" gefeiert. Hier wird eine „lustig Köst" geschildert.

†) 1 bis $1^1/_2$ m langer, brauner Kohl, der in den Kohlgärten hinter dem Hofe steht.

nächste Verwandte der Braut, saß hinter dieser mit einem Korbe voll „Päpernoet“, die sie auf der Fahrt den Kindern zuwarf. Zwischen Schrank und Koffer standen die Kranzdeerns, auf den Leiterbäumen die „Knechen“, am Schranke sich festhaltend. Den Pferden wurden Sträuße von gemachten Blumen an die Köpfe gesteckt, die Lenker bekamen seidene Tücher auf den Rücken und lange, seidene Bänder an die Peitsche. Nachdem die Braut dem Bräutigam feierlichst versprochen hatte, mitzukommen, und Mutter ihre Einwilligung dazu gegeben, bliesen die Musikanten „Bis hierher hat mich Gott gebracht“ und „So leb denn wohl“, worauf sich der Zug zur Rückfahrt in Bewegung setzte: zuerst der Schappenwagen, dahinter der „Kastenwagen“ mit den Musikanten, dann die lange Reihe der verschiedenen Wagen mit Hochzeitsgästen und zuletzt der „Brotwagen“ mit den Eltern der Braut, die Brot und Kuchen für den zweiten Hochzeitstag mitbrachten. Einige der Beireiter jagten nun in tollem Galopp dem Hochzeitsdorfe zu. Wer zuerst im Köstenhause ankam, erhielt eine Wurst und eine Flasche Wein; jubelnd kehrte er damit zum Brautzug zurück. Kam man durch ein Dorf, paßten schon die Kinder auf und riefen: „Noet her, Noet her!“*). Die Korfmömki warf ihnen einige Handvoll zu, die sie aus dem Dreck aufsuchten. So ging es weiter durch Felder und Wiesen dem Köstendorfe zu. An der Dorfgrenze angekommen, wurde Halt gemacht. Der Fuhrmann stieg vom Pferde, begab sich, den Zylinder in der Hand, an den Brautwagen und sagte zur Braut: „Jungfer Brut, wer föhrt Di?“ Die Braut antwortete darauf: „Gott un good Lüd“ und warf ihm ein Geldstück in den Hut. Dabei wurde eine Flasche Wein geleert, und die leere Flasche am Wagenrad zerschlagen, dann konnte die Frau später nicht sagen: „de Döwel hat mi hier her föhrt“. Mit Sang und Klang geht's nun ins Dorf hinein. Die noch mitgekommenen Gäste biegen ab in ihre Quartiere und beeilen sich, um rechtzeitig ins Köstenhaus zum Frühstück zu kommen. Der Schappenwagen fährt ins Haus auf die große Diele. Hier sind außer den Gästen viele neugierige Dorfbewohner, jung und alt, um abladen zu helfen und „de Mitgäf to bekieken“, wobei sie auch Kuchen und Getränk abbekommen. Alles ist froh, sogar die Kühe schauen dem aus den „Stiebels“ zu und bölken dazwischen. Dann erscheinen die Eltern des Bräutigams. Die Braut sagt zur Mutter: „Good'n Morgen, Mudder“, drückt ihr dabei ein Geldstück in die Hand und wird von den Eltern in die Dönz geführt, während die Tochter des Hauses oder die Mutter selbst „de Brutberr“ (das Brautbett), worin ein zweites Geldgeschenk und ein seidenes Tuch zu finden sind, in die Butze trägt. Unterdessen ist alles zum Frühstück fertig gemacht und man nimmt an den langen Tischen auf der großen Diele Platz, um mit den mitgebrachten Messern und Gabeln zu essen. Der Koch erscheint mit dem berühmten „Braels“ (eine Art Ragout aus Rind- und Kalbfleisch, mit Talg, Butter, Pfeffer und „fett Zupp“ bereitet) und

*) Über die Bedeutung der Nuß als ein Symbol der Fruchtbarkeit und ihre Beziehung zu diesem Brauch vgl. Mannhardt, Wald- und Feldkulte I. Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme, S. 184. Berlin 1875.

„Koppworst" (Rinderwurst), dazu Würste, Sült und Surspeck, Kuwwel und Stüt (Weizenbrot). Der Schenker bringt Bier und wendländischen Kornschnaps, denn „to Braels mütt een to nahm warn".

Nachdem man dann das Haus und den Hof besehen, begibt man sich ins Quartier, um sich „to Tro antotehn". Am eiligsten hatte es jetzt die „Antreckersch", die dem Bräutigam den kleinen Kranz an den Hut und die Rosmarinzweige vorn an den Rock steckte und vor allem die Braut anziehen mußte.

Um Mittag kommen von allen Seiten die Hochzeitsgäste in den herrlich glänzenden Trachten nach dem Köstenhause, vor dem sich nun der Zug zur Kirche ordnete*). Ein wunderbar buntes, bezauberndes Bild: die Kronen mit den langen bunten Bändern, die schillernden seidenen Tücher und Schürzen, die schwarzen, roten und goldenen Mützen, und die Menschen selbst so fröhlich. Voran die Musikanten, es folgt die Braut, auf jeder Seite ein Trauleiterpaar, ihre nächsten Verwandten. Dann der Bräutigam mit seinen beiden Trauleiterpaaren, die Kranzdeerns und die jungen Burschen, die durch Juchen und Schießen ihren Übermut zu erkennen geben. Schließlich alle die andern Gäste.

Die Aufstellung in der Kirche vor dem Altar war auch wieder eigenartig: Die Braut rechts vom Altar zwischen ihren beiden Trauleiterpaaren, der Bräutigam und seine Trauleiter links. Nachdem die beiden ersten Strophen von dem Gesange „Bis hieher hat mich Gott gebracht" mit Musikbegleitung gesungen waren und der Pastor erschienen, traten die Verlobten vor den Altar. Nach der Trauung begab sich die junge Frau zu den Trauleitern ihres Mannes, der Mann zu denen seiner Frau. So gingen sie auch auf dem Rückwege.

Auf dem Hofe angekommen, blieb der ganze Zug vor der großen Tür stehen. Hier erschienen die beiderseitigen Eltern und reichten dem jungen Paare und den nächsten Verwandten Kringel und Wein, das ging gewöhnlich still und feierlich vor sich. Dann folgt das Mittagessen. Das junge Paar mit den Trauleitern, dazu Pastor und Schoolmester, nahmen an dem „Trodisch" in Dönz Platz, auch wohl einige Gäste aus der Stadt. Alle anderen aßen auf der großen Diele. Die „Updragers" kommen mit den Speisen, alles wird fast zugleich aufgetragen. Nach der kräftigen Hühnersuppe gibt es Kartoffeln in rotbunten Schalen und die verschiedenen Braten, dann Gemüse, Reis mit Zucker und Zimt, weiße Bohnen, gekochter Meerrettich mit Korinthen, gekochte „Brabärn un Plum" und „Gälsur", ein wendländisches Gericht aus Sirup, Essig, Rosinen und Weizenmehl. Beim „Inföhrn" läßt man sich nicht stören.

Es erscheinen nun der „Kock" in weißer Schürze mit der Schaumkelle, der „Schenker" mit einem „Hawößelglas", die „Schöttelsch" (Abwäscherin) mit einem Teller und darauf ein „Schürwiep"**) und zuletzt ein Musikant mit einem Teller und darauf das Mundstück seiner Trompete. Sie gehen in dieser Reihenfolge an den Tischen herum und holen sich das ihnen zukommende Trinkgeld.

*) Erst in letzter Zeit ist man zur Kirche gefahren, nur im Kirchdorfe selbst geht man heute noch zu Fuß.

**) ein kleiner Strohwisch.



Brautpaar.



Kranzdeerns.

Nach dem Essen beginnt auf der Lehmdiele der Tanz, in der Dönz das Kartenspiel, nur unterbrochen durch Kaffee und Vesperbrot. Abends wurde der „Ehrendanz" aufgeführt. Auf der Diele sind Tannenbäumchen aufgestellt. Die Kranzjungfern stehen, brennende Talglichter in den Händen, auf beiden Seiten der Diele, auf der einen die Verwandten der jungen Frau, auf der andern die des Mannes; die am nächsten verwandt sind, oben nach dem Kamin hin. Dahinter stehen die andern Gäste. Neugierige, auch aus andern Dörfern, drängen sich im Hintergrunde oder sind auf die



Ehrentanz.

Futtertröge oder auf den „Bistall" (Raum über dem Kuhstall) gestiegen. Lautlos wartet alles auf den Beginn des Tanzes. Da — endlich kommt der erste Trauleiter des jungen Mannes, auf dem Rücken ein weißes und darüber ein buntseidenes Tuch, auf dem Kopfe einen Zylinder, mit der jungen Frau an der Hand. Ein „Klappels" tanzt er mit ihr allein, während der junge Mann zusieht. Nach dem dritten Tanz wirft er mehrere harte Taler auf den Musikantenteller, so daß derselbe in Scherben zerspringt. Dabei reichen der Schenker und auch die Väter der jungen Eheleute Wein, und die Mütter Kringel, und zwar jeder von ihnen auf der Seite wo seine Verwandten stehen. Nach dem vierten Tanze bringt der erste Trauleiter die junge Frau zum zweiten, und auch mit diesem und den beiden andern muß sie je ein Klappels tanzen. Der letzte endlich bringt sie zu ihrem Manne, der nun erst mit ihr tanzt. Bei allen wiederholt sich das Geldwerfen und das Reichen von Wein und Kringeln. Jetzt tanzen das junge Paar und die vier Trauleiterpaare noch einen Tanz zusammen, dabei hört plötzlich das Hochzeitspaar auf, und beide sind bemüht, die Lichter der Kranzdeerns mit Taschentüchern auszuschlagen, der Bräutigam bei seinen, die Braut bei ihren Kranzdeerns; wer zuerst damit fertig wird, lebt am längsten. Nachher ist allgemeiner Tanz, wobei die Knechen auffordern.

Die nicht geladenen Bauern im Orte gehen schon nachmittags in ein anderes Bauernhaus oder, wenn ein Krug vorhanden, in diesen, um auch

zu feiern und die ihnen zukommenden Gaben, einen Korb voll Brot, Butter, Wurst und Kuchen, zu verzehren. In manchen Dörfern erhielten sie auch Getränke dazu, in andern nur Getränk und Kuchen.

Am zweiten Tage machte sich das junge Ehepaar morgens in Sonntagstracht auf, der Mann mit einer Flasche „Sluck", die Frau mit einem Korbe voll „Bodderkookensträmel", um die Gäste zum Kaffee zu laden. So gingen sie von Haus zu Haus, indem sie den Gästen „een Sluck un een (H)app Kook totobieten" boten.

Nachdem die Gäste in der Sonntagstracht den Kaffee im Köstenhause getrunken, ging's truppweise ins Dorf „to besehen", die Männer das Vieh und Wirtschaftsgerät, die Frauen die Häuser. Mit gutem Appetit kehrten sie zurück zum Frühstück, wobei das „Braels" wieder ebenso gut mundete wie am ersten Tage. Dann ward eine Tour getanzt, aber „Art har dat noch nich". Gegen Mittag zog man den ganzen Hochzeitsstaat wieder an, um das Mittagsmahl einzunehmen. Darnach wurde weiter gefeiert wie am ersten Tage. In der Dönz ward wieder getrumpft, einzelne Gruppen erzählten Erlebnisse und Erfahrungen aus der Wirtschaft, nachher Kriegs- und Spukgeschichten, Kinder sahen und hörten zu. Aber allmählich wurde es hier leer, denn der Tanz auf der großen Diele begann wieder, und nun „förrern de Deerns up". Die junge Frau trägt noch ihren Kranz und tanzt mit allen Gästen, auch mit den Fuhrleuten, die ebenfalls zahlen müssen.

Nachts 12 Uhr wird „der Kranz abgetanzt": Die Kranzdeerns stellen sich wieder im Kreise auf, doch ohne die Lichter. Die verheiratete Schwester der Braut oder die nächste verheiratete Verwandte tanzt nun mit der jungen Frau, nimmt ihr dann nach dem Tanze den Kranz ab und setzt ihr eine goldene oder eine rotseidene Mütze auf.

Am dritten Köstentag wird weiter gefeiert. Zum Schlusse tanzen auch Schenker, Kock, Schöttelsch und die andern „Uppassers".

Von den Einnahmen hatten früher die Musikanten eine vorher abgemachte Summe an die beiden Hochzeitsväter, welche die Kosten der Hochzeit zu gleichen Teilen bestritten, abzugeben; doch blieb für sie in der Regel noch ein guter Überschuß. Am dritten oder früh am vierten Tage kamen dann die „Peerjungs" mit den Pferden zurück. Nachdem dann die Gäste den Eltern des jungen Paares noch ein Geldgeschenk gegeben und ihre „Pröw", Butterkuchen und einige Päpernoet, in den mitgebrachten Körben empfangen hatten, wurde eingepackt und heimgefahren. Zu Hause erhielten die „Inwahrers", die unterdessen den Haushalt besorgt hatten, Proben von dem mitgebrachten Kuchen.

Am Sonntag nach der Hochzeit hielt das junge Ehepaar seinen ersten Kirchgang, die Braut mit Kragen und goldener Mütze. Am Nachmittage wurde in manchen Orten, besonders in denen, wo die Bauern am Hochzeitsabend Gaben nicht erhalten hatten, den Dorfbewohnern im Köstenhause ein „Paggeleitzenbier" gegeben. Männer, Frauen und Kinder konnten daran teilnehmen. Jede Familie erhielt dabei einen „Paggeleitz", ein hufeisenförmiges Gebäck. Bis in die Nacht wurde getanzt. — Mehrere Tage vergingen, bis alles wieder aufgeräumt war, und mit frischer Kraft ging es wieder an die Arbeit.

Bei einem Begräbnis*) waren, ähnlich wie bei einer Hochzeit, viele Vorbereitungen zu treffen, denn es mußten viele Gäste bewirtet werden. Wenn die Verwandten zum „Bigraff" kamen, gab es Kaffee und Frühstück. Auch die Bauern des Dorfes, welche die „Kuhle machen" und läuten mußten und verpflichtet waren, dem Sarge zu folgen und die Leiche zu bestatten, wurden auf der großen Diele, wo der Sarg auf zwei Holzböcken stand, hinter der großen Tür mit Schnaps, Bier und Kuchen, auch wohl mit Würsten bewirtet und erhielten abends im Kruge noch ein „Dodenbeer". Beliebt waren früher bei Begräbnissen „Brannwienskoschalen", zinnerne, mit zwei Griffen versehene Schalen, aus denen man mit Holzlöffeln Branntwein mit Honig oder Zucker und Kuchenbrocken aß. Auch die Neugierigen aus dem Dorfe, welche die Leiche im offnen Sarge noch einmal sehen wollten, erhielten Kuchen und Bier. Nun kommt der „Scholmester" mit 8—12 Jungen (im Pfarrdorfe auch der Pastor), sie treten an den offenen Sarg und sprechen ein stilles Gebet. Um den Sarg stehen die Leidtragenden und weinen, desgleichen die Neugierigen, welche manchmal mit dem Kuchenessen noch nicht fertig sind. Ein anderes Bild hinter der großen Tür: Während ein Bauer die Gläser zusammenschiebt, ist ein anderer dabei, noch „einen zu nehmen". Dabei beginnt der allgemeine Gesang „Christus, der ist mein Leben", der oft durch das Gebrüll einer Kuh oder das Geschrei eines über die Diele fliegenden Huhnes gestört wird. Nachdem dann der Sarg auf einem Leiterwagen nach dem Kirchhof gefahren und beigesetzt war, fand sich die große Verwandtschaft zum Mittagessen im Trauerhause zusammen. Nachher spielten Männer Karten, Frauen besahen Haus und Dorf, dann gab es Kaffee, Vesperbrot und Abendessen. Am andern Tage wurde weiter gefeiert, und die Angehörigen waren froh, wenn die Gäste mittags heimfuhren und sie endlich allein waren. Begräbnis

Jetzt wird nicht mehr in dieser Weise gefeiert. Die Verwandten bekommen ein Frühstück und ein einfaches Mittagessen und fahren meistens schon am Nachmittage wieder heim. Die Bewirtung der Bauern auf der Diele fällt fort, ebenso die Feier am zweiten Tage. Auch die Beerdigung der „kleinen Leute" (Anbauer und Häuslinge) gestaltet sich durch Vereine, zu denen sich diese vielfach im Dorfe zusammengeschlossen haben, würdiger.

* * *

In der Zeit, als unser Volkstum noch in reiner Blüte stand, hielt der Bauer fest an dem Alten, das sich Jahrhunderte lang als g u t bewährt hatte und ein ererbtes, teures Gut geworden war. Fremdes nahm er nicht an, wenn er es nicht vorher für sich passend gemacht hatte. Als jedoch in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die fremden Einflüsse immer stärker und schneller auf ihn einwirkten, war er ihnen nicht mehr gewachsen. Er gab das, worauf er bislang stolz war, auf und nahm blindlings das Fremde an: Die städtische Bauart hielt ihren verderblichen Einzug und zerstörte das schöne Bild

*) Über den Aberglauben beim Begräbnis, der auch hier ebenso wie im Übrigen nicht berücksichtigt ist, vergleiche man besonders: Tetzner, a. a. O. S. 374 u. ff. Mente, Der alte Volks- und Aberglaube. Hannoverland 1909. Mucke, a. a. O. S. 176.

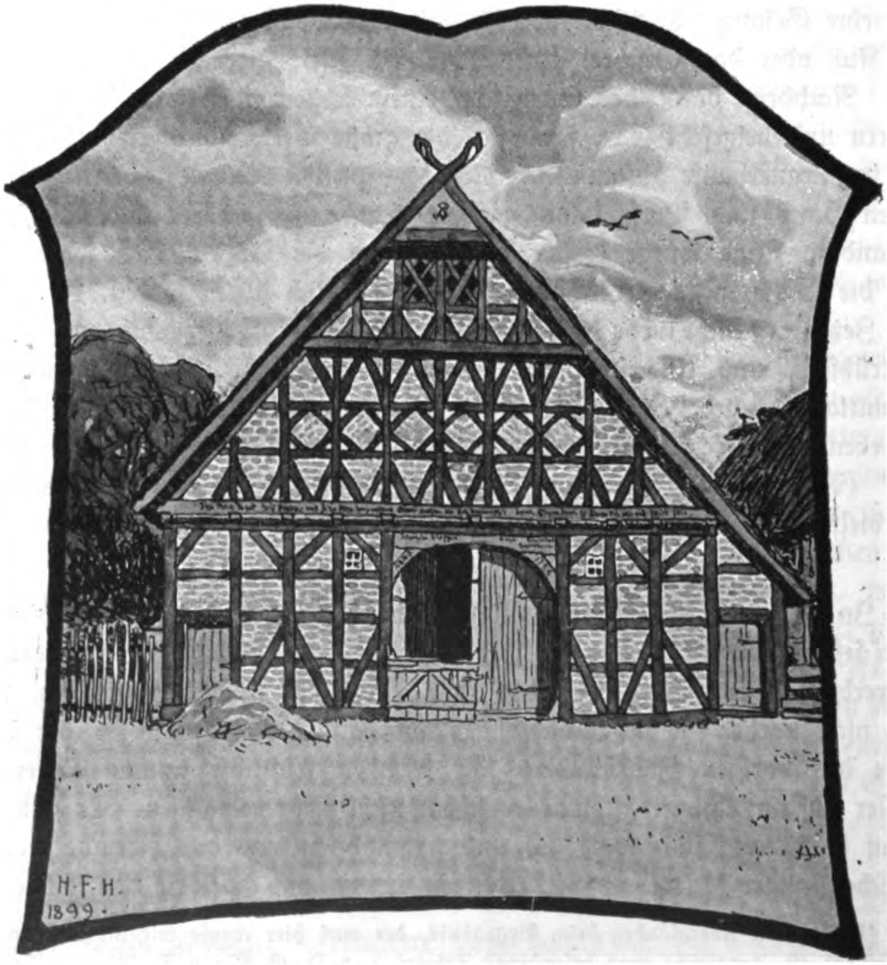
des wendländischen Rundlings. Von der reichen, farbenfrohen Tracht liegen nur noch vereinzelte Stücke in den Koffern. Unsere Bauerntöchter kennen sie kaum noch, die ihrer Mutter Ehrentracht war:

„Wendsche Tracht, du farbenprächt'ge!
Wonnig, hübsch, anmutig, fein,
sinnig, schön konnt man dich nennen,
wirst bald ganz vergessen sein." (Warnke.)

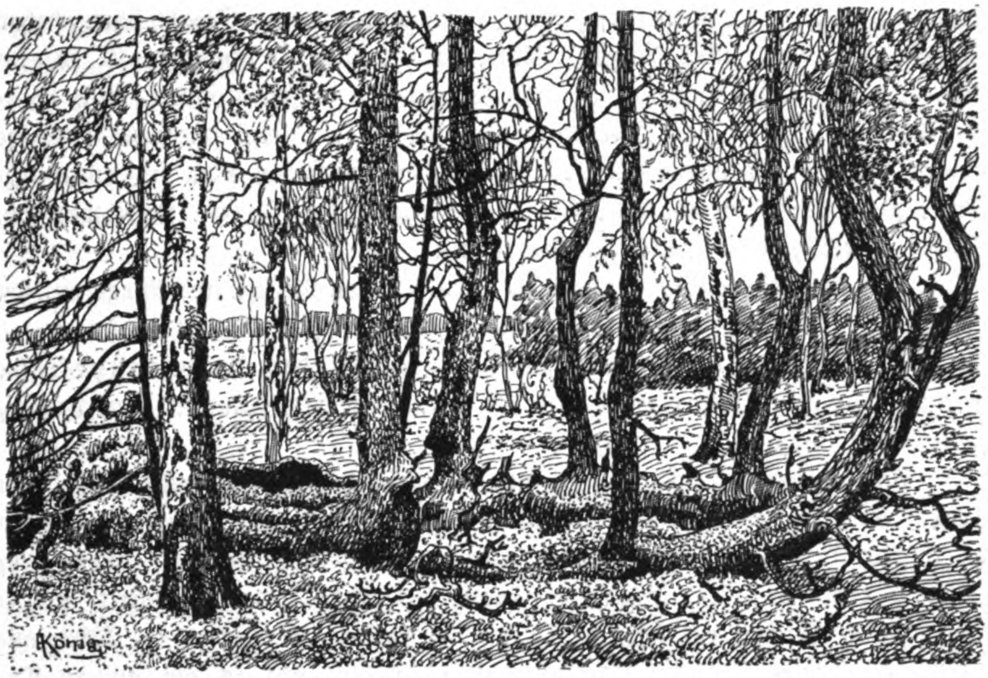
Und wo sind die schönen Dorffeste geblieben? Nur noch die Alten erzählen uns von ihnen. An ihrem Verschwinden haben auch großenteils amtliche Verordnungen schuld gehabt. So verbot man das Bauerbier, das besonders dazu geeignet war, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit wach zu halten. An Stelle dieser alten Volksfeste sind heute die Vereinsfeste getreten.

Ebenso mußten die Spinnerklumpen aufhören, die nicht nur viel Reizvolles an sich hatten, sondern auch zur Arbeit anspornten und die beste Vermittlungsstelle für Überlieferung alter Sitte waren.

Möchte diese kurze Beschreibung dazu beitragen, unser hannoversches Wendland näher kennen und schätzen zu lernen.



Wendländisches Bauernhaus.



A. König (Eschede).

Alter Volksglaube.

Volksaberglaube.

Von Rektor Reinstorf (Wilhelmsburg).

Verbreitung

Leider entspricht es durchaus der Wirklichkeit, wenn behauptet wird, daß man den alten Volksglauben im Lüneburgischen noch heute an jedem Orte und in fast allen Ständen antreffe, denn selbst bei gebildeten Leuten findet man z. B. noch die Furcht vor der Zahl 13 oder hört einem günstigen Berichte das „Unberufen" hinzufügen. Selbstverständlich muß zugegeben werden, daß die Verbreitung des alten Volksglaubens mit zunehmender Kultur, besonders infolge der besseren Schulbildung, gegen früher abgenommen hat. Auch findet man ihn in der Stadt weniger als auf dem Lande, in verkehrsreichen Gegenden weniger als in abgelegenen, bei den höheren Ständen weniger als bei den niederen, bei religiösen Leuten weniger als bei unreligiösen. Am meisten verbreitet ist er noch bei den niederen Volksschichten im Wendlande und in abgelegenen Gegenden der Lüneburger Heide. Im Wendlande setzte noch in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein Bauer in einer öffentlichen Anzeige in der Zeitung 50 Mk. Belohnung aus für den, der ihm nachweise, wer seine Schafe behext habe, und in der Heide sah noch in den neunziger Jahren der Verfasser mit eigenen Augen, wie ein Schäfer die Hexen-

frau aus Ülzen kommen ließ, weil er glaubte, seine Schafe seien behext. (Vergl. auch unten über Hexen.) Eine eigentümliche Erscheinung ist es, daß sich der alte Volksglaube, z. B. der Glaube an Versehenkönnen, auch in der so religiösen Gegend von Hermannsburg und oft bei sonst durchaus religiösen Leuten findet (siehe den Schluß). Wie tief er überhaupt noch im Lüneburger Volke steckt, mag die folgende kleine, in den letzten Jahren (durchweg vom Verfasser selbst) gesammelte Auslese zeigen.

Beispiele:

Der alte Volksglaube gibt vor allen Dingen Mittel und Wege an, wie man das Glück erjagen und sich vor Unglück hüten kann.

Das Deuten der Gegenwart auf die Zukunft

Ein Hindernis, glücklich zu sein, ist die Ungewißheit der Zukunft. Ihr Dunkel zu lichten, ist dem alten Volksglauben auf mannigfache Weise möglich.

Um zu erfahren, ob es eine gute Buchweizenernte gibt, muß man darauf achten, ob die Frösche im März neun Abende hintereinander quaken. — Wenn es in die kahlen Bäume donnert, geraten die Küken nicht. — Eine große schwarze Kuh hat kein Glück im Stalle. — Geht man zu Markt, um ein Pferd zu verkaufen, und sieht es sich um, so kommt es wieder. — Wird alles aufgegessen, was auf den Tisch gekommen ist, so gibt es am andern Tage gutes Wetter. — Verheiraten sich viele alte Leute, so folgt ein strenger Winter. — Werden auf dem Markt alle Semmeln verkauft, so gibt es ein teures Jahr. — Zeigen sich beim Neubau eines Hauses Funken, wenn der erste Nagel eingeschlagen wird, so brennt das Haus ab. — Arbeitet ein Dienstmädchen nach dem Eintritt in ein Haus zuerst mit Wasser, so schwimmt es bald wieder davon. — Ein auf dem Rücken liegendes Messer bedeutet einen Gast, ebenso das Putzen der Katze und das Hineinkrähen eines Hahnes ins Haus. — Auch wenn ein Strohhalm in der Stube liegt, kommt Besuch. Ist der Halm ohne Ähre, so ist der Gast ohne, im anderen Falle mit Hut. — Schwimmt ein Blatt auf dem Tee, so gibt es am nächsten Tage einen Brief. — Wem die Schürze wegfällt, der muß Gevatter stehen. — Wer in der Stube etwas knacken hört, an den denkt jemand. — Wem ein Ohr klingt, über den wird etwas gesprochen; klingt das linke, so ist es etwas Gutes, klingt das rechte, so ist es etwas Schlechtes. Der, an den man denkt, wenn das Klingen aufhört, ist der Sprecher. — Niest jemand, während ein anderer spricht, so ist das Gesagte wahr, ebenso, wenn zwei zu gleicher Zeit dasselbe sagen. In diesem Falle leben beide auch noch ein Jahr zusammen. — Wenn der Kuckuck ruft, muß man zählen. Soviel Zahlen man während des Rufens aussprechen kann, soviel Jahre lebt man noch. — Auch beim Ausblasen einer Laterne am Löwenzahn kann man erfahren, wieviel Jahre man noch lebt, nämlich soviel, wie Stielchen stehen bleiben. — Hat man Geld in der Tasche, wenn im Frühlinge zum ersten Male der Kuckuck ruft, so hat man das ganze Jahr hindurch Geld. — Weiße Flecke auf den Nägeln bedeuten Reichtum. — Juckt einem die rechte Hand, so muß man an demselben Tage noch Geld ausgeben, juckt die linke Hand, so nimmt man etwas ein. — Wer etwas Heißes trinken und anfassen kann, kann auch gut schweigen. — Der, dessen Zähne

weit auseinander stehen, kommt auch weit in die Welt. — Wem die Augenbrauen zusammengewachsen sind, der hat im Leben viel Glück. — Das Finden eines vierblättrigen Kleebattes bedeutet Glück. — Wer altes Eisen (besonders ein Hufeisen, noch besser eins mit drei Löchern) findet, hat ein großes Glück zu erwarten. — Ein Umwippen mit dem linken Fuß bedeutet Glück, mit dem rechten Unglück. — Spinne am Morgen bringt Mühe und Sorgen; Spinne am Nachmittag bringt morgen einen guten Tag. — Die Begegnung einer Frau bringt Mißraten dessen, was man vorhat, diejenige eines Pferdegespannes dagegen Glück. — Läuft einem ein Hase quer über den Weg, so passiert Unglück im Hause oder auf der Reise. — Träumt man von Eiern oder kleinem Gelde, so gibt es Streit. — Hände besehen bedeutet Streit, Füße besehen Tanz.

Manchmal deutet ein Vorgang in der Gegenwart auf einen ähnlichen in der Zukunft.

Fliegt der Storch, den man im Frühlinge zuerst sieht, so ist man in dem Jahre flüchtig, sitzt er dagegen, so bleibt man an dem Orte. — Ein Spinngewebe im Hause bedeutet einen Brautschleier. — Sturm am Hochzeitstage bedeutet Sturm in der Ehe. — Ein Mädchen, das beim Waschen die Schürze naß macht, bekommt einen Säufer zum Mann und muß deshalb die Schürze oft mit Tränen benetzen. — Laufen in der Hand eines jungen Mädchens zwei Linien zusammen, so bekommt es einen Mann. — Das Überkochen der Speise der Wöchnerin bedeutet Unglück. — Träumt man von faulen Eiern, so wird bald jemand in der Familie krank. — Ein schwarzer Schmetterling bedeutet Trauer. — Eine schwarze Nadel auf weißem Zeuge bedeutet einen Todesfall. — Steht ein Licht auf der Erde, so gibt es einen Trauerfall. — Wenn beim Nachläuten eines Toten die Uhr schlägt, so stirbt bald wieder jemand.

Oftmals zeigt ein Ereignis in der Gegenwart aber auch ein entgegengesetztes in der Zukunft an.

So hat die Braut Glück, wenn es am Polterabend viel Scherben gibt, ebenso, wenn es in den Brautkranz regnet. — Nur wenn das bei der Richtfeier eines Hauses von oben herunter geworfene Glas zerspringt, wohnt in dem neuen Hause das Glück. — Wer Myrten baut, wird nicht getraut. — Träumt man von Tod und Begräbnis oder wird man tot gesagt, so lebt man noch lange. — Ein Jäger hat Glück, wenn man ihm Arm- und Beinbruch wünscht.

Aus mancherlei Umständen können Eltern etwas über die Zukunft ihrer Kinder erfahren.

Hat ein Kind lange Finger, so wird es nicht groß, ebenso nicht, wenn es zu klug ist. Dagegen gedeihen die Kinder, die bei der Taufe schreien.

Das Deuten auf Liebes- und Eheglück

Ebenso ist es den Jünglingen und Jungfrauen möglich, ihre Zukunft vorherzusehen.

Um zu erfahren, ob die beiden, die man sich denkt, ein Paar werden, muß man zwei Pflanzen vom Johanniskraut in eine Wand stecken. Wachsen

sie gegen einander, so werden die beiden sich heiraten, im anderen Falle nicht. — Wer unwillkürlich reimt, bekommt etwas Liebes zu sehen. — Ein junges Mädchen hat soviel Verehrer, wie der Wegerich, den man aus der Erde zieht, Fasern zeigt. — Zählt ein Mädchen die Schimmel, die es sieht, und begegnet ihm, wenn es bis 99 gekommen ist, ein Schornsteinfeger, so wird es, wenn es nun zuerst einem Manne die Hand reichen muß, sich verheiraten, wenn es einer Frau die Hand reichen muß, ledig bleiben. — Von den Blättern eines Marienblümchens kann ein junges Mädchen sein Schicksal mittels des folgenden Spruches ablesen: Er liebt mich von Herzen, mit Schmerzen, über alle Maßen, kann ihn nicht lassen, ein klein wenig, ganz heimlich, gar nicht. — Bricht einem jungen Mädchen beim Nähen eines Stückes Wäsche oder eines Kleides eine Nadel, so wird es beim Tragen des Stückes Braut. — Wer die erste Bohne aus einem Kuchen bekommt, wird zuerst Braut. — Wer siebenmal die Bohne bekommt, bleibt alte Jungfer. — Brennen drei Lampen im Zimmer, so ist eine heimliche Braut im Hause. — Wer drei Schürzen zugleich vor hat, ist ein Freiwerber. — Schält ein Jüngling oder ein Mädchen eine Kartoffel oder einen Apfel ab und wirft die Schale über den Kopf, so bildet sich aus ihr der Name der oder des Zukünftigen. — Bekommt ein junges Mädchen die Neige des Weines, so bekommt es einen alten Mann. — Wenn's der Braut in den Kranz schneit, wird sie in der Ehe glücklich. Sie wird unglücklich, wenn der Hochzeitszug an einem offenen Grabe oder an einer Leiche vorbei muß. — Das Verlieren des Trauringes bedeutet Trennung der Gatten.

Das Deuten auf den Tod

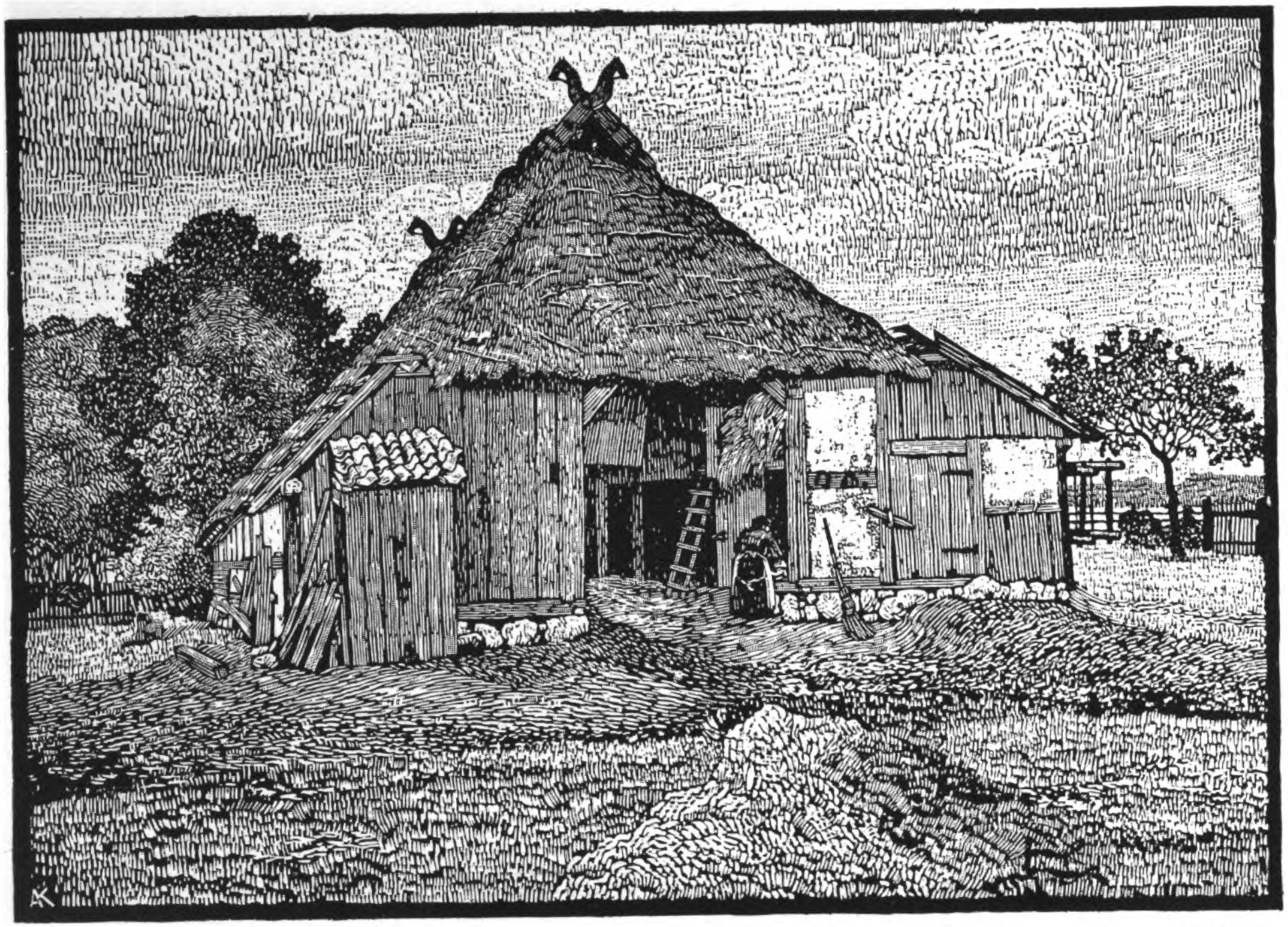
Eine große Zahl von Anzeichen kennt der alte Volksglaube für den Eintritt des Todes eines Menschen.

Wer von den jungen Eheleuten am Hochzeitstage zuerst die Hausschwelle überschreitet, stirbt zuerst. — In dem Hause, in dem das Weihnachtsgebäck zuerst aufgezehrt wird, stirbt zuerst jemand. — Wenn jemandem drei Tropfen Blut aus der Nase fallen, stirbt bald einer aus der Familie, desgleichen, wenn jemand eine Stechpalme mit Beeren oder ein weißes Kohlblatt sieht, wenn ein Hund heult oder an einem Hause ein Loch gräbt, wenn sich die Totenuhr in der Wand hören läßt, wenn ein Licht auf der Erde steht, wenn die Bäume zweimal im Jahre blühen, wenn man von Blumen oder von einem Zahn träumt. — Träumt man von einem schmerzenden Zahn, so ist der Tote ein naher Verwandter. — Wenn eine Eule vor dem Fenster des Krankenzimmers „Kumm mit!" ruft, so stirbt der Kranke. — In dem Hause, nach dem der Spaten zeigt, mit dem zuletzt Erde auf einen Sarg geworfen ist, stirbt bald jemand. — Wer zuerst die Schaufel aufhebt, um dem Toten Erde auf den Sarg zu werfen, stirbt zuerst.

Die günstigste Zeit, die Zukunft zu erforschen, ist die Silvesternacht.

Das Deuten zu bestimmten Zeiten

Gießt man am Silvesterabend geschmolzenes Blei ins Wasser, so kann man aus Figuren, welche sich bilden, seine Zukunft (Hochzeit, Tod) erkennen. — Hängt man sich in der Silvesternacht ein Leichentuch über den Kopf, geht damit rückwärts aus dem Hause und sieht auf das Dach, so gewahrt man,



A. König.

Kate in der Heide.

was sich im kommenden Jahre in dem Hause ereignet. — Wirft ein Unverheirateter am Silvesterabend einen Schuh nach rückwärts über den Kopf aus der Tür und die Spitze fällt nach vorn, so verheiratet der Betreffende sich im nächsten Jahre. — In der Silvesternacht kann man in der Glut des Ofens das Bild der oder des Zukünftigen sehen. — Wenn ein Mädchen in der Neujahrsnacht ein Stück Brot auf den Tisch legt und ein Glas Wasser daneben stellt, so kommt sein künftiger Mann herein und ißt davon.

Auch in der Christnacht und zu manchen anderen Zeiten kann man in die Zukunft sehen.

Ist es in der Christnacht vor Mitternacht dunkel, so bleibt die Frühsaat stecken, ist es hell, so wird sie gut. — Liegt am heiligen Abend zwischen 12 und 1 Uhr die oberste Kuh im Stalle, so stirbt bald die Frau des Hauses, liegt ein Pferd, so stirbt der Mann. — Legt man sich am Christabend ein Gesangbuch unter das Kopfkissen und schlägt es am Christmorgen beim Erwachen schnell auf, so kann man seine Zukunft herauslesen. —

Friert es am Marientag, so gibt es noch 40 Tage Nachtfröste. — Wenn Lichtmeß die Sonne soviel scheint, daß die Eiszapfen schmelzen, so gedeihen die Bienen. — Lichtmeß dunkel gar, gut Bienenjahr. — Lichtmeß hell und klar, gibt ein schlechtes Jahr. — Der Karfreitag entscheidet über das Wetter im folgenden Sommer. Regen am Karfreitag zeigt einen nassen, Sonnenschein einen trockenen Sommer an. Anfangs Regen und dann Sonnenschein bringt erst Kälte und dann Trockenheit. — Regnet es an St. Jakob, so wird das Obst wurmstichig. — Regnet es Siebenbrüder oder Siebenschläfer, so regnet es noch 7 Wochen. — Weht der Wind am Michaelistage aus Westen, so wird das Korn billig, weht er aus Osten, so wird es teuer.

Es gibt Menschen, die können sehen, was sich in der nächsten Zeit ereignet. Das sind die Hellseher.

Wird ein Kind geboren, während der Prediger Gottes Wort liest oder auf der Kanzel geöffnet vor sich hat, so wird das Kind ein Hellseher. Auch Hunde sind Hellseher. Wenn sie heulen, so sehen sie Vorlaat. Sie sehen dann dahin, von woher z. B. ein Leichenzug kommen wird. Sieht jemand einem heulenden Hunde zwischen den Ohren hindurch nach der Richtung, wohin der Hund sieht, so bekommt der Mensch auch Hellseheraugen und kann Vorlaate von Leichenzügen, Brautwagen und Bränden sehen. Sieht er einen Leichenzug, so muß er ihm solange folgen, bis er weiß, zu wem der Zug geht, wer also stirbt. Hellseher

Für den Landmann ist es besonders wertvoll, zu erfahren, was für Wetter es gibt. Er hat dafür mancherlei Anzeichen.

Wenn der Specht oder der Kuckuck lacht, gibt es Regen, desgleichen, wenn viele Leute Fenster putzen. — Wenn es Blasen regnet, dann regnet es drei Tage, ebenso, wenn ein Regenbogen entsteht. — Gehen die Hühner im Regen, so regnet es lange, suchen sie Schutz, so wird es bald wieder trocken. — Wenn die Eiche grünt vor der Esche, hält der Sommer große Wäsche. — Wenn es Aschermittwoch regnet, bleibt das Land nicht feucht. — Fällt der Wetterglaube

erste Schnee in den Dreck, dann gibt es den ganzen Winter keinen Schnee. — Wenn die Hühner schreien, gibt's Wind. — Sternschnuppen bedeuten Sturm. — Solange die Lerche vor Lichtmeß singt, solange muß sie nachher schweigen. — Wenn im Frühlinge viele Eiszapfen am Dach hängen, dann gibt's ein gutes Fruchtjahr.

Große Bedeutung für die Landwirtschaft hat der Mond.

Steht die Mondsichel, so gibt es trockenes Wetter, liegt sie, so gibt es Regen (sie gießt). — Wenn das beim zunehmenden Mond zur Welt gekommene Kalb männlich ist, gebiert die Kuh nur männliche Kälber. — Die beim Vollmond geborenen Tiere sind von üppigem Körperbau und haben reiche Nachkommenschaft. — Die Schweine, welche bei zunehmendem Mond geschlachtet werden, haben viel Mark in den Knochen. (Siehe auch den folgenden Aufsatz.)

Aber der Mensch kann nicht nur erfahren, was ihm in der Zukunft bevorsteht, er kann das Schicksal auch zu seinen Gunsten beeinflussen.

Günstige Beeinflussung des Schicksals

Den Brautleuten legt man vor dem Gange zum Altar ein paar Getreidekörner in die Schuhe. Dann haben sie im Leben stets Überfluß. — Auch ist es gut, wenn man der Braut etwas Flachs in den Kranz windet. — Vor dem Weggehen vom Altar drehen sich die jungen Eheleute so um, daß sie sich ansehen. Dann vertragen sie sich in der Ehe. — Wenn ein Kind getauft werden soll, wickelt man in seine Kleidung ein Stück Papier mit ein, daß es gewitzt wird. — Damit es sicher groß wird, reicht man es, wenn es zur Taufe getragen werden soll, aus dem Fenster. — Am Tauftage beschäftigen sich die Paten. Dann wird das Kind fleißig. — Wenn man etwas Wichtiges vorhat, spuckt man in den Schuh; dann gelingt es. — Soll jemand in einer Sache Glück haben, so hält man für ihn den Daumen der linken Hand. — Um Glück zu haben, muß man dem ersten Schmetterling, den man im Frühlinge sieht, den Kopf abreißen. — Verschenkt man eine Geldtasche, so steckt man Geld hinein, dann ist sie später nie leer. — Damit ein neuer Hausgenosse sich bald heimisch fühlt, läßt man ihn in den Spiegel oder in die Glut sehen. — Neu gekaufte Tiere führt man dreimal um den Herd oder läßt sie in den Spiegel sehen. Dann laufen sie nicht davon. — Einem gekauften Hunde gibt man Brot, das man unter dem Arm hat warm werden lassen. — Ein Bauer, der weibliche Kälber haben will, läßt die Kuh über den Eimerhenkel trinken. — Damit die Bäume gut tragen, schießt man am letzten Tage des Jahres in sie hinein, oder man bindet ein Strohseil um den Stamm und steckt ein Silberstück dahinter. — Damit die Bohnen gut tragen, pflanzt man sie zu einer Zeit mit hoher Stundenzahl (11 oder 12). — Um den Acker vom Unkraut rein zu halten, säet man in Gottes Namen an einem Wochentage, an dem der erste Schnee gefallen ist.

Um Glück zu haben, ist es notwendig, auf die Tage zu achten.

Am ersten Werktage einer Woche oder eines Monats muß man keine Sache anfangen. — Hochzeiten am Montag bringen kurzen oder unglücklichen

Ehestand. — Das am Montag Gesäete oder Gepflanzte gedeiht gut. — Hochzeiten, Dienstantritte usw. am Dienstag bringen Glück. — Der Flachs, der Gründonnerstag gesät wird, gedeiht gut. — Das Nähen am Karfreitag bringt Geschwüre. — Holt man am Ostermorgen Wasser mit den Worten: „Ich schöpfe hier Christi Blut, das ist für neunundneunzigerlei Krankheiten gut," so ist das geholte Wasser besonders heilkräftig. — Wäscht man sich mit dem Tau der Mainacht, so bekommt man keine Sommersprossen. — Arzneikräuter muß man am Johannistag vor Sonnenaufgang sammeln.

Manchmal hilft auch das Wünschen, z. B. in dem Augenblick, wenn einem eine Augenwimper ausfällt und man sie wegbläst, oder wenn zwei zu gleicher Zeit dasselbe sagen und sich dann den kleinen Finger reichen, oder wenn eine Sternschnuppe fällt. — Wenn zwei mit dem kleinen Finger der rechten Hand in einen Kringel fassen und ziehen, so geht dessen Wunsch in Erfüllung, der das größte Stück behält.

Um glücklich zu sein, muß man vor allen Dingen das Unglück verhüten. Verhütung des Unglücks

Dazu ist nötig, daß man sorgfältig meidet, das Schicksal herauszufordern.

Das würde z. B. ein junges Mädchen tun, wenn es eine Haube aufsetzen würde. Es bekäme keinen Mann. — Das würde man tun, wenn man einer Braut ein Taschentuch schenkte. Sie würde später viel weinen müssen. — Das würde die Braut tun, wenn sie ihrem Bräutigam Pantoffel schenkte. Er würde ihr als Mann davonlaufen. — Auf dem Kistenwagen darf kein Spaten mitgenommen werden, weil damit bald das Grab der jungen Frau gegraben werden würde. — Ein Kind darf man nicht Kröte nennen, sonst wächst es nicht. — Die Nadeln, mit denen das Totenhemd genäht worden ist, dürfen nicht im Hause bleiben, sondern müssen im Sarge mit hinausgetragen werden, sonst stirbt bald wieder jemand. — Gibt man einem Kinde den Namen eines Gestorbenen, so stirbt es auch bald. — Das Schenken einer Schere hat Streit im Gefolge. — Am heiligen Abend zwischen 12 und 1 Uhr ist das Wasser im Brunnen Wein. Wenn man dann in drei Teufelsnamen hinzugeht und fragt: Ist das Wasser Wein? So erhält man die Antwort: Du bist mein!

Man darf auch nicht den Neid der Gottheit erregen.

Wenn eine Braut Perlen am Hochzeitskleide trägt oder am Hochzeitstage viel lacht, so muß sie später weinen. — Wenn zwei Bräute zugleich im Hause sind, so wird eine unglücklich. — Man darf ein Kind nicht einen Engel nennen, sonst fliegt es davon. — Wenn jemand etwas „beruft", indem er z. B. sagt: Mir geht es gut, so muß er dreimal unter den Tisch klopfen und dabei sagen: Unberufen! Sonst folgt ein Unglück.

Das Unglück kann auf die mannigfachste Weise abgewendet werden.

Ein Mädchen darf sich nicht von zwei Seiten einhaken lassen, sonst bekommt sie einen schiefen Mann. — Ein Unverheirateter darf sich nicht an die Ecke des Tisches setzen oder die Butter anschneiden, sonst muß er noch sieben Jahre mit dem Heiraten warten. — In der Zeit zwischen Verlobung

33*

und Hochzeit müssen Braut und Bräutigam, sowie die Verwandten stets durch die große Tür gehen, sonst wird die Verbindung wieder gelöst. — Eine Braut darf sich in der Kirche nicht umsehen, sonst hat sie Unglück in der Ehe. — Der Brautwagen darf nicht vor dem Hause umwenden, auch darf der Bräutigam nicht rückwärts vom Wagen steigen. — Der Brautschleier muß zerrissen werden, sonst gibt es eine unglückliche Ehe. — Eine Frau darf vor der Geburt des Kindes nicht zu häufig essen, sonst wird das Kind ein Vielfraß. Sie darf nicht aus der Flasche trinken, sonst wird das Kind engbrüstig. Sie darf keine gelbe Wurzeln schälen, sonst bekommt das Kind Sommersprossen. Sie darf nicht durch ein Schlüsselloch sehen, sonst wird das Kind ein Schieler. — Man darf vor der Taufe des Kindes seinen Namen nicht nennen, sonst lernt es schwer sprechen. — Kinder unter einem Jahre dürfen nicht in den brennenden Tannenbaum sehen, auch nicht durch ein Fenster gereicht werden, wenn sie gedeihen sollen. — Kinder dürfen nicht in die Buttermühle oder in den Sahnetopf sehen, sonst bekommen sie eine lange Nase. — Damit das Kind kein Vielfraß wird, setzt man es in den Schrank während die Mutter neunerlei Arbeiten verrichtet. — Damit das Kind häuslich bleibt, behalten die Gevattern beim Kindtaufschmaus den Hut auf dem Kopf. — Näht man an einem Kleidungsstück etwas fest, während es jemand auf dem Leibe hat, so bekommt er ein schlechtes Gedächtnis. — Es ist nicht gut, wenn man den lieben Gott „anweist" (mit dem ausgestreckten Finger nach dem Himmel zeigt). — Auch muß man die Augen (oder den Mund) nicht weit aufreißen, während die Uhr schlägt, sonst bleiben sie offen stehen. — Damit der folgende Kuchen gerät, muß man von dem zuletzt gebackenen das erste Stück abbrechen (nicht abschneiden). — Man darf nichts mit dem Besen aus dem Hause fegen, sonst fegt man das Glück hinaus. — Auf dem Baum muß ein Apfel zurückbleiben, sonst trägt er im nächsten Jahre nicht. — Schuhe darf man nicht auf den Tisch stellen, sonst gibt es Streit im Hause. Dasselbe ist der Fall, wenn sich zwei zugleich in einem Handtuch abtrocknen. — Es ist nicht gut, am Sonnabend eine Arbeit unvollendet zu lassen. — Das Brot auf dem Tisch darf nicht mit dem angeschnittenen Ende nach der Tischkante liegen, sonst gibt es ein Unglück. — Ebenso bringt das Aufziehen von Fuchsien und Kalla Unglück, desgleichen das Schenken eines schwarzen Kleides zu Weihnachten. — Beim Hinzutreten zum Altar darf man sich nicht umsehen, auch darf man das Gesangbuch nicht geöffnet haben. — Wenn man die Knospen an den Bäumen zählt, fallen sie ab, ohne aufzublühen. — Um keine Sommersprossen zu bekommen, bestreicht man sich das Gesicht mit dem ersten, frisch gelegten, heilen Ei eines jungen Huhnes. — Damit die Wunden nicht feurig werden, muß man die gebrauchten Binden ins Feuer werfen. — Damit einem die Krankheiten nicht schaden, welche die Leute auf den Kreuzweg gebracht haben, muß man stets schräg hinübergehen. — In dem Hause, in welchem jemand gestorben ist, darf in demselben Jahre kein Vieh aufgezogen werden. — Wer in den Zwölften (d. i. in der Zeit von Christabend bis zum 6. Januar) den Stall reinigt, verliert ein Stück Vieh. — In den Zwölften darf man kein Zeug auf den Zaun

hängen. Bekleidet man den Zaun damit, so muß im folgenden Jahre jemand aus dem Hause den Kirchhof bekleiden. — Man darf die Bettstelle nicht so stellen, daß man mit den Füßen nach der Tür hin liegt, sonst wird man bald tot aus dem Hause getragen. — Wenn sich vier Personen kreuzweise die Hand reichen, stirbt bald einer von ihnen. — Steht man nicht still, wenn einem ein Leichenzug begegnet, so stirbt einem bald ein naher Verwandter.

Gegen Unglück schützt auch ein sogenannter Himmelsbrief. In demselben steht, daß der, der ihn bei sich trägt, geschützt ist gegen Schuß und Hieb im Kriege, gegen Feuers- und Wassersnot, gegen Krankheit und sonstiges Unglück.

Vorsicht bei Todesfällen

Besonders vorsichtig muß man sein, wenn jemand gestorben ist, da der Tote sonst leicht wiederkommen und jemanden nachholen kann.

Der Sarg muß so ins Haus getragen werden, daß das Fußende zuerst in die Tür kommt. Er muß in der Stube umgedreht werden. — In dem Zeuge, das der Tote mit in den Sarg bekommt, darf kein Name stehen. — Die Angehörigen müssen der Leiche zum Abschied die Hand reichen oder ihr einen Eimer Wasser nachgießen. — Wenn der Sarg hinausgetragen wird, müssen die Böcke, auf denen er gestanden hat, umgestoßen werden. — Der Sarg muß unter der hochgehobenen Schwelle der großen Tür hindurch getragen werden. Die Lichter, welche am Sarge brennen, dürfen erst dann ausgelöscht werden, wenn die Verwandten vom Grabe nach Hause zurückgekehrt sind. — Ganz besondere Vorsicht muß angewandt werden, wenn jemand begraben wird, dem die Mutter, nachdem er entwöhnt war, nochmals die Brust gegeben hat, da ein solcher „Doppelsäuger" im Grabe mit den nicht verwesenden Lippen die fleischigen Teile seiner Brust aufsaugt und dadurch auch seinen Anverwandten die Lebenskraft entzieht. Man beugt dem vor, indem man dem Toten einen Kreuzpfennig unter die Zunge oder ein Brett unter das Kinn legt.

Abwendung von Krankheiten

Krankheiten lassen sich auf die verschiedenartigste Weise abwenden.

Um sich vor dem Zipperlein zu schützen, steckt man Kastanien in die Tasche. — Um das Kind vom Bettnässen zu befreien, verbrennt man eine Maus oder den abgeheilten Nabel eines Kindes zu Pulver und gibt dieses dem Kinde ein. — Auszehrung wird durch siebenerlei Holz geheilt, sogar aus der Ferne. — Schreiende Kinder zieht man dreimal durch unbenutztes Garn. — Eine eiternde Wunde heilt man, indem man Eiter an einen Lappen streicht und diesen einer Leiche mit in den Sarg gibt. Die Totenfrau muß den Lappen vor Sonnenaufgang abholen. — Eine Wunde heilt man auch, indem man einen Stein von der Erde aufhebt, drei Tropfen Blut auf die freigewordene Stelle fallen läßt und dann den Stein wieder hinlegt. — Hat man sich einen Zahn ausziehen lassen, so wirft man ihn mit den Worten über den Kopf: Alter Zahn weg, neuer Zahn wieder! — Gegen Zahnweh hilft ein Nagel aus einem Sarge. — Das Bestreichen mit einer Totenhand hilft gegen Blutschwamm, Mauseflecke und Warzen. — Warzen wirft man

auch über den Kopf nnd betet ein Vaterunser dabei. Oder man reibt sie mit gestohlenem Speck ein und läßt diesen dann auf einem Stock vertrocknen. Man kann auch einen Faden über sie ziehen und ihn unter dem Scheunentor vergraben oder sie zählen, eine gleiche Anzahl Knoten in einen Faden machen und ihn unter den Schweinetrog legen. — Eine verwundete Junge heilt, wenn man morgens nüchtern dreimal ins Feuer spuckt. — Um ein Gerstenkorn vom Auge wegzubringen, muß man durch einen Fingerring ins Feuer sehen und dreimal hineinspucken. — Kaltes Fieber heilt man, indem man dreimal in einen Ameisenhaufen spuckt oder sich mit einem Nagel über den Kopf streicht und ihn dann in die Wand schlägt. Man nagelt damit das Fieber fest. — Wer schlimme Augen hat, muß ins Osterfeuer sehen. — Ein Stück Kohle vom Osterfeuer heilt Vieh. — Wer ein Glied verrenkt hat, läßt sich an einem Donnerstag („Dunnerstag is Wunnerdag") vor Sonnenaufgang von einer Frau, die Zwillinge geboren hat, ein wollenes Band spinnen und wickelt es um das Glied. (Siehe Aufsatz 26.)

Manche Krankheiten können durch Besprechen geheilt werden.

Besprechen

Hat der Kranke „Tehrer", so muß man unter einen Holunderbusch gehen und sagen:

Ihr Kleinen,
hier bring' ich euch Flachs zu spinnen
und bring' euch Garn zu Linnen
und bring euch Grütze zum Kochen.
Nun sollt ihr unsern Vater (Bruder usw.) wohl lassen.

Gegen Flechten hilft folgender Spruch:

Es stehn drei Jungfraun an dem See.
Die eine wäscht,
die andre pläscht,
die dritte reicht auf den Grund,
damit die Flechte verschwund.

Oder:

Die Fliegasch' und die Flechten,
die fliegen über das Meer.
Die Fliegasch', die kommt wieder,
die Flechte nimmermehr.

Beim Sprechen muß man schweigend Asche aus dem Herd über die kranke Stelle blasen.

Gegen eine Anschwellung:

Du sollst nicht schwillen,
du sollst nicht stechen,
du sollst nicht brechen,
du sollst nicht wehtun.

Gegen das Fieber:

Man muß Salz ins Wasser werfen und dabei sagen:

Wenn dieser Same wird aufstehn,
werde ich mein Fieber wiedersehn.

Oder:

Allhornbusch, du hohle,
mi plagt de Kohle.
Nimm mi em af;
bet an den jüngsten Dag.

Gegen die Rose:

Rose, du sollst nicht glühn,
du sollst nicht blühn,
du sollst vergehn
wie Tau im Gras.

Oder:

† Rose, † Rose, † Rose, weiche,
flieh auf eine Leiche,
und laß die Lebenden befreit
von nun an bis in Ewigkeit.

Gegen Warzen:

Mond an der Wand, Warzen an der Hand.

Oder:

Man sieht einer Leiche nach und sagt: Nimm sie mit!

Oder:

Du un du un dien Korpral,
schölt tohop in'n Sod vergahn.

Dabei nimmt man soviel Erbsen wie man Warzen hat, stellt sich mit dem Rücken gegen einen offenen Brunnen und wirft die Erbsen, nachdem man sie auf die Warzen gehalten hat, einzeln ins Wasser.

Gegen Zahnschmerzen:

Ich schöpfe das Wasser (aus einem fließenden Gewässer) in meinen Mund
und speie es in den tiefen Grund.

Gegen Schmerzen bei Wunden:

Petrus hieb Malchus sein Ohr ab.
Es reißt nicht,
es sticht nicht,
es heilt aber und wird gut.

Gegen Brandwunden:

Ich bespreche diesen Brand
mit Marienhand,
daß es nicht killt,
daß es nicht schwillt.

Um das Blut zu besprechen, wendet man folgende Sprüche an:

In Christi Garten stehen drei Rosen,
die eine für das Gut,
die andre für das Blut,
die dritte für den Engel Gabriel.

Oder:

Auf Christi Grabe stehen drei Lilien.
Die erste heißt Demut,
die zweite Wehmut,
die dritte wie Christus will.
Blut, stehe still!

Oder:

Blut, du sollst stille stehn
und nicht weiter gehn!

Diese Sprüche sagt man ein- oder dreimal und fügt die Worte hinzu: Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Zugleich macht man drei Kreuze.

Absichtliche Übertragung von Krankheiten

Viele Krankheiten kann man dadurch von sich abwenden, daß man sie auf andere überträgt.

Streicht man Eiter auf ein Stück Silbergeld und wirft dieses auf die Straße, so bekommt der die Krankheit, der das Geldstück aufhebt. — Beim Alpdrücken sagt man: Gehe hin und reite unseren alten Hund. — Wenn die Milch rote Flecken hat, so muß man sie in einen fremden Brunnen schütten oder über die Grenze bringen. — Zieht man einen Nagel aus einem Sarge und legt ihn auf die Straße, so wird das Pferd, welches auf ihn tritt, lahm.

Das „Versehen"

In acht nehmen muß man sich vor den Leuten, die „versehen" können. Sie haben einen „bösen Blick", der Menschen und Tieren schadet.

Man kann nicht versehen werden, wenn man zwei verschiedenfarbige Strümpfe angezogen hat. — Um die Pferde vor dem Versehen zu schützen, muß man vor dem Anschirren dreimal auf das Gebiß spucken. — Wenn jemand, der versehen kann, ein Stück Vieh lobt, so kann diesem das schaden, wenn man nicht schnell hinterher sagt: Altes Schwein! Altes Pferd! oder dergl.

Hexen

Noch schlimmer als die Menschen, die versehen können, sind die Hexen, die mit dem Teufel in Verbindung stehen und ihre schwarze Kunst anwenden, um den Menschen zu schaden.

In der Mainacht reiten die Hexen auf einem Besen nach dem Blocksberg, wo sie mit dem Teufel, dem sie sich verschrieben haben, ein Fest feiern. Wer sie sehen will, stellt sich zur Geisterstunde auf einen Kreuzweg. Er kann dort auch Reisegeld zum Mitfahren erhalten. — Um sich in der Mainacht vor den Hexen zu schützen, muß man drei Kreuze an die Stalltüren machen. Oder man muß zwei Besen kreuzweise vor die Tür legen. — Damit die Pferde vor dem Wagen nicht behext werden, muß man einen Kreuzdornnagel in die Deichsel stecken. — Am Christabend muß man bei den Kühen Licht anzünden, um sie vor den Hexen zu schützen. — Wenn man jemand Milch leiht, muß man etwas Salz hineintun, dann werden die Kühe nicht behext. — Sind die Ziegen behext, dann sind sie an einer Stelle geschoren. Um sich vor weiterem Schaden zu bewahren, muß man sie an der betreffenden Stelle nachscheren. — Wer abends Teig säuert, muß ein Kreuz darüber machen,

damit die Hexen nicht hinan können. — Beim Stopfen des Brautbettes näht man in jedes Bettstück ein Kräuterkissen zum Schutz gegen Hexen, die Krankheit in das Bett tragen können. — Sitzt die Braut am Hochzeitstage auf einem Stuhlkissen, so muß sie es beim Aufstehen herumwerfen oder eine gute Frau — die Nachschlagemutter — darauf sitzen lassen, damit sich keine Hexe darauf setzt und Gewalt über die Braut erhält. — Eine Wöchnerin schützt sich beim ersten Gange über die Straße vor Hexen, indem sie etwas Salz in die Pantoffel wirft. — Zu einem Kinde in der Wiege muß man Dill streuen, dann kann es nicht behext werden. — Wenn Spinnerinnen den Rocken nicht bis Sonnabendabend ausspinnen, fährt die Hexe hinein. — Die Zaubersprüche einer Hexe werden unwirksam, wenn man ihr beim Austritt aus dem Hause mit feurigen Kohlen oder einem Besen nachwirft. — Eine Hexe kann nicht quer über einen Besen treten; sie muß darauf reiten. — Hat man eine geöffnete Schere unter das Stuhlkissen gelegt, auf das sich eine Hexe setzt, so wird sie darauf festgebannt. — Eine Hexe erkennt man daran, daß sie über eine Schwelle, über die man drei Kreuze gemacht hat, stolpert. — Geht man am heiligen Abend zur Geisterstunde in drei Teufels Namen rückwärts aus dem Hause nach einem Kreuzweg und setzt sich dort unter zwei Eggen, deren Zinken nach unten gerichtet sind, so kann man alle noch lebenden Hexen erkennen. — Dasselbe ist auch der Fall, wenn man ein vierblättriges Kleeblatt findet und dann Karfreitag in die Kirche geht. — Nimmt man aus der frischen Spur eines Menschen, der im Verdacht der Hexerei steht, etwas Erde, tut sie in einen Beutel, in den man neun Nähnadeln gesteckt hat, die man sich von verschiedenen Leuten hat geben lassen, und hängt den Beutel in den Rauch, dann muß der Mensch vergehen, so wie die Erde zusammenschrumpft.

Wie ungemein tief der Glaube an Hexen noch im Volke steckt, davon können Prediger und Lehrer ein Lied singen. Hier nur noch einige Fälle, die in den letzten drei Jahren in einem Dorfe der Lüneburger Heide sich ereigneten.

Eine Frau erzählt: Meine Tochter im Alter von zwei Jahren war seit einiger Zeit krank; sie aß fast nichts und magerte sehr ab. Die Leute sagten: Ihr ist etwas angetan. (Das Antun kann dadurch geschehen, daß die „böse Frau" das Kind mit dem bösen Blick ansieht, aber auch dadurch, daß sie etwas in die im Freien aufgehängte Kinderwäsche tut. Nur Kindern und Vieh wird etwas angetan, nicht Erwachsenen.) Ich ging erst zum Arzt. Der sagte: Das Kind ist nur etwas erkältet. Aber es aß auch fernerhin nichts. Da ging ich zu D.*) und erhielt ein Pulver zum Räuchern. Ich mußte glühende Kohlen in einen Topf tun, das Pulver hineinwerfen und das Kind, völlig entkleidet, dreimal darüber halten. Außerdem mußte das Kind eine Zeitlang ein kleines Kissen mit einem Kreuz darauf auf der Brust tragen. Es half sofort.

Eine andere Frau erzählt: In unserm Dorfe sind 25 Hexen, die einem etwas antun können. Aber der P. in Lüneburg ist ihnen über. Die Bösen

*) Die Buchstaben für die Namen sind willkürlich gewählt.

sind mit dem Teufel im Bunde, P. ist mit Gott im Bunde. Er holt seine Mittel vom Kirchhof. Neulich z. B. hat Frau L. M's. Kind etwas angetan; es ist sehr elend gewesen. Der Arzt hat gesagt: Ich weiß nicht, was dem Kinde fehlt. Da ist die Mutter nach Harburg gegangen zu einem, der gegen Hexerei hilft. Sein Mittel hat nicht geholfen. Da ist ihr geraten worden, Haare vom Wirbel des Kindes zu P. zu schicken. Sie tut's und erhält ein Mittel, das sofort hilft. Die Frau, die dem Kinde etwas angetan hat, muß ins Haus kommen und etwas leihen. (NB. Dadurch erfährt man nachträglich, welche Hexe das Böse getan hat.)

Frau B. hat T's. Kind behext. Frau T. geht schließlich zu P. nach Lüneburg. Der sagt: Es steht sehr schlimm. Soll ich das Kind behandeln, so stirbt entweder das Kind, oder die Hexe wird gezeichnet („tekend"). In den nächsten Tagen läuft die Hexe mit geschwollenem Kopfe umher. Sie sagt natürlich, sie habe sich gestoßen. Das Kind wird gesund.

Frau W's. Mutter haben die Hexen 30 Jahre unter gehabt. Sie ist auch daran gestorben. Ihr Bruder hat auch viel darunter gelitten. Oft hat er an die Pferde nicht hinankommen können, so wild sind sie gewesen. Die Schweine haben aus dem Troge das beste Futter nicht gefressen; aus dem Eimer haben sie gierig gefressen. Schließlich ist er dagegen angegangen und hat es der Hexe gesagt.

Man kann sich gegen die Hexen wenden, wenn man erst weiß oder ahnt, wer es ist. Z. B.: Eine Hexe trug Zeitungen aus. Der Empfänger sagte sofort, als die Zeitung gebracht wurde, zu seiner Frau: Stek se int Für! Die Hexe ist nie wieder ins Haus gekommen und hat „die Wände rauf müssen".

Frau K. war eine Hexe. Vielen durfte sie nicht ins Haus kommen, damit sie nicht Kinder und Vieh behexe. Junge Leute machten einmal quer über den ganzen Weg ein großes Kreuz, als sie sie kommen sahen. Sie wich aus und ging durchs Kornfeld.

Auch ein (nach Aussage des Ortspfarrers) sehr nüchtern und verständig denkender Mann erzählte von ihr folgendes: Eines Abends sah ich Frau K. vor dem Fenster des mir gegenüber wohnenden Bäckers, dem vor kurzer Zeit ein Kind geboren war. Ich erzählte es meiner Frau und sagte: Achte doch mal darauf, ob das Kind krank wird. Über der Arbeit vergaßen wir beide die K. Nach einigen Tagen hörten wir, daß das Kind des Bäckers krank sei. Es starb auch. Beim Nachfragen erfuhren wir, daß es an dem Tage krank geworden sei, als ich die Frau K. hinter dem Fenster des Bäckers gesehen hatte.

Eines Tages ging die Frau K. über den Hof eines Bauern, auf dem sie nichts zu tun hatte, und guckte in den Viehstall. Nach einigen Tagen wurde darin eine Kuh krank und starb. Der Bauer friedigte infolgedessen seinen Hof ein. —

Helljäger

Wie vor den Hexen, so muß man sich auch vor dem Helljäger hüten, der bei Sturm und Wetter auf einem Rosse durch die Luft

und, wenn die Türen offen sind, auch durch das Haus fährt, in dem er einen Hund zurückläßt, der darin das ganze Jahr hindurch stört. — Wer in der Silvesternacht zwischen 11 und 12 Uhr Wasser holt, den nimmt er mit.

Ebenso ruhelos wie der Helljäger sind die Gespenster, das sind Geister von Menschen, die eine böse Tat — Mord, Meineid, Brandstiftung, Grenzverlegung — auf dem Gewissen haben und deshalb an dem Orte ihrer Untat umgehen. Gespenster

In der Nacht kann der Mensch von dem Nachtmahr (Unding, Unhür = Alpdrücken) überfallen werden. Um sich vor ihm zu schützen, muß man vor dem Zubettegehen seinen Stuhl vom Platze rücken, auch seine Pantoffel mit dem offenen Ende dem Bette zugekehrt hinstellen, damit der Nachtmahr, der in sie hineintritt, dann beim Umdrehen derselben ein Geräusch verursacht, von dem der Schläfer aufwacht. — Gießt man dem Nachtmahr einen Eimer Wasser über den Kopf, so ist er erkennbar. Nachtmahr

Ähnlich dem Nachtmahr ist der im Wendlande bekannte Aufhocker, der sich einem auf den Rücken setzt, so daß man nur mit Mühe fortkommen kann. Da er jedoch nicht über ein Kreuz geht, verschwindet er an einem Kreuzwege. Aufhocker

Die Kornmeum packt die Kinder, wenn sie ins Korn gehen und läßt sie an einer eisernen Brustwarze, von der sie nicht wieder loskommen können, saugen. Kornmeum

Nicht ungefährlich sind auch die Zwerge oder Heinzelmännchen. Solange ein Kind noch nicht getauft ist, legen sie gern ihren Wechselbalg an seine Stelle. Um sich dagegen zu schützen, stellt man das Nachts ein Licht neben die Wiege oder legt Schere und Zwirn in dieselbe. — Im Wendlande wohnen die Heinzelmännchen besonders in solchen Erdhügeln, in denen man Graburnen findet. Wenn sie von Menschen überrascht werden, machen sie sich durch eine Nebelkappe unsichtbar. — Zwerge

* * *

In dem alten Volksglauben spiegelt sich, ähnlich wie in den andern alten Überlieferungen, den Märchen, Sagen und Spielreimen der Kinder, die seit den ältesten Zeiten das Herz des Menschen erfüllende Sehnsucht nach dem Glück wieder. Naturgemäß suchte man diese Sehnsucht zu den verschiedenen Zeiten in der Weise zu befriedigen, wie sie aus der jeweiligen Weltanschauung entsprang. Zur Zeit des Heidentums geschah das also auf heidnische Weise. Als das Heidentum durch das Christentum abgelöst wurde, verchristlichte man die alten heidnischen Formen, indem man an die Stelle der heidnischen Gottheiten die Namen Christi und der Dreieinigkeit setzte, das Kreuzeszeichen übernahm usw. Da aber im Volksleben, ähnlich wie im Menschenleben, die ersten Eindrücke sehr fest haften und die späteren stark beeinflussen, so lebte in dem alten Volksglauben unter den neuen Formen der alte Geist fort, nicht nur noch eine Zeitlang, sondern bis auf den heutigen Tag, ja er erweist sich sogar noch stark genug, neue Formen zu bilden. Inhalt und Ursprung

Neben den heidnischen Anschauungen spielt im alten Volksglauben noch eine große Rolle das tief im Seelenleben des Menschen begründete Gefühl der Abhängigkeit von einer überall in das Menschenleben hineinragenden Geisterwelt, sowie eine gewisse Naturbeobachtung, die sich aber stets als eine nur auf das Äußere gerichtete zeigt, der die tiefere Kenntnis der Naturgesetze deshalb vollkommen abgeht.

Der alte Volksglaube entspringt also aus falschen Gottesvorstellungen, aus dem Glauben an Geister und aus Unkenntnis der Naturgesetze.

Trotz alledem gibt sich in ihm immerhin ein gewisses religiöses Gefühl kund, in dem sich der Mensch von geheimnisvollen überhimmlischen Mächten, die auf sein Leben Einfluß haben, abhängig fühlt, aus welchem Umstande — in Verbindung mit der psychologischen Erscheinung, daß der Mensch oft lange das Nebeneinander von sich entgegenstehenden Vorstellungen in seiner Seele verträgt — sich auch die im ersten Abschnitt angeführte Tatsache erklären mag, daß der alte Volksglaube oft mit wirklicher Religiosität zusammen erscheint.

Endlich möge nicht unerwähnt bleiben, daß der alte Volksglaube „sicherlich etwas tief Poetisches hat. Die ganze Natur, selbst Zeit und Ort, treten in Beziehung zum Menschen, nehmen gleichsam teil an seinem Geschick. Der Schrei der Eule, das Heulen des Hundes, das Krachen der Balken kündet den Tod; auf dem Sumpfe schweben lockende Irrlichter, am Kreuzweg hausen die Geister, im Teich die Nixen und beeinflussen der Umwohnenden Geschick; Tage und Zeiten haben ihre Bedeutung. — Daher auch der unwiderstehliche Reiz, den Erzählungen aus dem Gebiet des Aberglaubens nicht nur auf Kinder, trotz das damit verbundenen heimlichen Grausens, immer gehabt haben und behalten werden“. (Bötjer.)



Bäuerliche Wetterkunde.

Von Rektor O. Benecke (Harburg).

Die bäuerliche Wetterkunde ist ein Gebiet, das, soweit der Regierungsbezirk Lüneburg in Frage kommt, bisher wenig beachtet worden ist. Die Wettervorhersage hat zu allen Zeiten an Unzuverläßlichkeit gelitten, und dieser Mangel hat sich fortgeerbt bis in unsere Tage, wennschon wir uns jeden Morgen eine neue Wetterkarte vorlegen lassen können. In jedem größeren Orte hängt sie, wenigstens vom Sommer bis in den Herbst, an amtlicher Stelle aus in der löblichen Absicht, den Landmann über das mutmaßliche Wetter des nächsten Tages zu belehren. Auch verkünden bei uns, wie überall im Deutschen Reich, kurze Depeschen das Ergebnis der Wetterbeobachtung in jedem größeren Dorfe. Aber der Bauer geht meist achtlos an diesen Zetteln vorüber, oder wenn er hinblickt, heißt es vielleicht: „Süh, hüt harr he je binah mal recht hatt", oder er bedenkt die Wettermacher mit abfälligen Äußerungen: „Düsse klouken Heuner leggt je woll jümmer vorbi. Harr'k mi up däi verlaten, läig min Rogg'n hüt in'n Dreck!"

Dagegen hält der Bauer viel vom Barometer, dem Wetterglas. In der Erntezeit zieht er es täglich zu Rate, und sicherlich fährt er oft besser dabei, als wenn er sich dem Studium der Wetterkarte widmen wollte.

Später wird das wohl einmal anders werden, wenn erst das heranwachsende Geschlecht, das bereits durch die Schule in das Verständnis der Wetterkarte eingeführt wird, das Regiment hat.

Abgesehen vom Wetterglas hält auch der heutige Landmann noch immer große Stücke auf die alten Wetterregeln, deren Weisheit von Geschlecht auf Geschlecht gekommen ist. Viele belächelt der Landmann unserer Tage zwar selbst, trotzdem er sie vielleicht heimlich noch immer in Rechnung zieht. Ihre Beobachtung sitzt unserm lüneburgischen Landvolke so in Fleisch und Blut, daß es sich des Glaubens an ihre Zuverläßlichkeit kaum entschlagen kann. Dieser Wetterglaube ist ein Stück Volksgut, das sich zumteil durch eine tausendjährige Vergangenheit fortgeerbt haben mag. Die Untertöne mancher Wetterregel heimeln uns an wie Sagen aus grauen Zeiten: ihr Inhalt findet seine Erklärung oft nur in heidnischen oder alt-christlichen Anschauungen.

Was uns indes noch mehr anzieht, ist die scharfe Beobachtung, die durch diese Wetterregeln bezeugt wird. Nichts ist ihr entgangen in Natur und Menschenleben; nichts wird der Deutung für unwert gehalten. Viel Muße, wie sich ihrer noch heute der Schäfer erfreut, ist diesen Beobachtungen gewidmet worden; aber der Trieb dazu ist eigentlich die Sorge um Wachsen und Gedeihen, Furcht und Not, Angst und Zagen. Ja, wer diese Wetterregeln nicht als Aberglauben mit einem geringschätzigen Lächeln abtut, sondern den Anschauungen und Erfahrungen nachspürt, auf die sie sich gründen, dem öffnet sich eine Fundgrube schlichter Volksweisheit.

Das Gebiet der bäuerlichen Wetterkunde ist neuerdings von Professor Dr. E. Kück in Friedenau-Berlin, unserm Landsmann, auf der gemeinsamen Tagung des Heimatbundes Niedersachsen und des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung in Celle, im Oktober 1913, behandelt worden. Der Vortragende konnte dort nur einen kleinen Teil des von ihm gesammelten Stoffes verwerten. Aber die Proben, die er seinen Zuhörern bot, waren so anziehend, daß er dem Ersuchen nicht ausweichen konnte, das ganze Material in einem Buche zusammenzufassen. Dies wird demnächst unter dem Titel „Wetterglaube in der Lüneburger Heide"

erscheinen*) und in 20 Kapiteln eine reiche Auslese aus diesem Gebiete bringen. Durch das freundliche Entgegenkommen des Verfassers und des Verlegers sind die Herausgeber des „Lüneburger Heimatbuches“ schon jetzt in der Lage, einen allerdings sehr kurzen und den ausgiebigen Inhalt des Buches nur im allgemeinen andeutenden Auszug zu geben:

In das Gebiet des Wetterglaubens gehören die Meinungen über die Wochentage, z. B. kehrt das Wetter vom Freitag am Sonntag wieder. Wenn auch die ganze Woche die Sonne nicht scheint, so scheint sie am Sonnabend, denn dann muß der Pastor seinen Schlips trocknen. Der Scherz geht wohl auf Frau Holle, die ihren Schleier trocknen muß, zurück. Wenn es am Sonntag zwischen die Kirchleute regnet, regnet es die ganze Woche. Die Wettermeinungen, die sich an die Monate knüpfen, decken sich vielfach mit denen in anderen Teilen Deutschlands, doch finden sich auch weniger bekannte, z. B.:

Wat in'n Oktober schall geraën,
Mutt in'n Juli braën. (Hänigsen, Kr. Burgdorf.)

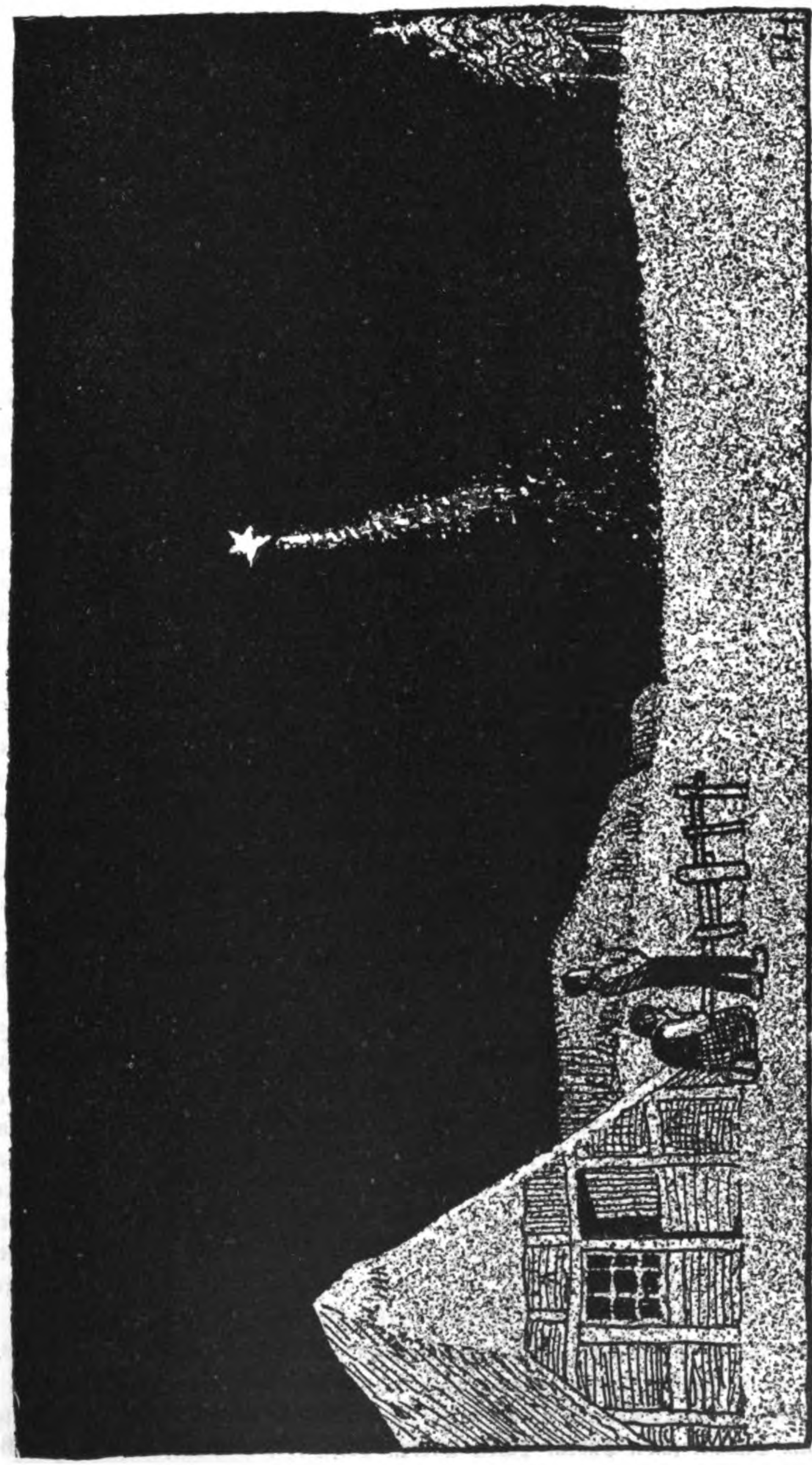
Was die Jahreszeiten betrifft, so ist beispielsweise weithin der Glaube verbreitet, daß man auf einen nassen Sommer rechnen muß, wenn der Storch schmutzig aus dem Süden heimkehrt. Besonders zahlreich sind die Zeichen, die einen harten Winter ankündigen, so wenn die Bienen das Flugloch (dat Tillock) verkleben, wenn die wilden Gänse früh ziehen, die Kraniche niedrig fliegen, die Mäuse sich tief einscharren, wenn es viel Eicheln oder Brombeeren gibt, das Laub früh abfällt, und viele Vorzeichen mehr.

Von außerordentlicher Bedeutung ist nach einer auch heute noch ziemlich verbreiteten Auffassung der Mond, besonders seine Stellung im Tierkreise. Er verweilt nach der hier zugrunde liegenden Anschauung in jedem Bilde des Tierkreises zwei, auch wohl drei Tage; diese Tage werden bekanntlich im Kalender durch die beigedruckten Bilder bezeichnet. So erklären sich die Bezeichnungen „Krebstage“, „Zwillingstage“ usw. Diese Tage spielen für die Vorherbestimmung des Wetters und überhaupt für die Arbeit des Landmanns, besonders für die Festsetzung der Pflanz- und Säzeiten, vielerwärts immer noch eine Rolle. An Fischtagen soll es regnen. Krebstage werden geradezu gefürchtet; z. B. gehen Steckrüben, wenn sie an Krebstagen gepflanzt werden, den Krebsgang; Wurzeln, die man im Krebs säet, werden rauh (beides so im Kreise Ülzen). Auch bei Bohnen und Erbsen werden stellenweise die Krebstage vermieden. Vielfach hält man noch an dem mit der Gregorianischen Kalenderreform zusammenhängenden oder genauer aus einem Widerstreben der bäuerlichen Kreise gegen diese hervorgegangenen „alten Maitag“ (12. Mai) fest, z. B. pflanzt man in Bardowick noch heute gern die Bohnen an diesem Tage.

Auch die Sonne steht in mannigfacher Beziehung zum Wetter. Die Bedeutung des Morgen- und des Abendrotes in dieser Beziehung darf als bekannt angenommen werden. In der Ausprägung der hierher gehörenden Wetterregeln weichen jedoch die verschiedenen Gegenden von einander ab, ebenso in der Fassung der Regel, daß die hinter einer dunklen Wolke untergehende Sonne und daß das sog. „Wasserziehen“ der Sonne Regen bedeuten. Auch über die Auffassung, daß Sonnenschein nach Regen weiteren Regen vermuten läßt, laufen die verschiedensten Reimfassungen um. Ein besonderes Kapitel des erwähnten Buches trägt die Überschrift „Sonnenregen“ oder „Von'n Düwel un sin Großmudder“. Diese eigenartige Erscheinung hat das Volk schon früh auf Hexen zurückgeführt; später sind der Teufel und seine Großmutter an die Stelle getreten.

Außer den besten Säe- und Pflanzzeiten behandelt das Buch auch das Obst- und Honigjahr. So werden stellenweise, z. B. auf der Winser Geest, in den Zwölften (am Jahresschluß) die Bäume mit Strohseilen umwickelt, dann tragen sie gut, auch wird wohl ein Pfennig in den Baum gelegt. Aus der Bezeichnung me͞'n (= mieten), die stellenweise das Umwickeln führt, zieht Kück den Schluß, daß es bei der Geldgabe sich um ein sogenanntes Mietsgeld (Medegelt) handle, durch das die Bäume für das neue Jahr wieder in Pflicht genommen werden. Anziehend ist die verbreitete Anschauung, daß das Wetterleuchten den Nektar aus der Heideblüte nehme. Bartholomäus (24. August) ist der Höhepunkt des Honiggehaltes der Heide, Kreuzerhöhung (14. Sept.) sind die Bienen fett.

*) Verlag von Richard Hermes, Hamburg 37 (in der Sammlung „Niederdeutsche Bücherei“).



Th. Herrmann.

Außerordentlich groß ist noch heute die Zahl der **Kalender- oder Lostage**. Auch hier kann das reiche Material nur angedeutet werden. Wenn z. B. die Sonne am 1. Weihnachtstag zwischen 11 und 12 Uhr auf den Altar scheint, gibt es ein gutes Honigjahr (Jelmstorf, Kr. Ülzen). Vom Lichtmeßtage (2. Februar) gilt weithin der Glaube:

Lichtmeß hell un klor,
Gift 'n goud Kornjohr.
Lichtmeß dunkel,
Ward de Bur 'n Junker.
(d. h. er hat nichts zu tun, er „baronisiert").

Im einzelnen zeigt jedoch diese Lichtmeßregel viele Abweichungen. Die meisten, wenn nicht alle Lostage, reichen in die Zeit vor der Reformation zurück, und das Festhalten dieser Tage erklärt sich aus der Zähigkeit, mit der überhaupt unsere Landsleute alte Überlieferungen, die sich nach ihrer Ansicht bewährt haben, festhalten. Außerordentlich verbreitet ist der Wetterglaube, der sich auf den Stillen Freitag bezieht: in einer Fülle verschiedener Wendungen kommt überall im Lüneburger Lande die Auffassung zum Ausdruck, daß Regen am Stillen Freitag einen überaus trockenen Sommer bedeutet (die Nesseln vertrocknen hinter dem Zaun, das Land hält keine Feuchtigkeit usw.). Im Zusammenhange mit dem Wetterglauben des Johannistages stellt Kück eine neue Erklärung der bisher nicht genügend aufgehellten Wendung „Das Blättchen wendet sich" auf: er bringt den Ausdruck in überzeugender Weise damit zusammen, daß um Johannis, also gerade in der Zeit, wo die Tage kürzer zu werden beginnen und ein wichtiger Wechsel sich vollzieht, auch die Blätter der Bäume sich zu wenden und eine andere Lage einzunehmen pflegen. Die „Metten", „Sommermetten" oder wie diese spätsommerlichen, die Luft durchziehenden Fäden sonst heißen mögen, sind als Bezeichnung der Mettena, d. h. der Messenden, der Schicksalsgöttinnen (Nornen) aufzufassen. Auch das Auftreten dieser Fäden wird an manchen Stellen mit dem Wetter in Verbindung gebracht, z. B. soll es am dritten Tage hierauf regnen, so glaubt man in Brackel und Göddingen.

Sehr groß ist die Zahl der **Propheten in der Tier- und Pflanzenwelt**. Beispielsweise deutet es auf Regen, wenn die Kuh auf der Weide gegen den Wind riecht oder die Schnauze auf die Schwelle drückt, auch das Verhalten der Schafe, der Schweine, der Katzen, des Maulwurfs, der Enten und der Gänse, des Hahns und der Hühner, der Tauben, der Sperlinge und einer Reihe anderer Vögel, ferner der Flöhe, Mücken, Bremsen, Spinnen, Ameisen, Kröten usw. ist vom Landmann beobachtet worden. Alle diese Lebewesen deuten ihm den kommenden Regen an, ehe er selbst sein Nahen bemerkt. Auch das Pflanzenreich weist wenigstens einige Regenverkünder auf: so erwartet man an manchen Stellen Regen oder Gewitter, wenn die Blätter der Runkelrübe herunterhängen.

Als Vorzeichen **guten Wetters** betrachtet es der Landmann, wenn die Schwalbe hoch fliegt, wenn das Gehör aus dem Osten ist, wenn abends die Mistkäfer mit Gebrumm umherfliegen, wenn es morgens stark getaut hat 2c. Ein Zeichen guten Wetters ist auch der Nebel, der sich an schönen Sommertagen nach Sonnenuntergang über den Flußläufen lagert. In einem besonderen Kapitel „Der Fuchs badet sich" wird des näheren gezeigt, daß diese Erscheinung im ganzen Gebiete mit dem Fuchs zusammengebracht wird: De Voß bört sik, de Voß braut, smökt, wahlt sik (= wälzt sich) usw. Auf eine trockene Zeit deutet es, wenn „die Wetterkatzen laufen", d. h. wenn an sehr heißen Tagen die flimmernde gewundene Bewegung der aufwärts steigenden Dünste sichtbar wird. Auch über das Verbreitungsgebiet dieser alten Anschauung wird sehr wertvolles Material beigebracht.

Auch die **Winde** und die **Wolken** kommen als Regenboten in betracht, z. B. ist bei Ostenwind un Westenstau (wenn es sich gleichzeitig im Westen aufstaut) auf Regen zu rechnen, so meint man in Marbostel bei Wietzendorf. Die Lämmerwolken, wenn, wie man sagt, der Schäfer am Himmel (an'n Häben) hütet, werden verschieden beurteilt: in einigen Gegenden gelten sie als Regenzeichen, in andern als Vorboten beständigen Wetters. Dazu kommen noch viele Regenzeichen in Haus und Hof, wenn das Sott (der Ruß) von der Wand leckt oder am Kessel oder unter der Pfanne brennt, wenn der Rauch nicht aus dem Hause will usw.



H. Fr. Hartmann.

Als Vorboten des Windes seien vor allem die Windhaken, lange, schmale, umgebogene Wolken, genannt. Auch das Schreien der Hühner gehört hierher. Das Wetter am Quatember ist besonders hinsichtlich des Windes des nächsten Vierteljahres von Bedeutung: woher der Wind am Quatember (oder am dritten Tage darauf) weht, daher kommt er vorwiegend die ganzen nächsten Monate. Stellenweise glaubt man auch, daß starker Quatemberwind auf hohe Kornpreise deutet.

In reichem Maße rankt sich der Volksglaube um das Gewitter. Wie in andern Gegenden Deutschlands, löscht man stellenweise beim Nahen des Gewitters das Herdfeuer, während in andern Gegenden Lüneburgs ein solches noch entzündet wird. Mancherlei Vorschriften regeln das Verhalten des Landmannes beim Gewitter; so wird jede Mahlzeit vermieden. Stellenweise, z. B. in den Kreisen Harburg und Burgdorf, pflanzt man noch Hauslaub (sempervivum tectorum) als Blitzabwehrer auf das Haus. Auffällig ist der Unterschied, der zwischen den südlichen, ostfälisch-engrischen und den nördlicheren Gegenden in der Auffassung gewisser Versteinerungen hervortritt: im Süden sieht man in dem kegelförmigen Donnerkeil (Belemniten) ein Mittel, um den Blitz abzuwehren, im Norden dagegen in dem rundlichen sog. Bullerstäin oder Donnerstäin (dem Echinus, d. h. versteinerten Seeigel); im Kreise Ülzen, der auch sprachlich ein Übergangsgebiet darstellt, mischen sich beide Anschauungen.

Das letzte Kapitel ist dem Schnee und dem Tauwetter gewidmet. Schnee ist z. B. zu erwarten, wenn die Kraniche im Schneepfluge, d. h. in einem spitzwinkligen Zuge, dahinziehen, oder, wie man z. B. im Kreise Celle glaubt, wenn die Krähen an das Dorf kommen. Auf Tauwetter muß gerechnet werden, wenn die Katze sich am Baume in die Höhe reckt, wenn die Büsche, besonders die Birken, schwarz werden usw. Manche der hierher gehörigen Zeichen entsprechen den Regenzeichen.

In einem Schlußabschnitt berührt der Verfasser die Frage, wie weit sich Unterschiede zwischen den nördlichen und südlichen Gegenden auf dem Gebiete des Wetterglaubens bemerkbar machen. Er hebt ferner hervor, daß in zeitlicher Hinsicht sich verschiedene Schichten voneinander abheben, daß neben neuerer Kalenderweisheit sich Überreste aus katholischer Zeit und zumteil noch Züge des germanischen Altertums erhalten haben. Ferner wendet er sich gegen die Auffassung, daß diese große Fülle volkstümlicher Wetterauffassungen im wesentlichen erst durch die gedruckten Wetterbücher, wie sie etwa seit 1500 erscheinen, unsern und andern Gegenden zugeführt worden seien; diese Anschauungen seien zumteil jedenfalls weit älter und stellten eine eigene Überlieferung dar. In diesen Wettermeinungen erkennt man auch deutlich manche uns vertraute Züge des niedersächsischen Volksgemütes, den frommen Sinn der Niedersachsen, die Verehrung des Altüberlieferten, ihren Humor, ihre Phantasie. — Der Verfasser wird für jede Ergänzung des bisher zusammengebrachten Materials dankbar sein, ein Wunsch, den ich um so wärmer und nachdrücklicher unterstütze, da es besonders eine Reihe Lehrer des flachen Landes gewesen ist, die Kück mit besten Kräften bei der Zusammenbringung des, wie ich nochmals betone, glänzenden und in seiner Fülle oft überraschenden Stoffes unterstützt haben. Möge das fesselnde und lehrreiche Buch weite Verbreitung finden!



Mary Freiin Knigge.

Kirche und Heimat.



H. Barmführ.

Evangelische Kirche.

Von Superintendent Lorenz (Bevensen).

Aus meinen Augen wohl, durch hartes Soll hinweggeführt,
Doch aus dem Sinn, aus meinem Herzen nimmer, nimmer
Hab' ich gelassen Dich, Du Land, das mit dem Schimmer
Der Jugendfreude, Jugendliebe mich hat angerührt!

Du Land mit Deiner Heide purpurroter, ernster Pracht,
Du Völkerwiege, ersten Menschenschaffens Stätte,
Du Hüter von uralter Herrscher Grabesbette,
Du Jugendheim und Tummelplatz von deutscher Stämme Macht. —

Du Land, wo Bardenkraft und feste zähe Sachsenart
Sich hat verbunden in unlöslichem Vereine,
Wo Heiden-Widerstand zu Trotz dem Freudenscheine
Des „Heliand" der Herzen tiefster Grund gewonnen ward. —

Du Land, das sich der neuen alten Wahrheit hat gewährt,
Dem Luthertum in drei Jahrzehnten feste Treue
Bewahrt bei ärgster Not, dem auch die Zeit, die neue
Des Väterglaubens, Vätersitte Rüstung nicht versehrt:

Aus meinen Augen wohl, durch hartes Soll hinweggeführt,
Doch aus dem Sinn, aus meinem Herzen nimmer, nimmer
Land Lüneburg, laß ich Dich je, das mit dem Schimmer
Der Jugendfreude, Jugendliebe mich hat angerührt!

Dem Wanderer, der von Osten her, von der Altmark dem Regierungsbezirk Lüneburg sich nähert, zeigt sich am westlichen Horizonte ein aus dem Flachlande sich wallartig erhebender, in bläulichem Dufte herüberwinkender, lang gestreckter Höhenzug. Das ist die Heide, das Mittel- und Hauptstück der Landschaft, an welcher seit 700 Jahren der Name „Fürstentum Lüneburg" haftet und welche in noch älterer Zeit „Herzogtum Sachsen" hieß. Dem Mittelstück zwischen Elbe und Aller, das durchweg das einheitliche Bild eines Heidegeländes mit welliger Art und sanft eingeschnittenen Fluß- und Bachtälern zeigt, ist im Süden und Norden ein flacher Streifen vorgelegt, dort das Grenzgebiet zwischen der Linie Braunschweig-Hannover-Nienburg und der Aller, hier die fruchtbare Elbstrom-Niederung, zumteil mit Marschen-Charakter. Dies Land — der jetzige Regierungsbezirk Lüneburg — enthält eine Fläche von nur ungefähr 11 000 qkm mit eben einer halben Million Einwohner, aber wenige deutsche Gebiete dürften sich mit ihm messen können an Reichtum der geschichtlichen und namentlich kirchengeschichtlichen Erinnerungen, an Fülle heimatlicher Besonderheiten, an Eingefügtheit des Volksempfindens in die religiöse Gedankenwelt, an Kraft und Innigkeit der Kirchlichkeit des Volksganzen! Wer so recht anschauen möchte, was eine Volkskirche bedeutet, der muß etwa in die Binnenheide gehen; dort kann er noch heute das Wort des großen Volkskenners W. H. Riehl erfüllt sehen: „Die Kirche wird stark und verjüngt sich, sobald sie in unmittelbare Berührung mit dem Volke und seinen praktischen Bedürfnissen tritt." Von diesem Lande Lüneburg, von der auf seinem Boden vollzogen gewesenen und zum großen Teil trotz Ungunst der Neuzeit noch bestehenden Einheit von „Kirche und Heimat" wollen die nachfolgenden Bilder erzählen. Nicht in den Einzelzügen alles — das sei vorweg vermerkt — stimmt für das ganze Gebiet, aber einiges findet sich überall und in manchen Dorfgemeinden sogar Vieles.

Blick in die Vergangenheit

Was hat das Land doch erlebt! Ich sehe es, im Geiste rückwärts schauend in ferne Vorzeit hinein, noch unbewohnt, mit Urwald bedeckt, den nur die Laute der Tierwelt durchhallen. Ich sehe die ersten Menschen ihren Einzug halten, ein Geschlecht oder Volk unbekannter Herkunft, der Steinzeit angehörig, mit steinernem Werkzeug und steinernen Waffen, ein rätselhaftes Volk, ohne Schrift außer der gewaltigen stummen Steinschrift der „Sieben Steinhäuser" bei Fallingbostel, der Steinsetzung bei Klecken (Kr. Harburg) und der anderen granitenen Denkmale der Urzeit. Ich sehe dann nach langer Zeit ein anderes Volk, von dem Gelehrte sagen, es seien Kelten gewesen, mit Bronze-Werkzeug und Waffen, die ihre Toten verbrannten und die Asche auf der braunen Heide beisetzten, bis sie die Heimat verließen und immer weiter südwestwärts zogen! Und jetzt kommt ihr, Germanen, die neue Heimat einzunehmen: Cherusker, Langobarden und dann endlich du, trotziger Sachsenstamm vom Lande zwischen den zwei Meeren, der du vereint mit den Resten der Vorbesitzer das Heideland inne hast bis zum heutigen Tage! Ich sehe die Sachsen, wohnend in den strohgedeckten Einzelhöfen, inmitten der im Weststurme rauschenden Eichen, das Wild des Waldes jagend, den Acker bauend, das Thing haltend

an der Grenzeiche bei scheinender Sonne, bei wehendem Winde, dem Wodan und dem Saxnot Opfer bringend im heiligen Hain, der Feinde mannhaft sich wehrend! Aber ein Feind ist doch zu mächtig, und des großen Karl majestätische Herrschergestalt beugt mit unwiderstehlicher Gewalt das freie Land durch Königsacht und Königsbann! Zum ersten Male erscheint das Kreuz im blutigroten Scheine der Schwertmission, und widerwillig zumeist haben sich die harten Nacken gebeugt, wenn am Flußufer die Tauffragen ertönten und in den Sachsenlauten also Antwort fanden: „Forsachistu Diabole? — Eck forsacho Diabole! — End allum Diabolgelde? — End eck forsacho allum Diaboles Wercun and Wordun, Thuner ende Wôden ende Saxnote ende allum thêm unholdum, thê hira genôtas sint!" — Ich höre den Riß, der hier durch eines Volkes Geschichte hindurchgeht, ich sehe eine alte Zeit schmerzvoll versinken und eine neue sich emporringen — was wird sie bringen? Sie hat Versöhnung gebracht und Heilung, Erkenntnis, daß bei fortdauerndem Heidentum das Volk untergegangen wäre, Einblick und schließlich williges Finden in die wunderbaren Wege des lebendigen Gottes. Der Schwertmission folgt — und geht teilweise schon voran — die Mission der liebevollen Evangeliumsverkündigung. Männer, wie Landolf der Glaubensbote, von dem Louis Harms so meisterlich erzählt hat, und andere viele, Samariter rechter Art, haben mit dem Balsam der Liebe die Wunden des Krieges geheilt und haben die verbitterten Herzen dem Manne von Nazareth und Golgatha geöffnet. So war's möglich, daß nicht gar lange nach dem wilden Verzweiflungskampfe der Franken und Sachsen, vielleicht noch ehe die Grabhügel bei Verden eingesunken waren, unzweifelhaft auf sächsischem Boden und von einem Sachsen jenes wundersame, glaubensinnige, echt-deutsche Lied geschaffen wurde, von dem der Dichter sagt:

Nordlandsharfe, deine Saiten sprangen,
Als die hellen Kirchenglocken klangen,
Als die Kreuze blinkten übers Land —
Jenem Sieger, der die Welt bezwungen,
Galt das letzte Lied, von dir gesungen:
Christ, dem Himmelsherrn, dem Heliand! —

Mit den zarten Tönen seines unvergleichlichen Sanges aber war der fromme Sänger seiner Zeit vorausgeeilt. Nur mühsam wuchs die Pflanze des Heilsglaubens im Sachsenlande, denn sie war bedroht von zwei Feinden, vom heimlich trotz der Blutgesetze des großen Karl das Leben fristenden heidnischen Götterglauben und vom Ansturm der heidnischen Slavenvölker, gemeinhin Wenden genannt, im Osten. Darum wurden feste steinerne Mauern um die zarte Pflanze gezogen: Die kirchliche Organisation und die gewaltsame Abwehr der Slavenflut durch wehrhaften Arm. Diese Arbeit füllte das nächste halbe Jahrtausend etwa bis 1300 aus. Ihr galt das Streben des großen Otto, aus dem sächsischen Kaisergeschlecht, von dessen Geburtstage, dem 22. November 912, uns ein Jahrtausend trennt, und der durch Erhebung der Bischöfe zu Beamten und zugleich zu Fürsten des Reiches, jenen Bund zwischen Kirche und Staat schloß, durch den es auch geschehen ist, daß Christentum und Deutschtum mit

einander verbunden sind. Ihr galt das Streben Hermann Billungs, des Edelings aus der Heide und des Herzogs von Sachsen, der in den Grenzburgen an der Ilmenau, Wichmannsburg und Lüneburg und Bevensen den festen Schutzwall gegen die Slaven aufwarf, und der nach treuer Arbeit mit seinem ganzen Geschlechte unten in der Michaeliskirche zu Lüneburg nahe dem Kalkberge, auch einer deutschen Grenzburg, ruht. Ihr galt endlich das Streben des großen Welfen, Heinrichs des Löwen, der weiterbaute an der Arbeit der großen Vorfahren, und den der Gedanke einer deutschen Ostmark so mächtig erfaßt hatte, daß er darüber fast alles verlor bis auf seine Stammländer Braunschweig und Lüneburg. Hand in Hand mit diesem Streben ging die kirchliche Organisation. Das Land ward überspannt mit einem Netze von Kirchspielen, das allerdings oft recht weitmaschig war wegen der dünnen Bevölkerung der Heide. Knoten im Netz waren die Klöster, allen voran das von Michaelis in der Stadt Lüneburg. Im Gebiet des Fürstentums befand sich kein Bischofssitz. Zu Hildesheim gehörten einige Teile im Süden, zu Minden im Südosten, während die Hauptmasse kirchlich zum Bistum Verden gehörte. Mit Überwindung des Heidentums, von dem letzte Reste im Aberglauben bis auf diesen Tag geblieben sind, und der slavischen Gefahr festigten sich die kirchlichen Verhältnisse, und es kam zur Ausprägung der mittelalterlichen Frömmigkeit, unbedingtem Gehorsam gegen die Kirche, großer Opferwilligkeit, Darreichung von mancherlei Stiftungen „zum Heil der Seelen"! Näher unterrichtet über diese Frömmigkeit sind wir aus der Geschichte der wenigen Städte des Fürstentums, welche alle von dem wehrhaften und reichen Lüneburg überragt wurden, das einen Staat im Staate bildete. In den Städten, so in der Stadt des herzoglichen Hofhalts, in Celle und namentlich in Lüneburg war selbstverständlich mehr Verständnis und Interesse für kirchliche und religiöse Fragen. So fand die Reformation dort ersten und frühen Eingang, in Lüneburg gegen den Rat durch die Bürgerschaft. Ihr eifriger Förderer war Herzog Ernst, dessen Namen als eines unerschrockenen Bekenners unter der Augsburgischen Konfession steht; er mit Urbanus Rhegius zusammen hat die Reformation in seinem Lande durchgesetzt trotz des Widerstandes, namentlich der Klöster (Lüne und Medingen), begrüßt von einem großen Teil der Stadtleute, ungehindert durch die ländliche Bevölkerung, die zuerst vielfach den Umschwung kaum verstanden haben wird. Aber das Verständnis, und die herzliche bewußte Zustimmung zur Sache des Evangeliums kam bald. General-Kirchenvisitationen stellten die kirchliche und religiöse Lage fest und brachte Abhülfe durch Besetzung der Pfarren mit treuen Geistlichen. Ein Johann Arndt, Generalsuperintendent in Celle, schenkte dem Lande die Lüneburgsche Kirchenordnung von 1619, ein Michael Walther einen trefflichen Katechismus. Noch war der Kirchenbau nicht ganz fertig, da kam der Sturm des großen entsetzlichen Religionskrieges, der ihn zu erschüttern drohte. Unsägliches hat das Land Lüneburg da gelitten, aber sie sind fest im Glauben geblieben. In jener Zeit ist der Frömmigkeit des Landes, der von alter Zeit ein Zug der Innigkeit (Heliand) und des am Alten fest-

haltenden Sinnes eigen war, noch das Merkmal der Treue und der Liebe zur Kirche der Väter eingeprägt. Und so ist's geblieben durch den Wandel der Zeiten hindurch! Das sind die Grundlagen, auf welchen die jetzige evangelisch-lutherische Kirche im Fürstentum Lüneburg ruht. So sei denn jetzt ein Blick geworfen in die Gegenwart, um Kirche und Gemeinden unseres Landes zu beschauen!



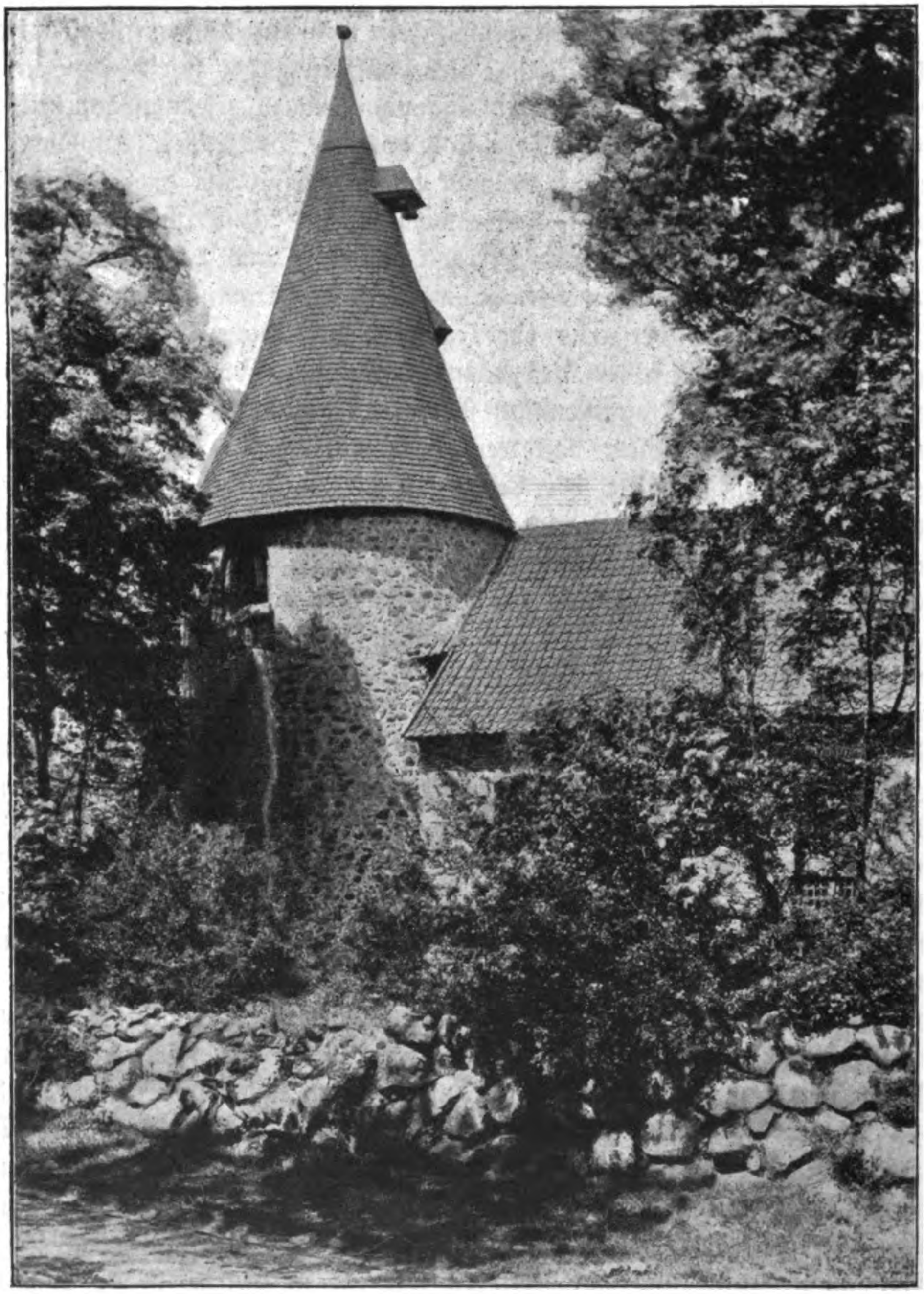
Kirche zu Suderburg.
(Der Turm ist ein ehemaliger Burgfried.)

Der kirchliche Bestand ist dieser, daß die überwiegende Zahl der Bewohner der evangelisch-lutherischen Kirche angehört; nur eine reformierte Gemeinde (in Celle) und mehrere katholische Gemeinden (in den Städten) sind vorhanden, außerdem etliche Synagogen-Gemeinden. In Folge der Hermannsburger Separation gibt es einige freikirchliche Gemeinden, die sich von der Landeskirche getrennt halten, und die zumteil wieder gespalten sind. Die Zahl ihrer Anhänger ist etwa 5000. An landeskirchlichen Pfarrstellen gibt es 243, zu denen noch 17 ständige und persönliche Kollaboraturen hinzukommen. Der Umfang der Kirchspiele ist sehr verschieden, es sind ganz kleine Pfarren vorhanden mit einigen hundert Seelen, und wieder ganz große, einige davon groß nach der Seelenzahl (so in Harburg), andere groß nach der Ausdehnung. In der eigentlichen Heide sind Kirchspiele, in denen man stundenlang wandern kann, und die an Flächengehalt den kleinen deutschen Bundesstaaten nahekommen. Hittfeld im Kreise Harburg umfaßt, auch nach der Abtrennung von Buchholz, noch an 175 qkm mit 51 Ortschaften und Ortschaftsteilen, und zur benachbarten Kirche in Hollenstedt gehören über 30 Dörfer. Ähnlich

Die Gegenwart: Kirchlicher Bestand

steht es in der Binnenheide. Merkwürdiger Weise hat diese Ausdehnung und die kirchliche Abgelegenheit vieler Dörfer im allgemeinen der Entwicklung und Festhaltung der Kirchlichkeit weniger geschadet, als man denken sollte, ja hat nicht selten zur Vertiefung und Selbständigmachung der Frömmigkeit beigetragen. Doch sind auch in manchen dieser Gemeinden dadurch Schäden hervorgetreten, die die Notwendigkeit von Teilungen der übergroßen Bezirke nahe gelegt haben. — Die Kirchengebäude sind mannigfacher Art in allen Bauarten und Größenabstufungen: von den hochragenden herrlichen Kirchen der Stadt Lüneburg (die St. Johanniskirche hat an 3000 qm Fläche) bis zu der bescheidenen Kapelle im Außendörfchen; von neuzeitlichen stilvollen kirchlichen Neubauten über den Saalstil der Aufklärungszeit hin zu den uralten aus Findlingsblöcken und Fachwerk zusammengefügten, efeuumsponnenen anheimelnden Heidekirchlein! Durchweg sind auch die Dorfkirchen freundlich und sauber gehalten, mit mancherlei Schmuck ausgestattet. Den hat die Liebe der Gemeindemitglieder dargereicht, welche wohl sagen: „Uns Hus holt wi good in Ornung, un denn sall uns Herrgott sin Hus nich ook schön sin?" — Das Küsteramt an diesen Kirchen, mit dem das Organistenamt verbunden zu sein pflegt, führt der erste oder einzige Lehrer des Kirchdorfes, den die Gemeinde auch wegen seines Kirchenamtes achtet, und an den sie gerade deswegen auch besondere Anforderungen stellt. Es gibt nicht wenige Gemeinden, die, auch wenn sie wissen, daß wegen Behinderung des Pastors oder bei Erledigung der Pfarrstelle der Lehrer „liest" (d. h. den Gottesdienst mit Vorlesung einer gedruckten Predigt abhält), durchaus keinen Unterschied zwischen Pastor und Lehrer machen, sondern stets gleichmäßig die Gottesdienste besuchen und sich auch im Gottesdienste des Lehrers gern erbauen, namentlich wenn er deutlich, ausdrucksvoll und warm spricht. Auch sehen es die Leute gern, wenn ihr Lehrer und Küster einen ernsten Lebenswandel führt, und sie nehmen auch von ihm willig geistlichen Rat und Trost; sie sagen dann von ihrem Lehrer: „He kann bäen as en Pastohr". Und namentlich in entfernten Außendörfern nimmt der treue und ernste Lehrer oft eine besondere Vertrauensstellung ein; er ist Berater und Seelsorger, hilft mit bei den Bibelstunden oder leitet sie selbständig, und recht oft heißt es dort: „Wi willt mal unsen Lehrer fragen!" Es gibt Beispiele, daß Dörfer, die durch Trunkfälligkeit der meisten Hausväter an den Rand des wirtschaftlichen Verderbens gekommen waren, durch die Bemühungen christlich gesinnter Lehrer gerettet worden sind. — In jeder Kirchengemeinde ist ein Kirchenvorstand, aus dem Pastor und wenigstens vier gewählten Kirchenvorstehern bestehend, der die Kirchengemeinde rechtlich vertritt und dessen wichtigste Aufgaben am treffendsten der § 33 der 1864 erschienenen Kirchenvorstands- und Synodalordnung also zeigt: „Der Kirchenvorstand hat in Unterstützung der pfarramtlichen Tätigkeit für Erweckung und Mehrung christlichen Glaubens und Lebens, für Erhaltung von Zucht und Sitte in der Gemeinde zu wirken, gottlosem und sittenverderblichem Wesen zu steuern, Gottesfurcht und Ehrbarkeit zu fördern, zu diesem Zwecke auch die Schule und die ledige Jugend zu beachten, und überhaupt sowohl durch eigenes

Vorbild, wie durch Aufsicht, Belehrung, Ermahnung und Warnung zum Aufbau der Gemeinde zu helfen." — Mehrere Kirchengemeinden zusammen bilden den kleinsten Kirchenkreis, der „Inspektion" genannt wird; an ihrer Spitze steht ein Superintendent, der in Ülzen, Lüchow und Gartow Propst genannt wird. Die drei Städte Lüneburg, Ülzen und Celle bilden einen besonderen Aufsichtsbezirk und die Gesamtheit ihrer Geistlichen heißt „geistliches Ministerium". Abgesehen von diesen Städten gibt es 23 Inspektionen mit 5 (Bergen, Soltau, Winsen a. d. Luhe) bis 25 Pfarrstellen (Harburg) —



Kirche zu Barskamp.

also durchschnittlich 10. Zwei Inspektionen (Bergen und Soltau) haben einen Superintendenten (in Soltau). Die Verteilung der Inspektionen ist diese, daß 6 (Gifhorn, Fallersleben, Sievershausen, Burgdorf, Burgwedel und Ahlden) den Südrand bilden, 2 (Wittingen und Beedenbostel) der Ostheide angehören, 11 die Mitte und den Norden einnehmen (Celle, Walsrode, Bergen, Soltau, Ebstorf, Bevensen, Ülzen, Lüne, Winsen, Pattensen, Harburg), während zum Wendlande (im weiteren Sinne) 4 zu rechnen sind (Lüchow, Gartow, Dannenberg, Bleckede). Noch ist als hannoversche Besonderheit zu erwähnen die Einrichtung der Kirchenkommissarien (Superintendent und Kgl. Landrat), die die nächsten Vorgesetzten der Kirchenvorstände sind, und die eine Anzahl von Geschäften und Aufsichtsbefugnissen gemeinsam wahrnehmen. Meistens je eine Inspektion (in einigen Fällen zwei, zu diesem Zwecke miteinander vereinigte Inspektionen) bildet einen Synodalbezirk, in welchem alle 2 Jahre die aus den Geistlichen, aus ebensoviel gewählten Kirchenvorstehern und zwei Lehrern gebildete Bezirkssynode über die kirchlichen und sittlichen Zustände des Bezirkes berät. Mehrere Inspektionen zusammen bilden einen Wahlbezirk für die alle 6 Jahre in Hannover zusammentretende Landessynode, zu welcher das Fürstentum Lüneburg je 6 geistliche und weltliche Abgeordnete entsendet, und zwar 4 für den Celleschen Teil und 2 für den Harburg-Dannenbergschen Teil. Ihren geschichtlichen Grund hat diese Unterteilung in dem zeitweiligen Bestehen eines besonderen Herzogtums Harburg (bis 1642 als Abfindung ohne Regierungsrecht für Herzog Otto, den älteren Bruder Ernst des Bekenners) und einer anderen welfischen Nebenlinie in Dannenberg, welche mit August dem Jüngeren in den Besitz von Braunschweig-Wolfenbüttel kam. Daher hat der Harburg-Dannenbergsche Teil auch zeitweise, bis zu dessen Aufhebung, zum Konsistorium in Stade gehört, während jetzt nach dessen Aufhebung ganz Lüneburg dem Konsistorium in Hannover untersteht. Auch in der Begrenzung der 1902 neuerrichteten Generalsuperintendenturen, deren es im Gebiete der ganzen ev.-luth. Landeskirche vier gibt (Hannover, Hildesheim, Stade, Aurich), findet dies seinen Ausdruck, indem die 10 nördlichen Inspektionen Harburg, Winsen, Pattensen, Lüne, Ebstorf, Bevensen, Bleckede, Dannenberg, Lüchow, Gartow zu der General-Diözese Stade, die übrigen aber zu der General-Diözese Hannover gehören, während eine einzige Inspektion, Sievershausen, zur General-Diözese Hildesheim gekommen ist. Es ist zu bedauern, daß ein kirchlich so einheitliches Gebiet nicht auch in dieser Hinsicht ungeteilt bei einander geblieben ist.

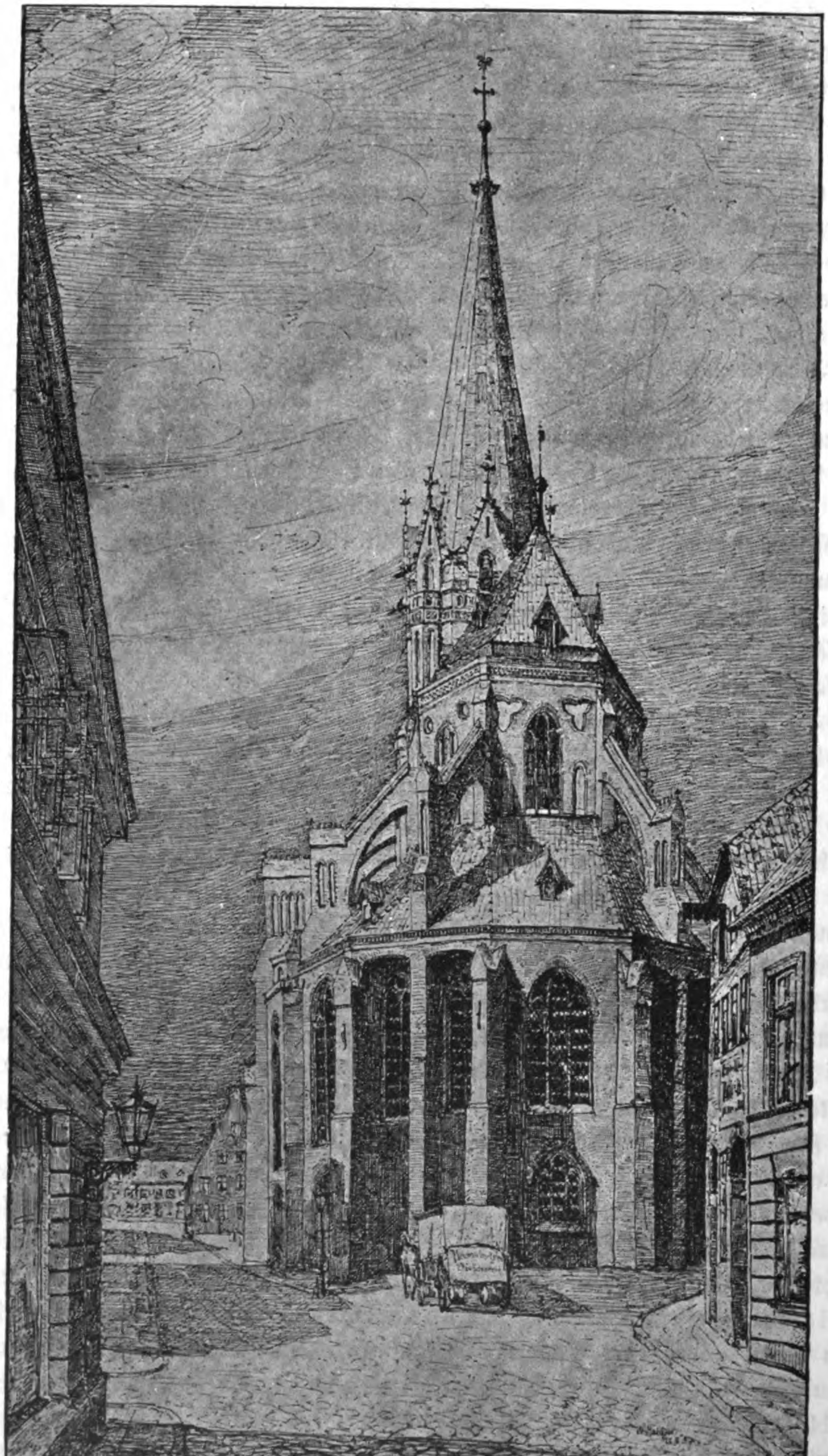
Das Volkstum

Ja, einheitlich ist unser Gebiet und einheitlich ohne Zweifel das **Volkstum.** Das schließt gewisse Unterschiede nicht aus. Wie überall, so machen sich auch hier Verschiedenheiten zwischen Stadt und Land geltend. Ehemals war davon nicht so viel zu merken, als die Verhältnisse noch einfacher und ruhiger waren, als in den Städten noch die Ackerbürgerschaft vorwiegend war, als auch in der damals größten Stadt Lüneburg bis hoch hinauf plattdeutsch gesprochen oder wenigstens noch verstanden wurde, als noch daselbst der öffentliche Ausrufer die Bekanntmachungen und Verkäufe unter lebhafter

Beteiligung der Straßenjugend plattdeutsch hören ließ. Jetzt hat die Industrie längst ihren Einzug in große und kleine Städte und Flecken gehalten; im Norden des Gebietes ist in Harburg eine Fabrikstadt von 70000 Einwohnern herangewachsen — so ist die Kirchlichkeit der Städte gesunken, wenn sie sich auch noch immer einen guten Kern bewahrt haben. Aber auch ihre Umgebung haben sie stark und im kirchlichen Sinne ungünstig beeinflußt — man denke nur an die Scharen, die zur Sommerszeit in die stille Heide, die Mode geworden ist, hineinfluten! Auch eine Verschiedenheit des Volkscharakters ist nicht zu verkennen. Der Lüneburger im Süden, mehr am Kalenberger und Braunschweiger Lande, der „Grenzheidjer", ist doch in manchem anders geartet, als der Bewohner der abgelegeneren Binnenheide; der Bewohner des Wendlandes trägt trotz der längst abgeschlossenen Verdeutschung im Aussehen, in der Denkweise, in der Sprache manche uralte Stammeseigentümlichkeit an sich; der Anwohner der Elbe hat wieder besonderen Sinn und Art. Dennoch aber ist es durch die gemeinsame Geschichte und durch den gleichen kirchlichen Einfluß zu einer unverkennbaren Verschmelzung und wesentlichen Einheitlichkeit gekommen, so daß es möglich sein wird, gemeinsame Züge der Volksart zu beschreiben. Es sind zum großen Teil sehr freundliche anmutende und gewinnende Züge. Biederkeit und Treue sind dem Lüneburger eigen, die mit einer wohltuenden Warmherzigkeit verbunden sind und in Höflichkeit und Freundlichkeit sich äußern. Gastfrei wird auch der unbekannte Wanderer auf einsamen Höfen aufgenommen. Ein feiner Natursinn und freundliche liebevolle Behandlung der Haustiere ist zu rühmen. Die Treue zeigt sich auch im Festhalten am Alten, auch im politischen Sinn in der noch weit verbreiteten Anhänglichkeit „an de ohle Herrschaft". Die harte und früher oft so gering gelohnte Arbeit am ehemals armen Heidboden hat Kraft und Ausdauer gestählt und ein Geschlecht herangezogen, bei dem der hohe Prozentsatz der militärisch Tauglichen auffällt. Und die früher so geringen und einfachen Zeiten haben dem Lüneburger den Sinn ernst gestaltet und zur Ewigkeit gerichtet. Ein kennzeichnendes und ergreifendes Wort, das man nicht selten bei der Erwähnung eines teuren Heimgegangenen hören kann, lautet: „He is nu in de Wahrheit." Manchmal begegnen Äußerungen, die einen gewissen Pessimismus und Fatalismus zu verraten scheinen, wie: „Wat hewwt wi up disse Welt!" oder „Wi mött doo all hen. Da is nich gegen to komen" — aber sie sind doch nichts anders als der Ausdruck der bewußten Ergebung unter einen höhern Willen. Weiter ist zu nennen die oft rührende Heimatliebe, die dem echten „Heidjer" Louis Harms einstmals das Bekenntnis entlockte: „Nächst dem, daß ich ein Christ bin, bin ich ein Lüneburger mit Leib und Seele, und kein Land der Welt geht mir über die Lüneburger Heide. Und nächst dem, daß ich ein Lüneburger bin, bin ich ein Hermannsburger und Hermannsburg ist mir das schönste und lieblichste Dorf der Heide." Das ist auch ein stolzes Wort, entsprungen der gesunden Selbstachtung des Lüneburgers, die sich oft auch in der äußeren Erscheinung wiederspiegelt. In der Heide kann man diese schlanken und sehnigen Gestalten sehen und

diese edlen Köpfe mit den feinen, ausdrucksvollen Gesichtszügen bewundern. Und schaut man genauer zu und horcht man hinein ins Volksleben, dann kann die erfreuende und eigentlich nie verletzende Schalkhaftigkeit nicht übersehen werden, die über den lieben Nachbar oder einzelne Berufsarten oder die Frauen oder jugendliche Torheit sich harmlos lustig macht. Hiervon seien etliche Proben geboten. Vom Schäfer heißt es: „Wenn een Schaper fährt, mutt de Herrgott up de Diessel sitten." Der Handelsmann, der seine Wege durch die Heide geht, muß sich hänseln lassen: „Wenn een Pracher nix hebben sall, fallt em dat Ei ut de Kiep". Die Unüberlegsamen müssen klagen: „Wenn't Bottermelk regent, sünd uns Pött ümstülpt!" Einer, der eine gar zu tätige Frau hat, sagt wohl: „Wo wat is, da spill't ook wat, — da harr de Buerfru dat Kind ut de Dör fegt." Und ein Dorfweiser läßt sich vernehmen: „Wenn de Peer staht und de Fruens gaht, so is sacht Buer wesen!" Über arme Heiratslustige hält sich das Dorf auf: „De wüllt ook ehr Plünnen tohop smieten!" Eine alte Großmutter hat trotz Schwachheit den Mut noch nicht verloren, denn sie versichert uns: „Wenn ick man noch de Katten un Küken wohren kann, so geiht et noch!" Und einer, der in der Freundschaft schlechte Erfahrungen gemacht hat, murrt: „Giwwst mi een fett Swien, denn kannste mine ganze Fründschapp kriegen!" Ein ernstes Urteil in scherzhafter Form am Grabe eines jung gestorbenen Trinkers sagt kurz und treffend: „He hett sick stark hulpen!"

Die Wahrheit fordert, daß in dem Bilde des Lüneburgers neben den Lichtern auch die Schatten nachgewiesen werden. Sie sind auch vorhanden. Ein dunkler Schatten ist ein Erbteil der Vorzeit, nämlich der Aberglaube und was damit zusammenhängt: Besprechen der Krankheit an Menschen und Vieh, Behexen und Hexenwahn, Tagewählen, Zeichendeuten und dergleichen. Die Verbreitung des Aberglaubens in unserm Gebiete ist sehr ungleich. In manchen Gegenden wird sehr darüber geklagt, z. B. im Wendlande (Lehrer Mente in Rebenstorf hat darüber eine umfassende Arbeit geliefert) und in der Nordheide. Von anderswo wird von genauen Kennern des Volkslebens bezeugt, daß sich fast keine Spur davon finde. Vielleicht ist dies zu sagen, daß dort mancher scheinbar abergläubische Brauch als unverstandene Sitte weitergeübt wird, während hier doch noch wirklicher Aberglaube vorhanden ist, sich aber der Beobachtung absichtlich entzieht. Ohne nun den Lüneburger, da er bei seiner Religiösität die Reste alten Heidentums völliger ausgerottet haben müßte, entschuldigen zu wollen, sei nur angedeutet, daß Aberglaube überall in unserm Volke sich findet, und daß auch die städtische Verfeinerung nicht vor ihm schützt. Ein anderer dunkler Punkt ist eine gewisse Verschlossenheit, die manchmal in Unaufrichtigkeit übergeht. Einer, der selbst aus einem Lüneburger Bauernhofe stammt, urteilt darüber: „Der Lüneburger Bauer ist zu ganz offener Aussprache zu bange. Er sagt zu allem „Ja", wohlgemerkt, er sagt „Ja", denkt aber sehr oft das Gegenteil und tut auch ebenso oft das Gegenteil. Ich berühre damit einen wunden Punkt im Charakter, nämlich seinen öfteren Mangel an Geradheit und Aufrichtigkeit.



Nikolai-Kirche zu Lüneburg.

Dieser Mangel führt auch recht oft zum Lügen. Dafür diene als Beweis das im Laufe eines Gesprächs ganz unwillkürlich gemachte Zugeständnis: „Da säh ick ja nu in, dat mit Lögen nix mehr to maken wier" oder ein anderes ähnliches Wort: „Ick mößt ja leegen, ick künn mi so nich anners helpen." — Nicht verschwiegen sollten diese Schattenseiten werden, zu denen noch andere kommen. Aber nicht wenige haben diese Anlage überwunden und sind gerade, aufrechte und aufrichtige Männer geworden! Und schließlich, wo ist die Bevölkerung, wo ist der Stamm, wo ist der Stand zu finden, dem immer die Wahrheit über alles geht, der für die Wahrheit den eigenen Vorteil immer opfert und der ganz wahr und aufrichtig ist? (S. die besonderen Abschn.)

Kirchlicher Sinn

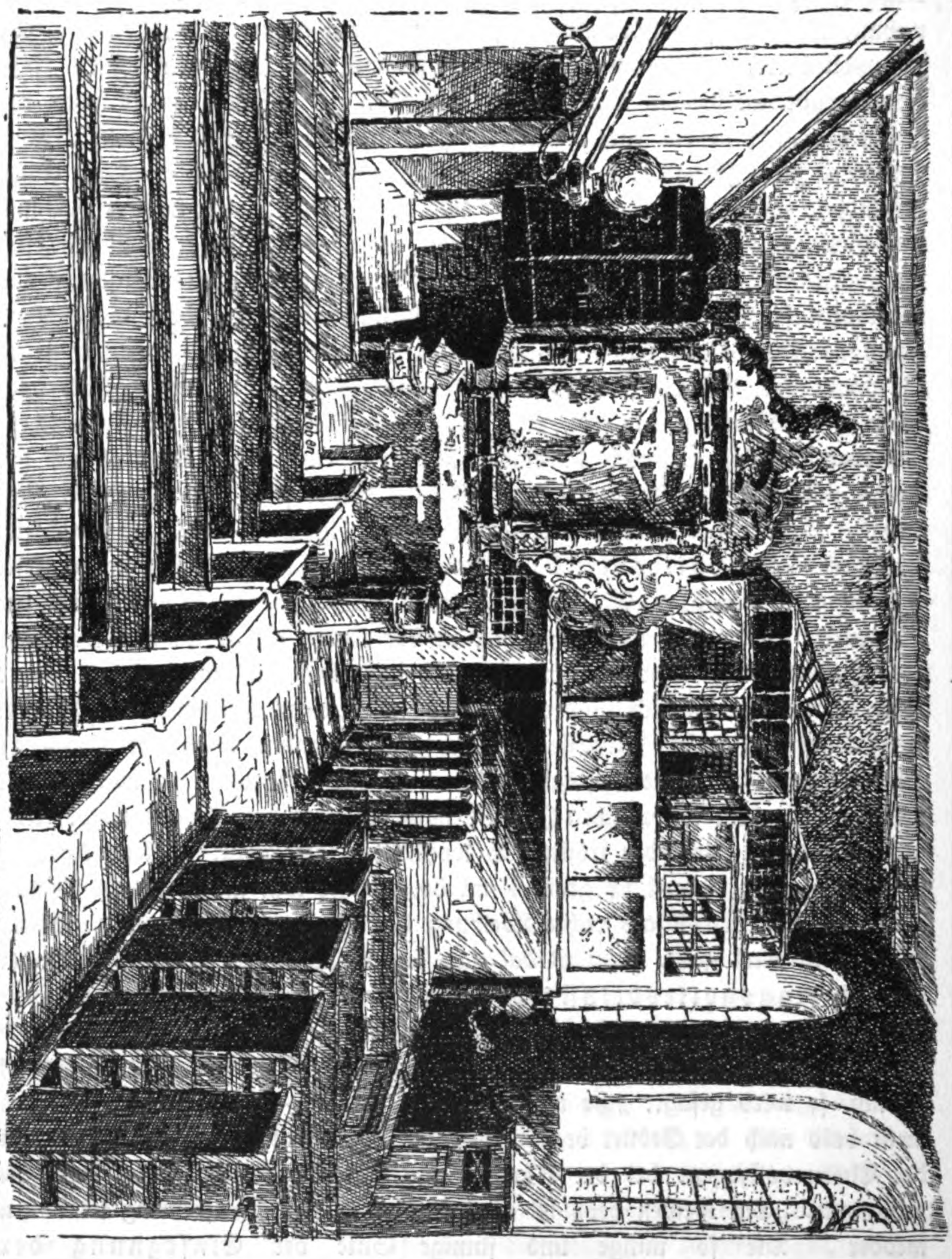
Dies trotz seiner Fehler und Schwächen edle Volkstum beruht teils auf Anlage, teils ist es so geworden, geworden durch Selbsterziehung, die wiederum geweckt und begleitet ist durch die kirchliche Erziehung zur **Kirchlichkeit, Frömmigkeit und kirchlichen Sitte.** Wie diese sich gebildet haben im Laufe von 11 Jahrhunderten, das entzieht sich zum größten Teile menschlicher Erkenntnis und Nachforschung; denn es waltet dabei Wirken und Schaffen der Gotteshand. Aber wie sie sind, das läßt sich wohl einigermaßen in Worte fassen und im Bilde geben. Freilich kann kein Bild ganz die Wirklichkeit schildern, und so wird schließlich der des Volkes kirchliches Fühlen und Denken am besten verstehen, der persönlich anteilnehmend unter ihm lebt. Aus solchen persönlichen Quellen stammen die nachfolgenden Ausführungen, zunächst über das Verhältnis zu den kirchlichen Personen. Im Mittelpunkt der Kirchlichkeit steht das Pfarramt, dem Achtung und Liebe im reichen Maße dargebracht wird. Eine Dorfgemeinde ohne Kirche und Pastor kann man sich gar nicht denken, und wenn es oft heißt „Een Pastohr mutt'r sin", so ist das nicht im Sinne eines notwendigen Übels gemeint. Nein, es spricht sich darin die Überzeugung von der Notwendigkeit lebendiger persönlicher Verkündigung des Evangeliums aus, wie auch das Wort beweist: „Wi mött doch een hebben, den wi glöwen. Wenn wi den Pastor nich glöwen könnt, wen denn?" Aber es ist das wiederum durchaus nicht blinder Autoritätsglaube, nein, es wird das Vertrauen auch an Bedingungen geknüpft, und die Predigt wird dahin beurteilt, ob sie schrift- und bekenntnisgemäß ist, sonst wird geklagt: „De hett eenen annern Glooben as wi." Daß das Pfarramt ein ernster und schwerer Beruf ist, wissen die Leute: „Licht is dat nich, Pastohr to sin!" Nur ganz vereinzelt wird einem treuen Geistlichen als äußerer Beweggrund seines Handels untergeschoben: „He mött dat so, wil he sin Brot davon hett." Vielmehr findet sich durchweg bei den Gemeindemitgliedern, die ja geistlich zu denken und zu urteilen verstehen, ganz treffende Urteile über das geistliche Amt und seine Erfordernisse, wie z. B.: „De Pastor sall keen Bur sin, dat dögt nix." Dem neuen Pastor gegenüber wird zunächst ein abwartendes Benehmen beobachtet, versteht er es aber, die Herzen zu öffnen und zu gewinnen und hat er überhaupt ein freundliches Wesen, so wird er von der eigenen Gemeinde Fremden gegenüber treuherzig gelobt. „Use Pastohr is een ganzen niederträchtigen (herablassend) gemeinen Minschen un nich en beten grotmüdig (stolz)." Mit der Zeit entwickelt

sich dann zwischen dem Pastor, dem die Seelen recht auf dem Herzen liegen, und seiner Heidgemeinde ein ganz eigenartiges herrliches Vertrauensverhältnis. Wohl kommen die Gemeindemitglieder nicht gerade sehr häufig ins Pfarrhaus, aber doch immer, wenn sie in besonderen Anliegen seine Ansicht hören wollen. Sie wünschen aber und erwarten seine Besuche und freuen sich, wenn er recht innig an ihrem Wohl und Wehe teilnimmt. Auf seinen Rat wird viel gegeben, und seine Autorität steht fest, wie sich das knapp und klar in dem Worte ausdrückt: „De Pastohr hett seggt!" Noch sind die Gemeinden nicht selten, in denen es eine Freude ist, das Pfarramt zu führen und, in denen der Pastor walten darf wie ein König alter Zeit in seinem Königreiche! — Im Glanze des Pfarramtes liegt nun auch alles andere, was mit der Kirche und dem Pfarramt zusammenhängt. Schwer ist es den Gemeinden geworden, sich an die andere Stellung zu gewöhnen, die im Laufe der Entwicklung die Schule eingenommen hat. Manchem alten Heidjer will die doch so notwendige Erweiterung des Lehrstoffs und die Änderung der Lehrweise garnicht recht in den Sinn: „Hüt war'n de Kinner veel to klook; fröher harr'n wi blot de Bibel un den Katechissen, un nu lehrt se all so'n niemod'schen Krams". Doch ist auch an vielen Orten schon ein besseres Verständnis dafür vorhanden, und am Tage der öffentlichen Prüfung vor Ostern kommen nicht selten die Eltern so zahlreich in die Schulstube, daß nicht alle Platz finden können. Auch kann man rühmend sagen, daß viele Schulvorstände nicht knauserig sind und gern und einsichtig für Lehr- und Anschauungsmittel das Nötige bewilligen und die Erfolge eines eifrigen Lehrers mit Freude anerkennen. Immerhin aber sind unsere Heidjer nicht für eine völlige Trennung der zwei, so wichtigen Lebensgebiete und meinen: „Kark un School hürt tohop!" Möge immer besser ihre rechte Trennung, daß sie sich nicht stören, und ihre rechte Verbindung, daß sie sich gegenseitig fördern, gefunden werden! — Die durch die Kirchenvorstands- und Synodal-Ordnung von 1864 an die Stelle der früheren Kirchenjuraten oder Altaristen getretenen Kirchenvorsteher sind durchweg in ihr wichtiges Amt hineingewachsen. Sie haben doch schon die frühere Furcht vor „Nackenschlägen" verlernt, genießen oft ein maßgebendes Ansehen, sodaß an die Beschlüsse des Kirchenvorstandes selten abfällige Urteile sich heranwagen, und stehen dem Pfarramte treu zur Seite. — Wie vor aller Obrigkeit, so hat auch vor dem Kirchenregimente der Lüneburger Respekt. Anordnungen desselben werden mit Gehorsam entgegengenommen, wenn auch manchmal ein Alter murrt: „All ju niee Empfindungen (Erfindungen, d. h. Verordnungen) dögt nix!" Das Verständnis für die Bedeutung der Zugehörigkeit zu der unter einem Kirchenregiment verfaßten und durch das Band der Kirchenvorstands-Ordnung, des Synodalwesens, der Gottesdienstordnung, des Gesangbuches und der gemeinsamen Liebesarbeit zusammengehaltenen Landeskirche macht offensichtlich Fortschritte, wie denn überhaupt die letzten Jahrzehnte den kirchlichen Blick unzweifelhaft erweitert haben.

Teilnahme an den kirchlichen Einrichtungen

Mehr läßt sich sagen über das Verhältnis unseres Volkes zu den kirchlichen Ordnungen und Einrichtungen. Hier bietet sich eine

reiche Fülle von anziehenden Einzelheiten dar! Im Vordergrunde der Teilnahme, im Mittelpunkt des Lebens steht doch noch immer die Kirche. „Wo is't woll beter, as in Gott's Hus!" — Das ist der Grundton. Eine große tiefe Freude an Gottes Wort beseelt die Gemüter. Jedes Haus muß am lieben Sonntag in der Kirche vertreten sein, und als Zeichen schwerer Krankheit wird es aufgenommen, wenn es heißen muß: „Uns Mutter is all einige Sünndage nich inn'r Kerke wesen!", wie es umgekehrt als sicheres Zeugnis der Genesung ausgesprochen wird: „Se is all we'er na'er Kerk wesen." Leere Kirchen sind in der eigentlichen Heide unbekannt. Fast überall ist der Kirchenbesuch von den Außendörfern noch besser als vom Kirchdorf, wobei allerdings ins Gewicht fällt, daß die ersteren dann auch ihre Besorgungen machen. Und es kommt vor, daß bei sehr schlechtem Wetter gerade die Kirchdorfleute noch zahlreicher erscheinen, um den Ausfall von den Außendörfern auszugleichen. So war oder ist es noch in einem Kirchspiel, wo wegen Überfüllung der Kirche manche Bänke doppelt besetzt sind: die Hälfte steht und die Hälfte sitzt, und bei Beginn des zweiten Predigtteiles wird in aller Stille abgewechselt! Während des Gottesdienstes herrscht Andacht und Aufmerksamkeit; Störungen böswilliger Art kommen kaum vor. Jedoch benimmt sich der Lüneburger freier oder ungezwungener in der Kirche als z. B. der Göttinger oder Hildesheimer, eben weil er sich darin ganz heimisch, ganz wie zu Hause fühlt. Frisch und fröhlich ist der Gesang, wie „einer Heidelerche". Bei dem vorhandenen religiösen Interesse und der Schriftkenntnis wird der Predigt mit gutem Verständnis gefolgt, und es kommt vor, daß sie nachher fast wörtlich oder dem wesentlichen Inhalte nach Kranken vorgetragen wird. Und wem's schwerer wird, der tröstet sich wohl, wie jene Frau: „Allens kann ick ja nich verstahn, aberst ick grabbel mi do jümmer wat mank rut." Überall wird der Gottesdienst als rechte Weihung des Sonntags empfunden: „Wenn wi nich to Kerk gaht, denn is dat gar keen Sündag för uns!" Auch der Nachmittagsgottesdienst wird trotz seiner ungünstigen Stunde noch vielfach von Erwachsenen besucht, die dann mit Interesse den Antworten der Chorkinder folgen. Hat ein Kind das dazu bestimmte Alter (meist zwölf Jahre) erreicht, so wird gesagt: „He möt nu vör'n Altor". — Die Taufen werden meist bald nach der Geburt begehrt und im Gottesdienst, aber in Abwesenheit der Eltern vollzogen; bei der Rückkehr ins Elternhaus sagt dann wohl die Hebamme: „Een Heiden hebb ick em mitnahmen, een Christ bring ick di em wedder". Die so innige und sinnige Sitte der Einsegnung der Wöchenerinnen steht meist noch fest, dann melden sie sich beim Pastor mit den Worten: „Ick wull hüt Kerkgang hollen. Willt Se woll för mi bäen?" — Das heilige Abendmahl wird in hohen Ehren gehalten, wie wir uns denn hier in einem Gebiete befinden, das die höchsten denkbaren Kommunikantenziffern aufweist, in dem in vielen Gemeinden viermalige Abendmahlsfeier des Einzelnen im Jahre üblich ist. Die Städte weisen freilich einen geringen Prozentsatz (Kommunikantenzahl verglichen mit der Einwohnerzahl) auf: Harburg (ganze Inspektion) 24 %, Lüneburg Stadt 27 %, Celle und



Inneres der Kirche zu Sinstorf. Beispiel einer „Bauernkirche“.

W. Lohmann.

Ülzen 48 %). Alle anderen Inspektionen übersteigen den Durchschnitt der Landeskirche (1905/10: 52,9 %), elf Inspektionen haben 100 % und darüber, eine sogar 190 %. Gewiß spielt hier die feste Sitte, der sich in den übersehbaren Verhältnissen nichtleicht jemand entziehen mag, eine große Rolle, und längst nicht alle werden von innerem Verlangen getrieben kommen. Aber andererseits nehmen es viele, viele sehr ernst mit ihren Abendmahls- und Beichtgängen. Sie enthalten sich in der Woche oder den Wochen vorher aller

Zerstreuung und aller Vergnügungen, sie sagen wohl „Ick heww mi noch nich bereitet", und warten deshalb noch eine Woche lang. Da ist es nicht zu verwundern, daß auch in Krankheit das heilige Abendmahl häufig begehrt wird. Die Angehörigen würden es sehr schmerzlich empfinden, wenn der Kranke „ohn Rüste" entschliefe, so legen sie es ihm wohl nahe: „Ick heww em ook all seggt, he schöll doch dat heilig Abendmahl nehmen, männigmal änner sick de Krankheit darna". Hierin liegt ja gewiß auch ein Mißverständnis des Sakraments, das kein leibliches Heilmittel ist. Und es kommt vor, daß dies Mißverständnis in gröberer und sogar abstoßender Form sich zeigt. Aber angesichts des Einflusses, den ein seines gnädigen Gottes gewiß gewordener Geist auf einen schwachen und kranken Körper ausüben kann, ist (auch im Hinblick auf Ev. Matth. 9,6) jener Meinung eine gewisse Berechtigung nicht abzusprechen. Jedenfalls spricht sich auch in der Art der Krankenkommunion, in der Gestaltung der Feier eine hohe Wertschätzung des Sakraments aus: Die Angehörigen sind versammelt. Auch Nachbarn werden herbeigerufen. Ein Abendmahlslied wird gesungen. Öfter spricht der Kranke die Beichte selbst. In neuerer Zeit kommt es vor, daß bei Gatten der gesunde Teil nicht mit dem kranken zusammen feiert, sondern am nächsten oder übernächsten Sonntage in der Kirche, ein Beweis dafür, wie sehr „die Gemeinschaft der Heiligen" geschätzt wird. — Daß die Zeit des Konfirmanden-Unterrichts eine ernste und wichtige ist, wissen die Gemeinden. Von den Konfirmanden heißt es dann: „De Kinner gaht to'm Bäen". In den ausgedehnten Gemeinden sind's recht mühsame Wege, zwei bis drei Stunden, so daß von November bis Februar die Kinder im Dunkeln von Hause gehen und im Dunkeln wieder zurückkommen. Aber es wird nicht als etwas Besonderes betrachtet: „Dat hört ook mit dato". Die Konfirmation wird von Eltern mit vielen Kindern recht herbeigesehnt: „Wenn ick dat man noch belew', dat all min Kinner insegnet sind". Der Konfirmationstag wird ohne äußeren Prunk als hoher Festtag gerechnet, und die erhaltenen Denksprüche werden eingerahmt und grüßen hernach von den Wänden der Wohnstube.

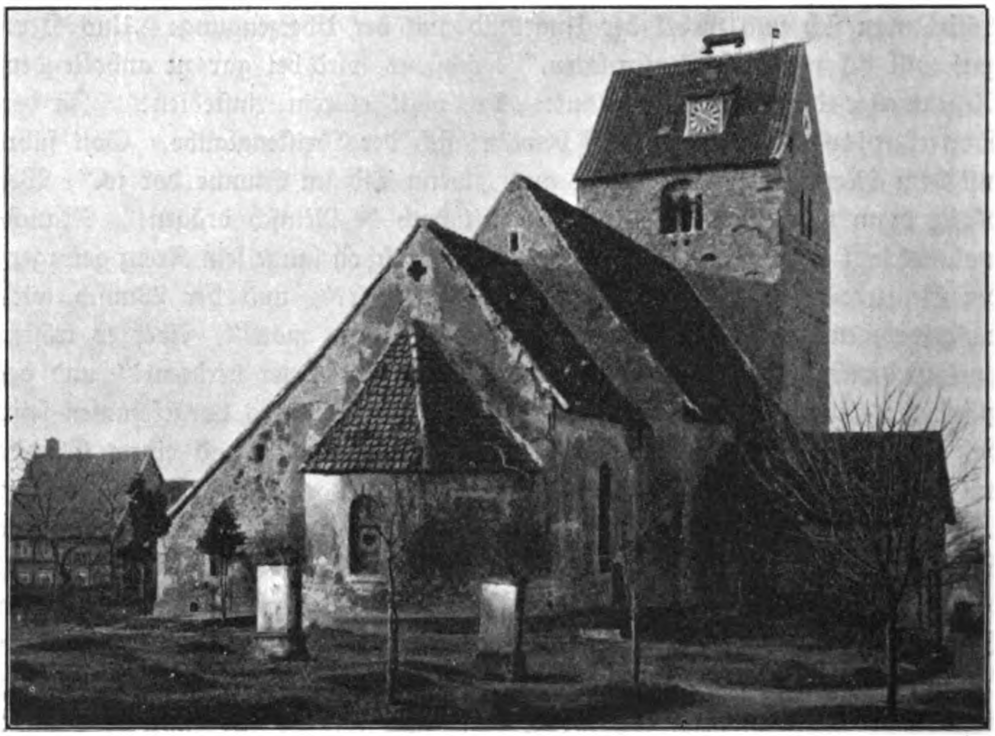
Häusliches Leben

Die Haltung der ledigen Jugend läßt ja manches zu wünschen übrig. Es sind eben die Brausejahre, und die jungen Herzen haben ihre Kämpfe und Versuchungen und schlagen in der stillen Heide ebenso heiß, wie anderswo. Vielleicht wird von den Eltern aus falscher Gutmütigkeit zuviel nachgegeben: „Jung Lüd mött lustig wesen, de jung Welt will sick uttoben". — Daß bei den Heiraten oft von Herzensneigung wenig zu spüren ist, daß die Wahl der Eltern bestimmend wirkt, daß nach dem Vermögen gesehen wird, daß der „Freiwerber" noch eine große Rolle spielt, das liegt eben in den ländlichen Verhältnissen begründet, in welche der Städter mit seiner besonderen Empfindungswelt sich kaum hineinfindet. Betrübend ist eine doch recht große Zahl von Trauungen ohne Ehren. Was dafür als Erklärung angeführt wird (altgermanische Anschauung u. a.), will dem Kenner des Volkslebens nicht wahrscheinlich dünken, wenigstens trifft es nicht allgemein zu. Die Ehen sind zumeist glücklich. — Was das

häusliche Leben betrifft, so ist von der Kindererziehung zu sagen: sie ist oft zu weichlich. Dem Ungehorsam und Eigenwillen der Kinder wird nicht fest genug entgegengetreten, und man findet sich zu leicht damit ab: „Se will't ja nich". Sonst wird aber der religiöse Sinn der Kinder gepflegt, und bei Besuchen heißt es wohl: „Uns Jung, uns Deern kann so bäen. Bäe Herr Pastohr mal wat vör!" Nicht wenige Häuser haben regelmäßiges Tischgebet, ja auch Hausandacht, zu der auch das Gesinde möglichst herangezogen wird. Aber „de Deensten willt nix mehr darvon weeten. Se lopt uns ut de Stuw'!" Leider hört ja das frühere patriarchalische Verhältnis zwischen Herrschaft und Gesinde immer mehr auf. — In der Freude verkennt man nicht selten die rechte Grenze, und so nehmen die Vergnügungen, die mit dem zunehmenden Vereinswesen immer mehr sich verbreiten, viel Zeit und Geld und Kraft in Anspruch. Als Begründung wird wohl angeführt: „Wi mött uns süß so quälen un wüllt ook wat hebben. Wat mutt de Minsch doch hebben!" Eine Freude aber wird gern auf eine höhere Stufe gehoben und geheiligt; das ist die Freude, wenn es nach glücklich verlaufener Bauzeit zur „Husricht" kommt. Dann wird eine Kanzelfürbitte begehrt (wie auch für andere Gelegenheiten, Krankheitsfälle, Reise in die Fremde, glückliche Heimkehr) und womöglich die Abhaltung einer gottesdienstlichen Feier oder einer Missionsstunde. Und nun das Gegenstück, das Verhalten im Leid, das in mancherlei Gestalt das wechselnde Leben mit sich führt! Obwohl ihnen das Herz nicht auf der Zunge sitzt, und obwohl sie ihre inneren Geheimnisse nicht leicht offenbaren, so ist eins doch offenbar: unser Lüneburger Landvolk ist ein betendes Volk! Wie ein Gebet schon winken vom Balken über der großen Tür der alten Strohhäuser dem Wanderer die alten guten Sprüche und Gesangsverse zu. (Siehe „Inschriften" unter 30). — In dieser stummen und doch eindringlichen Spruchpredigt drohte ein völliger Stillstand einzutreten, als die Steinhäuser statt des alten Fachwerkbaues aufkamen, bei denen wohl eine Steinplatte über der Haustür angebracht wurde, die aber, durch die Namen des bauenden Ehepaares fast ganz in Anspruch genommen, höchstens für den allerkürzesten Spruch oder Reim Platz gewährt. Doch lernen jetzt unsere Baumeister es besser, den Häusern heimatlichen, in die Landschaft passenden Charakter zu geben und in den Steinbau Fachwerk einzufügen oder anzugliedern, so daß die Häuser wieder Balken zeigen, auf denen alte und neue gute Worte erscheinen. — Bei dem herrschenden Gebetssinn wird auch die Betglocke geachtet und beachtet, und wenn ihr Klang über die Dorfmark hinschallt, dann wird von den auf den Feldern Beschäftigten die Kopfbedeckung abgenommen und ein stilles Gebet verrichtet. Und von nicht wenigen wird ein wirkliches Gebetsleben geführt, das auch durch gute religiöse Bücher, namentlich auch „dat ohle Starckenbook" (Tägliches Handbuch von Joh. Friedr. Starck, * 1680 in Hildesheim, also ein Sohn Niedersachsens, † 1756 als evang. Prediger an der Hospitalkirche zum Heiligen Geist in Frankfurt am Main) genährt wird, wie denn viel „Lesen" als besonderes Lob der Frömmigkeit gilt: „He läest un bäet ook jümmer to."

So wird bei Gewittern in vielen Häusern eine Gewitterandacht mit Gebet und Gesang gehalten, wozu sich alle Hausgenossen in der „Dönze", der großen Wohnstube, sammeln. Der Hausvater oder in manchen Dörfern die Hausmutter betete früher die Lieder „Beim Gewitter" aus dem alten Lüneburger Gesangbuche und las den Gewitterpsalm (Ps. 29). Jetzt werden aus dem neuen Gesangbuche die Gesänge Nr. 557 und 558 gebraucht. — In allen Heimsuchungszeiten zeigt sich ernster, tiefer und in Gottes Wort festgegründeter Sinn. Bei ungünstigem Erntewetter wird nicht ungläubig geklagt. „Wi hewwt dat Korn noch alle Jahr rinkreegen, dit Jahr ward et ook noch gahn", so tröstet man sich und wehrt der Ungeduld mit der Überzeugung: „Uns Herrgott will sick nix vörschriewen laten." Höchstens wird bei gar zu anhaltendem Regenwetter die leise Klage laut: „Wi mött et rein rinstehlen!" In den Krankheitszeiten namentlich bewährt sich der Christenglaube. Gott führt mit dem Menschen seinen Willen aus, „wenn Tid un Stunne dor is." Wer dürfte dann murrend klagen? „Wat mutt doch de Minsch drägen!" Manchmal entringt sich den Lippen des Kranken, der schon lange sein Kreuz getragen, der Seufzer: „Wat schall ick noch up disse Welt?", und der Wunsch wird ausgesprochen: „Wenn ick blot nich so lange liggen mött!" Aber es trösten zwei Gedanken, der bußfertige: „Wi hewwt et nich beter verdeent!" und der gläubige: „Uns Heiland hett so veel drägen!" Sollte es vorgekommen sein, daß der Pastor bei seinem Krankenbesuche einmal aus irgend einem Grunde mit dem Kranken nicht gebetet hätte, dann wird der Vorwurf nicht gespart: „He harr woll mit em bäen könnt." Viel wird darauf gegeben, daß der Kranke zuletzt nicht in Bewußtlosigkeit verfällt, und wenn es nicht geschehen, dann wird in Dankbarkeit gesprochen: „He hett sinen Verstand noch bet tau'm Enne behollen" oder noch inniger ausgedrückt; „He hett bet tau'm Enne bäen könnt." Und wenn Gott der Herr nach seiner Weisheit die Bitte um Genesung eines lieben Kranken nicht erhört hat, dann bescheidet sich das gläubige Gemüt: „Wi sünd dormit tofree'n." Wohl schmerzt es den Vater und die Mutter, wenn sie ein Stück des Herzens weggeben müssen, wie jener Hauswirt seinen tiefen Schmerz um die Lieblingstochter in die einfachen ergreifenden Worte hineinlegte: „Min Marie kummt nich wedder!" — aber der Schmerz verklärt sich durch den glaubensfesten Blick nach oben: „Dat leewe Kind is de'r woll an!" Wenn aber in schwerer Krankheit unverhofft eine schnelle Wendung zur Genesung eintritt und in der unerwarteten, überwältigenden Freude der Blick nach oben vergessen ist, dann läßt sich wohl der alte Großvater mahnend vernehmen: „Kinners, hewwt ji ook dankt?" Ja, vielen in unserer Gemeinde ist die Gottseligkeit wirklich zu allen Dingen nutze und ihr Hoffnungsblick sieht auch in größter Not einen Ausweg: „Uns Herrgott stellt uns all up de Prow'", und wenn die Probe auf einen Verlust herauskommt, dann findet sich der echte Christensinn zurecht: „Wi schöllt uns von dat Irdische afwennen, darüm hett Gott dat dahn!" — Wer so im eigenen Leid für sich selbst den rechten Trost finden kann, der ist auch imstande, obwohl ungelehrt und unstudiert, andere wirksam zu trösten. Ein einfacher Altenteiler besucht einmal seinen

Pastor, der wegen des Heimgangs seiner Frau in schwermütigen Gedanken einsam in seiner Stube saß. Er fragt, wie es seinem Seelsorger nach dem schweren Verluste gehe. Auf die betrübte Antwort, es werde ihm recht schwer, sich in Gottes dunkle Wege zu finden, zeigt der alte Bauersmann auf den an der Wand hängenden Spruch und sagt einfältig und treuherzig: „Hier steiht: Sei stille dem Herrn! — nu warden See ook stille dem Herrn, de will nich blot slechtes hebben, nee ook mal wat goodes!" — Das ist das, was man wohl „Bauernreligion" genannt hat! Diese Bezeichnung ist aber durch-



Kirche zu Ochsendorf (Hasenwinkel).

aus mißverständlich. Sonst könnte man ja auch mit demselben Rechte von einer Handwerker- oder Beamten- oder Arbeiter-Religion reden! Wohl prägt der jeweilige Beruf dem Christentum einige Besonderheiten, vielleicht auch Verbildungen ein, aber abgesehen von Äußerlichkeiten, die nicht in die Tiefe dringen, ist das, was wir geschaut haben, ganz gewiß nicht „Bauern-Religion", sondern echtes wahres Christentum, bewährt in Trübsal, treu im Schaffen, fest im Glauben und warm in der Liebe!

Kriminalität

Aber wie besteht die Bevölkerung unseres Gebietes vor dem Gesetze? Wie steht es, um einen Ausdruck der Rechtsgelehrten zu gebrauchen, mit der **„Kriminalität"** dieses Bezirkes? Da darf nach Befragung der Statistik getrost behauptet werden, daß wirklich und tatsächlich unser Volk in den mannigfachen Versuchungen zur Gesetzwidrigkeit sich tapfer gehalten hat. Im Jahre 1910 kamen in der ganzen Provinz Hannover an Verurteilungen (gezählt am Orte der Tat) aller Art 20 000 vor, so daß auf je 100 000 Ein-

wohner 965 Verurteilungen entfielen. Günstiger als unsere Provinz standen (abgesehen von Hohenzollern) nur Hessen-Nassau (925) und Schleswig-Holstein (943), während z. B. Rheinland 1270 und Ostpreußen 1523 Verurteilungen aufwiesen. Vergleicht man die Regierungsbezirke miteinander, so war die Zahl für den Reg.-Bez. Hannover 977, für Lüneburg 787. Die übrigen Regierungsbezirke stehen allerdings noch günstiger, Stade: 717, Hildesheim: 609, Aurich: 636 und Osnabrück: 431. Das erklärt sich (abgesehen von Hildesheim) aus ihrem noch mehr ländlichen Charakter. Untersucht man die Arten der Verbrechen und Vergehen, so ergibt sich für Lüneburg, daß im ganzen 3935 Personen (Hannover: 6840, Hildesheim: 3321, Stade: 2866, Osnabrück: 1476, Aurich: 1591) verurteilt wurden, und zwar 1) wegen Verbrechen und Vergehen gegen den Staat, die öffentliche Ordnung und die Religion: 420 P., 2) gegen die Person: 1643 P., 3) gegen das Vermögen: 1862 P., 4) im Amte: 10 P. Einige Einzeldelikte seien angeführt: Zu 1) Widerstand gegen die Staatsgewalt: 92 mal (Schleswig 649!), Hausfriedensbruch: 214 (Merseburg 348), Meineid: nur 2, fahrlässiger Falscheid: 1, Verleitung zum Meineid und andere Verletzungen der Eidespflicht: je 1, Vergehen gegen die Religion: 0. Zu 2) gegen die Sittlichkeit: 75, Beleidigung: 431, Mord: 2, Totschlag: 0, Kindesmord: 0, fahrlässige Tötung: 6, Körperverletzung, leichte: 285, gefährliche: 686 (Schleswig 1243, Oberbayern 3260), Nötigung und Bedrohung: 107. Zu 3) einfacher Diebstahl: 618 (Schleswig 1953), schwerer: 117, Unterschlagung: 179, Raub und Erpressung: 10, Begünstigung und Hehlerei: 74, Betrug und Untreue: 264, Sachbeschädigung: 216, Brandstiftung, vorsätzliche: 4, fahrlässige: 11. Man darf demnach urteilen, daß in bezug auf die Kriminalität die Bevölkerung unseres Regierungsbezirkes günstig dasteht. Bedenkt man ferner, daß eine große Zahl der Verurteilungen auf die Städte und namentlich auch auf die Fabrikstadt Harburg fällt, so ergibt sich, daß das Land den Gerichten recht wenig zu tun gegeben hat. Selbstverständlich ist dies für die ländliche Bevölkerung kein Grund zur Überhebung. Es fehlt hier eben manche Versuchung der Stadt, und die Reibungsgelegenheit zwischen den Menschen ist viel geringer. Aber ohne Zweifel tritt in den günstigen Zahlen der Kriminalität auch der erziehliche und bewahrende Einfluß der Kirche und der Kirchlichkeit zu Tage. Glaube, Frömmigkeit und Sittlichkeit, sie stehen doch in enger Beziehung zueinander!

Christliche Liebestätigkeit

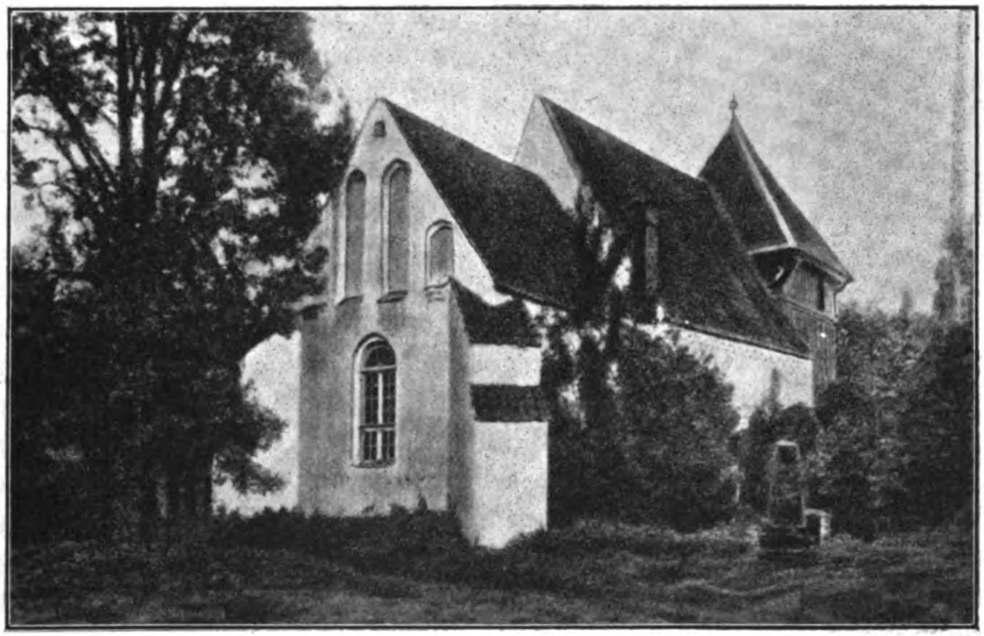
Wo Glaube, da Liebe! — so beginnt ein alter guter Hausspruch. Und der Lüneburger übt gern und freudig die Liebe in mannigfaltiger Form. Die nächstliegende ist die der „Nachbarschaft", welche noch in manchem Heidedorfe gilt, und von welcher Pastor Lauenstein in Wietzendorf die folgenden Einzelzüge gibt. „Das Dorf hat 942 Einwohner und 132 Wohnhäuser. Die Nachbarn werden hochgeachtet. Das Wort „Nahwer geiht vörn Fründ" (Verwandter) ist noch vielfach in Geltung, und man richtet sich bei Hochzeits-Einladungen danach. Bei einer Hochzeit z. B., wo einer „infreiet", d. h. wenn der älteste Sohn heiratet und neuer Hauswirt wird,

werden die Mitglieder der Nachbarschaft vor den Verwandten zur Hochzeit geladen.

Bei Beerdigungen haben nun die Nachbarschaften ihre ganz besondere Bedeutung. Ist jemand gestorben, so daß der Zeitpunkt der Beerdigung am Sonntag in der Kirche der Gemeinde mitgeteilt werden kann, so geschieht das „zum Begräbnis bitten" bei denen, die zur Nachbarschaft gehören, doch noch besonders. Die Ansage geschieht auf folgende Weise: „Ick wull Begräbnis beern (bitten), morgen halbig ölben latet Meyers en Kind graben." Die Dienste der Nachbarschaften sind genau geregelt. Die Familie, welcher der zu Beerdigende angehört, ist von jeglichem Dienste frei. Die Reihenfolge, in welcher die zur Nachbarschaft gehörigen die ihnen zugewiesenen Dienste zu verrichten haben, bestimmt sich meistens nach dem Gange der Sonne.

Früher brannte in dem Zimmer, in welchem der Tote lag, ein Licht in den dem Beerdigungstage voraufgehenden Nächten. Zwei oder drei Mädchen oder Frauen mußten bei dem Toten wachen, hauptsächlich wohl, um Mäuse oder Ratten von ihm fern zu halten. Die am nächsten bei dem Verstorbenen Wohnhaften mußten ihn „bewinnen", d. h. ihn anziehen. Am Beerdigungstage stehen auf dem Sarge zwei Lichter, der Sarg steht auf dem Laken, das über die „Trage" gelegt ist. Die Lichter wegzunehmen und das Laken von der Trage, wenn der Sarg ins Grab gesenkt wird, sind weibliche Personen aus den Häusern vor und hinter dem Toten bestimmt. Vier männliche Personen müssen die „Kuhle" graben und läuten. Einer aus dem ersten Hause vor dem Trauerhause muß „kieken", wann der Zug aus dem Hause geht, damit er nach dem Turme das Zeichen zum Läuten geben kann. Es wird nur geläutet, wenn die Leiche unterwegs ist. Beim Läuten kommt es darauf an, daß die Glocken im richtigen Takt zusammenklingen; das wird „rahmen" genannt. Es kann das nicht jeder; junge Läuter müssen das von alten erst lernen. Wer's gut kann, von dem heißt es, „er ist ein ordentlicher Rahmer". Die Läuter müssen auch die „Trage" zum Totenhause bringen. Sechs männliche Personen aus den Häusern vor dem Sterbehause tragen die Leiche zu Grabe. Sie werfen auch die „Kuhle" zu und legen, wenn der Hügel über dem Grabe fertig ist, die Schaufeln kreuzweise über das Grab. Ein Totengräber, der geschäftsmäßig und für Gehalt seine Dienste verrichtet, ist nicht vorhanden; die Nachbarn erweisen dem Verstorbenen aus Liebe die letzten Dienste, die sie für ihn verrichten können. Am Todestage wird geläutet, um der Gemeinde den Todesfall anzukündigen; am Beerdigungstage nach dem Trauergottesdienste findet ein sogenanntes Nachläuten statt (mortuos plango)." — Und auch sonst im Leben stehen sich die Nachbarschaften treu bei. Wo die Höfe zu zerstreut liegen, als daß sich eine Nachbarschaft bilden könnte, da fühlt sich alles, was irgendwie zum Hofe gehört, aufs engste verbunden. Und wenn es sich um ein Begräbnis aus der Familie seines schon vor Jahren vom Hofe verzogenen Häuslings handelt, so versäumt der Hauswirt nicht, mitzufolgen. Auch Kranke werden treulich und gern vom Hofe oder vom Nachbar versorgt, und es ist z. B. Sitte, daß beim „Schlachtefest" das

beste Fleischstück dem kranken Nachbar gebracht wird. — Barmherzigkeit wird der Armut bewiesen. Eigentliche Armut, d. h. Hunger und Entblößung von dem schlechthin Notwendigen ist auf dem Lande kaum zu finden. Man kann hier ein langes Leben vollbringen, ohne jemals einen Menschen auf der Straße haben betteln sehen (abgesehen von fremden „Reisenden" oder Vagabunden). Die Armenhäuser stehen häufig leer oder werden vermietet. Bedürftige, z. B. alleinstehende alte Frauen werden gern versorgt und durch gelegentliche Unterstützung, auch von Seiten der Kirchenvorstände,



Kirche zu Alt Meinerdingen.

wird drückende Not von ihnen ferngehalten. Überhaupt ist der Wohltätigkeitssinn sehr rege und Bitten des Pfarramtes, sei es von der Kanzel, sei es in privaten Kreisen, finden stets williges Gehör. Der altehrwürdige Klingelbeutel wird von den Kirchenvorstehern Sonntags vormittags gern umgetragen, wird durchaus nicht als störend empfunden und liefert recht ansehnliche Beträge, die in manchen Gemeinden in die Tausende gehen. Auch die Beckenkollekten, wenn sie warm empfohlen werden, sind sehr ansehnlich. In der ganzen Landeskirche brachten in den 6 Jahren 1905—1910, über welche die auch sonst für das kirchliche Volksleben sehr beachtenswerten „Mitteilungen des Königlichen Landeskonsistoriums an die Landessynode" berichten, die jährlich ungefähr 15 Beckenkollekten die erhebliche Summe von 1 519 123 Mark ein, die für die verschiedensten Zwecke und Anstalten der Kirche, der inneren und der äußeren Mission verwandt wurden (in der vorhergehenden 6jährigen Periode: 1 136 000 Mark). Davon müßten, auf die Seelenzahl berechnet (Provinz 2 200 000 landeskirchl. Einwohner; Reg.-Bez. Lüneburg 547 000 E.), rund ein Viertel = 379 781 Mark

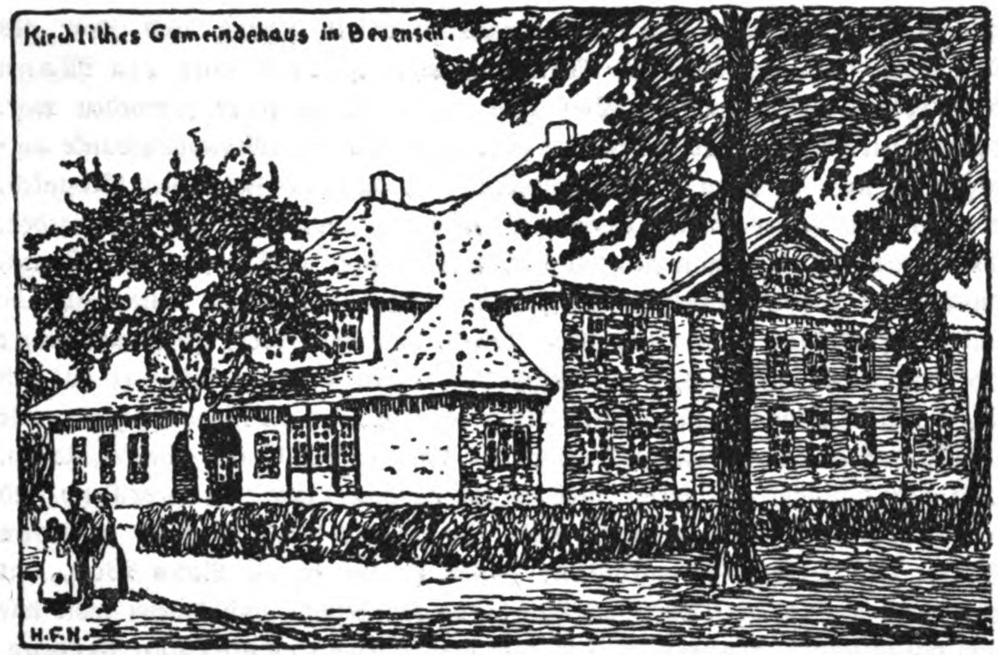


Die Stadtkirche in Celle mit dem neuen Turm.

auf Lüneburg fallen. In Wirklichkeit sind es aber rund 615 000 Mark! Ähnlich, wenn auch etwas geringer ist der Anteil an den Schenkungen und Vermächtnissen, die in der Periode 1905/10 2 400 000 Mark betrugen. Dazu kommen die Beträge für lokale Kirchenkollekten, die die Kirchenvorstände beschließen können, für die Hauskollekten, die große Beträge erreichen, die freien stillen Gaben für die Heidenmission und andere Zwecke, so daß, so weit menschliche Berechnung überhaupt etwas sicheres feststellen kann, die milden Gaben für kirchliche Zwecke, also die Gaben der Freiwilligkeit und Liebe mindestens $1^1/_2$ Millionen Mark, also 3 Mark auf den Kopf der Bevölkerung betragen dürften! Diese Gebefreudigkeit ist ein besonderes Kennzeichen unseres Bezirks, auffallend dem, der aus anderen Landschaften kommt. Mancher Geistliche, der früher im zurückhaltenderen Süden der Landeskirche wirkte, sah bei Zählung der ersten Beckenkollekte oder Missionsfest-Sammlung in der neuen Heidegemeinde voll Staunen, Rührung und Dankbarkeit die ersten großen Silberstücke oder Gold oder gar Scheine auf dem Kollektenteller! Und er merkte die gläubige Liebe, welche die Herzen warm macht.

Innere Mission

Die Innere Mission, dies Werk der dem eigenen Christenvolke sich widmenden Liebe, findet gutes Verständnis und Förderung in unserm Bezirke, wenn auch besondere Wirkungsstätten derselben wegen der durchweg noch gesunden sozialen Verhältnisse nicht so zahlreich sind. Es sind von ihnen zu erwähnen die Rettungshäuser Linerhaus in Altencelle bei Celle (das älteste, gegründet 1845) und in Burgwedel, die Kinderhospitäler in Lüneburg und Celle. In den Städten voran und neuerdings auf dem Lande findet die Gemeindepflege freundliche und eifrige Förderung. Ihr neuester Zweig, die Jugendpflege, hat eine sehr gute Aufnahme gefunden, auch auf dem Lande. Ortsausschüsse sind gebildet, an deren Arbeit sich Geistliche und Lehrer eifrig beteiligen. „Eine geregelte Gemeindepflege ist aber bald nicht mehr ohne eigenes Gemeindehaus denkbar, wie denn auch für die Jugendpflege dies Erfordernis immer stärker wird", so urteilt mit Recht unsere Kirchenbehörde. Im Gemeindehause, das dem Gotteshause keinen unrechtmäßigen Wettbewerb bereiten, vielmehr ihm dienen will, faßt sich die Gemeindearbeit zusammen und ihre einzelnen Zweige finden hier ihre Wirkungsstätte. Die Gestaltung des Gemeindehauses richtet sich nach den Bedürfnissen der Gemeinde. Kleinere Gemeinden kommen mit einem oder



Kirchliches Gemeindehaus in Bevensen.

zwei größeren Räumen für die Jugendpflege aus; größere schaffen sich stattlichere Häuser. Und da wir im Zeitalter der Anschauung leben und da, wie wir Niedersachsen zu sagen pflegen, „een jeder Pracher sin Kiep law't", so sei dem freundlichen Leser zugemutet, einen Blick in und einen Gang durch „das kirchliche Gemeindehaus" in dem Flecken Bevensen (Kr. Ülzen) zu tun. Die Gemeinde umfaßt einen städtischen Flecken mit rund 2000 Einwohnern und ein Landgebiet von etwa ebensolcher Größe mit 15 Dörfern. Schon längere Jahre hatte der Kirchenvorstand planmäßig gespart, bis es ihm unter tätiger Beihilfe der kirchlichen und staatlichen Behörden gelang, sich diesen gemeindlichen, durch den Architekten Matthies in Bardowick schön und zweckmäßig gestalteten Mittelpunkt zu schaffen. Nun erhebt sich inmitten des Ortes, nachbarlich dem Hause des Herrn, dies Haus. Es enthält eine Dienstwohnung für den Organisten und für den Kirchendiener, sowie für die Gemeindeschwester; zwei durch Harmonikawände getrennte Konfirmandenzimmer können in einem Augenblick zu einem für Missionsstunden und andere Gemeindezusammenkünfte verwendbaren Raum vereinigt werden; zwei Krankenräume sind vorgesehen und ausgestattet (nicht zur dauernden Belegung gemeint, sondern so gedacht, wie schließlich jedes Privathaus ein Krankenstübchen für die Not aufweist); drei freundliche Räume sind für die Jugendpflege bestimmt, und endlich hat auch ein Heimatmuseum im Hause Platz gefunden. — Seit 60 Jahren hat der Gedanke der Heidenmission in unserem Bezirke Wurzel geschlagen. Führend und schöpferisch war dabei ein Mann, dessen Name unvergeßlich und unlösbar mit der Heide verbunden bleiben wird: der Pastor Louis Harms (* 5. Mai 1808, † 14. November 1865) in Hermannsburg. Nur 57 Lebensjahre waren ihm beschieden, aber so treu wie er hat selten einer eine solche kurze Zeitspanne ausgekauft. Dabei hat er nach langer Kandidatenzeit, und nachdem er 5 Jahre Pfarrkollaborator bei seinem Vater

Heidenmission (Louis Harms)

gewesen, nur 16 Jahre ein selbständiges Pfarramt gehabt, und zwar als Nachfolger seines Vaters in Hermannsburg. Harms war ein Mann des festen Glaubens. Was ihm im Glauben sicher geworden war, daran hielt er, und das führte er aus. Als ihm der Missionsgedanke aufgegangen war — schon früh in Lauenburg —, da hat er sich diesem Gedanken, der ihm aber seines Gottes eigenste Sache war, ganz und gar hingegeben. Es ist nicht so, wie man gemeint hat, daß er von selbst, durch Nachsinnen, durch eigene Wahl, an diese Sache gekommen wäre, und daß er seine Gemeinde und die Heideleute durch Ausbildung dessen, was man wohl Hermannsburger Christentum genannt hat, dazu absichtlich erzogen hätte — nein, er hat sich alles, den Missionsgedanken, den Missionsbetrieb, die Missionsanhänger, die Missionsarbeiter und die Missionsmittel von seinem Gotte schenken lassen. Und damit stimmt es, wenn noch heute einfache Leute, die begeisterte und sehr opferwillige Missionsfreunde sind, ihr inneres Verpflichtetsein zu diesem Werke ganz einfach so begründen: „Hier hewwt se all Gotts Wort, dat hewwt de Heiden aber nich, un dat is de Hauptsack, und darüm mött wie jüm dat bringen!" Harms war weiter ein Mann des warmen Herzens. Er empfand die geistliche Not der Heidenvölker wie eigene Not, und als er dieser Empfindung warmherzigen, kräftigen Ausdruck gab, da fielen ihm die Herzen zu, da wurden ihm (dem „verrückten Heidepastor", wie Gegner sagten) die Groschen der Armut, die Taler einfacher Leute, ja Hunderte und Tausende ohne viel Wesen in die Hände gelegt. Und endlich: Harms war ein Mann der brennendsten Heimat- und Volksliebe. Wie hat er seine Heide, sein Lüneburger Land und Volk geliebt! Wie nahe ist er den Leuten gekommen, in deren Volkssprache er so meisterlich zu reden und zu erzählen verstand! Wie verstand er es, die alten Zeiten lebendig vorzuführen und das Volk für seine Geschichte, für seine Stammesart zu erwärmen! Ja, eine wunderbare Gewalt über die Gemüter, die Herzen war ihm gegeben, und er hat diese Gewalt nie für sich, sondern immer für seines Gottes Sache gebraucht. Wie er die Herzen an sich gezogen hat, dafür gibt es hunderte von Beispielen. Nur ein bisher nicht weiter bekanntes sei angeführt. Da lebte östlich der mittleren Ilmenau auf ganz einsamem einstelligen Heidehofe ein altes Altenteilerpaar. Dort verzehrten sie ihr Altenteil. Ein solches stand ihnen aber noch zu von einem anderen Hofe und wurde in bar gegeben. Wenn dann Martini und das Altenteilergeld gekommen, gingen die beiden Alten an einem Sonntage nach dem Kirchdorfe und klopften nach dem Gottesdienste an der Studierstube ihres Pastors an, um die ganze Summe unverkürzt für die Heidenmission abzuliefern. Der alte Pastor fragte regelmäßig, ob sie denn die ganze, nicht unbedeutende Summe geben könnten und wollten; dann richtete sich der alte Mann auf und sprach fest und bestimmt: „Wie mött opfern" und setzte hochdeutsch hinzu: „Daß die Liebe nicht aufhöre!" Einmal hatte er auf dem Heimwege in das Ladenfenster eines Kaufmannes geblinzelt und den Wunsch geäußert, sich etwas Tabak mitzunehmen; da aber zog ihn die Alte fort mit den Worten: „Nee, min Jung, nee, dissen

Dag nich, da mutt een nich mal nah henkieken!" Und jedes Jahr gingen die beiden Alten nach Hermannsburg, um mit den Tausenden das Missionsfest zu feiern, sie gingen die langen sechs Meilen, sie gingen, um die Kosten der Bahnfahrt für die Mission zu sparen! — So ist die Mission Volkssache geworden und ist es noch in weiten Strecken des Lüneburger Landes. Dies Land steht hinter der Mission und steht ein für den mehr als eine halbe Million betragenden Jahresbedarf. Und selbst die Separation, die für so manchen Heidjer eine Gewissenssache ist, konnte in dieser Sache überbrückt werden: friedlich arbeiten landeskirchliche und Hermannsburger separierte Lutheraner in der Mission zusammen mit dem Ziele, „den Herrn Jesum zu den armen Heiden zu bringen, und ihre Seelen zu ihm zu führen, die Getauften in Gemeinden zu sammeln und aus den Getauften ein kirchliche Gemeinschaft, und zwar freie lutherische Volkskirche zu bilden, welche nicht anzugliedern ist an eine heimatliche Kirchengemeinschaft, sei es landeskirchliche oder freikirchliche." (Siehe auch I 1 u. 129).

Darin liegt zugleich ein bedeutsamer Hinweis darauf, daß unser Kirchentum hoffnungsvolle Anklänge an das Ideal einer glaubensfesten und liebewarmen evangelischen Volkskirche aufweist, einer Volkskirche, die auch in der von ihr geheiligten und vertieften Volks- und Stammesart wurzelt. Das zu zeigen, war Aufgabe der dargebotenen Bilder. Nur unvollkommen ist sie gelöst, denn es ist gar schwer, das reiche kirchliche Leben und Fühlen einer weiten Landschaft richtig und erschöpfend zu zeichnen. In mancher Hinsicht bewegt sich dies Leben in absteigender Linie, auch deshalb, weil die neuzeitliche Beweglichkeit der Bevölkerung, weil dies unheimliche Abströmen der Alteingesessenen und dies beängstigende Zuströmen andersartiger Menschen gerade das Kirchentum so schwer bedroht. Aber es fehlt doch auch nicht an Zeichen, daß das gute Alte im Kampf sich behaupten wird!

Drum sei befohlen stets in Gottes Hand
Mein wertes, liebes Lüneburger Land!



Th. Herrmann.



Katholische Kirche.

Von Dechant Stolte (Harburg).

Mit Leisten von Mary Freiin Knigge.

I. Kirchliche Einteilung.

Die Katholiken des Regierungsbezirkes Lüneburg gehören zum Bistum Hildesheim, das außer dem Herzogtum Braunschweig jene Gebiete der Provinz Hannover umfaßt, welche rechts der Weser liegen. Das Bistum zählt 16 Dekanate, von denen das Dekanat Harburg die Katholiken des Regierungsbezirks mit Ausnahme der katholischen Einwohner der Stadt Lehrte, die dem Dekanate Hannover eingegliedert sind, vereint.

Die oberste kirchliche Behörde für die Katholiken des Regierungsbezirkes ist der Bischof von Hildesheim. Dieser wird vom Domkapitel der Diözese gewählt, und seine Wahl wird nach erteilter landesherrlicher Zustimmung vom Papste bestätigt. Der Bischof besetzt im Einvernehmen mit dem Staate die Pfarreien. An gottesdienstlichen Handlungen sind ihm vorbehalten die Priesterweihe, die Bereitung der hl. Öle, die Konsekration der Kirchen und Altäre und die Spendung der hl. Firmung. Der Regierungsbezirk zählt 23682 Katholiken, die sich auf die Gemeinden in Celle, Ülzen, Lüneburg, Harburg, Wilhelmsburg, Lüchow und Soltau verteilen. Die geschichtliche Entwicklung der Gemeinden und ihre heutige Seelenzahl geben wir im folgenden.

II. Die katholischen Kirchengemeinden.

1. Celle. 3712 Katholiken. Bis zum Jahre 1838 hatte die katholische Gemeinde eine kleine Kapelle. Die heutige St. Ludwigspfarrkirche wurde mit Hilfe verschiedener Kollekten, deren eine in allen Kirchen des Königreiches Hannover abgehalten wurde, erbaut. Da auch der König Ludwig von Bayern in sämtlichen katholischen Kirchen seines Reiches für den Bau eine Sammlung bewilligt hatte, so wurde der Namenspatron desselben zum Patron der Kirche gewählt. Diese ist gebaut im altflorentinischen Stile. Sie ist dreischiffig und hat an der Eingangs-Fassade zwei Türme. Zu der Pfarrei Celle gehört

auch die in den letzten Jahren im sogenannten Ölgebiete entstandene Gemeinde in Wietze. Hier wurde im Jahre 1911 nach den Plänen des Architekten Gerst eine Kapelle mit Gemeindehaus erbaut. Vorläufig nehmen noch die Geistlichen in Celle den Gottesdienst in Wietze wahr.

2. Lüneburg. 1800 Katholiken. Im Betsaal der Kettenstrafanstalt fand der erste katholische Gottesdienst im vorigen Jahrhundert statt. Der Pastor von Celle hielt ihn ab, bis im Jahre 1850 ein eigener Geistlicher in Lüneburg angestellt wurde. Die heutige Marienkirche, ein einschiffiger gothischer Backsteinbau, wurde hart am Walle in den Jahren 1854—57 erbaut.

3. Harburg. 7400 Katholiken, Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts begann Harburg, welches bis dahin nur 5000 Einwohner zählte, infolge der Errichtung von Fabriken rasch zu wachsen. Nun kamen auch Katholiken hierher, und ihre Zahl wuchs derartig, daß im Jahre 1858 ein eigener Geistlicher angestellt werden mußte. Am 1. Oktober 1865 wurde die vom Baurat Essenwein, dem späteren Direktor des Germanischen Museums, entworfene Marienkirche eingeweiht. Im Jahre 1900 mußte sie um das Doppelte erweitert werden. 1913 wurde im Vororte Wilstorf die zweite katholische Kirche, die Franz-Josephskirche gebaut.



4. Wilhelmsburg. 9090 Katholiken. Die Zahl der Katholiken auf der Elbinsel Wilhelmsburg, die bis zum Jahre 1880 verschwindend war, nahm zugleich mit der auf der Insel sich entwickelnden Industrie und der in Verbindung hiermit rapide wachsenden Bevölkerung in hohem Grade zu. Im Jahre 1893 wurde eine katholische Schule eröffnet und im Jahre 1898 zu Ehren des hl. Bonifatius eine geräumige Kirche nach den Plänen des Regierungs- und Baurates Herzig in Hildesheim errichtet.

5. Ülzen. 1000 Katholiken. Die in Ülzen wohnenden Katholiken wurden seit 20 Jahren von den Geistlichen Lüneburgs pastoriert. Die Stadt hatte die altehrwürdige Gertrudenkapelle bereitwilligst zur Abhaltung des katholischen Gottesdienstes zur Verfügung gestellt. Da diese aber nicht mehr für die mehr und mehr zunehmende Zahl der Katholiken genügte, wurde im Jahre 1905 ein eigenes Gotteshaus, die Erlöserkirche, in der Nähe der Bahn errichtet. Eine katholische Schule hat Ülzen noch nicht.

6. Lüchow. 767 Katholiken. Hierselbst wurde seit Jahren in dem Hause des Schornsteinfegermeisters Robert Dücker katholischer Gottesdienst gehalten für die in Lüchow und Umgegend wohnenden Katholiken. Im Jahre 1913 entsandte der Bischof von Hildesheim einen eigenen Geistlichen

nach Lüchow, der sofort mit dem Bau einer Kirche begann, die im Jahre 1914 zu Ehren der hl. Agnes geweiht werden wird.

7. Soltau. 300 Katholiken. In einem gemieteten Gartenhause wird hier katholischer Gottesdienst durch den Schloßkaplan von Kettenburg abgehalten. Da aber auch für Soltau auf eine bedeutende Vermehrung der Zahl der Katholiken zu rechnen ist, wurde für Kirche und Pfarrhaus ein Bauplatz erworben. Mit dem Bau wird im Jahre 1914 begonnen werden.

III. Ordenswesen.

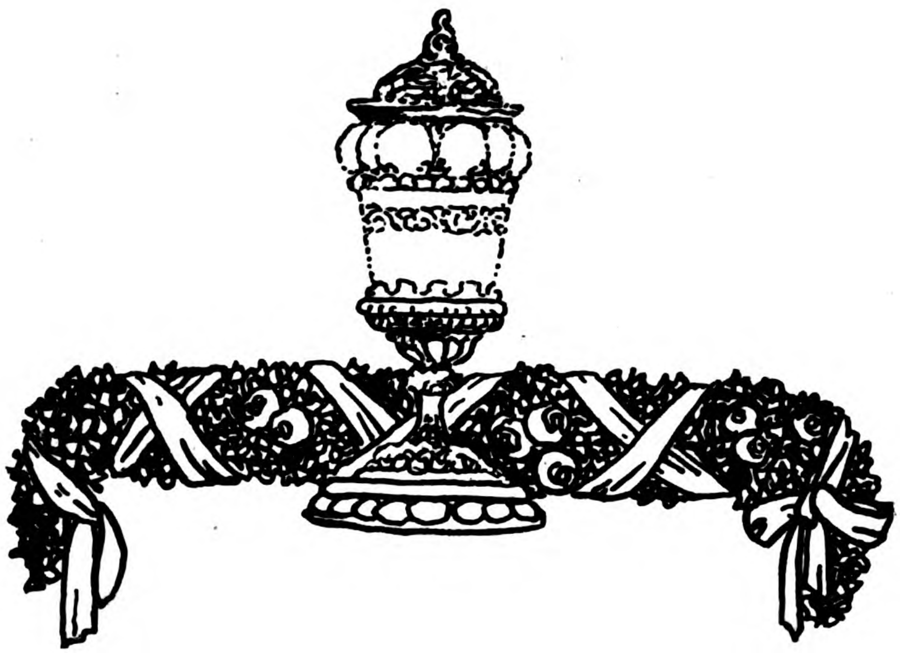
Im Regierungsbezirke befinden sich an drei Orten, in Celle, Lüneburg und Harburg, Niederlassungen der Kongregation der Barmherzigen Schwestern vom hl. Vincenz v. Paul, deren Mutterhaus in Hildesheim ist. Die Schwestern, deren Aufgabe die Pflege der christlichen Caritas bildet, und die mit ihrem Eintritt in den Orden auf persönliches Eigentum verzichtet haben, unterhalten an allen drei genannten Orten Warteschulen für nicht schulpflichtige Kinder und außerdem Waisenhäuser beziehungsweise Kommunikantenanstalten. In letzteren finden Kinder aus benachbarten Orten, in denen keine katholische Schule sich befindet, bis zur Schulentlassung Aufnahme. Außer der Pflege und Aufsicht der Kinder befassen sich die Schwestern noch mit der ambulanten Krankenpflege. In Celle und Harburg haben sie außerdem noch Krankenhäuser. Die Zahl der im Regierungsbezirk tätigen Schwestern beträgt 41.

IV. Vereinswesen.

Wir unterscheiden im Nachfolgenden charitative Vereine und Berufs- oder Standesvereine.

1. Zu den charitativen Vereinen gehört der Bonifatius-Verein, der im Jahre 1849 für die Katholiken der deutschen Diaspora gebildet wurde. Er ist in sämtlichen Gemeinden des Regierungsbezirkes organisiert, und es befindet sich keine unter ihnen, die nicht auf seine Hilfe angewiesen wäre. Ferner finden wir in Harburg, Lüneburg und Wilhelmsburg blühende Elisabeth-Vereine, welche die Frauen der Gemeinde um sich sammeln, um mit ihrer Hilfe bedürftige Familien zu unterstützen. In Lüneburg verfolgt dasselbe Ziel der Vincenzverein, der nur Männer in seinen Reihen zählt.

2. An Berufs- und Standesvereinen sind vorhanden Männervereine in sämtlichen älteren Gemeinden, Gesellenvereine in Harburg, Celle und Wilhelmsburg, je ein Arbeiterverein und kaufmännischer Verein in Harburg, Jünglings-Vereine und Jungfrauen-Vereine in Harburg, Lüneburg, Celle und Wilhelmsburg.



Taufgefäße und Abendmahlsgeräte.

Von Pastor Sprengel (Salzhausen).

Es ist nachstehende Zusammenstellung von Inschriften teilweise aus Mithoff, Kunstdenkmale und Altertümer, Vierter Band: Fürstentum Lüneburg (Hannover 1877) entnommen. Außerdem haben viele Lehrer und Geistliche wertvolle Auskunft auf Anfrage an die Herausgeber dieses Buches gegeben, wofür ihnen Dank gesagt wird. Allgemeines

In den Inschriften findet man vielfach die Jahreszahlen angegeben, so daß sie einigermaßen nach der Zeitfolge geordnet werden konnten. Die Stifter oder Auftraggeber werden zumeist genannt, es sind Privatpersonen oder auch Vereine, deren Namen so auf uns gekommen sind. Vor der Reformation finden sich viele Namen von Heiligen auf den Gefäßen. Diese gehören vielfach zu dem Bildschmuck als Erläuterung. Nach der Reformation fallen diese Namen weg. Der Bildschmuck beschränkt sich alsdann auf biblische Szenen.

Die Sprüche sind seit dem 14. Jahrhundert zumeist in niederdeutscher Mundart abgefaßt, die an die Stelle des Lateins früherer Jahrhunderte getreten ist. Mit dem Aufkommen des Hochdeutschen als Kirchensprache im 17. Jahrhundert sind die Inschriften mehr und mehr hochdeutsch. Daneben findet sich seltener wieder das Lateinische.

Die Taufgefäße aus Stein oder Bronze zeigen einen hochentwickelten Stand der Kleinkunst auch in unserem Kreise, die Kelche, Patenen, Hostiendosen sind oftmals herrliche Erzeugnisse mittelalterlicher und späterer Gold- und Silberschmiedearbeit. Aus den Klöstern, den Pflanzstätten der kirchlichen Kunst, ist die Fähigkeit in die Kunsthandwerkerwelt der mittleren und größeren

Städte übergegangen. Diese Künstler haben die überlieferten Formen feinsinnig weiterentwickelt. Den Geistlichen und ihren Gehilfen, Küstern und Opfermännern ist es zu danken, daß so viele schöne Stücke kirchlicher Gefäße durch die schweren Kriegszeiten im 16. bis 18. Jahrhundert hindurchgerettet sind. Wer die alten Kirchenrechnungen durchblättert, findet darin Andeutungen von der Not der Zeit, die vor nichts zurückschreckte. Es mußten zuweilen die letzten Geldstücke hingegeben werden, um die geraubten Gefäße den Fäusten der Soldaten zu entreißen. In einer Kirchenrechnung heißt es: „Die letzten 5 Thaler aus dem Kirchengute an zwei Reuter gegeben, die den Abendmahlskelch mitgenommen hatten, und einen Gulden an den Knecht, der ihnen nachjagte". Wie manches schöne Stück mag so für alle Zeiten verloren gegangen sein!

Taufsteine

1. Taufgefäße.



Taufkessel der Kirche zu Ebstorf vom Jahre 1310.
(Photogr. von Herrn Kunstgärtner H. Wrede-Lüneburg zur Verfügung gestellt.)

Ebstorf.

Sit fons vivus aqua regenerans unda parificans. Anno Dei MCCCX factum est vas hermannus me fecit*).

*) Es sei eine lebendige Quelle, ein Wasser der Wiedergeburt, eine reinigende Welle. Im Jahre des Herrn 1310 ist das Gefäß gemacht. Hermann hat mich gemacht.

Stederdorf bei Ülzen.

† Ano Do' M°CCCLXIIII D' HERMANN' De Abbensen dedit*).

*) Im Jahre 1364 gab es Herr Hermann v. Abbensen.

Bardowick.

† ANO DM MCCCLXVII · IOHES · OM · DECAN · STRUCTURARI'. D'.BONIS · ECCL'E · BARDEVIC' ID · LAVACRV · ϽPAVIT †*)

*) 1367 ließ Johann der Dechant dieses Taufbecken aus den Gütern der Kirche zu Bardowick herstellen.

Bispingen.

Anno dmi M°C°C°C°C°VI ghaf meineke uppe beke desse dope in godes ere mde aller hilge

Lüchow.

anno dmi M°C°C°C°C°XVII helf got ut aller not.

Tostedt.

o rex glorie xpe veni cum pace arnold' d' oste. Anno dni m°cccc°xxiii*).

*) O König der Herrlichkeit Christe, komm mit Frieden. Arnold von Oste 1423.

Handorf i. L.

na der bor Kristi do me scref MCCCCVII XXXX jar achte daghe na 5 merten do wart ik ghegoten. lavrens apengheter biddet got vor en.

Bergen bei Celle.

anno dmi MCCCCXCII iohannes in iordane xpm baptisavit*).

*) 1492. Johannes taufte im Jordan Christum.

Munster bei Soltau.

Schöner aus Glockenmetall gegossener Taufkessel mit vier Stutzfiguren MCCCCXXXII (1432).



Taufkessel der Kirche zu Betzendorf vom Jahre 1468.

(Photogr. von Herrn Kunstgärtner H. Wrede-Lüneburg zur Verfügung gestellt.)

Dorfmark.

Rundes Taufgefäß aus Messing.

Neyn mynsche hyr up erden
Mach ane de Dope selich werden
De Dope den mynschen also vor klart
Dat he to godde wort varnt.

Anno domyny mylesymo CCCC in dem vyf unde sestigsten iare wart dusse dope gotten dat is war (1464).

Betzendorf.

Bronzener Taufkessel mit vielen erhabenen Darstellungen.

† Anno Dñ M°CCCC°L°XVIII° Meine Sculte † Godeke Wesfal † Iurati: Me † d° Bois † eccē † hui' Paverut † Iohls harde Dedit Bona sua ad hoc op*).

*) Im Jahre 1468 haben mich die Kirchengeschworenen Meine Schulte und Godeke Wesfal aus den Gütern der Kirche beschafft. Johannes Harde gab seine Güter zu diesem Werke.

Müden (Örze).

Bronzenes Taufgefäß.

S Maria S Anna S Catharina S Margaretha S Dorothea S Gertrud S Ursula S Barbara S Maria Magdalena. Hinrith Klingke de mi geghoten hat, god gebe sele rad. An mi schall me de salicheit entfangen. Anno dom. MCCCCLXXIII.

Kirchgellersen.

Alter Taufkessel von Glockengut ohne Jahreszahl.

de dope to allē stvden
maket reyne de mischen van allen sonden
in de ere sonte lavren'ic bin ik ghegoten.

Schwarmstedt.

Taufgefäß (jetzt Regenfaß!!). Wappen mit Umschrift.

Ernest von Hodemstorf Anno 1528.

Leiferde b. Gifhorn.

Taufstein: Vrbanos Böttinger et Törnemann Jurat. Anno 1590.

Dannenberg.

Taufschale von Zinn mit Darstellungen und folgenden Inschriften:

II Reg. 5. Elisa befielet Naemann 7 mahl im Jordan sich zu waschen. Mat III Christus von Iohanne im Jordan getaufft wird. Act VIII Der Kemmerer aus Mohrenland wird von philippo getaufft. Marc X Christus befiehlet die Kindlein zu ihm zu bringen. Die übrigen Zwischenräume sind mit Arabesken ausgefüllt. Am Boden des Beckens ein Wappen, umschrieben:

Doct. Iohan. Pfreundt. Fürstl. Bra V L on Cantler zu Dannenbergh. 1634.

Egestorf i. Lün.

Margarethe, Selich Jürgen Schmedes Witwe heft dises Dopbeken in diser Kerken vorehret. Anno domini 1646. Ein gleiches Taufbecken ist in Isernhagen.

Gatemin bei Lüchow. Taufstein v. 1655.

Die Hoch Edel Gebohren Fraw Margaretha von Rindorf Gebhart von Dannenberg S. Nachgelassene Witwe.

St. Dionys.

Bronzenes Taufgefäß in Kelchform mit Darstellung der Taufe Jesu durch Johannes und folgenden Inschriften

am Mantel: Fusum est hoc bapsteterium Philippo Bloch pastore*),

*) Gegossen ist dies Taufgefäß, als G. B. Pastor war.

und auf dem Fuß: Me fecit Iohann Oppermann Anno 1689*).

*) Mich machte J. O. 1689.

Undeloh (Kr. Winsen).

Von dem früheren Taufstein ist nur noch der mit Engelsfiguren verzierte Deckel vorhanden mit der Inschrift:

Wer glaubet und getauft wird, der wird selig werden. Anno 1652.

Hänigsen bei Burgdorf — ohne Jahreszahl —.

Gott maket uns selich dorch das Badt der Wedergeburt. Ad. Tit. 5.

Stellichte.

Der sogenannte Taufaltar enthält ein kupfernes Taufbecken, auf dessen Boden in getriebener Arbeit Adam und Eva dargestellt sind. Umschrift:

Gal. 3. Wie viel eur getauft sind . . . und auf vier Feldern verteilt die Bibelstelle Eph. 4. Ein Herr — ein Glaube, eine Taufe — und Gott und Vater. Der Deckel zeigt die Form einer Krone.

Holdenstadt bei Oldenstadt.

† Qui baptisatur hoc sacro fonte lavatur mundus labe*).

*) Wer getauft wird in dieser heiligen Quelle, wird rein gewaschen von Schmutz.

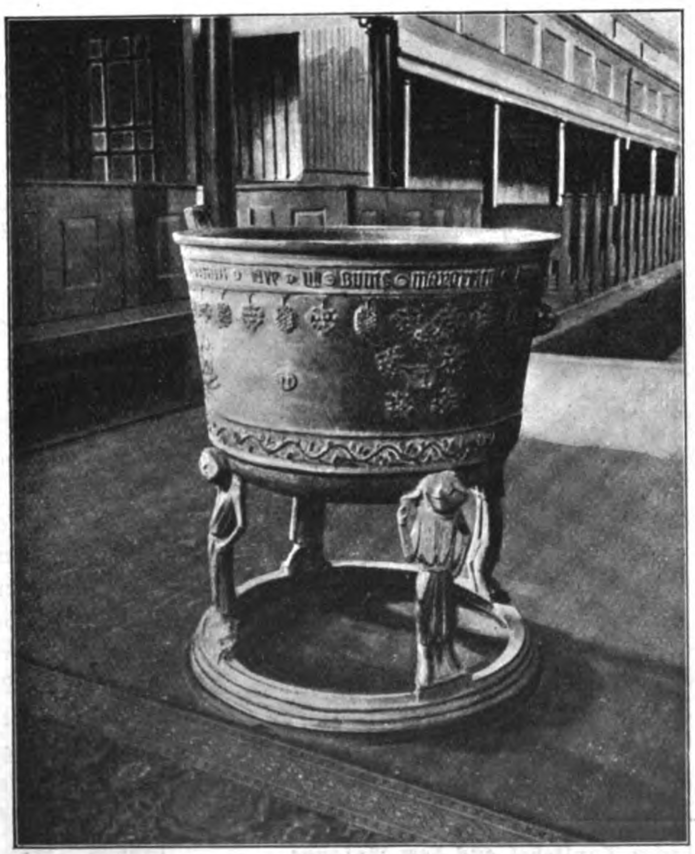
Salzhausen.

Taufkessel von Glockengut, oben 88 cm Durchmesser, mit den aus vier menschlichen Figuren bestehenden Stützen 83 cm hoch.

Hittfeld besitzt einen ähnlichen Taufkessel, der auch noch aus der Zeit vor der Reformation stammt. 55 cm hoch, 80 cm Durchmesser. 4 männliche Figuren in Laientracht, 50 cm hoch, tragen den Kessel, stehen auf einem Kranze von 70 cm Durchmesser. Auf der Außenwand findet sich Weinlaub in gotischer Art mit Rosetten. Inschrift am oberen Rande zwischen zwei Reihen: Anno domini MCCCC in dem XXXVIII iare in Sante Margareten avende da wart desse dove ghoten kort vrigbusc lavres apengeter.

*) Im Jahre des Herrn 1438 am St. Margarethenabend, da wurde diese Taufe gegossen durch Kurt Vrigbusch und Lorenz Kannengießer.

Unten, dicht über den Köpfen der Tragfiguren umzieht ein schöner Fries von Eichenlaub und Eicheln den Kessel.



Taufkessel der Kirche zu Hittfeld vom Jahre 1438.
(Photogr. Carl Timm-Hamburg.)

36*.

Kirchwerder (Kreis Winsen).

XPE Renatos In hoc Fonte conserva*).

*) Christus bewahre die in diesem Quell Wiedergeborenen.

Breese im Bruche.

Inschrift am Taufstein: Lippold von Bothmer, Marie Gese von Holle.

Hollenstedt bei Harburg.

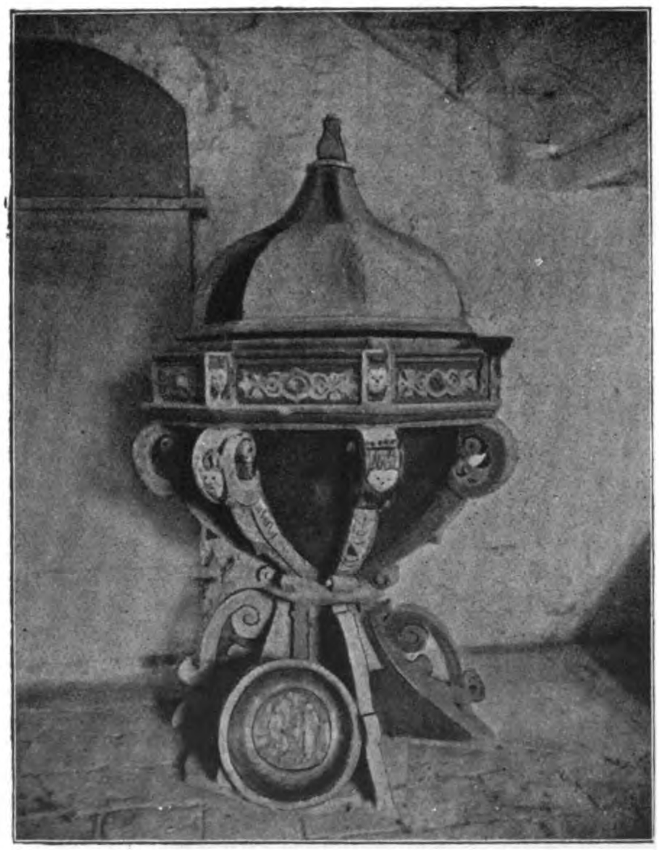
Der älteste Taufstein in ganz Niedersachsen ist der in **Hollenstedt**. Er besteht aus einem roh behauenen grauen, fein gekörnten Granitblock (einem Findling der Heide) von 80 cm Höhe und 70 cm Breite. Etwas seitlich ist oben eine 15 cm tiefe und 40 cm im Durchmesser fassende kreisrunde Mulde eingehauen. Am Grunde dieses Naturbeckens sieht man ein Kreuz; das gleiche Zeichen seitlich am Taufstein. Der Sage nach soll Karl der Große das bekehrte Sachsen daraus getauft haben. Nach Meinung einiger handelt es sich um einen heidnischen Opferaltar, der dann später kirchlichen Zwecken diente. Er ist jetzt im Museum zu Lüneburg, wo ihm ein Ehrenplatz unter den vorgeschichtlichen Denkmälern angewiesen ist.



Taufstein in Hollenstedt.

Scharnebeck.

Endlich sei noch ein uralter hölzerner Taufkessel der alten Klosterkirche zu Scharnebeck erwähnt. Er stammt mindestens aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, da Scharnebeck noch ein Kloster hatte. Jahrhundertelang lag er vergessen in der Rumpelkammer. Erst zu Anfang dieses Jahrhunderts holte man ihn wieder hervor, und ein Künstler machte ihn von neuem seinem alten Zwecke dienlich. Die reichen Schnörkeleien und Schnitzereien sind mit buntbemalten Mönchsköpfen und Ornamenten, deren Farben heute noch erhalten sind, geschmückt. Das eigentliche Taufbecken fehlt. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß das in dem jüngeren Taufgestell vorhandene Messingbecken mit einer hübsch ausgeführten Darstellung der Verkündigung Mariä seinerzeit dem alten Gestell entnommen ist.



Scharnebecker Taufkessel aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts.

(Entnommen dem Buche: Theodor Benecke, Kloster Scharnebeck, Bremen 1905.)

2. Abendmahlsgeräte.

Die Kelche sind aus Silber hergestellt, innen meist vergoldet. Auf dem Fuß sind oft Kruzifixe, zuweilen Silberplatten mit dem Agnus dei (Bissendorf). Abendmahlsgeräte

An der Handhabe ist fast immer ein Wulst (nodus genannt), der mit vier oder sechs Plättchen bedeckt ist. Auf diesen sind die Buchstaben J h e s u s einzeln verteilt (z. B. Altendorf, Lehrte, Egestorf), aus älterer Zeit auch die Worte (Radegast bei Bleckede) Ave Maria Jhesus gratia plena, auch wohl (Lüne) Jhesus Christus Marie filius, oder (Lüchow) ihesus christus.

Plattdeutsche Inschriften finden sich noch in

Langlingen b. Meinersen.

dat blodt Jhesu Christi Reiniget Uns Van Allen Svnden.

Hollenstedt bei Harburg.

diese Kelk hort in de kerke to Holdenstede 1551.

Aber häufiger sind lateinische Inschriften.



Kelch der Kirche zu Hollenstedt v. J. 1551.



Alte Abendmahlsgeräte aus Egestorf.
Sie weisen den in vielen Lüneburger Kirchen, z. B. in Nahrendorf, in St. Johannis zu Lüneburg, in Isernhagen usw. vertretenen Typus auf.

Lüdersburg.

Friedrich August v. Wittorf. Nihil desperandum. 1680*).

*) Niemanden und nichts aufgeben!

Egestorf und Isernhagen.

donum der Semmelbecker Patriciorum*) Luneburgiensium Anno domini 1585.

*) Geschenk der Semmelbäcker der Lüneburger Patricier 1585.

Die ganz ausgezeichneten neuen Abendmahlsgeräte zu Egestorf sind nur mit den Anschaffungsjahren versehen.

Mörse b. Fallersleben.

Hic Calix renovatus est de novo deauratus tempore pastoris Arnoldi Henrici Mavortis1699*).

*) Dieser Kelch ist erneuert, aufs neue vergoldet zur Zeit des Pastors A. H. Mävers 1699.

Winsen (Luhe).

Anno 1578 Calix benedictionis cui benediciums nonne communicatio sanguinis Christi est? I Cor. 16 Calicis huius renovationem Curavit 1693 Hans van der Borch Aurifaber*).

*) Der Kelch des Segens, den wir segnen, ist der nicht die Gemeinschaft des Blutes Christi? Diesen Kelch ließ wiederherstellen der Goldschmied H. v. d. Borch.

Ülzen (St. Marienkirche).

Erster Kelch: Missam qui dicis in honore dei genitricis. Hoc vas prodante tu post orabis et ante*).

*) Der du Messe liesest zu Ehren der Gottesgebärerin. Für den Geber dieses Gefäßes wirst du nachher beten wie zuvor.(?)

Zweiter Kelch: (1500) her hermen grotekop prawest to ulsen de kellick vich III mark min i lot*).

*) Herr Hermann Grotekop Propst zu Ülzen. Der Kelch wiegt drei Mark weniger ein Lot.

Gerdau b. Oldenstadt.

calix comede altar' in ecclia sci Iohanis*).

*) Kelch gemeinsamen Genusses des Altars (des Martin) in der Kirche des Hlg. Johannes. (Bemerkung: Nach Mitteilung von Pastor Meisel ist die Inschrift nicht zu entziffern. Daher ist die Bedeutung sehr unsicher.)

Dannenberg.

i h s † Calix altaris sancti bartolomei trium regum in Castro dannenberghe*).

*) Kelch des Altars des heiligen Bartolomäus (der Kirche der Heiligen) drei Könige in der Burg Dannenberg.

Ebstorf.

1. Kelch aus reinem Golde mit Kruzifix: hinricus prepositus dedit me*).

2. Silbervergoldeter Kelch: † qui senior magnus dux magnus filius eius heredesque sui sint cristo pacificati*).

*) Der Präpositus Hinrich gab mich. † Diese — der Herzog, Magnus der Ältere und Magnus sein Sohn und seine Erben — mögen (in) Christo zum Frieden gebracht sein.

*) Magnus senior starb 1369, Magnus II 1373. Der Kelch, sehr alt, ist auch sehr wertvoll, zumal er aus reinem Golde gehämmert ist.

Kloster Wienhausen.

Erster Kelch: Katharina de hoya abbatissa in winhusen Jhesus Christus rex iudior*).

*) Katharine von Hoya, Äbtissin von Weinhausen. Jesus Christus, König der Juden.

Zweiter Kelch: Elisabeth van eversten hertochinne to brunswik un̄ luneborch un̄ froove to gifhorne det hōc kalisem anno MCCCCLXVIII (1468) got help und maria.

Kloster Medingen.

Gotischer Kelch mit den Namen Jesus & Maria und MCCCCXCIIII und am Rande: anno · dmi · millesimo · quadringentesimo · nonagesimo · quarto · dn̄s · tilemann · d · bavest · xpts · i · meding · dedit ·*)

*) Im Jahre 1494 hat Herr Tilemann, der Oberste in Medingen, es gegeben. (Inschrift und Bedeutung sehr zweifelhaft. Auf dem Kelche stehen noch andere Zeichen und Worte, die schwer zu entziffern sind. Der Kelch wird in strengem Gewahrsam gehalten. Es wäre wünschenswert, daß derselbe einem Kenner zur Beschreibung zur Verfügung stände.)

Die weitaus meisten Kelche tragen Inschriften mit Namen.

Winsen (Luhe) in St. Jürgen.

Echart von Briswitz 1650.

Isenhagen.

ilse van bodēdiek — werners vruove, und ein kleiner Kelch zeigt eine in Silber gearbeitete betende weibliche Gestalt in klösterlichem Gewande, zu ihrer Rechten ein Schildchen mit Inschrift: Katharina comatissa de hoya abbatista in winhusen.

Römstedt b. Medingen.

Claves Kolter wan lune dedit*)

*) Claus Kolter von Lüne war Geber.

Rosche bei Oldenstadt.

Hans, Eggert, Moritz, Gebroder von Estorp 1611.

Stapel bei Neuhaus.

Jürgen Neuhaus hat 20 Daler dazu geben. Ferner den Gekreuzigten und zu dessen Seiten in figürlichen Darstellungen caritas, fides, spes, prudentia (Liebe, Glaube, Hoffnung, Weisheit).

St. Dionys.

Den 28. Nov. Anno 1680 hatt Johann Block Windmüller in Barumb in Ampt Büttling diesen Kelch verehret in der Kirchen zu St. Dionys dem großen Gott zu Ehren und der Kirchen zum Zierath.

Stederdorf b. Meinersen.

Georg Ludwig von Oberg, Mette Henriette von Alefeldt.

Neuhaus i. L.

Der durchlauchtiger hochgeborener Fürst und Herr Franz Herzog zu Sachsen, Engern und Westphalen haben diesen Kelch der Kirchen zu Neienhausen in Gnaden verehret 1618.

Wiekenberg b. Celle.

Drostin Stechinelli von Wiekenberg.

Betzendorf.

Der Fuß hat zwei Wappen in mittelalterlicher Form. Über dem Fuß zwei andere eingearbeitete Wappen mit den Buchstaben H T und E D (von Tobing und von Daßel). Am Wulst der Handhabe, auf sechs Schildchen verteilt, der Name i · h · e · s · u · s, der sich weiter oben noch einmal befindet, während weiter unten der Name Maria steht.

Plate b. Lüchow.

Ein 1703 umgearbeiteter Kelch: Heinrich von Halle 1610. Ein zweiter Kelch mit folgender Inschrift unter seinem Fuß: Barbara Elisabeth von Plate, Begebene Jungfer des Klosters Lüne 1708.

Niedermarschacht (Kr. Winsen).

Doppelwappen, von denen eins das derer von Bülow ist.

Edemissen bei Peine.

M Johann Schrader tho Edemissen. Peter Smidt Hogreve Helmke Horn Bartelt Brendeke tho Alvesen Fricke Homann tho Wedel.

Gilten.

1. Christian von Gilten, Erbherr zu Gilten in Wrestedt den 16. August 1770 An der Kirche geschenkt, da der vorige von dieser Familie gestohlen worden. Gott bewahre ferner dafür.
2. Kelch mit Doppelwappen: E A v Bothmer O E v Sebo 1770.

Gr. Oesingen bei Isenhagen.

1698 von Moritz Friedrich von Mahrenholtz verehrt mit seinem Wappen, gezeichnet M F v M.

Ochsendorf bei Fallersleben.

Wappen; Magdalene von Velten.

Holdenstedt bei Ülzen.

Margaretha von Amelungsen, Wittibe von Günteroth, in die Kirche zu Holdenstedt verliehe Ao 1647.

Hudemühlen.

Wappen derer von Hodenberg und von Münchhausen.

Ütze bei Burgdorf.

Friedrich von Lüneburg und Wappen.

Dahlenburg.

Inschrift und Wappen: 1646 Hans Friedrich von Wittorf.

Dedenhausen bei Meinersen.

Katharina Evenhard von Alvensleben
Wittwe von der Wense 1645.

An Patenen (Brottellern) sind bemerkenswert

Celle (Stadtkirche).

Silbervergoldete Patene, in deren Mitte eine Münze*), in erhabener Arbeit eine Stadtansicht mit der Überschrift

Monast. Westph. ad obed reductum*)

*) Münster, Westphalen zum Gehorsam zurückgebracht.

und darüber ein auf Wolken schwebendes Brustbild mit Heiligenschein, Schwert und Buch

S. Pavl — Patron

darstellend, das Ganze mit

à R^mo^ Cel^omo^ D D Christoph Bern. Ep^o^ Et Principe Monast. A^o^ MCLXI*).

*) Von dem hohen erlauchten Herrn Christoph Bernhard, dem Bischof und Fürsten von Münster.

umschrieben, auf der Unterseite ein bischöfliches Wappen nebst folgender Umschrift

Protector meus et in ipso speravi qui subdit populum meum sub me. Psal. 143.

(Mein Schützer und auf ihn habe ich gehofft, der mein Volk unter mich zwingt.
Psalm 144, 2.)

Auf dem unteren Rande steht: Die Erben von Bland. Elisab. Drallen geb. Leuen. Ao. 1756.

*) Die beschriebene Münze ist ein Thaler des münsterschen Bischofs Christoph Bernhard v. Galen, den er auf die Eroberung der Stadt Münster schlagen ließ.

Jemke bei Fallersleben.

Ecce sua Stygium draconem morte peremit*) Christus, nos sancto corpore verificano.

*) Siehe, mit seinem Blut den höllischen Drachen erlegte Christus, mit heiligem Leib bringt er das Leben uns noch.

An Oblatendosen seien herausgegriffen

Hudemühlen.

Silberne Oblatendose mit dem Gekreuzigten und der Taube: hoc est corpus meum quod pro vobis datur in remissionem peccatorum*).

Rückseite: Marquardt (Wappen) von Hodenborch Christofers sohn 1601 H G V G W

*) Das ist mein Leib, der für euch gegeben wird zur Vergebung der Sünden.

Stellichte.

Silberne Oblatenbüchse, wie ein Buch geformt, mit Goldschnitt und an einer Seite mit Kette und Ring zum Anhängen versehen. Inschrift:

„Zu Gottes Ehr — Machen liess Johann Behr."

„In die Stellichter Kirch 1590".

Augustinus: Accipite hoc in pane quod pependit in cruce. Chrysostemns: Sensus fallere potest. Verba Christi fallere non possunt.*)

*) Empfanget das im Brot, was am Kreuze gehangen hat. Der Sinn kann täuschen. Die Worte Christi können nicht täuschen.

Wispingen bei Soltau.

Sakramentsschränkchen mit dem Bilde des Erzengels Michael mit der Inschrift auf einem fliegenden Bande:

Ave Maria gratia plena, dominus tecum

und die heilige Jungfrau hat ein ähnliches mit der Inschrift:

„ecce ancilla domini".

Gegrüßet seist du Maria, gnadenvolle, der Herr mit dir. Siehe, ich bin des Herrn Magd.

Dieses Sakramentsschränkchen ist leider wie das ganz gleichartige, das früher in der Kapelle zu Undeloh war, in das Provinzialmuseum nach Hannover um ein Billiges verkauft.

3. Kircheninschriften.

Kircheninschriften

Aus der reichen Fülle von Inschriften an und in den Kirchen des Bezirkes seien einige herausgehoben.

Wustrow. help Ihs mori anno M CCCC XVIII

15. 1. 8.

diricus michel

darunter Wappen

O martir laurenti meõr esto viri ob curam, missaz mihiqz redde talione Impetra post mortem vtorū sumere sortem*).

*) O Märtyrer Laurentius, sei eingedenk meines Mannes wege der (dir) übergebenen Sorge und gieb mir durch Wiedervergeltung zurück. Erbitte mir nach dem Tode das Los der Seligen zu bekommen. (Bedeutung sehr zweifelhaft.)

Hermannsburg.

Hermann Billing fundavit, Bernhardus Filius exstruxit, Aldobrandus Mindensis vovit. Soli Deo Gloria. (? 1600*).

*) Hermann Billung gründete, sein Sohn Bernhard baute, Aldobrand von Minden weihte. Gott allein die Ehre

Hanstedt (A. Oldenstedt).

Inschrift an einer Prieche: anno dn̄i m d viii completum est hoc opus*).

*) 1508 ist dies Werk vollendet.

Gilten.

Wappenstein, neben dem drei Kugeln vermauert sind.

anno Mcccc ixxx (1429)

hennich vā ghilten dem got ghenedich sy

Am Chor: 1. 5. 5. 6.

Cordt von Bothmer Dorothea von Rheden C V. B.

Etliche Hausfrawe selige. 1595.

Breese b. Dannenberg.

Anno Dni 1592 hatt Otto Grote diese Kirche zu Baûwen angefangen undt mit Gottes Hülfe verfertigen lassen.

Isenhagen.

Barbare hui' cenobij Abbatisse regularisque vite reductricis est pijs sororum intercessionib' perhenis apud misericordiam dni habeatur memoria positu est hoc monumentum obijt anno salut' 1510 nono februarij*).

*) Damit durch die frommen Fürbitten der Schwestern eine dauernde Erinnerung an die Barbara, die Äbtissin dieses Klosters und die Wiederherstellerin des Klosterlebens gehalten wird, ist diese Gedächtnistafel aufgestellt. Sie starb 1510 den 9. Februar.

Wehningen.

Cord Hans de Bülow, Wehningen 1838, templum exstrui curavit*).

*) K. H. von Bülow ließ die Kirche in Wehningen erbauen, 1838.

Harburg. Dreifaltigkeitskirche über der Haupteingangstür:

Mein haus soll ein Bethaus heissen — und alles was odem hat — Erbittet im Gebet — So ihrs glaubet, so werdet ihrs empfangen.

Kirchhorst b. Burgwedel.

Im Giebel eine Votivtafel: fatum mundi, darunter zwei Wappen: von Cramme, von Veltem 1579. Unterschrift: Patroni ecclesie huius.

Damnatz.

Über der Kirchtür: Domus mea domus orationis vocabitur omnibus populis Exstructum est templum anno 1617.*)

*) Mein Haus wird ein Bethaus genannt werden für alle Völker. Erbaut ist die Kirche 1617.

Gortow.

Über der Kirchentür: Antiqua aede sacra una cum oppido igne consumta hanc novam exstrui fecit Andreas Gottlieb de Bernstorff anno 1723 et 1724*).

*) Als das uralte heilige Gotteshaus zugleich mit der Stadt durch Feuer verzehrt war, ließ dieses neue Andreas Gottlieb von Bernstorf in den Jahren 1723 und 1724 wieder erbauen.

Holdenstedt (b. Oldenstadt) über dem südlichen Eingange:

Gott die Ehre alleine.

Anno 1690. Im I. Buch der Könige Cap. VIII Vers 18

Das Du im Sinn hast meinem Namen ein Haus zu Bauen hastu wol gethan, dass du solches fürnahmst. usw.

In den Kirchengebäuden finden sich viele Inschriften an Kanzeln, Altären, Leuchtern, Fenstern, Priechen und Orgeln. Es ist unmöglich, auch nur ein kleines Bild von der Reichhaltigkeit des Vorhandenen zu geben. Einige Proben mögen genügen.

Altarleuchter sind bemerkenswert in

Kirchwahlingen bei Ahlden.

1594 mit 2 Wappen: Arend von Honstede, Margarete von Elte. (Auf diesen Leuchter mußte als Buße wegen Ermordung eines Ritters auf Advent jährlich vom Gute Frankenfeld ein großes Wachslicht geliefert werden.)

Schnakenburg.

Ernst von Eltz detit anno (Wappen) 1599.

Egestorf.

1659. „Weil auch die Altarleuchter klein, unansehnlich und kaum anderthalb Spanne hoch, also hat der Pastor zwei neue zu Hamburg anfertigen lassen, welche 11 ℛ︀ kosten, welches Geld von den Schäfern und Knechten gesammelt ist." Die 1/2 m hohen messingnen Leuchter sind ohne Inschrift. Sie sind mit der burbonischen Lilie, die sich auch im Wappen derer von Estorf findet, geziert.

Thomasburg.

1. Hans Muller von Lyppeken anno 1586.
2. Carsten Stepe 1.6.7.9.

Schnega b. Lüchow.

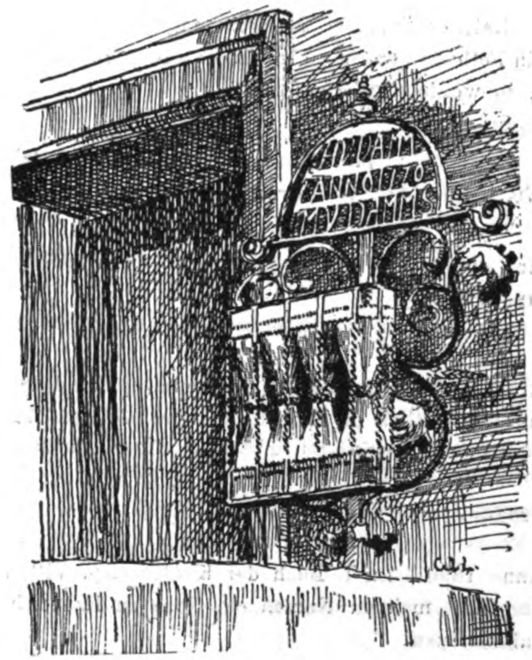
1650 Wappen Oswalds & Lippold v. Bodendik.

Bothmer b. Ahlden.

Alte Kapelle mit Wappen und Inschrift:

Vā gottes gnade CONRADT van BOTHMER apt und Her van hause zu S. Michael in Lumeburch tō salutis nostrae 1610.

Nachstehendes Schlußbild zeigt eine originelle Sanduhr, die auf der Kanzel zu Hollenstedt bei Harburg angebracht ist.



W. Lohmann.

Sanduhr auf der Kanzel der Kirche zu Hollenstedt v. J. 1720.

Glocken.

Von Hermann Wrede (Lüneburg).



Einleitung

Heimatglocken! Welchen Wohllaut hat nicht schon das Wort! Wie viel traulicher und beredter ist der Klang aus ehernem Munde; kein herzlicherer Willkommgruß schallt dem Heimkehrenden entgegen. Wie feierlich klingt die Sonntagsglocke über die weite Heide!

Glocken verfügen über eine solche Fülle von Nebentönen, daß sie alle, wenn auch in höchst verschiedenem Grade, das Herz rühren können, je nachdem der Glockengießer etwas vom göttlichen Funken der Kunst sein eigen nennen konnte. Lange nicht alle Glocken sind Kunstwerke, die modernen — zu unserer Schande sei's geklagt — noch weit seltener als die alten.

Die Glocken sind vielseitige Kulturdenkmäler. Sie geben Kunde von dem musikalischen, dem bildnerischen und dem sprachlichen Empfinden unserer Vorfahren; diesem erhabenen Zwecke dienen sie heute so gut noch, wie vor vielen Jahrhunderten — veralten können sie niemals.

Aus der großen Zahl der von mir aufgestellten Glockenbeschreibungen seien die wichtigsten hervorgehoben. Ich beschränke mich dabei nicht auf die Inschriften, sondern versuche, den Leser auch an den Schicksalen der Glocken teilnehmen zu lassen. Kürze und Bündigkeit ist mir zur Pflicht gemacht worden.

Amelinghausen

Amelinghausen, Ldkr. Lüneburg. Die drei Gußstahlglocken (1895). Für den Bronzeguß stehen dem Glockengießer tausendjährige Erfahrungen zugebote, für den Stahlguß nicht. Das hört man am Klange der Amelinghäuser Stahlglocken, sie haben statt einer Unteroktave eine kleine Unterseptime, als oberen Nebenton statt einer Terz eine Sexte. Außer der Fülle fehlt es dem Tone auch an Tiefe, bei den Durchmessern 1,428 m, 1,26 m und 0,998 m haben die Glocken trotz ihrer Dünnwandigkeit nur die Töne e, fis und h.

Die alten Glocken im ehemaligen gewaltigen Felsenrundturme sind 1818 durch eine große Feuersbrunst zerstört worden. Die große Glocke hatte nach dem Lagerbuche 2968 Pfd. Gewicht und die Inschrift:

O IESV PRINCEPS PACIS SERVA NOS IN PACE
DVRCHS FEVER BIN ICH GEFLOSSEN MSTR PAVL VOSS AVS LVNEBVRG
HAT MICH GEGOSSEN ANNO CHRISTE 1639 DEN 8 TEN SEPTEMBER

Übersetzung des ersten Teiles: „O Jesu, Fürst des Friedens, errette uns in Frieden!" Dieses Gebet um Frieden wird im Dreißigjährigen Kriege aus vollem Herzen gekommen sein.

Die Bilder zu diesem Aufsatz sind größtenteils in freundlicher Weise vom Museumsverein zu Lüneburg hergeliehen.

„Die kleine Glocke", so fährt das Lagerbuch fort, „welche seit langer Zeit geborsten und in solcher Beschaffenheit garnicht zu gebrauchen ist, ist im Jahre 1516 in Lüneburg gegossen und kostet überhaupt 30 rheinische Gülden. Es ist nichts daran zu lesen."

Artlenburg **Artlenburg**, Ldkr. Lüneburg. Der runde Unterbau des Turmes, aus Granitfelsen errichtet, stammt aus sehr alter Zeit. Die Betglocke (1823) hat 1,23 m Durchmesser, 9 cm Dicke und den Ton e. Inschrift:

ZUR EHRE GOTTES VON DER GEMEINDE ARLENBURG UNTER IHREN VORSTEHERN / DEM PASTOR WALBAVM UND DEN IURATEN: I· E· RABEN / H· H· DIERKS / N· BÖTHER / I· H· DIERKS / H· N· MARBS / GEWITMET IM IAHRE 1823 *

Gegenüber stehen die Worte:

GEGOSSEN VON I · H · DREIER IN HANNOVER *

Das Hangeisen ist nicht parallel der Achse, sondern etwas schief gedreht eingegossen, wodurch der Klöppel unregelmäßig schwingt, das Läuten erschwert und die Abnutzung der Glocke beschleunigt wird. Die Abnutzung beträgt auf der Nordseite bereits 7 mm.

Die zweite Läutglocke (1823), Durchmesser 96,5 cm, Dicke 7 cm, Ton gis. Inschrift:

FLAMMIS DELETA · AŌ · MDCCCXXI ·

(Es folgt ein natürliches Salbeiblatt)

EX FLAMMIS RESVRGO · AŌ · MDCCCXXII · (Salbleiblatt)

(Durch Flammen zerstört i. J. 1821, aus Flammen erstehe ich wieder i. J. 1823). Gegenüber liest man: GEGOSSEN VON I· H· DREIER IN HANNOVER· (Salbeiblatt).

Die Viertelglocke (um 1823). Durchmesser 51,5 cm, Dicke 4,1 cm, Ton gis. Inschrift fehlt. Die zwei Reihen Akanthusblätter um den Hals herum, zwischen denen der Zwischenraum leer ist, lassen erkennen, daß die Glocke gleich der in Thomasburg von Bieber in Hamburg gegossen ist.

Eine Vorgängerin dieser Glocken war 1592 von Andreas Heincken in Lüneburg gegossen, 7½ Zentner schwer.

Bardowick **Bardowick**, Ldkr. Lüneburg. Die „Sonntagsglocke" im Bardowicker Dome um 1325). Während die drei romanischen Glocken als Zeugen der ersten Wiedergeburt Bardowicks nach 1189 zu betrachten sind, beweisen uns die beiden großen Glocken des Nordturmes, daß Bardowick 130 Jahre später schon wieder eine gewisse Blütezeit erlebt hat. Die Glocken sind so schön von Gestalt und Klang, wie man sie nicht zum zweiten Male im Landkreise Lüneburg wiederfindet.

Der größte Durchmesser der Sonntagsglocke beträgt 1,23 m, die Stärke des Schlagringes 8,6 cm, beide Maße stehen im Verhältnis 14,3:1, Höhe ohne die Krone 0,998 m = 4/5 des Durchmessers. Die Außenfläche der schön geschwungenen Kronenöhre zeigt ein Flechtmuster von halber Breite der Öhre, das sich recht plastisch davon abhebt. Die Inschrift, oben und unten von je zwei flachen Leisten eingefaßt, hat Buchstaben von 6 cm Höhe, die mit Ranken, Blättern und Spiralen reich verziert sind:

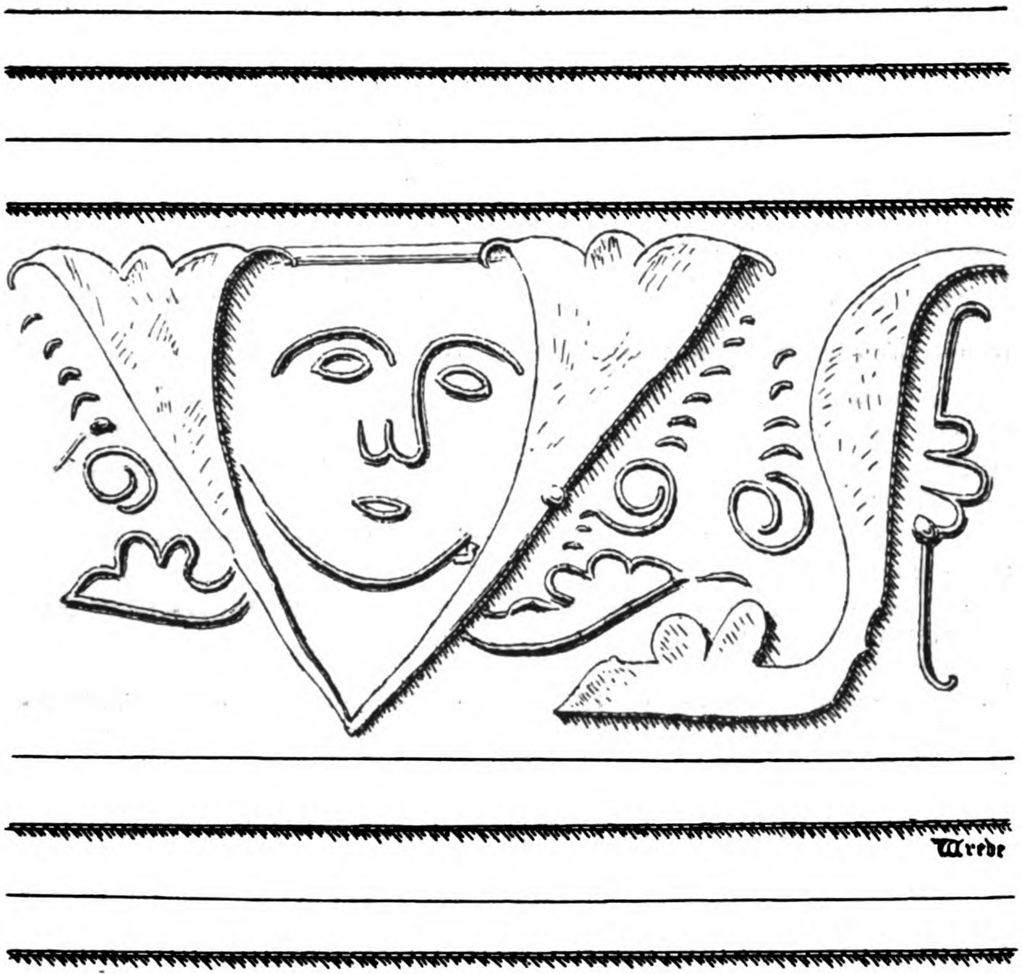
✠ OREX * GLORIE * XPE * UENI * CVM * PACE

(O, König der Ehren, kommt mit Frieden!)

Unterhalb der Halsinschrift hat der große Glockenkünstler seinen Namen sehr klein und unauffällig in bescheidener Kursivschrift angebracht ulricus me Fecit, darunter die Abdrücke von 11 silbernen Hohlpfennigen und 2 größeren Doppelpfennigen (Blafferten).



Namenszug des Meisters Ulricus auf der Sonnabendsglocke im Dom zu Bardowick.



Scherzhaftes Selbstporträt des Ulricus im Schriftbande der Sonnabendsglocke des Domes zu Bardowick.

(Dasselbe V mit dem Gesicht zeichnete der Meister auf seine Bußglocke in Bardowick sowie auf seine Taufgefäße in Marne und Altenbruch.)

Der Schlagring läßt den Grundton f und ganz unten eine prachtvolle Unteroktave hören, darüber sitzt eine sehr starke große Terz. Von hier bis oben zum Halse hinauf tönt eine reine sehr deutliche Quinte, außerdem sind ganz unten die höheren Oktaven der genannten Töne durch schabende Erregung einzeln herauszubringen.

Die Bußglocke im Bardowicker Dome (um 1325). Ulricus ist der tüchtigste Glockengießer der ersten großen Blütezeit seiner Kunst um 1325, der uns bekannt ist. Damals wurden auch von vielen anderen Gießern Glocken von hervorragend schönem Klange gegossen, aber die meisten versäumten ihren Namen anzubringen, der dann für die Nachwelt verloren ging. Zwar ist auch auf der ansehnlichen Bußglocke kein Meister vermerkt; aber die mit Blättern, Ranken und Spiralen reichverzierte Schrift, sowie die ganze Form der Glocke weist auf Ulricus. Der Durchmesser beträgt 1,36 m, die Stärke des Schlagringes 9,7 cm, beide Maße stehen im Verhältnis 14,2:1, die Höhe ohne die Krone faßt 1,088 m bis zum Plattenrande, das ist 4/5 des Durchmessers.

Die Halsinschrift lautet:

✠ DVM * TRAOR * AUDITE * VOCO * UOS * AT * SACRA * VENITE ✠

(Wenn ich gezogen werde, hört! ich rufe euch, kommt zum Heiligtum.)

Die Kronenöhre sind stielrund, aber flechtenartig gerippt. Die Mittellinie jeder Flechte ist mit einer Reihe kleiner Blumen belegt.

Die Glocke hat den Ton es mit reiner Unteroktav und Durdreiklang, (die Quinte ist reichlich scharf oder hoch). Ganz ergreifend wirkt ihr Klang, wenn sie beim Karfreitags-Gottesdienste das Bußgebet begleitet.

Die Betglocke zu St. Nikolaihof in Bardowick (1468). Der Durchmesser beträgt 69,7 cm, die Stärke des Schlagringes 4,9 cm, der Ton ist $\overline{\text{es}}$ mit Unteroktave und schwachem Dreiklang, die Inschrift lautet:

○ ano ✠ dom̄ ✠ m̄ · cccc ✠ lxvm ✠ ihs ✠ m̄ria ✠ het ✠ ic ✠ cord ✠ vrigbusch ✠ got ✠ mic ○

Fribusch war ein sehr angesehener Erzgießer, „Büssenmester" und Bürger der Stadt Lüneburg. Er wohnte „vpp dem dijcke", das ist „auf dem Mühlenteiche„ in den Pfahlbauten am Heringsteg, inmitten der verbreiterten Ilmenau, oberhalb der „Lünermühle", ganz nahe dem jetzigen Abtswasserturm.

Die Stundenglocke zu St. Nikolaihof (1728). Durchmesser 85 cm, Dicke 6 cm, Ton b. Halsinschrift:

· * · MEIN · GELAVT · AN · DISEN · OHRT · RVFET · DICH · HER · ZV · GOTTES · WORTH

zweite Zeile

· * · DENCKE · MENSCH · AN · DEINE · BVSS · WEIL · EIN · YEDER · STERBEN · MVS ·

Im langen Felde erscheint einerseits das Lamm Gottes mit der Siegesfahne und andererseits das Wappen des derzeitigen Vorstehers des Nikolaihofes Heinrich von Müther. Am Schlagringe sind die 10 Rottaler Karls des Zwölften von Schweden abgedrückt, darunter steht die Inschrift:

SOLI · DEO · GLORIA · ANNO · 1728 · BIN · ICH · IN · LVNEBVRG · VON LORENTZ · ÖHMANN · GEGOSSEN

Lorentz Oehmann stammt nach dem Bürgerbuche aus Schweden, daher die schwedischen Münzen. Nach dem Michaeliskirchenbuche hat er im November 1728 die Witwe des Glockengießers Christian Ziegner geheiratet, deshalb verwendet er das Ziegnersche Lamm Gottes. Die Vorgängerin der Oehmannschen Stundenglocke hatte nach Büttners Chronik die Inschrift:

maria het ick kort van der heide goht mic ao m ccccxcm

Die Viertelglocke zu St. Nikolaihof (1671). Größter Durchmesser nur 39 cm, Dicke 3,05 cm, Ton $\overline{c}$. Die Halsinschrift lautet:

H · H · G · B · V · P · ANNO 1671
(er) (ans) (rätze) (ürgermeister) (nd) (rovisor)

Eine Nikolaihof-Rechnung von 1671 meldet: ... den 4. Aug. Hans Voß, Grapengießer, für die kleine Glocke, so den 3. Juli zu Nacht durch einen starken Donnerschlag alle Hänge abgeschlagen, umbzugießen geben.... 21 ℳ 12 Schilling.

Die Kirchhofsglocke zu St. Viti (1657). Obwohl die Vitikirche längst verschwunden, wird ihre Glocke immer noch als Feuerglocke und bei Beerdigungen geläutet. Sie hat 96 cm Durchmesser, 7,1 cm Dicke und klingt unrein und schlecht in g. Umschrift:

⁚· DIESE GLOCKE GEHORET DEN BVRGERN ZV BARDEWICK ZV VND IST VMBGEGOSSEN ANNO 1657 IST AMBTSVOGET zweite Zeile:

⁚· GEWESEN PETER WEYE VND SIND RADTLEVTE GEWESEN HINRICH FELING LENERT FVLMAN PETER DITMERS PAVL VOSS HAT MICH IN LVNEBVRG GEGOSSEN

Barscamp **Barscamp**, Kr. Bleckede. Die Sonntags- und Betglocke (bald nach 1330). Barskamp besitzt noch einen uralten malerischen Felsenrundturm, der vielleicht noch der Zeit

der billungischen Herzöge entstammt. Darin findet sich eine Glocke von sehr schönem Klange aus der ersten Blütezeit der Glockengießerkunst. Sie hat 1,053 m Durchmesser, 7,5 cm Schlagringstärke (die beiden Maße verhalten sich wie 14:1), Höhe ohne die Krone 81,7 cm, der Ton ist g mit schönem Dur-Dreiklange und Unteroktave. Die schlanken, graziös geschwungenen Kronenöhre haben in ihrer ganzen Breite ein aus fünf Strängen geflochtenes Muster. Die Kanten des Mittelbogens setzen sich als Strahlen auf der gewölbten Platte fort. Die beiden seitlichen Plattenstrahlen laufen am Mittelbogen empor bis zu dessen Öffnung, worin sie eine Zunge bilden. Die Haube ist elliptisch, ein starker Absatz trennt sie von der Platte. Zwischen riemförmig hohl eingedrückten Leisten läuft folgende Inschrift herum:

O · REX · GLORIE · VENI · CVM · PACE

(O König der Ehren, komm mit Frieden!)

Die Handschrift ist eine andere als die des Ulricus, von noch strengerer Linienführung, die Krone zeigt eine künstlerisch noch weiter fortgeschrittene Entwicklung, daher wird die schöne Glocke wohl etwas später als 1325 gegossen sein. Trotzdem betragen die Abnutzungen nur 4 mm. Sie ist schon einmal gedreht worden.

Die zweite Läutglocke (1735). Sie hat leider den Ton b, besser würde sie mit der schönen alten Glocke harmonieren, wenn sie den Ton h hätte. Die Inschrift enthält die Worte:

SOLI DEO GLORIA ANNO 1735 ME FECIT M. LORENTZ OEMANN LVNEBVRG

Die beiden Uhrglocken sind 1870 von J. H. Bartels in Hildesheim gegossen.

Betzendorf, Ldkr. Lüneburg. Die Betzendorfer Kirche, auf einer Anhöhe zwischen hohen Betzendorf
Eichen malerisch gelegen, hat noch einen sehr dicken Felsenrundturm, der wegen einer rundbogigen gekuppelten Fensteröffnung, die sich hinter dem Kirchendache verbirgt, in der romanischen Bauperiode, vor 1200 entstanden sein muß. Nicht so alt sind die Glocken.

Die ältere Glocke (1591), hat als größten Durchmesser 75,6 cm, Schlagring 6,75 cm dick. Der unreine Ton ist e. Die Umschrift lautet:

✤ ∇ H ✤ PAGEL ✤ KASTENS ✤ HINRICK ✤ MEIGER ✤ GARBERT ✤ DIREKES ✤

zweite Zeile

✤ KASTENS ✤ MORINCK ✤ ANNO ✤ 1591 ✤ † ANDREAS ✤ HEINECKE ✤ MEFECIT

Vor dem Namen Andreas Heinecke steht ein Gießerzeichen. Heinecke wohnte in Lüneburg, Grapengießerstraße 26, war seit 1590 daselbst Nachfolger des Grapengießers Hans Meyer und ist 1589 Bürger geworden.

Die tonnenförmige Glocke (1789). Wenige Glocken sind so unsauber im Guß, so plump in der Gestalt, so schwer zu läuten und so schwach im Klange wie diese. Der Durchmesser beträgt 1,225 m, die Stärke des Schlagringes 11,4 cm, die Maße verhalten sich wie 10,7 zu 1. Der Klöppel ist viel zu schwach.

Die Inschrift im langen Felde lautet:

GOTT · ALLEIN · DIE · EHRE E. BECKER · PREDIGER
ZU · BETZENDORF

Am untersten Rande:

IM. IAHR ANNO. 1789 . I. C. HAUTSCH. UM. GOSS. MICH

Der Ton ist as mit dem Beiton ges. Die oberen Teile haben gar den Beiton e. Da die Glocke oben dünnwandiger, aber nicht viel schmaler ist, klingt sie oben tiefer als unten.

Bodenteich, Kr. Ülzen. Die größte Glocke v. 1874 hat 113,5 cm Durchmesser, Bodenteich
7,9 cm Dicke und den Ton e mit Molldreiklang.

Die Halsinschrift lautet:

o KOMMET, DENN ES IST ALLES BEREIT LUC o 14 V o 17 o MICH GOSS
JOH o JACOB RADLER IN HILDESHEIM 1874 o

Darunter sind angebracht: eine große Medaille mit König Ernst August zu Pferde, eine

Langensalza-Medaille und eine Waterloo-Medaille, außerdem zwei hannoversche Taler. Zwischen den Worten der Inschrift sind verschiedene kleine hannoversche Münzen angebracht. Am Schlagring steht:

KIRCHEN-VORSTAND H o KASTENDIECK, PASTOR, H o PLETKE o D o ABBETMEYER, C o STRUCK, H o VEERSMANN, FR o MIELMANN, L o BODE o

Die zweite Glocke von 1817 hat 82,9 cm Durchmesser, 5,8 cm Dicke und den Ton b̄. Die Abnutzung beträgt bereits 5 mm, die Glocke ist also ziemlich weich.

Halsinschrift:

GEGOSSEN VON C. A. BECKER UND H. L. DAMM IN HILDESHEIM 1817

Im langen Felde steht einerseits:

VERLEY UNS FRIEDEN GNÄDIGLICH
HERR GOTT ZU UNSERN ZEITEN

gegenüber:

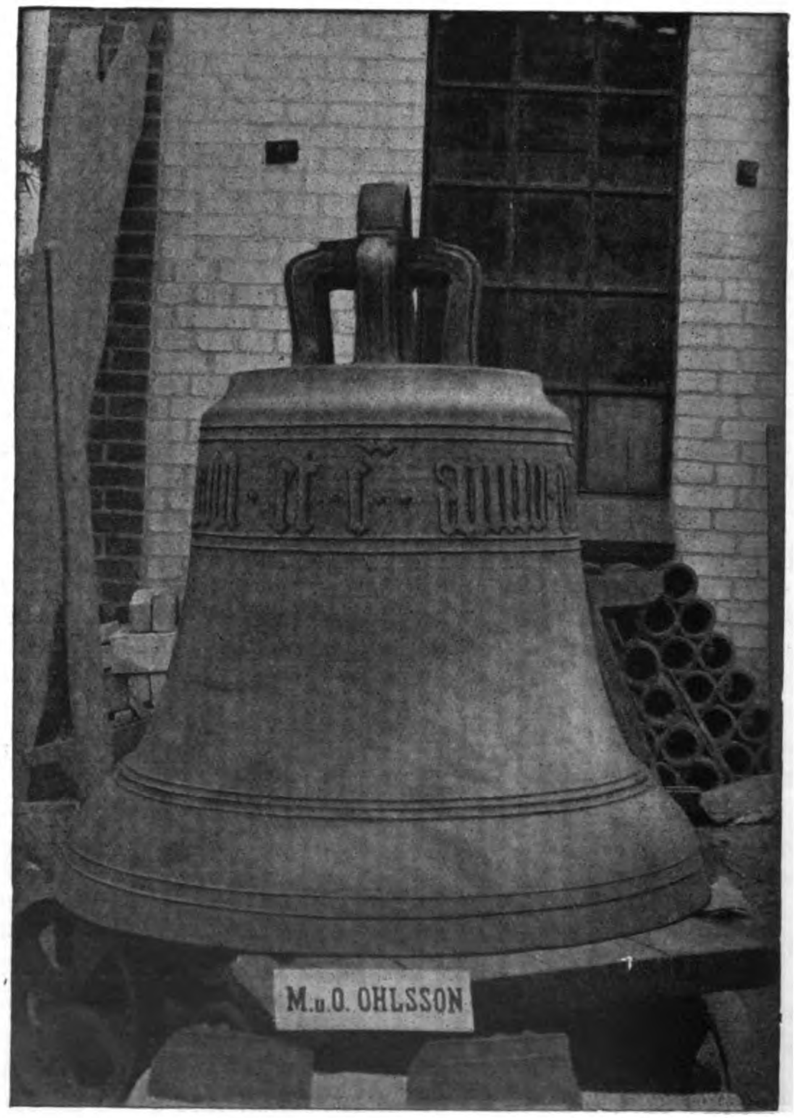
DA BODENTEICH IN JAHRE 1808
ABGEBRANT SO SIND WIR VON
DER KIRCHEN GEMEINDE WIEDER
ANGESCHAFT

Die beiden Schlagglocken in der höchsten Säulenkuppel des Turmes haben 51,3 cm und 40,3 cm Durchmesser, die Töne fis (etwas tiefer) und a (etwas höhr) und weder Inschrift noch Zierat noch Kronen.

Breselenz

Breselenz, Kr. Lüchow. Die gelötete Glocke von 1458. Die etwa 10 Zentner schwere Glocke ist im Herbst 1908 von den Gebrüdern Martin und Oloff Ohlsson in Lübeck repariert worden. Für ein beim Läuten am unteren Rande herausgeschlagenes Stück ist ein neues Stück eingesetzt und der über der Lücke entstandene Riß glatt ausgegossen worden. Die Arbeit ist so fein ausgeführt, daß die Glocke den vollen Ton aus früherer Zeit wieder erhalten hat.

Der Ton ist g mit kleiner Terz b, Quarte c und Quinte d im ganzen von träumerischem Charakter. Der Durchmesser ist 91,8 cm, die Dicke



Die Glocke in Breselenz nach der Lötung.

7,65 cm, Verhältnis 12:1. Höhe bis an die völlig ebene Platte 71,2 cm. Haube karniesförmig. Die Inschrift zwischen zwei Paaren spitzwinklig gratiger Leisten lautet:

· · anno · dñi · m · cccc · lvnj · feia · ij · pt⁹ · iacobi · et · c̈ · ·

(anno domini 1458 feria secunda post jacobi et christinae)

= 1458 am Montage nach Jakobi und Christinen. Nach Grotefends Zeitrechnung des Mittelalters ist dieser Montag der 31. Juli.

Gießer der Glocke ist wahrscheinlich Lippoldus, dessen Glocke in Bühlitz hat nach Mithoff dieselben 10 cm hohen Lettern.

Celle. Vierte Glocke der Stadtkirche (1629). Der Ton ist c̄. Diese kleine Glocke ist dazu ausersehen worden, im neuen, noch nicht vollendeten Turme Viertelglocke zu werden. Celle

Sie hat noch zwei gotische Blattfriese mit Perlschnur, dazwischen die Umschrift:

HEINRICH BORSTELMAN IN BRAVNSCHWEIG HAT MICH GEGOSSEN ANNO 1629 SOLI DEO GLORIA

Darunter erscheint ein Medaillon mit St. Georg zu Pferde im Kampfe mit dem Drachen, umgeben von einem schmalen kreisrunden Blätterkranze.

Betglocke der Stadtkirche (1664). Der Durchmesser beträgt 1,712 m, die Dicke des Schlagringes 12,5 cm (Verhältnis der beiden Zahlen 13,7:1). Der Ton B (etwas höher) klingt sehr feierlich. Halsinschrift:

LOBET DEN HERRN, DENN VNSERN GOTT LOBEN, DAS IST EIN KOSTLICH DING SOLCH LOB IST LIEBLICH VND SCHON. PSALM CXLVII

Im langen Felde stehen einerseits die Namen der Ratsherrn und Kirchenjuraten und das Jahr 1664, andererseits das Wappen der Stadt Celle. Der Schlagring trägt die Schrift:

NACHDEM DURCHS FEUWR ICH BIN GEFLOSSEN, HAT MICH LUDOLF SIEGFRIEDT GEGOSSEN BEWAHRE MICH GOTT ZU SEINER EHRE, DAS MICH UNFALL NICHT MEHR VERSEHRE, LOBE DEN HERRN MEINE SEELE, ICH WILL DEN HERRN LOBEN SOLANGE ICH LEBE, UND MEINEM GOTT LOBSINGEN, WEIL ICH HIE BIN. PSALM CXLVI

Die ehemalige Stundenglocke der Stadtkirche (1670) hatte die Halsinschrift

WEN MEIN STUNDELEIN VERHANDEN IST
NIMB MICH ZV DIR HERR JESU CHRIST

am Schlag stand:

M · LUDOLF SIEGFRIEDT HAT MICH IN HANNOVER GEGOSSEN
IM MONAT SEPTEMBER ANNO 1670

Zweite Glocke der Stadtkirche (1717). Der Durchmesser beträgt: 1,582 m, die Dicke 13 cm (Verhältnis der beiden Zahlen 12,1:1). Der schöne Klang ist ein wenig höher als des mit großer Terz und Unteroktave. Halsinschrift:

MAN · SOL · IHREN KLANG HOREN · WEN · DER · PRIESTER · AVS · VND · EINGEHET · IN · DAS · HEILICHTVHM · VORM · HERREN EXOD XXIIX · V · 35 ·

Darunter erscheint einerseits das „WAPEN DER STADT ZELLE“ in kreisförmiger Umrahmung mit Abdrücken von natürlichen Salbeiblättern umgeben, dann folgen die Namen der Kirchenjuraten und Ratsherrn und die Jahreszahl 1717.

Gegenüber steht: FRANCISCVS EICHFELDT OBERSVPERINTENDENS

Am Schlagringe: IOHANN PHILIP KOHLER GOS MICH.

Dritte Glocke der Stadtkirche (1723). Der Durchmesser beträgt: 1,324 m, die Dicke 10,2 cm (Verhältnis der beiden Zahlen 13:1. Der Ton ist ein wenig höher als es. Halsinschrift:

ES IST IE IN ALLE LAND AVSGEGANGEN IHR SCHALL / VND IN
ALLE WELT IHRE WORTE ROM: AM 10 · V · 18

Im langen Felde erscheinen das Wappen von Celle, die Namen der Ratsherren und Kirchenjuraten und der Abdruck eines natürlichen Bohnenblattes. Am Schlagringe steht:

IOHANN PHILIP KOHLER GOSS MICH ZELLE ANNO 1723

Die neue Riesenglocke von 1913. Von ihren drei Schwestern im neuen Turm der Stadtkiche mit vollem Geläute begrüßt, zog am 7. Februar 1914 die neue von Franz Schilling in Apolda in Thüringen gegossene Glocke in Celle ein. Sie wiegt 145 Zentner und hat den Ton Fis. Am Halse ist die Widmung angebracht:

GESTIFTET VOM FABRIKBESITZER HEINRICH STEINBERG UND SEINER GEMAHLIN JOHANNA GEB. BERNSTEIN IN CELLE-KLEINHEHLEN ZUM 600 JÄHRIGEN JUBILÄUM DER STADTKIRCHE.

Die Stifter haben für die Glocke den Betrag von 20 000 ℳ ausgesetzt.

Im langen Felde steht über dem Celler Stadtwappen:

NUR EWIGEN UND ERNSTEN DINGEN SEI IHR METALLNER MUND GEWEIHT. Darunter steht „FREUDE DIESER STADT BEDEUTE“.

Im Klange bietet die neue Glocke nicht ganz das, was man von ihr erwartet hatte.

Der wohltätige Stifter, der anläßlich seines 70. Geburtstages 10 000 ℳ für bedürftige Arbeiter seiner Firma, 1000 ℳ für Bedürftige der Gemeinde Klein-Hehlen und 5000 ℳ für die Jugendpflege im Stadt- und Landkreise Celle geschenkt hatte, hat, schwerkrank, die Glocke noch beim Probegeläut in seiner Wohnung in Klein-Hehlen gehört aber nicht mehr gesehen. Am 18. Februar ist er gestorben. Bei seiner Beerdigung am 20. Februar hat die neue Glocke ihr erstes dienstliches Geläut ertönen lassen.

Die Glocke im Celler Museum (1656). Sie ist die Uhrglocke des ehemaligen Jagdschlosses Weyhausen (erbaut von Herzog Christian Ludwig für seine recht wilde jagdliebende Gemahlin). Inschrift:

LVDOLPH SIEGFRIED GOS MICH ANNO 1656

Im langen Felde erscheinen Abdrücke natürlicher Birkenblätter. Bei dieser niedrig gebauten Uhrglocke fehlen die Kronenöhre. Sie kam von Weyhausen ins Celler Waisenhaus und von dort ins Museum.

Dalldorf **Dalldorf,** Kr. Ülzen, zur Pfarre Suhlendorf gehörig. Auf dem Friedhofe mitten im Dorfe steht eine uralte Felsenkapelle, die aus der Zeit Karls des Großen stammen soll. Der einfache neuere Holzturm enthält eine Glocke von ungefähr 60 cm Durchmesser mit der Jahreszahl — **1752** —

darunter ist rhombisch umrahmt ein Pfau dargestellt. Unterm Schlagringe liest man:

IOHANN ○ GEORGE ○ ZIEGNER ○ IN ○ SALTZWEDEL

Dieser Georg Ziegner, ältester Sohn des Glockengießers Christian Ziegner in Lüneburg, am 23. August 1705 in der Lambertikirche getauft, zog nach Salzwedel, da seine verwitwete Mutter sich 1728 mit dem aus Schweden eingewanderten Glockengießer Lorenz Oehmann wieder verheiratete.

Dannenberg **Dannenberg.** Die Sonntagsglocke (um 1300). Unsere größte Glocke aus der frühen Blütezeit der Gießkunst um 1300 ist die Sonntagsglocke in der Kirche zu Dannenberg. Sie ist mit 1,385 m Durchmesser und 11,5 cm Dicke noch etwas größer als die Bußglocke des alten Meisters Ulricus im Bardowicker Dome. An Klangschönheit gibt sie ihr gar nichts nach, der Ton e ist begleitet von einem sehr deutlich ausgeprägten Durdreiklange mit reiner Unteroktave. Die Krone ist auffallend groß und eckig und die Platte erhebt sich über der Haube mit einem 7 cm hohen Absatze.

Die große Schrift ist in schwungvollen Linien in den Formmantel geritzt mit 10 cm hohen Buchstaben. Die sehr schöne Handschrift ist nicht die des Meisters Ulricus, die runden Buchstaben sind teilweise mit einem Zirkel hergestellt.

▫ ❀ ▫ OREX ▫ GLORIE ▫ VENI ▫ CŪ ▫ PACE ❀

(O, König der Ehren, komm mit Frieden!)

Die Renaissance-Glocke (1624). Im Vergleich mit der edlen Einfachheit und großen Schönheit der mittelalterlichen Sonntagsglocke wirkt die Überladung der etwas größeren

Renaissance-Glocke mit ihren häßlichen römischen Lettern doppelt unschön. Indessen ist der Inhalt der langen, vom Kantor Kröger daselbst mitgeteilten Inschrift nicht belanglos:

Halsinschrift:

VERBVM DOMINI MANET IN AETERNVM ANNO 1624 GOS MICH
MEISTER HANS NVESEL IN HAMBVRG.

Inschrift auf der einen Seite:

ICH DIEN ALLEIN ZV GOTTES EHR
ICH KLING VND SING ZV SEINER LEHR
SCHAM DICH DV MENSCH, WENN DV NICHT GLEICH
TRACHTEST ALEIN NACH GOTTES REICH

Inschrift auf der anderen Seite:

IVVANTE PROPITIO DEO ILLVSTRIS AC DOMINVS DN IVLIVS ERNESTVS DVX BRVNSWIC ET LUNEBVRGENSIS ME ECCLESIAE SVAE DANNENBERGENSIAE CALAMITOSA MVNDI TEMPESTATE ORBIS SENESCENTIS, PIETATIS HEBESCENTIS, MARTIS SAEVIENTIS, ANNONAE PRAEMENTIS, LVIS VARIAE INCRESCENTIS, FINIS OMNIVM RERVM PRAESENTIS AD FERVIDIORA DEVOTIONIS CHRISTIANAE EXERCITIA EX AERE VETVSTO PVRO NEC NON BONORVM COLLECTIS IN EMPORIO IMPERIALI CELEBERRIMO HAMBVRGA, FELICITER FLARI, FVNDI, REFVNDI IVSSIT, CVRAVIT FECIT ANNO SALVATORIS NOSTRI REVIVISCAM IN DEO VIVO

(Mit Hilfe des gnädigen Gottes hat der angesehene Fürst und Herr, Julius Ernst, Herzog von Braunschweig und Lüneburg, befohlen, dafür gesorgt und bewirkt, daß ich für seine Dannenberger Kirche trotz des verderblichen Sturmes der alternden Welt, der abnehmenden Frömmigkeit, des wütenden Krieges, der Getreidenot, der mannigfaltigen zunehmenden Seuche, des nahen Endes aller Dinge zu brausenden Übungen des christlichen Gelübdes aus altem reinem Erze und vor allem durch Zusteuern von Reichtümern auf dem berühmtesten Markte unseres Reiches, dem Hamburgischen, geschmolzen, gegossen und wiedergegossen werden sollte. Im Jahre unseres Heilandes werde ich wieder aufleben im lebendigen Gott).

Die kleinen Glocken in der Dannenberger Kirche sind vielleicht ebenso alt wie die Sonntagsglocke, haben aber weder Verzierung noch Inschrift.

Die Glocke im Waldemarsturme (1539). Vom ehemaligen Schlosse zu Dannenberg existiert heute noch der Waldemarsturm, worin König Waldemar II von Dänemark von 1223 bis 1225 gefangen gesessen haben soll. Oben in diesem Turme steht oberhalb einer eingerosteten Turmuhr die früheste Renaissanceglocke in unserem Regierungsbezirke. Sie trägt oben einen Randfries von Vasen, zu denen menschliche Figuren hingewendet sind, die in Ranken auslaufen. Die Wiederholung dieses Motivs ist getrennt durch kohlähnliche Pflanzen überragt von einem geflügelten Engelskopf. Darunter lesen wir folgende Umschrift:

MARIA HEFT MI IAN VANDEN GHEIN GHEGOTEN INT IAER MCCCCCXXXIX

Die lateinischen Buchstaben haben teilweise noch die schwungvolle Linienführung der gotischen Unzialen namentlich das A. Unterhalb der Inschrift erscheint ein kreisrundes Relief der Maria im Halbmonde, und außerdem zwei Bischöfe. Die Glocke hat 77 cm Durchmesser und anscheinend einen sehr schönen Klang, c, mit kleiner Terz, Quinte und Unteroktave. Der Gießer, Jan I van den Ghein, Sohn des Glockengießers Willem van den Ghein (der 1533 starb) und jüngerer Bruder des Glockengießers Peter I van den Ghein, wohnte in der Brüsselstrate in Mecheln und starb 1543. Eine andere Glocke von ihm, von 1537, wird im Petriturme zu Hamburg im Glockenspiele gebraucht.

Ein erfreuliches Zeichen unserer Zeit ist, daß angestrebt wird, die schöne Glocke im Waldemarsturme wieder erklingen zu lassen. Durch Frl. Elisabeth Ahlers sind schon über 600 ℳ für eine neue Turmuhr gesammelt worden. Möge das Werk bald gelingen!

Embsen, Kr. Lüneburg. Die romanische Glocke (um 1200). Der Holzturm von sehr altertümlicher Balkenkonstruktion birgt eine romanische Glocke von 73,8 cm Durch- Embser

messer und einer Schlagringstärke von 7,8 cm (Verhältnis 9,5 : 1, sie ist also die dickwandigste romanische Glocke, die wir haben). Die Höhe ohne die Krone beträgt 67,3 m, das Gewicht 790 Pfund. Die rein romanischen Kronenöhre sind noch stielrund, zeigen aber gleich dem Mittelbogen schon Gußnähte. Der Ton f̄ hat eine große Terz als Nebenton und klingt sehr angenehm. Inschrift fehlt. Die Heimat der ehrwürdigen Glocke ist Lüneburg, unter Vermittlung des Händlers Isaac Abraham Arons kam sie 1792 in den Besitz der Embser Gemeinde. Sie entstammt höchstwahrscheinlich dem Holzturme der uralten Cyriakskirche am Fuße des Kalkberges. Dieser Holzturm hatte nach alten Abbildungen dieselbe Gestalt wie der Turm in Embsen.

Die gotische Glocke (1440). Sie hat 53 cm Durchmesser, die Dicke 3,7 cm, das Gewicht 211 Pfund und den Ton fis̄. Die Inschrift beginnt mit einer kleinen sitzenden und segnenden Christusfigur:

anno · dm · m · cccc · xl · s · michaeli · mgr · lhes · snitker ·

Die Buchstaben haben erhöhte Ränder, und die Inschrift ist unten eingefaßt von einer schönen Hängekante gotischer Weinblätter. Die Glocke, welche mit der romanischen zugleich 1792 nach Embsen gekommen ist, war Uhrglocke im Pforthause des Michaelisklosters zu Lüneburg, worin 1440 eine Schlaguhr aufgestellt wurde. Meister Hans Snitker war Lüneburger Bürger, wohnte auf der neuen Sülze, goß Geschütze für den Springintgutturm und die Altarleuchter für den Nikolaihof in Bardowick, legte Wasserleitungsrohre für den Schierborn und fertigte zwei Tinäppel (Turmknöpfe) für den Schoßturm zu Rethem.

Göddenstedt **Göddenstedt**, Kr. Ülzen, zur Pfarre Rosche gehörig. Im Garten der Försterei steht ein Glockenstuhl, der wie eine Laube mit Efeu und wildem Wein dicht umrankt ist. Hierin hängt eine Glocke von 50,9 cm Durchmesser mit folgender Inschrift:

o PSALM · AM 117: GOTTES · GNADE · VND · WARHEIT WALTET VBER
o VNS · IN · EVIGKEIT · DER · EDDELER · VND · ERENTVESTER · GESTRENGE
o WARNER · VON · BONDICHE · ARFGESESSEN · ZV · GODDENSTED · HAT
o DEISE GLOCKEN · GEISSEN · LASEN · IM · JAR · 1 · 6 · 23 · PAWEL · VOS o

Harburger Schloß **Harburg.** Glocke des Schloßturmes (1443). Die Bierkellerrechnungen des Lüneburger Archivs enthalten vom Jahre 1443 die Notiz: „Item 10 ℳ korde vribusche to der klokken to horborch". Am Ende des 19. Jahrhunderts wurde die größere Schlagglocke leider eingeschmolzen, man kann daher nicht ganz bestimmt sagen, ob es noch die alte Glocke von Meister Vribusch gewesen ist.

Die Viertelglocke dient jetzt auf der Holtzschen Werft als Fabrikläuteglocke.

Harburger Ratskeller Die Stundenglocke im Turm des Ratskellers (1587). Die zweitälteste Glocke Harburgs ist die Stundenglocke im Turm des Ratskellers. Sie reicht zurück in die Regierungszeit des Herzogs Otto II. von Harburg und wurde im Jahre 1587 durch Hans van Damme zu Hamburg gegossen, also zwanzig Jahre später, nachdem Herzog Otto II. der Stadt ein Privilegium erteilt hatte, auf dem Rathause einen Ratskeller einzurichten, wo ein jeder „seiner Notturft nach vor sein Geldt Bier und Wein bekommen möchte". Diese Glocke hat eine Seitenhöhe von 60 cm und einen Größtdurchmesser von 80 cm. Die Stärke des wenig abgenutzten Schlagringes beträgt 8 cm, ihre Krone hat sechs Öhre. Außer sechs Reliefbändern, die in zwei parallelen Gruppen oberhalb des Schlagringes laufen, befindet sich an der Glocke nur noch die in zwei Zeilen herumlaufende Inschrift:

GLVCK VND HEIL TO HERE GOTT GIF FREDE IN DEINEN LANDE
ALLE STÄNDE HANS VAN DAMME GOT MI TO HAMBOCH MDLXXXVII

(d. h. Glück und Heil tu, Herre Gott, gib Frieden in deinem Lande allen Ständen. Hans van Damme goß mich zu Hamburg 1587).

Die Viertelglocke des Ratskellers (1737) hängt im Glockenstuhl direkt unter der Stundenglocke. Sie hat bei einer Seitenhöhe von 28 cm einen Größtdurchmesser von 60 cm. Der Schlagring ist 6 cm stark. Die sechs Öhre der Krone sind, wie die Glocke selbst, ohne Zierat. In einer Zeile lesen wir um die Glocke die Inschrift: „ME FECIT M. LORENTZ OEHMANN IN LVNEBVRG ANNO 1737" (d. h. mich machte M. Lorentz

Oehmann in Lüneburg im Jahre 1737). Lorenz Oehmann war Bürger und Rotgießer zu Lüneburg. Er starb daselbst am 15. März 1755 im Alter von 70 Jahren.

Harburger Dreifaltigkeitskirche

Die Stundenglocke der Dreifaltigkeitskirche (1661) ist die älteste Kirchenglocke in Harburg. Ihre Seitenhöhe mißt 62 cm, ihr Durchmesser etwa einen Meter. Ihre Krone besteht aus sechs Oeren, die wie ein Schiffstau gedreht erscheinen. Den oberen Rand zieren zwei parallel laufende Blattranken. In einer Zeile findet sich dazwischen die Inschrift: „SOLI DEO GLORIA, PAVL VOSS HAT MICH GEGOSSEN ANNO 1661". (Gott allein die Ehre. Paul Voß hat mich gegossen im Jahre 1661.) Die daneben hängende Viertelglocke ist ohne Zierat und Inschrift. Den einzigen Schmuck bilden mehrere parallel laufende aufliegende Kreise. Bei einer Höhe von etwa 30 cm hat die Glocke einen Durchmesser von etwa 60 cm. Der Gießer Paul Voß II gehört ebenfalls einer Lüneburger Glockengießerfamilie an. Er war 1603 als ältester Sohn des Paul Voß I geboren und war der Vater des Hans Voß und Großvater des Paul Voß III. Er wohnte gleich den anderen Grapengießerstraße 26.

Die große Läutglocke der Dreifaltigkeitskirche (1739). Als Läuteglocken waren anfangs die Glocken aus der Marienkirche, die bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts am jetzigen Kanalplatz gestanden hat, mit in die 1650 bis 1652 erbaute Dreifaltigkeitskirche übernommen. Sie blieben aber nur bis zum Jahre 1733 im Gebrauch. In diesem Jahre wurde eine neue große Läut- und Betglocke angeschafft, die aber nur kurze Zeit ihrem Zwecke diente. Beim Läuten zu einer Beerdigung bekam sie einen Sprung, so daß sie im Jahre 1739 bereits umgegossen werden mußte. Hierüber gibt eine Inschrift auf der Westseite der Glocke Kunde mit den Worten:

* NICHT STVRM NOCH ZEIT WARD MIR ZVR HINDERNISS.
* WIE KÖMMTS DENN DAS MEIN ERTZT ZERSPRVNGEN.
CHARLOTTENS TOD GAB MIR DEN RISS . . .
* INDEM MEIN MVND IHR GRAB BESVNGEN *
ALLEIN MEIN HEISRER TON VERSCHWAND.
* ALLS HARRBVRGS SORGE MICH VERBAND . . * *

Darüber sind in einem Kranze, dessen oberen Teil eine Krone ziert, die Namen der weltlichen Kirchenvorsteher zu lesen. Über diesem Namenverzeichnis befindet sich das Harburger Wappen. Auf der entgegengesetzten Seite stehen, ebenfalls in einem mit einer Krone versehenen Blattkranze, die Namen der damaligen Geistlichen dieser Kirche. Eine Taube, das Sinnbild des heiligen Geistes, breitet ihre Flügel über diese Namen aus. Die Widmung der Glocke erkennen wir aus den darunter angebrachten Worten:

* LUTHERI QVAE HARRBVRGI VIVIT ECCLESIa *
* SOLI SALVATORI CHRISTO HOC AES DEDICAT *
* ERLÖSER DER WELT DIR WILL ICH ALLEIN *
* SO LANG ICH HIER SCHWEBE GEHEILIGET SEIN *

Die beiden ersten Zeilen würden in übertragener Bedeutung lauten: Die Harburger Kirche weiht dieses Erz dem Heilande Christo. In diesen steckt auch die Jahreszahl des Umgusses (1739); sie ergibt sich, wenn man die fettgedruckten Buchstaben als römische Zahlen betrachtet und addiert, wie folgendes Bild zeigt:

1. Reihe:		2. Reihe:	
L =	50	L =	50
V =	5	I =	1
I =	1	L =	50
V =	5	V =	5
V =	5	I =	1
I =	1	C =	100
VI =	6	I =	1
VI =	6	C =	100
C =	100	D =	500
C =	100	D =	500
L =	50	I =	1
I =	1	C =	100
	330		1409

330 + 1409 = 1739.

Ebenso stellen die fetten Buchstaben der beiden letzten Reihen die Jahreszahl 1739 dar (das **W** gibt, aufgelöst in V V, die Zahl 10). Nach Norden hin hat sich an dieser Glocke der bereits genannte Gießer Lorentz Oehmann aus Lüneburg durch die Worte verewigt:

* ME FECIT M : LORENTZ : *
OEHMANN in LÜNEBVRG *

Der obere Randfries der Glocke besteht aus sehr breiten Akanthusblättern mit allerlei Früchten, zumal Trauben vermischt. Der untere Rand trägt einen ähnlichen recht schmalen Blattkranz. Diese Glocke hat eine Seitenhöhe von 94 cm (bis zur Krone) und einen Größtdurchmesser von 1,12 m. Der an den beiden Schlagseiten stark abgenutzte Schlagring mißt 12 cm. Die Krone besteht aus sechs $18^1/_2$ cm hohen Öhren, von denen vier mit Mannsfratzen geziert sind. Die Glocke ist außerdem noch mit einem Eisenbeschlag im Glockenstuhl befestigt.

Die kleinere Läutglocke der Dreifaltigkeitskirche (1782) hängt nach Süden zu. Sie hat bei einer Seitenhöhe von 70 cm, wovon 14 cm auf die Bekrönung fallen, einen Durchmesser von 73 cm und eine Schlagringweite von $9^1/_2$ cm. Rund um den mit einem schmalen Blattfries geschmückten unteren Rand finden wir das Alter der Glocke und den Namen des Gießers verzeichnet.

JOHANN MEIER · HERRSCHAFTL · STÜCK VND
GLOCKENGIESSER IN CELLE GOSS MICH
MDCCLXXXII (1782).

Den oberen Randfries schmücken eine Menge kleiner Engel, die mit Musikinstrumenten im Laubwerk sitzen. Darunter finden wir die Worte:

LOBET DEN HERRN MIT HELLEN ZYMBELN.
LOBET IHN MIT WOLKLINGENDEN ZYMBELN.

Die untere Einfassung dieses Spruches besteht ebenfalls in einem Blattkranze. (Vorstehende Mitteilungen über die Harburger Glocken verdanke ich dem Lehrer Theodor Benecke in Harburg.)

Hermannsburg **Hermannsburg,** Ldkr. Celle. Die Schlagglocke der alten Kirche (1495). Im Dreißigjährigen Kriege sollen die Kaiserlichen die Kirche geplündert und fünf Glocken zerschlagen haben, um aus dem Erz Kanonen zu gießen. Die letzte Glocke wurde gerettet. Als man auch sie wegfahren wollte, kam ein Trupp lutherischer Kriegsleute mit Hörnerklang und dem Schlachtrufe: „Gott mit uns!" und vertrieb die Kroaten. Die gerettete hellklingende Glocke hängt unter der Säulenkuppel des Turmes und hat die Inschrift:

anno + dni + m · cccc xcv + jhesus + maria + koert + van + der + heide

Die Schrift ist begleitet von einer schönen Hängekante gotischer Weinblätter. Wahrscheinlich ist es Cort van der Heides Feuerzange, die im Herbste 1909 im „Glockengrunde" in Hermannsburg neben Resten einer Glockenform gefunden wurde.

Die große Läutglocke (1681) ist von Herzog Georg Wilhelm gestiftet worden, nachdem ihn Pastor Brevhan zu Hermannsburg lange und inständig gebeten hatte, für die geraubten alten Glocken eine neue zu schenken. Als Brevhan sich verabschiedete, versprach der Herzog nicht nur, die Glocke gießen zu lassen, sondern auch zur Glockenweihe nach Hermannsburg zu kommen. Im Jahre 1681 war es so weit. Die Glocke war mit einer dreifachen Inschrift geziert. Oben stand: Lobet. Ihn. mit. hellen. Cimbolen. Lobet. Ihn. mit. wohlklingenden. Cimbolen. Alles. was. Odem. hat. Lobe. den. Herrn. Ps. CL., in der Mitte: Von Gottes Gnaden Georg Wilhelm Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, Patron unserer Kirchen, unten: Durch Gottes Gnade ich nun neu wieder lebe, und euch mit meinem Schall zur Kirchen ein Zeichen gebe. Erscheinet willig doch, seid hurtig und bereit, so kling ich rühmlich auch, wenn ihr zum Grabe geit. Anno 1681 Gos mich Nicolaus Greue in Hannover. Mit dieser Glocke, die einen schönen Ton hat, wird noch heute in Hermannsburg geläutet. Der wackere Brevhan sollte sich leider nicht lange des Tones der Glocke erfreuen. Er starb schon im Jahre 1686, im 34. Jahre seines Alters. Unter dem Geläute seiner Glocke schlief er ein, während der größte Teil seiner Gemeinde betend vor dem Hause stand.



Der Bischof des Kort von der Heide auf der Osanna in Hittbergen 1485.

Hittbergen

Hittbergen, Ldkr. Lüneburg. Noch lieblicher als das neuere harmonische Geläut von Lüdersburg klingt das mittelalterliche melodische Geläut des nahegelegenen Dorfes Hittbergen.

Die Betglocke O s a n n a (1485) vom Durchmesser 1,114 m und der Dicke von 8,5 cm, hat den Hauptton g mit Moll-Dreiklang und Unteroktave. Die Inschrift lautet:

+ anno + domny + m + cccc +
lxxxv + osana + het + ik +
kort + van + der + heide +
got + my +

Im langen Felde erscheint einerseits eine Maria mit dem Kinde 19 cm hoch und gegenüber ein Bischof mit einem Buche auf einer gotischen Konsole stehend mit der Unterschrift marti[n].

Die Läutglocke M a r i a (1478) vom Durchmesser 1,03 m und der Dicke 7,9 cm hat den Ton a mit den Nebentönen $\bar{c}$ und $\bar{d}$. Die Inschrift lautet:

+ āno + m + cccc + lxxvm + ihs +
maria + heit + ik +
kord + van + der + heide +
goit + mik +

Bei beiden Glocken zieht sich unter dem Schriftbande eine Hängekante von sehr schönen gotischen Eichblättern herum, und über dem schön gerundeten Schlagringe laufen zwei wellenförmige Leisten herum, die zwischen sich eine Hohlkehle bilden. Die Kronenöhre haben bei beiden Glocken die Form geflochtener Zöpfe. Kord van der Heide war Bürger der Stadt Lüneburg und verwandte außer den Kunstformen des verstorbenen Kord Fribusch manche schöne neuen Reliefs. Seine gotischen Glocken sind bedeutend monumentaler als die der Lüneburger Gießer in der Renaissancezeit.

Die S i e b e n b a u m s c h e G l o c k e (1705), die Oktave zur Osanna vom Tone $\bar{g}$, hat 52,7 cm Duchmesser und 3,6 cm Dicke. Um den Hals läuft die Schrift:

ÆDI · SACRÆ · HITBERGENSI · DICATA · HÆC · CAMPANA · REPARATA EST



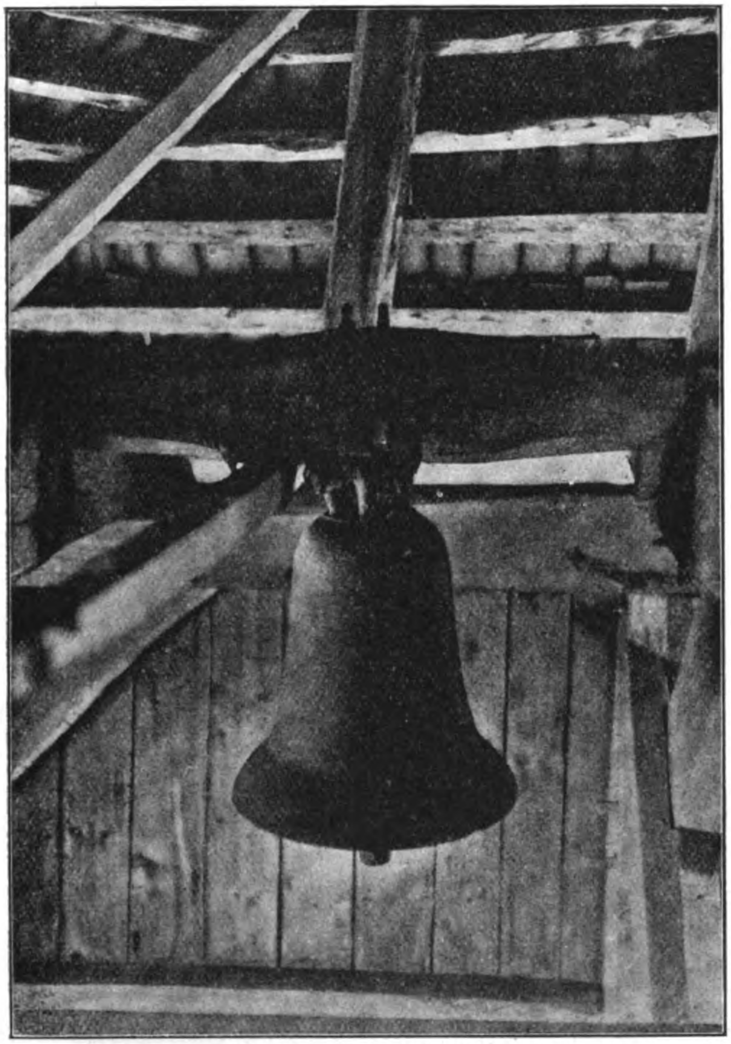
Marienbild des Kort von der Heide auf der Osanna in Hittbergen 1485.

Im langen Felde steht:
JURATIS · HINRICH ROHR ·
JACOB SASS ·
HANS KRUMSTROH

Andererseits:
SOLI DEO GLORIA
PASTORE · PAULO JOHANNE VOGELIO
ANNO · MDCCV

Auf dem Schlagringe steht:

M. ERNST SIEBENBAUM VON ROSTOCK HAT MICH GEGOSSEN



Die Glocke in Jesteburg.

Jesteburg, Ldkr. Harburg. Die romanische Glocke (um 1190 gegossen). Diese älteste Glocke des Ldkr. Harburg hängt in einem Holzturme von 1768. Ihr Durchmesser beträgt 44 cm, die verhältnismäßig sehr bedeutende Höhe ohne die Krone 46 cm. Jesteburg

Auf die Krone entfallen noch weitere 10 cm. Inschrift und Verzierungen sind nicht darauf angebracht. Eine vorzügliche Abbildung veröffentlicht Theodor Benecke in „Niedersachsen" 1912 Nr. 8.

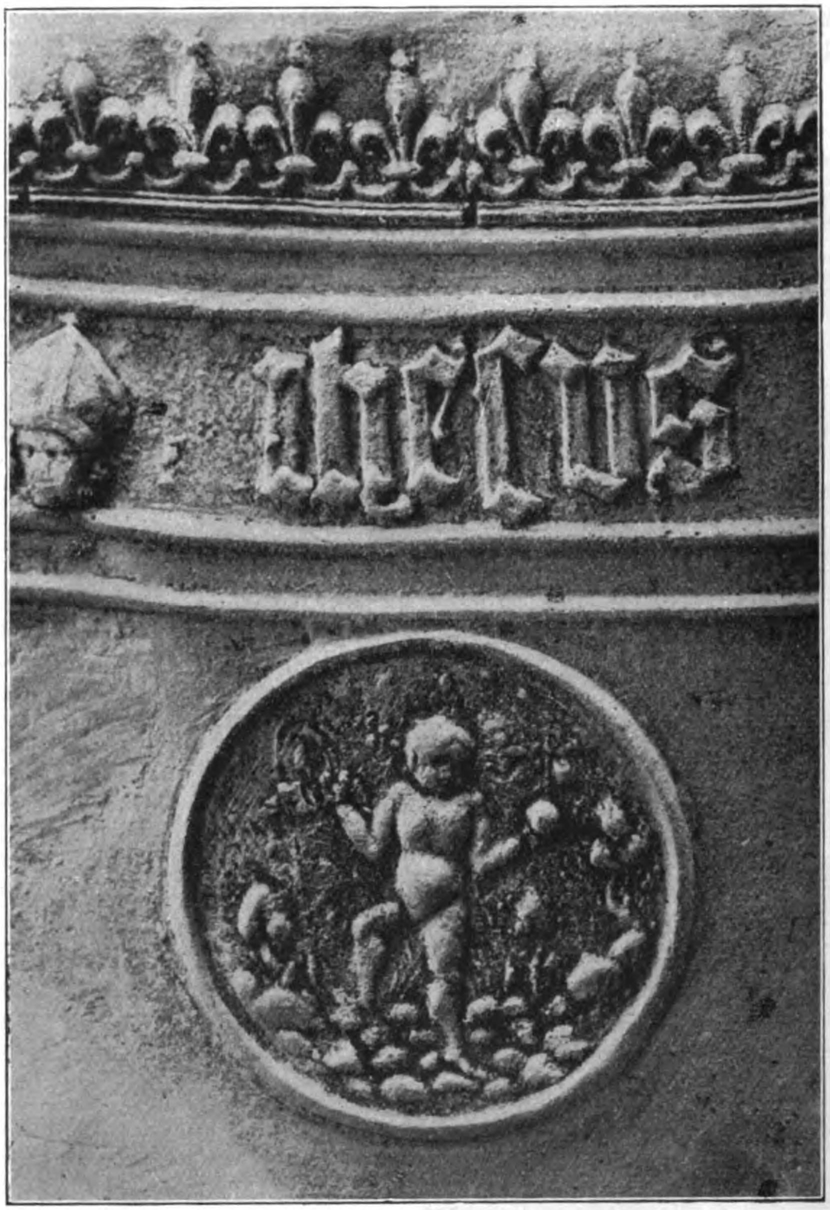
Daselbst finden wir auch die Inschrift der größeren Läuteglocke: (1815)

WER MICH HÖRT ZVM GOTTESDIENSTE RUFEN,
EIL HERBEI UND DIENE GOTT MIT LUST.
WER MICH HÖRT DIE FLUCHTGEN STUNDEN ZÆHLEN
ÜBERLEG, WIE SCHNELL DIE ZEIT VERFLIEGT
WER MICH HÖRT BEIM GRABE TRAURIG KLINGEN
DENK MIT ERNST AN TOD UND EWIGKEIT
HR: ERNST HAUFE PASTOR ZU JESTEBURG, HR: LEOPOLD RABELER. UND HR: JOH. HEINRICH PETERS KIRCHENIURATEN. FECIT JOH : DIED : BIEBER : Ao. 1815.

Sie hat 98 cm Durchmesser.

Lüne, Ldkr. Lüneburg. Die Glocke von Jacob Waghevens (1530). Sie hat nur 0,442 m Durchmesser und 3,5 cm Dicke, der Ton ist ais. Ein schöner Randfries von gotischen Lilien bildet die obere Einfassung folgender Halsinschrift: Lüne

ihesvs ben ic ghegoten + van iacop waghevens int iaer + Mcccccxxx +



Der Jesusknabe auf Waghevens Glocke in Lüne.

Unter dem Worte ihesus erscheint ein sehr feines Rundbild. Der nackte Jesusknabe mit einem Nimbus von drei Lilien und der Weltkugel in der linken Hand steht segnend inmitten eines Blumengartens. Unter dem Worte waghevens erscheint ein anderes Rundbild mit einem sehr schönen sitzenden Engel auf einer Treppenstufe. Angelehnt an die Treppenwange sehen wir eine Blumenvase.

Diese letzte gotische Glocke, die in unserer Gegend gegossen wurde, ist das Erstlingswerk des Jakob Waghevens des sechsten Kindes des wohlhabenden Mechelner Glockengießers Peter Waghevens am Catharinenkirchhofe. Jakob W. blieb meistens der niederdeutschen Gotik treu (im Gegensatz zu vielen anderen Gießern), und die noch heute vorhandenen Glockenspiele von Doornik und Ypern sind sein Werk.

Die gesprungene Glocke (1505) steht auf dem kleinen Altare des Kreuzganges und ist wahrscheinlich von Cord van der Heide gegossen. Der Durchmesser beträgt 46 cm,



Der sitzende Engel auf Waghevens Glocke in Lüne.

die Dicke 3,5 cm (Verhältnis 13,1 : 1). Höhe ohne die Krone 36,8 cm, genau 4/5 des Durchmessers. Halsinschrift:

⚜ ihs ⚜ maria ⚜ m ⚜ ccccc ⚜ iiiii ⚜

Die Worte sind durch dieselben Lilien getrennt, die Gord van der Heide 1498 auf seiner großen Salzhäuser-Glocke angebracht hat. Darunter eine Hängekante von gotischen Blättern mit zugespitzten Zipfeln. Die Glocke zersprang 1901 beim Trauergeläut für die Kaiserin Friedrich.

Die vier neuen Läutglocken in Lüne sind 1902 von Karl Radler in Hildesheim gegossen. Die kleinste vom Ton zwischen ē und $\overline{\text{f}}$ und 57,9 cm Durchmesser hat die Inschrift:

+ Der ⚜ Herr ⚜ segne ⚜ dich ⚜ und ⚜ behüte ⚜ dich +

Die Viertelglocke vom Ton etwas höher als c̄ und 72 cm Durchmesser hat die Inschrift:

+ Der + Herr + lasse + sein + Angesicht + leuchten +
über + dir + und + sei + dir + gnädig +

Die Bet- und Stundenglocke vom Ton 1/4 höher als a und 86,5 cm Durchmesser hat die Inschrift:

+ der · Herr · hebe · sein · Angesicht · über · dich ·
und · gebe · dir · Frieden +

Die Abendmahlsglocke im Kreuzgange (1902 umgegossen) wird nach altem Brauch geläutet, wenn die Äbtissin zum Nonnenchor hinaufgeht, um in Gemeinschaft mit den übrigen Klosterdamen das heilige Abendmahl zu feiern. Sie hat nur 31,3 cm Durchmesser und 2 cm Dicke, Inschrift:

+ KOMMET * HER * ZU * MIR +

Lüneburg St. Johanniskirche

Lüneburg. Die Wachtglocke im Johannisturme (1687). Dieses war seit Menschengedenken die größte Glocke im Regierungsbezirk Lüneburg, doch seit Februar 1914 wird sie von der neuen Riesenglocke in Celle übertroffen. Sie hat 1,97 m Durchmesser und 16 cm Dicke, beide Zahlen stehen im Verhältnis 12,3:1. Der Ton ist 1/5 unter A, klingt feierlich, aber sehr dumpf; wer ihn einmal gehört hat, vergißt ihn nicht wieder. Der neue Klöppel ist 1910 von Radler in Hildesheim geliefert worden und wiegt 330 Pfund, seine Kugel hat 24 cm Durchmesser.

Den Anfang der Inschrift bildet der 150. Psalm mit der Aufforderung, dem Gottesdienste Schönheit und festliche Weihe zu verleihen. Am Schlusse, gleichsam prophetisch auf die ferne Zukunft hinweisend, steht die Aufforderung, „mit Cymbeln des Jubels", also mit Glocken den Herrn zu loben.

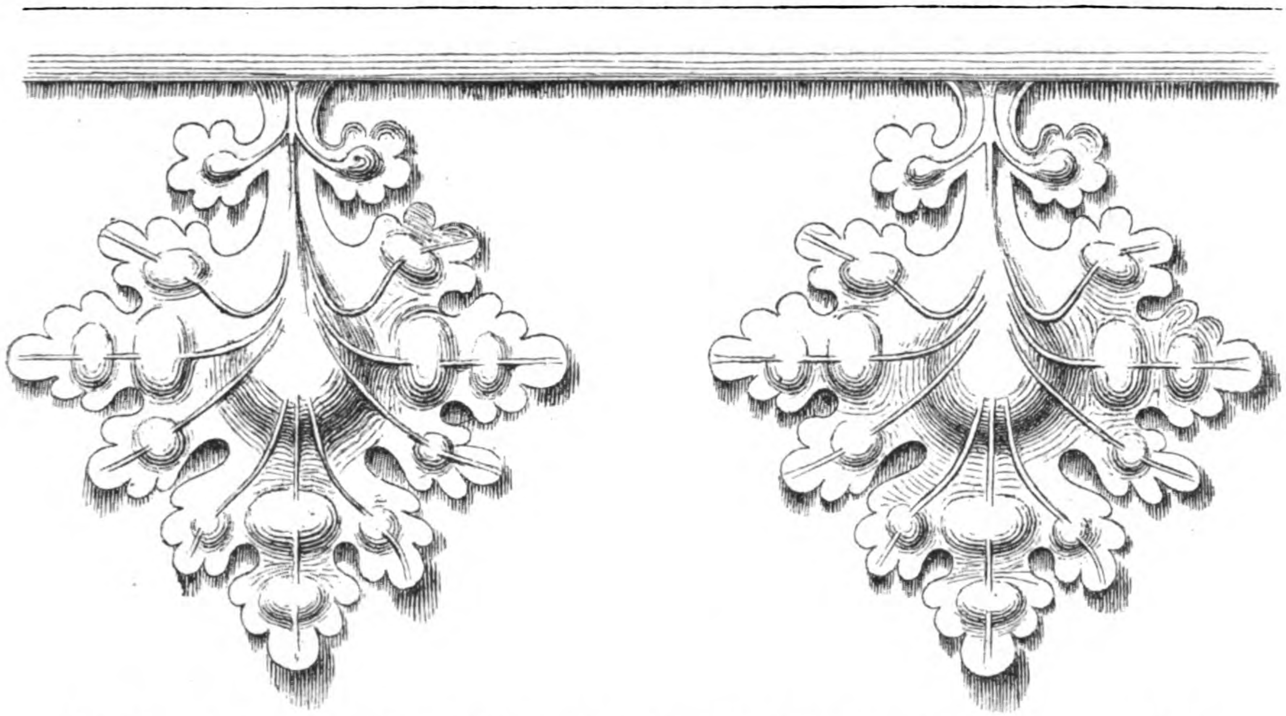
Die zweite Hälfte der Umschrift lautet in Übersetzung: „Nachdem diese Glocke 171 Jahre lang Lüneburg zur Kirche gerufen und seine Bestattungen beklagt hatte, wurde sie im Juli 1687 von der Witwe des Bürgers Joh. Voß in Lüneburg und dem Lübecker Bürger Arnold Kleimann umgegossen unter den Ratmannen Georg Busch und Johann Reinbeck, dem Superintendenten Caspar Hermann Sandhagen, dem Pastor Dr. Günter Heiler und dem Diener des Wortes Johann Gabriel Sandhagen, den zum Gotteshaus verordneten Beisitzern Christian Pape und Christoph Töbing, den Geschworenen Martin Vantzke, Johann Georg Dornkreil, Georg Biel nnd Johann Pape. Gebt Gott allein die Ehre!"

Klinges Marienglocke im Lüneburger Johannisturme (1436). Diese zweitgrößte und schönste unter unseren Johannisglocken hat 1,955 m Durchmesser und 15,1 cm Dicke. Unter den dreißig noch vorhandenen Glocken des trefflichen Bremer Meisters Gert Klinge ist sie die größte. Sie übertrifft sogar seine Bremer Domglocke an Größe und Klangschönheit. Es gibt überhaupt im Deutschen Reiche kaum eine zweite ebenso große Glocke, die ebenso alt ist. (Aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts sind allerdings viele noch größere vorhanden.) Der Ton ist 1/5 unter H mit sehr langem Nachhall, worin die kleine Terz und die Unteroktave wundervoll zur Geltung kommen. Der Ton ist sogar stärker und weittragender als derjenige der großen Wachtglocke. Der neue Klöppel hat eine Kugel von 23,3 cm Durchmesser. Die obere Umschrift in schönen gotischen Minuskeln beginnt mit einer Blattrosette:

anno · dn̄i · m · cccc · xxxvi · unde · ere · godes · un̄ · unser · leven · browen
bin · ik · ghe · ghoten · yohannes · unde · georgius · des · hebbe · gi · genot'

Darunter läuft in kleineren Buchstaben eine zweite Zeile herum:

help · god · uth · aller · noet ·
we · en · weten · nicht · wissers · wan · den · doet ·
maria · is · de · name · min ·
to · ludende · wil · ik · be · reit · sin ·
meister · gherd · klinghe · de · mi · ge · goten · haet ·
ghot · ghebe · siner · sele · raet ·
jaspar · melchior · balthasar · et · sancte · petre



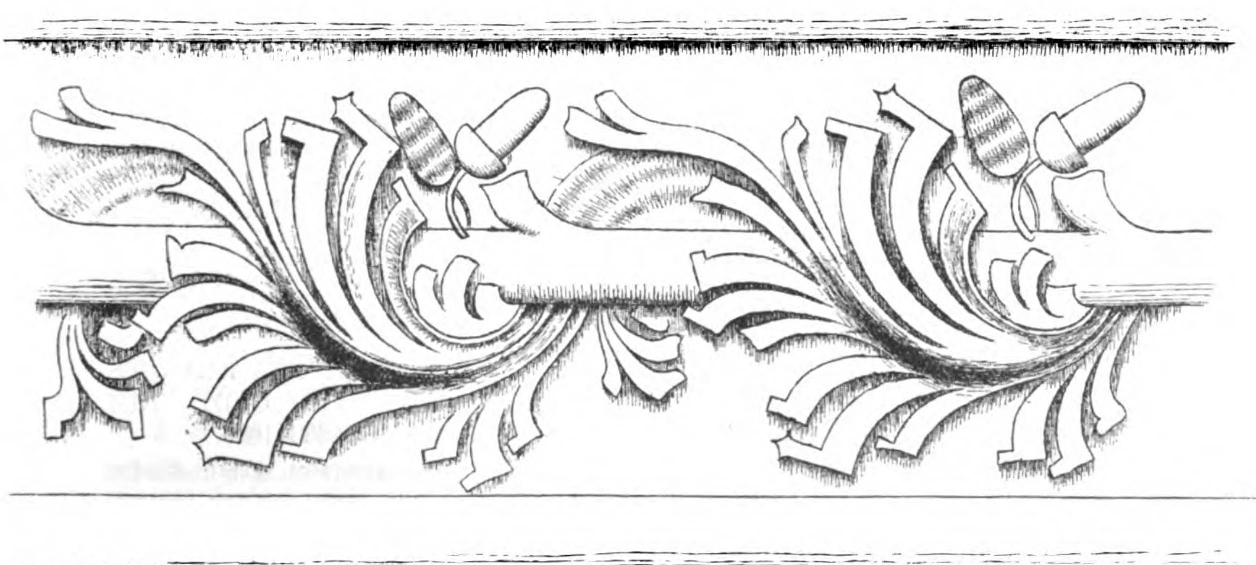
Hängekante von gotischen Weinblättern am Schriftbande der Klingeschen Marienglocke von 1436 im Johannisturme zu Lüneburg.

Das Schriftband wird nach unten durch eine Hängekante von gotisch stilisierten Weinblättern abgeschlossen.

Im langen Felde erscheint einerseits ein Marienbild mit dem Gruße des Erzengels Gabriel im Nimbus:

ave · maria · gratia · plena · [dominus · tecum etc.]

Darunter erscheint als Gießerzeichen in erhabenen Strichen das Bild einer kleinen Glocke.



Fries am Schlagringe der Klingeschen Marienglocke v. 1436 im Johannisturme zu Lüneburg.

Auf der anderen Seite ist Johannes der Täufer dargestellt, wie er uns das Lamm Gottes zeigt. In seinem Nimbus stehen die Worte:

sancte · johães · ora · pro · [nobis]

Als selten vorkommende Zierde sehen wir unten am Klangborde und auch oberhalb der Inschrift einen gewundenen Fries. Die Öhre der Krone haben die Form geflochtener Zöpfe.

Ziegners Sonntagsglocke im Lüneburger Johannisturme (1718). Diese drittgrößte unter den Johannisglocken hat 1,60 m Durchmesser und 12,3 cm Dicke und den Ton cis (ein wenig tiefer). Sie stammt von dem Lüneburger Glockengießer Christian Ziegner, der auf dem Kalkberge geboren ist. Die obere Umschrift lautet:

DVRCHS · FEVER · BIN · ICH · GE · FLOSSEN · VON · M:IOHAN · CHRISTIAN · ZIEGNER · BIN · ICH · IN · LVNEBVRG · GE · GOSEN · 1718 · SOLI · DEO · GLORIA

Mittelschrift nach Osten:

GEORG · IOACHIM · TIMMERMAN · HANS · HOPPENER · CHRISTIAN · WARMERS · IVRATI · AD · ST · IOHANNES

Andererseits steht im langen Felde:

ICH · LAVTE · ALLES · DIE · SONTAGESCLOCK
ZVR · KIRCHEN · IN · DAS · GOTTESHAVS
WOMIT · ICH · STETES · ZVR · BVSE · LOCKE
DIE · GEHN · HINEIN · VND · AVCH · HERAVS

An einer dritten Stelle steht die Fortsetzung:

· AVCH · LAVTE · ICH · OFT · ZV · DEM · GRABE
· DAHIN · EIN · CHRISTE · WIRD · GEBRACHT
· GOTT · GEB · DAS · ES · DEN · NVTZEN · HABE
· DAS · MAN · SEIN · LETZTES · END · BETRACHT

Die Mittelschrift nach Westen lautet:

SO · HORT · MAN · NICHT · VERGEBLICH · AN
WAS · GLOCKEN · LEVTEN · LEHREN · KAN

Der Schlagring trägt unter einer Akanthusverzierung die Umschrift:

ANNO · 1718 · DAS · HERR · NAMEN · ALLE · LOBET · MIT · SEITEN · SPIEL · MIT · HELLER · CYMBEL · SCHALLEN · MACHT · SEINES · LOBES · VIEL · MIT · CYMBELLEN · DIE · WOL · KLINGEN · RVHMET · GOTTES · GVTIG · KEIT · ·

Die Probeglocke im Johannisturme zu Lüneburg (1607). Die Probeglocke ist das beste Werk des Lüneburger Meisters Paul Voß I. Dieser wohnte Grapengießerstraße Nr. 26 in einem uralten Grapengießerhause. Er hatte am 8. August 1602 die junge Witwe Gertrud seines Vorgängers, des Glocken- und Grapengießers Andreas Heinecke geheiratet.

Zum Umguß der gesprungenen Probeglocke des Johannisturmes fehlte ihm in seiner kleinen, noch heute existierenden Grapengießer-Werkstatt der Platz, er hat sie daher auf dem Hasenburger Berge umgegossen. Die Umschrift lautet:

S.(oli) D.(eo) G.(loria) QVANDO MEVS VESTRAS CLANGOR PENETRAVERIT AVRES FVNDITE TVNC SVMMO VOTA PRECESQVE DEO

(Gott allein die Ehre. Wenn mein Klang eure Ohren durchdringt, dann ergießet Gott dem Höchsten eure Gelübde und Gebete.)

Zweite Zeile:

DIE PROBE KLOCK WERD ICH GENANDT. WEGEN MEINES KLANGES WOLBEKANDT PAWL VOS EIN MEISTER. JVNCK VND GVDT. IHM HERBST MICH GOS. MIDT FRISCHEM MVDT. ANNO CHRISTI 1607.

Sie hat den Ton e mit wundervollem Molldreiklang. Die genannten vier großen Glocken des Johannisturmes dienen auch als Glockenspiel. Es ist das wuchtigste und schwerste Glockenspiel im Deutschen Reiche.

Die neue Christusglocke im Johannisturme (1913) ist als Quartglocke zur Ergänzung des Johannis-Glockenspieles angeschafft worden. Durch freiwillige Sammlung

dafür 4838,77 ℳ aufgebracht wurden. Gegossen ist sie am 16. Juni, am 25. Jubiläumstage der Regierung unseres Kaisers. Am 11. Juli vollzog sich der Einzug der neuen Glocke durch die Straßen der Stadt. Auf einem großen Rollwagen, mit vier Pferden bespannt, hing an einem starken, mit Blumengirlanden geschmückten Gerüste die 36,62 Zentner schwere Glocke und wurde während des Umzuges angeschlagen. Ein Glockenkonzert am Sande beschloß den Einzug. Im Johannisturme spielten die alten Glocken „Allein Gott in der Höh' sei Ehr", und die neue stimmte von unten her mit ein. — Die Inschrift lautet in einer Zeile zwischen zwei gotischen Blattfriesen am Halse der Glocke:

✠ · Gelobt · sei · der · da · kommt · im · Namen · des · Herrn · Hosianna · in · der · Höhe ✝ Gegossen · 1 · 9 · 13 · von · Ohlsson · in · Lübeck ✝ To · Gottes · Deenst · ick · jo · rop ✝ latet · alle · Wark · un · kamt · tohop · ✠ ·

Die Stundenglocke im Johannisturme zu Lüneburg (1516). In einer Schallöffnung nach Westen hängt diese ansehnlich große Stundenglocke von 1,50 m Durchmesser und 10,5 cm Dicke mit dem Tone cis. Sie ist ein Werk des berühmten Glockengießers Hinrick van Kampen, des begabtesten Schülers des großen Gerhard Wou. Sie hat kein Hangeisen zum Einhängen eines Klöppels, ist also als Schlagglocke für eine Uhr gegossen. Hinrick van Kampen konstruierte diese wie auch seine anderen Schlagglocken in Lübeck und Bordesholm niedriger, als die normalen Läutglocken, offenbar sollten dadurch die Schlagglocken eine andere Klangfarbe erhalten, als die Läutglocken. Die einzeilige Inschrift, eingefaßt von zwei gotischen Blattfriesen mit Perlstab, lautet:

✠ Quiqʒ ○ lauaꝭ ○ cristum ○ iohanneꝭ ○ optime ○ prosiꝭ ○ Magdala ○ grata ○ deo ○ da ○ vota ○ preceꝭqʒ ○ supremo ○ Hinrick ○ van ○ kampen ○ Anno ○ xv^{c} ○ xvi ✠

(Der du wäschest Christum, Johannes, du bester, hilf! Magdalena, du Gottgefällige, spende Gelübde und Gebete, die dem Höchsten angenehm sind!)

Die Viertelglocke des Johannisturmes (1600). Sie hat 82,5 cm Durchmesser, 6,23 cm Dicke und tönt unrein in h. Die Inschrift lautet:

✿ ANNO · 1 · 6 · 00 · DANIEL · VAN · KOLLEN ✿ TOMAS · ROCHOW ✿ TOMAS · KVSEL ✿

Zweite Zeile:

✿ DEN · NICH · BETERS · IS · VP · ERDEN · ALSE · THO · LEREN · WO · WI · MOGEN · HIRNA · [selig werden] ✿ ANDREAS · HEINEKEN ✿

Die große Schelle des Johannisturmes (1436). Durchmesser 89 cm, Dicke 7 cm. Sie hat nach oben hin einen schmalen und langen Bau und daher einen recht sonderbaren Klang von den drei Tönen d̄, ā und ē. Als Inschrift trägt sie den Gruß Gabriels:

✠ āno · dn̄i · m · cccc xxx vi · ave · maria · gracia · plena · dominuꝭ · tecum · benedicta · tu · in · mulierib · uꝭ ✠

Eine schöne Blätterkante unter dem Schriftbande sowie die sechs Kronenöhre in Form geflochtener Zöpfe zeigen an, daß die Glocke von Gert Klinge gegossen ist.

Die kleine Schelle des Johannisturmes (1519). Durchmesser 77 cm, Dicke 6 cm. Der Bau ist nach oben hin ebenso lang und schmal wie bei der großen Schelle und der sonderbare Klang besteht aus den Tönen ē, h̄ und fis. Die Inschrift lautet:

✠ ✿ ihꝭ ✿ maria ✿ anna ✿ iohanneꝭ ✿ anno ✿ dn̄i ✿ xv$^{c°}$ ✿ xix ✠

Die Worte sind abwechselnd durch eine Rose und eine Lilie von einander getrennt. Beiderseits ist die Inschrift eingefaßt von einer gotischen Blätterkante mit Perlschnur, welche uns anzeigt, daß diese Glocke gleich der großen Stundenglocke von Hinrick van Kampen gegossen ist.

Die Schusterglocke im Johannisturme (1681). Diese kleinste unter den Johannisglocken stammt nach mündlicher Überlieferung aus dem ehemaligen kleinen Tetzels-

turme, der unten am Sande vor dem Portal des Johannisturmes gestanden hat. Sie hat nur 42,5 cm Durchmesser, 4,5 cm Dicke und ohne die Krone 44 cm Höhe. Die Inschrift bringt die Namen der damaligen Kirchgeschworenen:

MARTINVS · VANTZGE · · YOHANNES · OTTO ·

des regierenden Bürgermeisters: · YOHANE · GEORG · DOREN · KRELL ·

und den Spruch: · AN GOTES · SEGEN · IST · ALS GELEEN ·

Es folgt der Zusatz: MEFETZIT · HHS · ANNO · 1681 ·

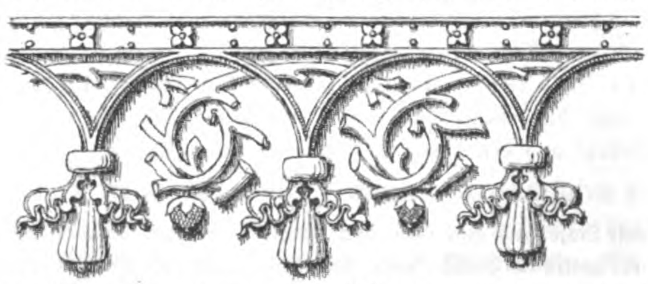
Lüneburg, Nikolaikirche

Die Marienglocke im Nikolaiturme zu Lüneburg (1491). Im Jahre 1491 legten sich die Sülfmeister eine außerordentliche Beisteuer von 20 Mark für die Kasse der St. Lambertikirche auf, die seitdem jeder neue Sülfmeister zu entrichten hatte. In demselben Jahre mußte Gerhard van Wou aus Kampen, der berühmteste Glockengießer der Welt, der im Jahre zuvor die Riesenglocken von Stendal gegossen hatte, für den stattlichen Turm der Lambertikirche (der eigentlichen Sülzkirche) eine Glocke gießen, die fortan eine der größten Zierden Lüneburgs geworden ist. Bis auf den heutigen Tag hat diese wahrhaft königliche Glocke, ein Denkmal der Blütezeit des Lüneburger Salzhandels, ihresgleichen nicht gefunden im ganzen Regierungsbezirke Lüneburg, auch kaum in der ganzen Provinz Hannover. Der Grundton A wird begleitet von einer großen Terz, einer Quinte, die manchmal von einer schwachen Sekunde abgelöst wird, und einer prachtvollen Unteroktave sowie von den höheren Oktaven des genannten Akkordes. Alle diese Töne wogen beim Geläute auf und ab wie ein sanftes aber sehr kraftvolles Harfenspiel. Wegen ihrer Klangschönheit wurde die Marienglocke schon im Mittelalter viel benutzt (die Abnutzungen betragen 19 und 8 cm). Neben dem ausgiebigen kirchlichen Gebrauche diente sie auch als Sturmglocke: „Item stünde 1 vür upp der Sülten upp, dat God vom hemmele affkere, so schal men to Sunte Lamberde to Storme sclan" so meldet die Mobilmachungsordnung von 1500. Ihr Durchmesser beträgt 1,90 m, die Stärke ihres Schlagringes 13,5 cm. Beide Zahlen stehen im Verhältnis 14:1. Die Inschrift läuft in einer Zeile um den Hals herum:

✠ Ecce · Maria · vocor · salubri · producta · labore ❀
Magne · meis · criste · sim · rogo · grata · sonis ❀
Deprecor · omni · sim · populo · campana · salutis ❀
Horrida · collidam · fulmina · criste · para ❀
Gherardus · de · wou · de · campis · me · fecit ❀
Anno · domini M · CCCC · xCi ✠

(Siehe, ich heiße Maria und bin aus heilsamer Arbeit hervorgegangen. Laß, gewaltiger Christus, dir meine Klänge angenehm sein, allem Volk sei ich eine Glocke des Heils! Hilf, Christe, daß ich die schrecklichen Blitze breche! Gerhard van Wau aus Kampen bereitete mich im Jahre des Herrn 1491).

Die Umschrift liegt eingefaßt zwischen zwei Rosenfriesen. An diesen Gürtel schmiegt sich oberhalb als Randfries eine gotische Bekrönung emporwachsender Zierfrüchte und unterseits eine Hängekante aus gotischem Astwerk mit Blättern und Früchten.



Gotische Hängekante am Schriftbande der Marienglocke im Nikolaiturme,
1491 von Gerhard van Wou aus Kampen gegossen.

Auf beiden Seiten erscheint im langen Felde Maria als Himmelskönigin in voller Flammenglorie, auf dem Halbmonde stehend, eine perlenbesetzte Krone aus verschlungenen Lilienstengeln auf dem Haupte. Mit wunderbar hoheitsvollem und doch mildem und wehmütigem Gesichts-

ausdruck schaut sie gesenkten Blickes gleichsam vom Himmel herab auf die armselige Welt unter ihr (vgl. Offenb. Johannis 12, V. 1 u. 5). Das Christkind weist mit drei Fingern der rechten Hand nach oben, mit der linken hält es eine der prachtvollen wellig herabfließenden Haarlocken der Mutter lose umschlungen.

Die baufällige Lambertikirche wurde 1861 abgetragen. Am 6. September 1871 wurde die Marienglocke nach der St. Nikolaikirche gefahren und von Johann Jakob Radler aufgehängt. Seit 1895 dient sie als Betglocke für die Stadt und Umgegend, und ihr Klang ist oft eine Meile weit gehört worden.

Die große Vossische Glocke im Nikolaiturme zu Lüneburg (1723) ist von Paul Voß dem Dritten, einem Sohne des Glockengießers Hans Voß, dem Urenkel Paul Voß des Ersten, gegossen worden. Die Glocke stammt aus der Lambertikirche. Ebendaher ist auch die kleine Vossische Glocke.

Die Sonntagsglocke im Nikolaiturme war früher Stundenglocke des Lambertiturmes und trägt daher folgende Inschrift:

DIE GLOCK IST VNSER WECHTER
VND SAGET VNS DIE STVNDEN
NICHT DIE DA KOMMEN SOL
NVR DIE DA WECKGESCHWUNDEN

An Schellen trägt der Nikolaiturm die gotische Katharinenschelle, von Gert Klinge (1445) aus der Lambertikirche, mit dem Ton cis; die Franziskusschelle ist 1516 für die Marienkirche des damaligen Franziskanerklosters auf dem Marienplatze gegossen worden, Töne es und b (beide etwas tiefer); die Barchmannsche Schelle (1560) vom städtischen Glockengießer Barchmann, sie stammt vom Heiligengeistturm und läßt den Ton e zitternd erklingen; die Vossische Schelle (1619) vom Lambertiturme mit dem (unreinen) Ton cis wird nicht mehr benutzt. Die Viertelsglocke des alten Nikolaiturmes (1597) dient heute mit der Schloßglocke (1597) zum Vorschellen an hohen Festtagen.

Die Festglocke des Michaelisturmes zu Lüneburg (1492). Bis 1791 besaß die Michaeliskirche ein herrliches, weit und breit berühmtes Glockenspiel von sechs Läutglocken. Damals wurden die meisten Glocken durch den gewissenlosen Abt und Landschaftsdirektor von Bülow*) verkauft. Nur die Quart- und die Sextenglocke erinnern noch an die verschwundene Herrlichkeit. Erstere Glocke hat 1,385 m Durchmesser, 10,5 cm Dicke, den Ton e mit Durdreiklang und Unteroktave und die Inschrift:

Lüneburg, St. Michaeliskirche

+ o ⊛ michael ⊛ milicie ⊛ celestis ⊛ signifer ⊛ in ⊛ adiutorium ⊛ nostrum veni ⊛ princeps ⊛ ac ⊛ propugnator ⊛ noster ⊛ gherardus ⊛ de ⊛ wou me ⊛ fecit ⊛ anno ⊛ domini ⊛ m ⊛ cccc ⊛ xcii +

(O Michael, Bannerträger der himmlischen Heerscharen, komm uns zu Hülfe, du unser Fürst und Vorkämpfer! Gerhard van Wau hat mich bereitet im Jahre des Herrn 1492.)



Gotische Rose auf der Festglocke im Michaelisturme.

Der Erzengel Michael galt als der Schutzheilige des deutschen Volkes. Unter dem Banner des heiligen Michael gewannen Heinrich I. und Otto der Große ihre glänzenden Siege über die heidnischen Ungarn. Doch in weniger großen Zeiten sank mit der Ehre des deutschen Namens auch die Ehrerbietung gegen den Namen seines Schutzherrn, die Bezeichnung „der deutsche Michel" ward eher zum Schimpf.

Die Sonntagsglocke im Michaelisturm zu Lüneburg (1492). Im ehemaligen Glockenspiele war sie die Sextenglocke vom Tone fis mit einem Molldreiklang ihrer Nebentöne, ihr Durchmesser beträgt nur 1,08 m bei einer Dicke von 8,3 cm. Wegen der Elastizität des Metalles sind beide Glocken sehr weit zu hören. Die Umschrift lautet:

*) Die Pietätlosigkeit dieses Mannes ging so weit, daß er eine Sammlung von 40 kostbaren Gemälden zu Stellagenbrettern verbrauchte!

+ hoc ⊛ vas ⊛ oblatum ⊛ tu ⊛ michael ⊛ suscipe ⊛ gratum ⊛ gherardus ⊛ de ⊛ wou ⊛ me ⊛ fecit ⊛ anno ⊛ dmini ⊛ m ⊛ cccc ⊛ xcii +

Nimm, Michael, dies Gefäß huldreich entgegen. Gerhard von Wau bereitete mich im Jahre des Herrn 1492.)



Münze auf der Sonntagsglocke im Michaelisturme.

Neben der Jahreszahl 1492 ist eine Münze mit dem Bilde des Königs Ferdinand V. von Spanien angebracht, wahrscheinlich zur Erinnerung daran, daß im genannten Jahre mit Hilfe von Schiffen dieses Königs Amerika entdeckt wurde.

Die romanische Läutglocke (um 1200) hat weder Inschrift noch Verzierung noch Jahreszahl, nur das Fehlen der Schweifung, die runden Kronenöhre und die Unterfläche des Schlagringes mit der Innenkante weisen auf die Zeit von 1200 hin. Durchmesser 77 cm, Dicke 7,7 cm. Ton zwischen ēs und ē.

Die romanische Viertelglocke (um 1230) hat weder Inschrift noch Jahreszahl, nur zwei Paar schlichte Bänder ziehen sich um ihren Hals herum. Das lange Feld ist noch ziemlich kegelförmig, ohne die gotische Schweifung, und der Schlagring hat noch eine Unterfläche mit Innenkante. Die Kronenöhre sind schon achtseitig wie bei gotischen Glocken. Durchmesser 64 cm, Dicke 5,75 cm, Höhe ohne die Krone 62,5 cm, Ton d.

Die Benediktglocke im Museum zu Lüneburg (um 1250). Die Benediktglocke, seit Menschengedenken unbenutzt und unbekannt, wurde 1909 in dem sehr schwer zugänglichen Türmchen des Benediktgebäudes zu Lüneburg aufgefunden. Eine höchst seltene Erscheinung, die auf Glocken kaum in Deutschland wiederkehrt, sind ihre feinen romanischen Reliefs, namentlich das Doppelrelief Petrus und Christus, von einer romanischen Ranke umschlungen, mutet an wie ein Überbleibsel einer untergegangenen Kunstperiode, wie sie einst im Benediktinerkloster und in der herzoglichen Burg auf dem Kalkberge geblüht haben mag. Ein zweites Relief stellt den gekreuzigten Heiland zwischen Johannes und Maria dar. Die Füße des Heilandes sind nicht übereinander genagelt, sondern auswärts gerichtet, ein Merkmal der romanischen Kunstepoche. Der Glockenkörper zeigt schon mehr Schweifung als die romanische Michaelis-Viertelglocke, auch die Unterfläche steigt schon stärker an. Schrift ist nicht vorhanden. Der Durchmesser beträgt 45 cm, die Dicke 3,9 cm, Verhältnis 11,5 : 1.

Lüneburg, Rathaus

Die Stundenglocke des Rathausturmes (1385). Das Lüneburger Stadtarchiv besitzt einen undatierten Brief von „Johannes Klockengeter van Halverstad", worin dieser sich zum Umguß der gesprungenen Marktglocke anbietet. Zahlreiche Kunstwerke des berühmten Erzgießers Johannes van Halverstad kennt man sonst nur aus der Zeit bis etwa 1350. Hier kann es sich vielleicht um einen gleichnamigen Sohn des großen Meisters handeln. Ein in Strichmanier auf der Glocke gezeichnetes flatterndes Band trägt in Spiegelschrift die Worte:

mgr iohāns me fecit

Die Halsinschrift in schön modellierten gotischen Majuskeln lautet:

+ ANNO · DNI · M · CCC · L · X · X · X · V + LAVDATE · EVM · Ī · SIMBALIS · BENESONANTIBVS +

(Im Jahre des Herrn 1385. Lobt ihn mit wohlklingenden Cymbeln).

Die Viertelglocke des Rathausturmes (1526). Durchmesser 69 cm, Dicke 5,1 cm. Da sie als Schlagglocke zum Glockenspiel gegossen wurde, wurde das Hangeisen des Klöppels weggelassen. Die Krone besteht nur aus dem Mittelbogen und zwei Öhren. Der Ton ist dēs. Umschrift:

+ salvator + mundi + miserere + nobis + m + vc + xxvi +

(Erlöser der Welt, erbarme dich unser . 1526)

Der „Seigermaker" Gerd Lüning aus Lübeck hat im genannten Jahre diese Glocke nebst fünf kleineren und einer großen Spieluhr mitgebracht und im Rathausturme ein Glockenspiel eingerichtet. Leider hat sich davon nur diese Viertelglocke bis auf unsere Tage erhalten.

Lüneburg, Heiligengeist-hospital

Die **Viertelglocke im Heiligengeistturme** (um 1480), Durchmesser 51,7 cm, Dicke 4,1 cm, Ton a, sie antwortet beim Aufsetzen einer schwingenden Stimmgabel von 870 Schwingungen, wobei dann der Nebenton (eine Sexte), stumm bleibt. Sie trägt sechs Abdrücke von silbernen Hohlpfennigen (Bracteaten), auf der einen Seite ein Kreuz, auf der andern Seite das Gießerzeichen des Lüneburger Grapengießers Berthold van der Rit, wohnhaft in der Grapengießerstraße im westlichen Eckhause an der Kuhstraße, wo sein Name sich 50 Jahre lang in den Schoßbüchern findet.

Lüneburg, Museum

Die **Blücherglocke** im Museum (1473). Das Dorf Blücher, in wasserreicher Gegend südöstlich von Boizenburg gelegen, ist durch seinen hohen Turm auf weite Entfernung sichtbar. Von den drei Glocken dieses Turmes war die mittlere, aus dem 15. Jahrhundert stammende, besonders beliebt, man hörte sie weiter, als die moderne größte Glocke. Doch am ersten Ostertage, am 19. April 1908 zersprang sie beim Einläuten des Gottesdienstes und verlor ihren schönen Klang vollständig. Die Kirche in Blücher erhielt aus Ohlssons Glockengießerei in Lübeck eine neue Glocke von demselben Tone g für 500 Mk.; und das Metall der alten wurde mit in Zahlung gegeben. Da die alte Glocke ein Werk des angesehenen Lüneburger Meisters Cord Fribusch ist, kaufte das Lüneburger Museum sie an und ließ den Sprung nach der bewährten Methode der Gebrüder Ohlsson löten. Die Arbeit gestaltete sich wegen der besonderen Härte und Sprödigkeit des Metalles sehr schwierig und wurde noch besonders verzögert, weil beim Aufstemmen der Sprung plötzlich größer wurde. Doch schließlich konnte der Sprung regelrecht mit vier hineingearbeiteten Stahlankern zusammengeklammert und vollgegossen werden. Die alte Glocke bekam ihre volle Stimme wieder und klingt wieder wie in früheren Zeiten. Der 18. Oktober 1910 war ein Festtag für den Lüneburger Museumsverein, die Blücherglocke, 675 Kilogramm schwer, hielt, laut tönend, ihren Einzug in Lüneburg, der Heimat ihres Meisters. Auf einem geschmückten Wagen war ein bekränztes Hängegerüst aufgestellt, vierspännig fuhr sie durch die Straßen der alten Stadt Lüneburg, und besonders auf der monumentalsten Straße, am Sande, lockte sie eine große Schar Menschen herbei, die ihr bis zum Museum das Geleite gaben. Auf dem Museumshofe wurde auf vier Ständern ein kleines Ziegeldach errichtet. Darunter hängt nun die gotische Glocke, vor dem Untergange gerettet. Die Inschrift beginnt mit einem Kreuzigungsrelief von 37 mm Durchmesser in kreisförmiger Umrahmung:

○ anno + domni + m + iiijc + dem + lxxiij + iar +
marya + het + ic + cordfrysb̄ ○

(In des Herrn dusend veerhundert dem 73. Jahr. Maria het ick, Cord Fribusch.)

Meine

Meine, Kreis Gifhorn (1502). Im Jahre 1896 machte ich mit dem Fahrrade eine Reise von Lüneburg nach Braunschweig, und an einem wunderschönen Sonntagmorgen führte mich die Heerstraße bis auf 1 Kilometer entfernt an dem Dorfe Meine vorbei. Plötzlich ertönte in Meine eine Glocke von ungeahnter Klangfülle und Reinheit, je weiter ich mich von dem unscheinbaren Kirchlein entfernte, desto eindrucksvoller erfüllte der kraftvolle Dreiklang ihrer Nebentöne die ganze Gegend. Den Klang konnte ich nie vergessen. Wer mochte der Gießer dieser wunderbaren Glocke sein? Erst nach vierzehn Jahren sollte ich es erfahren, da schrieb mir der Glockengießer Karl Radler: „In Meine hängt eine Glocke von Gerhardus Wou." — Die Inschrift lautet:

+ ❀ annis ❀ post ❀ mille ❀ quingentos ❀ accipe ❀ binos
❀ iacobum ❀ gerdt ❀ won ❀ plenit ❀ ut ❀ arte ❀ capis ❀ +

(Nach 1500 Jahren nimm noch zwei. Mich, den Jakobus erfüllte Gerhard Wou mit seiner Kunst, wie du vernimmst.)

Molzen

Molzen, Kr. Ülzen. Die Glocke mit den musizierenden Engeln (1774) hat 79 cm Durchmesser, 6 cm Dicke (Verhältnis dieser Zahlen 13,1 : 1), 5 mm Abnutzung und

den Ton c. Der Hals der Glocke zeigt einen Randfries von je fünf verschiedenen nackten musizierenden Engeln zwischen Rankenwerk sitzend: Der eine schlägt eine Triangel, der zweite spielt ein großes Glockenspiel mit Manual und Pedal, der dritte hält in jeder Hand ein Schellengeläute, der vierte schlägt eine hängende und der fünfte eine umgekehrte Glocke*). Die Inschrift darunter lautet:

LOBET DEN HERRN MIT HELLEN CYMBELN
LOBET IHN MIT WOHLKLINGENDEN CYMBELN HALLELUIA

Im langen Felde steht südlich:
ICH RUFE DIE LEBENDEN ZUR BUSSE UND DIE TODTEN ZUR RUHE

nördlich:
ALS HERR CA KNOPF PASTOR HIESELBST WAR HAT MICH UMGEGOSSEN IOHANN MEYER IN CELLE MDCCLXXIV GOTT ALLEIN DIE EHRE

Als der letzte Lüneburger Glockengießer Hautsch lauter häßliche Glocken goß, verstand der Zeller Glockengießer Meyer noch schöne Glocken zu gießen. Die Vorgängerin dieser Glocke war 1675 von Hans Voß in Lüneburg gegossen und wog 500 Pfund**).

Die Uhrglocke von 1904 vom Tone 1/8 unter f hat keine Inschrift, keine Verzierung und keine Krone.

Die separierte Kirche in Molzen hat eine Glocke von 93 cm Durchmesser und 6,7 cm Dicke, dem Tone a und der Inschrift:
ICH RUFE DIE LEBENDIGEN ZUR BUSSE UND DIE TODTEN ZUR RUHE ◇ MOLZEN 1887 ❁ (Erbauungsjahr der Kirche). Darunter das Siegel des Glockengießers
❁ F. Otto ◇ in ◇ Hemelingen.

Reindorf **Reindorf, Kr. Gifhorn.** Die mittelalterliche Glocke. An die Glocken knüpft sich folgende Erinnerung: Die große Glocke wurde im Dreißigjährigen Kriege mitgenommen. Als die Bewohner dieses sahen, stiegen sie in der folgenden Nacht heimlich auf den Turm, nahmen die kleine Glocke herunter und warfen sie in die Riede (kleiner Fluß dicht beim Dorfe). Nach dem Kriege wurde die kleine Glocke wieder hervorgeholt und in den Turm zurückgebracht. Sie hat die Inschrift:

ave maria gratia (Gegrüßet seiest du holdselige usw.)

Die große Glocke (1819) hat die Inschrift:
ICH RUFE DICH ZU GOTTES EHRE, ICH RUFE DICH IN FREUD UND LEID,
UND WENN ICH DIR AM GRAB ERTÖNE BIST DU SCHON IN DER EWIGKEIT
GEGOSSEN 1819

Raben **Raben, Kreis Winsen.** Die alte Glocke (um 1310 gegossen). Während Salzhausen 1887 seine erstklassige Glocke vom Jahre 1306 eingebüßt hat, besitzt Raben eine ganz ähnliche bis auf den heutigen Tag. Wunderbar sanft und träumerisch hallt täglich der Ton dieser Betglocke von dem hochgelegenen Kirchlein hinab in die stille, tieferliegende Heidelandschaft nach dem Luhetale zu. Erblickt man im Halbdunkel des Rabener Turmes plötzlich die alte Glocke in der feinen Linienführung ihres Baues mit ihrer schwungvollen reichverzierten Schrift, dann empfindet man: Hieran hat einst ein Geschlecht gewirkt, das ein anderes, entschieden feineres Stilgefühl hatte als das heutige. Der Durchmesser der Glocke ist 1,019 m, die Dicke 7,4 cm (im Verhältnis 13,7 : 1), Höhe ohne die Krone 82,3 cm, die Abnutzungen betragen nur 7 mm. Der Ton liegt zwischen as und a und hat als Nebentöne die kleine Terz, Quart und Unteroktave. Die Halsinschrift lautet:

❋ O REX ◦ GLORIE ◦ UENI ◦ CVM ◦ PACE ❋

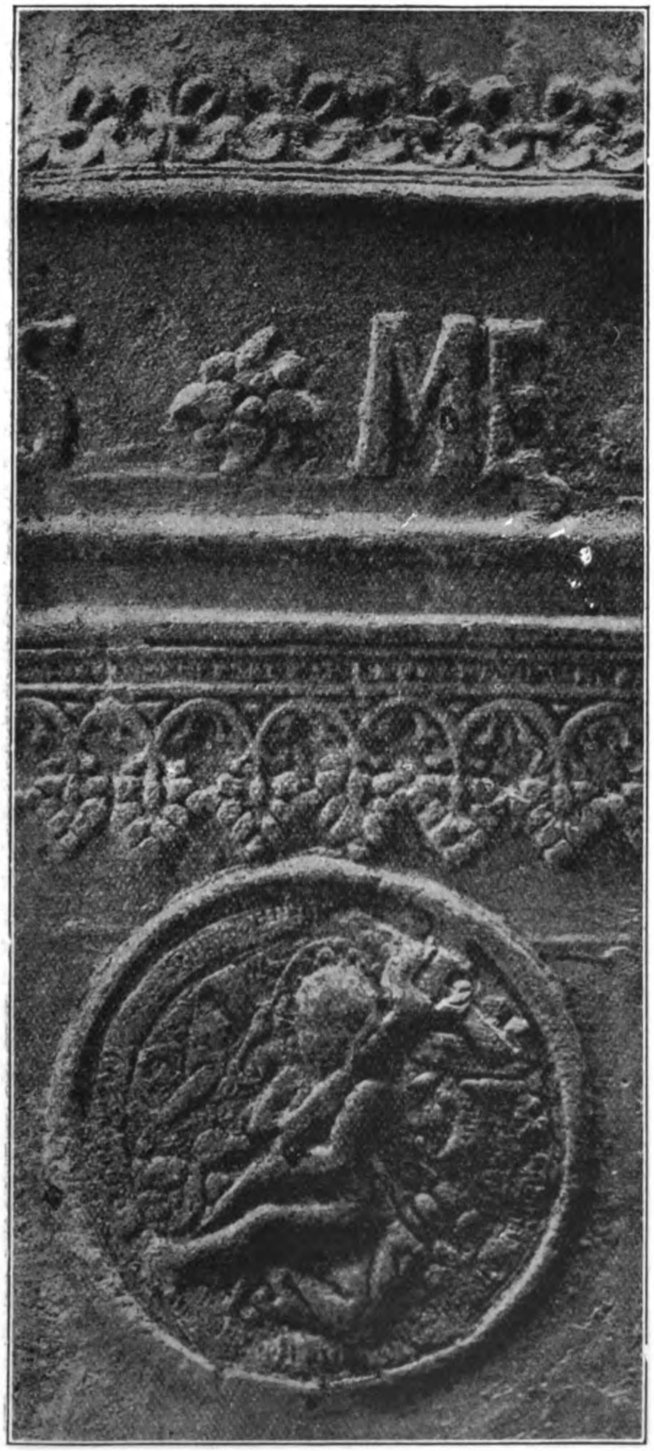
(O König der Ehren, komm mit Frieden.)

---

*) Dieser von Johann Meyer übernommene Randfries ist schon 1660 von Peter Hemony auf der großen Rolandglocke in Gent angebracht worden.

**) Siehe die Liste der Vossischen Glocken von 1723 im Stadtarchive zu Lüneburg.

In langem Felde erscheint einerseits das bekreuzte Alpha, andererseits das bekreuzte Omega, ähnlich wie auf der zerstörten Glocke des Meisters Ulricus im Lüneburger Michaelisturme von 1325. Alle Buchstaben sind in erhabenen Strichen von innen in den Mantel der Form gezeichnet, die wie bei Meister Ulricus meistens in Blätter auslaufen. Sogar das Anfangskreuz der Inschrift läuft hier in Blätter aus. Der Raum zwischen den beiden Umrissen der Grundstriche ist nicht, wie bei den Bardowicker Domglocken gleichmäßig erhöht, sondern dafür mit dünnergezeichneten Maßwerkmustern verziert. Die äußeren Verzierungen der Buchstaben mit Ranken, Spiralen und kleinen Blättern kehren ganz ähnlich auf den Ulricusglocken des Bardowicker Domes wieder. Dem Meister Ulricus müssen wir die Glocke zuschreiben, wenn auch die Maßwerkverzierung an Meister Hermanns Buchstaben auf der Ebstorfer Taufe von 1310 erinnert, doch dort ist die Linienführung eine andere.



Der Jesusknabe auf der Klosterglocke in Scharnebeck.

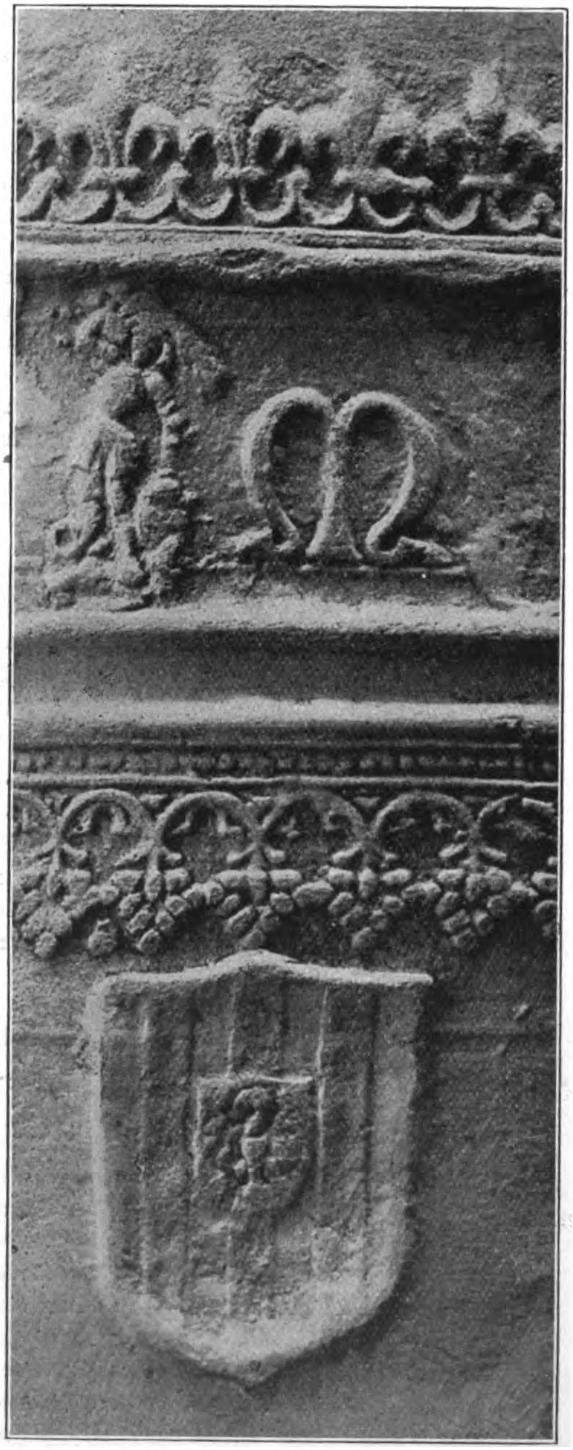
Die kleine Glocke von Raven (1697). Mit dem Tone $\bar{c}$ ist sie die Quinte der alten Glocke. Die Umschrift lautet nach Mitteilung des Lehrers H. Lüthge:

ICH FREWE MICH DES · DAS MIR GEREDT IST · DAS WIR WERDEN INS HAVSDESHERRNGEHEN: H:NICOLAVS GOTTFRIED FRITSCHIVS · PASTOR : CORD OTTEN · HANS WITTHOVET PAVEL VOSS · MEVECIT · IN LVNEBVRG · DEN 15. IVLY · ANNO · 1697.

Scharnebeck, Ldkr. Lüneburg. Die Klosterglocke (1525). Klettert man zwischen den Balken über dem Glockenstuhle hinauf bis unter die Säulenkuppel des Scharnebecker Turmes, so gelangt man zu der 1525 gegossenen Uhrglocke. Sie ist die einzige noch vorhandene Glocke aus klösterlicher Zeit. Ihr größter Durchmesser beträgt 60,8 cm, die Stärke

Scharnebeck

ihres Schlagringes 4,6 cm, das Verhältnis dieser Maße 13,2 : 1. Der Ton ist fis. Die 6 Öhre der Krone zeigen ein zierliches Flechtmuster. Die Öffnung des Mittelbogens reicht fast bis zur Platte hinunter, auf welcher derselbe mit 6 starken Rippenansätzen wurzelt. Auf der karniesförmigen Haube laufen 3 dünne rundstabförmige Leisten herum. Das Schriftband hat oben eine Einfassung von gotischen Lilien ähnlich wie bei Jacob Waghevens in Lüne. Die Inschrift beginnt mit einem Volutenkreuze:



Das Wappen von Mecheln auf der Klosterglocke in Scharnebeck.

* KATHERINA EST NOMEN MEV̄ (Rose) MEDARDVS WAGHEVENS (Blume) ME FECIT (gefesselte Halbfigur) ANNO DN̄I (Michael) MCCCCCXXV *

(Katherina ist mein Name, Medard Waghevens machte mich im Jahre des Herrn 1525).

Die Buchstaben sind schon meistens lateinisch. Die schwertschwingende Rittergestalt hat einen Drachen unter sich, es ist der heilige Michael. Nach unten hat das Schriftband unter einem zierlichen Perlstabe eine Hängekante von Kleeblattbögen, die in kleine gotische Blätter auslaufen. Unter dem Worte KATHERINA erscheint deren 7 cm hohe Figur mit Rad und Schwert. Unter MEDARDVS steht eine segnende Heiligenfigur mit langem Stabe in der Hand und einem Teufel unter den Füßen. Es ist der asketische Heilige Antonius von Ägypten, der den Versuchungen der Welt erfolgreich widerstand und 105 Jahre alt geworden sein soll. Unter dem Worte ME erscheint ein kreisrundes Relief von 6,6 cm Durchmesser. Der kleine Jesusknabe sitzt unbekleidet auf einem Kissen. Über der Schulter hat er das Kreuz, welches mit der Dornenkrone umwunden ist. Unter dem Michael erscheint das Wappen der Stadt Mecheln. Der Gießer bewohnte in Mecheln ein stattliches hölzernes Haus, genannt „Gulden cop" in der Katharinenstrate, war ein Vetter des Jacob Waghevens und der zweite von vier Söhnen des berühmten Mechelner Meisters Jooris Waghevens, welcher sogar eine Glocke mit niederdeutscher Inschrift für Portofino in Italien geliefert hat.

Die Betglocke in Scharnebeck (1607) ist das Geschenk einer Fürstin-

hat 86,5 cm Durchmesser, die Dicke 7,5 cm und den hohlen Klang d̄ mit dem Nebentone ā. Inschrift:

V · G · G · VRSVLA · GEBORN · ZV · SACHSEN · ENGERN · VND · WESTPHALEN ·
HERTZOGIN · ZU · BRAVNSCHWEICH · VND · LUNE ·
BVRCH · WITTWE · ALLES · WAS · IR · THVT · DAS · THVT · ZV · GOTTES ·
EHREN · I · COR · 10 · ANNO · DOMINI · 1 · 6 · 0 · 7 ·
DORCH · DAT · FVR · BIN · ICK · GEFLATEN · PAVEL · VOS · HEFT · MI · DORCH ·
GOTS · GNADEN · GEGATEN · NICHT · BESSER · IS VF · ERDEN ·
· DEN · GOTTES · WORT · ZU LERE(N) ·

Die Stifterin Herzogin Ursula hat nach dem Tode ihres Mannes von 1598 bis zum 12. Oktober 1620 in Scharnebeck gewohnt und wurde in der Stadtkirche zu Dannenberg begraben.

Die zweite Läutglocke (1772) hat 70 cm Durchmesser, die Dicke 5,6 cm und den Ton ē. Inschrift:

ICH · PIN · UNTER · SR : KONIGL · MAYESTAT · GEORG III · GLORREICHEN ·
REGIERVNG · AVF · HERRSCHAFFIL · KOSSEN · UMGEGOSSEN · VND · VERGROS-
SERT · IN · ANNO · 1772 ·

am Schlagringe steht:

· DURCHS · FEUER · FLOSS · ICH · IOHANN · CHRISTOPH · HAVTSCH · VON ·
NŪRNPERG · GEPŪRTIG · GOSS · MICH ·

Hautsch war der letzte Glockengießer in Lüneburg. Er hat hier die Kunst recht unrühmlich zu Grabe getragen.

Schnega im Kreise Lüchow am „Möhlenbeeke“ zwischen prächtigen alten Bäumen freundlich gelegen. Schnega

Die schöne große Glocke von 1499 von etwa 112 1/2 cm Durchmesser und dem Tone g stammt aus der Blütezeit der Glockengießerkunst. Die sechs zierlichen Plattenstrahlen, von denen die beiden seitlichen einen Querstrich haben und andererseits am Mittelbogen fast bis zur unten spitzen Öffnung emporlaufen, sind denen des Cord van der Heide nachgebildet, die obere Einfassung der Inschrift, ähnlich wie Ananaspflanzen gebildet, findet sich schon auf zwei Glocken des Gerhard Wou in Lüneburg. Die bislang noch nicht entzifferte Inschrift lautet:

+ anno ⊛ domini + m ⊛ cccc + xcix ⊛ ihesus + maria ⊛
heit + ick ⊛ bosse + iacobs ⊛ de ⊛ goit ⊛ mick dusse
klocke is boreit gade to loue maria ūde

Die Fortsetzung steht darunter zwischen den Weinblättern, die eine ähnliche Hängekante bilden, wie sie Cord van der Heide anbrachte:

der helgē drivaldicheit

Die Kreuze, die am Anfang der Inschrift abwechselnd mit Rosen die Worte trennen, sind dem Cord van der Heide nachgebildelt, dasselbe gilt von der doppelten Rundleiste über dem Schlagringe, aber die gotischen Lettern sind höher und schmäler. Im langen Felde erscheint ein Marienbild in der Flammenglorie.

Der Meister Bosse Jacobs scheint seine Kunst bei Cord van der Heide in Lüneburg gelernt zu haben. Weitere Glocken von Bosse Jacobs sind in Ronnenberg, Berkum, Burgstemmen und Nordstemmen, er wird sich wohl im benachbarten Hildesheim oder Hannover niedergelassen haben.

Soltau. Am Weihnachtsabend 1906 brannten Kirche und Turm in Soltau infolge eines Fehlers der Kirchenheizung gänzlich aus. Die Kirche und der hohe Glockenturm waren allerdings stillose Gebäude, aber leider ist dem Brande eine schöne gotische Glocke von 1461 zum Opfer gefallen, deren lange Inschrift dadurch sehr monumental ausgestaltet war, daß jede der drei Zeilen andere Schriftgröße hatte mit schöner gotischer Hängekante als unterer Einfassung. Nach vorhandenen Graphitabdrücken lautete die Inschrift: Soltau

ik bin gheghoten bi den tiden do her iohan rike was kerkhere
to soltow iohan meger borghermester vnde lvdeke smed hermen
to stopkschoren heine to apelenbeke hēneke to nortorpe
(kerkswaren?)

anno dnī m cccclxi maria bin ik ghehetē dat
kerspe to soltow heft mi latē getē
god ghene siner sele rad berend klinghe de mi gheghoten
had defunctis plango vivos voco fulgura frango vos
mea vos vite ad cacra venite

(Übersetzung des Schlusses: Abgeschiedene beklage ich, Lebende rufe ich, Blitze breche ich. Meine Stimme ist die Stimme des Lebens, kommt zum Heiligtume.)

Interessant ist die alte Schreibweise der Namen der drei Einzelhöfe Stübeckshorn, Abelbeck und Nottorf. Noch heute erhält bei jedem Besitzer von Stübeckshorn der älteste Sohn die Vornamen Hermann Billing, und der Besitzer heißt Hermann Billing Meyer. Die Glockeninschrift zeigt uns, daß dieser Gebrauch wahrscheinlich schon 1461 bestanden hat. Die Glocke hatte den Durchmesser 1,24 m, das Gewicht 2700 ℔, den Ton 1/6 unter f und zwei Bilder, St. Maria mit dem Kinde und St. Margaretha mit einem Kreuze, darunter je ein Schild mit einer Glocke, hiervon hat das Lüneburger Museum Gipsabgüsse. Um den Schlagring zog sich eine Weinkante.

Die Oehmannsche Glocke (1742) ebenfalls 1906 zerstört, hatte den Durchmesser 1,26 m und den Ton fis. Oehmann hatte sie schlecht zu der andern abgestimmt.

Die kleinen Glocken, je 150 ℔, hatten keine Inschrift.

Thomasburg

Thomasburg, Kreis Lüneburg. Die Glocke von 1819. Auf einem Burgberge mit Wall und Graben an der Neetze malerisch gelegen, erhebt sich das kleine Kirchlein der alten „Todemannsborgh", dessen efeuumsponnener vierseitiger Turm im Innern des Unterbaues noch seine ursprüngliche runde Felsenkonstruktion zeigt. Er ist wohl der alte Burgturm, den einst vielleicht die Billunger zum Schutze gegen die Wenden errichtet haben. Die Glocke besitzt leider nichts von der Romantik des Kirchleins, vielmehr scheint ihre wehmütige Stimme vom Verfalle der Kunst in der Franzosenzeit zu erzählen. Ihr Durchmesser beträgt 79 cm, die Stärke des Schlagringes 5,5 cm. Folgende Worte stehen auf dem Glockenkörper:

FECIT IOH : DIED : BIEBER · IN HAMBURG	UMGEGOSSEN IM JAHRE 1819

Ülzen

Ülzen. Der äußerst stattliche Turm der Marienkirche hatte bis zum Brande 1646 vier Giebeldreiecke, ganz ähnlich dem auf der Ostseite des Lüneburger Johannisturmes, und war einer der prächtigsten Türme Norddeutschlands. Die untersten Teile dieser Giebel sind noch im obersten Mauerwerk vorhanden und lassen etwas von dem herrlichen Maßwerkmuster erkennen, als Reste der verschwundenen mittelalterlichen Pracht. Der Turm hat oben in der Glockenstube Mauern von 1,74 m Dicke. Die große Betglocke hat den schwersten Klöppel im ganzen Regierungsbezirke Lüneburg, dessen Kugel hat 24,5 cm Durchmesser, greift aber leider die Glockenwandung zu stark an. Die Glocke hat den tiefen Ton 1/10 über A bei 1,812 m Durchmesser und 13,2 cm Dicke. Die Halsinschrift lautet:

Kommet her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen
seid, ich will euch erquicken

Die Schriftreihe ist von einer Kleeblatthängekante eingefaßt, darunter erscheint einerseits der gekreuzigte Christus, andererseits Martin Luther. Der Schlagring hat die Inschrift:

† Gegossen von J. J. Radler u. Soehne in Hildesheim 1892 † Kirchenvorstand Propst Beer, Bürgermeister v. Linsingen, Archidiaconus Kühns, Diaconus Siebel, Behne, Dralle, Flohrmann, Kappe, Lucke, Riesel, Schütte, Vollbrecht †

Die zweite Ülzer Glocke (1871) hat den Ton c mit reiner Unteroktave, über dem Schlagringe die große Terz und darüber bis oben hin eine Sekunde. Durchmesser 1,59 m, Dicke 12 cm. Abnutzung bereits $4^1/_2$ mm. Die Halsinschrift lautet:

○+○ Dienet + dem + Herrn + mit + Freuden ○ kommt + vor + Sein ○ Angesicht + mit + Frohlocken ○+○ Gegossen + von + Petit ○ und + Gebr ○ Edelbrock + mdccclxxi ○+○

Die von zwei hohlkehlenartig eingedrückten Bändern eingefaßte rechtwinklige Leiste über dem Schlagringe und die gotischen Rosen im Schriftbande sind nachgebildete Kunstformen des großen mittelalterlichen Gießers Gerhard Wou.

Die dritte Ülzer Glocke (1892) vom Tone e hat den Durchmesser 120,3 cm und die Dicke 8,8 cm. Halsinschrift:

+ Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen +

Darunter eine Hängekante von Kleeblättern und ein segnendes Christusbild, gegenüber Johannes der Täufer mit dem Lamm Gottes. Am Schlagringe stehen die Worte:

Gegossen von J. J. Radler u. Soehne in Hildesheim 1892

Die kleine Ülzer Schlagglocke (1695) hängt außen an der Ostwand des Turmes und hat den Ton d. Sie hat nur vier Kronenöhre und die zweizeilige Umschrift:

·: PRAEP · JES · CONS · RD · AFD · CAM · JEF · CB · SEN · CB · BIVO · EFVH · LOS · ANNO · 1695 ·:

·: DEN · 28 · AVGVSTY PAVEL VOSS · MEFE CIT · IN · LVNEBVRG ·:

Nach der Vossischen Glockenliste im Lüneburger Stadtarchive ist diese Glocke von Paul Voß dem Dritten gegossen und wiegt 212 ℔.

Die große Ülzer Schlagglocke (1647) hängt ebenfalls außen an der Ostwand des Turmes und hat den Ton des und die dreizeilige Halsinschrift:

ANNO MDCXLVI · XX SEPT IST LEIDER FAST DIE GANTZE STADT SAMT DEM THVRM VND FVNFF GLOCKEN VERBRANDT

ANNO MDCXLVII V. NOVEMB IST DIESE GLOCKE GEGOSSEN DO PROBSTH. M. HEINO KREGEL BVRGEMEISTER · H. ALBERT ROFSACK

HEINRICH WANMARING IVRAT ERNST ALEWIN M. PAVL VOSS HAT MICH GEGOSSEN ⤫⤫⤫

Vor dem Brande von 1646 hatte der Marienturm von Ülzen sechs gotische Glocken, die durch die Kunst Hinricks van Kampen zu einer großen Tonleiter abgestimmt waren*). Auf der großen Marienglocke vom Tone „ut“ stand oben herum:

*) Nach einer älteren Beschreibung von Schilling durch Mithoff mitgeteilt.

Maria bin ick geheten de van Ulsen hebben mi laten geten m cccc lxxxvii. O Rex gloriae Christe veni cum pace.
St. Mariae.

Unten war sie umschrieben:

Da ick ward gegaten, da waren dut de kercken geschwaren: Herman Brasche, Godecke Ellerndorff, Godecke Kröger. Man sall mi alle Fridage lüden. Vocati ad ecclesiam venite.

(Der Gießer ist vielleicht Göteke Klinge gewesen.)

Die St. Annen-Glocke vom Tone „re" hatte die Inschrift:

Suavi sono resonans nunc sum sono Anna vocata
Voce voco vivos, ast demona longe fugabo
St. Anna bitte für uns Hermannus Grotekop. Praepos.
Sievert Blickwedele. Ao. Dom. m ccccc xi

(Mit lieblichem Tone wiederhallend, bin ich jetzt Anna benannt. Mit meiner Stimme rufe ich die Lebenden, aber die Teufel vertreibe ich weit von hier. Probst Hermann Grotekop. Sievert Blickwedel 1511.)

Die Johannis-Glocke vom Tone „mi", noch von Mithoff beschrieben und 1871 umgegossen, hatte die Umschrift

Vocor · Joannes · simphonia · est · mihi · dulcis · nobilitas · vocis · longum · cantabit · in · evum · Albertus · meltsingh · Anno † domini · xv^{c} · xi · Hinrick · van · kampe ·

(Ich heiße Johannes, lieblich ist mein Dreiklang. Der edle Wohllaut meiner Stimme wird singen in einem langen Zeitalter)

Die Cäcilien-Glocke „fa" hatte zur Inschrift:

Nomine Caeciliae sum sacro chrismate tincta
Daemonis insidias averto et fulminis aestum
M ccccc xi St. Caecilia bitte für uns

(Unter dem Namen Caecilie bin ich mit heiliger Salbung benetzt, des Teufels Hinterlist lenk' ich ab und des Blitzes Gewalt. 1511.)

Auf der St. Marienglocke „sol" stand oben:

Grotekop Hermannus Mariam me fieri jussit
Ut requies animae detur post tempora vitae
Albrecht Roffsack · Heinrich von Eitzen

(Auf daß die Ruhe der Seele verliehen werde nach den Zeiten des Lebens, ließ mich Maria Albrecht Roffsack, Heinrich von Eitzen und Hermann Grotekop gießen.)

Im langen Felde erschien einerseits der Heiland nebst den Worten:

Salvator mundi salva nos

andererseits die hl. Jungfrau mit den Worten:

Audi nos, nam te filius nil negans honorat

ferner das Stadtwappen mit der Beischrift:

Burgensium novae civitatis Ullesen m ccccc xi

Die Peter-Paulsglocke vom Tone „la“ hatte die Schrift:

Nunc · cernunt homines sanctorum praeconia omnes
Haec Petri et Pauli in honorem datur campana
Ao. D. m ccccc xiv Sancta Maria bitte für uns

(Jetzt hören alle Menschen die Lobpreisung der Heiligen. Diese Glocke wird zur Ehre von Petrus und Paulus gestiftet im Jahre 1514.)

Undeloh, Kr. Winsen. Betglocke von 1490. Alte Kapelle, zur Pfarre Hanstedt gehörig, war einst die Mutterkirche, von wo aus die Kirche zu Hanstedt gegründet ist. Der mittelalterliche Turm aus Eichenholz, der mit Holzschindeln gedeckt ist, enthielt ursprünglich drei größere Läutglocken, von denen nur die mittlere erhalten ist. Diese hat den Durchmesser 94,6 cm, die Dicke 6,1 cm, (Verhältnis der beiden Zahlen 15,5:1) und die Inschrift: Undeloh

○ anno + domini + m + cccc + lxxxx + maria + hftik + cort + van + der + heide + ghot + mik ○

Darunter befindet sich eine schöne Hängekante von gotischen Weinblättern.

Im langen Felde erscheint auf der einen Seite ein kleiner Ritter mit Speer und Schwert, den heiligen Mauritius darstellend, das ist ein Pilgerzeichen, dessen Ösen abgebrochen sind. Gegenüber erscheint Maria mit dem Leichnam Jesu.

Die Abnutzung der Glocke beträgt trotz täglichen Gebrauches nur 5 mm. Der Ton ist g mit reiner Unteroktave und den Nebentönen a, b und c̄. Diese spielende Tonleiter gibt dem Klange einen träumerischen Charakter so friedlich und feierlich wie die umliegende Landschaft der Zentralheide an sich schon auf den Menschen wirkt. Dabei ist der Ton weittragend, man hört ihn oft eine Stunde weit in Egestorf, auch in den Hanstedter Bergen.

Kleinste Glocke in Undeloh (1508). Das Glöckchen hat nur 21,5 cm Durchmesser und 11 mm Dicke (Verhältnis 19,5:1), Höhe ohne die sehr feine und zierliche Krone 18,5 cm. Der Ton ist fis. Die Plattenstrahlen verlaufen ganz bis zum Rande der Platte ohne Querstrich. Die Halsinschrift lautet:

anno dom ni ⊛ mccccc un vm

Auf dieser Glocke erscheint einerseits wieder das Pilgerzeichen des heiligen Mauritius, wie auf der Betglocke, nur sind hier die unteren Ösen nicht abgebrochen.

Gegenüber steht ein Pilgerzeichen, welches wahrscheinlich St. Vitus darstellt. In der Rechten hält er einen Palmwedel, in der Linken einen Krummstab, und zwei wilde Tiere springen an ihm empor, die ihn anscheinend zerreißen wollen.

Gleich der Betglocke wird auch dieses Glöckchen von Cord van der Heide gegossen sein.

Veerßen, Kreis Ülzen. Die alte Glocke von 1332. Kein Kunst- und Kulturhistoriker unserer Gegend sollte versäumen, sich die Glocke von Veerßen anzusehen, sie trägt nicht nur die älteste Jahreszahl im ganzen Regierungsbezirk Lüneburg, sondern ist auch geradezu ein musikalisches Wunderwerk. Ihr Hauptton ist ein genaues a, setzt man eine gewöhnliche schwingende Stimmgabel von 870 Schwingungen darauf, so verstummt die Stimmgabel; aber der Ton klingt bedeutend verstärkt in der Glocke weiter. Weit bemerkenswerter ist der Zusammenklang ihrer Nebentöne. Dicht über dem Schlagringe hat sie die kräftige große Terz c̄is und in ihrer ganzen oberen Hälfte die reine Quinte e, ganz unten sitzt die reine Unteroktave des Grundtones a. Kratzt man die Glocke unten mit einem langen und dünnen eisernen Taster, so gibt sie niemals, wie gewöhnliche Glocken es tun, schreiende, nervenangreifende Kratztöne, sondern man hört abwechselnd ein höheres a, cis, e, g, a, h und cis. Die Glocke hat 91,5 cm Durchmesser, 6,2 cm Schlagringstärke (Verhältnis der beiden Zahlen 14,8 : 1), Stärke des Klöppels unten 10,3 cm. Trotz ihres hohen Alters und täglichen Betglockenläutens zeigt die Glocke beiderseits nicht mehr Abnutzung als 5 mm. Die Krone ähnelt derjenigen des Meisters Ulricus auf der Sonntagsglocke in Bardowick, nur nimmt hier das gleiche Flechtmuster die ganze Breite der schmaleren Öhre ein, während es in Bardowick nur deren Mittellinien deckt. Die Kanten des Mittelbogens verlaufen bei beiden Veerßen

Glocken auf der leicht gewölbten Platte elegant in kurzen Rippenansätzen wie die oberirdischen Teile der Wurzeln eines großen Baumes, die noch nicht wie bei späteren Glocken zu eigentlichen Plattenstrahlen verlängert sind. Zu beiden Seiten hat der Mittelbogen noch je einen weiteren ähnlichen Ansatz. Die Halsinschrift lautet:

✠ O REX : GLORIE ⁝ VENI ⁝ CUM ⁝ PACE ⁝ MCCCXXXII ✠

(O, König der Ehren, komm mit Frieden. 1332.)

Wenn hier auch die Bardowicker Verzierungen des Ulricus fehlen und die ganze Schrift weit flotter und flüchtiger gezeichnet ist als dort, so verrät sich ganz im Einklang mit den musikalischen Ergebnissen die Hand des Meisters Ulricus an der Gesamtform der Buchstaben, namentlich an der Form des R und besonders des einen N, welches, wie dort, in ein Blatt ausläuft. Im langen Felde erscheint außer zwei kleinen Kruzifixen einerseits die gekrönte heilige Katharina mit dem Rade und andererseits das Wappen des Stifters der Glocke, nämlich ein Abbild des wirklichen Helmes und Schildes, dessen sich der Ritter Eggehard III. van Estorpe bedient hat, welcher Veerßen von 1321 bis 1358 besaß. Der Helm ist noch ein Topfhelm, bedeckt mit einer wohl aus Leder gebildeten und mit Metallringen benähten Kappe. An diese ist unten die Helmdecke, oben ein gedrehter Wulst mit dem Federkleinode befestigt, welches trichterförmig auseinandergehend erscheint mit vier Büschen von kleineren Federn in gleichen Abständen, die auf Stäben erhöht sind. Der Schild zeigt die heraldische Lilie der von Estorff in sehr sinniger Weise naturalisiert, indem das Mittelblatt umgeschlagen erscheint. (Siehe Freiherr v. Ledebur, Über das Wappen der von Estorff im Deutschen Herold 1902, Nr. 5.) Die Glocke hat sich ebenso unverwüstlich gezeigt wie das Geschlecht ihres Stifters, noch heute haben die von Estorff ihren Sitz dicht bei der Kirche von Veerßen.

Walsrode

Walsrode, Kr. Fallingbostel. Große Glocke Maria (1437). Während Soltau seine alte gotische Glocke 1906 eingebüßt hat, besitzt Walsrode eine ganz ähnliche noch größere bis auf den heutigen Tag. Obwohl ihr Gießer Gerd Klinge schon durch seinen Namen Gewähr leistet, daß die Glocke an Klang wie an stilvoller Ausstattung hervorragend schön sein muß, konnte die verlockende Untersuchung für diese Arbeit nicht zeitig genug mehr vorgenommen werden. Ich gebe daher wieder, was Heinrich Fischer und Dr. Fritz Traugott Schulz in den Kunstdenkmalen der Kreise Burgdorf und Fallingbostel darüber schreiben:

Die 1,40 m im Durchmesser große Glocke trägt am Halse zwischen Riemchen, deren unterstes schönes Blattwerk zeigt, eine zweizeilige Inschrift in gotischen Kleinbuchstaben, enthaltend die Jahreszahl 1437 und den Namen der Glocke „Maria". Im langen Felde ist das Hochbild der Maria mit dem Kinde und die Umschrift santa maria, auf der gegenüberliegenden Seite das Hochbild des Johannes mit dem Lamme und die Bezeichnung sante iohannes angebracht. Der Rand weist als Verzierung einen mit Blattwerk umwundenen Stab auf.

Die zweite Glocke (1727) ist von Thomas Rideweg in Hannover gegossen. Am Rande stehen die Worte:

GOTT RUFFT DURCHS WORTES SCHALL BIS AN DER WELT IHR ENDE
MEIN THON RÜHR ALLER HERTZ DAS SICH ZV GOTT STETS WENDE.

Im langen Felde liest man eine vierzeilige Inschrift.

Wichmannsburg

Wichmannsburg, Kr. Ülzen. Glocke Maria von 1512. Eine der schönsten Glocken im ganzen Regierungsbezirke ist die gotische Glocke zu Wichmannsburg. Zwischen einem Friese von wilden Zichorienblättern mit -Blüten und einem solchen von Distelköpfen verläuft die Umschrift:

Maria · eyn · moder · der · barmhartichheyt · bym · ick · gheheten · de · my · syn · tho · hulpe · kamen · lat · ohne · god · gheneten · anno · xv^c vn̄ xii· Es folgt das Siegel des Geistlichen mit der Schrift: s (igillum)

hinrici molleri rectoris und dessen Wappen aus drei Mühleisen. Im langen Felde erscheint ein schönes Marienbild in der Glorie, und zu dessen Seiten verteilt sich der Name des Gießers **Hinrick van kampen** sowie dessen Wappen mit dem Bilde einer Glocke.

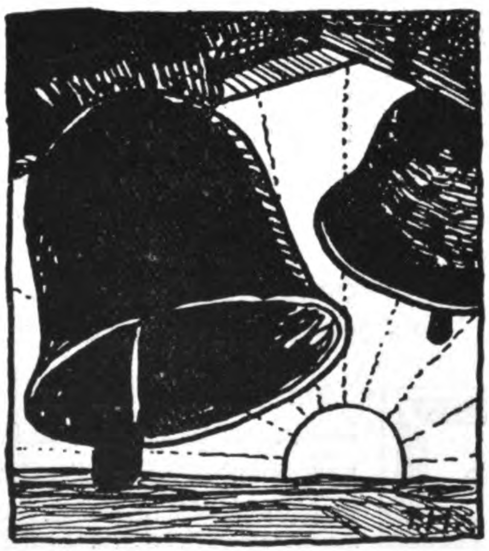
Auf der anderen Seite steht eine Magdalena, die der Meister aus einer Katharinenfigur umgearbeitet hat. In Schwerin finden wir seine Katharina mit Rad und Schwert, Hinrick van Kampen hat beide Attribute entfernt und ihr dafür in die rechte Hand eine Salbenbüchse, in die linke einen Blumenstrauß gegeben. Daneben ist die Schrift verteilt. **her hinrick** (nun folgt das Porträt eines bärtigen ehrwürdig aussehenden Mannes mit glattem Scheitel) **moller kerkher.** Dieser Kopf findet sich auf keiner anderen Glocke dieses Meisters. Es zeugt von großer Künstlerschaft, wenn er den Pastoren gleich auf seiner Glocke porträtieren konnte. Unter der Magdalena ist das Wappen Möllers mit den drei Mühleisen angebracht.

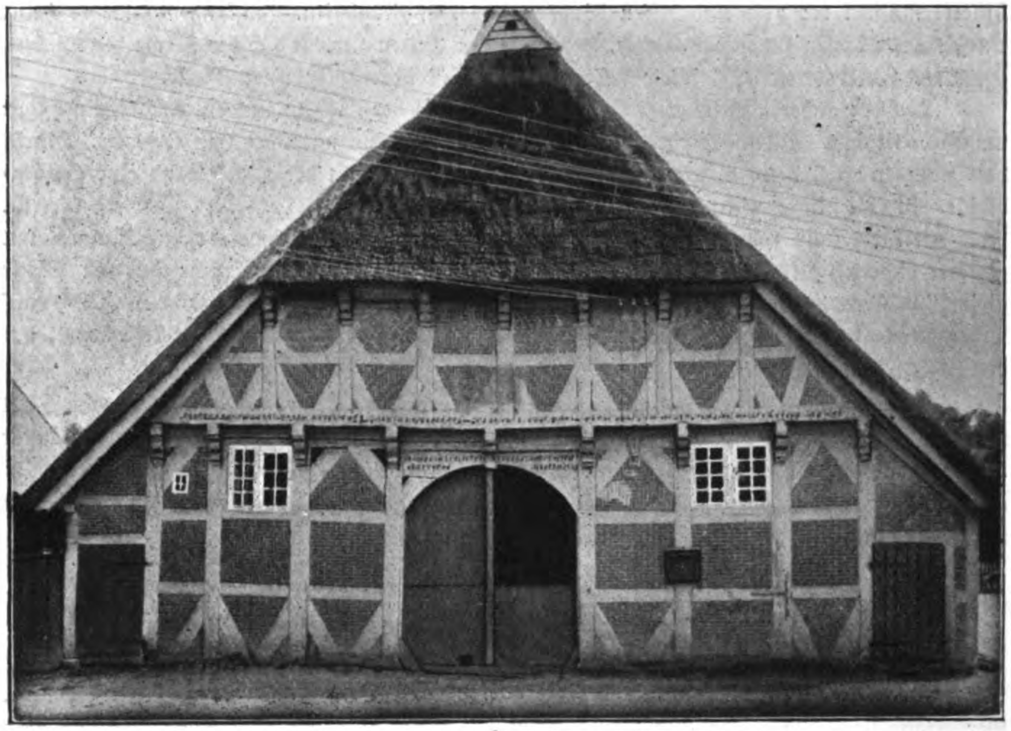
Wietzetze, Kr. Dannenberg, Parochie Bahrendorf. E i n z i g e G l o c k e a u s d e r Z e i t u m 1300. Wietzetze
Die Kenntnis dieser höchst bemerkenswerten Glocke verdanke ich dem Pastor Quantz, der die Inschrift entziffert hat. Diese ist ein wertvolles Sprachdenkmal; denn es ist im ganzen Regierungsbezirke die älteste niederdeutsche Inschrift, wie aus der Form der in den Formmantel geritzten Majuskeln hervorgeht. Die Inschrift lautet:

✠ HELF ▫ GHOT ▫ WES ▫ IK ▫ BE ▫ GHĪNE ▫ DAT ▫ IT ▫ EYN ▫ GHVDE ▫ ENDE ▫ WĪNE ✠

(d. h. Helf' Gott, was ich beginne, daß es ein gutes End' gewinne.)

Der Durchmesser beträgt 51 cm, die Höhe ohne die Krone 45 cm, mit der Krone 55 cm. Der Klang, aus den Tönen $\bar{c}$, $\bar{f}$ und $\bar{a}$ bestehend, klingt rein und angenehm. In das Holz des Glockenhelmes ist roh eingeschnitten C 1691 S.





Phot. Carl Timm (Harburg).

PSALM 127. WO DER HERR DAS HAUS NICHT BAVWET,
SO ARBEITEN UMBSONST, DIE DARAN BAVWEN.
WER GOT VERTRAVWT, HAT WOLGEBAVWT
IM HIMMEL UND AUF ERDEN.
GOTD ALLEIN SEY EHR.
DEN EINGANCK UND DEN AUSGANCK MEIN
LAS DIR, O GOTD, BEFOHLEN SEIN.
ANNO DOMINI 1651, DEN 4. JULI.

Bauernhaus in Hittfeld, Ldkr. Harburg.

Hausinschriften.

Von Theodor Benecke (Harburg.)



In den Städten sind die herrlichen Fachwerkbauten der Patrizier mit hübschen Sinnsprüchen und wundervollen Zieraten mannigfacher Art versehen (z. B. in Celle). Ebenso hat auch der niedersächsische Bauer es sich nicht nehmen lassen, seinem Heim einen äußeren Schmuck zu geben. Je wohlhabender der Landmann war, desto reicher war das Gewand seines Wohngebäudes
Einleitung geschmückt. Diese Inschriften und Zierate sind in kulturhistorischer Hinsicht von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Sie sind oftmals die einzige Urkunde über längst vergangene Zeiten und Geschlechter. Sie bilden gleichsam

die Wurzel für den Stammbaum des Scholleninhabers. Vielfach erzählen sie von Ängsten und Gefahren, wie Kriegs-, Feuers- und Wassernöten, von teuren Zeiten und anderen harten Schicksalsschlägen. Wieder andere rühmen Gottes Beistand und Ehre und ermahnen zur Frömmigkeit. Manche Sprüche geben kluge Lebensregeln, warnen vor Neid, Zank, Mißgunst und anderen Lastern und sittlichen Gefährnissen.

Das Gemüt, das Denken und Fühlen unserer niedersächsischen Bevölkerung äußert sich fein, ursprünglich und tief in solchen Hausinschriften. Hier drückt der Bauer seine innigsten Gefühle aus, seine Wünsche und Hoffnungen für sich, seine Angehörigen, sein Haus, und „alle, die darin gehen ein und aus". Wir begegnen in diesen Sprüchen den zartesten Empfindungen einer tiefeingewurzelten Frömmigkeit, gepaart mit felsenfestem Gottvertrauen und einem gesunden Mutterwitz, der manchmal sogar spöttisch werden kann. Wir finden ein gut Stück Lebensweisheit darin. Manchmal offenbart sich in den Sinnsprüchen aber auch ein gut Teil Selbstsucht, die ja dem Landmann trotz seiner sonst recht großen Mildtätigkeit nun einmal in den Knochen steckt.

Unsere niedersächsischen Bauernhäuser waren, wie solches noch vielfach der Fall ist, mit der großen Einfahrtstür der breiten Landstraße zugekehrt. Diese bildet auch heute noch den Haupteingang für das Wohn- und Wirtschafts-



Phot. Carl Timm (Harburg).

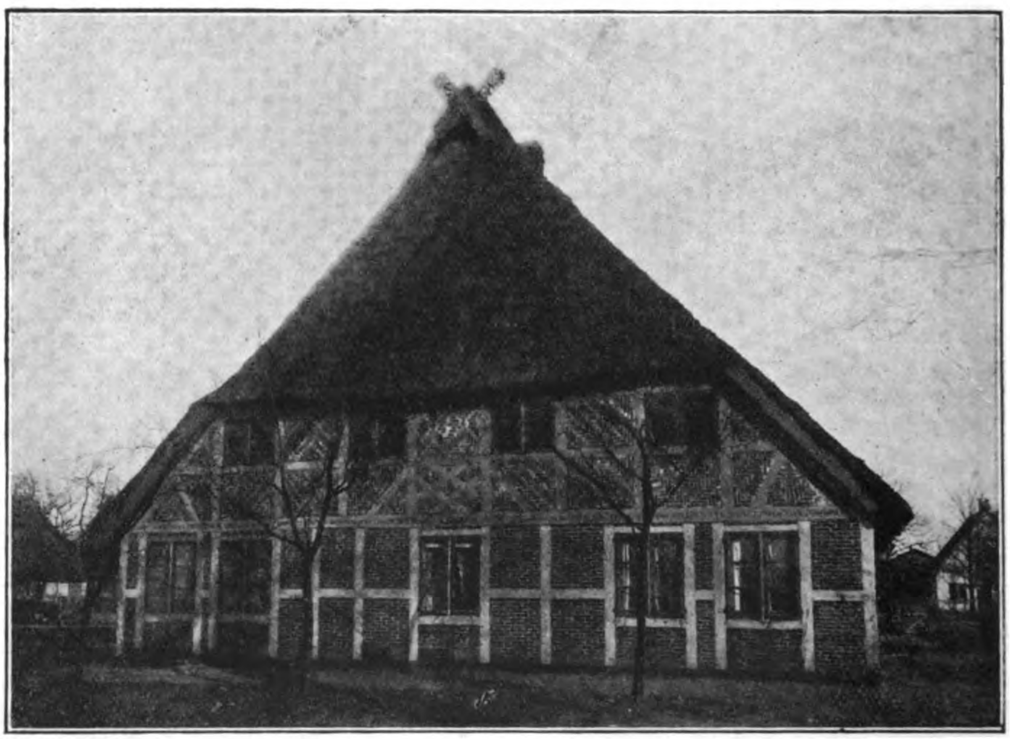
In Gottes Namen fang ich an,
Was mir zuthun gebühret.
Mit Gott wird alles wohl gethan,
Und glücklich ausgeführet.

Was man in Gottes Namen thut
Mit glaubensvollem sinn und muth,
Das wird uns wohl gedeihen.

Hans Joachim Hauschild. Anna Magreta Hauschild, geb. Wolckenhauer 1853. Den 25. Januar.

Missendörseite des Bauernhauses Nr. 5 in Neugraben, Ldkr. Harburg.

haus. Der Täufling wird durch ihn zur Kirche getragen, das geschmückte Brautpaar hält durch diese Tür seinen Einzug ins neue Heim, und durch sie trägt man den Verstorbenen zu seiner letzten Ruhestätte. Kein Wunder daher, daß man gerade diese Hauptgiebelseite besonders geziert hat. Hübsche Backsteinmuster, oftmals mit Sonnenrosen, Hexen- oder Donnerbesen und Windmühlen — Nachbleibsel aus heidnischen Tagen — geben dem Bau ein besonders schönes Gepräge. Dazu kommen die Inschriften an dem Setzbalken (d. i. der lange Hauptquerbalken, der den Giebel trägt), dem darunter liegenden Holm und oftmals auch dem Rahmenholz, die vielfach auch mit allerlei sonstigen Schnitzereien, Mäanderbändern, Figuren usw. geschmückt sind. Das Ganze wirkt als ein wundervoller Fries. Oftmals befindet sich auch eine Inschrift im Balken über der kleinen Seitentür. Meistens handelt es sich dabei um kleine Gedenksprüche oder Namen. An Häuslingshäusern trifft man gerade diesen kleinen Schriftschmuck am meisten an. Manchmal findet man nur die Anfangsbuchstaben der Namen und die Jahreszahl. Nur ganz vereinzelt ist auf der Geest auch der große Setzbalken des Stubenenden-Giebels mit einem Inschriftenfries versehen. Auf der Marsch dagegen, wo die Stuben oder vielmehr die Schauseite dem Deich zugekehrt ist, befinden sich Backsteinmuster und Balkenschmuck nur an dieser Seite.



Phot. Carl Timm (Harburg).

ALLES, WAS MEIN THUN UND ANFANG IST,
DAS GESCHEH IM NAHMEN JESU CHRIST.
DER STEHE MIR BEY FRÜH UND SPAT,
BIS ALL MEIN TUN EIN ENDE HATT.
ANNO 1770. DEN 17ten MAYUS.

Stubenende des Bauernhauses Nr. 5 in Neugraben, Ldkr. Harburg.

Was die **Anordnung** der Inschriften betrifft, so ist diese recht verschieden: Entweder befindet sich der Hausspruch am großen Setzbalken und dahinter gleich Namen und Erbauungsjahr des Hauses, oder am Setzbalken der Hausspruch, am Holm der Name und an den beiden seitlichen Kopfstreben die Jahreszahl. Manchmal liest man auch Inschrift und Jahreszahl nur am Holm und in der Mitte über der Tür die Jahreszahl oder die Hausnummer (diese jedoch erst bei den Häusern aus dem Ende des 19. Jahrhunderts). Häufig ist auch der Tag der Hausrichtung, die früher stets mit einer großen Festlichkeit („Hushörn") verknüpft wurde, was heute schon seltener ist, angegeben. Oft hat auch der Zimmermeister außer seinem Handwerkszeichen (meistens Zirkel nnd Winkeleisen oder Zirkel, Breitbeil und Winkeleisen) entweder seinen vollen Namen oder nur die Anfangsbuchstaben seines Namens in den Holm hineingeschnitten und das mit vollem Recht; denn die damaligen Zimmerer suchten ihre Ehre darin, das Bauwerk möglichst zu zieren. Daß sie es meisterhaft verstanden haben, davon zeugen manche Prachtbauten. Anordnung der Inschriften

Die **Art der Ausführung** läßt sich in drei Formen teilen: 1. erhabene Schrift, 2. eingeschnittene Schrift, 3. gemalte Schrift. Diese Anordnung dürfte auch ihrem Alter entsprechen. Die erhabenen Inschriften behaupten das 16. und 17. Jahrhundert, kommen aber noch vereinzelt bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts vor. Im 18. Jahrhundert trifft man durchweg eingeschnittene Buchstaben an. Die Eingrabungen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind flacher, und endlich wird diese Art von der gemalten Inschrift überholt. Die Buchstaben**formen** sind in der ersten Periode durchweg lateinische Majuskeln. Erst viel später treten kleine lateinische Buchstaben hinzu. In der Mitte des 18. Jahrhunderts findet man hin und wieder die lateinische Kursivschrift (nach rechts geneigte Schriftgattung), und von da ab gewinnt die deutsche Frakturschrift die Oberhand. Ab und zu mischen sich auch gotische Schriftzeichen ein, aber nur recht selten. Oftmals haben es die Zimmerer verstanden, die Anfangsbuchstaben der Worte mit hübschen Schnörkeln zu versehen, zumal im 17. und 18. Jahrhundert. Ende des 19. Jahrhunderts verschwinden die Hausinschriften immer mehr. An deren Stelle treten Nameninschriften im Oberlichtfenster der kleinen Seitentür, meistens in goldenen Buchstaben ausgeführt, und darunter steht das Erbauungsjahr. Oder es ist in den Vordergiebel eine Zementplatte gemauert, die Namen und Jahreszahl (meistens gemalt) trägt. Hin und wieder findet sich darauf auch ein kleiner Spruch. Art der Ausführung

Meine Sammlung umfaßt rund 900 Hausinschriften aus allen Teilen unsers Regierungsbezirks. Es ist schier unmöglich, sie alle an dieser Stelle wiederzugeben. Darum sei hier nur eine Auslese von etwa 300 Inschriften geboten. Wiederholungen sind vermieden. Nur da, wo die Sprüche ähnlich erscheinen, aber doch starke Abweichungen voneinander haben, sind sie in beiden Formen vertreten. Ganz weggelassen sind die bloßen Nameninschriften. Da, wo die Schriftart nicht mitgeteilt ist, habe ich durchweg die lateinische Druckschrift gewählt. Die vielfach beigefügten Namen und Bemerkungen beziehen sich immer nur auf eine in einem der beigefügten Orte befindlichen

Hausinschrift. Erwähnt sei noch, daß den Namen der Hausfrauen entweder ein „s“ oder „en“ angefügt ist, z. B. Hauschildts, Tiemanns, Schmantzen, Kaysern 2c. Den lateinischen Inschriften sind oftmals die deutschen Übersetzungen beigefügt, z. B.: „Soli deo gloria — Gott allein die Ehre“ oder „Ora et labora — bete und arbeite“. Die Zeichensetzung ist auch da geführt, wo sie bei den Inschriften fehlte.

Inhalt der Sprüche

Den Inhalt der Haussprüche kann man in zwei Hauptgruppen zergliedern: in solche, die infolge eines äußeren Umstandes entstanden sind (Kriegs-, Feuers- und Wassersnot), und zum andern Sprüche, die auf das Haus- und Familienglück hinzielen. Letztere können wieder in sechs Abteilungen gebracht werden: Bibelstellen, Gesänge, Sprüche, die ein tiefes Gottvertrauen bezeugen, Bittgebete, Sinnsprüche, Wünsche und Ermahnungen.

Die plattdeutschen und lateinischen Inschriften sind in zwei gesonderten Gruppen aufgeführt.

Allen Heimatfreunden, die mir an dem Zusammentragen der Sprüche geholfen haben, herzlichen Dank!

Kriegsnöte

A. Kriegsnöte.

*) 1. Ach Herr, wir wollnn unser Brot
Im Schweis ja gern erwerben.
Las aber durch die Kriegesnohd
Hinfort uns nicht verderben.

Am ersten Setzbalken, eingeschnitten.

Gott behüte dieses Haus
Und alle, die darein gehen oder aus.
An Gottes Segen ist alles gelegen.

Am Holm eingeschnitten.

Carsten Hopp.
Ao. 1700.
Den 5. Juli.

An den Kopfstreben

(Ort Neugraben, Gemeinde Fischbeck, Ldkr. Harburg.)

2. Mich warf ein fürchterlicher Brand
in Staub und Asche nieder,
Allein durch Gottes rechte Hand
Steh ich verschönert wieder.

1813, den 23. Mai.

Über der großen Einfahrtstür und

I. C. Eddelbüttel Anno 1815 M. Eddelbüttel

über der kleinen Tür.

(Marmstorf, Ldkr. Harburg.)

3. Das Krieges Wetter ist Fürbey
Durch Dich, o Gott, Sind Wier Nun frey.
Der Krieg zerstörte unsern Ort,
Wir bau'n ihn jetzt wieder auf Dein Wort.

Anno 1815.

Margarete Magdalene Albers Hans Hinrich Albers

Erhabene Schrift am Setzbalken über der großen Einfahrtstür, Namen am Holm.

(Harburg, Rönneburger Str. 3.)

4. Nach dem Fürchterlichen Brandt, in Welchem im Februar 1814 Ganz Lauenbruch durch die Kriegsereignisse in Flammen Auffging, ist dieses Hauss mit Gottes Hülfe Auffgebauet den 9. Juni.

(Harburg-Lauenbruch, Haus 1904 abgebrochen, Schild im Harburger Museum.)

*) Die Hausinschriften des Stadt- und Landkreises Harburg sind von mir in mehreren Artikeln im Jahrgang 69 (1912/13) der Harburger Anzeigen und Nachrichten veröffentlicht worden.

5. Ein stolzer Feind im langen Krieg
brant unsere Heuser nieder.
Den 12ten Märtz 1814.
Doch Endlich gab uns Gott den Sieg
Und lies uns bauen wieder.
den 23. ... (?) ... 1815.

Eingeschnittene, stark verwitterte Inschrift am Setzbalken des Stubenseitengiebels.

(Harburg, Winsener Str. 84, und Glüsingen, Ldkr. Harburg.)

6. Her, behüte uns für Krieg und Brand
Segne unser Vaterland.
Johann Heinrich Meyer. Anno 1815.

Erhabene Schrift am Setzbalken über der großen Einfahrtstür.

(Harburg, Milchgrund 3, und Glüsingen, Ldkr. Harburg.)

*) 7. Wir trinken, Herr, den Kelch gelassen,
Den du uns, Vater, eingeschenkt,
Du zürnst nicht, ewig kannst nicht hassen
Du, Gott, der seiner Kinder denkt.
Ach, segne wieder, was die Gluth
Verzehret hat in schneller Wuth. 1815.

Eingeschnitten.

(Isernhagen, Kr. Burgdorf, Hohenhorster Bauerschaft Nr. 46.)

**) 8. Gott schütz uns ferner vor dem Krieg, bewahre auch unser Land,
Gib Fried und Nahrung in dies Haus und Segen jedem Stand.
Lass uns denn fahr und emsig sein zum Beten und zum Singen,
Zur Arbeit auch nicht schläfrig sein, so wird es uns gelingen. 1817.

(Wilhelmsburg, Ldkr. Harburg. Alte Schleuse 14.)

B. Feuers-, Wassers- und Sturmesnöte.

Feuers-, Wassers- und Sturmesnöte

1. Dein Feuer hat dies Haus zerstört
und alles uns genommen.
Dein Segen hat uns neu beschert
Dies Haus, das wir bewohnen.
Gieb ferner Segen, dass wir hier,
noch würdiger im Himmel Dir, o Vater....

(Masel, Kr. Isenhagen.)

2. Vor diesen stand hier auch ein Haus.
Die heisse Gluth trieb uns hinaus.
Gott wolle seinen Schutz uns geben,
das wir in mein Haus vergnügt und sicher leben. (1807).

(Winsen, Ldkr. Celle.)

3. Feuer, wenn es angeht, brennt sehr,
Speyt funken aus und flammen.
Dein eifer aber brennt vielmehr,
schlägt über uns zusammen
mit aller macht, und wenn es brennt,
Löscht keiner, wenn gleich alles rennt.
O, treuer Gott, sei gnädig! Ersetze Du in gnaden
auch durch Deinen reichen segen des feuers schlimmen schaden.

(Groß Bülten, Kr. Peine.)

4. Am 14. November 1872 war der Schreckenstag,
der uns drückt einig, da unser Haus ein Raub der Flammen ward.
Wir retteten nichts als das nackte Leben,
doch wollen wir Dir, Gott, die Ehre geben,
weil Du leicht wieder geben kannst, was uns erfreut. — Erbaut 1873.

(Ramlingen, Kr. Burgdorf.)

5. Ich bau nicht aus Lust und Pracht,
die Feuers brunst hat es gemacht.
Richte nicht mich und die Meinen,
besieh erst dich und die Deinen.

---

*) Diese und die übrigen Inschriften aus Isernhagen sind der Zeitschrift „Hannoverland", 6 Jahrg. (Hannover 1912) (Hausinschriften in Isernhagen von Chr. Flemes) mit Genehmigung des Verfassers entnommen.

**) Die Wilhelmsburger Hausinschriften sind in einem Aufsatz von Rektor Reinstorf-Wilhelmsburg, erschienen in Nr. 129 Jahrg. 19 der Wilhelmsburger Gemeindezeitung, zusammengetragen.

Findest Du kein Fehl an Dich und die Deinen,
so komm und richte mich und die Meinen.
Gottes Hand — mein Beistand.
Hans Jörgen Müller, Margarethe Elisabeth,
Anno 1815. geb. Gerdau.

(Bleckmar, Ldkr. Celle.)

6. Des Feuers Flammen starke Gluth
verzehrten am 5. Sept. vor. Js. unsere Wohnung, Habe und Gut.
Schaue doch, o Gott, auf uns hernieder
und schenk uns Hab und Wohnung wieder.
Gieb unsern Werken dein Gedeihn
dass Haus und Feld gesegnet sein.
Wieder erbaut am 1. May 1852.

(Ramlingen, Kr. Burgdorf.)

7. Durch Feuer fiel ich Nieder,
durch Gottes Gnad und Menschen Hülf bin ich erbaut wieder.
die Flamme Loderte über mich, und nach
wenigen Stunden deckte mich Asche.

(Rahrendorf, Kr. Bleckede.)

8. Das alte Haus hat Feuer weggenommen,
durch Gottes Segen haben wir ein neues Haus bekommen.
Gott sorgt für mich, was will ich sorgen,
er ist ja Vater, ich sein Kind.

(Zarenthien, Kr. Ülzen.)

9. Hör auf, mein Herz, mit Deinem Zagen.
Bedenke den, der dich geschlagen.
Dein lieber Gott, der hat's getan.
Befiehl ihm ferner deine Sachen
und hoff auf ihn, er wird's wohlmachen,
weil er's nicht böse meinen kann.

Im Jahre 1850, den 24. Juni wurde uns unser altes Haus durch die grossen Flammen beraubt. Nun bauen wir mit Gottes Hülfe ein neues wieder auf.

Der Ort wurde am 24. Juni und 4. Juli 1850 fast ganz eingeäschert.

(Wettmar, Kr. Burgdorf.)

10. Am 3. Januar 1846
Warf mir mein Gott durch einen schellen Brandt
Mein Haus in Staub und Asche nieder.
Doch, Dank sei Gott, durch seine Hand
Stet hier ein neues wieder.
Das Feuer hat es ganz vernicht',
Und Gott hat's wieder aufgericht.
Halleluia, Halleluia, gelobt sei Gott, Halleluia.
G. G. Meyer, M. M. F. Thiemann, den 7. April.
Ach, segne mich, mein Gott, und alles, was ich habe;
Denn dieses alles ist in Dein gut Wort. (Gemalt.)

(Klein Klecken, Ldkr. Harburg.)

11. Durchs Feuer ins verloren
Mein Vorfahr, wie man sah.
Nun bin ich neu geboren
Und steh verschönert da.
Ach Gott, vor Feuers schrecken
Bewahr mich diesen Ort.
Lass Deine Hand mich decken
Und schütze fort. — Erbaut 1822.

(Fleestedt, Ldkr. Harburg.)

12. Dies Haus steht in Gottes Hand,
Das vorige in Feuer verbrannt.
Wir bitten dich, O Treuer Gott:
Behüt uns ferner vor solcher Noth.
Anno 1777.

(Harmstorf, Ldkr. Harburg.)

13. Gott, Du schlugst unser voriges Haus
Durch einen Blitz und Donnerstrahl darnieder.
Doch führtest Du uns gesund heraus
Und halfst, dass wir dies bauen wieder.
Behüt durch Deine Gnadenhand
Uns ferner doch für Not und Brandt.
Den 13. Juny ist der Brand 98.

Am Setzbalken der Stubenseite des Hauses, erhabene Schrift in einer Zeile.

(Ort Neugraben, Gemeinde Fischbeck, Ldkr. Harburg.)

14. Gott, bau, was zerstöret,
und was die Glut verheeret,
ersetze diesen Brand.
So wollen wir von Neuem
uns Deiner Güte freuen
und ehren dankbar Deine Hand.
Lass Deinen Segen
auf allen Wegen
Herr, bei uns sein.

(Masel, Kr. Isenhagen.)

15. Hilf, Vater, und ersetze durch Deinen reichen Segen,
was Wind und Feuer in Staub und Asche legten.
Behüt uns, schone diesen Ort
vor Glut und Brand und sei hinfort
uns, treuer Vater, gnädig.
Gott mit uns.

(Knesebeck Kr. Isenhagen.)

*) 16. Vom 22ten Septemb. 1826 war'n
jammervolle Tage,
wo lauter Angst und Plage,
uns hart betroffen hat.
Die Quelle vieler Leiden
war dieser Ort, für unsere Stadt.
Doch war ich ganz unschuldig,
musst freilich sehr geduldig,
ertragen Schimpf und Spott,
bis es nun ward entdecket,
womit man mich genäcket,
Die Unschuld wurde doch gekrönnt.
Joh. Fried. Höber. Juni 1829.

(Ülzen.)

17. Den uralten Sitz hat jüngst bei nächtlichem Dunkel
eilig und gierig erstiegen der Flammen heillos Verderben. . . .
Herzog Friedr. von Braunschweig-Lüneburg. (Ülzen, Fürstenhaus.)

18. WIR SIND Ao 46 DEN 20 SEP. DVRCH GOTTES GRIMMIGES ZORN FEURWOL ARM WORDEN, ABER WIR WERDEN WIDERVM VIEL GVTES HABEN, SO WIR GOTT WERDEN FUERCHTEN, DIE SVENDE MEIDEN VND GVT . . . . .

(Ebenda, Denckersches Haus.)

19. DIESES HAUS STEHET IN GOTTES HAND,
DAS VORIGE IN FEUER VERBRAND,
ICH BITTE DICH, DU TREUER GOTT,
BEHÜTE MICH FERNER VOR SOLCHER NOTH.
DEN 9ten JULI 1764. SOLI DEO GLORIA.

(Beedenbostel, Ldkr. Celle.)

20. JOHANN HEINRICH FRÂMCKE.
ANNE MARIE FRÂMCKE, GEB. RÖWE.
AUFGERICHTET DEN 26. JULI 1861.
HIER STAND VOR KURZEM NOCH EIN HAUS,
FÜR LANGE ZEIT GEGRÜNDET.
DA BRACHEN WILDE FLAMMEN AUS,
VOM BLITZE ANGEZÜNDET.
DASS FEUER FRASS MIT HAST UND WUTH
IN WENIG STUNDEN HAB' UND GUT.

(Gollau, Kr. Lüchow.)

*) Die Ülzer Hausinschriften entstammen dem „Heidewanderer", Unterhaltungsblatt zur Allgem. Zeitung der Lüneburger Heide Nr. 52 (Ülzen 1911) (Hausinschriften in Ülzen von W. Schlemm).

21. Gott, als die Feuerflamme uns,
was wir hatten, nahmen,
wie gross war da die Not.
Wir bauten uns Hütten
und mussten andere bitten
um unser täglich Brot.
Doch hat Dein Vatersegen
auch auf den Leidenswegen
uns wohlgetan, o treuer Gott.
(Mafel, Kr. Isenhagen.)

22. Den 3. Juni 1850 hat Gott uns und unsere Nachbarn durch eine Feuersbrunst heimgesucht. Alle unsere Gebäude wurden ein Raub der Flammen. Gott aber half, sein Tun ist lauter Segen gewesen. (Ebenda.)

23. Herr, wie schwer ist Deine Hand
doch über uns gekommen,
Da Du durch einen schnellen Brand
uns alles hast genommen.
Ach, lass uns nicht verzagen, Gott,
ach, komm und mildere unsere Not,
wie dein Wort verheissen.
(Ebenda.)

24. Am 3. Juni 1850 brannte nieder das Haus,
das eben fertig war.
In Gottes Namen bauen wir's wieder;
er schütz uns künftig vor Gefahr. (Ebenda.)

25. Hier wurden wir so bange,
als unss das alte Haus
ward durch die Flamme;
Es schien, als war es auss?
nein: Gott giebt ein neues wieder,
wir bring' ihm dankent Lieder.
Nun segne Gott diess unser Hauss.
10ten April Anno 1788.
(Wettmar, Kr. Burgdorf.)

26. Gott hat alles wohlgemacht, lasset uns sein lob vermehren.
Das Feuer schlug die Flammen
hoch über uns zusammen.
(Retzien, Kr. Ülzen.)

27. D. 4. SEPTEMB. RIS MICH DER BRAND GAR SCHNELL UND GRAUSAM GAR DARNIEDER.
DOCH ABER HALF MIR DER HERR DURCH SEINE ALLMÄCHTIGE HÜLFE WIEDER 1744.
GESEGNE GOTT DAS GANZE HAUS
SAMT DENEN, DIE GEHN EIN UND AUS.
SCHÜTZ ES DURCH DEINE ENGELWACH.
DEIN KREUZ, HERR JESU, SEI DAS DACH.
GOTT ALLEIN DIE EHRE. (Becklingen, Ldkr. Celle.)

28. Gott, unsre Herzen bluten
von Deinen schweren Ruthen,
es ist um uns geschehn.
Dein Feuer schlug die Flammen
schnell über uns zusammen,
dass niemand konnte widerstehn.
Erbaue, was zerstöret,
und was die Glut verheeret,
ersetze diesen Brand,
so wollen wir von neuem
uns deiner Güte freuen
und ehren dankbar Deine Hand.
(Düshorn, Kr. Fallingbostel.)

29. Gott, der zerstört und auch erneut,
Sei hochgelobt in Ewigkeit.
Ach, furchtbar frass des Feuers Gluth
Am 25. August 1850 unser Hab und Gut!
Jetzt hast du, Herr, herabgeschaut
und Alles wieder aufgebaut. (Ebenda.)

30. Hilf gnädig Gott, ersetze auch durch deinen reichen Segen,
was Donner, Blitz und Rauch in Staub und Asche legen,
behüt uns, schone diesen Ort für Glut und Brand
und sey hinfort uns, treuer Vater, gnädig.

Das alte vor diesem hier gestandene Haus wurde am 2. Juni 1851 durch den Blitzstrahl angezündet und niedergebrannt. (Isernhagen, Kr. Burgdorf, Farster Bauerschaft.)

31. An einem Unglückstag
Da sind wir arm gemacht.
In wilden Feuerflammen
ist unser Gut vergangen.
Beschütze, o Gott, dies neue Haus
und was darin geht ein und aus.
1856. Meister Laverscher.
Eingeschnitten. (Ebenda, Niederhägener Bauerschaft.)

*) 32. HIE ENTSTAND EIN / WASSERSCHADT / ANNO 1623 13. NOV. /
VNDT WAR KVNDT DVRCH / GOTTES GNAD / ANNO 1624 9. Febr.
ERECTVM ANNO 1659 / CVRA . . . . . (untere Ende abgebrochen)
(Lüneburg, Saline, Sandsteinplatte, die aus der Lambertikirche stammen soll.)

C. Bibelstellen.

Bibelstellen

1. Psalm 127. Wo der Herr das Haus Nicht Bavwet,
So Arbeiten Umbsonst, die daran Bavwen.
Wer Got Vertravt, Hat WOLGEBAVWT
Im Himmel Und auf Erden.
Gotd Allein Sey Ehr.
Den Einganck Und den Ausganck mein
Las Dir, o Gotd, Befohlen Sein.
Anno Domini 1651, den 4 Juli.

(Dies Haus vom Kunstmaler Siebelich gemalt; das Bild hat die Kunsthalle zu Hamburg angekauft**). (Hittfeld, Ldkr. Harburg.)

2. Wo Gott zum Haus nicht gibt sein gunst,
So Arbeit jedermann umbsonst.
Wo Gott die Stat nicht selbst bewacht,
So ist (verloren des Wächters) Macht. Psalm: CXXVII.

ferner:

Da dis haus new gebawet ist nach der Geburt des Herrn (so man) zelet sechs zehnhundert . . . , Jahr. (Lüneburg, Obere Ohlingerstr. 10.)

3. WO DER HERR NICHT DAS HAVS BAWET, SO ARBEITEN VMSONST, DIE DRAN BAWEN. WO DER HERR NICHT DIE STADT BEHUTET, SO WACHT DER WACHTER UMBSONST. ANNO 1658 DEN 17. MAY. (Ülzen, Propstei. Ferner in Brackel, Kr. Winsen, Wilhelmsburg und Ehestorf, Ldkr. Harburg.)

4. Also hat Gott die Welt geliebet,
Dass er seinen eingebornen Sohn gab.
Auf dass alle, die an ihn glauben,
nicht verloren werde,
Sondern das ewige Leben habe. Johannis Vers 16.

Am Setzbalken der großen Einfahrtstür, erhabene Schrift, aber stark verwittert, später schwarz übermalt. Anno 1770.
(Neugraben, Ldkr. Harburg und Munster, Kr. Soltau.)

5. WIR HABEN EINEN BAV VON GOTT ERBAVET, EIN HAVS, NICHT MIT HAENDEN GEMACHT, DAS EWIG IST IM HIMMEL. (Ülzen, Pastorenstr. 6.)

6. DIE . TRVNCKENBOLDEN . WERDEN . DAS . REICH . GOTTES . NICHT . ERERBEN . 1647.
Cor. X IHR ESSET ODER TRINCKET, ODER WAS IHR THVT, SO THVT ALLES ZV GOTTES EHRE. (Ebenda, Schulzes Weinhandlung.)

---

*) Die Lüneburger Inschriften sind teils dem Werke „Die Kunstdenkmäler der Provinz Hannover" von Dr. Carl Wolff, III., Regierungsbezirk Lüneburg, 2 und 3; Stadt Lüneburg S. 318, Hannover 1906, teils „Mithoff Kunstdenkmäler und Altertümer im Hannoverschen", IV. Band: Fürstentum Lüneburg, Hannover 1877, entlehnt.

**) Siehe Kopfbild dieses Aufsatzes.

7. HERR, ICH BIN ZU GERINGE ALLER BARMHERZIGKEIT UND TREUE, DIE DU AN MIR GETAN HAST. Genesis 32. 1754.
(Wilhelmsburg, Ldkr. Harburg, Schönenfelde 39.)

8. LIEBER SOHN, HÖRE MEINE WORTE UND BEHALTE SIE FEST IN DEINEM HERZEN, WENN GOTT WIRD MEINE SEELE WEGNEHMEN. Tob. 4. 1762.
(Ebenda, Grünerdeich 146.)

9. ICH WILL DEN HERRN LOBEN ALLEZEIT; SEIN LOB SOLL IMMERDAR IN MEINEM MUNDE SEIN. MEINE SEELE SOLL SICH RÜHMEN DES HERRN, DASS ES DIE ELENDEN HÖREN UND SICH FREUEN. PREISET MIT MIR DEN HERRN, UND LASSET UNS MITEINANDER SEINEN NAMEN ERHÖHEN. DA ICH DEN HERRN SUCHTE, ANTWORTET ER MIR UND ERRETTETE MICH AUS ALLER MEINER FURCHT. WELCHE AUF IHN SEHEN, DIE WERDEN ERQUICKET, UND IHR ANGESICHT WIRD NICHT ZU SCHANDEN. DA DIESER ELENDE RIEF. HÖRTE DER HERR UND HALF IHM AUS ALLEN SEINEN NÖTEN. DER ENGEL LAGERT SICH UM DIE HER, SO IHN FÜRCHTEN UND HILFT IHNEN AUS. SCHMECKET UND SEHET WIE FRE . . . . PSALM 34. Den 2. Augustus 1690.
(Ebenda, Schönenfelde 32 a.)

10. HERR, HAB ICH GNADE GEFUNDEN VOR DEINEN AUGEN, SO GEHE NICHT VOR DEINEM KNECHT ÜBER. GENESIS 18, VERS 3. 1754.
(Ebenda, Schönenfelde 39.)

11. ICH DANKE DIR HERR . DAS DEIN ZORN SICH GEWENDET HAT, UND TRÖSTEST MICH. ESA. 12. DIETERICH PENKENDORF . ANNA BERGMANNS ANNO 1655.
(Ülzen, Sohrs Bäckerei, jetzt abgebrochen.)

12. Rueffe Mich an in der Nodt,
so will ich dich erretten,
und du sollst mich preisen (1628).
(Ramlingen, Kr. Burgdorf).

13. DER SEGEN DES HERRN MACHT REICH OHNE MÜHE. 1782.
(Wilhelmsburg, Ldkr. Harburg, Einlage 105.)

14. Herr, segne und behüte mich
Erleuchte mich, Herr, gnädiglich
Herr, heb auf mich dein Angesicht,
und deinen Frieden auf mich richt.
(Isernhagen, Kr. Burgdorf, Farster Bauerschaft und Wilhelmsburg, Ldkr. Harburg.)

15. Der Herr segne unsern Eingang und Ausgang. 1879.
(Isernhagen, ebenda.)

16. GESEGNET SIND IN DIESEM HAUS,
DIE DA GEHEN EIN UND AUS. 1845.
(Wilhelmsburg, Ldkr. Harburg, Obergeorgswerder 56.)

17. WOL DEM, DER DEN HERRN FÜRCHTET UND AUF SEINEN WEGEN GEHET. DU WIRST DICH NEHREN DEINER HÄNDE ARBEIT. WOL DIR, DU HAST ES GUT. 1668.
(Bleckede.)

18. Dies Haus hat durch Gottes Segen bauen lassen. Christopher Tewes, Katarine Tewes. Spricht Israel: „Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn“, am 32. Kapitel I. Buch Mose. Anno 1736.
(Kreutzen, Kr. Soltau.)

19. Herr, ich traue auf Dich, lass mich nicht zu Schanden werden. Peter Severlohs. Anno 1713. M. H. K.

und

Verwirf mich nicht, mein Gott, in meinem Alter.
Verlass mich nicht, wenn ich schwach werde.
(Sültingen, Kr. Soltau.)

20. Wir Haben Einen Baw, Von Gott Erbawt,
Ein Haus, Nicht Mit Henden Gemacht,
Das Ewig Ist Im Himmel.
(Ülzen.)

21. DER GERECHTE MUS VIEL LEIDEN, ABER DER HERR HILFT IHM AUS DIESEM ALLEN. PS. 34. V. 20. (Ülzen, Schnellenmarkt 5.)

Ein zorniger Vater schreibt an sein Haus:

22. ZEUH DEIN KIND UND LAS ES NICHT MUSSIG GEHEN,
DASS DU NICHT UBER IHM ZU SCHANDEN WERDEST.
SIRACH AM XXX. V. 13. (Ülzen, Kirchhof 2.)

darunter:

DAS GESETZ IST UNSER ZUCHTMEISTER. GALATER 3 * 1701.
ANNO 1748.
MIT GOTT DEN ANFANG UND DAS ENDE.
(Ülzen, Lüneburger Str. 3.)

23. Kordlander · J. E. Geborene · Piccart · Den · 13. Junius · 1794 · Psalben · 14 · 5 · Der · Herr · Behütet · Alle · Die · Ihn · Lieben · Und · Wird · Vertilgen · Alle · Gottlosen · (Elstorf, Ldkr. Harburg.)

24. Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen. 1901.
(Wulmstorf, Ldkr. Harburg.)

25. Der Herr is mein Hirte,
Mir wird nichts mangeln. 1901. (Ebenda.)

26. Dein Lebelang habe Got vor Augen und im Herzen
Und hüte Dich, das Du in keine Sünde willigest.
Anno 1732. Den 27. May.
Im Schweisse Deines Angesichts soltu Dein Brot essen,
So kommet Gottes Segen aus den Felde.
Haus hat hübsche Backsteinmuster und 2 Donnerbesen.
(Rönneburg, Ldkr. Harburg.)

27. Habe Deine Lust an dem Herrn,
Der wirdt Dir gäben, was Dein Hertz wünschet.
Befiehl dem Herrn Deine Wege und hoffe auf ihn;
Er wird es woll machen.
Das ist meine Freude, das ich mich zu Gott halte
Und meine Zuversicht setze auf den Herrn.
Herm. Wübben — Margareta Elisabet Wübbens.
Anno 1750.
(Ebenda und Hittfeld, Ldkr. Harburg.)

28. HINRICH IOACHIM BVCH · MARGARETA · CLASEN · PS. 118. V. 25. HER HILF, O HER, LAS WOLGELINGEN. V. G. BVCH. (Lüneburg, Am Sande 20.)

29. Ich habe gepflanzet,
Apollo hat begossen,
aber Gott hat das Gedeyn gegeben.
(Degenbostel, Kr. Burgdorf.)

30. Wir wissen, so unser Irdisch Haus
Dieser hütten Zu brochen,
Das wir einen bau haben, von Gott erbaut.
Hermann Wolkenhauer.
Gesche Wolkenhauers. Anno 1717.

Am Holm, eingeschnitten. (Neugraben, Ldkr. Harburg.)

*) 31. M. Martien Clein Sopfia Dorothia Michels Anno 1701. Ehre sei Got in der Höhe, Frieden avf Erden vnd den Menschen ein Wolgefallen. (Celle, Bergstr. 29.)

32. Ehre si got in de hoge. (Giebel).
Is got vor vns, wer mach den wider vns sin. Röm 8.
Wol got vortrwet, der het wolgebwet.

---

*) Die Celler Inschriften sind der „Geschichte der Stadt Celle" von H. Dehning (Celle 1891) entnommen.

(mit 2 Hausmarken, zwischen denselben):
Hans Stille. Lvcke Thilen. (Ebenda, 2. Quergasse 6.)

33. Wen die gerechten scrien, so höret der her vnd errettet sie avs all ihrer noth.
34. Psalm. — Ich habe kleine zeit mvhe vnd arbeith gefvnden. Sy. 51.
(Ebenda, Nr. 3.)

34. Anno domini 1617. Is Got vor vns, wer mach wider vn . . . (nach dem Markte zu). Wol Got vertrvet, der hat wol gebavt (an der Seite nach der Neuenstraße).
(Ebenda, am Markte 7.)

35 Anno domini 1612. Psalm. Ich will den hern loben, so lange ich lebe, vnd meinem Godt lobsingen, weil ich hier bin. (Ebenda, Zöllnerstr. 22.)

36. Frvcht des Heren ist der wisheit anfang. Mit Hausmarken. Hector Klatte. Anno domini 1617. (Ebenda, Runde Str. 20.)

37. Ehre die witwen, welche rechte witwen sind. Das ist aber eine rechte witwe, die einsam ist, die ehre hofft.
Ihr sollt keine witwen vnd waisen beleidigen. Wirstv sie beleidigen, so werden sie . . ., vnd ich wer . . . Anno 1670. (Ebenda, Gr. Plan 4.)

38. Wo der herr nich das havs bawet, so arbeiten vmbsonst, die dran bawen, wo der herr nicht die stadt behvth, so wachet der wächter —. Gott allein die ehre.
(Ebenda, Neue Str. 34.)

39. EHRE SEI GOTT IN DER HÖHE UND FRIEDE AUF ERDEN UND DEN MENSCHEN EIN WOHLGEFALLEN. 1758. (Wilhelmsburg, Ldkr. Harburg, Busch 68.)

D. Gesänge.

Gesänge

1. Wer erst nach Gottes Reiche tracht
Und bleibt auf dessen Wege,
Der wird von ihm gar wohl bedacht
Auf diesem Lebenswege.
Dem Reichen giebt er früh und spat,
Dass er an seiner Arbeit hat
Auch Armen mitzutheilen.
(Ovelgönne und Steinbeck, Ldkr. Harburg).

2. Ach, segne mich, mein Gott, und alles, was ich habe;
denn alles dieses ist ja Deine gute Gabe.
Gesegnet sei die Frucht,
gesegnet sei mein Vieh,
gesegnet Haus und Hof
von Dir so spät als früh.
Lass mich zufrieden sein mit dem,
was Dein Rath giebet.
(Bruchwedel, Kr. Ülzen, und Sülbeck, Ldkr. Lüneburg.)

3. In allen meinen Thaten
Las ich den Höchsten raten,
Der Alles kann und hat.
Er muss zu allen Dingen,
soll's anders wohl gelingen,
selbst geben Segen, Rat und Tat.
(Reinstorf, Ldkr. Lüneburg.)

4. In Gottes Namen fang ich an,
Was mir zuthun gebühret.
Mit Gott wird alles wohl gethan
Und glücklich ausgeführet.
Was man in Gottes namen thut
Mit glaubensvollem sinn und muth,
Das wird uns wohl gedeihen.

Am Setzbalken über der großen Einfahrtstür.
Hans Joachim Hauschild
Anna Magreta Hauschild, geb. Wolckenhauer.
1853 Den 25. Januar.
Am Holm, eingeschnitten.
(Neugraben, Ldkr. Harburg und Suderburg, Kr. Ülzen.)

5. Bis hiher hat mich Gott gebracht.
Das dank ich Seine Güte.
Bis hiher hat er Tag und Nacht
Bewart Herz und Gemüte.
Bis hiher hat er mich erfreut,
Bis hiher mir geholfen.
Peter Kanebley. Catharina Kanebley. 1845.
(Elstorf, Ldkr. Harburg, und Reinstorf, Ldkr. Lüneburg.)

6. Ich will, so lang ich lebe hier,
Den Herren preisen für und für;
Viel Gutes hat er mir getan,
Viel mehr, als man erzehlen kann.
Es freut sich alle Christenheit
Und danket ihm das in Ewigkeit.
Er hat geholfen überall,
Und sonderlich zu diesem Mal
Hat er allein durch seine Hand
Das Unglück von mir abgewandt.
Sehr gross, o Herr, ist deine Güt,
Die mich beschützet und behüt.

Ältester Teil des Hauses mindestens 200 Jahre alt.
(Bullenhausen, Ldkr. Harburg.)

7. WEN GOTT NICHT SELBER BAUT DAS HAUS,
DA HILFET KEINE MÜH WAS AUS.
WO GOTT DIES HAUS NICHT SELBST BEWACHT,
DA SCHÜTZET KEINE STÄRK UND MACHT.
HANS HINRICH KOCH — DOROTHEN ELISABETH,
GEB. PETERSEN.
DEN 24. APRIL 1834.
(Wendhausen, Ldkr. Lüneburg.)

8. IN GOTTES NAMEN FANG ICH AN,
WAS MIR ZU THUN GEBÜHRET.
MIT GOTT WIRD ALLES WOHL GETHAN
UND GLÜCKLICH AUSGEFÜHRET.
WAS MAN IN GOTTES NAMEN THUT,
IST ALLENTHALBEN RECHT UND GUT
UND KANN UNS AUCH GEDEIHEN.
(Nahrendorf, Kr. Bleckede.)

9. Jesu, ach du, und deinen Segen
sei mit mir auf meinen Wegen.
Jesu, rechter Himmelsleiter,
Sei zu Gott du mein Begleiter.
Was mit Jesu wird angefangen,
wird ein gutes Ende erlangen.
Jahreszahl nicht mehr vorhanden. (Oldendorf I, Kr. Ülzen.)

10. Her Gott, wir danken Deiner Macht,
das dieser Bau zustande gebracht,
steh uns ferner bei in Gnaden
Und behüte uns vor allem Schaden,
Gott, durch Deiner Engel Scharen,
wollest Du dieses Haus bewahren Anno 1815.
(Beedenbostel, Ldkr. Celle.)

11. In Gottes Namen fang ich an,
was mir zu tun gebühret.
Mit Gott wird alles wohlgetan
und glücklich ausgeführet.
Was man in Gottes Namen tut
mit glaubensvollem Sinn und Mut,
das muss uns wohlgedeihen.
(Masel, Kr. Isenhagen.)

12. * UNSERN AUSGANG SEGNE GOTT,
UNSERN EINGANG GLEICHERMASSEN.
SEGNE UNSER TÄGLICH BROT,
SEGNE UNSER TUN UND LASSEN,
SEGNE UNS MIT SEL'GEM STERBEN
UND MACH UNS ZU HIMMELS ERBEN.
WER GOTT VERTRAUT,
HAT WOHL GEBAUT
IM HIMMEL UND AUF ERDEN. 1847 *
(Beedenbostel, Ldkr. Celle.)

13. Es wolle Gott uns gnädig sein
Und seinen segen geben.
Sein antlitz uns mit hellem Schein
Erleucht zum ewgen leben.
Dass wir erkennen seine werk
Und was ihm lieb auf erden
Und Jesu Christi heil und stärk
Bekant den . . . . .
Jürgen Heinrich Rehben. Katharina Elisabeth Frâmck.
Den 4ten Maius Anno 1801.
(Gollau, Kr. Lüchow.)

14. Wo Gott nicht selber baut das Haus,
Da richtet keine Müh was aus.
Wo Gott die Stadt nicht selbst bewacht,
Da schützt sie keine Stärk und Macht.
Es ist umsonst, dass ihr aufsteht
Früh morgens und spät schlafen geht,
Dass ihr das Brot esst ohne Ruh'
Und bringt die Zeit mit Sorgen zu.
(Fleestedt, Ldkr. Harburg und Isernhagen, Farster Bauerschaft, Kr. Burgdorf.)

15. Gelobt, O Gott, Gelobt Seist Du,
Du Führst Mit Sichern Händen
Dein Werk Dem Hohen Ziele Zu,
Kanst Herlich Es Vollenden.
Du Halfst Und Hilfst Gewaltichlich,
Wir Jauchzen Dir, Wir Traun Auf Dich

Am Setzbalken über der großen Einfahrtstür.
Hanns Jochim Timmann, Magreta Magdalena Timans
Anno (Lilie) 1814.
Am Holm.
Das alte Wohnhaus ist 1813 von den Franzosen niedergebrannt.
(Harburg, Am Reeseberg.)

16. Lasset doch den weisen Gott
Nach belieben machen,
Überlasst ihm eure Noth,
er wird es schon machen.
Seine Weissheit weiss ja wohl,
Wenn sie hülfe geben,
Wo und wie sie rathen soll.
1774.
(Isernhagen, Kr. Burgdorf, Kircher Bauerschaft, Scheune)

17. Ach komm, Heer Jesu, stärke mich,
hilf mir in meinen Werken,
lass Du mit Deiner Gnade Dich
bei meiner Arbeit merken.
Gieb Dein Gedeihen selbst dazu
Dass ich in allem, was ich thu,
erlange Deinen Segen.
Nimm Du, Gott, dieses Haus in Schutz,
Lass mich stets in Ruh' und Frieden leben.
(Bannetze, Ldkr. Celle.)

18. Es wolt vns got gnedich sein vnd seinen segen geben hir zeitlich vnd dort im eiwigen leben. Anno domini 1634.
(Celle, Neue Str. 22)

19. WER HOFFT AUF GOTT UND DEM VERTRAUT,
WIRD NIMMERMEHR ZU SCHANDEN,
UND WER AUF DIESEN FELSEN BAUT,
OB IHM GLEICH STEHT ZU HANDEN — (?) 1739.
(Wilhelmsburg, Ldkr. Harburg, Höhe 18.)

20. WFR GOTT DEM ALLERHÖCHSTEN TRAUT
DER HAT AUF KEINEN SAND GEBAUT. 1868.
(Beedenbostel, Ldkr. Celle.)

E. Sprüche, die ein großes Gottvertrauen bezeugen.

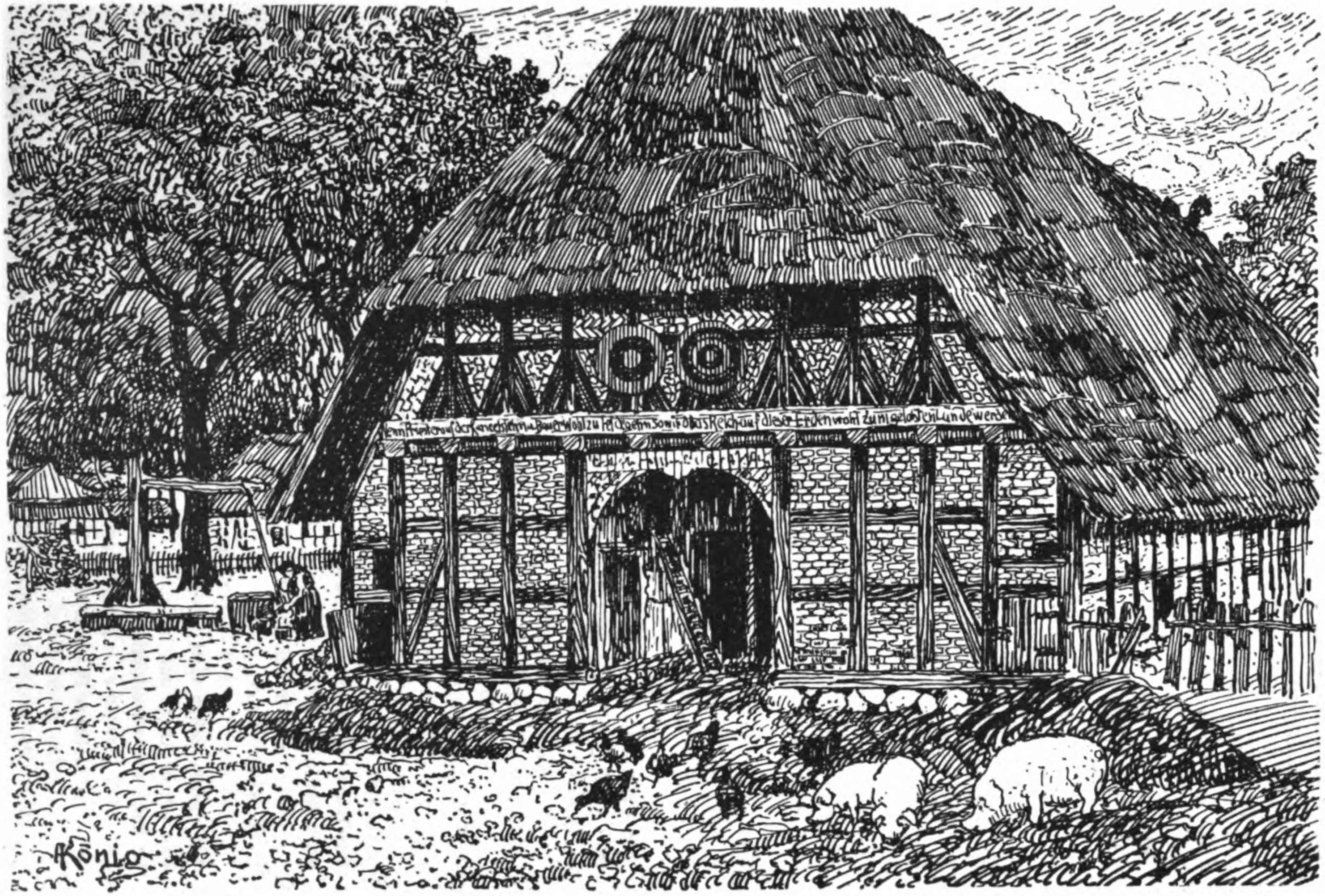
Sprüche, die ein tiefes Gottvertrauen bezeugen

1. Wo Gott nicht selber baut daß haus:
Da richtet keine müh was aus.
Wo Gott diß haus nicht selbst bewacht,
da schützt sie keine stark und macht:
Es ist umsonst, daß ihr aufsteht: Frühmorgens:
Und spat schlafen geht: Anno 1788.
(Nievelitz, Kr. Ülzen, und Hittfeld, Ldkr. Harburg.)

2. Wo Gott nicht selber baut dass Haus,
Da richtet keine Müh was aus.
Wo Gott dies Haus nicht selbst bewacht,
Da schützt sie keine stärk noch macht.
Wer bei der Arbeit Gott ruft an,
Befindet, dass er wohlgethan. (1866.)
(Rateln und Polau, Kr. Ülzen.)

3. Wo Gott zum Hause nicht giebt sein Gunst,
So arbeitet jedermann umsonst.
Wo Gott dies Haus nicht selbst bewacht,
So ist verloren unser Macht ·
Es ist umsonst, dass wier aufstehn
frühmorgens und späth schlafen gehn.
Für Feuersnot und aller Gefahr,
ach, lieber Gott, dies Haus bewahr. (1732.)
(Rosche, Kr. Ülzen, und Dorfmark, Kr. Fallersleben.)

4. „Mag auch das Dach umstürmen Wind und Regen,
das Haus ist festgebaut in Gottes Segen ·
Die Lieb im Haus macht jede Arbeit heiter ·
Gott hat bisher geholfen · Er hilft auch immer weiter —
Groß sind die Werke des Herrn.“ „erricht am 7. Juni 1871.“
(Isernhagen, Kr. Burgdorf, Hohnhorster Bauerschaft.)



Bauernhaus in Endeholz, Ldkr. Celle. Zeichnung von A. König-Eschede.

Wenn Priester auf der Kanzel stehn und Bauern wohl zu Felde gehn,
So wird das Reich auf dieser Erden wohl zum gelobten Lande werden.

5. Mit Dir fangen wir die Arbeit an,
das wir sie vollenden können,
nimm Dich auch unsers Hauses an,
das wir das ohne Dich nicht schaffen können;
steh uns bei und gib uns ein,
das wir fromm, treu und fleißig sein.
An Gottes Segen ist alles gelegen.

Jürgen Peter Meyerhof — Ilse Maria Meyerhof, geb. Brockmann. Anno 1817.

(Becklingen, Ldkr. Celle.)

6. ALS DAS FELD REIF FÜR ERNTE,
FING DIE FROHE ARBEIT AN·
DA MAN ERST RECHT KENNEN LERNTE,
WAS DEIN GROSSER ARM GETAN. 1779.

(Scheunentor in Schnackenburg, Kr. Lüchow.)

7. Der · Herr · Hats · Gegeben ·
Der · Herr · Hats · Genommen ·
Ich · Lasse · Den · Lieben · Gott · Walten ·
Der · Viele · Jahr · Hat · Haus · Gehalten ·
Ora · Et · Labora.
Wer · Gott · Vertraut. — Hat · Wohl · Gebaut.
Im · Himmel · Und · Auf · Erden. (1671).

(Fallersleben, Kr. Gifhorn.)

8. Murr nicht, ob du gleich wenig hast,
Viel Geld und Gut ist große Last.
So elend ist kein armer Knecht,
Als der viel hat und braucht's nicht recht.
Wer auf Gott, den höchsten, traut,
Hat auf keinen Sand gebaut.

(Becklingen, Ldkr. Celle.)

9. Was ist das Leben hier auf Erden?
Wo ist hier wohl Vollkommenheit?
Wer lebt hier frei von den Beschwerden
der Trübsal und Mühseligkeit?
Du legst in unserm Lebenslauf,
o Gott! uns manches Leiden auf.

(Masel, Kr. Isenhagen.)

10. Gott ist der Frommen Schild und Lohn,
er krön sie mit Gnaden.
Der bösen Welt Hass, Neid und Hohn
kann ihnen garnicht schaden.
Gott decket sie mit seiner Hand
und segnet ihnen Haus und Land.

(Ebenda.)

11. Ohn · gottes · hulf · vnd · gunst ·
Ist · vnse · thune · Vmbsunst ·
Radt · nach · der · Thadt,
Ist · viel · zu · Spadt.
Schafft · ehr · nicht · Rath · im · Hauss ·
Richt · Vnser · Fleiss · Wenich · auss. ·
Fiendes — Mundt.
Redt · kein · grundt.
Verzer · nicht · meer · den · du · erwerbst.
Sunst · du · in · grundt · gar · bald · Verderbst.
Habe · acht · wie · gros · sey · dein · deck ·
Darnach · dich · kehr · leg · Wend · Vnd · streck.
Anno Dni. 15 · 70.

(Klosterkrug zu Lüne, Ldkr. Lüneburg.)

12. Durch Gottes Segen haben wir
Auch heute unser Brot.
Wir nehmen hin und danken Dir,
Dir, Vater, unserm Gott.
Heinrich Peters.
Anno 1743.

(Ort Neugraben, Gemeinde Fischbeck, Ldkr. Harburg.)

13. Auf unsern lieben Gott
Bau ich in Angst und Noth;
Er kann uns allzeit retten
Aus Trübsal, Angst und Nöthen.
Unser Unglück kann Gott wenden,
Es steht alles in seinen Händen. Amen.
Erbaut den 9. August 1869 von
Johann Peter Wendt Anna Cathrina Wendt
Anno 1869.

(Alvesen, Ldkr. Harburg, und Bergen, Ldkr. Celle.)

14. Mit gott ich mein Werk fange an,
mir vbeles nicht ausschlagen kann.
P. B. Hasen. M. Mohwinkels. Anno 1691.

(Celle, Braunehirschstraße 10.)

15. Mit Gott geraht der anfang woll
so ende man Gott danken sol.
Hans Clusmann. Sophia Fos. 1700.
(Ebenda, Mauernstraße 30.)

16. ANNO DOMINI 1620
ALLE MEIN DONT, ANFANK, MITTEL VND ENDE
BEVEL ICH, GOD, IN (DEI)NE HENDE,
DIE BEI MIR STEIDT FRO VND SPADE,
B(IS ALLE MEIN THVNDT ENDE HAT). (Lüneburg, am Berge 25.)

17. + Wer erst nach Gottes Reiche tracht
Und bleibt auf dessen Wegen,
Der wird von ihm auch wohl bedacht
Mit dieses Lebens Segen.
Dem Frommen giebt er früh und spat,
Dass er von seiner Arbeit auch Armen mitzuteilen. +
+ Johann Heinrich H. Meyer. Anna Dorothee Meyer +
Den 11. Juni + 1852.
(Zimmermannszeichen)
(Vahrendorf und Schwiederstorf, Ldkr. Harburg, und Gollau, Kr. Lüchow.)

18. Jesus Christ, dem soll der Himmel werden +
Manche bauen leicht dahin,
Aber nicht nach Gottes willen.
Wir bauen in Gottes namen
Von Holz die Heuser aus,
Hiermit in Jesum. Amen.
Johann Berthold Diedrich Meyer, Catharina Charlotte Meyer,
geb. Derboven, den 10. Junius Anno 1851.
(Hittfeld, Ldkr. Harburg.)

19. WEN AVCH DER HIMMEL FALLEN EIN · UND DIE
NATUR GEENDERD SEIN, SO WIRD VERLASSEN NICHT
DER MAN, DER GOT DEN HEREN VERTRAVEN KAN ·
IN DEINEN GELVCK ERHEVE DICH NICHT · IN VN-
GELVCK VERZAGE NICHT · DEN GODT IST DER MAN ·
DER ALLES VNGELVCK WENDEN KAN. (Ülzen, Bahnhofsstr.)

20. Hir bavwen wir alle feste da wir ewigbg sollen sein,
vnd sindt doch fremde geste, da bavwen wir mit godt allein.
Eggers. Ilsepe Röpers 1672. (Celle, Blumlage 127.)

21. Allein auf Gott setz dein vertraun Sonst ist kein Glaub mehr in der Welt.
auf menschen — hülf solst du nicht baun. In deiner Jugend solst du dich
Gott ist allein, der glauben hält; Zur Arbeit halten williglich. 1840.
(Retzien, Kr. Ülzen.)

22. Wer Gott vertraut, Und wer auf diesen Felsen baut,
Hat wohl gebaut, Wird nimmermehr verlassen. 1816.
Den will er nicht verlassen,
Vor 100 Jahren von den Franzosen niedergebrannt.
(Bullenhausen, Sarorborstel u. Lindhorst, Ldkr. Harburg.)

23. † Wer Gott vertraut, Dem soll der Himmel werden. †
Hat wohl gebaut Manche bauen leicht dahin,
Im Himmel und auf den Erden. Aber nicht nach Gottes willen;
Wer sich verlässt Wir bauen in Gottes namen.
Auf Jesum Christ, Den 24. Juni 1855.
Hans Joachim Heitmann (Zimmermannszeichen) Catharina Sophie Heitmann, geb. Kallmeyer.
(Ehestorf, Ldkr. Harburg.)

24. In Gottes Namen bau ich dies Haus
Wenn's Gott gefällt, muss ich daraus,
Und will Er es einem andern geben,
so gebe Er mir doch das ewige Leben.
(Hasselhorst, Ldkr. Celle.)

25. Mit Gott gebaut dieses Haus ·
Wenn er will, so muss ich daraus,
und wem er's gonnt
dem wird er's geben.
Gott gebe mir das ewige Leben.
An Gottes Segen ist alles gelegen.
Oru Edle Boru (d. h. Ora et labora).
Bete und Arbeite. DCCLV.
(Edemissen, Kr. Peine.)

26. Durch ordentlich Haushalten werden die Kammern woll köstlicher, lieblicher Reichthümer. Behte, arbeite und traue Gott. Nur reich in Gott, und wenn ich sterbe, sei dort mein Theil des Himmels Erbe. Wohl mir, ich bin, Gott, und geh auf seinen Wegen.

Segen Jesu, wie ich bitte, alle Tritte, alle
Schritte, Ein- und Ausgang segne du.
Unser Gott sei hochgepriesen,
der das Gute uns erwiesen.
(Rosche, Kr. Ülzen.)

27. MEIN GOTT, DER HERR, WILL ERNEHREN.
DEM KANN SOLCHS NIEMANDT ERWEHREN.
DAN WER AUF GOTT VERTRAWEN THUT.
DEN HELT ER STETS IN SEINER HVTT.
ANNO DOMINI 1594.
(Lüneburg, Lübecker Str. 5.)

28. Dieses Haus steht in Gottes Hand,
der Herr behüt es vor Feuer und Brand,
und alle, die gehn aus und ein,
die sollen Dir befohlen sein;
denn, wer nur seine Zuversicht auf Gott setzt,
den verlässt er nicht.
(Barenthien, Kr. Ülzen.)

29. Wer fleissig ist und redlich denkt,
aus Vorsatz keinen Menschen kränkt,
den Armen giebt, so viel er kann,
des nimmt gewiss der Herr sich an.
Sein Herz ist frei von Hass und Neid,
er sucht nur Fried und Redlichkeit,
und all sein Arbeit wohlgedeiht. 1802.
(Rosche, Kr. Ülzen.)

30. Wohl einem Haus, da Jesus Christ
allein das All in Allem ist.
Ja, wenn er nicht darinnen wär,
wie elend wär's, wie arm und leer.
Heinrich Beck. 1908. Elise Beck.
(Meilsen, Ldkr. Harburg.)

31. Ist das, wonach man strebt und ringt,
mit Gott nun angefangen,
so sieht man oft, dass es gelingt,
mit Gott es zu erlangen:
auf saurem Schweiss
und stetem Fleiss
lässt Gott Gedeihen kommen.
Gott segnet doch,
das gläub ich noch,
er hilft ja allen Frommen.
(Masel, Kr. Isenhagen.)

32. Durch Dich, o grosser Gott, durch dich bin ich vorhanden,
die Himmel und ihr Heer sind durch Dein Wort entstanden.
Denn, wenn Du Sprichst, geschieht's,
wenn Du gebeutst, stet's da,
mit Allmacht bist Du mir
und auch mit Güte nah.
Du bist der Gott der K . . . .
(Rievelitz, Kr. Ülzen.)

33. Auf Gott traue ich,
auf Gott baue ich,
auf Gott hoffe ich,
Er wird helfen mich.

Wer Gott vertraut,
hat wohl gebaut
im Himmel und auf Erden.

(Düshorn, Kr. Fallingbostel.)

34. Hat dich Kreuz und Noth betroffen,
und Gott hilft nicht aus der Not,
bleib getrey in deinen Hoffen.

Traue fest auf Gottes Wort:
Denn, wie leicht geht der verlohren,
der so treulos hat geschworen. 1830.

(Retzien, K. Ülzen.)

35. Durch Gottes Macht und grose güte
ist dieser bau Wohl auf gefürt,
ach, Herr, in gnaden doch behüte,
das Feuers noht ihn nicht berürht.

In Namen Jesu krist
dis Haus gebauet ist,
zur Wohnung dieser Welt,
so lange es Gott gefelt.

1817 M. Henning Bostel.

(Isernhagen, Kr. Burgdorf, Hohenhorster Bauerschaft.)

36. Ohn Gott vermag uns allen
kein Häclein (?) zu entfallen.

Drum lassen wir ihn walten,
er wird uns wohl erhalten.

(Masel, Kr. Isenhagen.)

37. Gott will, wir sollen Glücklich sein,
Drum gab Er uns Gesetze.
Sie sind Es, die das Herz Er Freun,
Sie sind des Lebens Schätze.
Johann Dietrich Böttcher

Gott spricht in uns durch den Verstand
Und Redet durch's Gewissen,
Was wir, Geschöpfe Seiner Hand.
Thun oder Lassen müssen.
Sophia Dorothea Böttcher

Anno 1836, Den 28t. Mai.

(Eddelsen, Ldkr. Harburg.)

38. So oft du eingehst durch die Tür,
Mensch, bedenke für und für,
Dass unser Heiland Jesus Christ
Die rechte Tür zum Himmel ist.

So mach ich denn zu dieser Stund
samt meinem Hause diesen Bund:
weich alles Volk auch von ihm fern,
ich und mein Haus, stehn bei dem Herrn.

(Winsen, Kr. Celle, und Isernhagen, Kr. Burgdorf.)

39. Durch Gottes gnade bin ich gebaut,
Ein jeder der mich hie anschaut,

Siehet, das ich neu bin und Alt werd.
Doch kan ich Asch und Du bald werden Erd.

Haming Behrens . Anna Detchen .
Den 7. Juny 1726.

(Isernhagen, Kr. Burgdorf.)

40. Auf Hoffnung streun wir alles aus;
Denn segnet Gott nicht Geld und Haus,
so ist die Müh vergebens.
Nur Deine Kraft und Güte schafft

Uns Unterhalt des Lebens.
Dem, der auf Gott baut
und ihm vertraut,
Den wird er nicht verlassen.

(Dohnsen, Ldkr. Celle.)

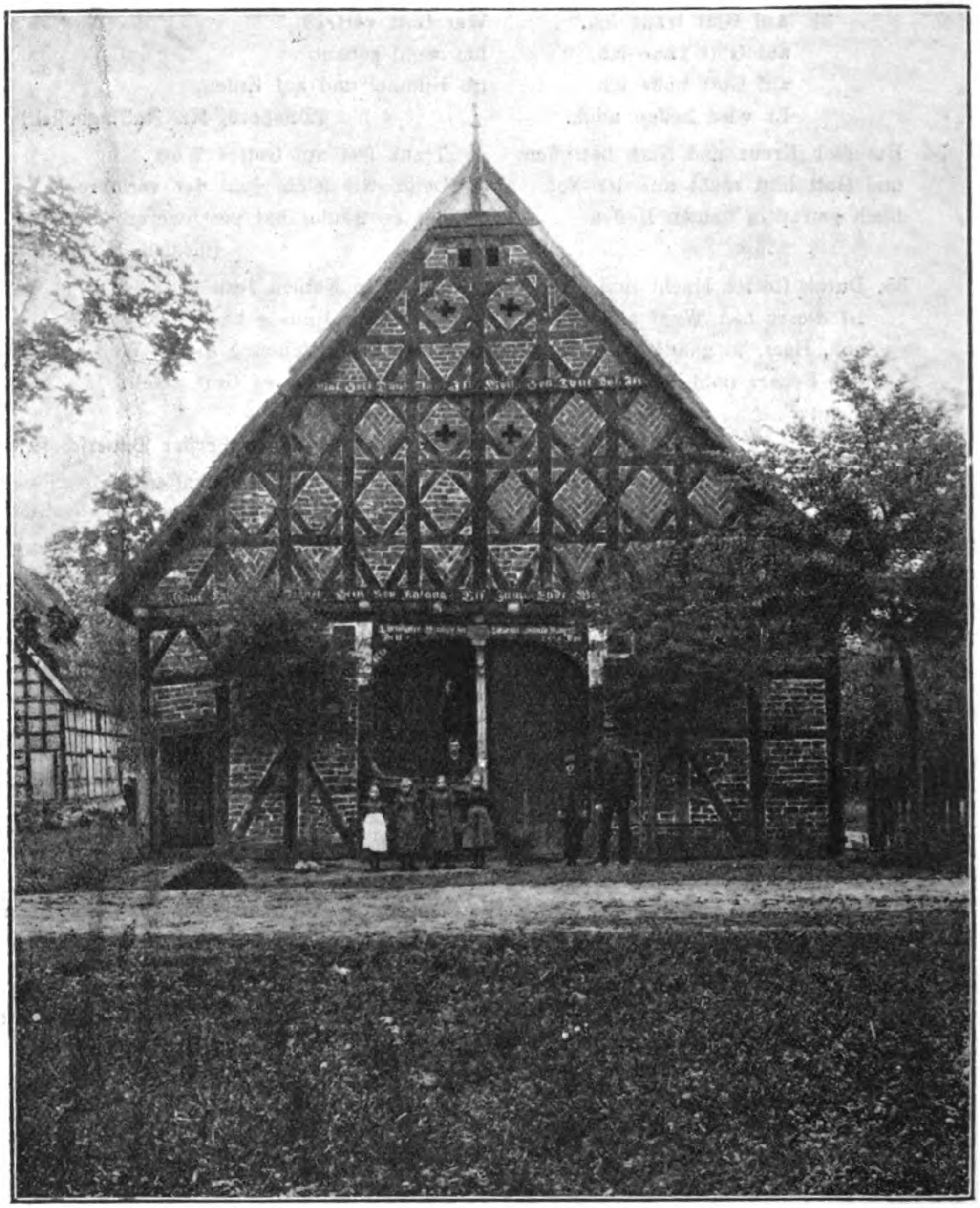
41. Ich muss hier nach dem Himmel trachten,
worin ich ewig bleiben kann,
drum lehr ich auf den Himmel achten,
seh ich den als mein Erbteil an,

so wird mein Haus hier auf der Welt
und auch im Himmel wohlbestellt.
Sei Du mein Heil und Teil.

(Masel, Kr. Isenhagen.)

42. ICH BAU HIER IN GOTTES NAMEN,
MIT GOTT SOLL HIER MEIN ANFANG SEIN,
ER SPRICHT ZU MEINEM THUN DAS AMEN,
SCHLISST MICH IN SEINE VORSICHT EIN;
VOR FEUER, STURM UND KRIEGES NOTH
BEHÜTE MICH, MEIN HERR UND GOTT,
DURCH JESUM CHRISTUM. AMEN.

(Nahrendorf, Kr. Bleckede.)



43. Am Knopfstuhl: Gelobet sei Gott.
Am Mittelbalken: Was Gott Thut, Das Ist Woll, Gott Thut Das Ist.
Am unteren Setzbalken: Diß Hauß Las, Gott, Gesegnet Sein
Von Anfang Bis Zum Ende,
Wo wir Auf Gehen oder Ein Zum . . .
Am Holm: Christoffer Moller Kathrine Elisabeth Möllers 3. 5. ten Aprill 1777.

Bauernhaus in Belitz, Kr. Ülzen.

44. Oft will es sauer werden,
doch weil es Gott gefällt,
dass wir auf dieser Erden
zur Arbeit sind bestellt.
So lassen wir den Schweiss
vom Angesichte fliessen,
weil wir den Trost schon wissen.
Gott segnet müh und Fleiss,
Wer Gott vertraut.

(Bankewitz, Kr. Ülzen.)

45. Die Arbeit tut es nicht allein,
Des Herren Segen muss da sein.
O, rufe Gott vom Herzen an,
Er hilft bei aller Arbeit dann.
(Eversen, Ldkr. Celle.)

46. Wer bei der Arbeit Gott ruft an,
befindet, das er wohl gethan,
weil Gott die Seinen, die er liebet,
den Segen ohne Mühe gibet.
O Mensch, bedenke stets dein Ende, so thust du nichts Übels. 1771.
(Winsen, Kr. Celle.)

47. DURCH DEINE GNAD, O GOTT, IST DIESER BAU VOLLBRACHT.
DURCH DEINEN STARKEN SCHUTZ WIRD AUCH DIES HAUS BEWACHT.
BEY TAGE UND BEY NACHT ♡ UNSERN
AUS- UND EINGANG SEGNE GOTT.
PETER HEINRICH DITTMER-MARGARETE DORETTE. G. B. AHLERS.
ANNO 1835. (Undeloh, Kr. Winsen.)

48. Wohl mir, ich traue Gott; es mag mir immer gehen,
wie Gott, mein Vater will. Ich bleibe drauf bestehen,
das Gott den nicht verlässt, der feste auf ihn baut,
dass dem geholfen wird, der seinem Gott vertraut. 1857.
(Hassel, Ldkr. Celle.)

49. WER SCHADEN LEIDET AN SEIN GVT, DER TRAG
VND HAB EIN STARKEN MUT, OB DAS ZERGENGLICH
GVT HINFELT, HAB ACHT, DAS EHR DAS EWIG HAELT.
(Ülzen, Bahnhofsstraße.)

50. O Gott, Schöpfer Himmels und der Erden,
du wilt, dass wir das Land bauen
und uns unsere Hände Arbeit nehren sollen,
auf dass wir durch Deinen segen
unser Brot und nahrung davon haben, solange wir leben. 1815.
(Polau, Kr. Ülzen.)

51. Wie ich die Gaben angewand,
die ich empfing aus Deiner Hand,
dass wird die grosse Frage sein,
bricht dein entscheidend Tag herein.
(Bannetze, Ldkr. Celle.)

52. Wer gerecht ist, der wird das Vertrauen seiner Mitmenschen erlangen, der wird sie vergrössern, und die Gerechtigkeit wird ewiglich von Gott belohnt werden. Sie werden es gut haben und die Früchte ihrer Arbeit geniessen.
Hinrich Johann Rehm und Anna Katharina Rehms. 1801.
(Buchholz, Ldkr. Harburg.)

53. Wer zu Gott, den heren, fleisich betet vnd arbeidet gerne, den werde es hier vnde dort wollgan. 1619. (Stelle, Kr. Burgdorf.)

54. Nicht aus Wollust, Stolz und Freud, sondern das wir unsere irdischen Tage eine bleibende Stätte haben, nun wolles Du, O Weltenlenker, uns Glück und auch Gesundheit schenken und uns ein treuer Helfer sein. 1901.
(Isernhagen, Kr. Burgdorf, Hohenhorster Bauerschaft.)

55. Keinen hat Gott verlassen,
Der ihm vertrauet allzeit.
Ob ihn die Menschen hassen,
Geschicht ihm doch kein Leid,
Gott will die Seinen
schützen, zuletzt erheben. 1781.
(Nateln, Kr. Ülzen.)

56. O selig, wer in diesem Haus
mit Christo gehet ein und aus
und lasset ihn drin wohnen.
Wer ihn aufnimmt in dieser Zeit,
den wird er dort zur ewgen Freund
im Hause Gottes lohnen.
(Eversen, Ldkr. Celle.)

F. Bittgebete.

1. Ach, segne mich, mein Gott und alles, was ich habe;
denn alles dieses ist ja Deine gute Gabe;
gesegnet sei die Frucht, gesegnet sei mein Vieh,
gesegnet Haus und Hof, so spat als frü. 1825.

(Polau, Kr. Ülzen, Nahrendorf, Kr. Bleckede, Bannetze, Ldkr. Zelle, Wolbern, Kr. Soltau, Reinstorf, Ldkr. Lüneburg.)

2. Lass Dir mein Haus gesegnet sein,
Du Vater unser Aller,
Zu unserm Fleiss gieb Dein gedeihn,
Lass deinen Geist hier walten,
Gieb Glück und Segen jede Zeit,
Die Liebe und Zufriedenheit
Lass bei uns herrschen allezeit. Amen.

Den 1. Mai 1893 Hans Peter Aldag. Cath. Elisabeth, geb. Meyer.

(Klein Klecken und Lindhorst, Ldkr. Harburg.)

3. Gott, segne dieses Haus
Und alle, die darin gehen ein und aus.
In Eintrag mögen die Bewohner drinnen leben,
Gott wolle ihn' seinen Segen geben.

(Fleestedt und Hittfeld, Ldkr. Harburg.)

4. Gott, bewahre dieses Haus,
Alle, die drin gehn ein und aus,
Lass Deine Wege wandeln.
Beschütz und beschirm es vor Gefahr
Und lass uns alle immerdar
Zu dir die Zuflucht nehmen.
Dann können wir mit Zuversicht
Auch beten: Herr, verlass uns nicht!

(Wistedt, Ldkr. Harburg.)

5. Gott, segne dieses Haus und die darinnen wohnen,
Er wolle Müh und Fleis durch Glück und Seegen lohnen.
Er schütze dieses Haus vor Noth und Wasser, Windt und Brandt
und wache überall mitt seiner Almacht Hand.

Peter Rüter und Anna Dorothea Rüter haben dieses Haus bauen lassen 1836.

(Handorf, Kr. Winsen.)

6. Segne, Gott, nun unser Haus,
Wo wir gehen ein und aus.
Lass den Dank uns nicht vergessen,
Gottes Liebe recht ermessen,
Dass du uns, so lang wir leben,
Speise, Trank und Nahrung geben,
Dass wir endlich mit den Frommen
Zu der himmlischen Mahlzeit kommen.

J. P. Homann — M. M. Homann. 1853.

(Undeloh, Kr. Winsen.)

7. Gott, behüte unsern Eingang und
Ausgang und segne die Geschäfte
Unserer Hände. Amen.

(Wistedt, Ldkr. Harburg.)

8. Der ein vnd avsgang mein las dir, o gott, befohlen sein.
Peter von der Lipp. Gese Faerbers Anno 1691.

(Zelle, Schuhstr. 6, und Lüneburg, Am Kreideberge 7.)

9. Dieses Haus steht in Gottes Hand,
Der Herr bewahre es vor Feuer und Brand,
Und alle, die gehn aus und ein,
Lass Dir, o Herr, befohlen sein.
So oft Du eingehst durch die Tür,
O Mensch, bedenke für und für,
Dass unser Heiland, Jesus Christ,
Die rechte Tür des Himmels ist. Amen.

(Wistedt, Ldkr. Harburg, und Isernhagen, Kr. Burgdorf.)

10. Dreieinig grosser Gott, du kannst dies Haus bewahren
Und Deine Gnade drin mit Segen offenbahren
Bewahre alle, die in diesem Hause sein,
Und zieh mit deiner Gnad' und Segen selbst herein.
Umringe selbst dies Haus mit Deiner Engel Schaar,
Auf dass wir sind bewahret vor Unglück und Gefahr. Amen.

(Wistedt und Daerstorf, Ldkr. Harburg, und Lohof, Ldkr. Zelle.)

11. Lass, o Gott Vater, uns in Ruh und Frieden leben,
gieb auch zu allem Tun uns gnädig Deinen Segen;
bewahr uns väterlich vor Feuersbrunst und Raub
durch Deiner Engel Schutz schliess uns den Himmel auf.
(Bleckmar, Ldkr. Celle.)

12. Gott, die Zufriedenheit lass dieses Haus stets zieren,
Dasz wir im Glück nicht stolz, im Unglück unverzagt.
Und so verehren wir, Herr, Dein allweisregieren,
Drum sei in Freud und Leideswoll mit Dir gewagt.
Und endlich lass uns denn nach Deinen Wohlgefallen
In Fried aus diesem Haus zu Deinem Hause wallen.
Den 14ten September Anno. 1798.
Z M. C. S. Busch.
(Ort Neugraben, Gemeinde Fischbeck, Ldkr. Harburg.)

13. Verleih, o frommer Gott, uns nunmehr Deine Gnade,
dass doch die Feuersbrunst nicht unsern Häusern schade.
Erfülle dies Begehren,
und weil Du unser Vater bist,
so schenk uns, was uns heilsam ist.
Gott allein die Ehre. (Knesebeck, Kr. Isenhagen.)

14. FÜR FEUER, PEST, TEURUNG, KRIEG UND BRAND, O GOTT, BEHÜTE DIESES HAUS UND UNSER GANZES LAND. 1768.
(Wilhelmsburg, Ldkr. Harburg, Busch 68 u. 69). 1775.

15. Fvr Fever und Wassers Noht
Behüt uns liber Herre Gott.
Wer Gott vertravt,
Hat Wol Gebavet immel vnd ave Erden.
Wo Gott Nicht selber Baut das Haus
— — — — — — — — Nicht Avs. 1727.
(Suderburg, Kr. Ülzen.)

16. Herr Gott, bewahr vor Glut und Brand
und andre Not, schütz unsern Stand
und sei uns, Vater, gnädig.
Lass unsern Mund von Klagen frei,
Dir heilig, fröhlich dankbar sein.
Es ruh auf uns dein Segen.
(Knesebeck, Kr. Isenhagen.)

17. Gott, du wollest deinen Segen
Auf dies Haus und Menschen legen,
Blitz, Hagel, Sturm und Brand
Sei hiervon gnädig abgewandt.
Haus aus dem 16. Jahrhundert. Vorgebaut 1886.
(Isernhagen, Kr. Burgdorf, Farster Bauerschaft.)

18. Unter Gottes gnaden Hand
Ist dies Hauss for Feur, Brand
Und vor allem Unglück frei †
Er wolle uns auch ferner geben,
Dass wir uns in diesen Leben
Und im Himmel ferner freun †
Ao. 1785, den 12ten Juny. (Reindorf, Kr. Gifhorn.)

19. Lass unser Haus gegründet sein
Auf Deine Gnade ganz allein und Deine grosse Güte.
Auch lass uns in der Nächte Graun
Auf Deine treue Hilfe schaun mit kindlichem Gemüte.
Selig, fröhlich, selbst mit Schmerzen in dem Herzen,
Dir uns lassen
Und dann in Geduld uns fassen,
In Jesu Namen. Amen. (Wistedt, Ldkr. Harburg.)

20. Gott hat mir Glück gegeben hier in diesem Erdenleben; Bescheret dies Haus, alle die hier gehen ein und aus.
Anno 1853.
(Isernhagen, Kr. Burgdorf, Hohenhorster Bauerschaft.)

21. Alles was man dhvnt vnd anfang ist, das geschehe im namen Jesv Christi (im Giebel). Ach Gott, lehre mich erwerben ein ehrliches leben vnd ein seeliges sterben. An gottes segen ist alles gelegen (2. Stockwerk).
. . . . bavet im himmel vnd avf erden, wer sich verlest avf Jesvm Christ, dem wirdt der himmel werden (1. Stockwerk). (Celle, Schuhstr. 14.)

22. Durch deine gnade, o gott, ist dieser bau vollbracht,
durch deinen starken schutz wird dieses haus bewacht.
(Suderburg, Kr. Ülzen.)

23. Für fevr vndt wassernoth
behüt vns, lieber Herre Gott.
Wo Gott nicht bavet das havs,
da richt mvehe vnd arbeit (nicht avs).
Ach Gott, bewahre dieses Havs
vnd segne alle, die da gehen ein vnd aus.
(Celle, Kl. Plan 5).

24. VOR FVER VND WASSERNOHT BEHVT VNS LIBER HERGOTT. ANNO 1700.
(Ülzen, Mühlenstr. 9.)

25. Nimm, o Vater, dieses Haus gnädig stets in deinen Schutz,
nicht ist es von uns aus Hochmuth Pracht und Lust,
Segne Alle, Gross und Klein, die hier gehen aus und ein. 1845.
(Isernhagen, Kr. Burgdorf, Kircher Bauerschaft.)

26. Mein Gott, es ist Dein guter wille,
das ich was gutes schaffen soll.
So giebst Du gern des guten Fülle
und machst uns Deines Segens voll.
Doch soll derselbe uns erfreuen,
Willst Du auch angerufen sein. 1801.
(Rosche, Kr. Ülzen.)

27. Anno 1769 ist dieses Waisenhavs nev avfgebavet.
Gott bewahre es vor vnglück vnd erhalte es im Segen.
Die jetzigen Vorsteher sind B. H. Leisewitz. A. G. Eggeling.
(Celle, Fritzenwiese 1.)

28. Nimm dich, Gott, unseres Hauses an,
das ohne Dich nichts schaffen kann.
Steh ihnen bey, gieb ihnen ein,
dass sie fromm, treu und fleissig seyn.
1790. (Rosche, Kr. Ülzen.)

29. Bewahr die Scheue vor Gefahr
und segne uns von Jahr zu Jahr,
lass unser Thun gesegnet sein
und ernten reiche Früchte ein,
schenkt Deine Hand uns Überfluss,
so lass mich mässig im Genuss
und dürftige Brüder zu erfreuen.
(Nateln u. Polau, Kr. Ülzen.)

30. Bewahr uns, Herr, Hauss, Hof und gut
vor Flammen sturm und wasser fluth,
vor Hagel, Donner, Krieg und pest,
und was uns sonst verderben läst,
ach, Herr, es ist ohne deine Gunst
all arbeit, müh und Fleiss umsonst.
Heinrich Wilhelm Winckelmann. Catharina Dorotea Winckelmann.
Erbaut 1806. (Eschede u. Beedenbostel, Ldkr. Celle.)

31. Gott, bewahre dieses Haus
und alle, die da gehen ein und aus.
Dass kein Unfal sie berühre
und der heilige Geist sie führe.
An Gottes Segen ist alles gelegen. amen.
(Müden, Kr. Gifhorn.)

32. Dvrch deine craft, her jesv christ,
bewahre dis havs vnd segne, was darinnen ist. Anno 1629.
(Celle, Großer Plan 18.)

33. Was ist das schöne Haus?
Ein Schauer voller Jammer,
Eine kurz geleerte Kammer,
da man muss bald hinaus.
Der Herr behüte Deinen Eingang und Ausgang.
Unser Haus ist gebaut im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.
(Düshorn, Kr. Fallingbostel.)

34. Hilf gnädich und ersetze auch
durch deinen reichen Segen,
was Wind und Feuer, Dampf und Rauch
in Staub und Asche legen.
Behüt uns, schone diesen Ort vor Glut
und Brand und sei hinfort uns,
treuer Vater, gnädich.
(Nahrendorf, Kr. Bleckede.)

35. Wohl dem, der Gott, dem Höchsten traut,
Auf allen seinen Wegen,
Mit Gott hab ich dies Haus gebaut
Und bitt um seinen Segen.
Ist Gott nur alle Zeit mit mir,
Mein Haus, mein Werk ergeb ich Dir
Und bitt um Deine Güt und Gnad,
Bis all mein Tun ein Ende hat.
Durch Jesum Christum. Amen.
(Wistedt, Ldkr. Harburg.)

36. Ach Gott, verlass mich nicht, Gieb mir die gnadenhände.
Ach, führe mich, Dein Kind, dass ich den lauf vollende
Zu meiner seligkeit. Sei Du mein Lebenslicht,
Mein stab, mein hort, mein Schutz, Ach Gott, verlass mich nicht.
Wer Gott vertraut,
hat wohl gebaut.
J. H. Friedrich Meyer · Dorothee Meyer, geb. Meyer ·
den 14ten August Anno 1883. Z. M. B. (Weste, Kr. Ülzen.)

37. Gott ruf ich an, verlass mich nicht,
Du weisst ja wohl, was mir gebricht.
Mit Freuden geh ich an mein Werk.
Gieb Du uns allen Kraft und Stärk.
Ich streck die Hand mit Freuden aus,
komm Du mit Segen in mein Haus.
Franz Hinrich Veitheim.
Errichtet, den 26. Juli 1887. (Reinstorf, Ldkr. Lüneburg.)

38. Halte mir mein ganzes Leben,
Dass ich Deine rechte halt,
Dass ich herzlich gern dar neben
Armen helfe mannigfalt
Segne meinen Tisch und Haus,
Das ich wieder streue aus.
Wende doch von mir aus gnaden noth.
Hinrich Jürgen Kühl — Catharina Margaretha Kühlnebsch,
den 2. August 1816. (Wendhausen, Ldkr. Lüneburg.)

39. Gott, verlasz mich nicht und scheide nicht von mir; denn mein Vater und meine Mutter verlassen mich; aber der Herr wird mich aufnehmen. Er ist der Waisen Vater und der Wirt der Gerechten. (Düshorn, Kr. Fallingbostel.)

40. ACH GOTT, GIB MIR IN DIESER WELT,
WAS MIR IST NVTZ VND DIR GEFELT.
DER HERR IST MEIN GEWISSES ZIEHL,
MEIN REICHTUM VND MEIN SEGEN.
ICH MACH HABEN WENIG ODER VIEL,
DARAN IST NICHTS GELEGEN.
(Ülzen, Schuhstraße 10.)

41. Gott, breite Deine Hand über alle aus,
die da lehren und lernen in diesem Haus.
Gib Segen den Kindern allzugleich
für Erdenleben und Himmelreich.
(Vor dem alten Schulhause in Handorf, Kr. Winsen.)

42. Durch Gottes Macht und grosse Güte
Ist dieser Bau wohl aufgeführt.
Ach, Herr, in Gnaden doch behüte,
dass Feuersnoth ihn nicht berührt.
(Isernhagen, Kr. Burgdorf, Farster Bauerschaft.)

43. (C)ARSTEN · BVSCHE · ANNO . . . (16)12.
ACH · GODT · HILF · MIR · ERWERBE(n ein)
ERLICH · LEBEND · VND · SELICN · STERBENOD.
(Lüneburg, Wüstenort 2.)

44. Herr, Ach Herr, Ich bin DEIN knecht,
Ach gieb, Das Ich es Mache Recht,
lass Mich Dihr Zu Dienst allein
Hie und Dorth ergeben sein.
Auff Gott allein Die Hoffnung Mein.
Anno 1726 d. 5. September.
(Isernhagen, Kr. Burgdorf, Hohenhorster Bauerschaft.)

45. Mit Gottes Hilfe gebauet Einst und Jetzt, dafür, dass Er es so lange beschützt, sei Ihm Lob und Dank. Er wolle es ferner schützen und segnen, die darin wohnen.
(Ebenda, Niederhäger Bauerschaft.)

46. Mein Seel, Leib, Ehr und Guth bewahr,
Das mir kein Böses wiederfahr.
Gott, hilf mir immer weiter
und bleibe mein Begleiter. 1862.
(Ebenda, Farster Bauersch.)

47. Gieb, das ich fleissig sei in meines Standes Werken,
Lass Deine Kraft auch stets bei meiner Arbeit stärken.
Gieb, dass mein Herz an Dich bei aller Krankheit denk,
sich von Eitelkeit und Geitz zum Himmel lenk.
(Nahrendorf, Kr. Bleckede.)

48. Wir binden Garben ein,
Drum lass uns Korn und Weizen zur Zeit der Ernte sein;
Wir danken unserm Gott, der seine Kinder liebt
Und alle Jahr ihr Brot zur Zeit der Ernte giebt.
Johann Heinrich Aldag und Catharina Margareta Aldag, geb. Maack,
den 10. Mai 1858.
(Groß Klecken, Ldkr. Harburg.)

49. ACH HÜT UND FÜHRE MICH, SO LANG ICH LEB AUF ERDEN,
LAS MICH NICHT OHNE DICH DURCH MICH GEFÜHRET WERDEN.
FÜHR ICH MICH OHNE DICH, SO WERD ICH BALD VERFÜHRT,
WAN DU MICH FÜHREST SELBST, THU' ICH, WAS MIR GEBÜHRT.
Hans Christian Tancke — Anno 1779.
(Steinbeck, Ldkr. Harburg.)

50. Du Gott, Erhalter aller Welt,
bewahre unser Haus und Feld,
Bewahre es vor Feuer und Glut,
beschütze Leben, Hab und Gut.
Ich traue Gottes Hand,
die sorgt und walt' für meinen Stand.
den 10. Mai 1802.
(Breloh, Kr. Soltau.)

51. O Treuer Gott, wir bitten Dich,
Behüte uns doch gnädiglich;
Denn ohne Deine Gnad und Gunst
ist unser ganzes Bauhn umsonst.
An Gottes Segen ist alles gelegen.
1867 M. H. Laverscher.
(Isernhagen, Kr. Burgdorf, Kircher Bauerschaft.)

52. Ruf Tanden Hern, er hilf Teuch gern
Ihr, die Dies Haus Bewohnen:
Auf Gott und nicht Auf Meinen Rath
Will Ich Mein Glück Stets Bauen
Und Dem, Der Mich Er Schaffen Hat,
Mit Ganzer Seele Trauen.
Er, der Die Welt Almechtig hält,
Wird Mich In Meinen Tagen
Als Gott Und Vater tragen.
Johann Ludolf Schmantz. Cathrina Dorotea Schmantzen.
Anno 1832. (Lindhorst, Ldkr. Harburg.)

53. Mit Dier fangen wier die Arbeit an,
hilf, daß wier sie vollenden können,
nimm Diech auch unserß Hauseß an,
daß wier ohne Diech nicht schaffen können,
steh unß beh und gib unß ein,
daß wier fromm, treu und fleissig sehn.
Johann Hinrich Lohmann — R. K. L. Lohmann, geb. Brammerß.
1817. (Mannhorn, Ldkr. Celle.)

54. Gott, ich bin noch nie zu dir gekommen,
ohne, Herr, von dir erhört zu seyn,
Segen habe ich stets von dir genommen,
stets, o Vater, will ich dir mich weihn.
Bleibe mit mir, sey des Lebens Stärke,
wenn dem Leben heitrer Muth gebricht,
Des sagt ja jedes deiner Werke,
du regierest, du verlässt mich nicht.
M. Johann Heinrich Rogge,
Johann Heinrich Gottfried Dusche und dessen Mutter Witt. Dusche 1819.
(Isernhagen, Kr. Burgdorf, Kircher Bauerschaft.)

55. Gelob sei Gott, der Früchte schafft,
Gott, der den Erdkreis schmücket,
Preis sei ihm, Ehre, Dank und Kraft,
Der, was er schuf, beglücket.
Der Herr erschafft, der Herr erhält.
Er liebt und segnet seine Welt.
Lobsinget ihn, Geschöpfe.
Hans Peter Hoyer und Cathar. Hoyer, geb. Stöver.
Erbauet Anno 1855. (Groß Klecken, Ldkr. Harburg.)

56. Hilf, dass wir das Gut der Erden
Treu verwalten immerfort;
Alles soll geheiligt werden
Durch Gebet und Gottes Wort. Amen.

Peter Matthies. Maria Matthies 1716.

(Schwiedersdorf, Ldkr. Harburg.)

57. Deutsches Haus, Deutsches Land, schütze Gott mit starker Hand.

(Ülzen, Veerßerstr.)

58. Es walte Segene, und bewahre der libe Gott dieses Haus. 1738.

(Oldendorf, Kr. Ülzen.)

59. Ach Herr, wir woll'n unser Brot
in Schweis ja gern erwerben.
Lass aber durch die Kriegesnohd
hinfort uns nicht verderben.

Darunter: Gott, behüte dieses Haus
und alle, die daein gehen oder aus.
An Gottes Segen ist alles gelegen.

Carsten Hopp
Ao. 1700
Den. 5. Juli.

(Falkenbergerhof in Neugraben, Ldkr. Harburg.)

60. Zum Dancen Komt das Flehn,
Lass Uns, O Frommer Gott,
Vor Feuer Sicher Stehn.
Und Auch Vor Andre Noth.

Hein Münte — Catrina Margaretha Münten. Ao. 1851.

(Elstorf, Ldkr. Harburg.)

61. Wenn unser Fleiss das seine schaft,
So gieb dem Leibe Muth und Kraft,
Erhalte uns gesund und frisch
Und sägne Nahrung, Haus und Tisch,
Bescheere uns das täglich Brot
Und sorge für uns in der Noht, amen.

(Müden, Kr. Gifhorn.)

62. MIT GOTT IN EINER JEDEN SACH'
DEN ANFANG UND DAS ENDE MACH.
MIT GOTT GERÄT DER ANFANG WOHL,
FÜRS ENDE MAN GOTT DANKEN SOLL. 1750.

(Wilhelmsburg, Ldkr. Harburg.)

63. Anfang und Mitte samt dem Ende
stell allein in Gottes Hände,
Er gebe, was mir nützlich ist,
Drum spreche ich zu jeder Frist:
Das walte Gott.
O Herr hilf, o Herr,
lass wohl gelingen und segne unsern
Eingang und Ausgang. Amen. 1855.

(Dohnsen, Ldkr. Celle.)

64. Herr, segne mich, Dein Geist verleih,
Das, was ich treibe, glücklich sey
Mit meinen Anschlag, That und Raht,
Das es Erwünschten Fordt gang hat.

Hermann Wolckenhauer, Cathrina Magreta Wolckenhauern 1816.

Scheune, erhabene Schrift am ersten Setzbalken, stark verwittert.

(Ort Neugraben, Gemeinde Fischbeck, Ldkr. Harburg.)

65. Gib, Herr, den Segen
Dass auch hier
Der Arbeit Fleiss gedeihe,
Damit zu unserm Ruhm und Zier
Sich Erd und Himmel freue. —
Der Segen des Herrn machet reich ohne Mühe.

Am Setzbalken eingeschnitten:

Karsten Diers. Anna Margretha, geb. Hauschildts.
Anno 1817. C. H. P. CH. * B. Den 16. Juny.

Zimmermannszeichen: Winkel und Zirkel, am Holm eingeschnitten.

(Scheune in Neugraben, Ldkr. Harburg.)

66. Die Erdenheimat fand ich hier,
Herr, zeig den Weg zur ew'gen mir.

(Hollenstedt, Ldkr. Harburg.)

67. Wir hoffen, Herr, auf gute Zeiten
Und bitten, gib sie dieses Jahr.
Ach, steh uns alle Zeit zur Seiten,
Nimm Gross und Klein aufs beste wahr.
Beschütze Menschen Vieh und Haus
Und segne, die gehn ein und aus.
Und ist es dann nicht gut auf Erden,
Im Himmel wird es besser werden. Amen.

(Wistedt, Ldkr. Harburg.)

G. Sinnsprüche, Ermahnungen usw.

Sinnsprüche, Ermahnungen usw.

1. Wenn Fürsten zu Gerichte sitzen
und Priester auf der Canzel stehn,
die Meister in der Wärkstät Schwitzen
Und Bauern wohl zu Felde gehn,
so wird das Reich auf dieser Erden
wohl zum gelobten Lande werden.

1801. J. N. T. I. E. D. E. N. (Hösseringen, Kr. Ülzen.)

2. Gott allein die Ehr,
der Babst und seine Rott
hat keine mehr.

(Inschrift am Superintendenturgebäude in Fallersleben aus dem 16. Jahrh.)

3. Der Spruch

SIMILIA SIMILIBUS CURANTUR

an dem Hause Gudesstraße 56 in Ülzen weist darauf hin, daß der Erbauer dieses Hauses ein homöopathischer Arzt gewesen ist. Noch eine zweite Inschrift ist an diesem Hause:

Solange noch die Eichen wachsen,
lebt Welfentreu in Niedersachsen.

4. Ach Gott, wie geht es immer zu,
das die mir nichts gönnen, den' ich nichts thu,
das die mir nichts gönnen und auch nichts geben,
müssen dem nach sehen, das ich kann leben. amen. 1721.

(Müden, Kr. Gifhorn.)

5. Wenn Laub und Gras stets
wächst wie Hass und Neid,
Dann haben Schaf und Rinder
allzeit einen guten Winter.

(Schnackenburg, Kr. Lüchow.)

6. Richte nicht mich undt die Meingen,
ein Jeder Besehe sich erst mit den Seinigen.
findt er dann keinen Fehler bei sich undt den Seinigen,
so Komme undt Richte mich undt die Meingen (1743?)

(Bleckede.)

7. Die mir nichts gönnen und mir nichts geben,
die müssen sehn, das ich tu leben.
Und wenn sie meinen, ich bin verdorben,
Sol'n sie man für sich selber sorgen (1725).

Dem Erbauer des Hauses sollen große Schwierigkeiten in den Weg gelegt sein, deshalb obige Inschrift. (Dorfmark, Kr. Fallingbostel.)

8. Hilf, gott, avs noth die abgvnst ist sehr gros. —
Sigmvnd Timme · Catarina Evers · 1673.

(Celle, 2. Querstr. 8.)

9. Wer bauen will an freier Strassen,
muss sich viel unnütz Geschwätz nicht irren lassen.

(Winsen, Kr. Celle.)

10. Wenn Missgunst mich gefressen,
wäre meiner längst vergessen.
Ich leide, meide,
bete und arbeite. 1777.

Diese Inschrift entstand dadurch, daß sich seinerzeit ein fremder Schmied in Hollenstedt niederließ, dem von einem benachbarten Bauern allerlei Schwierigkeiten beim Bau der Schmiede in den Weg gelegt wurden, da er befürchtete, durch das Hämmern im Schlaf gestört zu werden. (Hollenstedt, Ldkr. Harburg.)

11. Ich achte meinen Hasser
Gleich wie das Regenwasser,
Dass von den Dächern fleusst,
Und ob sie mich gleich meiden,
So müssen sie doch leiden,
Dass Gott mir Hülf und Beistand leist.
Anno 1791, den 12. October. (Caroxbostel, Ldkr. Harburg.)

12. Ach Gott, wi geht es immer zv, das die mich hassen, den ich nichts tve,
die mich nichts gonnen noch geben, mvssen leiden, das ich lebe.
(Celle, Mauernstr. 25.)

13. Allen, die mich kennen,
Denen gebe der liebe Gott, was sie mir gönnen. (1786.)
(Fischbeck und Wulmstorf, Ldkr. Harburg, Oldendorf I, Kr. Ülzen.)

14. Gott gebe allen, die mich kennen, zehen mal so vil, als sie mir gvnnen.
(Celle, Bergstr. 44.)

15. Im Giebel ein Weinstock; darunter:
Der edle Rebensaft bavt hävser vnd giebt kraft.
(Ebenda, Stechbahn 10.)

16. Gott lieben, macht selig,
Wein trinken, macht fröhlich.
Drum liebe Gott und trinke Wein,
So kannst du fröhlich und selig sein!
(Alter Ratskeller zu Ülzen.)

17. Das dieses havs avs noth vnd nicht avs lvst gebavet,
weis der, so voriges hat emals angeschawet. (Anno 1649).
(Celle, Poststr. 7.)

18. Wier baven steif vnd feste vnd sein nvr fremde geste.
Johan Jochim Bötger. Anna Heidewig Oberdorfes 1725
(Ebenda, Kl. Plan 4.)

19. Wohl denen, deren Hausgenossen
die Furcht des Herrn vor Augen schwebt,
wenn jeder treu und unverdrossen
nach seiner Pflichterfüllung strebt,
wenn Eintracht und Zufriedenheit
sein Haus und Sitz des Segens erreicht. Amen.
(Nahrendorf, Kr. Bleckede.)

20. ACH, WIE WICHTIG,
ACH, WIE FLÜCHTIG
SIND DER MENSCHEN SCHÄTZE.
ES KANN GLUT UND FLUT ENTSTEHEN,
EHE WIR UNS VERSEHEN,
ALLES MUS ZU TRÜMMER GEHEN.
EGGELING REINCKEN · METTA SCHMETS · CASTEN ENGELKEN 1695.
(Wathlingen, Ldkr. Celle.)

21. Viel betrachten, wenig sagen,
seine Noth nicht Jeden klagen,
viel anhören ohn' antworten,
behutsam sein an allen Orten,
in Glück und Unglück sich zu schicken,
das sind die rechten Meisterstücke.
Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut
im Himmel und auf Erden.
1847. Mstr. Friedrich Laverscher.
(Isernhagen, Kr. Burgdorf, Niederhäger Bauerschaft.)

22. Ich bin nicht aus Stolz und Pracht,
Gott hat mich dazu gebracht.
Ich werde es vollenden,
Mit Gottes Hülfe enden.
Hans Heinrich Krüger — Frau Margreda Torothea Krüger.
Lüneburg, ten 16. August 1811.
(Lüneburg.)

23. Den Lehrstand lass vor allen Dingen
Des Höchsten Segenshand gelingen.
Der Lehrer Mühe lass gedeihn
und ihre Lehren fruchtbar sein.
(Schulhaus in Bahnsen, Kr. Ülzen.)

24. Wo Lieb und Fleiss im Hause wohnt,
Des Herren Hand die Mühe lohnt.
(Hollenstedt, Ldkr. Harburg.)

25. Liebe und Freundschaft haben es gebaut,
Friede und Einigkeit mögen es bewohnen.

An Gottes Segen ist alles gelegen.
d. 5ten Juni 1837. M. J. H. Bostel. —
Eingeschnitten und gemalt.
(Isernhagen, Kr. Burgdorf, Niederhäger Bauerschaft.)

26. Mein Kapithal ist Arbeit bloss,
die leg ich in der Erdenschoss
in Gottes Namen nieder.
Dis Kapithal bringt alle mal
die Zinsen sammt dem Kapithal
viel Hundertfältig wieder.
(Ohrdorf, Kr. Isenhagen.)

27. Wer fleissig ist und redlich denkt,
aus Vorsatz keinen Menschen krenkt,
den Armen giebt, so Viel er kan,
des nimt gewiss der Herr sich an;
sein Herz ist frey von Hass und Neid,
er sucht nur Fried und Ruh.
Johan Jürgen Burmeister · Anna Maria Behnen · Z. M. Benehke.
Den 7ten Mey · Anno 1805 · (Riebelitz, Kr. Ülzen.)

28. WER · FLEISSIG · IST · IN · SEINEM · STANDT ·
DEN · WIL · GODT · SEGN · MIT · MILDER · HANDT ·
GODT · IST · ALLEIN · DIE EHR. 1624.
(Lüneburg, Wüstenort 8/9.)

29. Ich baue nicht aus Stolz und Pracht,
Die Not hat mich dazu gebracht.
(Winsen, Ldkr. Celle.)

30. Allen Leuten recht getan, ist eine Kunst, die niemand kann
(Ülzen, Bahnhofstr. 51.)

31. Geniesse, was dir Gott beschieden,
entbehre gern, was du nicht hast.
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
ein jeder Stand hat seine Last.
(Wulmstorf u. Wistedt, Ldkr. Harburg.)

H. Plattdeutsche Inschriften.

Plattdeutsche Inschriften

1. De · XXXVII · psalm · wachte · op · den · heren · vnd · holt · sin · gebot · so · we(rd) · he · di · vorhogen · dat · du · dat · landt · ervest · Du · werst · idt · sehen · dath · de · godtlosen · uthgera (det) · werden · anno · dm · m · ccccilX
ferner:
Salomonis · x · de · Segen · des · heren · maket · rike · ane · moie · wol · vor · einen · andern · borge · wert · de · wert · schaden · hebben · wol · avers · sich · vor · gelaven · wereth · de · ihs · seker · anno · dni · 1. 5. 59
(Lüneburg, Salzstraße 17.)

2. soket den heren, de wile, dat he to vindēde is · ropet en an, de wile, dat he harde bis is · esaia · iV · 1541 (Lüneburg, Neue Sülze 22.)

3. Rope mi an in der nodt so wil ick di errdden so schaltv mi prisen. 50. Psal.
In silentio et spe erit fortitvdo vestra beati qui expectant dominvm. Esa 50 . . . 18.
Der herre bewhare deinen eingang vndt avsgang von nvn an biss in ewicheit. 121. Psalm.
Woll dem der den herren frvchtet vnd avf seinen wegen gehet. 128. Psalm. anno 1602.
Die Inschrift ist jetzt nicht mehr vorhanden.
(Celle, An der Kirche 2, altes Schulhaus.

4. ALSO · HEFT · GOT · DE · WELT · GELEVET ·
DAT · HE · SINEN · ENIGEN · BAREN ·
SONE · GAF · VP · DAT · ALLE · DE · AN · EN ·
GELOVEN · NICH · VORLAREN · WERDEN ·
SVNDE(R · DAT · EV(IGE · LEVENT · HEBBEN · 1568
(Lüneburg, Auf der Altstadt 8, Dorfmark, Kr. Fallingbostel und Celle.)

5. WOL GODT VERTRVWET DE HET WOL GEBVWFT RT
HE GEVEN VT GNADEN DE SEGĒ DES HERRN
MAKET RIKE ANE MOGE KARKEN GANDT
SVMET NICHT, ALMISSEN GEVEN, ARMET NICH 1591.
(Lüneburg, Große Bäckerstr. 24.)

6. oth like wol liden dat oth schut ·
Anno Dm M · CCCCC · XXXVIII · Hans wilkens
me fecit, ferner:
Dat wort Godes · bli(ft) Ewich · Jot hat(f) et
mennich dat de . . . . .
und nach der Zollstraße zu:
ANO . 1 . 5 . 7 . 4.

(Lüneburg, Große Bäckerstr. 19, 20.)

7. HERE, LAT MI DINE GNADE WERDER FAHREN .
DINE HVLPE NA DINEN WORT . DAT ICK
ANTWARDER MOGE MINEN LESTERER .
DEN (HER ICH VERLAT MI UP DIN WORT
PS. 119). Und über der Bodenluke ANNO 1620.

(Lüneburg, Grapengießer Str. 5.)

8. DRINKVNDIGOTDINESHERNNICHT VORGIT . WES . WIEIG . VND . GIFDN . ARMENSOLET . SICK . GOT . OVER . DICK . EBARMEN.

(Isernhagen, Kr. Burgdorf, Kircher Bauerschaft.)

9. (KARKEN GANDT SOMEDT NICHT . ALMISSEN GEVENT ARMENDT NICHT . VNRECHT VERDICH GODT DIET NICHT . WENTE WOL VP GODT VORTROWED HEFT WOL GEBOWEDT) DE SEGEN DES HEREN MAKET RICK . ANA MOIHE ANNO . 15 . 72 . (Lüneburg, Grapengießer Str. 12.)

10. Vor . lene . Vns . frede . gnedich . lick . Her . godt . Tho . Unsen . Thiden . Dar. Jis . nen . Ander . nicht . Devor . Uns Kunde . Striden . Du Unser Here Godt Alleine . Also Heft Godt De Welt Gelevet . 1580 .

(Lüneburg, Schröderstr. 12.)

11. Gohtt mit unss. behöte uns lieber Herre gohtt.
Führ Fehür untt wasersnohtt Ammen.
Klaus Putfarcken — Anna Christina Meiers.
1715 den 20. November.

(Scheune in Vor-Bleckede.)

12. NIMM, HERR, DIT HUS IN DINE HUT,
DAT DOKTERS UN AFKATEN BLIWEN BUT.

(Eckernworth, Kr. Fallingbostel.)

13. AFGUNST DER LÜDE KAN MIR NICHTS SCHADEN,
WAT MIR GODT GUNDT, WERDT WOHLGERADEN —
1618 — GODT LET UNS DARUMME STERBEN,
DAT WI EIN BETER LEBEND ERVEN.
WARNEKE HORMAN DE OLDE — HANS HORMAN DE JUNG.

(Schafstall in Mannhorn, Ldkr. Zelle.)

14. Help Godt, wo geiht idt immer tho, de mi nicht gunnen, noch gewen,
Dat de mi fatet, den ick nich dho, Moten doch liden, dat ick bi ehne lewe.
Anno 1621, den 7. May. (Soltau.)

15. Doh du dat dine,
Gott deit dat sine.

(Hösseringen, Kr. Ülzen.)

16. Wenn eener boen will in düsse Stadt, he mot hören erst den hogen Magistrat
Denn geiht dat noch nich glieks so glatt, und de kloken Börgers ihren Rat.

(Ülzen, Ecke Gudes- und Schuhstr.)

17. GAH IN, GAH UT, BLIEV FRÜND IM HUS.

darunter:

WENN EENER KÜMMT UND TO MI SEGGT: ICK MAK ET ALLEN LÜDEN RECHT,
SEGG ICK TO EM: MIN FRÜND, MIT GUNST, LEHR MI OK DÜSSE SWARE KUNST.

(Ülzen, Frohnssches Haus.)

Lateinische Inschriften

I. Lateinische Inschriften.

1. Malo invidiam qvam misericordiam dominvs providebit. Aō 1670. (Celle, Gr. Plan 2.)

   (Dem Argen wird der Herr Mißgunst anstatt Mitleid schicken.)

2. Eggeling Kammann. Catarina Coding. 1600. Omnis qvi invocaverit momen domini salverserit. MCCCC. (Ebenda, Neue Str. 32.)

   (Jeder, der den Namen Gottes anrufen wird, wird errettet werden.)

3. Am Türmchen über der Wache: Pvniendis facinorosis cvstodiendis fvriosis et mente captis pvblico svmptv dicata domvs. (Ebenda, Trift 58.)

   (Den strafbaren Übeltätern, den zu bewachenden Rasenden und den Unsinnigen ist dies auf öffentliche Kosten erbaute Haus zugeeignet.)

4. In manv domini sors et salvs mea 1672. (Ebenda, Hehlentorstr. 20.)

   (In des Herrn Hand mein Schicksal und mein Heil.)

5. Prov. 8. Melior est enim sapientia margaritis et omnia jvcvnda non possvnt conferri. — Sir. I. Omnis avtem sapientia a domino et cvm illo fvit semper et est ante aevvm. — Sap . . . Bonorvm laborvm gloriosvs est frvctvs et qvae non concidit radix sapientiae. (Ebenda, Hinter der Kirche 6.)

   (Besser nämlich als Perlen ist die Weisheit, und nichts, was Freude macht, ist ihr zu vergleichen. Sprüche Sal. 8.)

   (Sirach 1. Alle Weisheit aber ist von Gott, und bei ihm ist sie von Ewigkeit her gewesen.)

   (Weisheit Salom. Rühmlich ist die Frucht guter Werke und eine Wurzel der Weisheit, die nicht vergeht.)

6. Docete et commonete vosmet in psalmis hymnis et canticis spiritvalibvs et qvicqvid egeritis sermone avt facto omnia in nomine domini jesv facite col 3. — Paratvm cor mevm devs cantabo et psallam Ps. 108. — 90. Psalm. Herr, lehr vns bedencken, das wir sterbeu mvssen, avf das wir ewig werden. (Ebenda, Hinter der Kirche 4.)

   (Colosser 3. Lehret und ermahnet euch selbst mit Psalmen und Lobgesängen und geistlichen Liedern, und alles, was ihr tut, das tut alles im Namen des Herrn Jesu.)

   (Psalm 108. Mein Herz ist bereit, Gott, ich werde singen und spielen.)

7. Im Giebel der Nordseite: 1579. Altes städtisches Wappen. Darunter: Nisi dominvs cvsto dierit civitatem in vanvm vigilat qui cvstodit eam. Psalm 127. (Ebenda, am Markte 15.)

   (Psalm 127. Wenn der Herr nicht die Stadt bewacht, so wacht der Wächter umsonst.)

8. Soli Deo gloria. Sander Schr. — me fieri fecit. (Ebenda, Zöllnerstr. 6.)

   (Gott allein die Ehre. Sander Schr. — hat mich werden lassen bauen heißen.)

9. Si deus pro nobis quis contra nos. (Ebenda, Mauernstr. 39.)

   (Ist Gott für uns, wer [mag] wider uns [sein].)

10. Nisi dominvs edificaverit domvm in vanvm laboraverint qui aedificant eam Psalm XXXVII. Illustris principis ac. D. D. Wilhelmi Brvnswig ac. Lvnaebvr dvcis svmptibvs hae aedes extrvatae sunt. (Ebenda, Nr. 12.)

    (Psalm 37. Wenn Gott nicht das Haus baut, so arbeiten umsonst, die daran bauen.)

    (Auf des erlauchten Herrn und Herzogs Wilhelm von Braunschweig und Lüneburg Kosten sind diese Gebäude errichtet worden.)

11. Fidentem nescit deseruisse deus Anno 1706. (Ebenda, Nr. 2.)

    (Den Gläubigen will der Herr nicht verlassen.)

12. HER . CLAWS . GARLOP . PRO . PATRIAE . LIBERTATE / ANNO . 13 . 71 . IN . DIE . VRSVLAE . OCCVBVIT (Lüneburg, Garlopenwohnung, Haus Nr. 14.)

    (Herr Klaus Garlop ist für die Freiheit des Vaterlandes gefallen im Jahre 1371 am Ursulatage.)

13. BERHARD' . SPES . FVTVRORUM . BONORUM . PRAESENTEM . FORTVNAM . LENIT ANO . 15 . 90. (Lüneburg, Hinter der Bardowicker Mauer 8.)

    (Die Hoffnung auf zukünftige Güter mildert das gegenwärtige Mißgeschick.)

14. OMNIA . NEGOTIA . TVA EXIGE ADVERBVM DEI . EC . 9 . AO . 1585. (Lüneburg, Neue Sülze 31.)

    (All dein Werk führe nach Gottes Wort.)

15. TVA MORS CHRISTI FRAVS TERRAE (GL) ORIA CŒLI (ET) DOLOR INFERNI SVNT ME DITANDA TI (Bi). (Lüneburg, Neue Sülze 32).

    (Christi Tod, der Betrug der Welt, des Himmels Ruhm, der Höllen Qual mußt du als deine Angelegenheiten beherzigen.)

16. RQ 3. PARAT (zwei Löwen) NI . VIGIL . IPSE . DEVS . MVROS . ET . MOENIA SERV . . . . . F(?)RVSTRA . MOENIA . MILES . OBIT . ANNO . M . D . LXXIII

(Lüneburg, Salzstraße, am Wasser 2.)

(Wenn nicht der wachsame Gott selbst Mauern und Stadt beschützt, so begibt sich der Krieger umsonst auf die Mauer.)

17. FORM . HVIVS DOMVS VETUSTATE TEMPORIS COLLAPSAM IN MELIOREM HANC FORMAM REDIGERE CVRAVIT HARDWICVS à DASSELL MDCCIX.

(Lüneburg, Am Markt 2.)

(Die Gestalt dieses vor Alter zerfallenen Hauses hat Hartwig von Dassel in dieser besseren Form wieder aufrichten lassen.)

18. Quae te vicit clementia. ut ferrès nostra crimina. Crudelem mortem patiens, ut nos a morte tolleres, Nobis natus, nobis datus ex intahta virgine.

Post nubila Phoebus 1556.

(Ochsendorf bei Fallersleben, Setzschwelle des Pfarrhauses.)

(Welche Milde hat dich besiegt, daß du unsere Schuld trägst, indem du den grausamen Tod erduldest, uns geboren, uns gegeben von der unbefleckten Jungfrau. Nach dem Dunkel die Sonne.)

19. Pestis, bella, fames absint, pax vivida vivat. Anno Xti 1651.

(Giebelinschrift am Pfarrhaus zu Kirchhorst, Kr. Burgdorf.)

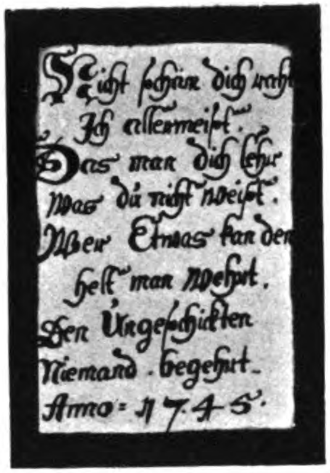
(Seuche, Kriege, Hungersnot mögen fern bleiben, der lebendige Friede lebe. Im Jahre Christi 1651).

Anhang.

Inschriften auf Butzenscheiben.

In früheren Jahrhunderten gehörte das sogenannte „Husbörn" in Niedersachsen zu den größten Festlichkeiten, die oft weitaus glänzender gestaltet wurden als eine Hochzeit. In einzelnen abgelegenen Ortschaften hat sich diese Sitte bis auf den heutigen Tag erhalten. So habe ich vor gut 20 Jahren ein solches Hausrichtungsfest in Daerstorf bei Elstorf mitgemacht, an dem mehrere hundert Personen, nicht nur aus dem Orte selbst, sondern auch aus mehreren Nachbardörfern teilnahmen. Der Geistliche hielt die Weihrede, und nach dem feierlichen Akt begann die „Richteköst", bei der nicht zu knapp gegessen und getrunken wurde. Ein Tanz beschloß die Feier. Während heute die geladenen Gäste vielfach Geldgeschenke darreichen, stifteten sie in alten Zeiten buntbemalte, mit schönen Sinnsprüchen versehene Butzenscheiben. Umfangreiche Sammlungen solcher Scheiben besitzen die Museen zu Celle, Lüneburg und Harburg sowie viele Privatsammlungen. Butzenscheiben

Wie beigefügte Abbildungen zeigen, stand die Kunst des Bemalens von Fensterscheiben bei unserm niedersächsischen Bauern im 18. Jahrhundert in ganz besonderer Blüte. Anfangs verstand man, die Scheiben mit hübschen Bildnissen zu schmücken, wobei das Pferd, das Sinnbild der Niedersachsen, eine Hauptrolle spielte (Abb. 7 u. 8). Auch Bauernwappen trifft man hier und dort auf Butzenscheiben an (Abb. 5 u. 6), ferner Bilder von Handwerkern, die beim Hausbau beschäftigt waren (Abb. 9, 10, 11, 12). Die Buchstaben sind mit allerlei Schnörkeleien verziert (Abb. 1 u. 3). Am Ausgange des 18. Jahrhunderts verflacht diese Kunst (Bild 2), und mit Beginn des 19. Jahrhunderts verschwindet sie ganz und gar.



1



2



3



4



5



6



7



8

Butzenscheiben aus dem Lüneburgischen (Originale im Harburger Museum.)

Phot. Carl Timm (Harburg).

Diese kleinen in Blei gefaßten Fenster wurden vielfach auch bei Kindtaufen und Hochzeiten als Geschenk verwandt. Die Sprüche zielten meistens auf ein frommes Haus- und Familienleben, sowie auf die Pflege treuer Nachbarschaft hin. Meistens verewigten sich auch der Spender nebst seiner Frau auf dieser Scheibe durch Namen-Inschriften.



Abb. 9—12. Butzenscheiben aus dem Lüneburgischen.

Nachstehende Spruchsammlung findet sich auf Butzenscheiben eines Bauernhauses zu Lürade (Ldkr. Harburg).

1. „Täglich Bedenk, mein Frommer Christ: Erstlich, Woher du Kommen bist, Darnach, waß du seißt am leben. Zum dritten, Mensch, Wohl oder eben: Was aus deinem Körper wird werden, wenn du wirst gegraben in die Erden."

2. „So lange deine Sachge Stehet Wol und Fein, Werden viel Freunde Bey dir sein, und wen es dihr Wird übel gehen, Werden Wenig bey dir stehen."

3. „Es ißt jetzund der Gemeine (Gemeinde) Seegen, daß Zwey gehen und den dritten drägen, daß ißt aber nicht Recht und Wol Gethan, daß man den Soll drägen, der wol kann gahn."

4. „Kom Kreutzes Laßt, du Wehrter gaßt, Ich wil dir Willig Tragen. Ein jeder Christ, So From Er ißt, muß Haben Seyne Plagen."

5. „Schöne Gaben Gibet dein Geißt deinen dinern allermeißt, christliche Libe zu Lehren, dein Himmel-Reich zu Mehren."

6. „Durch ordentlich Hauß-Halten Sol dein Hauß und Kammer werden vol. Die Ordnung sähe am Himmel an mit beten, Tu Gutt aufsicht hahn (haben), Spar und gib dem gesinde daß Seyne. Lebe einig mit der Frauen deyne."

7. „Allein auff Gott Setz dein Vertrauen, Auff Menschen-Hülff Solln Nicht bauen. Gott Ißt allein, der Gauben Hält, Sons Ißt kein Glaube mehr in der Welt."

8. „Laß kein unfall Verdrießen dich, Wenn daß glück gehet hinter sich. Anfang und Ende Seyn Nicht gleich, wie Solcheß Offtmahls findet Sich."

9. „Quat (Böses) von nimand Bedenk, Noch Sprich, den (denn) kein Mensch Lebet ohne gebrech. Redeßtu (redest du) alles Nach deinen Willen. Man wird dich gar bald Wieder Stillen."

10. „Nicht schäm dich, raht Ich allermeißt, Das man dich lehr, was du nicht weißt. Wer Etwas kan, den helt man wehrt, Den Ungeschickten niemand begehrt. Anno 1745*).

11. „Jesus, Ich will lieben dich, Meiner Sellen für und für, der du deine Tausend Wunden hast für meine Selle verbunden."

12. „Bewahr dein Ehr, Hüt dich vor Schand. Ehr ist für War (fürwahr) dein Höchstes Pfand. Wirstu die Schantz Einmahl Versehen, So ißt um Deine Ehr geschehen."

13. „Dem größten Weich, Acht dich gering, daß er dich Nicht in Unglück bring. Dem kleinsten auch kein Unrecht Thu, so Lebst tu stets in Rast und Ruh."

* * *

Türinschrift

Am Schlusse meiner Ausführungen sei noch erwähnt, daß man es in früheren Jahrhunderten in den Städten meisterhaft verstanden hat, auch die Haustüren mit allerlei hübschen Inschriften und Sinnsprüchen zu schmücken. Nachstehendes Bild zeigt eine solche Tür aus Harburg (Lämmertwiete 3).

Die Bekrönung trägt die Inschrift: „HINRICUS SCHLEM 1683 — SOPHIA DOROTHEA SCHLEMS" und der darüber liegende Riegel:

EST IESVS OPERIS CVSTOS VITÆ QVE MAGISTER
EN QVID OBEST OPERÆ SOL PIETATIS INEST
DEO DANTE NIHIL VALET INVIDIA

(Jesus ist der Hüter des Werkes (Hauses) und des Lebens Meister. Was auch das Haus bestürmt, so scheint doch darinnen die Sonne der Frömmigkeit. Wo Gott segnet, ist die tückische List nichts zu achten.)

Stellt man die großen Buchstaben der beiden ersten Versreihen untereinander, so ergeben diese, als römische Zahlen betrachtet und addiert, die über der Tür stehende Jahreszahl 1683, wie folgendes Bild beweist:

---

*) Siehe Abb. 1.

1. Reihe:

I	=	1
V	=	5
I	=	1
C	=	100
V	=	5
V	=	5
I	=	1
V	=	5
M	=	1000
I	=	1
		1124

2. Reihe:

V	=	5
I	=	1
D	=	500
L	=	50
I	=	1
I	=	1
I	=	1
		559
		+ 1124
		1683

Harburg war ehedem sehr reich an solchen geschnitzten Türen, Riegeln, Kopfbindern usw. In den letzten Jahren haben leider die meisten dieser Häuser (mit nur wenigen Ausnahmen) modernen Gebäuden Platz machen müssen. Im dortigen Museum werden noch viele solche Kunstwerke aufbewahrt.



Haustür des Wohnhauses Lämmertwiete 3 zu Harburg.

A. F. F. H.



Hausmarken.

Von Rektor Reinstorf (Wilhelmsburg).

Die Hausmarken sind weit verbreitet. Sie finden sich nicht nur in den verschiedensten Teilen Deutschlands, sondern auch darüber hinaus in Dänemark, Schweden und Norwegen, Island, England, Holland, Belgien, der Schweiz, Österreich-Ungarn und Polen, vereinzelt auch in Frankreich und Italien.

In Deutschland treffen wir sie besonders im Norden, Nordosten und Süden an.

Verbreitung

Von den Nachbarbezirken des Lüneburger Landes, in denen Hausmarken vorkommen, seien erwähnt die Marschgebiete des Regierungsbezirks Stade und des Hamburger Landgebietes.

Im Lüneburgischen finden wir die Hausmarken fast ausschließlich in den Städten, z. B. in Celle (Fig. 1—6), Harburg (Fig. 7), Lüneburg (Fig. 8—12), wo nach Gebhardi auch die 54 Sülzhäuser Hausmarken hatten, Soltau (Fig. 13—24), Walsrode (Fig. 25), und in der Marsch (Fig. 29—79). Hier waren sie verbreitet auf der Elbinsel Wilhelmsburg (Fig. 62—79) und den benachbarten Inseln, in der Marsch bei Harburg, in den Vogteien Marsch und Neuland*) im alten Amte Winsen (Fig. 29—40), in der Marsch des Binnenlandes, in derjenigen um Bütlingen (Fig. 41—55) und Lüdershausen (Fig. 56—61) und in dem Dorfe Borstel bei Winsen (Fig. 26—28), das jedenfalls von der Marsch aus gegründet wurde (vergl. v. Hammerstein, Der Bardengau). Weiter an der Elbe hinauf, z. B. in Radegast und dem hannoverschen Wendlande finden wir keine Hausmarken. Auch kennt die Geest keine solche. Die ganz vereinzelt, z. B. in Alvern bei Munster (Fig. 81), Linden bei Ebstorf (Fig. 82) und Müden bei Hermannsburg (Fig. 80) an Häusern auftretenden Marken werden, ebenso wie das Zeichen an der Viertelglocke im Heiligen-Geist-Turm in Lüneburg (Fig. 12) nicht als Hausmarken, sondern als Werkzeichen des Verfertigers anzusehen sein.

Eine Erklärung findet die Tatsache, daß die Hausmarken nur in den Städten und in der Marsch, nicht aber auf der Geest vorkommen, in dem

*) Die Bemerkung v. Hammersteins (Der Bardengau, S. 588), daß im der Vogtei Neuland keine Hausmarken vorkämen, ist nicht richtig, da sich in dem Dorfe Fliegenberg solche finden.

Umstande, daß sie sich, wie das auch z. B. für die Dörfer bei Danzig erwiesen ist, durchweg bei freier gestellten Bewohnern finden, nicht bei untertänigen Besitzern, wie es die Bewohner der Geest meistens waren. Von den Bewohnern der Städte und der Marsch führten in der Regel wieder nur die größeren Besitzer Hausmarken. So finden sie sich in der Vogtei Marsch, die unter Heinrich dem Löwen mit freien Ansiedlern besetzt sein soll, nur bei den bespannten Reihestellen, in Bütlingen nur bei den Höfnern, deren Besitz in den alten Amtsakten stets als Erbgut bezeichnet wird. Der Gebrauch der Hausmarken bezeichnet also einen Unterschied zwischen freieren und abhängigeren, zwischen größeren und kleineren Besitzern. Der Grund für diese Erscheinung ist wohl darin zu suchen, daß nur die größeren Besitzer, weil nur ihnen die Rechtsfähigkeit bei Gemeindeangelegenheiten, sowie die Teilnahme an der Benutzung der Gemeinheiten zustand, von ihnen Gebrauch machen konnten, während bei den kleineren Besitzern kein Bedürfnis zur Führung von Hausmarken vorhanden war.

Zuerst versah der Besitzer wohl seine bewegliche Habe mit einer Marke als Kennzeichen. Später haftet sie an Haus und Grundstück und damit zugleich auch an dem Besitzer. Wir finden die Hausmarken an Häusern (jedoch nur in Städten, nicht auf dem Lande) und zwar meistens über der Haustür (Fig. 1—10), an Booten, Kirchenstühlen, auf Grabsteinen (Fig. 11, 13—24), Siegeln, Wappen, unter Schriftstücken (Fig. 42, 45—47, 49—52, 56—79) usw. Die Tiere wurden mit ihnen an den Ohren (Schafe), Schnäbeln (Gänse), Schwimmhäuten (Enten), Hörnern (Kühe) usw. gezeichnet. Sie wurden, je nach dem Stoff, eingehauen, eingeschnitten, eingeritzt, eingebrannt, eingeschoren, gezeichnet, gemalt, geschrieben. Gebrauch

Der Gebrauch der Hausmarken war üblich bei Geistlichen und Weltlichen, Gelehrten und Ungelehrten, Männern und Frauen (Fig. 14, 21, 24, 63, 64, 66, 68, 71, 77). Am meisten bedienten sich ihrer die Bürger (Fig. 1—11, 13—17, 20, 22, 24, 25) und Bauern (Fig. 26—77), weniger die Adeligen (Fig. 18, 19), da sie Wappen führten. Nahm ein Bürgerlicher ein Wappen an, was z. B. geschah, wenn er in ein hohes Amt einrückte, so wählte er vielfach als Schildfigur seine Hausmarke (Fig. 11, 14, 15, 17—22, 25). Schriftstücke wurden im 17. Jahrhundert oft nur mit der Hausmarke, dem „Handzeichen", unterschrieben (Fig. 42, 45—47, 49—52, 56—79), zu der ein Beamter dann den Namen des Betreffenden hinzufügte. Auch als die Kunst des Schreibens schon ziemlich allgemein verbreitet war, fügte der Unterzeichnende — noch bis ins 19. Jahrhundert hinein — seinem Namen in der Regel, gleichsam als Siegel, seine Hausmarke bei.

Um 1700 hatten die Hausmarken die stärkste Verbreitung. Seitdem ging ihr Gebrauch zurück. Der Ursachen waren mehrere. Die Schreibfertigkeit nahm zu. Buchstaben, Ziffern, vor allem die römischen, die den Marken sehr ähnlich sehen, und Bilder, besonders bei Gasthäusern (Zur blauen Ente, Zum roten Hahn) verdrängten die Marken. Dazu kam, daß im 19. Jahrhundert nach der Verteilung der Gemeinheiten das Vieh nicht mehr bezeichnet

zu werden brauchte und die Obrigkeit die ihr bequemere Numerierung der Häuser mit arabischen Ziffern anordnete. Jetzt sind die Hausmarken so gut wie vollständig vergessen.

Formen (Herkunft) Die Hausmarke ist ein aus Linien gebildetes Zeichen. Da man sie in den ältesten Zeiten durch Einschneiden, Einritzen oder Einhauen in Holz, Horn oder Stein herstellte, mußte sie sehr einfach sein. Am häufigsten kommt daher die gerade Linie vor. Die lotrechte wurde der schrägen und diese wieder der wagerechten vorgezogen. Am seltensten gebrauchte man gebogene Linien oder gar den Kreis.

Der senkrechte Strich ist deshalb der wesentliche Teil der Hausmarken, gleichsam der Stamm, an den sich die anderen Linien wie Zweige ansetzen. Dadurch, daß man an eine senkrechte eine andere Linie oben, unten oder in der Mitte, links oder rechts, unter einem rechten oder spitzen Winkel, nach oben oder unten gerichtet, einseitig oder durchgehend usw. ansetzte, bekam man unendlich viele verschiedene Formen.

Große Ähnlichkeit haben die Hausmarken mit den Runen. Es gibt wohl keine Rune, deren Form sich nicht auch als Hausmarke findet. Der Grund liegt auf der Hand: beide mußten sich leicht in harte Gegenstände eintragen lassen. Es ist deshalb nicht unwahrscheinlich, daß die Runen bei der Annahme der Hausmarken als Vorbild gedient haben. Möglicherweise kam dabei zugleich auch die Bedeutung der Runen in Frage, doch ist das noch nicht erwiesen.

Ein zweites Vorbild für die Hausmarken war das Kreuz, da es einfach und leicht herzustellen ist. Vielleicht stammt seine Form schon von den Römern und aus dem germanischen Heidentum.

Einige der am häufigsten auftretenden Grundformen der Hausmarken sind folgende:

1. Die Wolfsangel, der Widerhaken oder Kesselhaken, auch als Rune vorkommend. (Fig. 63, 64, 21 [einfach]; 20, 2 [doppelt]; 12, 62 [halb]; 34, 67 [zweiseitig]; 66 [gebogen].)
2. Der Krähen- oder Drudenfuß, auch Hühnerbein oder Gabel genannt, ebenfalls zugleich Rune. (Fig. 72, 68, 30, 71, 57 [nach unten gekehrt]; 58, 70 [nach oben gekehrt]; 65 [nach der Seite gekehrt]; 53, 69, 51, 33 [zweizinkig]; 32, 49, 23, 29 [mit runden Formen].)
3. Der Merkurstab. (Fig. 73, 15—19 [einfach]; 11 [doppelt]; 1, 3, 4, 8, 22, 55 [zusammengesetzt]; 74 [über Kopf].)
4. Das gleicharmige Kreuz, das schon den Römern bekannt und als Rune bei Goten und Angelsachsen üblich war. Es kommt als Hausmarke häufig wie ein Stundenglas gestaltet vor. (Fig. 75, 36, 76 [liegend]; 6 [stehend]; 37, 50, 78, 79 [Stundenglas].)
5. Das Haken- oder Krückenkreuz. Es kommt schon bei den Römern vor. Bei den Germanen galt es als Thors Zeichen. (Fig. 77, 41, 47, 54, 43, 44, 56, 48 [einfach]; 5 [doppelt].)

Außer diesen Marken kamen natürlich noch mancherlei andere vor. (Fig. 26, 39 [Parallelogramm]; 30 [Dreieck]; 27, 28, 45, 40 [Kreis]; 42 [Pentagramm].)

Vielfach wurden den Hausmarken noch die Anfangsbuchstaben des Vor- und Zunamens und zwar in der lateinischen, den Hausmarken ähnelnden Form hinzugefügt (Fig. 7, 9, 11, 13, 15, 16, 18, 19, 21, 23). Ja, es kam vor, daß man sie anstatt einer Marke verwandte (Fig. 24).

Die auf dem Lande gebrauchten Marken (Fig. 26—79) waren durchweg einfacher als die der Stadt (Fig. 1—25).

Die Hausmarken vererbten mit dem Gut des Vaters oft auf mehrere Kinder. Dann pflegten die jüngeren ihre Marke etwas zu verändern (Fig. 9 und 10, 15 und 22, 18 und 19, 68 und 71, 75 und 76) oder anders zu stellen (Fig. 13 und 14, 65 und 70).

Auch beim Gebrauch eines Zeichens für dasselbe Besitztum, ja dieselbe Person finden sich Abweichungen, indem es manchmal liegend, manchmal stehend (Fig. 63, 64 und 66, 78 und 79), manchmal mit mehr, manchmal mit weniger Teilchen erscheint (Fig. 47 und 48, 69 und 70, 42 und 44), ein Beweis dafür, daß man auf die Einzelheiten wenig Gewicht legte.

Den Hausmarken sehr nahe verwandt sind die Marken, welche einzelne Ortschaften führten. So hat Lüneburg seine noch heute gebrauchte Ratsmarke (Fig. 84).

Hausmarken.



Fig. 1
Celle,
Wallstr. 51.



Fig. 2
Celle,
Am heil. Kreuz 26.



Fig. 3
Celle,
Zöllnerstr. 10.



Fig. 4
Celle,
Zöllnerstr. 44.



Fig. 5
Celle,
Mauernstr. 32.



Fig. 6
Celle,
Mauernstr. 34.



Fig. 7
Harburg,
Schloßstr. 40.
1604.



Fig. 8
Lüneburg,
Am Berge 13.

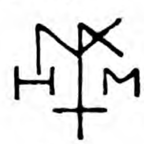


Fig. 9
Lüneburg,
Lünerstr. 5,
Hintergebäude.



Fig. 10
Lüneburg,
Salzbrückerstr.
53 A—63. 1598.



Fig. 11
Lüneburg,
Grabstein. 1826.



Fig. 12
Lüneburg,
auf einer Glocke.



Fig. 13
Soltau,
Grabstein des Bürgermeisters Albert Helberg. Um 1660.



Fig. 14
Soltau,
Grabstein von Hedwig Helberg. 1706.



Fig. 15
Soltau,
Grabstein des Heinrich von Alffen. 1666.



Fig. 16
Soltau,
Grabstein des
Senators Marten
Alveken. 1727.

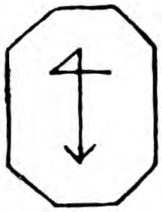


Fig. 17
Soltau,
Grabstein eines
Kindes des Johann
Winckelmann. 1686.



Fig. 18
Soltau,
Grabstein des
Bürgermeisters
Hans von Minden.
Um 1700.



Fig. 19
Soltau,
Grabstein eines
kleinen Kindes
Georg Ludwig
von Minden. 1746.



Fig. 20
Soltau,
Grabstein des
Peter Springhorn.
1696.



Fig. 21
Soltau,
Grabstein der
Margarete Feltmanns.
Um 1700.

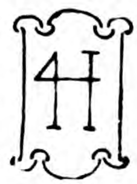


Fig. 22
Soltau,
Grabstein des
Diederich von Alffen.
1681.

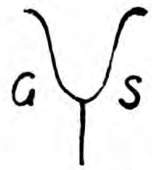


Fig. 23
Soltau,
Grabstein um 1727.
Name unleserlich.



Fig. 24
Soltau,
Grabstein der
Anna von Alffen.
1686.



Fig. 25
Walsrode,
Bürgermeister
Dietrich Volkmann.
1634.

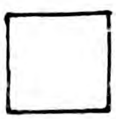


Fig. 26
Borstel
bei Winsen
a. d. Luhe.

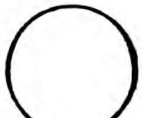


Fig. 27
Borstel
bei Winsen
a. d. Luhe.



Fig. 28
Borstel
bei Winsen
a. d. Luhe.

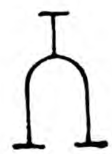


Fig. 29
Drennhausen
in der Vogtei
Marsch.



Fig. 30
Drennhausen.



Fig. 31
Drennhausen.



Fig. 32
Drennhausen.



Fig. 33
Drennhausen.



Fig. 34
Drennhausen.



Fig. 35
Elbstorf
in der Vogtei
Marsch.



Fig. 36
Elbstorf.



Fig. 37
Elbstorf.



Fig. 38
Elbstorf.

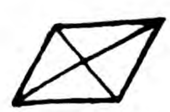


Fig. 39
Elbstorf.



Fig. 40
Elbstorf.



Fig. 41
Bütlingen,
im 19. Jahrhundert.



Fig. 42
Bütlingen,
Hennecke Schröder,
Unterschrift 1653.



Fig. 43
Bütlingen,
1739.



a. b c.
Fig. 44
Bütlingen,
auf demselben Hofe
wie Fig. 43,
im 19. Jahrhundert.



Fig. 45
Bütlingen,
Claus Reinstorff,
Unterschrift 1653.
Dieselbe Marke
auch 1691.



Fig. 46
Bütlingen,
Hencke Roggenbuck,
Unterschrift 1653.



Fig. 47
Bütlingen,
Ernst Wiegels,
Unterschrift 1653.



a. b.
Fig. 48
Bütlingen,
auf demselben Hof
wie Fig. 47,
im 19. Jahrhundert.



Fig. 49
Bütlingen,
Johann Reinstorff,
Unterschrift 1653.
Dieselbe Marke auch
1691.



Fig. 50
Bütlingen,
Christoffer
Johansen,
Unterschrift 1653.



Fig. 51
Bütlingen,
Hans Wolter,
Unterschrift 1653.



Fig. 52
Bütlingen,
Jakob Knacke,
Unterschrift 1653.



Fig. 53
Bütlingen,
auf dem Hof wie
Fig. 52, 1691 und
im 19. Jahrhundert.



Fig. 54
Bütlingen,
auf demselben Hofe
1739.



Fig. 55
Bütlingen,
Anton Wolter,
im 19. Jahrhundert.



Fig. 56
Lüdershausen,
Hans Reinstorff,
Unterschrift 1653.



Fig. 57
Lüdershausen,
Claus Bargmann,
Unterschrift 1653.



Fig. 58
Lüdershausen,
Jürgen nacke,
im neuen Hause,
Unterschrift 1653.



Fig. 59
Lüdershausen,
Jürgen nacke,
Unterschrift 1653.



Fig. 60
Lüdershausen,
Henke Harmens,
Unterschrift 1653.



Fig. 61
Lüdershausen,
Jochim Klaßen,
Unterschrift 1653.



Fig. 62
Wilhelmsburg,
Hein Appensiek,
Unterschrift 1691.



Fig. 63
Wilhelmsburg,
Marg. Wülfken,
Unterschrift 1685.



Fig. 64
Wilhelmsburg,
Unterschrift der-
selben.



Fig. 65
Wilhelmsburg,
Hinnerk Sievers,
Unterschrift.



Fig. 66
Wilhelmsburg,
Margret Wülfken,
Unterschrift 1685.



Fig. 67
Wilhelmsburg,
Hinnerk Wülfken,
Unterschrift 1687.



Fig. 68
Wilhelmsburg,
Trinke Schlater-
mund, Unterschrift.

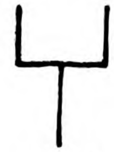


Fig. 69
Wilhelmsburg,
Hans Sieverts,
Unterschrift 1681.

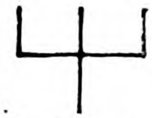


Fig. 70
Wilhelmsburg,
Hans Sievers,
Unterschrift 1683.



Fig. 71
Wilhelmsburg,
Mitgen Schlater-
mundt,
Unterschrift 1683.



Fig. 72
Wilhelmsburg,
Claß Wülfken,
Unterschrift 1683.



Fig. 73
Wilhelmsburg,
Peter Wülfken,
Unterschrift.



Fig. 74
Wilhelmsburg,
Arend Behe,
Unterschrift 1683.



Fig. 75
Wilhelmsburg,
Henke Timmann,
Unterschrift 1679.



Fig. 76
Wilhelmsburg,
Jakob Timmann,
Unterschrift 1685.



Fig. 77
Wilhelmsburg,
Tike Wilkens,
Unterschrift 1685.



Fig. 78
Wilhelmsburg,
Hein Behe,
Unterschrift.



Fig. 79
Wilhelmsburg,
Hein Behe,
Unterschrift 1679.



Fig. 80
Müden
bei Hermannsburg,
an einem Speicher
von 1706.



Fig. 81
Alvern
bei Munster,
an einem Schafstall
von 1719.



Fig. 82
Linden
bei Ebstorf,
1734 und 1749
unter der Jahres-
zahl an einem
Hause.



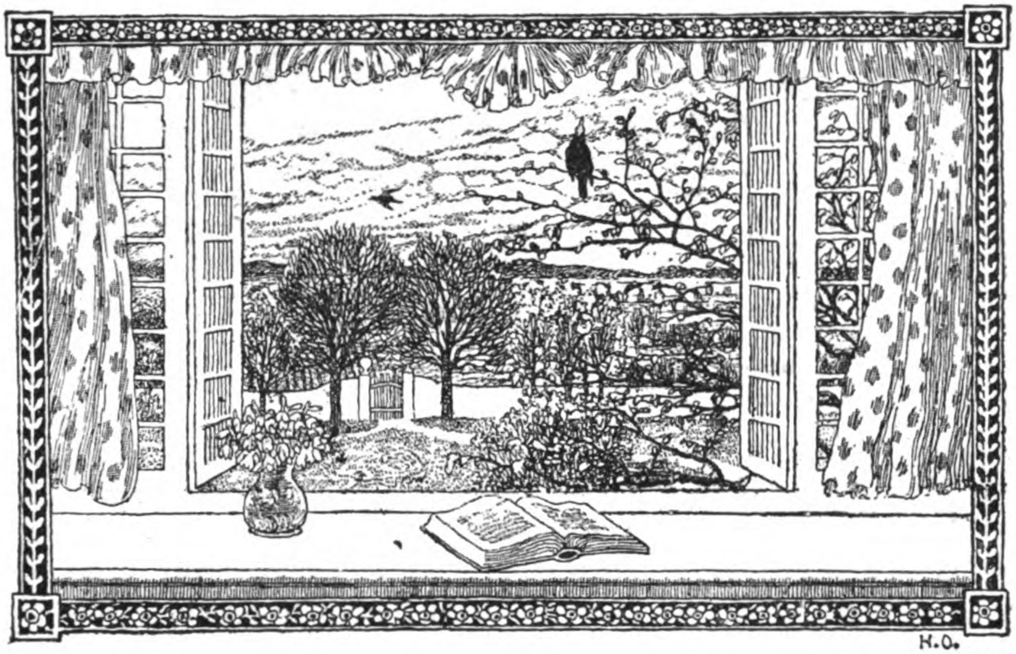
Fig. 83
Brackel
bei Winsen a. d. Luhe,
auf ausgepflügtem
Stein.



Fig. 84
Lüneburg,
Ratsmarke.



Heinrich Vogeler.



H. O.
H. Olsen.

Volksdichtung im Lüneburgischen.

Von G. Müller (Suderburg).

Mit Zierleisten von Mary Freiin Knigge.



Bei Abfassung der nachstehenden Abhandlung habe ich meinen 1906 in der Zeitschrift „Niedersachsen" erschienenen Artikel „Sang und Klang in der Lüneburger Heide" zugrunde gelegt. Dieser Artikel bezog sich indes nur auf die Volkslieder, Sprichwörter, Rätsel, Zauberformeln, Haus- und Grabinschriften ꝛc., die ich noch in unserem lüneburgischen Land und Volk vorfand. Die erste Abteilung dieser Abhandlung, die sich mit den Sagen, Märchen und Schwänken unseres Volkes befaßt, ist neu hinzugekommen.

* * *

Charakteristik durch das Volkslied

In seiner bekannten und weitverbreiteten Monographie „Die Lüneburger Heide" gibt Dr. Richard Linde ein im allgemeinen vortrefflich gezeichnetes Charakterbild unserer Heide und ihrer Bewohner; in allen Einzelheiten wird jedoch schwerlich jeder, der die Heide von Kind auf kennt, mit ihm übereinstimmen. So kann z. B. der Verfasser dieser Zeilen, der in der Heide geboren und aufgewachsen ist, sich nicht in allen Punkten mit dem, was Linde in dem Kapitel „Volkstum" zur Charakteristik des „Heidjers" zusammengetragen, einverstanden erklären. Was Linde über den religiösen Standpunkt der Heidebewohner erzählt, trifft meines Erachtens für den weitaus größeren Teil der Heide nicht zu. Von einem starren „Puritanismus" fand ich bei den Heidjern,

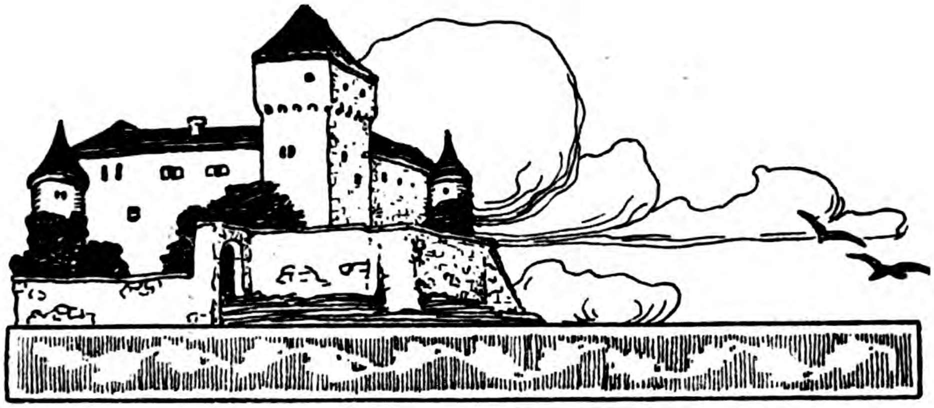


wie ich sie kenne, kaum eine Spur. So hat denn auch das Sektiererwesen, das in vielen anderen Gegenden des deutschen Vaterlandes große Verbreitung gefunden, von jeher in der Heide trotz aller dahin gehenden Versuche niemals recht Wurzel fassen können. Der Sohn der Heide, und dies gilt auch von dem Sohn des Wendlandes, verbindet mit einem von den Vätern ererbten kirchlichen Sinn eine, wenn auch im Grundton ernste, so doch freudige Lebensauffassung, die aller pietistischen Askese abgeneigt ist. Er besitzt einen gesunden Mutterwitz und eine ausgesprochene Vorliebe für derben Humor, was seine im Volke umgehenden Schwänke und Schnurren, seine von Realismus strotzenden Sprichwörter und Redensarten schlagend beweisen. Wäre Dr. Linde in der Heide geboren und aufgewachsen, so würde auch wohl sein Urteil nicht so hart ausgefallen sein, daß es an Märchen und Sagen im Volke fast völlig fehle, und daß die Liederarmut wahrhaft erschreckend sei.

Sammlungen von Märchen, Sagen usw.

Was die Märchen und Sagen anbetrifft, so hätten noch vor fünfzig bis sechzig Jahren ein Jakob und Wilhelm Grimm oder ein Professor Wisser, falls sie die Heide nach dieser Richtung durchforscht hätten, eine ganz ergiebige Ausbeute heimtragen können. Heute freilich, im Zeitalter des Verkehrs und der „Bevölkerungsfluktuation“, würde, wie überall in deutschen Landen, diese Ausbeute wesentlich geringer ausfallen.

Damals, zur Zeit meiner Kindheit, wußten wir noch nichts von Märchenbüchern und Sagensammlungen, obgleich Jakob Grimm schon in den Jahren 1812, 1815 und 1822 seine drei Bände „Kinder- und Hausmärchen“ und in den Jahren 1816 und 1818 mit seinem Bruder Wilhelm seine zwei Bände „Deutsche Sagen“, ferner Ludwig Bechstein 1824 sein „Deutsches Märchenbuch“ und etwa um dieselbe Zeit verschiedene Sagensammlungen herausgegeben hatte, in welchen Büchern auch schon einige Märchen und Sagen aus dem Lüneburgischen sich vorfanden. Das Bauernhaus der Heide wies derzeit an Büchern nur Bibel, Gesangbuch, Hauspostille, Gebetbuch und



etwa noch einen Kalender auf. Und doch gingen bei uns Kindern die schönsten Märchen von Mund zu Mund, vom Däumling, vom tapfern Schneiderlein, vom Hänsel und Gretel, von den Bremer Stadtmusikanten, vom großen Hans, der sieben Jahre lang an der Mutter Brust gelegen und so zu einem ungeschlachten, täppischen Riesen emporgewachsen war, der ungewollt allerlei Unheil anrichtete 2c. Und welche Sagen wußten wir Kinder uns zu erzählen von den versunkenen Glocken im „Glockenberg“, ganz in der Nähe des Heimatortes, von der goldenen Wiege im Jeduttenstein des nahen Holxerberges, von den Riesen, die im Kampf sich mit schweren Granitblöcken bewarfen, vom Raubritter Krülke und seinem Steingrab im „Krülkengrund“ und andere derartige Sagen mehr. Einige dieser Märchen und Sagen habe ich später aus dem Gedächtnis niedergeschrieben und in Zeitschriften und Volkskalendern veröffentlicht, so „De grote Hans“, „De Kohjung un de Mus'könig“, „Der welsche Fiedler“, „Dat Spöklock“, „Margritjen un de Glücksblom“, „De kloke Schaper“, „Der Schneider und der Teufel“, „Der Schäfer und der Geist“, „Ritter Bodo und Ilse von Brockhövede“, „Der letzte Wendenkönig“, „Der Kinderbaum bei Knesebeck“, „Die steinernen Ochsen von Ehra“; einzelne derselben haben später u. a. in dem Buche „Aus der Geschichte Suderburgs“ (Ülzen 1909) Aufnahme gefunden.

Angeregt durch die Brüder Grimm und Ludwig Bechstein, traten schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auch in unserer niederdeutschen Heimat mehrere Männer hervor, die sich der Erforschung und Sammlung der Sagen, Märchen und Schwänke unseres norddeutschen Volkes mit Eifer und zäher Ausdauer widmeten. Unter ihnen sind in erster Linie zu nennen A. Kuhn und W. Schwartz. Das Ergebnis ihrer Forschungen legten sie in dem Buche „Norddeutsche Märchen, Sagen und Gebräuche“ (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1848) nieder. Es finden sich darin folgende Sagen aus dem Lüneburgischen, besonders aus dem Allergebiete: 1. Der Welthund. 2. Der Muswillensee. 3. Die Zwergüberfahrt. 4. Unterirdische bitten zu Gevatter. 5. Das gefundene Sieb. 6. Die Prinzensteine. 7. Ein Geist gebannt. 8. Ein Geist erlöst. 9. Das Hagelbier. 10. Der Pickelstein. 11. Der Brautstein. 12. Kaiser Lothar. 13. Ein Toter spricht. 14. Der Helljäger und das Hellhaus. Alle diese Sagen haben die Sammler unmittelbar dem Volksmunde entnommen und getreulich wiedergegeben.

Im Jahre 1854 folgten Karl und Theodor Colshorn mit ihrer Sammlung „Märchen und Sagen" (Hannover, C. Rümpler). Auch sie haben, besonders in ihrer engeren Heimat Gifhorn und Umgegend, ihre Mären und Sagen dem Volke vom Munde abgelauscht und manche auch in der heimatlichen Mundart wiedergegeben. Dem Lüneburgischen entstammen die folgenden: 1. Vom gollenen Beinecken. 2. Bur Slukedal. 3. Vom Gefangenen. 4. Der Werwolf. 5. Vom klinkerklanken Lowblatt. 6. Vom Helljäger. 7. Die kleine Mühle. 8. Die kluge Dirne. 9. Bur Griepetau. 10. Die kleine schwarze Frau. 11. Der Welthund. 12. Die Zwerge im Schalksberge. 13. Hans Winter. 14. Borgermester Wittkopp. 15. Das graue Männchen. 13. Die Riesensteine. 17. Die Querpfeife. 18. Der alte Schimmel. 19. St. Peter langweilt sich. 20. Die Schlangenkönigin. 21. Von den drei Heilebarts (Störchen). 22. Vom Branntewein. 23. Die alten Zigeuner. 24. Holtmul. 25. Schimmel und Bär.

Als dritte für unsere Gegend wichtige Sagensammlung seien hier genannt die „Volkssagen, Märchen und Legenden Niedersachsens", gesammelt von Hermann Harrys (Celle, Schulzesche Buchhandlung. Neue Ausgabe. 1862*). Harrys hat, unterstützt von dem Literarhistoriker Karl Gödeke und dem Dichter Günther Nikol, seine Sagen nicht allein aus dem Volksmunde, sondern auch aus alten Handschriften, Chroniken ꝛc. geschöpft. Für das Lüneburgische kommen dabei folgende Sagen in Betracht: 1. Die Zwerge bei Hitzacker. 2. Die goldene Wiege. 3. Die Zwergüberfahrt. 4. Das weiße Kind. 5. Der weiße Geist. 6. Der Werwolf. 7. Der Wolfsbaum. 8. Der Brautstein auf der Kolborner Heide. 9. Der Lübbower Stein. 10. Das Felsengrab. 11. Der Bickelstein. 12. Das Klageweib. 13. Das Jammerholz. 14. Die Eiche bei Lüchow.

Ausschließlich wendische Sagen bringt das Buch „Sagen und Erzählungen aus dem hannoverschen Wendlande", bearbeitet von Karl Hennings (Lüchow, A. Saursche Buchhandlung, 1864). Es sind die folgenden:

1. Das Marienbild bei Plate. 2. Der Brautstein bei Woltersdorf. 3. Jano Kahl oder das wendische Pferd. 4. Der Schäferstein. 5. Die alte Burg bei Lüchow. 6. Das Jammerholz bei Grabow. 7. Der schmucke Baum. 8. Der Zauberstuhl zu Klennow. 9. Alt-Naulitz. 10. Die Hahnenstocherer.

Als Quellenbuch für die historischen Sagen der Binnenheide kann das Buch „Goldene Äpfel in silbernen Schalen", Erzählungen von L. Harms (Hermannsburg 1867 ff.) betrachtet werden. Von diesen halb geschichtlichen, halb sagenhaften Erzählungen seien hier genannt:

1. Hermann Billung und Kaiser Otto. 2. Wittekind und Albion. 3. Klaas Schütte. 4. Die Burgvögte von Oerzen und Wietzendorf. 5. Peter Paasch. 6. Kaiser Lothar. 7. Bormwisch und Elbensbarg. 8. Henning von Dageförde. 9. Henricus, Ikia und Schwerting. 10. Die Hünenburg. 11. Queloh. 12. Der Hof Lutterloh. 13. Andreas Kruse. 14. Hans von Hasselhorst, der Ritter vom Dalhof. 15. Peter Luttermann, genannt Fürlock.

*) Die erste Auflage erschien bereits 1840.



Eine große Anzahl lüneburgischer Sagen bringt auch das dreibändige Werk „Hannoversche Geschichten und Sagen", gesammelt und herausgegeben von Dr. Hermann Weichelt (Norden, Diedrich Soltaus Verlag, 1878), doch sind fast alle Stücke den obengenannten Schriften und anderen Sagensammlungen entnommen. Von den bisher noch nicht genannten Sagen enthält das Sammelwerk folgende:

1. Der Heinzelmann von Hudemühlen. 2. Der Ursprung Hankensbüttels. 3. Der Glockenstein bei Wittingen. 4. Der kluge Küster von Altencelle. 5. Die Lüneburger Salzsau. 6. Der Lüner Klosteresel. 7. Das Hufeisen an der Kirche zu Wittingen. 8. Die Hexen in der Wolthauser Mühle. 9. Die Normannenschlacht bei Ebstorf. 10. Das Stöhrkreuz bei Heidenhof. 11. Das Nonnenbild. 12. Fritz von der Bergen. 13. Die Raubritterburg bei Bode. 14. Niesinke in Celle. 15. Die mutige Celler Schildwache. 16. Kock von Bardenhagen. 17. Das Steinkreuz in der Raubkammer. 18. Der Kirchenbau im alten Celle. 19. Der Blitzstein. 20. Hexenkünste in Großenhehlen. 21. Der kluge Büttel von Jeversen. 22. Der Gefangene im Celler Schlosse. 23. Die wunderbare Schrift. 24. Das Heinzelmännchen von Celle.

In „Niedersachsens Sagenborn, eine Sammlung der schönsten Sagen und Schwänke", ausgewählt und zusammengestellt von K. Henniger und J. von Harten (Hildesheim, Druck und Verlag von A. Lax, 1909) finden sich außerdem noch folgende Sagen aus dem Lüneburgischen:

1. Ursprung der Stadt Celle. 2. Der letzte Herzog von Celle. 3. Die sieben Steinhäuser. 4. Die klugen Bürger von Soltau. 5. Zwei halbe Löwen (das Stadtwappen von Soltau). 6. Hirt und Herde (das Tetendorfer Kreuz). 7. Der Glockengießer von Lüneburg. 8. Der Bulle von Bardowiek. 9. Der Falkenberg von Harburg. 10. Die Karlssteine im Rosengarten. Auch enthalten die „Niedersächsischen Volksmärchen", herausgegeben von denselben Verfassern (Bremen, Niedersachsen-Verlag, C. Schünemann) mehrere dem Lüneburgischen entstammende Mären.

Endlich sei noch kurz erwähnt, daß auch Ferdinand Bäßler in seinen „Sagen aus allen Gauen des Vaterlandes" (Berlin, 2 Bände), J. G. Th. Gräße in seinem „Sagenbuch des preußischen Staates" (Glogau, 2 Bände), W. Görges in seinen „Vaterländischen Geschichten" (Braunschweig, 3 Bände), August Freudenthal in seinen „Heidefahrten" (Bremen, 4 Bände) und in seinem Buche „Aus Niedersachsen"

(Bremen, 2 Bände), J. Freytag in seinem „Hannoverschen Volkskalender", L. Grote in seinem „Althannoverschen Kalender" 2c., ferner die Zeitschriften „Hannoversches Volksblatt" (herausgegeben von dem bekannten plattdeutschen Volksdichter Wilhelm Schröder), „Hannoverscher Volksfreund", „Niedersachsen" (Bremen), „Der Heidewanderer" (Ülzen), „Der Niedersachse" (Soltau) 2c. in ihren verschiedenen Jahrgängen eine Anzahl sinniger Sagen und Märchen aus dem Lüneburgischen veröffentlicht haben. Einzelne Sagen und Märchen erforscht, niedergeschrieben und gelegentlich veröffentlicht haben außer den Genannten noch Th. Benecke, W. Bube, H. Dehning, F. Freudenthal, F. Grütter, A. Holm, W. Keetz, F. Schultheis, H. Schulze-Gifhorn, F. Stillke, H. Steinvorth, J. Westermann und andere.



Im Vorstehenden habe ich eine Übersicht des uns schriftlich überlieferten Sagen- und Märchenmaterials gegeben, ohne jede strenge Scheidung des Märchens, „das sich nie und nirgends hat begeben", von der an Ort und Zeit gebundenen Sage, weil sich nicht immer eine haarscharfe Grenzlinie zwischen diese beiden Arten unserer erzählenden Volksdichtung ziehen läßt. Anders verhält es sich mit den Schwänken, den „Schnacken" und „Schnurren", im Mecklenburgischen „Läuschen", im Lüneburgischen „Dönken" und „Stipp-störken" genannt: sie lassen sich scharf von unseren Mären und Sagen absondern, da sie alles Übernatürlichen, das diesen anhaftet, entkleidet sind und in dem festen „Humus" der Heimatscholle wurzeln. Der Reichtum an diesen „Dönken", Eulenspiegeleien, Krähwinkeleien und Schöppenstedtereien ist nun, dem realistischen, stets zu derben Späßen aufgelegten Sinn unseres niederdeutschen Volkes entsprechend, wie in ganz Niedersachsen, so auch in unseren lüneburgischen Landen noch unendlich größer, als der unserer oft ins Nebelhafte und Unfaßbare zerschwebenden Sagen und Mären. Jedes Heidedörfchen hat seine besonderen Schnurren, wie es, gottlob, bis heute auch noch seine besonderen Originale hat. Es würde zu weit führen, hier auch nur einen kleinen Teil derselben aufzuzählen. Eine Menge solcher „Dönken" finden wir niedergelegt in Wilhelm Schröders „Heideland un Waterkant" (5 Bände), in Heinrich Deumelands „Hapüttchen" und „Kicherien", in Wilhelm Keetz „Lünborger Land un Lüd", in Fr. Grütters „Allerlei Leute", in Friedrich Freudenthals plattdeutschen Geschichtenbüchern „Bi'n Für", „Ünnern Strohdack", „In de Fierabendstied" 2c., sowie in unseren heimatlichen Volkskalendern und Zeitschriften.

Und nun die angeblich „wahrhaft erschreckende **Liederarmut**“ unseres lüneburgischen Volkes! Ich habe immer, im Gegensatz zu Dr. Linde, in Anbetracht des Umstandes, daß das Volk des ganzen niederdeutschen Flachlandes weniger singt als der deutsche Gebirgsbewohner, den **Liederreichtum** unseres Volkes ganz erstaunlich gefunden. Schon die Anzahl der plattdeutschen **Wiegenlieder**, die ich in der Heide vorfand, ist eine erkleckliche. Ich setze diejenigen, die mir während des Schreibens ins Gedächtnis kommen, hierher. — Von vornherein möchte ich hier darauf hinweisen, daß alle in dieser Abhandlung wörtlich wiedergegebenen Volkslieder und Volksreime fast in jedem Dorfe eine etwas veränderte Fassung (Variante) aufweisen, was bei den nur durch **mündliche** Überlieferung sich forterbenden Liedern und Reimen (dies gilt auch von den Volksrätseln und Sprichwörtern) nicht weiter verwunderlich ist. Liederreichtum Wiegenlieder

1. Slap, min Kindken, slap söte!
Ick weege di mit en Paar Föte,
Ick weege di mit en Paar Snallenschoh.
Slap sacht un doh din' Ogelkens to.

2. Eia! Wiwi!
Wer slöpt hüt Nacht bi mi?
Dat schall min lütt Marieken dohn,
Is min lütt söt Zuckerhohn.

3. Slap, Kindken, slap!
De Vader hödd de Schap',
De Mudder sitt in'n Rosengorn,
Het ehr' blanken Schoh verloren.
Slap, Kindken, slap!

4. Eia, pum, pum!
Us' lüttje leege Jung
Will noch nich alleenken slapen,
Will sick noch rumpumpeln laten.
Eia, pum, pum!

5. Eia, so, suse
Wo wahnt de Peter Kruse?
Up de Rosmarienstrat,
Wo de blanken Mäkens gaht,
In den groten Huse.

6. Wiege, Wage, Weegen,
De Klock steiht all up neegen,
De Klock steiht all up Slapenstied,
Denn slapt de Kinner wiet un siet.
Wiege, Wage, Weegen.

7. Rumpeldipumpel den Berg henan!
De Vader is to Holte gahn
Mit en lange Stangen,
Will en Vagel fangen,
So'n rechten schönen geelen,
Dor schall us' lütt Kindken mit speelen.

8. Hullerdibuller, den Wagen brickt,
De Peer hewt sick verdrunken
Twischen Hannover un Lüneborg
In den deepen Sumpen.
O wanne, wat sweete de Rütersknecht,
O wanne, wat sweete de Junker!





Es möge nun eine Reihe von **Koseliedern** und **Neckreimen** folgen, die die Mutter bei passenden Gelegenheiten dem Kinde vorsingt oder vorspricht:

Koselieder

1. Die Mutter wälzt das Kindchen im Wagen hin und her.

Wolter, wolter, Brot maken,
Lüttje Kinner grot maken!
Ut Kinner weert Lüe,
Ut Deerens weert Brüe,
Un giwt dat denn Köst, denn sünd wi dorbi!

2. Die Mutter nimmt ihr Kind auf den Arm.

Sitt stiewken,
Lütt Wiewken!
Sitt stramm,
Du lüttje Mann!
Vader sitt hoch to Peer, kummst du ook noch mal ran!

3. Wenn das Kind weint.

Hör, Kindken, hör,
Wer kloppt an use Dör?
Hans Pieper mit de Fläutjepiepen,
Greetjen mit de Towelkiepen,
Willt de aischen Kinner griepen.

4. Wenn das Kind sich langweilt.

Hör, Kindken, hör,
Morgen kummt Reeschrör,
Öwermorg'n kummt Albermann,
Treckt de Koh den Barg henan.

5. Wenn das Kind schlafen soll.

To Bett, to Bett,
Wer'n Schattschen hett!
Wer keenet hett,
Geiht ook to Bett.
Nimm't Kissen in'n Arm, slöpt ook recht warm.

6. Wenn das Kind nach dem Aufstehen noch müde ist.

To Bett, to Bett
Steiht all min Sinn.
Wenn ick upstahn schall,
Slap ick ümmer wedder in.

7. Wenn das Kind sich im Essen übernommen.

Heinemann, wat weinest du?
Wat wackelt di de Buk?
Dat deiht de sure Boddermelk,
De will'r wedder rut.

8. Wenn das Kind auf dem Knie reitet.

Heißa didum,
Speelmann sin Jung,
Speelmann sin Sadelpeerd
Is keen dree Daler wert.

9. Wenn das Kind sein Schaukelpferd reitet.

Fritzken, Stiegelitzken,
Kartüffelnsalat.
Krieg ick min Mäken nich,
Weer ick Soldat,
Weer ick en Rüdersknecht,
Rie' in de Welt! —
Fritzken, Stiegelitzken,
Dat is noch en Held!

10. Wenn das Kind sich einsam fühlt.

Heidelditjen, didi,
Kumm en bitjen bi mi!
Ick kann spinnen, du kannst wewen,
Is dat nich en Freudenlewen?

11. Wenn das Kind den „Sluckup" hat.

Sluckup un ick
Kröpen dör den Knick.
Ick köm vor dör,
Sluckup bleew dorvör.

12. Wenn das Kind im Hemdchen umherläuft.

Nakeldei
Ritt't Hemd intwei,
Ritt't intwei von Ur to Enn,
Un dat schöne Hemd is hen.

13. Wenn das Kind sein Höschen zerrissen.

Hans het Hosen an,
De sünd bunt,
Hangt en Hümpel Flicken doran,
De sünd rund.

14. Buko von Halberstadt.

Buko von Halberstadt
Bring us' lüttje Dortjen wat! —
Wat schall ick ehr denn bringen?
Twee Schoh mit gollne Ringen,
Twee Schoh mit gollne Snall'n dran,
Dor us' lütt Dortjen up danzen kann.

15. Petersil'n un Suppenkrut.

Petersil'n un Suppenkrut
Wass't in usen Gorn.
Us' lütt Stina is de Brut,
Schall nich lang mehr wohr'n.

16. Wenn't Pingßen is.

Wenn't Pingßen is, wenn't Pingsten is,
Denn slacht't de Vader'n Bock,
Denn danzt de Mudder, denn danzt de Mudder,
Denn flüggt de rode Rock.

Bei den frohen Spielen drinnen im Haus und draußen auf der Dorfgasse stand uns Kindern eine solche Fülle von **Spielreimen** und Liedern zu Gebote, daß ich ein paar Bogen füllen müßte, um sie alle nach ihrem Wortlaut anzuführen. Nur einige plattdeutsche seien hier wiedergegeben: Spielreime

1. Fingerabzählreim.

Lüttfinger, Goldringer, Langmeier, Puttlicker, Lusknicker.

2. Versteckspielreim.

Een, twee, dree, veer, fief, sös, säwen,
Wo is denn min Schattschen bleewen?
Is nich hier, is nich da,
Is woll in Amerika?

3. Abzählreim.

Ick un du,
Müllers ole Su,
Müllers ole Esel,
Dat bist du.

4. Ein gleicher.

Peter, Pater, Ickenstrick,
Säwen Katten slögen sick
In de düstre Kamer
Mit den blanken Hamer.
Een' de kreeg en harten Slag,
Dat se achter de Döre lag.
Piff, puff, paff!
Du bist af.

5. Reigenlied.

Ringel, Ringel, Rosenkranz,
Sünnendanz.
Kättschen sitt in de Wiwi,
Spinnt de gäle Sisi.

6. Ein anderes.

Kling, Klang, Gloria.
Maria steeg de Tripp henan,
Se harr en güllen Röckschen an,
Dor hüngen twintig Klöckschen an.
Maria füng an to singen,
Maria füng an to springen,
De Klöckschen füngen an to klingen:
Kling, Klang! Kling, Klang.

7. Verkaufsspielreim.

Gun'n Dag, Herr Meier!
Wat köst de Eier? —
En Drier! —
Dat is to düer!
Gun'n Dag, Herr Meier!
Wat köst de Eier? —
En Pennig! —
Dat is to wennig!

8. Ein gleicher.

Ick schall gröten von Madam,
Of Madam nich an Madam
Dree Lot Kaffee lehnen kann. —
Jawoll, min Deern,
Von Harten geern. —
Adjüs Madam! — Adjüs, min Deern!

Tierreime

Und welchen Reichtum an Liedern hatten wir Kinder zur Verfügung, um alle die **Tiere und Tierlein des Hauses und Feldes anzusingen**, mit welchen wir auf dem vertrautesten Fuße standen! Auch hiervon teile ich einige Reime mit, wie sie mir in die Feder kommen:

1. Huhn.

Tuck, tuck, tuck, min Höhnecken,
Wat deihst in usen Gorn?
Du plückst mi all min Blömeken,
Du bist mi to verschorn

Min Mudder schall di griepen,
Min Vader schall die sla'n.
Tuck, tuck, tuck, min Höhnecken,
Wo schall di dat noch gahn!

2. Hahn.

Kükerüküh, du rode Hahn,
Lehn mi doch din' Sporen!

Ick will ut to frien gahn,
Dat schall nich lang mehr wohren.

3. Gans.

Eia, popeia,
Wat russelt in'n Stroh!
Dat sünd de lütten Göse,
De hewt keen' Schoh.

De Schoster hett Ledder,
Keenen Lesten dorto.
Nu gaht de Göse barft
Un hewt keen' Schoh.

4. Hahn und Ente.

Wenn's regnet ruft der Hahn:
„O grote Noot!
O grote Noot!"

Aber die Ente lacht:
„Dat, dat, dat is good!
Dat, dat, dat is good!"

5. Hund.

Beißt du mir, so schlag ich dich.
Pudel, Pudel, beiß mir nich,

Dausend Daler kost et dich!
Beißt du mir, verklag ich dich.

6. Katze.

Use Musekättschen, wo wullt du hen?
Wol öwer den Barg nah'n Bruthus hen.

Dor slacht't se Swin', dor drinkt se Win,
Dor willt wi von Awend mal lustig sin!

7. Lämmchen.

Bählämmken bäh!
Dat Lämmken löpt in'n Snee,

Et stöt sick an en Strükelken,
Do dä em weh sin Bükelken.

Bählämmken, bäh!

8. Stier.

Bulle, Bulle, Bösebock,
Nimm mi up de Hörn,

Smiet mi in dat gröne Gras,
Wo de bunten Blomen waßt,

Smiet mi in de Dörn!

9. Hahn, Ochse, Ziege.

(Nachahmung der Tierstimmen.)

Hahn: Christus ist geboren!
Christus ist geboren!

Ochse: Wo denn? Wo denn?
Ziege: In Bethlehem!
In Bethlehem!

10. Spatz.

Lüttje Lür
Bött Für,

Het sin Slapstä in'n Rookfack,
Het sin Dönz ünnern Strohdack

Un betahlt doch keen' Hür.



11. Buchfink.

(Nachahmung des Finkenschlages.)

Pink, pink! Flink, flink! seggt de lüttje Bookfink.

12. Storch.

Heinotter, Heinotter, du gode,
Bring mi en lütten Broder!
Heinotter, Heinotter, du beste,
Bring mi en lütte Swester!

13. Derselbe.

Abär, du Langbeen,
Wonehr wullt du wegteehn?
Wenn de Roggen riept,
Wenn de Poggen piept.

14. Schwalbe.

(Nachahmung des Schwalbengezwitschers.)

As ick wegtög, as ick wegtög,
Weern min Kisten un Kastens vull.
As ick trügköm, as ick trügköm,
Allens upfreten, allens vullsch...,
Allens verquiddert un verquaddert!



15. Schwarzdrossel.

Tücktück, tücktück, düdeldüdei,
Ick höre den Kuckuck hooßen. —
Ick meen, dat dat de Kuckuck weer,
Do weer dat de swarte Drooßel.

16. Kuckuck.

Kuckuck an'n Hewen,
Wo lang schall ick noch lewen?
Een Johr, twee Johr,
Dree, veer, fief, sös, säwen.

17. Kiebitz.

Kiewitt, wo bliew ick?
In'n Brummelbeernbusch.
Dor sing ick, dor fläut ick,
Dor hew ick mine Lust.

18. Krähe.

Wat seggt de Kreihn een to'n annern?
Achtern Barg, achtern Barg! —
Wat's dor? Wat's dor? —
Aas! Aas! —
Pul' af! Pul' af!

19. Sonnenkäfer.

Sünnen-, Sünnen-, Maankind,
Fleeg in den hogen Himmel,
Bringen Korf vull Kringel,
Mi eenen, di eenen,
Vader un Mudder ook eenen,
Slechte Minschen gor keenen!

20. Frösche.

(Nachahmung des Froschquakens.)

Morgen back ick,
Ick ook, ook, ook!
Morgen back ick. —
Ick ook, ook, ook!

Auf alle Stände des Dorfes wußten wir unsere Scherz- und Spottreime, und wenn wir sie mit lauter Stimme durchs Dorf sangen oder riefen, verübelte sie uns niemand der Angesungenen. Hatten sie doch selber als Kinder diese althergebrachten Reime lustig durchs Dorf erschallen lassen. Folgende sind mir im Gedächtnis geblieben: Spottreime



1. Die Stände.

Eddelmann, Beddelmann,
Doktor, Pastor,
Brauer, Brenner,
Soldatenmajor.

2. Fuhrmann.

Jehann, spann an,
De Katten vöran,
De Müse vörup,
Nah'n Blocksberg henup!

3. Knecht.

Wenn en bi'n Buren deent,
Deent en bi'n Plog,
Kriegt en up't Johr en Böcks,
Wenig genog!
Böcks, un keen' Knöp' doran,
Bur is keen Eddelmann.
Bur is en Bur, Bur bliwt en Bur,
Plump von Natur.

4. Magd.

Wacker Deern bin ick,
Finen Tweern spinn ick,
Kann wewen, kann neihn,
Kann'n Haspelbock dreihn.

5. Bauer.

Worum süht he so sur ut, so sur ut, so sur?
So süht he von Natur ut, Natur ut, Natur.
Den ganzen Dag Kartüffelnsupp,
Un Sünndag is se noch nich up.
Dorum süht he so sur ut, so sur ut,
Us' Bur!

6. Bäuerin.

Un de Burfroo, de Burfroo
Is en kniepig old Wiew.
Se gönnt nich den Schaper
Dat Hemd up'n Liew.

7. Haustochter.

Anne, Susanne,
Stah up un böt Für! —
Leewe Mudder, leewe Mudder,
Dat Holt is to dür!

8. Schäfer.

Schaper, Schaper dudeldei,
Sök de Köttel ut de Hei!
Söchst du se nich rein herut,
Kriegst du keene Jungfer Brut.

9. Noch ein Schäferreim.

Us' Schaper het dat god,
Kriegt up't Johr en neen Hoot,
En Poor hölten Schoh
Un en linnen Böcks dorto,
En Himten Lin in't Feld
Un sin teihn Daler Geld.
Het sin Slapstä in'n Kaben,
Sinen Lenstohl bi'n Aben
Un sin' Bank vör de Dör. —
Wat will en Schaper mehr!

10. Dorfmusikant.

Gigelgigel gungungung,
Speelmann de will slapen.
Smiet en Daler up den Disch,
Ward he wedder waken.

11. Schneider.

Snieder, Snieder, Wupwupwup,
Sett'r en Flicken up, up, up!
Sett'n hier hen, sett'n dor hen,
Sett'n binnen — vör'n Dor hen;

12. Schuster.

Hänsken seet in'n Schosteen
Un flickt sine Schoh,
Do köm en wacker Mäken
Un seech so nippe to:
Hänsken wullt du frien,
So frie du nah mi,
Ick hew en blanken Daler,
Den will ick gewen di.
Hans, nimm se nich, Hans, nimm se nich,
Se het en scheewen Foot! —
Hans, nimm se man, Hans, nimm se man,
De ward wol wedder god.

13. Schuster, Schneider, Tischler.

(Schoster treckt den Peckeldraht):
„Speck un Klütjen mag ick nich."
(Snieder treckt den Faamd dör de Naht):
„Harr ick't doch! Harr ick't doch."
(Discher kriegt den Huwel fat't):
„Dor heft't! Dor heft't!"

14. Böttcher.

Dat Böttjerwiew, dat Böttjerwiew,
Dat fritt den suren Kohl in't Liew.
Dat Böttjerwiew, dat Böttjerwiew,
Dat fritt sick vull un stiew.

15. Schmied.

Pinkepank, de Smed is krank,
Liggt in de Dönz up de Abenbank.

16. Müller.

Müller, Müller, Mahler!
Müllerdeerns köst en Daler,
Müllerjungs en Greupelsteert,
De is keen dree Gröschen wert.

17. Küster.

Bumbam! Bählamm!
Köster will sick uphang'n.
Willt em Arm un Been affnie'n,
Schall nich wedder up de Bumbam stieg'n!

18. Orgeldreher.

Lierendreier
Mag keen Eier,
Mag anners nicks as Speck in de Pann,
Is en olen Leckermann.

19. Bäcker.

Backe, backe Kuchen,
Der Bäcker hat gerufen:
Wer will schöne Kuchen backen,
Der muß haben sieben Sachen:
Eier und Salz,
Butter und Schmalz,
Milch und Mehl,
Safran maket de Koken gel.
Schuw, schuw, schuw in'n Aben!

20. Semmelhändlerin.

Stutenlieschen! He!
Slöpst all? — Ne! —
Kannst mi nich en Stuten lehnen? —
Minschenkind, ick slap jo eben!

21. Maler (Anstreicher).

Haken un Staken
Kann ick wol maken.
Ulen un Kreihn
Kann ick wol dreihn.

22. Schlächter.

Farken steken, Wöstken maken,
De willt wi in'n Ketel kaken.
Seggt de Slachter: „Stiek",
Seggt dat Nökken: „Quiek".

23. Schornsteinfeger.

Schossteenfeger,
Bessendräger!
Will sick lüttje Kinner fangen,
Will se in den Schossteen hangen.

24. Handelsjude.

Jude, Jude, schacher nich!
Weißte nich, was Moses spricht?
Moses spricht: Du sollst nich schachern,
Ick will di den Puckel laschen!

25. Besenbinder.

Bessenbinner schöw sin Wor'
Rin nah Hamborg up sin Kor,
Het sick up den Marktplatz stellt:
„Hier sünd Bessen,
Hier sünd Bessen,
Hamborg hest du Geld!"

Reime der Hütejungen

Draußen im freien Felde aber jauchzten die **Hütejungen** ihren Jodler in die Lüfte und sangen dazu ihre Lieder vom **Wind und Wetter**, vom **Regen und Sonnenschein**:

1. De Wind de weiht,
De Hahn de kreiht.
De Voß sitt up'n Tune
Un plückt sick an gele Plume. —

2. Regen-, Regendröppken,
Fall nich up min Köppken!
Fall in't grote Waterfatt,
Dat is so all plitschenatt!

3. Regen, Regen, hol up,
Morgen löpt de Kohl up.
Öwermorg'n is Jakobsdag,
Denn meiht de Bur den Gassen af.

4. De Kuckuck up'n Tune satt,
Dat regn' so däkern un he wörd natt.
Do köm de warme Sünnenschin,
De mak den Kuckuck gladd un fin.

5. Leege Regen, gah weg,
Leewe Sünn, kumm wedder
Mit dine gollen' Fedder,
Mit dinen gollen Strahl
Hoch von'n Hewen herdal!

Auch eine Anzahl größtenteils uralter **Bastlösereime** stand uns zu gebote, wenn wir im erwachenden Frühling uns Flöten und „Peesken" aus den Rinden der ergrünenden Weiden anfertigten. Einer derselben sei hier statt vieler mitgeteilt:

Zipp, Zapp, Zaken,
Fläuten, Fläuten maken!
Hut af, Hor af,
Morg'n is Maidag.
Kättschen löpt den Barg henan,
Kättschen, lat de Wieden stahn!
Kummt de ole Hexe
Mit'n blanken Meste,
Will di beide Ohr'n affnieden,
Fell aftrecken, Swanz utrieten! —
Is min Fläut noch nich bald af?
Ja, se is bald af, af, af.

Haus- und Dorfreime

Ebenso wußten wir je einen lustigen Spottreim auf jedes einzelne Haus unseres Heimatortes, sowie auf jedes Dorf der Umgegend („Butendörp") zu rezitieren. Der Anfang je eines „**Husriemels**" und eines „**Dörpriemels**" sei hier wiedergegeben.

1. „Hüserriemels."

Sween sitt up'n Rumen,
Maschmann plückt Plumen,
Brokmann wahnt in'n Brok,
Ol **Ritz** de is nich klok. etc.

2. „Dörperriemels."

In **Grauen** (Graulingen)
Is nicks to kauen.
In **Linnen** (Linden)
Is nicks to finnen.
In **Räwer** (Räber)
Is't nich veel bäter.

Awer in **Wichenbeck** (Wichtenbeck)
Dor giwt et dicken Speck.



Und nun die jungen Burschen und Mädchen des Dorfes! Auf den „Tanzmusiken“ tanzte man damals noch die alten Tänze „Lustig vör'n Disch“, „Hackeschottschen“, „Säwensprung“, „Kehrut“, und wie sie alle hießen, und sang dazu Tanzlieder wie die folgenden: Tanzlieder

1. Tanz mit mir, tanz mit mir!
Ich hab' 'ne weiße Schürze für.
Mit mi ook, mit mi ook!
Mine is von Kamerdook.

2. Dat du mit Schattschen bist,
Dat ick woll weet.
Kumm düssen Aw'nd, kumm düssen Aw'nd,
Segg mi Bescheed!

3. Säwen Elen Boddermelk
Un säwen Elen Klümpe.
Un wenn de Schoh verdrunken sünd,
Denn danz ick up de Strümpe.

4. Trudjen, Putjen, Trippepopp,
Wat sühst du nüdlich ut
Mit dinen Wuschel-Ruschelkopp
Un dine scheewe Snut!

5. Wenn hier en Putt mit Bohnen steiht
Un dor en Putt mit Brie,
So lat ick Brie un Bohnen stahn
Un griep nah min' Marie.
:,: Marie, Marei, Maruschkakei,
Marie, Marei, Marie! :,:

6. Anne-Mariek en, kiek mal an,
Wat de Schaper danzen kann!
:,: Was man aus Liebe tut,
Das geht noch mal so gut. :,:

7. Use ole Wieschen-Wähsche
Mit de scheewe Snut,
Säwen Johr in'n Himmel wesen,
Will'r wedder rut!
Is das nich en dummes Weib,
Daß se nich in'n Himmel bleibt?

8. Lüttje Burdeern von Dörpen,
Wat bist du so gladd?
Wullt du nah'r Kerken
Oder wullt du nah'r Stadt?
Ick will nich nah'r Kerken,
Ick will nich nah'r Stadt;
Ick will nah minen Brögam,
Dorum bin ick so gladd!

9. Lüttje Deern von Veern,
:,: Ick mag di so geern! :,:



Tanzlieder aus der Heide.

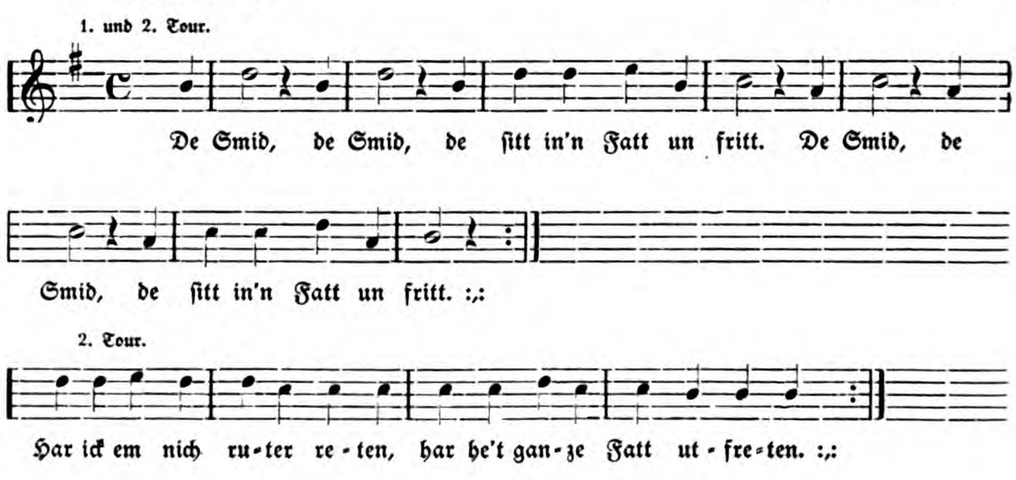
De Vedder Michel-Danz. — Um 1830—1850.



De sure Burendanz. — Um 1850.



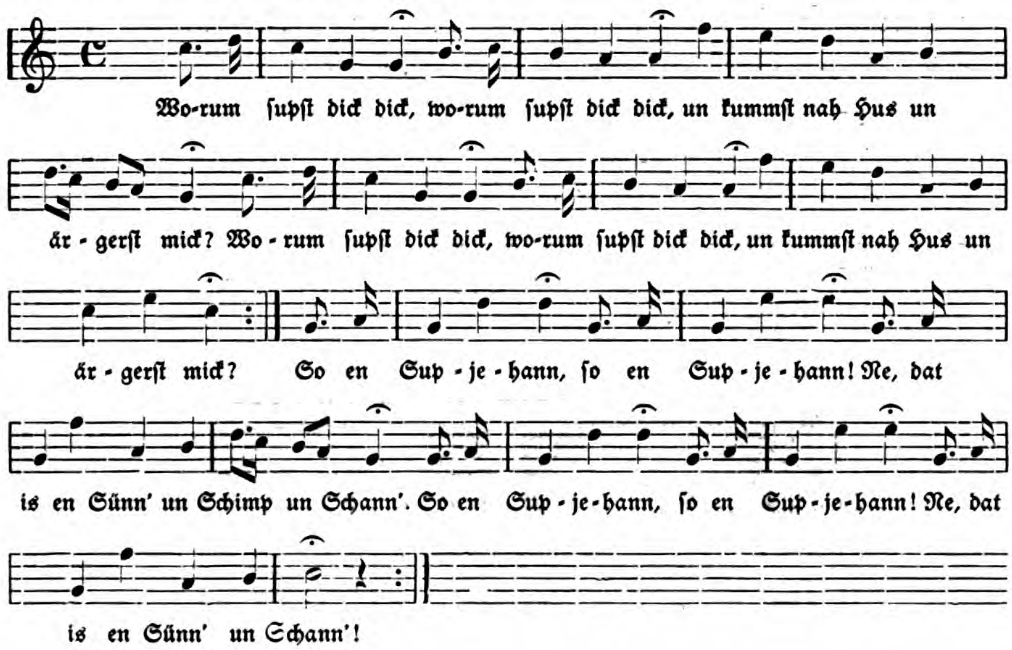
De Smiddanz. — Um 1830—1850.



De Grotvaderdanz. Erste Hälfte des 19. Jahrhunderts.



Bauerntanzlied: De Supjehann. Um 1850.

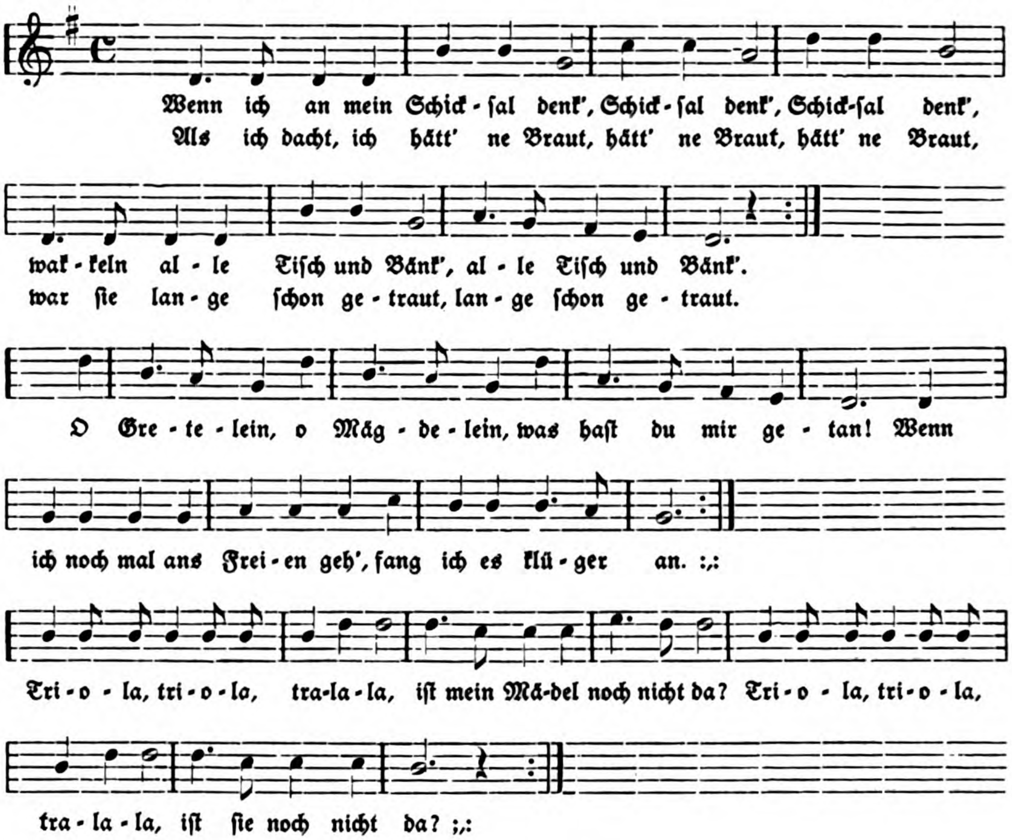


De Schurkerdanz. Um 1850.



De erste un drütte Tour ward „trippelt", de tweete Tour ward „walzt".

Der unglückliche Freier. **Um 1850.**





In den Spinnstuben aber, wo die „Jungkeerls" und „Deerns" allabendlich in den Wintermonaten sich ein Stelldichein gaben und gemeinsam oder abwechselnd ihre Lieder sangen, habe ich mir als Knabe und Jüngling einen Liederschatz im Gedächtnis angesammelt, der über ein halbes hundert Lieder umfaßt, Liebeslieder, Bauernlieder, Hirtenlieder, Jägerlieder, Soldatenlieder und andere mehr. Da fand ich u. a. neben den derben Liedern von den „Leinewebern", dem lebendigen „Habersack", dem „bitterbösen Weib", das der Satan stückweise holte ꝛc., auch viele der

Spinnstubenlieder

empfindsamen Lieder aus der Zopf- und Biedermeierzeit „In Myrtills zerfallener Hütte", „Ich liebte nur Ismenen", „Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten" 2c., vor allem aber die alten und doch ewig jungen Volkslieder aus der Blütezeit unserer Volkspoesie „Es stund eine Lind' im tiefen Tal", „Es ritten drei Reiter zum Tore hinaus", O Straßburg, o Straßburg", „Morgen muß ich fort von hier", „Ich habe mein Feinsliebchen", „Saßen einst zwei Turteltauben" 2c. 2c. Am meisten aber interessierten mich die Lieder, denen man es anmerkte, daß sie in unserer Heide oder doch auf dem Boden des niedersächsischen Landes emporgewachsen waren, und auch hiervon fand ich eine ansehnliche Anzahl vor, z. B. das Lied von dem „Jäger in dem grünen Wald", von der „Fahrt nach Dänemark hinein, wo die schönen Mägdlein sein", von der „Faulen Grete" („Wer so ein faules Gretel hat, kann der wohl lustig sein?"), von dem König von Hannover und seinen „schönen Leuten";

„All die Hübschen und all die Feinern
Sucht der König sich heraus.
All die Buckligen und all die Lahmen
Schickt er wieder nach Haus",

und ein wunderbar zartes Poem, das ich bisher in keiner Volksliedersammlung habe aufspüren können:

„Wann kommt die Zeit und Stunde,
Der Augenblick heran,
Da ich von deinem Munde
Die Rosen pflücken kann?"

Auch plattdeutsche Lieder waren darunter, z. B. das von dem verlassenen Mädchen auf dem „breiten Stein", der auch in einigen unserer niederdeutschen Volkssagen eine Rolle spielt:



„Dor seet en lüttje Deern
Up den breeden Steen
Un wreew sick de Ogen
Un ween un ween:

All de lütten Deerns
De kreegen en Mann,
Un ick mut hier sitten
Un sehn dat an.

Nu mut ick min Hoor
In den Nacken sla'n
Un wedder en Johr
As Jungfer gahn!"

Ein anderers, ein schalkhaftes Spinnlied, das auch noch in Westfalen gesungen werden soll, habe ich mir aus dem Gedächtnis notdürftig rekonstruiert und setze es in dieser Form hierher:

„Spinn, spinn, min leewe Deern,
Kriegst ook en Poor Schoh! —
Ach, dat woll ick jo geern
Un kummt mi ook to.
Man ick kann jo nich spinnen,
Leewe Mudder, leewe Mudder,
Man ick kann jo nich spinnen,
Man mi swärt jo de Finger
Un deiht mi so weh!

Spinn, spinn, min leewe Deern,
Kriegst ook en neet Kleed! —
Ach, dat woll ick jo geern
Un deiht mi so leed.
Denn ick kann ja nich spinnen,
Leewe Mudder, leewe Mudder,
Denn ick kann jo nich spinnen,
Denn mi swärt jo de Finger
Un deiht mi so weh!

Spinn, spinn, min leewe Deern,
Kriegst ook en schmucken Mann! —
O wo geern, o wo geern!
Denkst du endlich doran?
Ach, nu kann ick wol spinnen,
Beste Mudder, beste Mudder,
Ach, nu kann ick wol spinnen,
Ach, nu swärt mi keen Finger
Un deiht mi nicks weh!"



Preis des ländlichen Lebens

Aber nicht allein an den Tanz- und Spinnstuben-Abenden, sondern auch auf den „Löften" und „Köften" (Verlobungs- und Hochzeitsfesten), auf den Kinderbieren (Kindtaufsfesten), den „Richteköften" und „Erntebieren", auf der „Bauernrechnung" im Dorfkrug zwischen Neujahr und „Fasselabend", in der „Schummerstunde" der Sommerabende beim „Nahwern" auf der Bank vor der „Blangendör" oder beim Garnklopfen der Mägde im „Vörschur" des Bauernhauses 2c. wurde noch zur Zeit meiner Kindheit von Jungen und Alten manches Volkslied angestimmt, das heute gänzlich verschollen ist. Darunter befanden sich auch mehrere Lieder zum Preise des Landlebens. Die Anfänge zweier solcher Lieder, die mir noch in Erinnerung sind, seien hierher gesetzt:

1. „Was ist das für ein Leben,
Ein Bauersmann zu sein!
Man braucht sich nicht zu schämen,
Fährt man zur Stadt hinein."

2. „Der Landmann hat viel Freude
Und lebt dabei in Ruh.
Gerät ihm das Getreide,
Fährt er's dem Städter zu."

Kunstlieder

Auch „Kunstlieder" wurden bei solchen Gelegenheiten zuweilen angestimmt, aber falls sie sich allzusehr in Abstraktionen ergingen, vom Volksmunde „realistisch" umgeformt. Ein Beispiel für viele:

Gesellschaftslied von A. von Kotzebue:

„Es kann ja nicht immer so bleiben
Hier unter dem wechselnden Mond.
Es blüht eine Zeit und verwelket,
Was mit uns die Erde bewohnt."

Volksmund:

„Es kann ja nicht immer so bleiben
Hier unter dem Wechsel des Monds.
Der Krieg muß den Frieden vertreiben,
Im Kriege wird keiner verschont."

Religiöse Lieder

Damals, vor etwa einem halben Jahrhundert, zogen auch noch allerlei altersschwache und gebrechliche Männlein und Weiblein von Tür zu Tür und suchten durch das Absingen oder Aufsagen uralter religiöser Volkslieder mit zitteriger Stimme die weichen Herzen der Heidebewohner zu rühren und sie zu milden Gaben, bestehend in Eiern, Speck, Wurst und Brot, zu bewegen.

Da hörte ich zuerst das Lied „Es sungen drei Engel einen süßen Gesang, sie sungen, daß es Gott in dem Himmel erklang", ferner die alten Passionsreime „Ach, Jesu, liebster Jesu mein, was wirst du am heiligen Sonntag sein?" und

„Als unser Herr Christ in den Garten ging
Und sein schwer bitter Leiden anfing,
Da trauert' Laub und grünes Gras,
Da färbte am Himmel die Sonne sich blaß".

sowie das alte herrliche Volkslied vom jüngsten Gericht:

„Wenn der jüngste Tag will werden,
Da fallen die Sternlein auf die Erden,
Da beugen sich die Bäumelein,
Da schrei'n die kleinen Waldvögelein.
Da kommt der liebe Gott gezogen
Auf einem schönen Regenbogen:
Ihr Toten, ihr sollt aufersteh'n
Und sollt zu Gottes Gerichte gehn!"

Ein plattdeutsches Lied dieser Art, das uns in mehreren hochdeutschen und mundartlichen Fassungen erhalten ist, will ich in der Form, wie es ein altes gabenheischendes Mütterchen vortrug, hierhersetzen. Es ist im Gegensatz zu den übrigen Lesarten, denen man den katholischen Ursprung anmerkt, von echt evangelischem Geiste erfüllt, trotzdem darin die Mutter Maria als Himmelskönigin auftritt:



„Twee Seelken störwen up eenen Slag
Un wörn begrawen up eenen Dag.

So flögen wol an de Himmelsdör,
Sankt Peter röp: Wer is dorvör?

Twee Seelken ünnen von de Eer'n,
De weern in den hogen Himmel geern.

De ölste könn in den Himmel ingahn,
De jüngste blew vör Dör bestahn.

Se stünn un ween ehr blödigen Tran',
Do köm Maria un seech se stahn:

Ach, Seelken, Seelken, wat hest du dahn?
Dat du nich drafft in den Himmel ingahn?

Wenn mine Süster wallfohrten gahn,
Dann hew ick vör den Speegel stahn.

Denn hew ick seggt Gott Low un Dank,
Dat he mi het makt so schier un slank.

Ach, Seelken, Seelken, wat hest du dahn,
Dat du nich drafft in den Himmel ingahn?

Wenn min Süster het bedt den Rosenkranz,
Denn hew gahn ick to Speel un Danz.

Un hest du anners keen Sünn nich dahn,
So drafft du mit mi in den Himmel ingahn.

Maria nam se wol an de Hand
Un flög mit ehr rin in Engelland.

Dor swew dat Seelken un lach un süng,
Dat dat dör alle säwen Himmels klüng."

Soldatenlieder

Aus meiner Kindheit erinnere ich mich auch noch einen lahmes Invaliden, eines alten Waterlookämpfers, der an den langen Winterabenden oft unser Heim aufsuchte und dann aus seinem schier unerschöpflichen Schatz an Märchen und Schwänken, Volksballaden und Volksliedern Altes und Neues hervorholte, während Kinder und Erwachsene staunend an seinen Lippen hingen und nicht müde wurden, ihm zuzuhören. Eins der plattdeutschen **Soldatenlieder**, das er mit Vorliebe darbot, teile ich, so gut ich es im Gedächtnis behalten, hier mit. Ich habe es später auch in etwas anderer, platterer, Fassung von Bänkelsängern auf den Jahrmärkten singen hören:

„Min Vader heet Hans Vagelnest
Un wahn in Pummerellen.
He weer ook faken up Reisen west,
Do könn he wat vertellen.

He sä to mi: O wo, min Jung,
Du mußt di wat versöken,
Süs bliwst du akkerat so dumm
As Eeken un as Böken.

Hier hest du säwen Daler Geld,
Denn brukst du nich to stehlen.
Denn kummst hendör de ganze Welt,
Dat kann di gor nich fehlen!

Ick schaff mi en blanke Geldtasch an,
De hüng ick langs de Hosen,
Un so marscheer ick up un an
An'n Rhin nah de Franzosen.

Do kömen so en twintig Mann,
De kreegen mi to faten
Un tögen mi en bunt Röckschen an
Un makden mi to'n Soldaten.

Se säden: In de Slacht, min Jung,
Do holt wi all tohopen.
Doch as dat nu an't Scheeten gung,
Do kreegen se all dat Lopen.

Se slepen mi in en Lazaret,
Dor wolln se mi kureeren.
Dor weer keen Stroh, dor weer keen Bett,
Dor mößt ick bannig freeren.

Dor kreeg ick idel Hawerseem
Un gor nicks anners to drinken.
Ick har en Schot in'n linken Been
Un mut upstunds noch hinken."



Auch von **Eidig**, dem berühmten Wildschütz der Heide, wußte er ein Lied zu singen:

Der Wildschütz Eidig war ein Mann von selt'nen Geistesgaben,
Doch wandte er sie nimmer an, der Menschheit nur zum Schaden.
In Steinbeck*) im Hannoverland, da ward er einst geboren.
Sein Name lebt im Sachsenland noch in viel tausend Ohren.

Niedergang der Volksdichtung

Die alten Rhapsoden der Heide, ob Bettler, ob Spielleute, ob alte Invaliden, sie sind so gut wie von der Bildfläche verschwunden. Die Spinnstuben, die alten Pflegestätten des Volksliedes, sind obrigkeitlich aufgehoben oder freiwillig aufgegeben. Auf den öffentlichen Tanzbelustigungen hört man kaum noch eins der alten, von Geschlecht zu Geschlecht vererbten, treuherzigen Tanzlieder, wohl aber dafür die überaus faden und schalen Reimereien der groß-

*) Genauer: in Klecken. Siehe I, Abschn. 9a.

städtischen Weisen, von der „Pflaume auf einem Baume", von der „Hulda", für die kein Stuhl da, von „Mariechen", dem „süßen Viehchen", und ähnlichen Schund. Der Hochzeitsbitter zieht nicht mehr von Haus zu Haus und fordert mit seinem schalkhaft-naiven Reimspruch zur Teilnahme an der Hochzeit auf; das besorgen heute schon gedruckte Einladungskarten. Auf den „Richtkösten" hört man nur selten noch die früher so beliebten Zimmersprüche des Altgesellen. In den Tagen der Ernte, an welchen früher froher Liederklang die Luft durchschallte, ist es heute, im Zeitalter der Mäh-, Binde- und Dreschmaschinen gar still geworden. Die Volksbräuche, vor allem die Umzüge der Vermummten oder „Ausgekleideten" am „Fasselawend", der „Trümelschieben"-Sucher in der Osterzeit, des „Pingßkars" oder „Pingßbötels" zu Pfingsten, des „Thoms" und „Hillchrist" um Weihnachten, der „Neejohrsmeum" in der Silvesternacht usw. sind abgetan oder schwinden immer mehr dahin und mit ihnen die von diesen unzertrennlichen Lieder und Reimsprüche. Aber doch ist das Volkslied noch immer nicht auf der Heide ausgestorben, auch im Wendlande nicht. An den sommerlichen Sonntagabenden sieht man noch heute wie vor Zeiten die jungen Mädchen zuweilen Arm in Arm durch die Dorfgassen ziehen und hört sie singen vom „Rosengarten", in dem sie ihren Schatz erwarten, von der „schönen Jugend", die nicht wiederkehrt, von dem „schwarzbraunen Mägdelein" und der „schönen Schäferin". Auch die jungen Burschen lassen noch je und dann ihren Sang durchs Dorf erschallen. Freilich sind sie weniger sorgfältig in der Auswahl ihrer Lieder als die jungen Mädchen. —



Bekanntlich besitzen wir Deutsche eine große Anzahl guter, umfassender Sammlungen unserer Volkslieder von Arnim und Brentano, Uhland, Hoffmann von Fallersleben, Soltau, Erk, Simrock und vielen anderen; sie enthalten auch manches im Lüneburgischen gesungene Lied. Aber eine möglichst vollständige Sammlung ausschließlich lüneburgischer Volkslieder, wie sie andere Landesteile längst besitzen, fehlt uns bisher und wird uns vielleicht nie beschert werden. Kleine Anfänge dazu sind unternommen, so von Dr. Eduard Kück, der zwanzig Tanzlieder mit den dazugehörigen Tanzweisen aus seiner engeren Heimat (Kirchspiel Hollenstedt) herausgab, und von Heinrich Neben, der in der Heimatschrift „Niedersachsen" 1907 alle in der Umgegend von Salzhausen gebräuchlichen Volkslieder veröffentlichte. Ich folge ihrem Beispiele und bringe wenigstens die Anfänge der besseren mir aus meiner engeren Heimat erinnerlichen und in dieser Abhandlung bislang nicht erwähnten Volkslieder hier zum Abdruck: Volkslieder

1. Ach, Mädchen, liebes Mädchen,
Ach, weine nicht so sehr;
Dein Wilhelm ist gestorben,
Es hilft dir gar nichts mehr.

2. Als ich an einem Sommertag
Im grünen Gras im Schatten lag,
Sah ich von fern ein Mägdlein stehn,
Die war ganz unvergleichlich schön.

3. Christinchen saß im Garten,
Den Liebsten zu erwarten.

4. Droben auf der grünen Heide
Steht ein schöner Birnbaum, schöner
Birnbaum, trägt Laub.

5. Dort wo die klaren Bächlein rinnen,
Sah ich von Fern ein Hüttlein stehn.
Da wohnt von allen Schäferinnen,
Die Schönste, die ich je gesehn.

6. Drei Lilien, drei Lilien,
Die stehn auf meinem Grab.
Da kam ein stolzer Reiter
Und brach sie ab.

7. Es stehen drei Sternlein am Himmel,
Die geben der Lieb' ihren Schein.
Herzlieb, tu mir auf dein Fenster
Und laß mich zu dir ein.

8. Es waren drei Gesellen,
Die täten sich was erzählen.
Sie hielten alle drei gar heimlichen Rat,
Wer wohl von ihnen allen das beste
Mädchen hat.

9. Er stand wohl einst vor meiner Tür,
Ein Schloß und Riegel lag dafür.
Er rief wohl eins, er rief wohl zwei,
Er rief drei mal nach mir.

10. Jetzt ist die Zeit und Stunde da,
Wir reisen nach Amerika.
Der Wagen steht schon vor der Tür,
Mit Weib und Kindern ziehen wir.

11. Ich kann nicht sitzen,
Ich kann nicht stehn,
Ich muß zu meinem
Herzliebchen gehn.

12. Mädchen meiner Seele,
Bald verlaß ich dich.
Aber sieh, ich bleibe :,:
Unveränderlich.

13. Müde kehrt der Wanderer zurück,
Traurig ist sein Sinn und trüb
sein Blick.

14. Nun ade, Herzallerliebster hier.
Scheiden muß ich heut von dir.

15. Ob der Elba bin ich gegangen
Den vierzehnten Mai.
Schöne Mädchen hab ich empfangen
Des Nachts auf der Bastei.

16. Soldatenleben und das heißt lustig sein.
Wenn andre schlafen,
So muß ich wachen,
Muß Schildwach stehn, muß Schild-
wach stehn.

17. Und so nehm ich meine Büchse
Und wandre in den Wald.
Ein Hirschlein will ich schießen,
Es sei jung oder es sei alt.

18. Was hab ich denn meinem
Feinsliebchen getan?
Es wendet mir den Rücken
Und sieht mich nicht an.



Daß das Volk der Heide eine ausgeprägte Vorliebe hat für Vers und Reim und inniges Wohlgefallen findet an allerlei Wortklingklang, das bezeugt die große Zahl seiner gereimten Sprichwörter und Redensarten, seiner Stabreimsprüche und Rätselreime, seiner gereimten Zaubersprüche und Besprechungsformeln. Das beweist auch die erstaunliche Menge von Wortbildungen und Zusammensetzungen wie die folgenden: Bullerballer, Deukersdeern, Dusenddeuwel, Fickfack, Hickhack, Himmelhöllenhund, Jibbeljabbel, Krimskrams, Snicksnack, Snutensnacker, Wippelwappel, grisgrag, lingelang, vör Dau un Dag, keen Hund un keen Hahn, Schimp un Schann, dör dick un dünn, grön un gel, kort un kregel, kribbeln un krabbeln, prick un prall, sick plagen un placken, sick rühren un rögen, dull un vull, öwer un döwer, up un dup, Dack un Fack, Hack un Mack, Hakel un Takel, Haken un Staken, Kuddelmuddel, holterdipolter, hullerdibuller, rumpeldipumpel 2c. Ich lasse hier zunächst eine Reihe von **gereimten Sprichwörtern** und Redensarten folgen: Reimsprüche

1. Kumpenie
Is Lumperie.

2. En beten scheew
Het Gott leew.

3. Up en Heger
Kummt en Feger.

4. Jedet Hüsken
Het sin Krüzken.

5. Kort un kregel
Is beter as lang un en Flegel.

6. De't Glück het,
Geiht mit de Brut to Bett.

7. Plump Koorn
Is Slumpkoorn.

8. Haust du **minen** Juden,
Hau ick **dinen** Juden.

9. Ledder um Ledder,
Sleist du mi, sla ick di wedder.

10. Mund, wat sprickst du?
Hart, wat denkst du?

11. He is so krank as en Hohn,
Mag wat eeten un nicks dohn.

12. Wat beter is as en Lus,
Dat nimm mit nah Hus.

13. Wat'n sick sport von'n Mund,
Dat fritt Katt un Hund.

14. De sick ehrlich will ernähr'n,
Mut veel flicken un wenig vertehr'n.

15. De wat Leegs het, de föhlt dornah,
De wat Leews het, de geiht dornah.

16. De in Rauh un Free' will starwen,
Lat sin God den rechten Arwen.

17. Erst en Näs' un denn en Brill,
Un denn seh to, wenns' sitten will.

18. De veel fragt, ward veel wis,
De veel sorgt, ward fröh gris.

19. En Bur ackert sick wol gris,
Awer nich wis.

20. Kinner un Kalwer ehr Deel,
Denn beholt se ehr Liewken heel.

21. Schönheit kummt nich blos von Gott,
Se kummt ook ut Schöttel un Pott.

22. Giwt Gott di nich en Schepel vull,
Giwt he di wol en Lepel vull.

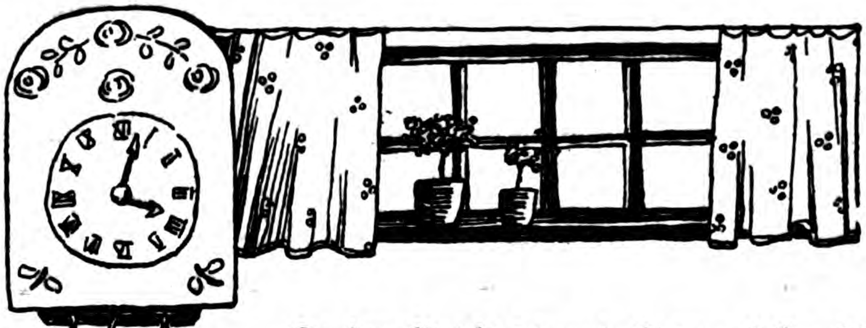
23. Een Kind, keen Kind,
Twee Kinner, Speelkinner,
Dree Kinner, veel Kinner.

24. Papen Gierigkeit
Un Gotts Barmhartigkeit,
De wohrt in alle Ewigkeit.

25. Eenen sin Dod,
Annern sin Brot.
Eenen sin Upstand,
Annern sin Reddergang.

26. De Katt un de Magd,
De eet't wenn't jüm behagt.
De Knecht un de Hund
Möt't töwen, bet wat kummt.

27. Jeder free sin Nahwerskind,
Denn weet he seker, wat he findt.




Bauernregeln

Zu den Sprichwörtern in Reimen lassen sich auch die gereimten sogenannten **Bauernregeln** zählen. Ich lasse hier für jeden Monat des Jahres eine solche folgen:

1. Fabian Sebastian (20. Januar)
   Let den Zapp in de Böme gahn.

2. Lichtmessen (2. Februar) hell un klor
   Giwt en god Flaßjohr.

3. Märzensnee
   Deiht de Saat weh;
   Märzengrön
   Is ook nich schön.

4. April
   Deiht wat he will.

5. Mairegen
   Gottssegen.

6. Junişwarm (1. Juni)
   Makt den Imker arm;
   Sankt Vit (15. Juni)
   Is de Immentied.

7. Jakobsdag (25. Juli)
   Mut de Gassen af.

8. August dau
   Makt den Hewen blau.

9. Marien Geburt (8. September)
   Treckt de Swawelken furt.

10. Sankt Gallen (16. Oktober)
    Let von'n Bom de Appeln fallen.

11. Kathjerwinter (25. November)
    Plattjerwinter.

12. Grönen Wiehnachtsdag,
    Witten Osterdag.

Schluß: De Minsch rad't hen un rad't her.
Un de Herrgott makt dat We'er.

Zitatensprüchwörter

Noch eine besondere Art des plattdeutschen Sprichwortes, um die uns andere Völker beneiden können, sei hier besonders hervorgehoben, das **Zitatensprichwort**; denn in ihm offenbart sich eine solche Fülle von gesundem Witz und Sarkasmus, wie wohl in keinem Sprichwort anderer Nationen. Wir nennen es das Zitatensprichwort, weil in ihm irgend eine Weisheit von der Gasse dem Bauern, dem Affen, dem Eulenspiegel, dem Teufel und anderen Lieblingsgestalten des niederdeutschen Volkes in den Mund gelegt wird. Man könnte diese Sprichwörter auch „Fabeln in nuce“ nennen, weil nach Lessings Definition der Fabel in ihr ein allgemeiner moralischer Satz auf einen besonderen Fall zurückgeführt, diesem besonderen Fall Wirklichkeit erteilt und eine besondere kleine Geschichte daraus gedichtet wird, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt. Nur eine kleine Auslese solcher Sprichwörter sei hier wiedergegeben:

1. Wie man's treibt, so geht's, sä de Sween, do löpen em de Swin' in den Weeten.
2. Den Damens de Vörtritt, sä Ulenspeigel, do smeet he sine Großmudder de Tripp hendal.
3. Reinlichkeit is't halwe Lewen, sä de Burfroo, do tög se sick to Neejohr dat Hemd um.

4. Schönheit is en Gabe Gotts, säh de Ap', do keek he in'n Speigel. 5. Ach, wat wi hübsch sünd, wenn wi jung sünd, sä dat junge Mäken, do fuddere se de Farken. 6. Allens mit Maten, sä de Snieder, do slög he sine Froo mit de Ele. 7. Dör de Kehl geiht veel, sä de Schipper, do har he sinen Dreemaster versapen. 8. Ehre, dem Ehre gebührt, sä de Düwel, do kreeg he den Papen toerst bi'n Kragen. 9. Strafe mut sin, sä de Köster, do nöhm he den Jungens dat Botterbrot. 10. De wat kann, to den kummt ook wat, sä de Snieder, do kreeg he twee Nachtmützen to neihn. 11. De wat ruthewwen will, mut erst wat rinsteken, sä de Bur, do fudder he sin' Swin' mit Speck. 12. Ach, wat is de Welt grot, sä de Jung, do köm he in den Kohlhof. 13. En Ei is en Ei, sä de Pap, do nöhm he sick dat Gosei. 14. Wat makt de Dütsche nich för't Geld, sä de Bur, do seech he en Apen danzen. 15. Not kennt keen Gebot, sä Greetjen, do kämm' se sick mit de Gawel. 16. Spaß mut sin, sä Hans, do kettel he Greetjen mit de Meßfork. 17. Ümmer ruhig Blod, sä de Hahn to'n Maikäwer, do freet he em up. 18. Dat geiht wunnerlich her in de Welt, sä de Deern, do kreeg se en lütten Jungen. 19. Nah de Vigelin let sick god danzen, sä de Awkat, do kreeg he en Schinken. 20. Ehrlich wohrt am längsten, wenn en riek weern will, sä Nickel List, do güng he röwern.

Unter den vielen sonstigen Sprichwörtern unseres Volkes verdienen diejenigen noch eine besondere Hervorhebung, die ähnlich wie die obigen uns irgend eine Wahrheit bildlich veranschaulichen, aber im Gegensatz zu diesen **nicht** in erzählender Form auftreten, wie die folgenden: Andere Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten

1. Dat Ei will faken klöker wesen as dat Hohn. 2. Man mut den Braden dreihn, so lang he dröppelt. 3. Wo de Tun am siegsten is, dor springt alle Hunne räwer. 4. De dat leßte ut'n Kroos drinken will, den föllt de Deckel up de Snut. 5. Eenen sin Ul' is den annern sin Nachtigall. 6. En klok Hohn leggt ook mal in den Nettel. 7. De Vagels, de to fröh singt, halt de Katt. 8. En god Perd treckt tweemal an. 9. Wenn **een** Goos Water drinkt, willt se alle drinken. 10. De sin' Köh för Ossen anspannt, kann sin' Peer melken. 11. Wenn de Eekbom grot is, sünd de Planters dod. 12. De rugsten Fahlen weerd de gladdsten. Peer'.

Hierher gehören auch die sprichwörtlichen Redensarten:

1. He het't in Wörden as de Katteeker in'n Steert. 2. He betert sick as de Dreck vör Wihnachen. 3. Em ward so bang as de Arwt in'n Putt. 4. Dat flüggt em ut'n Mul as schimmelt Brot. 5. Ick seh em leewer up de Hacken as in de Täne. 6. Se sünd noch nich vör Ricklingen öwer. (Aus dem südlichen Lüneburgischen.) 7. Dor het sick en Ap' lus't. 8. Dor het en' Ul' seten. 9. Mit de Dör in't Hus fallen. 10. Mit de Woſt nah'n Schinken smieten rc. rc. —

Allgemeine Sammlungen niederdeutscher Sprichwörter sind herausgegeben von **Wilhelm Schröder** („Plattdütsche Sprückwörderschatz"), **Karl Eichwald** (Pseudonym für Karl Tannen: „Niederdeutsche Sprichwörter und Redensarten"), **Rudolf Eckart** („Niederdeutsche Sprichwörter und Redensarten"). Eine Sammlung ausschließlich lüneburgischer Sprichwörter, wie z. B. die Ostfriesen für ihr Ländchen sie besitzen, haben wir bis heute ebenso wenig wie ein lüneburgisches Sagenbuch oder Volksliederbuch.

Eine besondere Art niederdeutscher Spruchdichtung bilden die **Stabreimsprüche**. An ihnen schärften wir Kinder unsere Zungenfertigkeit. Aber auch die Erwachsenen bezeugten daran ihr Wohlgefallen und suchten in ihren Mußestunden sie uns möglichst fehlerfrei nachzusprechen. Folgende sind mir noch erinnerlich: Stabreimsprüche

1. Dree Teertunnen, dree Trantunnen.

2. Beerbrauer Babatz braut Brunbeer.

3. De Katt tritt de Tripp krumm, de Tripp tritt de Katt krumm.
4. Katt in de Käk kiekt in'n Kakputt. Kuck! seggt de Katt.
5. Öwer Grewen Hus flögen dree grisgrage Gös'.
6. Drewes' dünne dröge Dierk drög Dreiers dicke dralle Deern dör den deepen dicken Dreck.
7. Hans, hör hier her! Hal hinner Heinken Hus Holt her!
Hans, heſt hier her hört? Heſt hinner Heinken Hus Holt her halt?
8. Wenn wi Waschwiewer wüßden, wo week warm witt Water weer, wollen wi Waschwiewer wol witte Wäsch' waschen.
9. Sniederscher' snitt scharp; scharp snitt Sniederscher'.
10. Use Koh fritt Knuttenkaff; Knuttenkaff fritt use Koh.

Rätsel

Auch eine große Anzahl gereimter und ungereimter plattdeutscher Rätsel sind noch heute bei unserem Volk im Schwange. An der Lösung dieser Rätsel beteiligte sich ehemals an den langen Winterabenden jung und alt. Von den Reimrätseln sind mir u. a. noch die folgenden in Erinnerung:

1. Kaiser Karolus har en Hund,
De weer kunterbunt. —
Ick legg di dat Woort in den Mund:
Wo heet Kaiser Karolus sin Hund?
(De Hund heet Wo.)

2. Tweebeen seet up Dreebeen un har Eenbeen,
Do köm Veerbeen un nöhm Tweebeen sin Eenbeen,
Do nöhm Tweebeen sin Dreebeen un smeet dormit nah Veerbeen,
Dat Veerbeen utkneep un Eenbeen liggen leet.
(Dat weer de Schoster up sinen Schosterschemel mit en Schinken, un sin Hund.)

3. Allerhand Slag Lüe giwt't up de Welt,
Een het den Büdel, de anner dat Geld.
Wo holſt du dat mit?
(Ick hol dat mi de Hand.)

4. Hümpelkenpümpelken leeg up de Bank,
Hümpelkenpümpelken föll von de Bank,
Dor is keen König in Engeland,
De Hümpelkenpümpelken heelen kann.
(Dat weer dat Ei.)

5. Dor köm en Keerl von Aaken,
De har en breet witt Laken.
As de Sünn an'n Hewen steiht,
Is dat Laken wegweiht.
(Dat is de Snee.)

6. Se reet mi, se streek mi wat up dat Liew,
Do wörd ick so vull un ook so stiew.
Se steek mi up'n stuppen Stengel,
Do möß ick fleegen as en Engel.
Su su, su su, su su! sä dat.
Geld mut hierför kam in'n Sack.
(Dat is de Gornspool.)

7. Krummpuckels Vader,
Dickbuks Mudder,
Dree lüttje swarte Kinner.
De Magd, de steiht dor hinner.
(Dat is de Grapen up'n Fürherd.)

8. Wat steiht in usen Goren?
Use Knecht Knust.
Het hunnertdusend Arm
Un an jeden en dicke Fust.
(Dat is de Appelbom.)

9. Witter as Speck
Un swarter as Dreck;
Harter as Hoorn
Un scharper as Doorn.
(Dat is de Heckster [Elster].)

10. Twee grote Deerts dick un krumm
Bökern up usen Böhn herum,
Harren dat Mul vull Minschenfleesch
Un brochden doch keenen um.
(Dat sünd usen Buren sine Holtschen.)

Von den ungereimten Rätseln seien hier genannt:

1. Wokeen is de driesteste in de Kerk? 2. Wokeen kummt verquer in de Kerk rin? 3. Wokeen awer up'n Kopp? 4. Rund ward't up't Dack smeten, lang kummt't to'r Eer. 5. Witt ward't up't Dack smeten, gel kummt't to'r Eer. 6. Worum löpt de Has' öwer den Barg? 7. Worum awer hüppt de Lüning öwer de Strat? 8. Welke Knop is de grötste? 9. Welke Hoot awer de lüttste? 10. Wat löpt öwer de Wisch mit en Bett up'n Rüggen?

Rätsel, auch aus dem Lüneburgischen, finden sich in Karl Simrock: „Das deutsche Rätselbuch", Basel; Rudolf Eckart: „Allgemeine Sammlung niederdeutscher Rätsel", Leipzig; H. Frischkorn: „Die Pflanzen und Tierwelt in Volksrätseln", Berlin 2c.

Noch immer nimmt der „Heidjer" sowohl wie der Wendländer bei Verletzungen und Erkrankungen seine Zuflucht lieber bei dem Schäfer, dem Schmied oder der „klugen Frau" des Dorfes, als bei dem wissenschaftlich gebildeten Arzt. Noch heute gibt es weise Frauen in der Heide, die mit allerlei Sympathiemitteln und Zauberformeln Seuchen und Gebreste zu verscheuchen suchen. Auch diese Besprechungs- und Beschwörungsformeln sind überwiegend in Reimen abgefaßt. Eine der ältesten, in die altheidnische Zeit zurückgehenden Formel enthält denselben Stabreim, den nach dem „Merseburger Spruch" aus dem 9. Jahrhundert schon Wodan bei dem Rosse Baldurs angewandt: „Blod to Blod! Been to Been! Led to Led!" Um aber dem Zauber einen christlichen Anstrich zu geben, wird heute die Formel hinzugefügt: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!" Sie ist noch hier und da bei Gliederverrenkungen gebräuchlich. — Bei starken Blutungen schlägt man drei Kreuze und murmelt dabei: „Blod stah still! dat is Gotts Will". — Bei Besprechung des „Herzspanns" setzt man den Daumen, den dem Wodan geheiligten Finger, auf die Herzgegend, schlägt die „Wodensspanne" und spricht:

Besprechungs- und Beschwörungsformeln

„Hartspann, ick befat di,
Hartspann, verlat mi!
Hartspann un du schast vergahn,
As de Dak' in'n drögen Gras'!"

Bei Fieberanfällen begibt man sich wohl nachts im Mondenschein zu der größten Eiche des Hofes, umkreist sie dreimal und spricht dabei:

„Du gode Ole,
Ick bring di dat Heete un dat Kohle.
Nimmt't an un hol't fast
Tüsken Bork un Bast!"

Das „Versehen" bespricht man in einigen Dörfern wie folgt:

„Twee leege Ogen hewt di versehn,
Dree gode Ogen schöllt di umbesehn:
Gott Vater, Gott Sohn
Und der heilige Geist im hohen Himmelsthron."

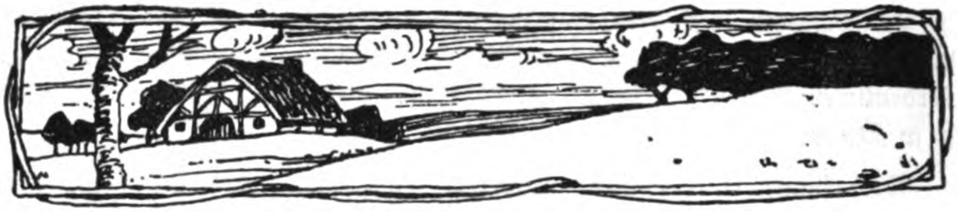
Den kalten Brand bestreicht man wohl mit der Hand eines Toten und flüstert dazu:

„Hoch un blag is de Hewen,
Rot un warm is dat Lewen,
Witt un kold is de Dodenhand,
Dormit still ick den kolen Brand."

Bei Besprechung der Gesichtsrose wendet man u. a. folgende Formel an:

„Dor sprüngen twee Kerls wol öwer den Tun,
De een weer blag un de anner brun.
De blage weer weg, de brune weer weg,
Un de blagbrune Ros' weer weg.
Hilf, Gott Vater, Sohn und heilger Geist!" —

Als Quellenbuch der Zauber- und Beschwörungsformeln des niederdeutschen Volkes kommt hauptsächlich in Betracht: A. Kuhn und W. Schwartz, „Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche" (Abteilung C: „Gebräuche und Aberglaube"). Siehe auch II. Abschn. 26 und 28.



Inschriften

Wer die Ortschaften unserer Heide und des Wendlandes durchwandert und die Inschriften der Häuser sich beschaut, wird bald die Entdeckung machen, daß der fromme Spruch in Prosa, und sei es der kernigste Bibelspruch, gegen den gereimten Hausspruch bedeutend zurücktritt. Auch hier wieder offenbart der Heidebewohner seine Vorliebe für Vers und Reim. Meist sind es Liederstrophen des Gesangbuches, mit welchen der „Heidjer" den Fries seines Hauses schmückt, mancher Reim aber ist auch aus dem Schatz seines eigenen frommen und redlichen Herzens geschöpft. Hier einige Proben:

1. „Do du dat dyne,
GOTT deiht dat syne."
(Dreilingen. Das Haus ist niedergelegt.)

2. „Gah in, gah ut,
Bring Glück in't Hus."
(Ülzen.)

3. „Ach Gott, hilf mir erwerben
Ein ehrlich Leben und selig Sterben."
(Gr. Hehlen.)

4. „Verzehr nicht mehr, denn du erwerbst,
Sonst du im Grund gar bald verderbst."
(Lüne.)

5. „Allen, die mich kennen, allen, die mich nennen,
Gebe Gott zehnmal so viel, als sie selbst mir gönnen."
(Oldendorf, Kreis Ülzen.)

6. „Nimm, Herr, dit Hus in dine Hut,
Dat Doktors un Awkaten bliwen but."
(Eckernworth bei Walsrode.)

7. „Wo Richter auf dem Richtstuhl sitzen,
Die Priester auf der Kanzel stehn,
Die Meister in der Werkstatt schwitzen,
Die Bauern wohl zu Felde gehn:
Da muß das weite Reich der Erden
Zu einem Garten Gottes werden."
(Hösseringen.)

8. Herr, weil du Frömmigkeit so liebst,
Daß du den Frommen Güter gibst,
So gib, daß ich in heiliger Scheu
Recht fromm und recht gesegnet sei.
Ich streck die Hand mit Freuden aus,
Komm du mit Segen in mein Haus."
(Müden an der Örze.)

9. Ower mi un all wat min,
Herr, din Hand doh breden,
Un nimm Hus un Hof un Hart
Still in dinen Freden.
(Suderburg.)

An dem alten Ratskeller zu Ülzen fand ich folgenden Reim:

10. „Gott lieben macht selig,
Wein trinken macht fröhlich.
Drum liebe Gott und trinke Wein,
So wirst du selig und fröhlich sein."

Daß dies nicht etwa eine Blasphemie ist, beweisen die danebenstehenden Bibelsprüche „Die Trunkenbolde werden das Reich Gottes nicht ererben" und „Ihr esset oder trinket oder was ihr tut, so tut es alles zu Gottes Ehre".

In dem Reime offenbart sich vielmehr nach meiner Auffassung das ganze von den Vätern überlieferte gesunde Luthertum des Heidebewohners, der innige Herzensfrömmigkeit mit einem behaglich soliden, nicht über die Grenzen des Erlaubten und Schicklichen hinausgehenden Lebensgenuß trefflich zu vereinigen weiß.

Ein Gang über die Friedhöfe unserer Heidedörfer wird den Besucher davon überzeugen, daß auch unter den Inschriften der Grabtafeln, Grabsteine und Kreuze Liedervers und frommer Reim gegen den Spruch in Prosa entschieden das Übergewicht behaupten. Auch hier findet sich mancher Reim, der dem eigenen Herzen der Hinterbliebenen entströmt ist. Eine Reihe solcher oft ganz eigenartiger Reime hierherzusetzen, würde zu weit führen; es möge der eine genügen, den ich jüngst auf einem Grabstein meines heimatlichen Kirchhofs vorfand:

„Heinerich heiße ich,
Zu meinem Jesus reise ich,
Sag' Vater und Mutter gute Nacht,
Will sehen, was mein Jesus macht."

Der Grabstein ist aus dem Jahre 1905! — Einen naiveren Ausdruck der frommen Herzenseinfalt und kindlichen Glaubenszuversicht unserer Heidjer habe ich bisher nicht gefunden.

Ich könnte nun hier noch des näheren eingehen auf die Inschriften des alten Hausgeräts unserer lüneburgischen Bauernhöfe, z. B. der oft kunstvoll geschnitzten alten Schränke und Truhen, der irdenen und zinnernen Krüge, Schüsseln, Teller und Tassen, der farbigen Butzenscheiben des Bauernfletts der lüneburgischen Elbmarsch, der oft buntbemalten alten Bauernschachteln, Schwingbretter und „Schwringböcke" 2c. Aber der mir zur Verfügung gestellte Raum nötigt mich, mich kurz zu fassen; zudem waren die Inschriften all dieses alten Hausrats gewöhnlich nicht von dem Besitzer, sondern von dem Verfertiger dieser Gegenstände ausgewählt oder ersonnen. Ebenso verhielt es sich mit den Inschriften der bemalten Pfeifenköpfe und der alten Taschentücher mit Buntdruck, die der lüneburgische Bauer als Brautgeschenk seiner Auserwählten hoch in Ehren zu halten und bis an sein Ende sorgfältig aufzubewahren pflegte, sowie der farbenstrotzenden „Wockenblätter", die die jungen Spinnerinnen von den jungen Burschen als Andenken erhielten. Ein häufig wiederkehrender Spruch auf den Tellern und Schlüsseln war der Reim „Trink und iß, Gott nicht vergiß", und die Wockenblätter enthielten fast durchweg Liebeserklärungen wie die folgenden:

„Liebe mich,
So wie ich dich."

„Meine Doris laß ich nicht,
Und wenn auch der Säbel bricht".

Auch die Inschriften der alten Glocken unserer Dorfkirchen wären noch einer Erörterung wert, doch sei der Kürze halber hier nur die Inschrift der ältesten Kirchenglocke meines Heimatortes wiedergegeben:

„Dör dat Für bin ick geflaten,
Pawel Voß hat mi mit godes hulpe gegaten." —

Bezüglich der Haus-, Grab- und Glockeninschriften sei zum Schluß noch hingewiesen auf das von dem Lüneburger Lehrervereine herausgegebene Buch „Inschriften an Haus und Grab", Hannover, sowie auf die Artikel „Niedersächsische Inschriften" ven W. Rothert und „Glockeninschriften" von H. Nack im „Niedersächsischen Volksbuch", herausgegeben von K. Dorenwell. Hannover. Erster und zweiter Band. Den Wortlaut einer Reihe von gereimten Inschriften alter Butzenscheiben hat Th. Benecke in der Halbmonatsschrift „Niedersachsen" veröffentlicht. (Siehe auch II, Abschn. 30.)



Bäuerliche Kleinkunst

Von Lehrer Ludwig Wiecher (Harburg).
Zeichnungen und Schmuck von Wilhelm Lohmann,
Zeichenlehrer am Lyzeum in Harburg.

Alle ländlichen Kunsterzeugnisse der letzten drei bis vier Jahrhunderte faßt man gewöhnlich unter „Bauernkunst" zusammen. Ein scharf umgrenzter Begriff der bäuerlichen Kleinkunst Begriff läßt sich nicht geben; der Umfang des Gebietes ist zeitlich und räumlich schwankend, je nachdem die Lebensbedingungen dem Volksgeist Zeit und Muße gewährten, sich künstlerisch, wenn auch anfangs nur in der allereinfachsten Form, zu betätigen. Daß die Lust am Verzieren der Gegenstände, die jedem einzelnen Menschen mehr oder weniger im Blute steckt, auch den ersten Bewohnern der Lüneburger Lande eigen gewesen ist, beweisen die mannigfaltigen Punkt- und Strichornamente an den zahlreichen Urnen, die in unserm Bezirk gefunden worden sind. Denn für die Zeit, in der die große Masse des Volkes ein einheitliches Ganzes bildete, ist Bauernkunst gleichbedeutend mit Volkskunst.

Als im Mittelalter nach und nach die Adeligen, Geistlichen und Geschichtliches Gewerbetreibenden als besondere Berufsgruppen sich von der seßhaften Menge des Volkskörpers loslösten und in den Schlössern und Palästen, Kirchen und Klöstern, Burgen und Städten neue höhere Kunst schufen und entwickelten, beharrten die Dorfbewohner in einer ihrem Gefühlsleben entsprechenden, durch Hausarbeit genährten Kunstbetätigung. So werden durch die Bedürfnisse des täglichen Lebens eine Reihe von Gerätschaften entstanden sein, wie sie noch heute in ländlichen Kleinbetrieben bekannt sind. Gewiß haben die Bauern dabei einzelne Schmuckmotive von dem jeweilig herrschenden Stile in ihre Formen und ihren Ideenkreis übernommen. Von dieser ersten mittelalterlichen Bauernkunst ist uns in Wirklichkeit kein Stück erhalten. Wohl aber sind uns in Stichen und auf Bildern einzelner Griffelkünstler des 16. Jahrhunderts Darstellungen von allerlei bäuerlichen Kleingeräten und Schmuckstücken überliefert, die uns ein gutes Teil des Bauerntums der damaligen und früheren Zeit veranschaulichen*). Nach Überwindung der klaffenden Lücke, die der dreißig-

*) Eine große Anzahl solcher Abbildungen nach alten Originalen finden sich in dem Werke: A. Bartels, Der Bauer in der deutschen Vergangenheit.

jährige Krieg in die Volkskraft des Bauernstandes gerissen hatte, gelangt im 18. Jahrhundert die ländliche Kunst zu ihrer höchsten Blüte. Ihre Träger waren oft Dorfhandwerker — Schmied, Zimmermann, Tischler, Drechsler, Strohdachdecker gehören hierher. Da sich jedoch die Anfertigung der Sachen vor den Augen der Bewohner vollzog, der Stoff ein Ergebnis der eigenen Scholle, also bodenständig war, so waren die Dorfeingesessenen im großen und ganzen mit der Herstellungsweise vertraut und standen in einem persönlichen, innigen Verhältnis zu den Ausstattungsstücken in Haus und Hof. Daß dabei örtliche Verhältnisse, persönliche Neigung, leichter Erwerb und Verwertung des zur Hand liegenden Materials eine Rolle mitspielten, versteht sich von selbst. Verschiedene Umstände, vor allem der Einfluß der Maschine, der immer mehr um sich greifende Ausbau der Eisenbahnen und Heerstraßen, die eine rasche Annäherung des Landes an die Stadt mit sich brachten, trugen dazu bei, die alte Handwerkskunst und den dörflichen Hausfleiß — etwa von der Mitte des 19. Jahrhunderts an — immer weiter zurückzudrängen. Ein unruhiger Zeitgeist zieht damit in die ländliche Stille des abgelegensten Gehöftes, unterjocht auch hier den einst sinnig, ja unbewußt schaffenden Volksgeist auf dem Gebiete der Bauernkunst. So steht heute, am Anfang des 20. Jahrhunderts, der fast erstorbenen bäuerlichen Eigenkunst die Massenerzeugung der städtischen Industriekunst als mächtiger Sieger gegenüber, und es bleibt abzuwarten, ob die Bestrebungen zur Wiederbelebung der alten Volkskunst Früchte zeitigen werden. Nach unserer Meinung haben sie nur dann Aussicht auf Erfolg, wenn sie anknüpfen an die natürliche Grundlage aller Bauernkunst, das ist der Hausfleiß in der Familie. Ansätze sind dazu trotz der gänzlich veränderten Wirtschaftsordnung in neuester Zeit vorhanden.

Bedeutung

Die **Bedeutung** der Bauernkunst wird verschieden beurteilt. Während die einen (Forrer) ihr jeglichen Eigenwert absprechen und sie lediglich als Nachahmung städtischer Vorbilder betrachten, die desto mehr verroht, je weiter sie sich räumlich oder zeitlich von einem bestimmten Kunstmittelpunkt entfernt, schätzen andere (Schwindrazheim) sie weit höher ein, ja sie glaubten in der ersten Begeisterung für die Bauernkunst in ihr als einer Art Naturkunst einen neuen Weg zu sehen, um dem eine Zeitlang daniederliegenden Gesamtkunstgewerbe wieder aufzuhelfen. Wir haben bereits in dem vorigen kurzen entwickelungsgeschichtlichen Abschnitt die Bauernkunst als einen Ausdruck des dörflich schaffenden Volksgeistes kennen gelernt und müssen sie mit Mielke und Schlöbcke als etwas durchaus Selbständiges ansprechen, mag sie auch noch so viel äußere Einflüsse in sich aufgenommen und verarbeitet haben. „Und was er (der Bauer) wählte, verarbeitete er so sicher und folgerichtig, daß es unter seinen Händen ein eigenes Leben gewann", sagt Peter Jessen in der „Kunst auf dem Lande". Somit werden wir selbst in dem geringsten Erzeugnis niederdeutscher Bauernkunst noch einen kleinen Spiegel von der Denkungsart und dem Gemütsleben dieses Volksstammes finden. Und diese Kunst ist — wie die Volksseele — oft herb, in sich verborgen; sie sagt nicht jedem zu, und man muß beim längeren Betrachten hier und da über das versagte Können

hinwegsehen, um die Liebe und das Wollen herauszufühlen, mit dem dieser oder jener Gegenstand geschaffen worden ist. Damit ist zugleich gesagt, daß in der Bauernkunst außer den rein haushälterischen Werten ethische und kulturelle Keime stecken, deren Fortentwickelung wir mit jedem Heimatforscher wünschen möchten. Die steigende Wertschätzung des Bauerntums zeigt sich in den letzten Jahrzehnten in dem eifrigen Sammeln alten bäuerlichen Hausrats von seiten der Gelehrten für die Wissenschaft, von reichen Bürgern für ihre „gute Stube" oder „Bauernstube", von Aufkäufern und Händlern — zum Geldverdienen. „An die Stelle der einstigen Mißachtung ist vielfach eine Schwärmerei für das Bauerntum getreten" (Gerdes). Freilich einen Nachteil hat dies Sammeln für den Fortbestand der Bauernkunst selbst gehabt. Das platte Land ist von den besten Stücken der alten Kunstbetätigung fast entblößt; weil aber die Ausübung der Dorfhandwerkskunst zum Teil auf gute überlieferte Vorbilder am Orte selbst beruht, ist also ihre Weiterentwickelung erschwert. Wer heute niederdeutsche Bauernkunst in ihrer Gesamtheit und in guter Übersicht studieren will, gehe in die Museen unserer Heimatprovinz. Auch das hamburgische Museum für Kunst und Gewerbe, das städtische Museum in Braunschweig, das Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes in Berlin u. a. kommen in Betracht. (Einzelne schöne Stücke in Privatsammlungen dürfen nicht vergessen werden!)

Welches sind denn nun die Merkmale echter Bauernkunst, oder welche Eigenschaften des Volkscharakters kommen in ihr zum Ausdruck? Zuerst sind hier die Nützlichkeitsrücksichten und der praktische Sinn des Bauerntums zu betonen. „Ein Kunstwerk ohne praktischen Zweck gibt es in der Bauernkunst nicht." Selbst da, wo Wohlhabenheit und Eigenliebe Prunkstücke hervorgebracht haben, die zunächst einen praktischen Wert verleugnen, hat man gar bald das Gefühl, sie sind da, um den Reichtum des Besitzers andern gegenüber zu zeigen. Doch bleiben wir bei den einfachsten Gegenständen stehen, so wird uns auffallen, welch eine Findigkeit in der Auswahl und Verwendung Merkmale

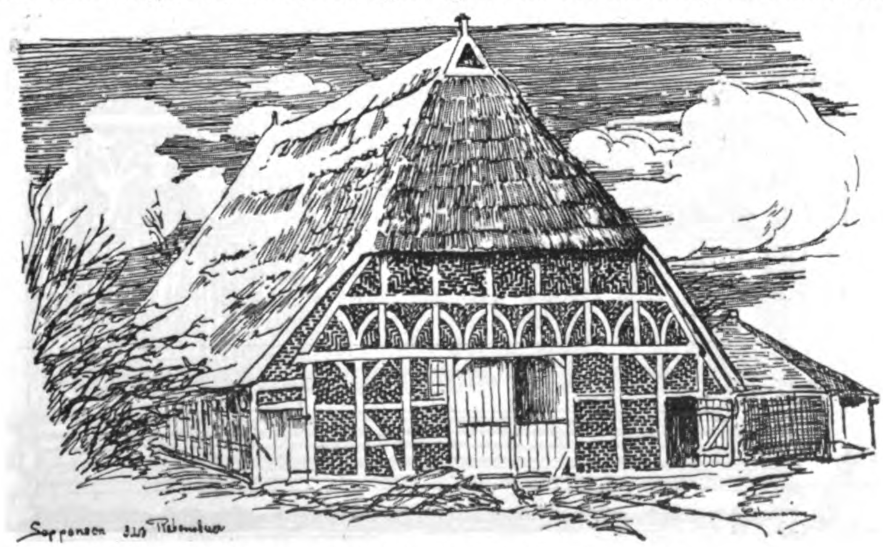


Abb. 1. Hausgiebel in Seppensen, Kr. Harburg.

des heimischen, natürlich vorhandenen Materials dem Volke von jeher eigen gewesen ist. Gutes Augenmaß und treffsichere Formgebung kommen hinzu. Krumm gewachsene Hölzer geben Streber im Ständerwerk der Gebäude (Abb. 1); durch die Gabel eines starken Baumstammes wird die Brunnenwippe gelegt; ein gegabelter Ast dient als Eck- oder Mittelpfosten beim Wagenschuppen, bei der Sägekuhle und dem Erdkeller oder als Verschlußsäule beim Hoftor oder Heck (Abb. 6 c). Wir treffen zwei- oder dreiteilige Naturhölzer mit der Gabel nach unten gerichtet, benutzt als Standsäule beim Sägegerüst, als Beine beim Stegentisch im Backhaus, als Fuß für die Garnwinde (Abb. 40 a). Weiter finden wir die „Twille" verwendet in handlicher Form als Geffel (Gaffel, Giffel) zum Ausschütten des Strohes beim Dreschen, als Fleischgeffel für den Wiemen, als Dengelstock beim Schärfen der Sense, als Harkenstiel beim Heuen und der Erntearbeit. Mit einem Querholz versehen, kehrt die Gabel wieder als Stiefelknecht oder als Sperrkranz um den Hals eines wilden Rindes auf der Weide. Gespalten sieht man die Gabel angenagelt an Wänden als Haken für Pferdegeschirr und Leiterbäume (Abb. 22) oder auch als Türgriff (Abb. 2). Zweitens kommt in der Bauernkunst das Hängen am Althergebrachten zum Ausdruck. Diesem konservativen Sinn der Landbevölkerung ist es zu danken, daß heute doch noch einzelne recht altertümliche Sachen vorhanden sind.

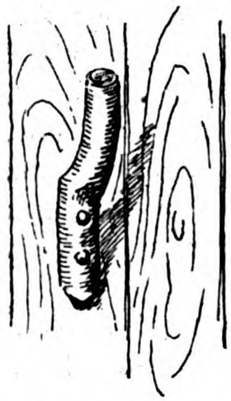


Abb. 2. Türgriff aus Fünfhausen, Kr. Harburg.



Abb. 3. Ofenplatte als Schornsteindeckel.

Es macht auf uns den Eindruck, als wäre das niedersächsische Gemüt mit den Zubehörteilen des Hauses und Hofes so vertraut gewesen, daß es sich nicht eher von ihnen zu trennen vermochte, bis sie entweder gänzlich

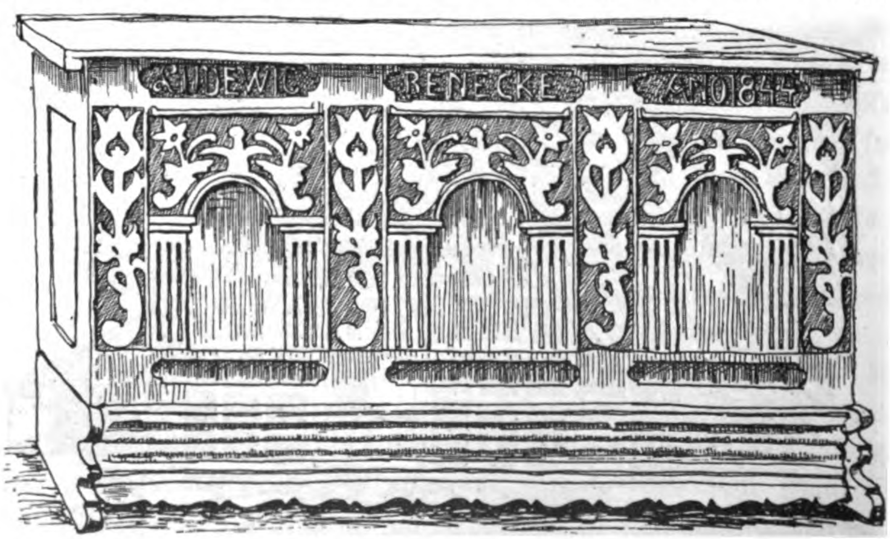


Abb. 4. Lade (Truhe) aus Ehendorf, Kr. Harburg.

verbraucht oder vom Wurm zerfressen, durch Feuer zerstört oder durch Gewalt gezwungen, verschwunden waren. So wandern abgesetzte Feuergerätschaften auf die Rumpelkammer des Hausbodens; die abgelegte Ofenplatte wird dem Schornstein aufs Haupt gedeckt (Abb. 3); die ehemalige Leinentruhe beschließt als Korn-, Brot-, Fett- oder Futterkiste ihr Dasein (Abb. 4); der Steuerarm des abgewrackten Fischewers wird als Heckbaum bei der Wieseneinfriedigung weiter verwandt (Abb. 6b). Drittens zeigt die bäuerliche Kunst große individuelle Verschiedenheit. Dabei ist ein bestimmter Grundtyp gewahrt, die Abänderungen sind oft ähnlich; aber die Abwechselungslust kommt bei jedem Einzelstück zum Vorschein. Vergleiche dazu die Giebelverzierungen (Abb. 5 a—g) und Verschläge


Abb. 5 a.

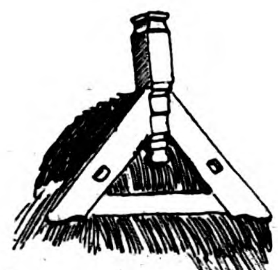
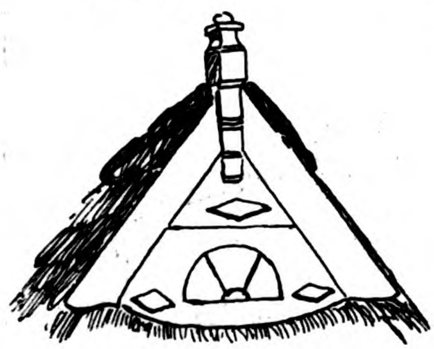

Abb. 5 b.


Abb. 5 c.


Abb. 5 d.

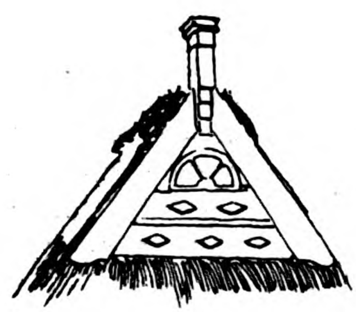

Abb. 5 e.


Abb. 5 f.


Abb. 5 g.

Giebelspitzen aus Neuland, Kr. Harburg.

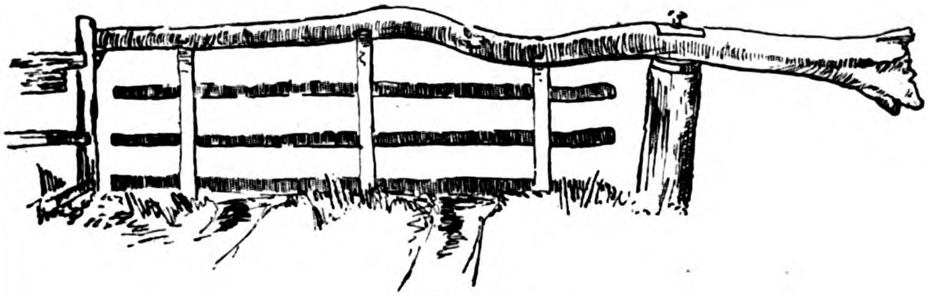


Abb. 6 a.

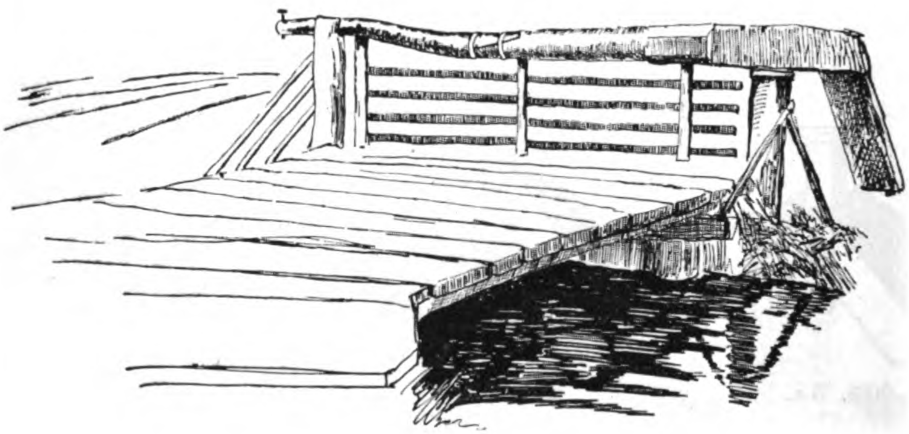


Abb. 6 b.

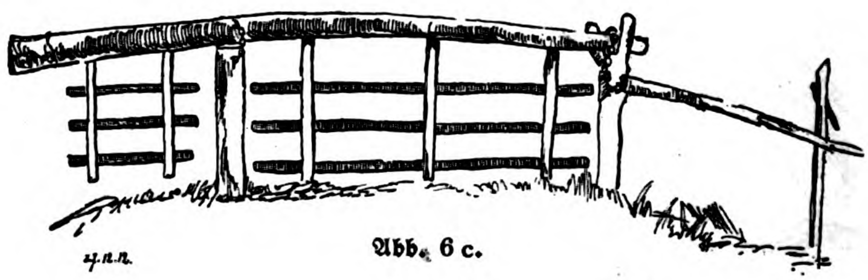


Abb. 6 c.

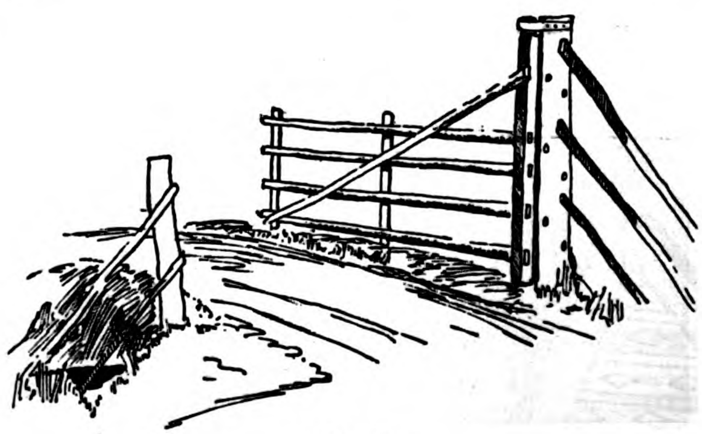


Abb. 6 d.

Wieseneinfahrten (Schläge) aus Neuland, Kr. Harburg.

(Wieseneingänge) aus Neuland, Ldkr. Harburg. Grundmotiv bei ersteren: aufrechte Säule; Wechselmotiv: liegende Raute. Grundtyp bei letzteren: schwach nach oben gebogener, ruhig liegender Baum; Wechseltyp: Bewegungsart, Zahl und Befestigung der Leisten (Abb. 6 a—d). Dieselbe wechselnde Verschiedenheit können wir an den Unterenden der Windfedern einer Hausgiebelreihe von der Elbinsel Altenwerder (Abb. 7 a—e) beobachten. Endlich viertens haben wir der humorvollen Unbefangenheit zu gedenken, mit der die Bauernkunst oft Altes und Neues nebeneinanderstellt, zuweilen gepaart mit kindlicher Farbenfreude an kräftigen, bunten Flächen. So ist z. B. der natürliche Wurzelknauf eines alten Schäferstocks zu einem Vogelgesicht mit Menschenohren geschnitzt, oder auf ein Mangelbrett mit eingeritzter Tannenbaumfigur sind gelb-rote Äpfel gemalt (Abb. 37 e); ein hölzernes Schaukelpferd hat vor der Brust eine weiß-rote Schießscheibe und so fort (Abb. 8). Rot, blau, grün sind die zumeist bevorzugten Farben.

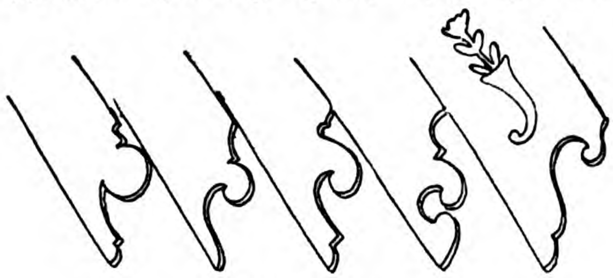


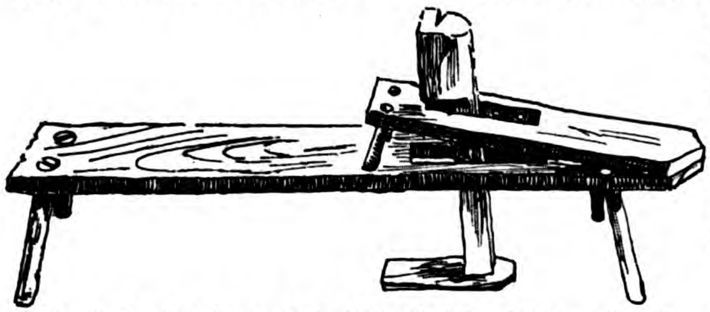
Abb. 7a—e.
Windfederenden aus Altenwerder, Kr. Harburg.

Als ein weiteres Kennzeichen der bäuerlichen Kunst könnte man noch die einfache Technik nennen, die ohne Verschleierung und ohne fremde Zutaten die Entstehung des fertigen Gegenstandes wahr und echt erkennen läßt. Technik Dadurch unterscheidet sie sich vorteilhaft von so manchem neuzeitlichen Erzeugnis der Industriekunst, die im Nachahmen (Imitieren) des Stoffes sowohl wie in der Behandlungsweise oft zur Scheinkunst geworden ist. Der am häufigsten benutzte Stoff in der Bauernkunst ist das Holz, und die einfache Technik beruht im wesentlichen auf Anwendung der Säge und Drehbank, des Bohrers und des Schnitzmessers. Der uralte Gebrauch der Axt (des Beils, des Hammers) bleibt hierbei unberührt. Sagt doch ein altes Sprichwort: Die Axt im Haus erspart den Zimmermann. Genannt werden als Werkzeuge müssen hier noch die Togbank (Abb. 9), das Togmesser, der Hohlmeißel und der Geißfuß; dieser diente früher oft zum schnellen Anbringen von rillenartigen Verzierungen. Weiter bevorzugt die ländliche Kunst zum Befestigen gern Keil und Holznagel statt des Leims oder arbeitet das Ganze aus einem Stück heraus. Daraus erklärt sich die außer-



Abb. 8.
Schaukelpferd aus Neundorf, Kr. Harburg.

ordentliche Haltbarkeit und lang dauernde Brauchbarkeit, die wir an alten Bauernmöbeln bewundern. Das Hängen an bestimmte alte Überlieferungen zeigt sich bei der Technik in der ortsüblichen Herstellungsweise und der allgemeinen Verbreitung gewisser Schmuckformen als da sind Zickzack, Sterne, Kreise, Herzen, Kreuze, Tulpen, Eichel mit Blatt, schnäbelnde Tauben, weidende Rehe, springende Hirsche, Engel eine Krone tragend. Erinnert sei schließlich noch an die sinnbildliche Bedeutung des „Donnerbesens" und der niedersächsischen Pferdeköpfe an den Giebelspitzen.


Abb. 9. Togbank aus Heimfeld, Stadtkr. Harburg (jetzt im Harburger Museum).

Wenden wir uns nun der bäuerlichen Kleinkunst des Lüneburger Bezirks im einzelnen zu, so bleibt dabei immer Voraussetzung, daß manches in gleicher oder ähnlicher Art in ganz Norddeutschland und darüber hinaus vorhanden ist oder gewesen sein wird. Doch darf bemerkt werden, daß gerade in unserm Bezirk dank seiner uralten Besiedelung, seines ausgebreiteten Waldreichtums (mit Ausnahme der Marsch), seiner bis vor kurzer Zeit abgeschlossenen Lage, auch wegen der zahlreichen selbständigen Höfe mit ihrer arbeitsfrohen Bevölkerung sich allerlei Kunsterzeugnisse heute noch erhalten haben, die man andernorts vergeblich sucht. Schwindrazheim schrieb darüber 1904 in seiner Bauernkunst folgendes: „Den altertümlichsten Eindruck macht die Kunst der Lüneburger Heide: alte Herde auf dem Fußboden, alte primitive Schuppen und Scheuern, altersgraue, originell aus Kiefernscheiten hergestellte Zäune, die wir in Holstein vergebens suchen, Altertümliches in der Wandbemalung, in Sandornamenten auf dem Metallgerät u. a." Können auch nur einige Beispiele hier geboten werden, so mögen sie doch genügen, um das Gesagte zu bestätigen, zumal besonders solche Stücke berücksichtigt worden sind, die noch zu Anfang des Jahres 1913 an Ort und Stelle benutzt wurden oder sich vorfanden. Zugleich mag darin eine Anregung zum näheren Betrachten, Ergänzen und Vergleichen oder Selbstanfertigen und Suchen von anderen Beispielen liegen. Wir rechnen zur bäuerlichen Kleinkunst auch solche Erzeugnisse, die zunächst mit Kunst noch wenig zu tun haben, aber durch wohlgefällige Form, Echtheit des Stoffes und praktische Brauchbarkeit beachtenswert sind. Dieses gilt zuerst von fünf schlichten kleinen Handgeräten, die in den Abbildungen 10 bis 14 wiedergegeben sind. Die Netznadel (Abb. 10) aus Kirschholz, 32 cm lang, dient den Fischern beim Flicken der Netze, wird aber auch von Landleuten hie und da zum Knüpfen oder Stricken von Wäschebeuteln gebraucht. Zum Aufwickeln von Wollgarnen und Maßschnüren benutzte man die Spindel, (Abb. 11) angefertigt aus Lindenholz. Die runde Achse mit Handgriff ist 38 cm lang, der viereckige sich drehende Rahmen 22 cm lang und 16 cm breit.

Einzelnes

Die Sacktrage (Abb. 12) aus Eschenholz wird gebraucht, um schwere Kartoffel-, Korn- oder Mehlsäcke zu heben oder fortzutragen, Größe 28×14 cm. Sie kommt auch in ganz einfacher Gestalt als schwachgebogener Stab von 1/2 Meter Länge vor, dessen beide Enden zu Handgriffen ausgearbeitet sind, oder es sind bei der viereckigen Form statt der Rundstäbe zwei Tauenden verwandt. Die Klapper (Abb. 13) diente „früher auf größeren Höfen zum Zusammenrufen des Gesindes zum Essen; in Kästorf wurden die Gläubigen dadurch

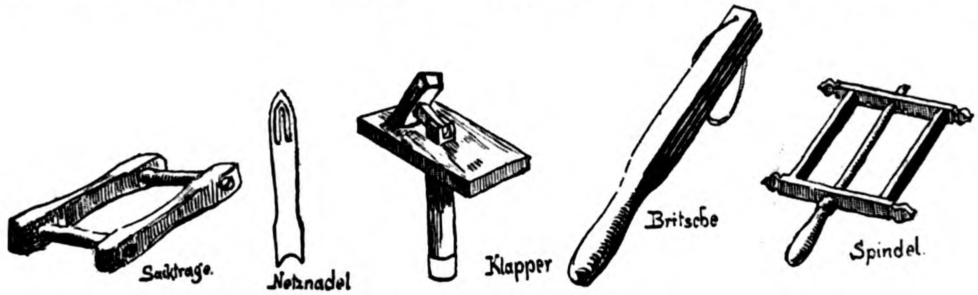


Abb. 10 – 14.
Abb. 10. Netznadel aus Lauenbruch, Stadtkr. Harburg. **Abb. 11. Spindel aus Helmstorf,** Kr. Harburg. **Abb. 12. Sacktrage aus Ramlingen,** Kr. Burgdorf. **Abb. 13. Klapper aus Heinsen,** Kr. Lüneburg. **Abb. 14. Britsche aus Ramlingen,** Kr. Burgdorf.

zur Betstunde aufgefordert" (nach R. Andree, Braunschweiger Volkskunde). Bei Treibjagden wurden sie zum Aufscheuchen des Wildes gebraucht oder auch „zur Vertreibung der Sperlinge aus den Feldern". Die abgebildete Klapper ist 1820 aus Eichenholz gefertigt und verkündet heute noch in Heinsen, Kreis Lüneburg, täglich mittags die Essenszeit. Das Brett ist 28 cm lang, 13 cm breit, 2,8 cm dick; der 24 cm lange Griff ist durchlocht und mit einem Riemen zum Aufhängen versehen. Eine andere Holzklapper ist die Britsche (Abb. 14) der Burgdorfer Gegend. Sie wurde (wird) von den beiden „Schaffern", zwei jungen Burschen, die bei den jährlichen ländlichen Festen für Ordnung sorgen,

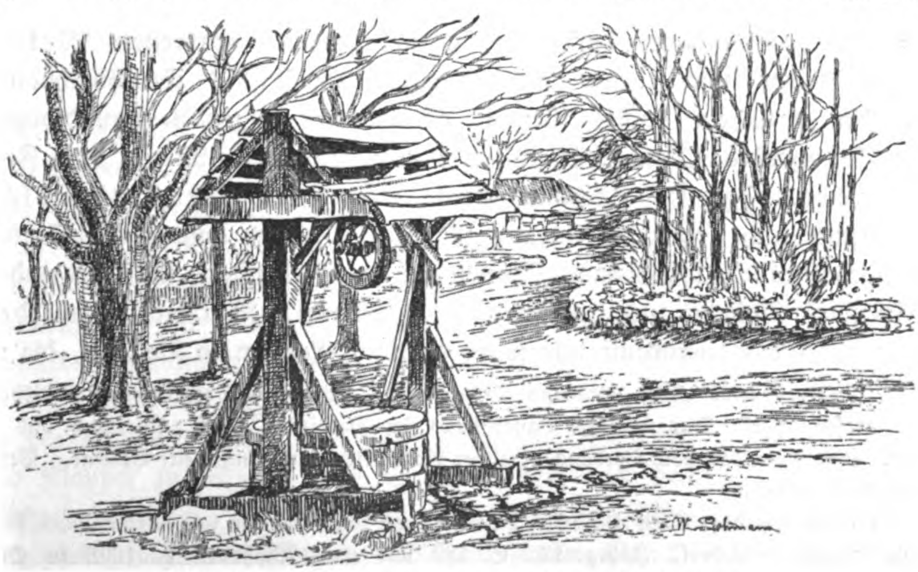


Abb. 15. Radbrunnen aus Handorf, Kr. Harburg.

als Zeichen ihres Amtes getragen. Die Britsche aus Buchenholz ist vierkantig, 42 cm lang und reichlich 3 cm dick, am oberen Ende mit einer roten Bandschleife geziert.

Kräftige, grobe, aber doch schöne alte Zeugen einstiger Selbstfertigkeit der Bewohner der Binnenheide zeigen sich uns in den Findlingsmauern mit oder ohne Erdwall, in den Staken- und Flechtzäunen, sowie in den treppenartigen Übersteigen, Stegels genannt*). Die Abbildung 15 stellt als eine Ausnahme zu dem sonst allgemein verbreiteten Ziehbrunnen mit der Wippe das hausähnliche Gerüst eines Ketten- oder Radbrunnens dar. Es ist aus mächtigen Eichenbalken gezimmert und steht im Dorfe als letztes seiner Art in Handorf, Kr. Harburg**). Das Haus der Heide ist äußerlich einfach, und der Schmuck beschränkt sich außer einem oft gebräuchlichen Farbenanstrich (für die Holzteile alter Häuser oft ein dunkles Rotbraun) oder einer verschiedenartigen Ausmauerung der Gefache auf Inschriften und Schnitzereien auf dem Balken über der Einfahrtstür und auf den gekreuzten Pferdeköpfen oder Säulen an den Giebelspitzen. Wir übergehen hier dieses Gebiet und weisen auf die betreffenden Stellen dieses Werkes und die Literaturangaben hin. Als Beispiele alter Zimmermannskunst im kleinen bilden wir drei verzierte Balkenteile über der Einfahrtstür, sog. Mundstücke, zur Aufnahme des „Dössels" ab (Abb. 16 a—c). Motiv: Rollwerk, Blumenkorb, Neidkopf (Maske). Bis zu hundert Jahren alte, vom Dorfschmied kunstvoll gearbeitete Wetterfahnen stehen noch heute auf manchem First des Strohdachhauses. Wir geben dazu ein halbes Dutzend Belege mit folgenden Grundformen: Reiter, springendes Pferd, pflügender Bauer, Schnecke, Mann und Frau, Schiff (Abb. 17 a—f). Schmiedeeiserne Tür- und Fensterbeschläge waren früher nicht selten die einzigen Metallteile in der äußeren Ausstattung des Heidehauses (Bockshornband, Winkeleisen am Bleifenster), Abb. 18 und 19 aus Ehendorf, Abb. 20 aus Seppensen, Kr. Harburg). Von Schloßschildern kommen für die Bauernkunst nur solche verzierte Formen in Betracht, die mit

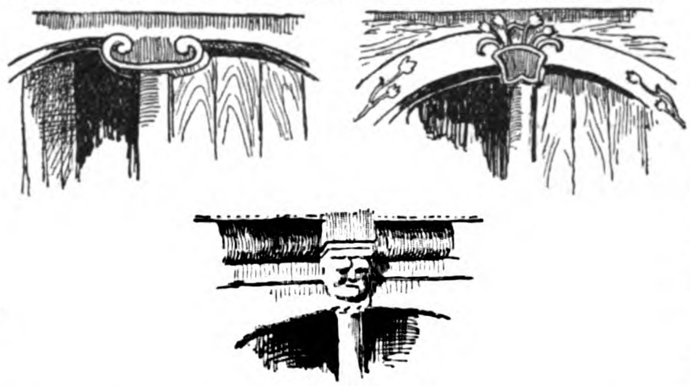


Abb. 16 a—c.
Mundstück zum Einsetzen des Dössels, a. aus Neuland, b. aus Daensen, Kr. Harburg, c. aus Kreutzen, Kr. Soltau.

*) Näheres über „Alte Zäune in Osthannover" siehe die Ausführungen Schlöbcke's in dem großen Werk: Das deutsche Bauernhaus im Deutschen Reich, Österreich und der Schweiz. Herausgegeben vom Verband deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine. Verlag Ernst & Korn, Berlin.

**) Vergleiche dazu einen ähnlichen Brunnen von 1649 auf dem von Meding'schen Gutshofe zu Barum. Niedersf., Jahrg. 13, S. 189 und den Wippborn v. 1695 zu Stüde (Kr. Gifhorn). Abb. in Andree, Braunsch. Volkskunde. 2. Aufl., S. 152.

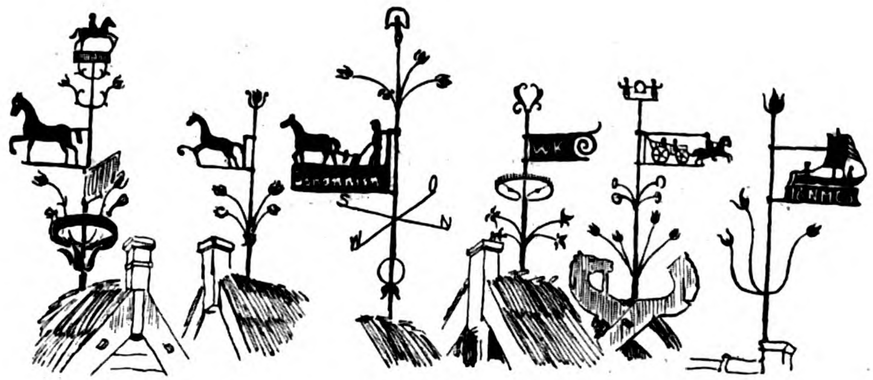


Abb. 17 a—f. Windfahnen. a. Wörme, b. Ehestorf, c. Daensen, d. Eißendorf, e. Lürade, f. Neuland, Kr. Harburg.

dem Durchschlagmeißel aus Eisenblech vom Dorfschmied gefertigt sind. Es hält nicht schwer, in einem Heiddorfe eine ganze Sammlung verschiedenartiger Formen zusammenzubringen. Dagegen habe ich nach hölzernen Türverschlüssen mit Geheimriegeln, sog. Hexenschlössern, wie sie das Celler Museum

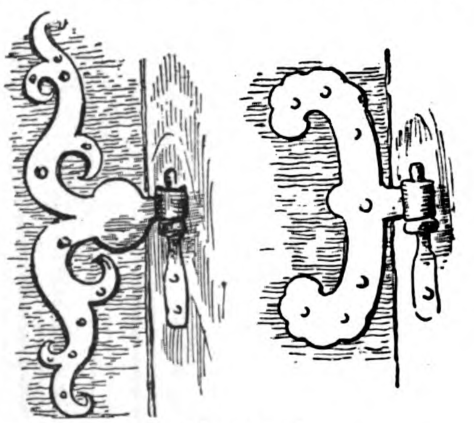


Abb. 18 und 19.
Türhänge (Bockshornband) aus Eyendorf, Kr. Harburg.

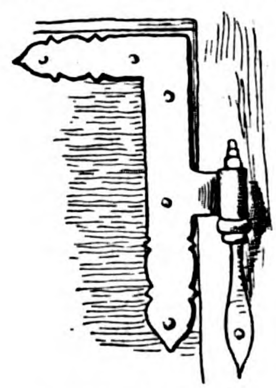


Abb. 20.
Fensterbeschlag (Winkeleisen) aus Seppenser-Mühle, Kr. Harburg.

besitzt, vergeblich gesucht. Wohl aber finden wir an vielen Stalltüren von dem Bauer oder seinen Knechten selbstgemachte Schieber und Krecken, die ganz einfach verziert sind (Abb. 21). An den Treppenspeichern der Südheide erblickt man Ziergeländer, die aus lauter gleichmäßig mit dem Dächsel (Querart) behauenen oder aus ausgesägten Brettern zusammengesetzt sind (Abb. 22). Auch Wandöffnungen mit geometrisch zusammengefügten Gitterstäben kommen vor.

Der Dreschflegel mag hier erwähnt werden, um die verschiedenen Weisen der Verbindung zwischen Stiel und Klöppel zu zeigen. Sie ist zu ersehen aus den Zeichnungen 23 a—d, und zwar finden sich im Lüneburgischen folgende Lösungen: Bolzen (dicker Nagel),

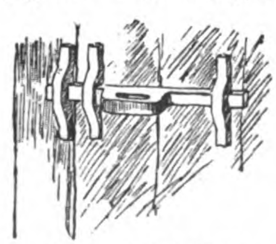


Abb. 21. Türschieber. Fünfhausen, Kr. Harburg.

Eichenbügel, Holz- oder Lederkappe am Stiel; der Klöppel ist entweder einfach oder doppelt durchbohrt oder mit starker Lederkappe mit Riemen durchschnürt oder umschnürt; als Gelenk dient ein starker Lederriemen, eine Aalhaut, eine rohe Schwarte oder ein fingerdickes Seil. Zu beachten ist noch, daß in einigen Dörfern der Winser Marsch (Drennhausen) das Schlagholz fast die Länge des Stieles erreicht; während es meistens nur halb so lang als der Stiel etwa 70 cm lang ist. Genannt werden muß weiter noch der Schottwagen (Abb. 24), der bei aller Ähnlichkeit in der Anbringung der Leisten an den Leitern und Einsätzen doch wieder große individuelle Verschiedenheit in der einzelnen Schmuckanwendung zeigt. So schöne **Wagenhecke** und **Schlittenschotte** (Abb. 25), wie sie das Lüneburger Museum aus der Elbmarsch gesammelt hat mit den rot-blau-goldenen Farben, trifft man heute wohl nirgends mehr an. Immer weniger werden auch im Innern des Bezirks solche Bauernhäuser, die uns als echtes Beispiel alter Volkskunst im offenen Flett die quadratförmige **Steinpflasterung** zeigen, wie sie in Abb. 26 aus Schierhorn, Kreis Winsen, wiedergegeben ist. Aus demselben Hause (erbaut 1778) stammt der verzierte Kopfstreber (Abb. 27) von einem Stützbalken neben der Stubentür. Einen alten „Feuerdingen“ mit dazu gehörender hölzerner Klapptür (Abb. 28) und der kleinen eisernen Stehtür (Abb. 29)

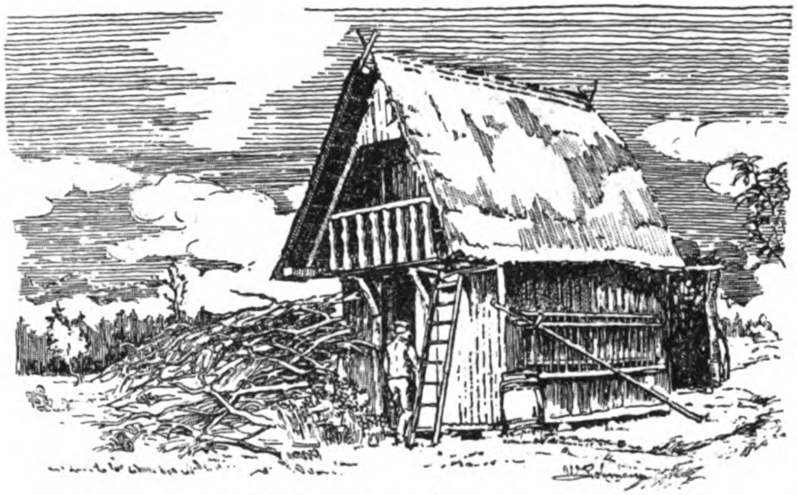


Abb. 22. Speicher mit Ziergeländer vor dem Giebel. Neuenwiese, Kr. Fallingbostel.

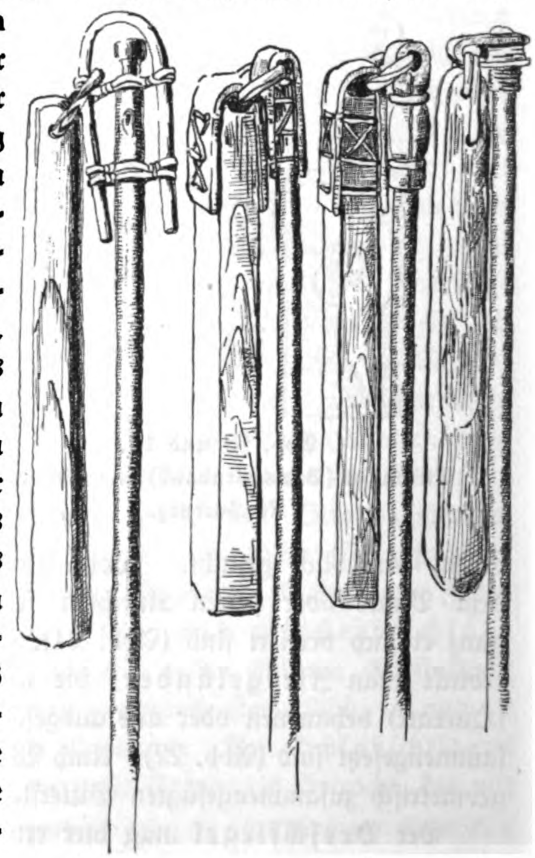


Abb. 23 a—d. Dreschflegel.
a) aus Fünfhausen, Kr. Harburg. b) aus Eißendorf, Stadtkr. Harburg. c) aus Liepe, Kr. Lüchow. d) aus Ramlingen, Kr. Burgdorf.

für das Ofenloch fanden wir in einer Kate der Seppenser Mühle, Kreis Harburg. (Vergleiche dazu Kück, Das alte Bauernleben der Lüneburger Heide.) Von den Küchengeräten kommen als Erzeugnisse der dörflichen Kleinkunst das gedrechselte Teller-Löffelbrett (Abb. 30), der Handtuchhalter (Abb. 31) und das hölzerne Salzfaß in Betracht. Die beiden ersteren gehörten früher zu den regelmäßigen Aussteuerstücken der Braut und waren je nach deren Wohlhabenheit mit Kugeln, Spitzen, Knochenscheiben und -knöpfen reich verziert oder einfach schwarz und rot gestrichen. Man könnte zur bäuerlichen Kleinkunst auch die eigentümlich krumm gestielten Holzlöffel, die zuweilen einen spärlichen Rillenschmuck aufweisen, rechnen, doch bilden sie mehr eine Handelsware. (Vergleiche das Kirchspiel Neuenkirchen, Kr. Soltau.) Dasselbe gilt von der alten Pfeffermühle (Abb. 32), den mit Strohplättchen belegten Geldkästchen und den aus Birkenrinde gefertigten Schnupf- oder Priemtabaksdosen (Abb. 33).

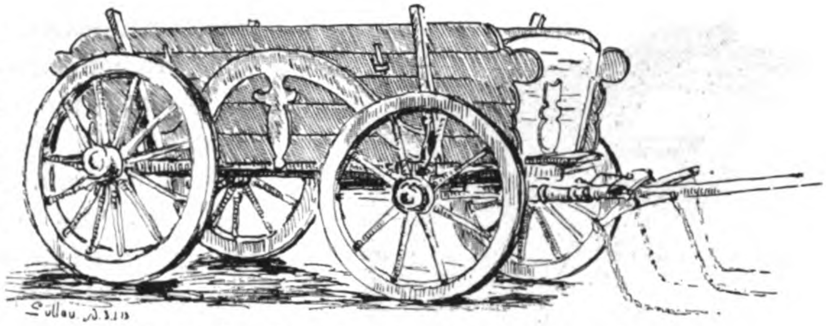


Abb. 24. Schottwagen aus Lüllau, Kr. Harburg.



Abb. 25. Schlittenschott aus Lauenbruch (Stadtkr. Harburg), jetzt Harburger Museum.

Auch die einst vom Tischler oder Schmied gefertigte Feuerkieke ist heute ein Verkaufsgegenstand der Läden geworden (Abb. 34 a und b). (Beschreibung siehe Kück, Bauernleben, Seite 195).

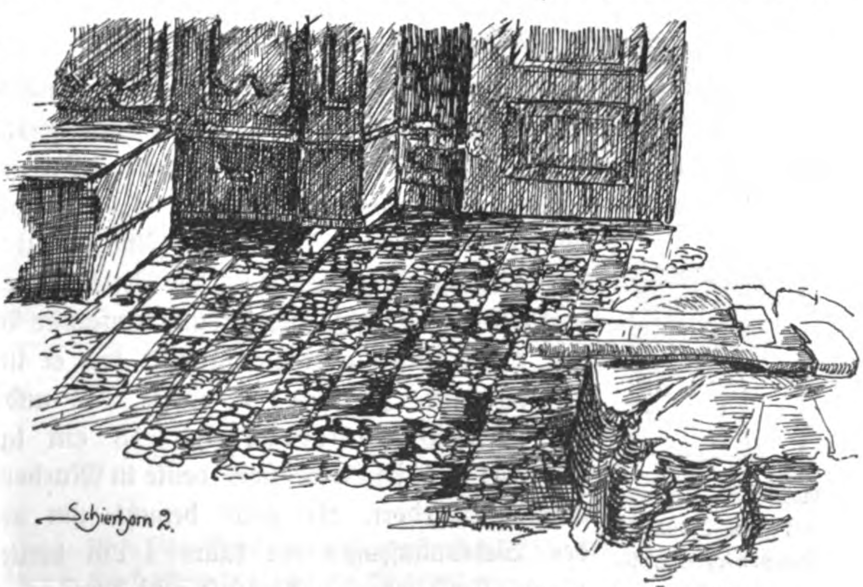


Abb. 26. Flettansicht aus Schierhorn, Kr. Winsen a. d. Luhe.

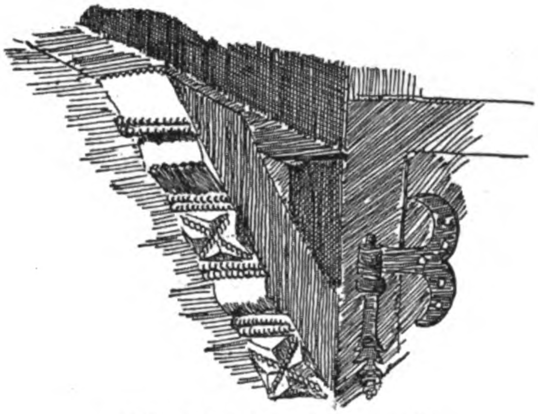


Abb. 27. Kopfstreber aus Schierhorn, Kr. Winsen a. d. Luhe.

Zahlreiche Zeugen alter Volkskunst sind noch vorhanden in den mancherlei Geräten zur Verarbeitung des Flachses. Gewebt wird auch heute noch in manchem Heidedorfe, wenn auch statt des selbst gesponnenen Garns oft gekauftes Garn als Aufzug oder Einschlag benutzt wird. Wir bilden ab eine Brake und drei Schwingböcke von 1837 (Abb. 35 u. 36 a—c), drei Mangelbretter (Abb. 37 a—c), Teilansichten (Abb. 38 a—c) vom Haspel mit

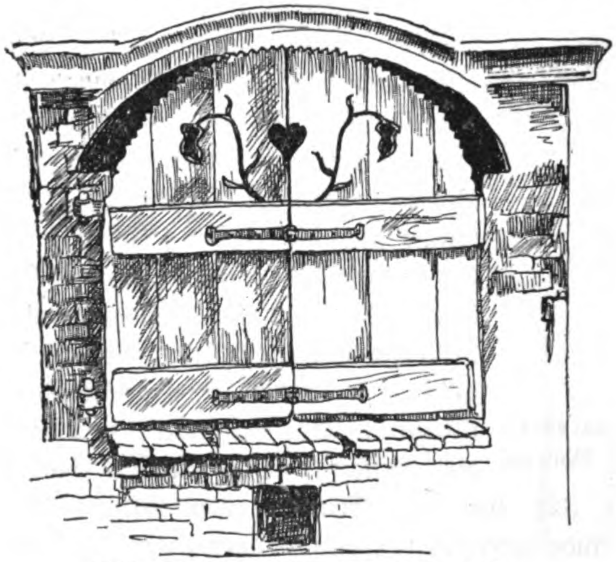


Abb. 28. Feuerdingen mit Klapptür. Seppenser Mühle, Kr. Harburg.

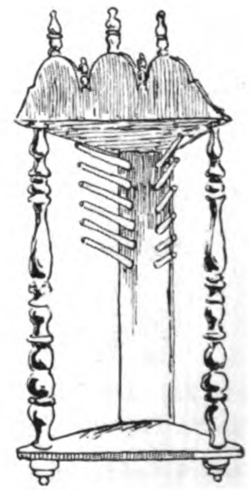


Abb. 30. Tellerbrett. Dorf Seppensen, Kr. Harburg.

drei verschiedenen Klopfeinrichtungen (Abb. 39 a—c), nämlich senkrecht gespaltener Stab, Brett (häufig) Glocke. Auch von der Garnwinde fanden wir drei verschiedene Typen in unserm Gebiete vor (Abb. 40 a—c). Davon ist der Bock bei der zweiten Form bisweilen mit zwei wagerechten Armen zur Aufnahme der Hechel versehen (Abb. 40 d); er dient also als Doppelgerät (Vergleiche Teller-Löffelbrett). Weiter führen wir unsern Lesern die kleinste und einfachste Webevorrichtung vor, den „Göttel- oder Gerlkamm", wie er in der Zeitschrift Niedersachsen, Jahrgang 7, Seite 292 und 388 erläutert ist. Der Bandwebekamm, 13 cm lg., 18 cm br. (Abb. 41 a u. b), wird noch heute in Marbostel, Kr. Soltau und in Beckedorf, Kr. Celle, benutzt, um aus den Resten des Webtauaufzuges ein kaum 1 cm breites, sehr festes Band (Gerlband oder Wrackelband) für Säcke, Pakete, grobe

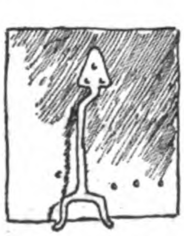


Abb. 29. Stehtür vor dem Ofenloch. Seppenser Mühle, Kr. Harburg.

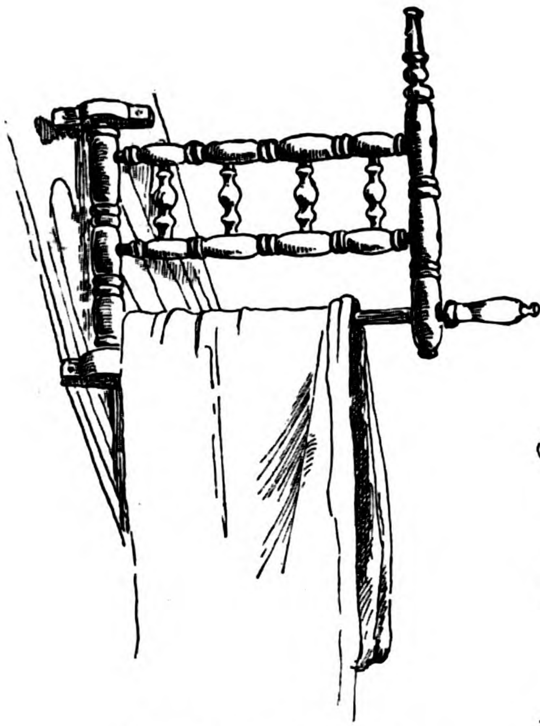


Abb. 31. Handtuchhalter.
Eyendorf, Kr. Harburg.

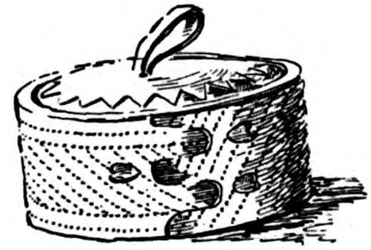
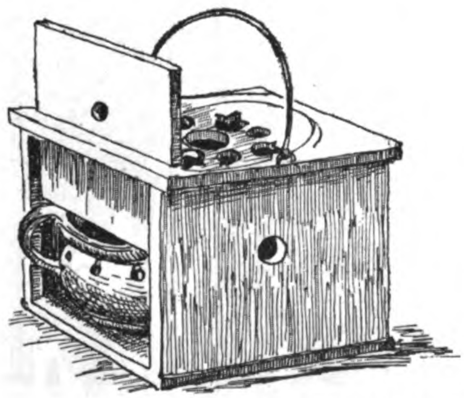


Abb. 33.
Tabaksdose aus Birkenrinde.
Harburger Museum.
Herkunftsort nicht bekannt.



Abb. 32. Pfeffermühle.
Marbostel, Kr. Soltau.



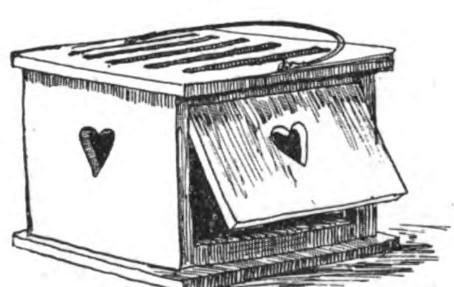


Abb. 34 a—b. Feuerkieken aus Eißendorf, Stadtkr. Harburg.



Abb. 35. Brake aus Marmstorf,
Kr. Harburg (jetzt im Harb. Museum).

Schürzen usw. herzustellen. Der ältere abgebildete Webekamm (b) trägt die Inschrift: ANNA MARIA PRÜSERS 1798 und stammt aus Jesteburg, Kreis Harburg. Abb. 42 stellt eine Handseilspinnerei aus Ramlingen, Kr. Burgdorf, dar. Wir sehen in ihr eine Neubelebung einer alten Volkskunst, welche hervorgerufen wurde durch das massenhafte Ansammeln des Bindegarnes von verbrauchten Strohballen einer Dampfdreschmaschine. Durch Zusammenknoten und „drillen" der genannten Fäden erhält man Karrenseile, Kiepentragen, Zug- und Wäscheleinen. Ein schönes, kunstsinniges Hausgerät, meistens vom Schäfer geschnitzt, bildet der Pfannenkranz oder Schüsseluntersatz (Celler Museum, Sammlung Schlöbcke in Lüneburg, Abb. in

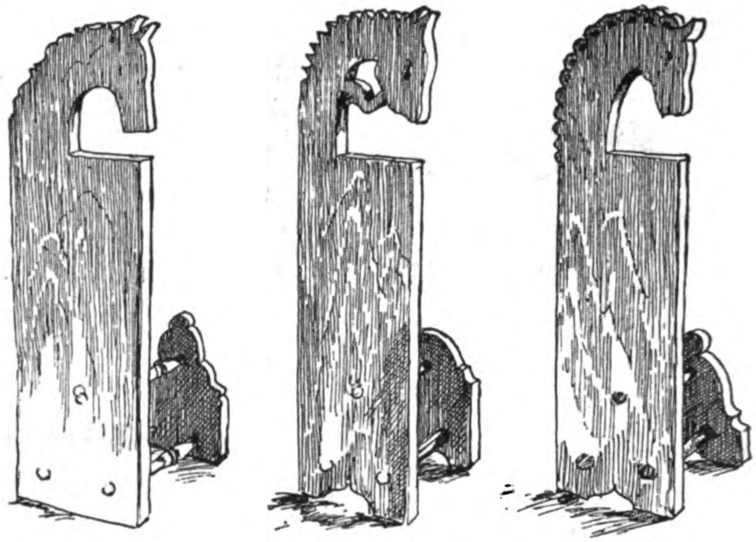


Abb. 36 a—c. Schwingböcke aus Marmstorf, Kr. Harburg (jetzt im Harburger Museum).

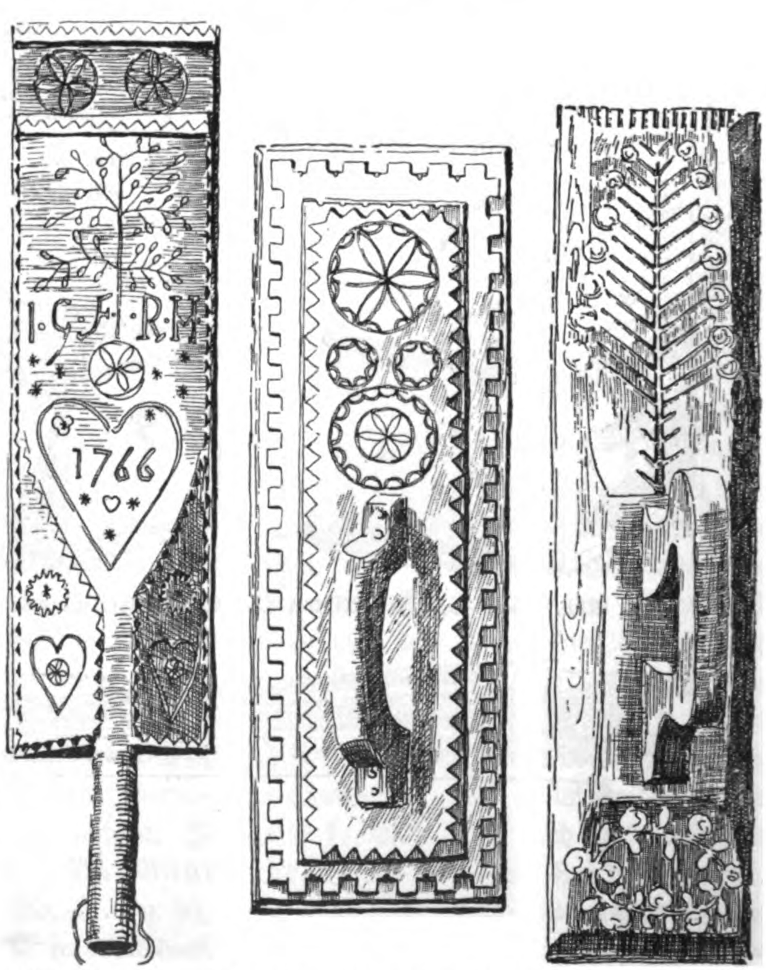


Abb. 37 a—c. Mangelbretter. a. und b. **Herkunftsort unbekannt,** c. **Eißendorf, Kr. Harburg.**

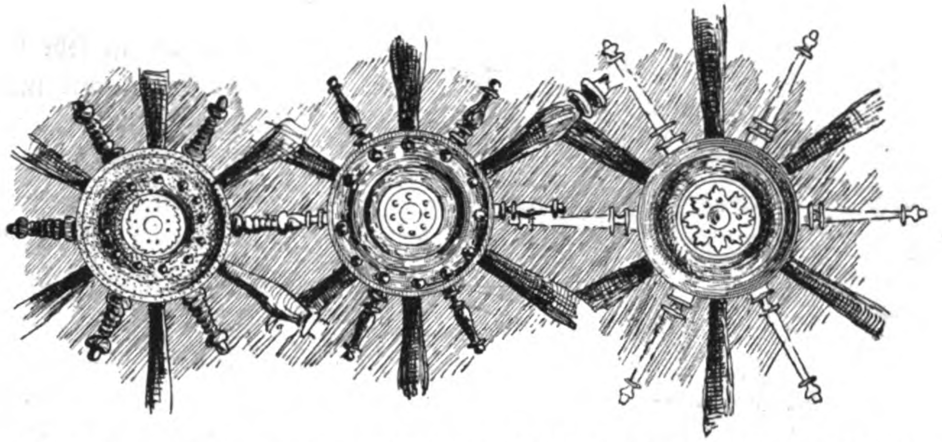


Abb. 38a—c. Teilansichten vom Haspel. Wilstorf und Marmstorf, Kr. Harburg.

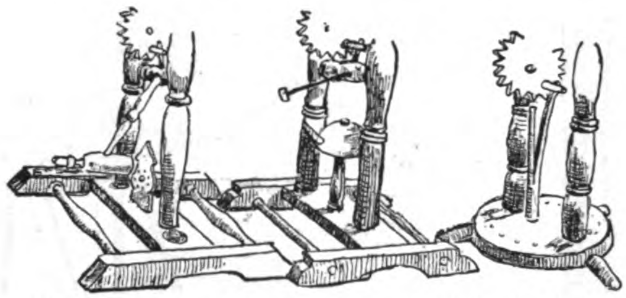
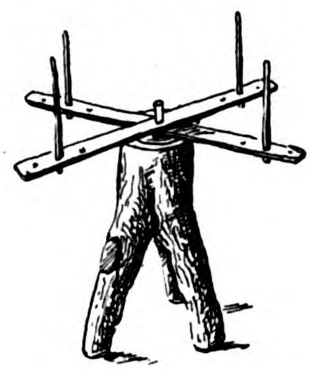
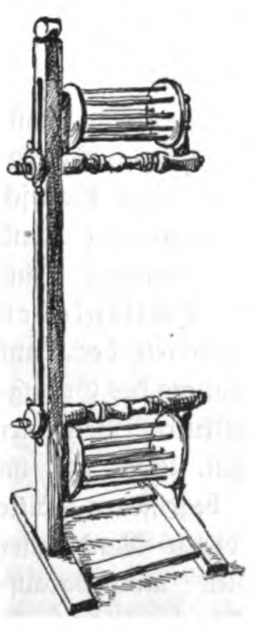


Abb. 39a—c. Klopfeinrichtungen beim Haspel. Wilstorf und Marmstorf, Kr. Harburg.







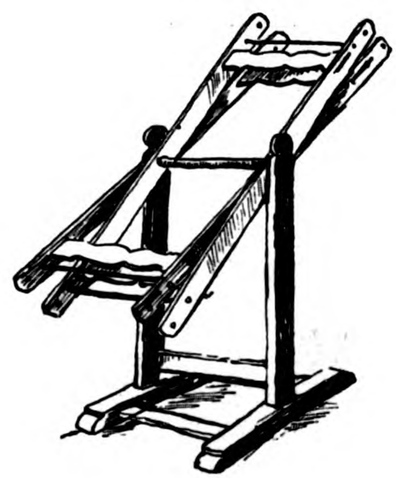


Abb. 40a—d. Garnwinden.
a) und b) Ehendorf, Kr. Harburg.
c) Marmstorf, Kr. Harburg.
d) Ramlingen, Kr. Burgdorf.

Andree, Braunschw. Volksk., S. 261). In der Gifhorner Gegend trifft man noch den hölzernen Krüselhaken in Gebrauch. Reich mit Schnitzereien bedeckte Truhen, mit Eisenbeschlägen versehene gewölbte Koffer, deren Beiladen nicht selten mit doppelten Böden oder Geheimfächern ausgestattet sind, und schöne Binsenstühle stehen noch in vielen Häusern der Heide. Die Wiege

(Abb. 43) ist sehr selten geworden. Wir müssen uns hier mit ein paar Abbildungen (44 a u. b) begnügen und verweisen im übrigen auf die Ausführungen Hans Müller-Brauel's über „Niedersächsische Bauerntruhen" im Heidjer-Kalender vom Jahre 1908 sowie über

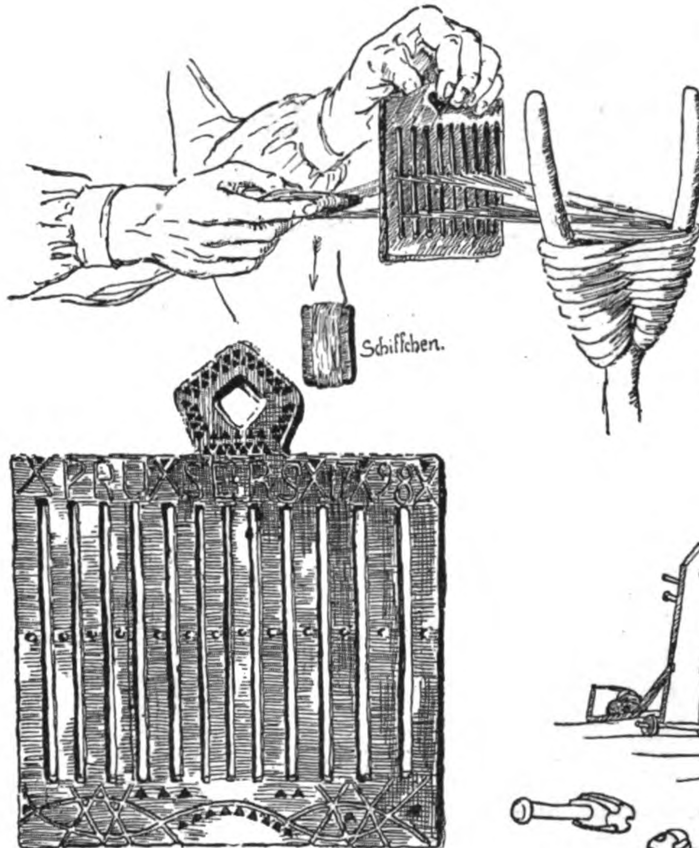


Abb. 41 a—b. Webekamm a. aus Marbostel, Kr. Soltau, b. aus Jesteburg, Kr. Harburg (jetzt Harb. Museum).

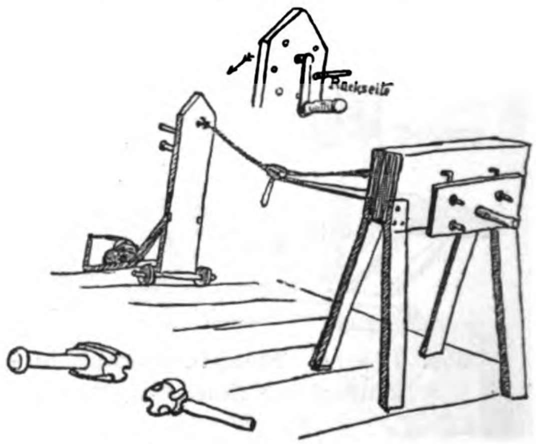


Abb. 42. Handseilerei. Ramlingen, Kr. Burgdorf.

die Entwickelung des Bauernstuhles vom einfachen Melkschemel bis zum kunstvoll gedrehten und bemalten Hausherrnstuhl in Schwindrazheims „Bauernkunst" hin. Für die Dorfkirche hat die bäuerliche Kunst nicht selten praktisch gebogene Huthalter und taubengrau bemalte kleine Schub- oder Schließladen unter dem Sitzbrett der Bank zur Aufbewahrung des Gesangbuches beigesteuert. Von einer alten sinnigen, leider jetzt im Schwinden begriffenen Sitte zeugen die vielen Wandbretter mit Konsolen und daraufstehender Trauerkrone in den Kapellen zu Otze, Ramlingen, Engensen usw. des Kreises Burgdorf (Abb. 45). Diese aus künstlichen Blumen hergestellte Krone wurde den

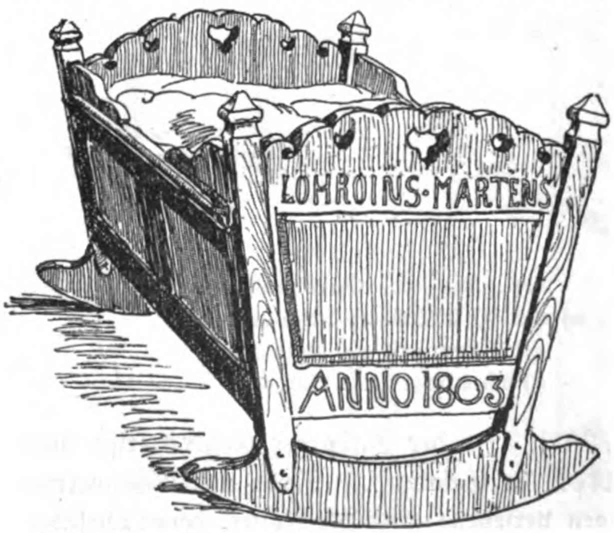


Abb. 43. Wiege aus Marmstorf, Kr. Harburg (jetzt im Harburger Museum).

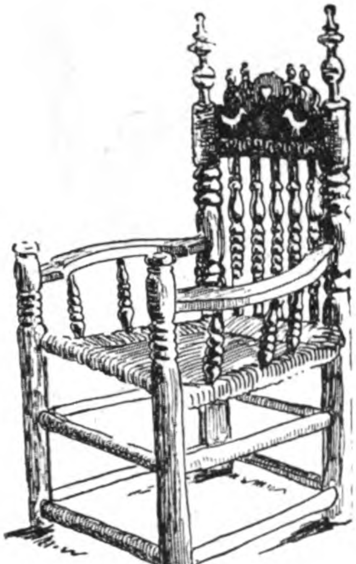


Abb. 44 a.
Lehnstuhl aus Schierhorn,
Kr. Winsen a. d. Luhe.

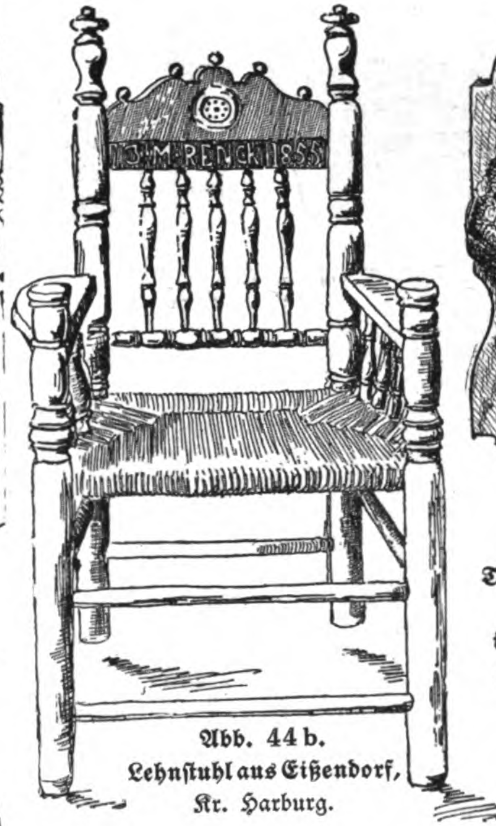


Abb. 44 b.
Lehnstuhl aus Eißendorf,
Kr. Harburg.



Abb. 45.
Trauerkrone aus der Kapelle in Ramlingen,
Kr. Burgdorf.



Abb. 46.
Hölzerne Grabdenkmäler vom alten Friedhof in Sinstorf,
Kr. Harburg.

verstorbenen Kindern von den Paten, jedoch Jungfrauen und Jünglingen von der Dorfjugend gestiftet (vgl. Niedersächs. 13., S. 134). Endlich mag als Beitrag dorfkünstlerischer örtlicher Vielseitigkeit eine Gruppe hölzerner Grabdenkmäler vom alten Friedhof in Sinstorf (Kr. Harburg) hier Platz finden (Abb. 46).

Überblicken wir noch einmal die Grenzen unseres Gebietes, so ergibt sich für den Südrand des Regierungsbezirkes ein deutlich wahrnehmbarer Einfluß der benachbarten Städte Hannover, Hildesheim, Braunschweig. Im Wendlande kommt die Eigenart des Volksstammes in der bäuerlichen Kleinkunst u. a. durch Bevorzugung gewisser Ziermotive (z. B. Schlangen an Stuhllehnen), hellblauen Anstrich von Spinnstühlen mit merkwürdigen Flechtsitzen, bestimmte Gestaltung von Aufbewahrungsgefäßen und allerlei weiblichen Handarbeitsmustern zum Ausdruck. Besonders muß aber auch an dieser Stelle der grellfarbigen und inschriftreichen Giebelausgestaltung einzelner wendischer Dörfer gedacht werden. Als das Land der Bauernkunst in unserm Bezirk gilt die Winser Marsch, zumteil wohl beeinflußt durch



Abb. 47.
Lehnstuhl aus Hoopte,
Kr. Winsen a. d. Luhe.

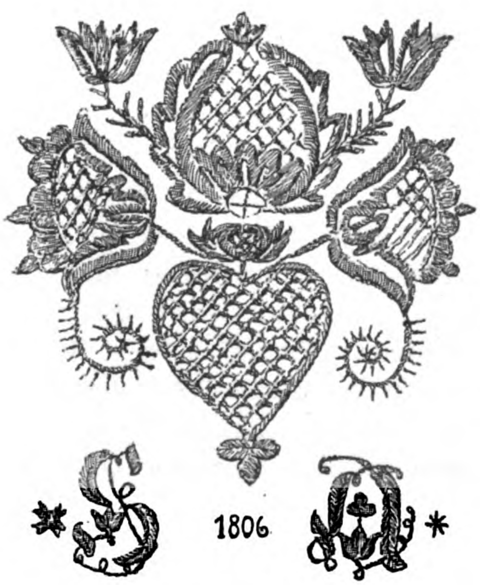


Abb. 48.
Plattstickerei aus schwarzer Seide auf einem Leichentuch.
Eichholz,
Kr. Winsen (jetzt im Harburger Museum).

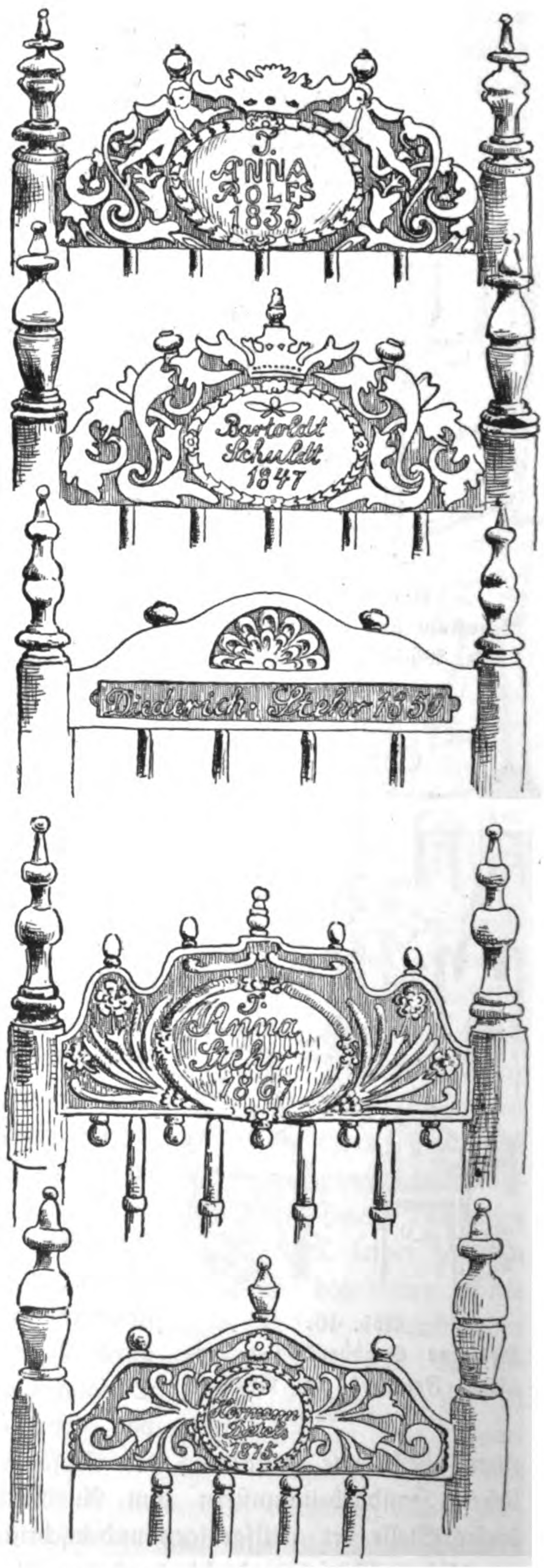


Abb. 49 a—e. Stuhlrücklehnen aus Finkenwerder, Kr. Harburg.

die jenseits der Elbe gelegenen hamburgischen Vierlande. Der holländisch-friesische Volkscharakter kommt zum Ausdruck außer im schmucken Hausbau mit bunten Steinsetzungen, in der sauberen Pflege der Hausgärten, der Lust an blankgeputzten Messing- und Zinnsachen, der reizvollen Bemalung von

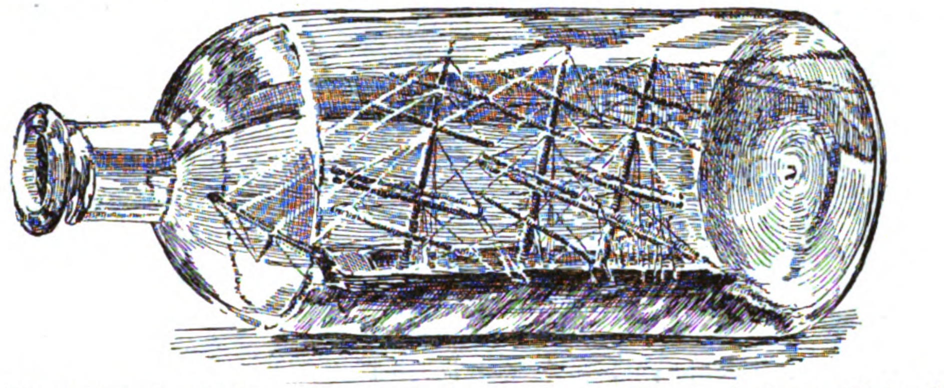


Abb. 50. Schiff in der Flasche. Lauenbruch, Stadtkr. Harburg (jetzt im Harburger Museum).

Tür- und Fensterrahmen in matten Farben usw. Dazu haben hier etwa von 1740 an anderthalb Jahrhunderte lang zwei selbständige Kunstzweige geblüht, die sich weit über das gewöhnliche Gebiet der Bauernkunst erheben, nämlich die Kunst der Einlegearbeit (Intarsien) (Abb. 47) und der Plattstickerei (Abb. 48) in bunter Seide. Leider kann hierauf nicht näher eingegangen werden. Diese Bauernkunst der Winser Elbmarsch hat ihre Darstellung gefunden im Heidjer-Kalender 1904 sowie in den Jahrgängen 4, 5, 6 der Zeitschrift „Niedersachsen". Über die Stickereien sagt Justus Brinkmann in seinem „Führer durch das Hamburgische Museum für Kunst und Gewerbe" folgendes: „Die Bäuerinnen jener Gegend haben das ganze 18. Jahrhundert hindurch die Plattstichstickerei in Seide auf weißem Leinen und die Gold- und Silberstickerei auf Seide gepflegt und dabei in der Zusammenstellung der Farben ihrer großblumigen Muster einen so selbständigen und feinen Farbensinn bewiesen, daß manche ihrer Stickereien sich weit über das erheben, was von bäuerischen Nadelarbeiten in andern deutschen Landen vorkommt." Außer diesen Plattstickereien, die sich auf Handtüchern, Nackentüchern, Kissenbezügen, Brustlätzen und Hemdärmelbesätzen einheitlich verteilt finden, sind noch zu beachten die schönen alten Stuhlkissen aus Wollfäden oder Flicken zusammengesetzt, die Rückseite aus Schaf-

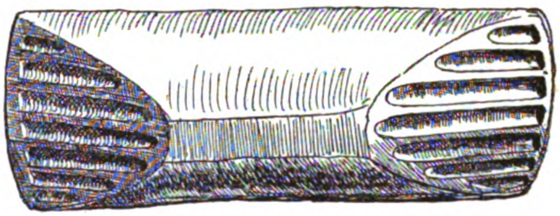


Abb. 51. Mulde aus Evendorf, Kr. Harburg.

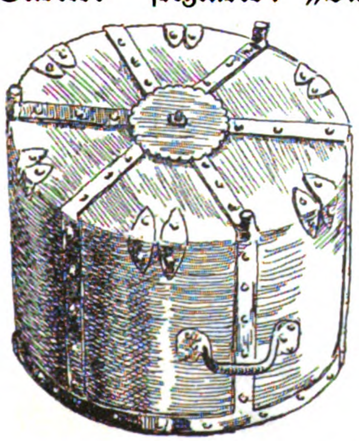


Abb. 52. Himten
aus Eitzendorf, Kr. Harburg.

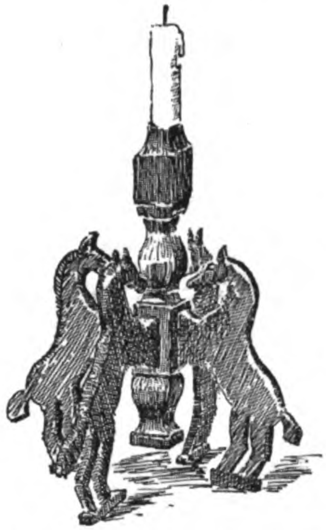


Abb. 53. Holzleuchter aus Wendewisch, Kr. Bleckede.

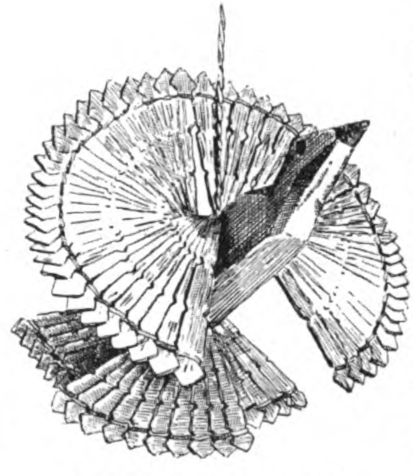
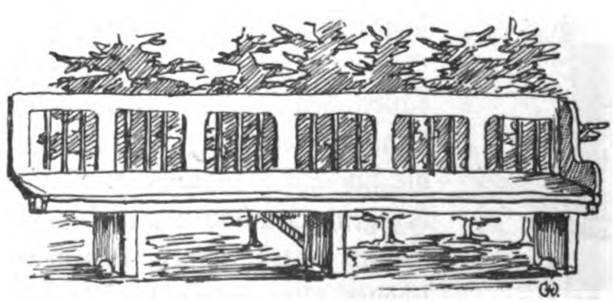


Abb. 54. Hängevogel. Stadt Harburg.

leder oder Tuch angefertigt, die Ecken mit einer Troddel versehen. Am besten und in großer Zahl erhalten haben sich ähnliche, von Bauernhand gearbeitete Stuhlkissen im lüneburgischen Teil der Elbinsel Finkenwerder. Die kunstvoll gedrehten und bemalten Brett- und Binsenstühle zeigen Anklänge an die Kunst des benachbarten Alten Landes im Regierungsbezirk Stade (Abb. 49a — e). Vereinzelt trifft man hier und auf Altenwerder in den kleinen Fischerstuben, auf geschnitzten Eckbörtchen stehend, ein aufgetakeltes Schiff in einer enghalsigen Glasflasche: Das Ergebnis einer alten geduldigen Schifferkunst (Abb. 50). Noch mancherlei fällt uns am Ende unserer Kleinkunst-Wanderfahrten ein. Wir denken an riesige Einbaum-Backtröge, an selbst gemachte gerillte Mulden (Abb. 51) und Kornschaufeln, an eisenbeschlagene Himten (Abb. 52), an längliche Sichtekörbe aus Föhrenwurzeln der Binnenheide und an kreisrunde flache Gemüsekörbe mit zusammengedrehten Weidenbügeln an der Elbkante. Wir erinnern uns an keulenförmige gedrechselte Einschlägerwagen mit Steingewicht, an geschnitzte Nähkasten, Rasier- und Brillenkästchen, an hübsche Pfeifengestelle, an geklebte Kammfutter, unter dem Spiegel hängend, an gestickte Nadelkissen, Namentücher und geknüpfte Geldtaschen. Der Holzleuchter (Abb. 53) aus einem alten Bauernhause in Wendewisch, Kr. Bleckede, mag als Beitrag für die Anwendung des springenden Sachsenrosses gelten und das Kinderspielzeug, der hängende Vogel unter der Lampe, aus einem Stück Kiefern-Brennholz geschnitzt (Stadtkr. Harburg), unsere Ausführungen beschließen.



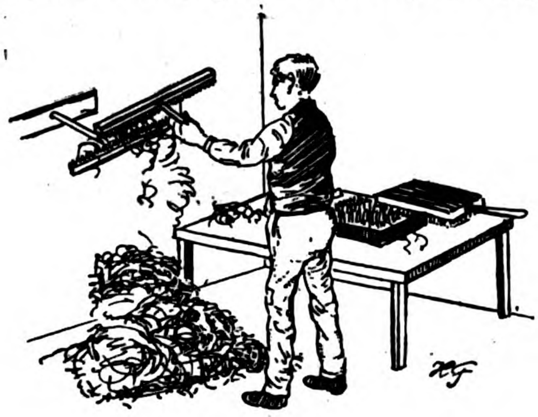


Fahrende Leute im Heidedorfe.

Von Friedrich Freudenthal (Fintel).
Mit Bildern von Hans Förster (Hamburg).

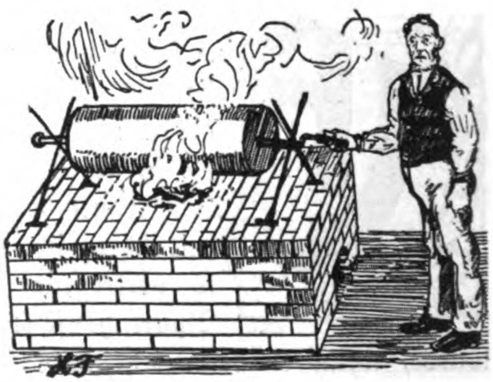
Eine lange und bunte Reihe würde es werden, wenn ich sie alle auch nur kurz bezeichnen und schildern wollte, die heimatlosen Gesellen, die unser Dorf besuchten, und die ich im Laufe der Jahre in alter und in neuerer Zeit kennen lernte. Schon in meiner frühesten Kindheit hörte ich von „Beste Möm", dem Bettler, der so vortrefflich erzählen konnte, und der in jedem Bauernhause freudig begrüßt und gastlich aufgenommen wurde, wenn er bei Nacht und Nebel anrückte. Er hatte als englischer Matrose unter Nelson gedient und vieler Herren Länder gesehen. „Beste Va'r! beste Möm! wo geiht dat noch?" das waren immer seine ersten Worte, wenn er den Flett eines Hauses betrat. Und von dieser Anrede erhielt er seinen Namen; wie er in Wirklichkeit hieß, hat niemand erfahren, obwohl er reichlich dreißig Jahre, von den zwanziger bis zu den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, regelmäßig im Dorfe erschien. Ferner wurde noch erzählt von „Puttjohann", von der „Walsroder Grete", von dem alten Veteran Hauschild, der auf seiner Geige in den Schenken lustige Tänze spielte, und von vielen anderen merkwürdigen Menschen. Und auch von den Tatern, die in alter Zeit sehr häufig kamen, sprachen alte Leute viel. „Taterkuhle", „Taterbusch" und „Taterborn" erinnern noch heutigen Tages an die Zigeuner, an das freie, heimatlose Wandervolk, das mit der

Kultur und der Zivilisation nur so weit paktiert, als ihm dies unumgänglich nötig zu sein scheint. Auch in neuerer Zeit kamen sie wieder häufiger; jedoch seit sechs bis sieben Jahren sieht man sie bei uns fast gar nicht mehr. „Brinks Vader", der graubärtige Alte in Holzschuhen, der ausgezeichnet Harfe spielte, war mit seiner Sippe der letzte Zigeuner, der regelmäßig ins Dorf kam. Ein schwarzer Bursche, wahrscheinlich ein Urenkel vom Alten, spielte mir oft auf einer verwitterten Geige das „romanische Lied"*), eine Melodie, die ans Herz greift, wie keine andere. In meiner Jugend kannte ich den Zigeuner Viktoria, der als Siebmacher im Lande umherzog. Im Jahre 1868 erzählte er mir, daß er schon über 100 Jahre alt sei.



Wollkratzer.

Krösker, Kesselflicker, Siebmacher, Wollkratzer und Zichorienbrenner kamen noch in meiner Jugend ins Dorf; oft führten sie ihr Gepäck und ihr Werkzeug auf einem Esel mit sich. Krösker (von Kros, Bierkrug) waren Leute, die Zinngeschirr ausbesserten. Solcher wandernden Handwerker bedarf man heutigen Tages nicht mehr; denn, wer kauft wohl noch Korn- und Mehlsiebe? und wer läßt noch Zinnkrüge und kupferne Kessel ausbessern? „Graumelierte" Strümpfe, deren Rohstoff früher der wandernde Wollkratzer aus schwarzer und weißer Schafwolle in allen Schattierungen zusammenkämmte, sind selten geworden; und dem Zichorienbrenner mit den braunen Händen ist auch längst das Handwerk gelegt. Im Lüneburgischen allbekannte Gestalten sind der „Höltenkirl" aus dem Kirchspiel Neuenkirchen und der „Saatkirl" aus der Bardowicker Gegend. Ob der Strohdachdecker, der übrigens hier und dort auch ansässiger Mann war, durch die Erfindung des sogenannten feuersicheren Gernentzdaches ein Aufblühen seines Handwerkes erlebt, bleibt abzuwarten.



Zichorienbrenner.

In den siebziger Jahren kam ein Sattler und flickte den Bauern die Pferdegeschirre; er war Holsteiner, hatte den Feldzug von 1848 bis 1850 mitgemacht und konnte gut erzählen. Auch einen wandernden Schneider sah man damals häufig, den man „Johann von Sachsen" nannte; er trug eine alte schwere Bibel bei sich im Ranzen, prophezeite aus der Offen-

*) rom = Zigeuner, Mann (i. d. Zigeunersprache).

barung Johannis und spielte auf einer Rohrflöte, die er sich selber angefertigt hatte, allerlei Lieder und Tänze. In meinem Buche „Sonderlinge und Vagabunden", das im Jahre 1892 erschien, habe ich diesem merkwürdigen Menschen, wie vielen andern, einen Platz eingeräumt. Mit einer langen, aus einem Messingrohr selbst angefertigten Flöte sah man in den neunziger Jahren noch häufig einen kleinen schwarzen Schmiedegesellen umherziehen, den wir „Krischan mit de Fleit" nannten. Er betrieb in den Wirtshäusern eifrig das Kartenlegen und war seiner Zeit — er wird jetzt tot sein — in Lüneburger Dörfern eine bekannte Persönlichkeit. Auch von ihm erzählte ich eine kleine Geschichte in „Uenner'n Strohdack". Er kam dann eines Tages auf meinen Hof und marschierte, auf seiner langen Flöte einen lustigen Marsch spielend, die große Diele herauf und verlangte von mir eindringlich „das Buch, worin Sie mir aufgeschrieben haben." Dies Manöver trug ihm ein Fünfzigpfennigstück ein, womit er vergnügt abschob.



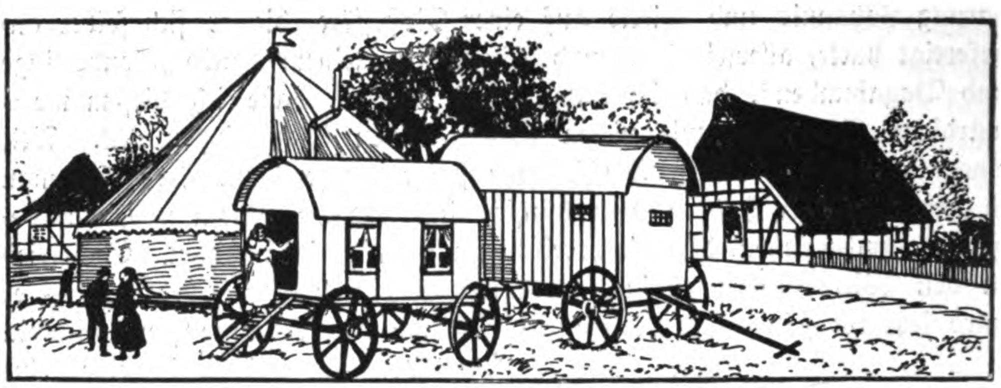
Dachdecker.

Zeitweilige Gäste im Dorfe von alters her waren alle die Leute, die sich „Kinstler" zu nennen pflegen: Seiltänzer, Akrobaten, Kunstreiter, Taschen- und Puppenspieler usw., sowie ferner die Fremden, die irgend eine „Sehenswürdigkeit" gegen Entgelt vorzeigen. Nicht zu vergessen sind die „Apenkirls" und Bärenführer. Wirkliche Schauspieler — eine umherziehende Truppe — kamen zum ersten Male im Jahre 1895 in unser Dorf.

Neben den Hausierern, die Jahr aus Jahr ein mit ihren schweren Kiepen und Packen wiederkehren, längst in jedem Hause bekannt sind und ihr Geschäft in durchaus ehrlicher Weise betreiben, kommen leider auch viele „unsichere Kantonisten", die den Landmann auf alle mögliche Weise zu übervorteilen und zu beschwindeln versuchen. Der Bauer ist leicht geneigt, jeden Fremden, der in anständiger städtischer Kleidung erscheint, sicher auftritt und in gewandter Rede irgend einen Gegenstand, den er an den Mann bringen will, in den höchsten Tönen anpreist, für einen ehrlichen und glaubwürdigen Menschen zu halten. Dieser bäuerischen Schwäche ist es zuzuschreiben, daß der Dorfbewohner immer wieder durch umherziehende Schwindler und Gauner um sein gutes Geld gebracht wird. Da der Betrogene in der Regel schweigt, um nicht zum Schaden auch



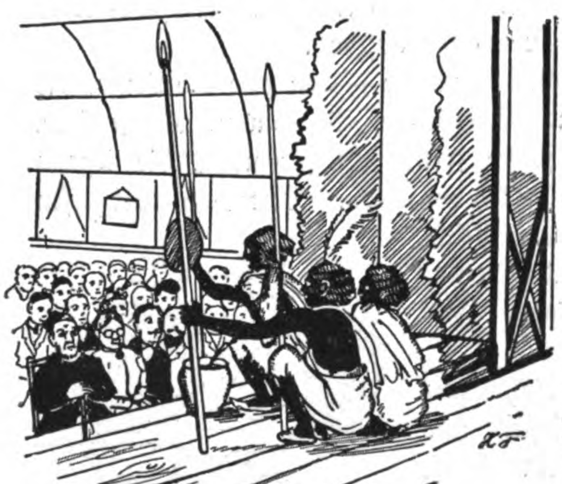
Höltenkirl und Saatkirl.



„Kinstler“.

noch den Spott einzuheimsen, so können jene Halunken noch immer ungestraft ihr unredliches Wesen treiben.

Zu den Händlern, die seit einer Reihe von Jahren immer wiederkehren, gesellten sich in neuerer Zeit auch die Leute, die mit „Harzer Tee“ und allerlei Tropfen handeln, „die für eine Menge Krankheiten gut“ sind. An solchen Sachen wird anscheinend sehr gut verdient, so daß man wohl annehmen darf, daß die Harzer Tee-Industrie mit der Zeit noch einen „erfreulichen“ Aufschwung nehmen wird.



De Swatten.

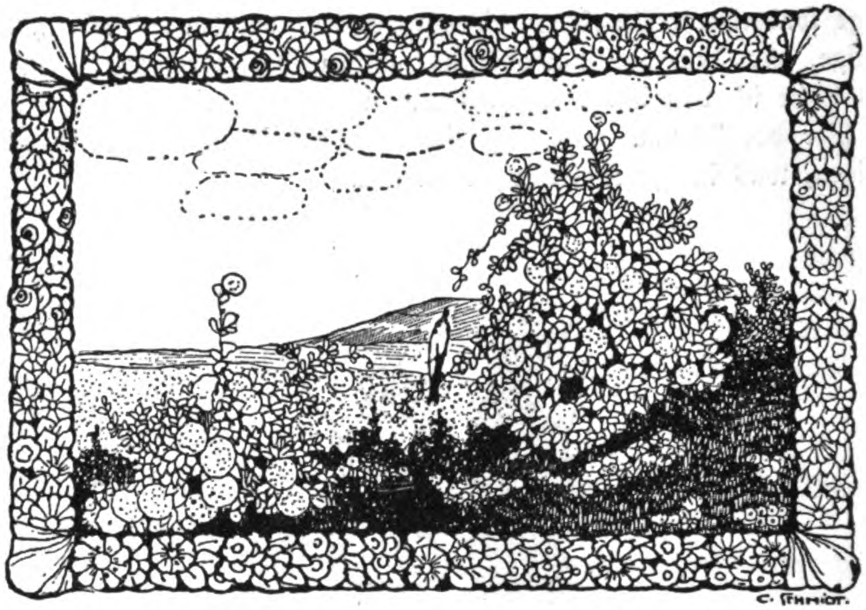
Ich komme nun zu den völlig Armen und Elenden, die ihre Pfennige im Dorfe zusammenbetteln, zu den Landstreichern und obdachlosen Wanderern. Sie werden am meisten verachtet und schweben in steter Gefahr, aufgegriffen und hinter Schloß und Riegel gebracht zu werden; und doch tun sie niemand etwas zu leide und sind für uns Dorfbewohner am ungefährlichsten. Die paar Pfennige, die man einem solch armen Teufel gibt, rechnen doch gar nicht in der heutigen Zeit. Wenn so ein armer Kerl im Winter an einem kalten und regnerischen Tage in zerfetzter Kleidung, die vom Wasser trieft, und in Schuhen, woraus die bloßen Zehen hervorlugen, über die Schwelle tritt und demütig und stumm in der Nähe der Tür stehen bleibt, so müßte man ein Herz von Stein haben, wenn man ihn ohne eine Gabe von dannen ziehen lassen oder ihn an die Arbeitsstelle verweisen wollte, die drei bis vier Stunden entfernt liegt. —

Damit schließe ich meinen kurzen und flüchtigen Bericht von fahrenden Leuten, die zeitweilig unser Dorf besuchten oder noch besuchen. Noch eine Menge Gestalten sehe ich in meinen Erinnerungen auftauchen, eine

Menge sonderbarer Menschen, die ganz anders dachten und lebten, als der ansässige, mit dem Heitmatboden verwachsene Dorfbewohner; und noch vieles hätte ich von ihnen erzählen und über sie schreiben können, aber es fehlt hier der Raum. So mag sich denn der freundliche Leser mit dem Wenigen, was ich geben konnte, begnügen.



Bärenzieher.



Land und Leute in Dichtung und bildender Kunst.

Von Oberlehrer Schenkel (Harburg).

Hohe Werte und große Namen künden von der Stellung Niedersachsens in der deutschen Dichtung. Wo einst der Heliand und der Reinecke entstanden, wo Till Eulenspiegel und Münchhausen heimisch waren, wo Storm und Raabe wurzelten, da ist gut Land. Doch wer kennt die Meister der Dome, die Holzschnitzer und Maler? Leider ist es da schlecht bestellt, und kärgliche Kunde ist auf uns gekommen. Hier soll an einem kleinen Ausschnitt, dem Lüneburger Lande, gezeigt werden, was der Dichter und Maler an Land und Leuten für seine Kunst fand, und welche Künstler die Heimat hervorgebracht hat.

Die Heide in der Dichtung.

Als man zuerst von der Lüneburger Heide hörte, war sie geschmäht und verachtet. Die gebildete Menschheit wußte nur von öden Sandwüsten und pontinischen Sümpfen, von den bekannten peuple sauvage nommé Heidschnucken, die in Platens romantischem Oedipus als Chor auftreten, der weit und breit nichts Poetisches erblickt. Platen hat die Heide nie gesehen. Es war ja auch schwer, durch die Heide zu reisen; der einzige Verkehr geschah „auf dem Flüßchen Axe“, wie ein english traveller zu erzählen weiß. Und wenn unsere Heide sonst noch im deutschen Schrift-

tum auftritt, so muß sie, je nach dem Wesen des Dichters, zu passenden oder unpassenden Vergleichen dienen.*)

Und heute! Es braucht das alte Lied vom Wellengang der Zeiten und Menschen kaum wiederholt zu werden. Jetzt ist die Heide viel zu modern geworden, besonders Sonntags ist sie keine Heide mehr. In der Kunst ist es auch so; was allzu oft und allzu laut angesungen wird, verliert für den Verständigen bald seinen Reiz. Hier kann nur der Kritiker helfen, der wie der Heidjer sich allen ungebetenen und aufdringlichen Besuch verbitten muß.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden die Augen und der Sinn einer kleinen Gemeinde durch die Droste auf die Heide gerichtet. Was Annette von Droste-Hülshoff dichtete, hat aber nicht so der großen weiten Heide gegolten. Es sind Bilder auf Goldgrund, alt und ewig jung. Sie galten nicht unserer Heide. Auch der erste und größte unter den Heidesängern, Theodor Storm, meinte nicht die Lüneburger Heide. Und doch hat er sie zuerst für den Lyriker entdeckt. Die Stimmung der weiten Stille, die Ruhe der großen Linien, das hat er für uns zuerst gesehen und erlebt, sodann in seinen Novellen und Liedern für die Welt da draußen niedergelegt. Vor ihm hatte schon mancher mit Lenau gefühlt, wenn er seine tieftraurigen und schwermütigen Lieder von der Heide sang. Die müden Geigenklänge des großen Künstlers kannten viele, die Heide aber brauchte noch immer Zeit zum Erwachen aus dem Schlafe.

Es ist ohne weiteres klar, warum die Heide im Menschen das Lied erweckt. Es ist die Größe und die Ruhe, die das Herz bewegt. So finden wir zuerst einzelne, bald aber eine große Zahl von Heidedichtern. Unter den ersten ist Emanuel Geibel, er hört „leis flutende Musik, Harmonien, darin die Sphären wallen“, als er der Heide ein Loblied singt. Dann folgt Hoffmann von Fallersleben, der in seiner braven Art mancherlei zum Preise der Heide erklingen läßt; am bekanntesten ist das Lied: „Soviel der Mai auch Blümlein beut“, mit der Stelle: Du aber bleibst mein Immergrün, du Blümlein auf der Heide. Schon Hermann Allmers sang seine Lieder in weiteren Kreisen, und der alte Friese hat die Heide uns näher gebracht. Als August Freudenthal im Jahre 1880 einen Sammelband: „Die Heide“ herausgab, konnte er schon 93 Dichter der Heide anführen. Heute sind es weit mehr, sie gehören aber nicht in den Rahmen dieser Darstellung, weil uns hier die Heimat angeht. Doch sind erlauchte Namen zu vermelden, unsere größten niedersächsischen Dichter dürfen nicht übergangen werden. Börries von Münchhausen, Lulu von Strauß und Torney, Prinz Schönaich-Carolath und Helene Voigt-Diedrichs haben kaum ein Heidelied gesungen, und doch sind sie unser und haben der Heimat

*) So bei Heine. Ein eigenartiges Urteil über die Heide fällt der Turnvater Jahn etwa 1810. Er vergleicht sie in einer Erzählung: Der Geleiter mit einem erstarrten Meer, „die einzelnen Turmspitzen tauchen auf wie Maste aus der Flut.“

mehr als ein kleines, stilles Leuchten gegeben. Hier werden immer wieder die Urbilder unserer Stammesart und unseres Heimatlandes zu finden sein, sei es Adel oder Bauer, Dorf oder Stadt, Heide oder Moor. Doch haben noch andere sich der Heide erinnert, so Martin Greif mit manchem Sang, Ferdinand Avenarius und Julius Rodenberg, auch vereinzelt Otto Ernst. Selbst Schweden und Dänen haben die Heide gepriesen, unter ihnen ein Niedersachse auf einer schwedischen Universität, Heinz Hungerland, der seine Vorklänge in die Welt sandte, die uns einen echten Dichter erkennen lassen. Mit Ehren muß auch jener Däne genannt werden, der zuerst in Jütland die Heide pries, Steen Steenson Blicher (1782—1898):

Heimat ist mir des Ginsters dunkles Land.
Auf Heidegrund schien meiner Kindheit Sonne,
Mein zarter Fuß trat einst den gelben Sand,
An schwarzen Hügeln sproß mir Jugendwonne.
Mich dünkt der Heide karge Flur
Auf dieser Welt die schönste Augenweide.
Ich will die letzte Ruhestätte nur
Bei Gräbern meiner Väter auf der Heide.

(Übersetzt von Willatzen.)

Es ist nur zu leicht verständlich, warum die Großstadt auch die besten unter den Dichtern an sich fesselt. Und dort in der Stadt erwacht dann die Sehnsucht nach Einsamkeit und Ruhe. Liliencron der Tote und Falke der Lebende haben sich gar zu gerne der Heide erinnert. Liliencrons Heidelieder fehlen heute in keiner Sammlung, in keinem Lesebuch; für ihn war die Heide mehr, als für viele andere. Diesen Dichter muß man an seiner Heidestimmung zu verstehen suchen, für ihn paßte der tiefe Ernst der Heidewelt, in der Heide finden wir den richtigen, wahren Menschen, so ernst und traurig, wie ihn die weite Welt nicht kennt.

„Zehn Jahre war ich gefangen, verbannt,
Lebte einsam mitten im Heideland,
Fand Freiheit nur dort, wo die Erika blüht,
Für mein immer mehr sich umdüsternd Gemüt."

Da ward er aber zum Dichter, da hatte er wunderbare Gesichter, da stand auch sein Zauberschloß, von dem er uns in seinem kunterbunten Epos erzählt. Besonders liebt er die Heide im Herbst, wenn der Reiher durch den Nebelduft bricht und der Wanderfalke sich auf eines Birkenstämmchens schwanker Krone ausruht. Im Winter aber leiht die Sonne dem Schnee das Prachtgeschmeide.

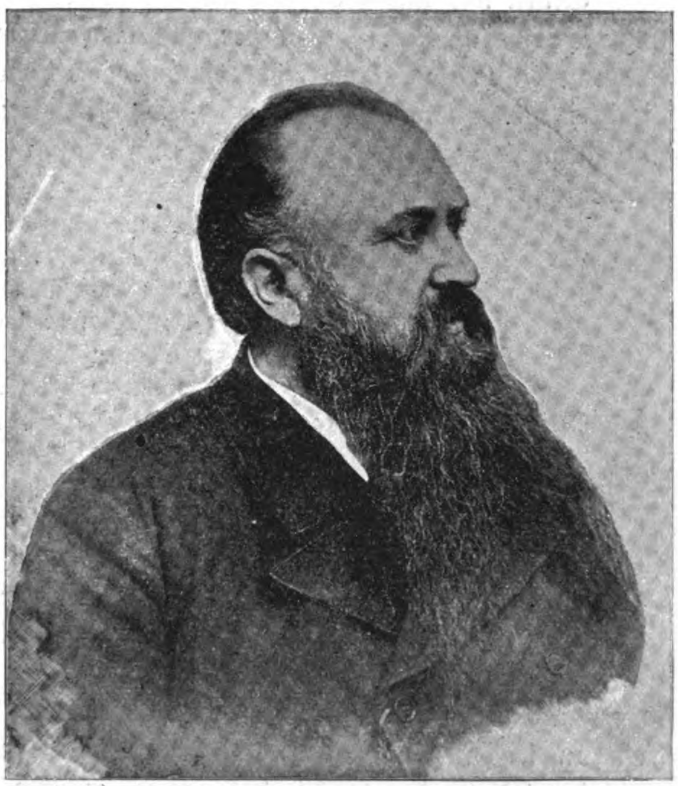
„Doch ach! Wie kurz ist Schein und Licht.
Ein Nebel tropft, und traurig zieht im Leide
Die Landschaft ihren Schleier dicht."

So ist das Leben auch, so dachte Liliencron vom Leben, derselbe, der es kraftstrotzend herausschrie: Hurra, das Leben!

Gustav Falke hat schon vieles der Heide zu verdanken, und wir hoffen noch auf manches Geschenk dieses stillen, ruhigen und ernsten Menschen,

der die große Gabe hat, mit den Augen des Kindes zu sehen. Da kommt ein kleines Männlein an den Sumpf, erschreckt vor dem Spuk im Moor. Die Leute wollen das Untier erschlagen, benehmen sich aber wie die berühmten sieben Schwaben und laufen weg, lachend fliegt eine Rohrdommel aus dem Nest, und vorbei ist der Spuk. Die nächtliche Heide hat es dem Dichter angetan, da schmiegen sich Nebelschleier um den Ginsterstrauch, „Gestalten, ein Nichts und doch da". Was Falke in Verse gebracht, hat Söhle in Prosa noch greifbarer gestaltet, da muß man das Gruseln lernen, wie der Knabe im Märchen.

Hierher gehört auch eine Novelle von Wilhelm Jensen: „Die braune Erika". Die Handlung tritt zurück vor der feinen Manier der Naturschilderung, die Jensen beherrscht. Das ist eine wundersame Lyrik, obwohl der Dichter die Heide aus der Ferne kennt, und doch umfängt den Leser Heideduft. So singen sie in der Ferne von unserer Heide, doch auch das Lied aus der Heide selbst hat einen guten Klang.



August Freudenthal.

Die beiden Brüder Freudenthal müssen den Ehrentitel „Heidedichter" bis in alle Ewigkeit behalten, denn sie haben alles der Heide gegeben, treu und ohne Wanken. Noch heute erfreut uns Friedrich Freudenthal schlicht und ernst durch sinnige Weisen. Die Heide muß ein empfängliches Herz zum Dichter machen:

„Ich habe manchen Sommertag,
Einsamer Ruh zu pflegen,
Am alten grauen Hünenstein
Im Heidekraut gelegen.
Und unbewußt kam mir der Hang
Zum Träumen und zum Dichten;
Der Vorzeit Sagen sann ich nach,
Uralten Volksgeschichten."

Zwischen Heidekraut und Ginster erklang auch das Volkslied von der schönen, seligen Zeit, die so weit liegt. Der Dichter dieses Liedes, August

Freudenthal, starb viel zu früh. Er hat uns die Heide in ihrer Blütezeit besungen:

Die Heide blüht! Vor meinen Blicken
Dehnt friedlich sich das weite Land.
Die Birken scheinen einzunicken
Gleich Schlummernden am Wegesrand.
Die Weite rings im Rosenschimmer glüht —
Die Heide blüht.

Die Lyrik Friedrich Freudenthals hat ihre Schönheit in der Einfachheit. Das Dorf in der stillen Heide, die alte Kirche, das Elternhaus sind die Stellen, um die sich seine Lieder ranken, die durch den Dialekt besonders wirksam sind.

Sehen wir uns die Heide einmal an, wie sie im Liede erscheint. Da singt Heinrich Zeise von der einsamen Kiefer, des Nordens Pinie; Hermann Hölty vom Föhrenbaum. Johannes Trojan lobt sich die drei Schwestern Tanne, Fichte und Kiefer ob ihres grünen Kleides, und niemand bezweifelt heute, was einst Heinrich Seidel vom Kiefernwalde sang:

„Langweilig ist der Kiefernwald!"
Mein Freund, das widerrufst du bald.
Da denk ich wohl, du sahst ihn nimmer,
Wenn rötlich in den Wipfeln träumt
So still der letzte Sonnenschimmer,
Und alles rings mit Gold sich säumt!"

Nun darf die Birke im Brautschmuck nicht fehlen:

„Birke, du schwankende, schlanke,
Wiegend am blaßgrünen Hag,
Lieblicher Gottesgedanke
Vom dritten Schöpfungstag!"

Da hat nämlich der Herrgott, als er alle die mannbaren Bäume schuf, Nesseln zum Leide, Disteln zum Schmerz, Reben zur Freude, Alraunwurzeln zum Scherz, an die Eva gedacht, die er vorhatte zu schaffen, und so gab er einem Baume die Mädchengestalt. So Börries von Münchhausen in seinem wunderbaren Birken-Legendchen. Die Birke ist wohl der Baum der Heide, der es am meisten dem Dichter und Maler angetan hat. Dann der Wachholder, geeignet für Spuk und unechte Dinge. Und wenn die Sonne erwacht:

Nun flammen die Höhen, der Ginster brennt,
Ein Lachen über die Heide rennt. (F. Stöber).

Oder:

Nun naht, ein Prinz im Purpurkleide,
Der Sommerabend meiner Heide,
Und legt dem braunen Bettelweib
Den Königspurpur um den Leib. (Hans Benzmann).

So kommt der Abend, die Ulenflucht von der Löns meisterhaft zu sagen weiß: „Ulenflucht nennen sie die Zeit, wenn der Tag müde hinter schwarze Wälder sinkt und die Nacht heraufschwebt, in den graublauen,

hellrot gesäumten Mantel gehüllt, den ein einziger großer Funkelstein zusammenhält, der Abendstern".

„In den roten Heidedämmer
sinkt rauchend das Dorf hinein." (A. K. T. Tielo.)

Man könnte eine Symphonie aus Zitaten zusammenstellen. Laut jubelt Franz Evers, der vom Heidjer zum Theosophen wurde:

„Nun hab ich die Heide durchwandert
Zwölf Stunden und wohl noch mehr.
Es jubelt in meinem Blute;
In seligem Übermute
Zieht meine Seele einher."

Und wenn du Menschenkind ein großes Leid im Herzen trägst, dann reite als ein Parzival durch die Heide:

„Horch, über das
blühende Heidekraut
Träumt zierlicher
Schellen Silberlaut,"

ein Reiter auf weißem Rosse reitet durch die Heide und gesundet an ihr:

„War meiner Seele
tumber Knecht,
Machts keinem in der
Welt gerecht,
Drum ritt ich aus dem
finstren Tor,
Zu meinem Gott wollt
ich empor —
Und sah die blühende
Heide."



Hermann Löns.

Wenn auch der Dichter Hans Benzmann mit „seiner Heide" die pommersche Heide meint, so dürfte er hier mit diesem Lied, dem kaum etwas an die Seite zu setzen ist, nicht fehlen. So spiegelt sich die Heide im Liede. Dichter der Lüneburger Heide sind noch Karl Woermann, Karl Henkell, Arthur Fitger, Ulrich Klein, Paul Engelhardt, H. Steinworth, Franz Telmann, deren Gedichte in Sammlungen oder Zeitschriften von der Heide künden. Müller-Brauel mit

seinem „Heidjer" nicht zu vergessen. Mit eigentlichen Heidegedichtsammlungen ist vor allem zu nennen: Franz Diederich, „Die weite Heide", dann Franz Evers aus Winsen mit mehreren Bänden, Heinrich Zeises Liedermappe enthält gute Blätter, Fritz Husmann bietet bunte Blumen, Müller-Suderburg singt von Blüten am Heideweg und stillen Stunden. Der allerbekannteste ist aber Hermann Löns. Sein braunes Buch ist weit draußen in der Welt mit Freuden begrüßt, es ist ein gedichteter Naturschutzpark der Heide:

„Es steht auf blankem Heidbrink
Am grauen Findelstein
Ein schwarzer hoher Machangel,
So hagestolz allein.
Der Stein, der wird zerschossen,
Der Strauch der Axt verfällt,
Der Brink wird abgefahren;
Sie passen nicht mehr in die Welt."

Noch aber kann man sich freuen an der goldenen Heide, am roten Post und an der Jagd auf edles Wild. Der Dichter hat das große Verdienst, eine ganze Reihe von volkstümlichen Benennungen für Pflanze und Tier wieder unter die Leute gebracht zu haben. Was er aber von Mümmelmann, dem Heidhasen erzählt, hat in der deutschen Literatur nicht seinesgleichen. Wahrscheinlich sind Mümmelmann und das braune Buch die besten und gelungensten Werke des Dichters. Die Zeit wird es lehren. Inzwischen erschien eine neue Folge des braunen Buches als „Heidbilder". Die alten Götter und die kleinen Wesen unserer Sagenwelt werden lebendig, die Holden und die Unholden. Der Helljäger fegt mit der wilden Jagd durch die Christnacht, eine glänzende Behandlung dieses edlen Stoffes, die beste Jagdschilderung des Dichters. Neben dieser stürmischen Wildheit wieder ruhiger Sonnenschein, wie im Kiepenklaus, der Geschichte des verbummelten Greifswalder Studenten. Ferner sind die zahlreichen Naturschilderungen unter dem Titel: Mein buntes Buch erschienen. Sie sind fast alle durch die Zeitungen gegangen und liegen nunmehr als Ganzes vor. Auf einsamen Wegen findet Löns überall Stoffe für seine Poesie, dort, wo der „Tourist" nie hinkommt, und wenn einer hinkommt, dann sieht er nichts. Eine neue Welt zeigt er dem Sehenden, und Musik schreibt er für den Hörenden. In letzter Zeit schließt er seine Skizzen mit einer Resignation, der Sturmerprobte wird alt, aber überlegen kündet er: „Kühler Vollmondschein hat auch seinen Wert".

Nicht in der großen Welt, wohl aber in der engsten Heimat finden wir noch eine ganze Anzahl von Dichtern und auch Dichterinnen. So schildert uns Tödter das Volksleben und die Natur im Gebiet der Wümme auf Grund einer tief religiösen Stimmung. Ein dichtender Handwerksmann ist Gustav Renner, auch auf der rastlos hastenden Eisenbahn ist die Poesie zuhause, ein Eisenbahner, Heinrich Eggersglüß, singt von der Heideblüte:

„Die Heide blüht — ein weicher Duft
durchzittert still die Sommerluft,
Die Birken rauschen leise.
Ans Ohr vom fernen Kirchdorf dringt
die Glocke; wie ein Märchen klingt
verschollen ihre Weise."

Im Gebiete der Böhme dichtete Karl Abenhausen was ihm das Herz bewegte, und Karl Steinacker bringt uns ein Geschenk der Heide. Es ist aber anzunehmen, daß noch mancher, den wir aus dem Schütting oder aus Niedersachsen kennen, im Laufe der Zeit seine Gedichte gesammelt herausgeben wird. So heben sich aus der großen Menge besonders hervor Ernst Edgar Reimerdes in Celle, mit wohllautenden, musikalischen Stimmungsbildern aus der Heide, Friedrich Schlicker und Wilhelm Schlicker, Flemes und Tewes, Wilhelm Lennemann, Schriefer, Kletke, Telmann, August Seemann und viele andere mehr, die alle von einer tiefen Heimatliebe singen. Auch die Frauen schweigen nicht, haben sie doch die größten Vorbilder in der Droste und Lulu von Strauß und Torney. Wie diese finden wir allerdings keine Heimatdichterin in der Gegenwart, beide adelig im Empfinden und ritterlich in ihrem Balladenton. Wohl aber ist schon manches bescheidene Lied aus Frauenherzen emporgestiegen. So haben wir von Annie Diederichsen Gladiolen, von Resimius-Berkow ein Buch: „Lütt Heidelärk". Während diese Dichterin sich als Wäscherin und Plätterin in Harburg durchschlägt, ist Marie Kupfer gleichfalls ein einfaches Menschenkind, nicht auf Rosen gebettet, wohl aber mit des Lebens Sorgen und Nöten gut bekannt.

Noch ist einiger Bücher zu gedenken, die nicht als reine Poesie entstanden und doch von literarhistorischem Werte sind, die aber zwischen den Zeilen Lieder singen von unserer Heimatheide. So finden wir unter den goldenen Äpfeln des alten Harms oft Heidebilder, die uns doppelt wert sind, weil damals noch keiner die Heimat so gesehen hat, wie jener Pastor, der die Lehre vom Heiland aus der abgelegenen Heide in alle Welt getragen hat. Und weiter August Freudenthals Heidefahrten. Diese Bändchen sollte doch jeder Landsmann kennen, freilich werden nur wenige diese Riesenarbeit zu schätzen wissen, die darin steckt. Er ist unser Fontane, der die Augen öffnete und zum Wandern einlud in die alten Gaue der Heimat. Was würde er wohl heute sagen? Dann ist ein Buch von Frömbling zu nennen. Der Verfasser ist Forstmann, aus einer alten Försterfamilie weiß er Geschichten: „Im Wald und auf der Heide", zu erzählen, „lateinisch" und deutsch, und alles in der Art des Försters, der seine Seitenhiebe auf Lehrer und Schule füglich hätte unterlassen sollen, denn das Bücherschreiben hat er kaum im Walde gelernt. Aber sein Weidmannsherz schlägt warm für den Rosengarten und alle die Wälder ringsumher.

Auch Fluß und Bach ist nicht übersehen. Leider hat der große Strom, die Elbe, noch nicht den längst verdienten Sänger gefunden, aber es ist ergreifend zu lesen, wie Otto Ernst seinen Asmus Semper an die

Elbe führt: „Die Elbe ist des Deutschen sinnende, gedankentiefe Schwermut, sie ist Seligkeit in der Ruhe. . . . Die Elbe ist weiter und breiter, als ein Auge sehen kann, und gegen ihren Ausgang verschwistern sich am Abend Himmel, Land und Strom in einem Glanz. Und die Elbe atmet. Lautlos hebt und senkt sich ihre breite Brust, und senkt sie sich, so steigen schweigende Inseln daraus hervor, silberne und grüne Inseln der keuschen Seligkeit." Mit der Örtze aber hält es Hermann Löns, die ist eine richtige Heidjerin, nicht so eine wie die Aller: „Die ist gar kein Heidfluß, sondern so ein richtiger Allerweltsfluß; aus Sachsen gebürtig, bringt sie eine fremde Sprache und fremde Sitten mit, prahlt von Bergen und Burgen, um plötzlich, noch mitten in der Heide, sich als Marschenbäuerin aufzuspielen; stolz und hoffärtig, weiß sie nicht, wie dick sie sich tun soll an guten Tagen, um dann wieder ganz klein zu werden in der Sonne, wenn die Bergflüsse, die Leine, die Ruhme und die Innerste, ihr nicht mehr aushelfen können.

Die Örtze aber bleibt, wie eine richtige Heidjerin, sich immer gleich, im heißen Sommer und wintertags, im Frühling und wenn der Herbst im Lande ist; sie ist fröhlich in guten Zeiten, aber mit Maßen, sinnig, aber nicht schläfrig, still, aber nicht langweilig; es fällt ihr nicht ein, sich so zu überstürzen, wie die wilde Böhme, aber so langsam wie die faule Fuhse ist sie auch nicht. Sie hält immer die richtige Mitte." Auch Freudenthal gibt manche anmutige Schilderung unserer Heideteiche. Am Heideweiher träumt Franz Lukas in Stunden stiller Sonntagsruhe, nur der Schatten der Libelle stört den Schlaf der dunklen Welle, während sich Wolken und Wald im Wasser spiegeln. Annette von Droste-Hülshoff weiß bald gruseligen Spuk, bald lustiges Kindertreiben am Ufer des Weiherkolkes zu schildern.

Zum Schluß sei noch ein Zeugnis dafür angeführt, wie die Heide die Dichter zu sich ruft. Der Schnellzug braust durch die Heide, er führt einen jungen Dichter mit, der im Sturm und Drange seines Herzens nach Berlin, dem Ziel seiner Wünsche rast, dort ist die Seligkeit, dorthin muß er. Julius Hart war es, der später von seiner Fahrt nach Berlin folgende Erinnerung an die Heide bewahrte:

„Von Westen kam ich — schwerer Heideduft
umfloß mich noch, vor meinen Augen hoben
sich weiße Birken in die klare Luft
von lauten Schwärmen Krähenvolks umstoben;
weit, weit die Heide, Hügel gelben Sands,
und binsenüberwachsne Wasserkolke,
fern zieht ein Schäfer in des Sonnenlands
braunglühendem Reich verträumt mit seinem Volke."

Sicherlich ist von den Sängern der Heide mancher hier nicht genannt, weil einzelne Gedichte leicht übersehen werden, wenn sie in Zeitschriften und Zeitungen erscheinen. Die Gedichtsammlungen sind längst nicht alle im Buchhandel zu haben, mancher hat die seine aus Bescheidenheit

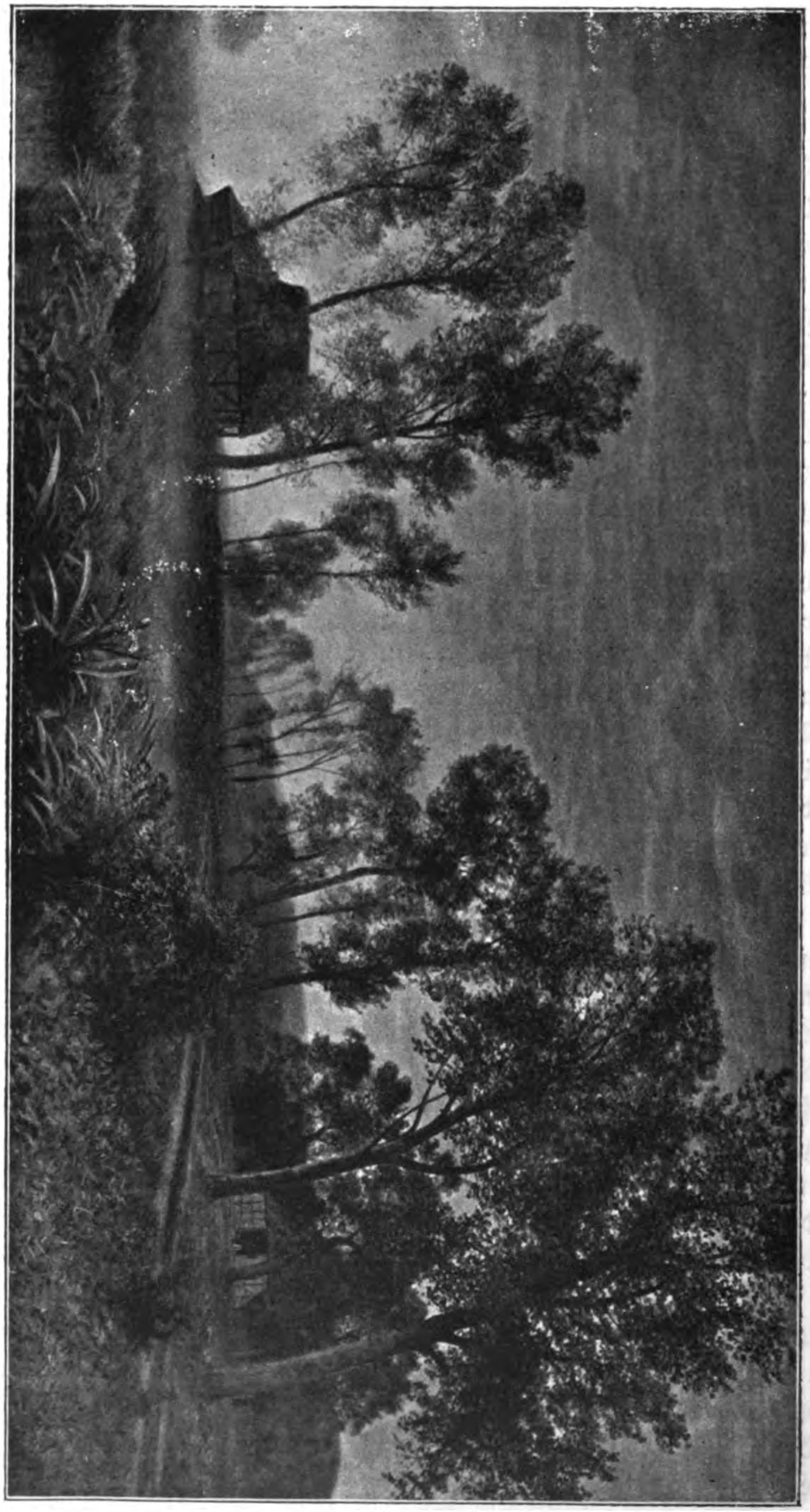
oder anderen Gründen zurückgezogen, oder das Büchlein in den Selbstverlag übernommen. Hier sollte auch weder eine Bibliographie, noch eine Kritik gegeben werden, sondern nur gezeigt werden, wie die Heide das Lied geweckt hat.

Die Maler der Landschaft.

In der Gegenwart ist es soweit gekommen, daß uns ein Durchschnittsheidebild langweilig und nichtssagend vorkommt, weil wir eine Unzahl von Heidelandschaften billig und schlecht an jedem Orte erblicken, selbst Blumenvasen, Holzbretter, Reiseandenken tragen den aufdringlichen Schmuck der bescheidenen Erika. So ist es immer gewesen, wenn etwas modern war. Aber das Gute wird sich doch halten und durchsetzen, weil ein jeder Künstler seinen eigenen Weg gehen muß, sonst ist er weit von der Kunst.

Die Heidemalerei ist mit großen Pausen gerade hundert Jahre alt. Daß ein Künstler über Italien und die Kampagna auf den Gedanken, die Heide zu malen, kommen mußte, liegt nahe. Die Ebene mit ihren Pinien, Ruinen, Sümpfen, mit dem südlichen Himmel, der Abend und Morgen in der Einsamkeit der Weite, das war es, was das Künstlerauge anzog. Ein einziger, aber bedeutender Künstler, hatte dasselbe in unserer Heide erlebt. Christian Morgenstern (1805—1867) hat sie zuerst gemalt, er brauchte von Hamburg aus nicht weit zu wandern. Was ein Zeitgenosse über seine ersten Bilder berichtet, finden wir in Lichtwarks Buche: Hermann Kauffmann und die Kunst in Hamburg, S. 56. „Hatten wir uns gewöhnt, uns unter diesem geographischen Namen (Lüneburger Heide) ein Stückchen Erde vorzustellen, so trostlos, öde und schauerlich, daß wir es für unmenschlich gehalten haben würden, dort eine Verbrecherkolonie anzulegen, so überraschte uns dieses Bild mit seiner bei aller Einfachheit glänzenden und harmonischen Farbenpracht, der Mannigfaltigkeit der in der weiten Ebene sich kreuzenden und in die Ferne lockenden Linien und vor allen Dingen mit der von reizenden Wolkenbildungen belebten Atmosphäre derart, daß vielen von uns ein bis dahin unbeachteter Reichtum von Naturschönheit aufgeschlossen wurde, den wir in Felsenschluchten, bei Wasserfällen, im schweigenden eisigen Hochgebirge aufgehäuft glaubten. Wo Tausende teilnahmslos vorübergingen, da sah er eine Fülle von Schönheit. . . .“ Daß der Kritiker mit diesen sachlichen und verständigen Ausführungen dem Künstler viele Freunde erworben hat, ist wohl nicht anzunehmen, die Heide lag den Hamburgern in weiter Ferne, anderen Erdenbewohnern schier unerreichbar. Wesentlich aber ist es, daß die Gedanken Morgensterns sich an norddeutsche Maler vererbten und sogar in Hamburg blieben und langsam weiter wirkten.

Als Valentin Ruths seinen Freunden in Rom die Heide pries, daß sie mehr Stimmungspoesie enthalte als die Kampagna, da wurde er verlacht. Trotzdem hat er die Binnenheide aufgesucht, und Linde sagt von seiner Kunst, er sei ein Lyriker: „Landschaften im Morgenlicht daliegend,



Valentin Ruths.

weich verhüllt, die duftumflossene Unendlichkeit, das Friedespendende, Stille, Sehnsüchtige der Heide ist sein Gebiet." (Lüneb. Heide S. 103). So hat er die Heide bei Bispingen und Heide bei Ehestorf gemalt, wie sie noch keiner vor ihm gesehen. Noch heute hat ihn keiner übertroffen. Bald malt er Wiese und Wald, zwischen Geest und Marsch, den Morgen oder die Abenddämmerung, jedes Bild ein Lied. Unter seinem Nachlaß, der heuer bei Commeter verkauft wurde, befanden sich einige Heideskizzen, die schon in ihrem Anfangsstadium einen sinnigen Blick für unsere Landschaft verrieten, so ein Herbstabend, ein Hünengrab und mancherlei Dorfstudien. Doch würde man ein falsches Bild von Valentin Ruths bekommen, wenn man nicht auch seine großzügigen und großartigen Gebirgslandschaften betrachtete, oder die den Beschauer mit in jubelnde Höhen reißende Cypressengruppe, die sich als Zeichnung unter dem Nachlaß befand. So kann nur ein Dichter malen, der in seiner Seele mit Goethe, Möricke und Storm verwandt ist.

Von dem zweiten Altmeister aus Hamburg, Hermann Kauffmann ist an anderer Stelle die Rede. Er hat uns die Bauern bei der Arbeit gemalt, doch hat auch er die Landschaft bei Ehestorf wiederholt dargestellt. In Lichtwarks Buche über ihn finden wir eine Reihe von Studien, so einen Sandweg, eine Federzeichnung: Am Schlagbaum von Vahrendorf und dergleichen mehr. Besonders für den nördlichen Teil unseres Bezirkes, der Hamburg nahe liegt, sind die Bilder Martin Genslers zu beachten, wie sie in der Kunsthalle sich befinden. Es waren drei Brüder dieses Namens, drei gute und ganz verschiedene Maler. Während Günther Gensler den Hamburger Künstlerverein um 1840 malte und uns so eine Reihe bedeutender Maler zum Andenken empfahl, hat Martin vor allem architektonische Studien getrieben. Diese Studien haben ihn aber auch auf die Dörfer und in die Heide geführt, so daß er uns Motive aus Ehestorf, Bauernhäuser, Speicher gezeichnet hat. Ein Bild verdient besonders hervorgehoben zu werden, es heißt: Die Wolke und ist aus der Gegend von Ehestorf genommen. Wie der Titel sagt, war es diesmal die Wolkenbildung, die ihn zur Darstellung zwang. Das Bild verkündet uns dasselbe, was Lenau einmal sagte: „Am Himmelsantlitz wandelt ein Gedanke." Eine Ansicht Hamburgs zeigt uns im Vordergrunde den Falkenberg. Adolf Carl malte das kleine, aber gute Bild: Blick auf Hamburg, von der Fischbecker Heide aus gesehen.

Wie einst der Dichter Hoffmann von Fallersleben von der Heide sang, so hat sein Sohn, der Maler Franz Hoffmann-Fallersleben unbeirrt die niederdeutsche Landschaft verherrlicht. Hauptsächlich zog es ihn nach Oldenburg, doch erscheint manches Heidebild uns anheimelnd und wohlbekannt. Wer mochte dem Maler nachschleichen, um dann beweisen zu können: Hier, an dieser Stelle, malte er! Hoffmann gehört zu den Meistern unserer Landschaft, seine Bilder sind nicht „modern", sie sind vielseitig, erzählen uns von Stimmungen und Empfindungen eines



Hoffmann v. Fallersleben.

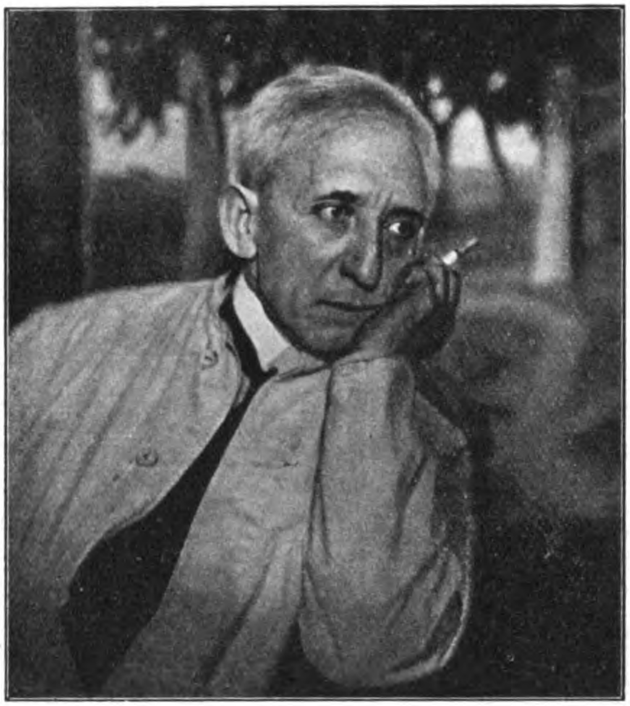
tiefen Gemüts. Seine Werke sind besonders durch Zeitschriften weit verbreitet.

Schon wiederholt hat das Luhetal Maler angelockt, die besonders in und um Bispingen die Landschaft malten. So entstanden hier romantische Heidebilder von Karl Irmer, der auch den „Dicksee in Holstein" (National-Galerie Berlin) gemalt hat. Auch Karl Osterley, dessen Fjorde und Fischerbilder bekannt sind, hat hier in Bispingen geweilt. Manche Namen sind schon heute vergessen, so Deinhardstein und andere. Die Zeit begräbt gar bald eine Kunstrichtung. Die Heide kann lyrisch und episch gemalt werden, Ruths ist der Lyriker. Aber Lyrik ist nur für wenige feine Menschen, darum der große Erfolg Brachts.

Ganz plötzlich erschienen Heidebilder, wie man sie noch nicht gesehen hatte. Heide in der Stimmung Ossians und Shakespeares, halb lyrisch, halb heroisch. Man sah sofort, daß die Bilder Eugen Brachts mehr waren als Landschaften. Nach langen Wirrnissen und Irrfahrten war Bracht 1875 zum ersten Male nach Wilsede in die Heide gelangt, und hier fand er, was in seinem Innern zur Klarheit gekommen war. Er malte in seinen Bildern sein Verhältnis zur Natur. Zwei Bilder zugleich erregten Aufsehen und fanden Käufer, die „Luhequellen" und ein Motiv von den Sieben Steinhäusern bei Fallingbostel. Hier in der Heide lag der Anfang zu seiner großen Kunst, die die Welt in Hannibals Grab und den Gestaden der Vergessenheit anstaunt. Das Kleine liegt ihm fern, ihn zieht es zu den großen Linien, doch mehr zu den Dünen als zur See. Welche Riesenausdehnung des Raumes, in märchenhaften Fernen eckige Schatten von Steinen und Hütten gegen den Himmel. Zerzauste Wacholder schmiegen sich in die Findlinge des Hünengrabes, Schäfer und Schafe als Silhouetten. Kein Sturm und Brausen, atemlose Stille, so groß ist alles. Die Heidebilder zeigen noch nicht das Wetter, wie die späteren Gemälde des großen Malers.

In der Folgezeit tritt die Heide nun sehr in den Vordergrund, zumal ja die Malerei des 19. Jahrhunderts überhaupt im Zeichen der Landschaft stand. So malt Werner Schuch, der als Historienmaler in den besten Sammlungen vertreten ist, Heidebilder, wie sein Hünengrab in der Dresdener Galerie. Auch der Hamburger Carl Rodeck pflegt neben dem Tierbilde besonders die Landschaft der Heide. Ferner gehören hierher Schirm und die drei Brüder Koken aus Hannover, deren zahlreiche Heidebilder durch Niedersachsen populär geworden sind. Der eine ist auch als Dichter bekannt, doch ist er als Maler von größerem Werte. G. Koken hat auch Städtebilder geschaffen. Das Gebiet der Gebrüder Koken ist die ganze Provinz, besonders der südliche Teil, während im Norden noch bedeutende Künstler zu verzeichnen sind. So ist Kallmorgen mit Recht bekannt wegen seiner ruhigen, echt niederdeutschen Hafenbilder; alte Städtchen mit Ewern und Schuten und stillen Menschen haben ihm gefallen. Auch er hat unsere Landschaft gern. Ein anderer

Meister, der in Hamburg lebt, ist Arthur Illies. Er hat die Heide in Hamburgs Nähe gemalt, und zwei von seinen Heidebildern sind im Besitz der Kunsthalle. Das Heidetal bei Hausbruch ist ein ebenso gutes Bild wie die Heide bei Hamburg, beide Werke tragen eine tiefe Ruhe und stille Schönheit in sich. Von einem anderen Hamburger, der ein ausgezeichneter Kenner der Heide ist, hat die Kunsthalle noch kein Bild. Aber Friedrich Schwinges Bilder sind in weiten Kreisen bekannt und geschätzt. Erst kürzlich waren über hundert Heidemotive von ihm im Handel, unter diesen viel wundersame Stimmungen, Heide am frühen Morgen, wie sie nur wenige kennen. Schwinges Kunst gilt ausschließlich der Heide. Da finden wir bald blühende Heide, Kühe in der Heide, trübe Tage und Sonnenschein; der Maler ist von erstaunlicher Vielseitigkeit. Draußen in der Heide leben die beiden de Bruykers, Richard, der das Auetal gemalt hat (s. Bd. I S. 147, 148), und Adolf, von dem jüngst ein Bild zu sehen war: Wacholder im Schnee. Manches Werk ist in Privatbesitz. Von einem Künstler, der an anderer Stelle genannt ist, weiß die Kunstwelt mehr zu rühmen. Wilhelm Feldmann ist nicht nur der feine Radierer Lüneburgs, sondern er ist ein großer niederdeutscher Meister, dessen Radierungen als Wandblätter seinen Ruhm in die Weite trugen. Es ist natürlich, daß er als Schüler Eugen Brachts ein ausgezeichneter Heidemaler wurde, wenn ihn nicht schon seine Heimat auf dieses Gebiet geführt hätte. Die Heide in Abendstimmung, wenn der silberne Mond Busch und Tal mit Nebelglanze füllt, ist ihm wohl vertraut. Wie hoch man seine Kunst einschätzt, beweist, daß unsere National-Galerie schon 1895 ein Heidebild angekauft hat. Feldmann ist das bedeutendste Mitglied einer Künstlervereinigung, die sich „Die Heidjer" nannte und aus kleinen und stillen Anfängen bald zu Ansehen in der Heimat und darüber hinaus gelangte. Sie sind teils Maler, teils Architekten, und alle durch Niedersachsen, den Heidjer, den Schütting bekannt. Jeder wohnte in seinem Heimatdorfe und schuf eigene Kunst, die dann in Ausstellungen Anerkennung



Friedrich Schwinge.

fand. H. F. Hartmann ist vor allem Maler des Volkslebens, der Pferde und Bäume. Mit ihm wohnt im alten Bardowick Otto Kaule, der mit Hartmann ein Prellerschüler war. Seine Bilder lassen einen Künstler sehen, der in großen Zügen darstellt was er fühlt, das ist eben richtige Kunst und hebt seine Heidebilder über die viele mittelmäßige Kleinarbeit. Die anderen „Heidjer" wohnen und malen außerhalb unseres Bezirks, ihm am nächsten wirkt wohl Ernst Müller-Scheeßel, der Heidebilder mit schönen Wacholdergruppen oder Moorstimmungen bringt. Er hat sich jetzt vor allem dem heimatlichen Kunstgewerbe gewidmet und somit eine gute Tat vollbracht. Vielseitig ist sein Schaffen, vom Schemel, Tisch, Stuhl zur ganzen niedersächsischen Einrichtung, Porzellane und Glasmalereien, Bilderrahmen und Kleider wandern aus Scheeßel in die Großstadt. Ein Vorzug ist der der Billigkeit, so daß die Kreise, die sich am meisten für Heimatkunst interessieren, auch in den Besitz solcher Kunst gelangen können. Theodor Herrmann aus Stade wird uns noch manches gute Bild schenken; eins von seinen Werken ist: „Das letzte Haus im Dorf", es zeugt von eigenstem Empfinden und ist entschieden keins von den Durchschnittsbildern. Von den beiden Architekten Matthies in Bardowick und Krüger in Lüneburg ist manches gerettet worden, was vielleicht sonst verschwunden wäre, mancher Neubau vor Geschmacklosigkeit bewahrt. Ein weites Feld liegt vor ihnen: die Erweckung einer heimatlichen Bauweise.

Eines der größten und schönsten Heidebilder wurde der Hamburger Kunsthalle geschenkt. Kein anderer als Heinrich Zügel ist der Meister, der die blühende Heide bei Bispingen gemalt hat. Eine Schnuckenherde belebt die Landschaft, sie kommt aus dem Bilde heraus auf uns zu. Ein wundersames Farbenspiel liegt über der Heide, die von diesem Künstler mit Recht in der Blütezeit festgehalten wurde, dazu gehören aber große künstlerische Fähigkeiten. Denn nichts wirkt so ermüdend, wie blühende Heide im Bilde. Hier ist auch eine kleinere Heidelandschaft mit Schafen von August Ortmanns lobend zu verzeichnen. Blühende Heide hat sonst auch Rudolf Bäumer in ihrer Wirkung gut erfaßt, während eine heroische Heidelandschaft von großen Dimensionen von Angermeyer eine andere Auffassung zeigt. Angermeyer ist Harburger Kind, und das Bild ziert die Aula des Realgymnasiums.

Eine gewaltige Anzahl von Landschaftsbildern sind durch Privatbesitz der Öffentlichkeit nicht zugänglich. Darum ist eine gute Tat mit Freuden zu begrüßen, die zwei bekannte Verlagsanstalten, Teubner und Voigtländer, durch ihre Steindrucke ausführten. Eines der ersten Blätter bei Teubner war das Hünengrab von Biese mit balladenhaftem Inhalt, währen E. Oswald uns ein Lied gezeichnet hat, wie die Hirtin mit ihrem Hunde die Herde durch die blühende Heide leitet. Der schon erwähnte Theo Herrmann hat zwei feine Landschaften beigesteuert: Im Moor und Seeblick, dieses Motiv aus Mecklenburg, aber vielleicht mit

das beste der Sammlung. Herrmanns Märchenbilder sind gleichfalls bei Teubner vertreten. K. O. Matthaei hat Wiese und Wasser lieber als Wald und Heide; von ihm sind Motive aus den Vierlanden und aus den Marschen vertreten. Ein in den Farben besonders wirksames Bild von M. Lieben heißt: Heiderot. Ein heimatliches Bild scheint auch L. Matthaei geschaffen zu haben: Tauwetter. In der Voigtländerschen Sammlung sind teilweise dieselben Künstler zu finden. Rudolf Bäumer versteht neben zwei schönen Heidebildern auch den Frühlingswald mit seinen geheimnisvollen Kräften darzustellen, so daß wir sein Wachsen und Werden erleben. Karl Otto Matthaei ist hier mit acht Zeichnungen zu finden. Schiffe und Krabbenfischer gehen uns hier weniger an, als die blühende Heide oder das zarte und stille Bild: Rauhreif. Von einer andern Seite zeigt sich der Maler in seinem Kinderbilde: Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser. Kallmorgens Dorfbild gehört in die Marsch, aber ein richtiges niedersächsisches Gehöft hat Edmund Schaefer für die Sammlung gezeichnet. Breit und ruhig liegt der Hof vor uns, noch rein und unberührt vom Geiste der Gegenwart. Noch manches Bild aus der Heimat mag sich in den beiden Sammlungen finden, deren Verbreitung bei ihrer Billigkeit in weitesten Kreisen zu wünschen wäre.

Wer einen Begriff von dem gegenwärtigen Zustande der niederdeutschen Landschaftsmalerei bekommen will, der Heidemalerei im besonderen, der sei auf die Große Berliner Kunstausstellung verwiesen, wo im Laufe der letzten Jahre eine ständige Zunahme bei den Heidebildern zu verzeichnen war. Da fanden wir die alten guten Namen unserer heimischen Maler unter vielen jungen Talenten, die wir ebensowenig hier nennen können wie die Dänen und Schweden, denen allen die Heide es angetan, und die in jeder Technik, sei es Holzschnitt, Radierung, Steindruck, Zeichnung, Ölbild ihre Kunst zeigten. Desgleichen sind heuer bei Commeter in Hamburg in der Ausstellung Hamburger Künstler der Gegenwart manche heimatliche Landschaften zu sehen, und bekannte Namen grüßen uns unter unbekannten Künstlern.

Zum Schluß mögen wir uns auch bei einer Reihe von Künstlern bedanken, die besonders durch die Zeitschrift „Niedersachsen" beliebt geworden sind. Der Verlag hat einen Teil der besten Zeichnungen in vier Mappen herausgegeben, und fast alle hier genannten Künstler sind im Laufe der Jahre mit ihren Werken dem Leserkreise dargeboten. Hans Förster-Hamburg zeichnet Trachten und Typen, und Friedo Witte in Schneverdingen scheint manches zu versprechen, seine Zeichnungen in Holzschnittart haben allgemein gefallen. Für den Schütting hat auch Otto Soltau gezeichnet, und von August Voigt-Folger waren schöne Heidebilder in der „Illustrierten Zeitung" wiedergegeben, wo auch Müller-Wachenfeld den Lüneburger Schütting gezeichnet hat. Zu empfehlen sind auch die Postkarten und Mappen aus dem Kunstverlag Kumm in

Hamburg, eine Reihe von Steindrucken mit Heidedorfmotiven ist besonders gelungen. Unter den Heimatbüchern der Menschen aus dem Nordwestdeutschen Kunstverlag ist auch die Heide mehrfach vertreten; auch hier sind farbige Postkarten erschienen, die besonders die Schönheiten des Naturschutzparkes der Welt verkünden. Der Hannoversche Kunstverein überreichte seinen Mitgliedern eine Mappe mit einer Serie von Heidebildern und Zeichnungen bekannter Maler. Ferner bringt die bekannte Sammlung „Meister der Farbe" einige gute Wiedergaben der Luhequellen, Hünengräber und andere Heidebilder. Auch soll derer gedacht werden, die dieses Werk mit Bildern und Zeichnungen geschmückt haben. Unter mühsamer Arbeit hat Wilhelm Lohmann in Harburg bäuerliche Kleinkunst gezeichnet, auch die Anfangsbuchstaben sind von ihm erdacht. Eine gute Zeichnung Lohmanns, das alte Harburger Fürstenhaus, ist in Privatbesitz. Neuerdings ist auch A. König-Eschede anerkannt worden, dessen Holzschnitte dieses Werk schmücken. Seine einfachen und klaren Schnitte zeugen von äußerst geschickter Ausnutzung des Motivs und sind reizvoll stilisiert. Man muß staunen, welche Wirkung ein kleiner Holzschnitt Königs hat. Die äußerst feinen Zeichnungen von Anna Fehler gereichen diesem Werke ebenso zur Zierde, wie die herbere Art der Scottlandschen Kunst. Der Bardowicker Overdiek ist in Niedersachsen längst bekannt und geschätzt.

Geschichtliche Dichtungen.

In unserer Zeit ist der Heidjer in Dichtung und bildender Kunst längst kein Unbekannter mehr. Er ist für alle Zeiten in der deutschen Literatur heimisch geworden, und wenn wir auch einen niedersächsischen Defregger noch entbehren, so wollen wir getrost in die Zukunft schauen. Da unser Schrifttum den Lüneburger Bauer auf einmal entdeckt hat und die zahlreichen Romane und Erzählungen in kurzer Zeit aufeinander folgten, so soll hier zunächst am Laufe der Geschichte gezeigt werden, was aus Urväter Tagen ersonnen und erdichtet ist. Wenn auch geschichtliche Erzählungen und Dichtungen nicht grade in bedeutender Anzahl vorlagen, so sei doch voraus bemerkt, daß das Vorhandene einer scharfen Kritik ruhig standhalten kann.

„Wer sind die hohen Alten, deren stolze Mannestugenden so in unsere mühselige, arbeitsreiche, lastträgerische Zeit hinüberragen? Hörst du nicht die Antwort hingesunkener Heldengeschlechter, wenn das Brausen des Herbstes durch die Eichenwipfel der Heide zieht oder in der Märznacht in den Niederungen die Eisschollen krachen und bersten?" So führt uns Ludwig Bückmann in seine Erzählung aus dem Bardengau ein: Ajo der Guging. Die Langobarden wohnen in hunderten von Dörfern in der Heide, nur eine Wik haben sie: Bardonowik. Bückmann schildert uns, wie es damals aussah — nicht viel anders als heute, wenn auch der Zaun, aus Eichenholz oder Findlingen, seltener wird. Die Sachsen dringen in den Bardengau ein, und nach heldenhafter Gegenwehr zieht Ajo mit

seinen Getreuen aus der Heimatheide ins Elend, zu neuem Ruhme des Stammes. Der Totengrund gab Anlaß zu einer der besten Szenen Bückmanns, ebenso gelungen ist der Untergang des Dorfes der Ajinge erzählt. So gingen die Langobarden aus unserer Heimat: „Schweigend lag die Heide. Sie war bereit, ihre neuen Herren zu empfangen, ihren Leidenschaften und Kämpfen, ihrem Glück und ihrer Not zuzuschauen mit ernstem, unwandelbarem, ewig gleichem Angesicht.“ Welch eine Fülle liebevoller Arbeit in dem Buche steckt, das mag ein verständiger Leser aus den beigegebenen Anmerkungen ersehen.

Die „neuen Herren“ unserer Heide sollten aber nach Jahrhunderten dem großen Karl viel Sorge bereiten. Sie haben sich nur der Gewalt gefügt, und dieses so wenig, daß wir heute noch überall die Reste ihrer Stammesart finden. Die Fülle von Dichtungen, welche sich an Widukind anknüpfen, gehört in einen größeren Rahmen. Nur das bedeutendste Werk aus neuster Zeit sei hier genannt: Herzog Widukind, eine Tragödie von Friedrich Bartels. Der Schauplatz ist im Sachsenlande, nicht in unserer Gegend, der Inhalt aber ist unser. Die tiefe Tragik des Dramas zeigt sich im zähen Festhalten an der Stammesart und am Glauben der Väter. Der Herzog steht im letzten Lebensjahre, er ist getauft, sein früh geraubter Sohn Peregrinus, ein fränkischer Graf, dichtet in der Stille seiner Burg den Heliand, das Heilandsleben ins Germanische übersetzt. Der Dichter wird für Wodan geopfert, aber sein Heilandslied bewirkt das, was Blut und Krieg nicht vermochten: Den Sieg des Christentums. Aus dem Ganzen sei auf zwei besonders gute Szenen hingewiesen. Wir finden Karl den Großen nächtens an einem Hünengrab, zitternd frierend, voll heldenhafter Resignation, er ist doch der Bluthund von Verden, und seine Franken nennen ihn so. Sie drohen zu meutern. Das erscheint so menschlich und wahr. Und ferner Widukinds Ende, sein Monolog, in dem Shakespeares Atem weht. Einsam stirbt der Herzog, nachdem ihn seine letzten Getreuen durch Heide und Moor geschleppt:

„Wer, du mein weiselloses Bienenvolk
Hält Ordnung nun im Korb des Widukind?“

Nach Meinung namhafter Kritiker möge diesem Drama noch eine gute Zukunft winken. Das wird geschehen, wenn auf dem Theater wieder die reine Kunst zu uns spricht. Eine Skizze von Hermann Löns sei in diesem Zusammenhange erwähnt: „Die rote Beeke“, sie findet sich im „braunen Buche“. Da erleben wir an einem Fiedler das große Schlachten bei der großen Fähre, „das Lied vom aisken Schlächter und von der roten Beeke.“ Für die Jugend bringt uns ein Mainzer Volksbuch diesen großartigen Stoff: Götterdämmerung von Walter.

Der Glanz der deutschen Kaiserzeit, den uns A. Freudenthal in Hermann Billung besingt, bringt für uns auch die Tragödie von Bardowick. Abseits vom Wege zwischen Gemüsefeldern liegt heute der Rest der weiland stolzen Handelsstadt, ihr Dom winkt massig ragend über die Fluren

in der Ferne. Wie einst hier reges Leben und Treiben herrschte, hat uns R. Nordhausen in einem Epos Vestigia Leonis geschildert, was sich drin zugetragen, hat er gedichtet, ihr Ende läßt er uns miterleben. Er führt uns in den „Gomorrhaglanz, Verwesungsschein" der übermütigen Stadt. Da ist der Hafen, „wo segelnsmüde, tief verschlafen der Masten hohe Waldung steht, wie märchenhaft strebt aus dem Dunkel des Domes mächt'ge Quaderlast". Und an der Ilmenau:

„Da breiten sich
Die mächt'gen Speicher, Segelschiffe ruhn
Am Kai, und fleiß'ge Hände löschen,
Was sie von Dänemarks und Englands Küsten
Im breiten Bauch herangetragen haben . . .
Denn was vom Meere, von der Elbe her
Nach Bardowik geschwommen kommt, das schleppen
Die Gäule tief ins Binnenland hinein."

Weit im deutschen Lande ist Bardowick als größter Stapelplatz bekannt: „Meßtag in Bardowick! Meßtag der Welt!"

„In breiten Wellen wälzt der Menschenstrom
Sich durch die Gassen und die Höfe fort
Und staut sich vor den prächt'gen Kaufgewölben,
Den langen Lauben und Gewerbehallen,
Wo aller Länder Schätze wohlgeordnet
In üpp'ger Fülle aufgestapelt liegen."

Wie es dagegen heute in Bardowick aussieht, das schildert uns August Freudenthal in seinen Heidefahrten. Wenn auch der alte Ausspruch gut erfunden und später über der Domtür angebracht ist, der Wanderer sieht sie auf Schritt und Tritt: Leonis vestigia.

Es kommt der für unsere Heimat so verderbliche Erbfolgekrieg um das Land Lüneburg zwischen Welfen und Askaniern. Eine alte Geschichte aus Niedersachsen nennt Bors sein Buch: Herzog Magnus. Eine Fülle von packenden Einzelbildern, über die man fast den Überblick verliert. Der streitbare Welfe geht bei Leveste unrühmlich zugrunde, Land und Weib ergreift der Nebenbuhler. Sehr wertvoll sind die kulturgeschichtlichen Schilderungen der damaligen Zeit, selbst der Dialekt wird angeführt. Wir reiten mit auf den Straßen ins Land, sitzen am Holztisch des Wegkruges, wo der Humpen kreist, und lernen allerlei Volk kennen.

Das große Unglück unseres Vaterlandes, der 30jährige Krieg, ist zwar nicht „städtezerstörend" für das Lüneburger Land gewesen, wohl aber deckt die Heide manches Dorf und manchen Jammer. „Aus schwerer Vergangenheit" erzählt uns Wilhelm Jensen eine Geschichte: Über der Heide. Von einer Zigeunerbande hat sich ein Mädchen, Viri, losgemacht und streift durch die menschenleere Heide. Durch die Pfarrerstochter erhält sie Kunde von dem Dorfe, so kommt das Unglück, bei Nacht zerstört Brand und Mord das friedliche Dorf. Die Wallensteiner schleppen alle Habe von dannen. Nur ein einzelnes Menschenpaar wird aus diesem

Zusammenbruch gerettet, und so endet diese traurige Geschichte mit einem kleinen Trost. Der Stimmungszauber der Heide ist hier zum Beweise der großen Kunst Jensens geworden.

Ein ganz anderes Buch aus jenen Tagen hat uns Hermann Löns geschenkt, eine Bauernchronik: Der Wehrwolf. Viel Blut und Mord spricht aus den Seiten, aber auch die rauhe Wirklichkeit. Das sind unsere Heidjer, so würden sie sich heute noch wehren, so zäh und verbissen wie die Wölfe der Heide vor Zeiten. Das größte Unglück beugt sie nur kurze Zeit, dann ertönt der Schrei nach grimmer Rache. Dann greifen sie zur alten Bauernwehr, und wehe dem Gesindel, wehe den Söldnern! Mag Dorf und Flur zugrunde gehen, sie ziehen ins Moor, sie bauen die Burg, sie halten es aus bis zum Ende, und wenn ihnen alles genommen wird. Meisterhaft ist dargestellt, wie die Bauern langsam, Schritt für Schritt, zu ihrer unerbittlichen Grausamkeit kommen. Erst lassen sie sich allerlei gefallen, ganz ruhig, ohne eine Wort. Dann aber bricht sich ihr Rechtsgefühl mit elementarer Gewalt Bahn: Auge um Auge, Zahn um Zahn! So kann es in dieser bösen Zeit nur gewesen sein. Das sind unsere Heidjer mit Fleisch und Blut, so sind sie noch heute, und wenn sie so bleiben in ihrem Innern, dann hats keine Not um Land und Volk.

Über die Franzosenzeit im Lüneburger Lande fehlte bisher eine größere Dichtung, desto glücklicher sind wir, von einem bedeutenden Werke sprechen zu können, welches in den letzten Monaten erschien. Der Lübecker Julius Havemann hat einen zweibändigen Roman erscheinen lassen mit dem Titel: Der Ruf des Lebens. Rein historisch ist die Dichtung nicht, vielmehr bilden die Ereignisse von 1813 nur den Hintergrund, vor dem die einzelnen Gestalten sich zur Klarheit in bezug auf ihr Verhältnis zu Familie und Volk durchringen, an sie alle ergeht der Ruf des Lebens. Weil nun aber Anfang und Schluß dieses breitangelegten und figurenreichen Werkes in unserer Heide spielt, und die historischen Ereignisse im klaren Bilde mit großer Kunst gezeichnet werden, so soll an dieser Stelle von Havemanns Werk die Rede sein. Die beiden Hauptthelden, ein Hamburger Patriziersohn uud ein Pastorensohn aus der Heide werden vom Ruf des Lebens zu den Lützowern geführt, Christian Holthusen bleibt im Kriege, Staubwasser wird bei Kitzen gefangen und kehrt erst mit dem Frieden heim. Also kein Buch mit fröhlichem Schluß, ein ernstes, tiefes Werk mit einer Fülle von Gedanken: Der Ruf des Lebens bringt jedem sein Schicksal nach seiner Art, jeder wird seinen Weg gehen, den er gehen muß, wenn er sich selbst treu bleibt. Nun aber zu den Leuten aus der Heide. Da ist die alte Post, in deren engem Gehäuse die Geschichte gemütlich anhebt, bald aber streifen Reiterpatrouillen in den Frieden und Flintenschüsse stören den Sang der Heidelerche. Die Post wird angehalten, die Reisenden geraten mitten in die französische Armee, die Hamburg wieder nehmen will. So werden die Insassen der Diligence in ein einsames Heidedorf ver-

schlagen. Hier finden wir Pastor und Lehrer als Hauptpersonen. Der Kantor wird abgesetzt, weil er ein Patriot ist und im Verdacht steht, zum Tugendbunde zu gehören. Hier erleben wir es, wie er Freiwillige, die über die Elbe wollen, aufnimmt und weiter bringt. Der unglückliche Becker wird erschossen, Kantor Blomyng entgeht diesem Schicksal, muß aber an den Steigbügel eines Reiters gebunden, in die Gefangenschaft wandern. Wir erleben das rohe Treiben der vertierten Truppen, die Not und Angst der Bauern. Der Pastor ist auch jetzt ihr Hirte, ein Helfer mit Rat und Tat. Das Pfarrhaus erscheint uns als eine Heimstätte für alle Unglücklichen. Der Pastor schützt auch seinen Lehrer, die Pastorin ist ein Urbild deutscher Hausfrauenwürde, klug und weise waltet sie in Haus und Hof, wie die Töchter Blomyngs in der Schule, das sind ruhige und tüchtige Menschenkinder, vor deren Reinheit und Hoheit selbst der Kriegspöbel Respekt hat. Die Schauspielertruppe in der Scheune bildet eine Art Gegenspiel. Ferner sehen wir echte Bauerngestalten neben charakterlosen Schwätzern und im Hintergrunde Not und Tod und die weite Heide. Die Handlung führt dann weit ins Land, in die Schlacht, in den Sieg, und zuletzt kehrt sie mit Staubwasser, dem Heidesohn, zurück in ein anderes Pfarrhaus, und als Schlußbild sehen wir eine Hochzeit, so klingt die Geschichte zwar traurig aus, aber dennoch beruhigend und versöhnend. Havemanns Werk ist eine großartige Schilderung jener Zeit in ihrer Tiefe und Höhe, in ihrem Schmutz und ihrer Reinheit.

In dieselbe Zeit und wiederum in ein Pfarrhaus versetzt uns ein anderes Buch: Das Pfarrhaus zu Sottrum im Jahre 1813, von M. Peßler. Die Blätter für Bücherfreunde schreiben: Unter den zahlreichen Publikationen dieser Art möchten wir zwei Bücher als klassisch bezeichnen: Zunächst die berühmte Fröschweiler Chronik des Pfarrers Klein, sodann aber das vorliegende Werk, das ebenfalls in schwerer Zeit in einem Pfarrhaus entstanden ist und ein junges Mädchen, die Tochter des um das Jahr 1813 in Sottrum amtierenden Geistlichen Johann Samuel Büttner, zur Verfasserin hat." Salomons Blüchertrompete ist eine gute Jugendschrift, die Kämpfe um die Moorburger Schanze, zwischen Harburg und Moorburg, wo Ernst Schulze, der Dichter der bezauberten Rose, seinen Freund Hansing begraben mußte, sind einmal Gegenstand eines Volksstücks gewesen, das den Moorburger Pastor Stüven zum Verfasser hat. Eine weitere Episode aus dem Freiheitskriege schildert uns Wilhelm Keetz, den uns leider der Tod geraubt: De Schult von Strachau, n' Geschichte ut de Franzosentied. Die Geschichte spielt zwischen Lüneburg und Hitzacker und ist im Lüneburger Dialekt geschrieben, die Ausstattung hat Heinz Fiermann-Hannover besorgt. Die spannende Erzählung wird Freunde finden. Was unsere Landsleute sonst noch unter Napoleons Fahnen erlebten, vom Harz bis zur Moskwa, in Spanien, bei Waterloo, das erzählt uns Friedrich

Freudenthal in seinen „Hannoverschen Soldatengeschichten". Es wird uns in schlichter Weise Selbsterlebtes von Zeitgenossen geboten. Aber auch Freudenthal berichtet uns Selbsterlebtes in zwei Büchern, die seine eigenen Erinnerungen enthalten. Er hat die Kriege von 1866 und 1870 mitgemacht, als hannoverscher Infanterist und preußischer Artillerist. Wer die glorreiche Vergangenheit der hannoverschen Armee noch nicht kennt, der greife zu diesen Büchern Freudenthals. Wiederum ist es die Schlichtheit, die uns diese Erinnerungen wertvoll macht. Da sehen wir die Urlauber im Dorfe, um die sich alles dreht. Ein friedliches Bild: Der Cambridge Dragoner, der Krieg greift zerstörend ein, es endet aber alles gut. Das Schlußkapitel hat hohen künstlerischen Wert, der verdient hervorgehoben zu werden. Friedliche Bilder aus dem alten Harburg mit seinem Frachtverkehr, Lüneburg mit seiner Garnison, wechseln mit trüben Tagen aus dem unglücklichen Bruderkriege. Dann kommt der Krieg von 1870, erst Ruhe und Frieden in Stade, in der Fischbecker Heide, dann als Abschluß Gravelotte, wo der Verfasser mehr erlebt hat, als ihn sein schlichtes Wesen berichten läßt. Man nehme sich den Jörn Uhl und lese das Kapitel über den 18. August, dann höre man unsern lieben Landsmann. Die Bücher sollte jeder alte Soldat kennen.



Friedrich Freudenthal.

Die geschichtlichen Dichtungen unseres Bezirkes bilden einen nur bescheidenen Anteil an der historischen Dichtung Niedersachsens, die in schönster Blüte steht. Zwei Balladendichter singen von Rittersporn und Eisenhut, vom alten Adel, dem sie selbst entstammen: Börries von Münchhausen und Lulu von Strauß und Torney, die niedersächsische Ballade an sich. Da stehen vor uns jene alten Gestalten aus der hannoverschen Geschichte, zu neuem Leben erwacht. Oft ist der Stoff vom Dichter für seinen Zweck gewandelt, wie es Münchhausen tut, wenn er seinen „Marschall" durch das Königsschloß schreiten läßt: Königsmark, die Prinzessin von Ahlden. Lulu von Strauß und Torney weiß in männlichen Tönen von friesischer Art und niedersächsischem Bauernsinn zu singen. Doch der Größte unter ihnen ist unserm Volke noch weit mehr. Wilhelm Raabe gehört als geschichtlicher Dichter und mit

seinen sonstigen Werken Niedersachsen. Wenn auch der eigentliche Schauplatz seiner Geschichten an der Weser, im Braunschweigischen, liegt, so wollen wir doch die braunschweigische Odyssee und Ilias, wie er selbst einmal das Odfeld und Hastenbeck nannte, an dieser Stelle als die besten historischen Dichtungen der norddeutschen Literatur bezeichnen.

Geschichtliche Bilder.

Die Historienmalerei hat ihre Schicksale gehabt. Heute schafft sie Monumentalwerke für Rathäuser und öffentliche Gebäude. So finden wir Johanna Stegen im Lüneburger Museum und ein treffliches Bild vom Treffen an der Göhrde im Vaterländischen Museum zu Celle. Es ist ein Geschenk des Kaisers und von Röchling mit großem Fleiß gemalt, ein Schlachtenbild wie ein Liliencronsches Gedicht, es reißt mit zum Sturm auf den Feind. In Celle ist ferner ein Bild von Vogeler, welches die Nachwelt an Ernst den Bekenner mahnt. Die Lüneburger Dragoner besitzen in ihrem Kasino ein Gemälde Rocholls, das unsere Reiter in der Schlacht von Mars-la-Tour zeigt. Schlachtenbilder von Waterloo gibt es viele, und Eleonore Prohaska ist oftmals im Bilde verewigt. Denkmäler für Gestalten unserer Landesgeschichte finden wir in Celle und zum Ruhme freien Bürgertums auf dem Sande zu Lüneburg. Der Kunstverlag von Paul Feldhausen in Hannover hat eine Sammlung Postkarten veröffentlicht, die uns die bunten Uniformen der vormals Königlich Hannoverschen Armee zeigt.

Die Städte.

Unter den Städten spielt mit Recht Lüneburg in Dichtung und bildender Kunst die erste Stelle. So hat die alte Stadt, als sie noch Wall und Graben umgab, Heinrich Heine zu einem seiner bekanntesten Gedichte angeregt. Da steht der Dichter gelehnt an die Linde, auf der alten Bastei:

Da drunten fließt der blaue
Stadtgraben in stiller Ruh:
Ein Knabe fährt im Kahne,
Und angelt und pfeift dazu.

Jenseits erheben sich freundlich
In winziger, bunter Gestalt,
Lusthäuser und Gärten und Menschen,
Und Ochsen und Wiesen und Wald.

Die Mägde bleichen die Wäsche,
Und springen im Gras herum;
Das Mühlrad stäubt Diamanten,
Ich höre sein fernes Gesumm.

Am alten, grauen Turme
Ein Schilderhäuschen steht;
Ein rotgeröckter Bursche
Dort auf- und niedergeht.

Das war einmal Lüneburg, „die Residenz der Langeweile", als der lose Spötter dort mit dem frommen Spitta verkehrte. Wie die schönen Türme der alten Stadt weit in die Heide ragen, so ragen sie auch in so manche Erzählung hinein. Eine echt lüneburgische Geschichte aber ist jener Sülfmeister-Roman, der immerhin zu den den Besten aus der „Butzenscheibenpoesie" gehört. Julius Wolf hat ihn zum Glück in gefällige Prosa gekleidet. Da wandeln in bekannten Straßen bekannte Gestalten, der Rote Hahn und der Viskulenhof, das Rathaus und der Sand erzählen von friedsamer Arbeit des Handwerks und blutigem Kampfe. Zunft und Gilde, Ritter und Bürger, Patrizier und Handwerker wandeln gemessenen Schrittes durch die Gassen, raten und taten nach Recht und Brauch. Kampf und Aufruhr toben durch die Stadt, und die Bewohner kämpfen mit echt niedersächsischer Zähigkeit für ihr Recht. Dann werden uns Feste geschildert, das ehrsame Böttcherhandwerk und die Schusterwerkstatt, Sitte und Brauch der wandernden Gesellen. Sonntag in der Stadt: „das sechstürmige Rathaus lag in seiner unnahbaren Würde breit und mächtig da; es brauchte ja heute nicht zu regieren, die Treppen ruhten sich aus von den gewichtigen Schritten der Gestrengen und Hochgewaltigen, und die Stuben waren gelüftet von all den weisen Gedanken und dumpfen Sorgen, die sonst darin brüteten und schwelten." Nun schreiten sie zur Kirche. Ernste Männer, Ratsherren, Sülfmeister und Handwerker, Frauen und Jungfrauen, Knechte und Mägde. Ganz natürlich ist auch hier die Ballade heimisch. Da erzählt uns Strasser vom Glockengießer, oder Biedermann allerlei Mären, die uns, wie überhaupt alles über die Stadt, der „Schütting" getreulich von Jahr zu Jahr berichtet. „Wo der Mönch Theodorich einsam im Walde bei Lüneburg seine Klause hatte, bis ihm Gottschalk, Abt zu St. Michael, die hölzerne Kapelle bauen ließ, da erscholl im zwölften Jahrhundert der Chorgesang der Benediktinerinnen, und der spitze Klosterturm von Lüne grüßte über das Wiesental hinüber die hohen Türme der Stadt." So berichtet Rocholl im Christophorus.

In letzter Zeit hat Wilhelm Jastram, der uns mehrere Erzählungen aus dem Bauernleben schenkte, auch einmal einen historischen Roman erscheinen lassen. Man muß dem neuen Buche guten Erfolg wünschen, denn wenn auch der Dichter hier sich von einer neuen Seite zeigt, so könnte man vielleicht behaupten, daß dieser Roman sein bestes Werk sei. Kloster Lüne, eine Erzählung aus Lüneburgs Reformationszeit, hat er das Buch genannt. Es wird historisch wahr und zugleich anschaulich berichtet, wie in Lüne die Reformation eingeführt wird. Man muß den Fleiß Jastrams bewundern, mit dem er die eingehendsten geschichtlichen Studien getrieben hat. Dabei ist die Darstellung äußerst lebhaft, und besonders

eingehend sind jene Tage geschildert, die der Reformation vorausgingen, die klösterlichen Zustände, welche die Erneuerung bedingten. Auch nach der Stadt hinüber spielt der Roman. Der äußerst dankbare Stoff wird dem Buche in evangelischen Kreisen viele Leser bringen.

Aus Lüneburg und seiner nächsten Umgebung nahm auch Auguste von der Decken ihre Stoffe zu zahlreichen Arbeiten. Sie ist der großen Welt als A. von der Elbe gut bekannt. Als feinsinnige Vollenderin der Brentanoschen Chronik eines fahrenden Schülers hat sie ihren Platz in der Literaturgeschichte. Der Premierleutnant von der Decken nahm seine junge Frau gerne mit auf die Dörfer und in die Heide, wenn er die Kronprinz-Dragoner revidierte. Mit Wonne weiß die Dichterin aus jenen Tagen des Königreichs Hannover zu erzählen. Von ihren Werken sind ihr wohl die historischen am besten gelungen. Sie hat sich fast mit jeder Periode der Geschichte beschäftigt. Von der frühsten Zeit um Karl den Großen bis in die Franzosenzeit. Der Bürgermeisterturm, die Ricklinger, der Heliandhunger gehören in unsere engere Heimat. Die alte schöne Stadt hat unsere Dichterin auf dieses Gebiet geführt. Das „Epos aus Backsteinen", wie Lüneburg ein Dichter genannt hat, regt ja zur Romantik an, wie Burgruinen in mondbeglänzten Zaubernächten.

Was hat Lüneburg nicht alles zu erzählen, wie vielen hat es einen tiefen, unauslöschbaren Eindruck gemacht? August Hermann Francke berichtet über seine Lüneburger Zeit nichts besonderes, wohl aber wissen wir von einem der größten Tonmeister. In einer der schönsten Kirchen hat der Thomaskantor Bach an der Orgel gesessen. Seine Osterkantate Christ lag in Todesbanden erklärt uns Spitta: „Ein trübes Licht liegt auf der Kantate, wie vom nordischen Himmel, sie ist knorrig und doch majestätisch gewachsen, wie die Eichen des deutschen Waldes. Unter südlicher Sonne hätte ein Kunstprodukt nicht reifen können, in welchem das Frühlingsfest der Kirche, das jubelvolle hoffnungsfrohe Ostern mit solch düsteren Prachtklängen gefeiert wird". Man vermutet mit Recht, daß die stille Heide auf den Komponisten eingewirkt habe. Ein anderer Tondichter soll hier nicht vergessen werden, Justus Wilhelm Lyra, der uns das Mailied in Töne setzte. Lyra hat als Pastor in Wittingen und in Bevensen gewirkt, und in den Kreisen der älteren Lüneburger Lehrer und Pastoren spricht man noch heute von seinem Orgelspiel. Die Melodie des Liedes, der Mai ist gekommen, kennt wohl jeder Deutsche, darum soll auch neben Geibel Lyras Name genannt werden.

In der bildenden Kunst finden wir eine der ältesten Darstellungen Lüneburgs als Hintergrund eines Altarflügels aus der Lambertikirche. Es ist die Heiligentaler Tafel in der kirchlichen Abteilung des Museums, ihre Entstehungszeit ist um 1445 anzunehmen. Da haben wir die alte Feste mit ihrem starken Schutz, trutzig ragen Wall und Turm, wohlverwahrt sind die Tore, aber sie sind offen, und draußen zwischen grünen Wiesen und Gärten ergehen sich die Bürger, tummeln Reiter ihr Roß, und Wagen

zeigen uns, daß ein reger Verkehr herrschte. Die Gestalten im Vordergrunde, Abraham und Melchisedeck mit ihrem Gefolge, lassen unter ihrem orientalischen Aufputz treue niedersächsische Gesichter erkennen, wohl Bürger der Stadt im Hintergrunde.

Für den Maler ist Lüneburg noch immer eine Fundgrube für Motive aller Art. Es ist unmöglich, die Bilder zu nennen, die aus Lüneburg in die Welt gegangen sind. Ein einheimischer Künstler hat die Ideen zu seinen Radierungen bald von der Ilmenau, bald von der alten Stadtmauer, bald aus Lüne genommen. Lüneburg hat sich einen Teil der Originale Feldmanns gesichert. Das ist eine feine Kunst in jenen Bleistiftskizzen. Aus alter Zeit hat Joachim Burmester die Michaeliskirche gemalt. Vor allen Dingen ist der Skizzen Martin Genslers zu gedenken, der so gerne Klostergänge malte, ihm hat es Lüne besonders angetan, wir finden solche architektonische Studien in der Hamburger Kunsthalle. Auch der Bardowicker Hartmann zeichnet mit Vorliebe Lüneburger Motive. Eine Auslese billigster Kunst aus Lüneburg ist jedermann in den schönen Steindruck-Postkarten und in Mappen zugänglich.

Das Gegenteil zu Lüneburg bildet Harburg, eine blutjunge Stadt, groß geworden an seiner Industrie, es schaut gen Hamburg und hat kaum eine Eigenart. Nur spärlich erscheint es in der Dichtung. So sieht Otto Ernst drüber hinweg die Haake, die so blau aussieht wegen der vielen Bickbeeren, und Ilse Frapan läßt einen Mörder in der Stadt Schutz suchen. Aus vergangener Zeit erzählt Freudenthal, wie gemütlich es in den alten Kneipen gewesen sei. Daß aber trotz der Fabrikschlote und nichtssagenden Neubauten auch hier ein Künstlerauge etwas finden kann, das beweist uns ein Aufsatz von O. Schwindrazheim: „Etwas vom künstlerischen Sehen auf einem Spaziergange durch Harburg.“ Eine Reihe trefflicher Photographien von F. Martens illustrieren die sehr lesenswerten Ausführungen, die von der „Laune des Objekts“ sprechen, die verschiedene räumliche Stellung und Entfernung unserem Auge gegenüber ist für diese Kunst maßgebend. Zwei Tafeln im Museum zeigen uns ein Stück Harburg aus den Tagen vor Erbauung der Eisenbahn; Frachtwagen mit kräftigen Gäulen bespannt Die Kunst in dieser Darstellung liegt in der Farbengebung, und es ist der Wert dieser Bilder um so größer, da sie gar nicht als eine Kunst entstanden sind, sondern als Erinnungsblätter für einen Fuhrmann. Das ist ein richtiges Stück alter Zeit, sie erinnern an Kauffmanns Bilder von der Landstraße.

Wenn auch Celle eine Dichtung fehlt, wie sie Lüneburg im Sülfmeister besitzt, so ist doch bald hier und dort eine Spur der Stadt zu bemerken, soweit sie im Hintergrunde von allerlei Geschichten aus dem Bauernleben steht, so bei Speckmann und Nathanael Jünger.

Celle ist die Stadt des Gerichts und der Soldaten noch heute. Da finden wir den Heidepastor bei der Hinrichtung eines Raubmörders, wir lernen das Zuchthaus kennen. Der Heideschäfer Jürn fühlt sich in Celle



Ährenleserinnen.
Radierung von Graf Kalckreuth.

nicht wohl, dem Gericht bietet er Anlaß zu unwillkürlicher Fröhlichkeit. Die Gasthäuser passen ihm nicht, er geht in den französischen Garten und ißt über den Daumen, es ist ihm so benaut zu Mute. So führt uns auch Löns wiederholt nach Celle. Söhles Schützenmajor war Gefreiter bei den 77ern. Die Bauern fahren zum Markte und feiern das seltene Ereignis in gebührender Weise. Auch die Mascher, Anwohner der Masch, werden genannt, Gesindel und Zigeuner von schlechtem Ruf. Freudenthal kennt gleichfalls Celle sehr gut. Dort auf der Blumenlage ist ein Versteck für Rekruten der Legion und ein Werbebureau.

Auch der bildende Künstler fand hier seinen Teil. Die Umgebung und die Stadt bot Stoff genug, vor allem Kloster Wienhausen wird oft von Malern aufgesucht. Der rühmlich bekannte niedersächsische Bildnismaler Wilhelm Kricheldorff ist in Celle zuhause. Hier hat er uns eine Reihe bekannter Persönlichkeiten gemalt, mit solchem Fleiß und Feingefühl, daß seine Bilder die Folgezeit überdauern werden. Er malte nur, was ihm lag, was er genau kannte, echte Niedersachsen, zumeist wie sie sind, ohne Beiwerk und Hintergrund, grade und eckig, keinen Strich zuviel. Gerade in seinen Bildnissen zeigt sich, daß er fest in der Heimat wurzelt, er kennt sie von Grund aus, da er aus einfachen Verhältnissen über die Dekorationsmalerei zur Kunst schritt. Seine Bilder sind wiederholt in Niedersachsen und im Schütting dargeboten worden. Auch das Schloß ist wiederholt gemalt und radiert. Die schönsten der zahlreichen Fachwerk- und Patrizierhäuser sind auf guten Postkarten festgehalten. Es ist für Künstler äußerst lehrreich, die Städte zu vergleichen, wer sie nur einmal gesehen, hat von jeder einen ganz bestimmten, scharf abgegrenzten Eindruck, der in ihrer Geschichte begründet liegt.

Eine Dichtung, die in Ülzen spielt, ist nicht vorhanden, doch bildet diese Stadt zumeist den Hintergrund für die Geschichten Carl Söhles. Wir lernen die Märkte kennen, die früher eine große Rolle spielten, wir werden in Zeiten versetzt, als noch die Dragoner hier in Garnison standen. Vor allen Dingen soll aber hier an einen Tonmeister erinnert werden, der in seiner Geburtsstadt vergessen ist. Die meisten Klavierspieler kennen die Sonatinen von Friedrich Kuhlau, jeder Flötenspieler schätzt den Musikanten, dessen Hauptverdienst auf dem Gebiete der dramatischen Musik für die dänische Bühne beruht. Eine ganze Reihe dänischer Opern werden noch heute aufgeführt. Die leidige Franzosenzeit hat den Künstler aus der Heimat vertrieben, wo er vor seiner Wirksamkeit im Ausland in in Lüneburg, Braunschweig und Hamburg tätig war. Kuhlau hat den Dänen die deutsche klassische Musik vermittelt, hat ihnen Mozart und Beethoven näher gebracht. Bei diesem großen Meister stand er in Ehren. Er hat ihn in Baden bei Wien besucht, wo Beethoven eine Reihe fröhlicher Tage und Nächte mit ihm verbrachte. In diesem Jahre wurde beim Wettsingen um den Kaiserpreis ein Lied Kuhlaus gesungen. Er starb 1832 in Kopenhagen. Er verdient es, in seiner Heimat in Ehren gehalten zu werden.

Schon anders steht es mit Winsen an der Luhe, dessen Stellung sogar in der deutschen Literatur wohl vermerkt ist. Einmal stammt von hier Johann Peter Eckermann, dessen Name durch seine Gespräche mit Goethe zu wohlverdientem Ruhme kam: „Zu Winsen an der Luhe, einem Städtchen zwischen Lüneburg und Hamburg, auf der Grenze des Marsch- und Heidelandes, bin ich zu Anfang der neunziger Jahre (des 18. Jahrh.) geboren, und zwar in einer Hütte, wie man wohl ein Häuschen nennen kann, das nur einen heizbaren Aufenthalt und keine Treppe hatte, sondern wo man auf einer gleich an der Haustür stehenden Leiter unmittelbar auf den Heuboden stieg."

Das ist ein weiter Weg, den der Junge aus der Kate, der das Vieh hütete, bis zum Hofrat in Weimar zurücklegte, und es ist sehr erfreulich, daß er seine Herkunft nie vergessen hat. Der andere Name eines Winser Kindes, der in der allerneusten Literatur einen lauten Klang hat, ist Franz Evers, der hier 1871 geboren wurde. Von ihm ist an anderer Stelle die Rede, weil er die Heimatheide in manchem Liede gepriesen hat. Den neuen Menschen will er ein Führer sein, so erklingen die Lieder der Sehnsucht, Psalmen und Königslieder, und vielleicht wird ihn die Nachwelt nicht vergessen. An dieser Stelle sei noch eine Neuerscheinung genannt, die den Schalk Till Eulenspiegel betrifft, der in Stadt und Land weiland reichlich Unfug getrieben. Till ist wieder erstanden in einem Buche, mit dem Werner von der Schulenburg wieder das Lachen in diese triste Welt bringen will. Möge es ihm gelingen!

Das Bauernleben in der Dichtung.

Der Bauernroman und die Dorfgeschichte haben seit Meier Helmbrecht lange ein kümmerliches Dasein gefristet, bis sie zu uns gekommen sind. Männer von gutem Ruf in der Geschichte deutscher Dichtung, wie Storm, Reuter, Brinkman und Sohnrey haben die Wege gewiesen. Heute können wir uns freuen, der Heidjer ist in der ganzen gebildeten Welt bekannt geworden durch eine Reihe guter Dichtungen. Um so dankbarer müssen wir auch hier der beiden Brüder gedenken, die für die Heide den Anfang machten, August und Friedrich Freudenthal. Beide stehen mit der Zeitschrift Niedersachsen in enger Verbindung. Der früh verstorbene August hat uns die Heide entdeckt. Friedrich Freudenthal hat uns erst kürzlich mit einem verdienstlichen Werke beschenkt. Auch er rührt uns am tiefsten durch seine Lyrik: „Plattdütsche Sprak, min Muddersprak, du leewste mi von alle Spraken", und „Dat Dorp in stille Heid" sind sein ein und alles. „De Mann ut Illenois" sollte in keinem Lesebuche fehlen. Es bereitet einen lange anhaltenden Genuß, wenn man in unserer übersättigten Zeit, fern von Leitartikeln und Hardenstil, diese einfachen Worte liest. Eine Fülle von Geschichten, zumeist von hohem kulturhistorischen Werte, weiß uns Friedrich Freudenthal zu erzählen. Die alte hannoversche Zeit ist natürlich sein Lieblingsthema, das man um

so mehr versteht, da er ja bei Langensalza Hannover mit zu Grabe trug. Später wird mancher Poet aus seinen Werken zu schöpfen wissen. Geschichten von Soldaten, Schmugglern und Wilddieben sind gut „bi'n Füer" und „unnern Strohdak" zu lesen. Er schreibt für die Heimat, und jeder Niedersachse sollte ihn kennen und als Vorkämpfer ehren. Die kleinen Geschichten und Schnurren eignen sich zur Verbreitung in weitesten Kreisen unserer Landbevölkerung und erinnern an Fritz Reuter. Gerade die Wiedergabe im Dialekt verleiht ihnen großen Wert. Auch zwei dramatische Dichtungen Friedrich Freudenthals sollten weit öfter aufgeführt werden, da sie nicht ohne wirksame Handlung sind.

Freudenthals Werke waren schon bei ihrer zweiten Auflage, als der Grasdorfer Pastor Dietrich Speckmann auftrat und mit Heidjers Heimkehr aller Herzen gewann. Das Lied vom Heimweh nach Heimat und echter Kunst, der verlorne Sohn der Heide findet sich heim. Hier sind die starken Wurzeln seiner Kraft und Kunst. Der alte Kantor Bartels erinnert an Rosegger und auch an Söhles Lehrergestalten. Dem folgte Heidehof Lohe. Zwei Welten und zwei Zeiten, himmelweit auseinander liegend wegen der niedersächsischen Zähigkeit und Starrköpfigkeit, kommen durch die Liebe von zwei guten Menschen zur endlichen Harmonie. Die Gestalten sind scharf gezeichnet und wahr in ihrem Empfinden. Und erst der Hof Lohe! Mancher Heidewanderer suchte ihn seitdem und glaubte ihn auch gefunden zu haben. Wenn uns doch diese Höfe erhalten blieben, die sind nicht nur ein Naturschutzpark, sondern auch ein Schutzort für Gesinnung und Volkstum, für die Menschenseele. Mitten aus dem Leben heraus hat der Dichter geschöpft, eine ganze Anzahl ehemaliger Königsulanen führt heute in der Heide den Pflug, züchtet die besten Pferde im Lande und geht mit der Büchse auf den Rehbock, auf eigener Scholle, im eigenen Reich. Und solche Frauen und Mütter brauchen wir, wie sie auch Adolf Ey besingt:



Dietrich Speckmann.

„Mein liebes Deutschland, sag', was willst du mehr?
Alljährlich steigt herauf ein neues Heer,
Das schlägt die Trommel, und das schwenkt die Fahne
Und spielt auf Mutters Knieen schon Ulane."

Speckmann ist noch lange nicht fertig, er hat uns noch viel zu sagen. Seine anderen Bücher kennt ja jeder Gebildete, vor allem das beste, die traurige Geschichte des Heidelehrers, der seiner Liebe durchs goldene Tor

in die Ewigkeit folgte: „sie hatten sich viel zu lieb". Wer hätte nicht im Scheine des goldenen Tores den Totengrund erkannt? Die Liebesszene im Garten ist ein Meisterstück Speckmanns. Uns interessieren bei ihm mehr die Menschen in ihrer Eigentümlichkeit, weil es dem Dichter ebenso geht. Er sieht ins Herz seiner Gestalten, und so formt er sie in seiner Kunst. Das Menschenherz ist sein Feld, hat er uns doch eine Reihe von „Herzensheiligen" vorgeführt, die hierfür das beste Zeugnis ablegen. Freilich tritt bei ihm Heide und Dorf, das Beiwerk so mancher Heimatdichter, in den Hintergrund. Man hat wohl gesagt, daß seine Geschichten nicht so bodenständig seien, wie bei anderen Dichtern, z. B. bei Nathanael Jünger. Das ist kein Schaden, Speckmanns Menschen bleiben doch echte Menschen, er hat sie mit am tiefsten ergründet. So bleibt das goldene Tor vielleicht sein bestes Buch. Das sind Kämpfe im Beruf und im Herzen, die viele durchgemacht haben und noch durchmachen müssen. Die Jugend des armen Jungen erinnert wohl an Hebbels traurige Jugendzeit. Das traurige Buch hat aber noch einen großen Vorzug, es befriedigt uns, es klingt ruhig und schön aus, wie sein Held.

Hat uns Speckmann den Lehrer im Lebenskampfe gezeigt, so führt uns seine nächste Erzählung ins Pfarrhaus. In Erich Heydenreichs Dorf führt uns der Dichter. Wie sich die Pfarre und der Gutshof gegenseitig in Freundschaft und in Feindschaft in ihren Wechselwirkungen berühren, ist bis zur Lösung und zum glücklichen Ende mit großer Kunst durchgeführt. Erich Heydenreich kehrt als Pfarrer dahin zurück, von wo einst sein Vater machtlos schied, weil er die Lüneburger Bauern nicht zu nehmen wußte. Dieser Pastor ist eine lebenswahre Gestalt, ebenso wie die Mutter eine echte Pfarrfrau ist. Die Entwicklung des Sohnes kann den vielen guten Entwicklungsromanen unseres Schrifttums durchaus zur Seite gestellt werden. Der weitere Hintergrund dieser Erzählung aber ist für Land und Leute der Heide eine wahre Schatzkammer. Wir erleben eine Prövenfahrt, wir sitzen in der Kirche, wir blicken den Bauern ins Herz. Und hier ist das Wichtigste, was noch nicht oft dichterisch dargestellt ist, das seltsame, aber erklärliche Gemütsleben der Heidjer, ihr Verhältnis zur Religion. Mitten im Konflikt der Separation steht unser Pfarrhaus, die Hermannsburger Zöglinge kommen ins Dorf, die separierte Kirche wird gebaut, aber wie am Schluß Pfarre und Gutshof versöhnt sind, so bieten die Separierten ihre schöne Kirche dem Pastor Heydenreich für die Landeskirche dar. Dieses an Schönheiten und tiefen Gedanken reiche Buch verdient in jedem Pfarr- und Schulhause seinen Ehrenplatz. Wer aber draußen in der Welt die Heidjer verstehen lernen will, dem sei Erich Heydenreichs Dorf ganz besonders empfohlen, weil eben das Verhältnis unserer Bauern zu ihrem Herregott ihr Wesen von Grund auf erklärt.

Mit den Augen des Naturforschers, des Jägers sieht Hermann Löns den Heidjer. Wir sind glücklich daran, daß uns Land und Leute auch von diesem Gesichtspunkte aus geschildert werden, das Resultat ist dasselbe. Löns

ist endlich in weiten Kreisen bekannt geworden. Schon lange erschienen seine Skizzen, die jetzt in Buchform weit verbreitet sind, in der Presse. Trotz seiner Romane bleiben diese Skizzen das Beste, was er geschaffen. Er kennt alles, was da kreucht und fleucht, er bleibt immer der Weidmann, darum sind seine Werke subjektiv, scharf, realistisch, natürlich. Da ist kein Schnörkel, sondern eine klassische, hochpoetische Sprache. Hierher, unter die Heimatromane, gehört vor allem Der letzte Hansbur. Der Heidjer ist da ohne Schminke geschildert, das Buch ist ein Roman und dabei noch mehr, eine Kulturgeschichte, oder: Der Bauer. Er kennt die neue Zeit und kann die alte nicht missen. Dazu die Form, die Art der Sprache, man sieht immer den Bauer, und wenn man in einem Verzeichnis nur den Titel liest, so sieht man immer den letzten Hansbur sinnend über dem Hausbuch sitzen. Das Begräbnis konnte nur so erzählt werden, denselben Eindruck hat man von jedem Satze; anders durfte das nicht gesagt sein. Das war einmal der richtige Dichter für den richtigen Stoff. Seine übrigen Romane sind tief durchdacht und gut erzählt, doch reichen sie nicht an den Hansbur, auch der gesunde, köstliche Humor erwirbt ihm viele Freunde, am besten sind ihm hier aber wieder kleine Skizzen gelungen, so: Im blauen Schimmel und Füüür! (Braunes Buch). Muster einer Novelle ist die Geschichte von dem Mordhirsch (der Mörder, Mümmelmann). In seinen Gedichten schildert er uns die harte Arbeit des Heidbauern, man wähnt ihn hacken zu hören, sein Jürn, der Schäfer, ist Liebling der Schuljugend geworden. Löns ist ein Heidjer, wenn er auch nicht hier geboren ist, bei wenigen Heidedichtern tritt dieses so hervor. Manche Geschichte könnte, wie sie ist, in eine andere Gegend verlegt werden, ins Hochgebirge oder nach Masuren, bei Löns ist dies ausgeschlossen, der hat in der Heide seine Jagdgründe gefunden, die ihn nicht mehr loslassen.

Zu den Dichtern, die in der Heimat wurzeln, gehört auch Börries von Münchhausen mit seinen Balladen und seinem echten Adelsstolz, der sich nur äußerlich vom Bauernadel und Bauernstolz unterscheidet, er gehört in einen weiteren Kreis. Ebenso Lulu von Strauß und Torney mit ihren Balladen, von denen die Tulipan irgendwo in der Heide spielt. Aus ihren Werken sei hier noch der Roman Judas genannt, die Tragödie des Hofes; der Roman könnte besser „Der Hof“ heißen. So sind auch unsere Heidjer von heute noch, zum Glück. Was anders geworden ist, scheint nur äußerlich zu sein.

Am besten führt uns Nathanael Jünger in ihre Art ein. Er kennt sie wie kaum ein anderer, seine Geschichten lassen sich auch nicht von der Stelle rücken, sie haften an Weg und Wald, an Feld und Hünengrab. Seine „stickhaarigen Bauern“ leben hoffentlich noch recht lange, trotz ihrer Fehler, die uns der Dichter nicht verschweigt. Der Brauch, die Sitte steht fester als alles. Doktor Malo in Hof Bokels Ende sagt es uns: „Sehen Sie, daß der Hof eigentlich bei uns der Herr und sein Besitzer nur des Hofes Sohn und Arbeiter ist, — beweist das nicht dem tiefer

Denkenden schon die Tatsache, daß unsere Heidehöfe es sind, die ihren Besitzern Ruf und Namen geben, nicht umgekehrt die Menschen ihren Höfen? Jost Harm Bokelmann ist Sklave seines Hofes. Der hält sein Leben in Ketten, der nimmt alle seine Bedürfnisse in Anspruch, wie er sie befriedigt; mit dem ist er eigentlich verheiratet." Diese Bauernauffassung vom väterlichen Erbe ist eine hochadelige, freilich zerbricht daran auch der junge Held Josua Bokelmann, der infolge seiner inneren Entwicklung in unüberwindlichen Gegensatz dazu gerät.



Nathanael Jünger.

Noch manches steht in der Heide nicht gut. Auch durch Trunk und Laster ist wohl ein Hof um seinen Namen gekommen. Ein Sumpf umgibt den verlotterten Hof des Bauern Äckermund, in dem die kleine Dörte in „Heidekinds Erdenwallen" siegreich zu Grunde geht. Die alteingewurzelte Sitte des Ziehkinderwesens führt zur Ausnutzung, ja zum Aufbrauch der Kräfte dieser bedauernswerten Menschenkinder, nur Nahrung, Kleidung und Wohnung steht ihnen zu. Ist der Bauer auf der schiefen Bahn angelangt, so treibt er's auch noch schlimmer als Äckermund, so kommt Brammer in „Pastor Ritgerodts Reich" zum Raubmord. Wie hier der verkommene Mörder leugnet, wie er weiß, daß kein Mensch, auch sein Pastor nicht, einem lüneburgischen Hofbesitzer so etwas zutraut, das ist ebenso meisterhaft geschildert, wie das Geständnis in der letzten Nacht, kurz vor seiner Hinrichtung. Diesen Stolz, diesen harten Sinn kann nur der schimpfliche Tod durch das Beil brechen.

Doch das sind Ausnahmen, hören wir, wie Pastor Ritgerodt uns die Bauern schildert: „Unsere Bauern gleichen einem Stück Eichenholz. Das brennt langsam an, aber wenn es erst einmal brennt, dann gibt's auch was her! Dann gibt's auch eine rechtschaffene Flamme, ein ordentliches Feuer, das wärmt und erquickt! Und dann diese köstliche Stiernackigkeit! Dahinter steckt Charakter, steckt Mark und Knochen, steckt noch ungebrochene Kraft, unverdorbene Vollsäftigkeit!" Sie sind schwer zugänglich: „Mit einem ordentlichen Lüneburger Bauern muß man sich erst mal ‚orn'lich fat't hedd't hebben', ehe man sein Freund wird." Und wie ein Lehrsatz klingt es: „Der Bauer ist der, der die Mütze auf hat! Wer im Zimmer die Mütze aufbehalten darf, ist Herr auf dem Hofe."

Dieser Absolutismus zeigt sich auch im Verhältnis des Lüneburger Bauern zur Religion. Nathanael Jünger schöpft hier aus reicher Erfahrung, und seine Pastorengestalten sind von überragendem künstlerischem

Wert, wie er überhaupt ein Meister der Charakterisierung ist. Wie unglücklich sind die Eltern des jungen Arztes über ihren Christoffer: „Er is'n Liberalen woorn, n' ganzen Liberalen". Ihr Kinderglaube und Bibelglaube steht so fest, wie ihre Eichen. Sie lesen die Bibel, weil es die Vorfahren taten, sie besuchen den Herrgott in der Kirche, weil er sie dann auch heimsucht auf dem Hofe oder auf dem Acker. Sie gehen zum Abendmahl, mehrere Male im Jahr, weil das so Sitte ist. So die Männer.

Die Frauen erscheinen tiefer angelegt, welch wundersames Verständnis zeigt uns Christoffers Mutter für die Lehren der Bibel. So still und erhaben lebt Frau Bokelmann für ihren Jungen, die Lehrerstochter mit einer weitgehenden Bildung, die aber nicht so für die Bauern ins Gewicht fällt, wie ihr Vermögen an Geld. Und die beiden Pfarrerstöchter, die frühreife Eva und die Braut Christoffers, ihre Mutter, der Sonnenschein des Pfarrhauses! Dörte Wimmer aber hat einen traurigen Erdenweg.

Neben und unter den Heidjern leben dann noch einzelne Prachtgestalten von Pastoren, die des Bauern Sprache zu lesen verstehen. Sie sind Lieblingsgestalten des Dichters und haben, wie er selbst, eine kernige, christliche Weltanschauung. Sie glauben mit ihm an das Walten einer göttlichen Vorsehung, und der Tod ist ihnen ein neuer Anfang für ein besseres Dasein. Die Lehrer sind noch vom alten Schlag, treten aber gegenüber den Landärzten zurück. Diese sind in den Augen der Leute Spötter und „olle Heiden", weil sie nicht zur Kirche gehen und nur die Leute ärgern. Doch finden auch sie ihren Weg zum Gotteshause und sterben in der Hoffnung auf ein Wiedersehen. Sie sind die Weltkinder und finden in der Ruhe der Heide einen Einklang zwischen ihrer Wissenschaft und dem Herrgott. Schließlich darf hier Ludwig Harms, der Missionspastor nicht vergessen werden, den Jünger in „Hof Bokels Ende" uns episodenhaft vorführt, und dem Gott „'nen olen, kloken Buer is, de jümmer weet, wat he to dohn hedd." Die Kindergestalten im Pfarrhaus von Hohenheim zeigen den Dichter von einer neuen Seite. Zu Weihnachten 1912 hat er uns ein neues Buch geschenkt, ein Frauenleben, auf der großen, heiligen Liebe gegründet, die Glauben und Hoffnung übertrifft. Diesmal führt uns Jünger in die große Strafanstalt, wir erleben ein seltenes Weihnachtsfest. Auch dieses Buch wird dem Verfasser viele neue Freunde bringen. Wir wollen am Schluß auch den Namen des Dichters nennen, er ist Lic. Dr. Rump in Bremen.

Zugleich mit der Jüngerschen Neuerscheinung zu Weihnachten 1912 schenkt uns ein neuer Pastor eine neue Heidegeschichte. Karl Uhden schrieb schon früher einen Hildesheimer Jugendroman. Diesmal kommt der neue Amtsrichter in die Heide, erlebt allerlei für sich allein in stillen Stunden und im Umgange mit Handwerkern, Nachtwächtern usw. Auch dieser neue Heidedichter hat unverkennbare Werte, er erinnert an Wilhelm Raabe in seiner erquicklichen Art zu erzählen und in jenem „heiligen Humor", der Raabe eigen ist. Ein ruhiges, besinnliches Buch.

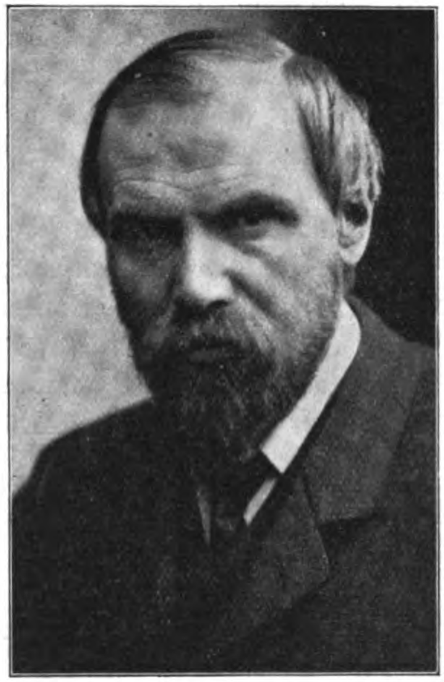
Es ist ganz natürlich, daß ein jeder unserer Heideerzähler seine Eigenart in seine Kunst legt. So finden wir in Wilhelm Jastram wieder neue Seiten der Heimatkunst. Zwei Geschichten liegen vor: Die Holtorfer Doris und andere Leute im Heidewinkel und Lohmüllers Einziger. In beiden Büchern zeigt sich der Gegensatz zwischen Marsch und Heide, zwischen der alten und der neuen Zeit. „Das Neue, das herandrängt, ist wie das immer von neuem einströmende Flutwasser in den Gräben und Wasserläufen der Marsch. Das dringt in die tief ausgegrabenen mächtigen Löcher bei den Ziegeleien, sie allmählich ausfüllend, und schafft neues, gutes Land." So finden wir die Nähmaschine neben dem Spinnrad und die Dreschmaschine an der Stelle des handlichen Flegels. „In der Marsch freuen sich die Marschleute über den Nutzen, den das Flutwasser ihnen bringt. Aber sie geben der Flut nicht einfach freie Bahn. Sie haben da ihre Deiche gezogen". Das ist etwa der Urgrund, auf dem uns Jastram seine Heidjer schildert, sie verschließen sich nicht der neuen Zeit, sie ziehen aber auch ihre Deiche. Jastram ist ein großer Freund der Tierwelt, besonders die Vögel gehören zu seinen Lieblingen, vom kleinsten Zaunkönig an bis zu Lohmülles Aujust, der ein Bussard ist und Küken ausbrütet. Wild und Wald sind dem Erzähler wohlbekannt, und Wilddiebsgeschichten bilden den Kern seiner Bücher. „He kann nich in'n Hus blieben, wenn de ollen Haarböck mit ehr Gröhlen anfangt", heißt es von Heinrich Dunker, und das wird sein Verhängnis. Noch schlimmer aber sind die Gesellen, die mit Rehposten und Schrot auf einen Hirsch knallen und nicht vor dem Mord zurückschrecken. Was uns in „Lohmüllers Einziger" erzählt wird, ist in Wirklichkeit noch weit schlimmer in der Raubkammer geschehen. August Freudenthal erzählt sie uns: „Die Gründonnerstagstragödie in der Raubkammer." Auch das religiöse Empfinden der Bauern wird gestreift, sie verzeihen den Wilddieben wohl ihre Tat, wenn sie mal einen Hirsch wegknallen, aber „dat harren de Bengels nich dohn müßt: an'n Bäddag!"

Ein Muster von Kleinkunst ist das Bild der Karten spielenden Bauern auf der Hochzeit, das hoffentlich noch einmal seinen Maler finden wird. Einen tiefen Blick in das Heimatsleben des Heidjers läßt uns die Szene auf dem Schießstand tun, die Hans als Soldat erlebt. Ebenso die Werbung des langen Dierk um die Lina, die es verdient, besonders hervorgehoben zu werden.

Was hat das Pfarrhaus auf dem Lande, seit Luthers Schritt für unendlichen Segen ausgestreut! Daneben das Lehrerhaus oder die Schulkathe, was ist von dort mit ins Leben genommen! Generationen haben zu Füßen jener Kerngestalten gesessen. Wie oft war der Kantor der Pastor zugleich. Wir wollen uns von Herzen freuen, daß unsere Heimat einen Dichter hervorgebracht hat, der die Tagesgrößen mit ihren Reklameerfolgen überdauern wird: Karl Söhle, der Dichter der Lehrer und Musikanten. Mancher Lehrer wird noch den Sonderling vom

Seminar her kennen, wer ihn nicht kennt, der lese seine Geschichte: Eroika, das ist er, Berkebusch — Söhle, der fünf Stunden hin und zurück marschiert, um Hans von Bülow die Eroika dirigieren zu sehen. Eine der besten Übersetzungen von Tönen in Worte ist seine Schilderung des Beethoven Werkes: „Flammende Wolken, zuckende Strahlen, gewaltiges Brausen, Krachen, Bersten, Tausend Regenbogen, inmitten sich kreuzend, ein herrlicher Kuppeldom, trunken taumelt über ein Meer von Farben der Blick." Söhle ist auch der Dichter der Kirchenorgel, der „lieben Gottes Stimme". Da erzählt er uns von der Orgelweihe, vom Meisterspiel des alten Kantors, wie der verlorene Sohn als gefeierter Sänger heimkehrt, eine Weihnachtsgeschichte, die jeder Gebildete längst kennt. Ferner finden wir Gestalten, brave Seelen aus der alten Welt: genügsam, Märtyrer der Kultur, wie sie die Verse besingen:

„Er führt die liebe Jugend
Zur Gottesfurcht und Tugend usw."



Karl Söhle.

Auch das übrige Dorfleben spiegelt sich in der Musik, so, Christeldirk, „das granitene Fundament des Fichtenhagener Gemeindegesanges, nach dem Pastoren und Kantor der wichtigste Mann der Kirche". Dann der Dorfwirt und andere ergötzliche Bauerngestalten. Voller Ironie beschreibt uns Söhle Turner-, Krieger-, Sänger- und Schützenfeste, Denkmalseinweihungen. So ist's mit der Musik in der Heide, und wie man tanzt, zeigt seine Dorftanzweise, das ist Musik.

Von einer ganz anderen Seite zeigt sich der Dichter in seinen Spukgeschichten. Er hat sie unter „Schummerstunde" zusammengefaßt. Die Heide ist schon der richtige Ort für Geistergeschichten, für allerhand Spuk und unrechte Dinge, für Geschichten „halb wahr, halb Mär". Da ist der Pastor ohne Kopf, der witte Schimmel, die Brekerboomsche, die schwarze Katze, Wärwölfe und dergl. mehr. Ein Nachtbild am schwarzen Kolk ist besonders gut: „Tief im Kessel, wo das Moor ansetzt, starrt immer gleichen, wimperlosen Blickes der schwarze Kolk in den Himmel, in die Wolken. Ein mächtiger Irrblock dicht daneben, übermoost und verwittert; eine Gruppe Wacholder vom Schnuckenzahn zernagt und wunderlich verwachsen, verblüffend menschenähnlich von weitem gesehen — wie beieinander hockende Menschen, mit Gebärden stummer Verzweiflung." Da treffen sich der Heidezähler, der Helljäger, der Mondschaper, da spielt sich der nächtliche Spuk ab, der den Heidteller erlöst. Hermann Löns

kennt auch diese nächtlichen Gestalten, er läßt sie mit dem Wilddieb Eidig und einem alten Langobarden, ja sogar mit einem vorgeschichtlichen Helden auf einem Hünengrab Karten spielen. (Die Heidjäger, braunes Buch). Auch die Heidbrennerin gehört zum Heidspuk, ebenso die Tanzjungfern.

Kleine Geschichten und Schilderungen aus Höfen und Katen der Heide bringt uns Friedrich Schlieker. Einfach und schlicht, aber tief und ernst. „Die goldene Kugel" gehört zu den ergreifendsten und schönsten Weihnachtsgeschichten, man findet sie oft abgedruckt in Volks- und Weihnachtsbüchern. Dann ist noch einer Erzählung von Gustav Kohne zu gedenken. Bald im Heidehofe, bald in Hannover ist der Schauplatz der Handlung, der Konflikt ist das alte Lied vom Festhalten am Alten, die Jungen wollen das Neue, so geht nun hier die Jugend zu Grunde. Ein ernstes Buch: „Unter Birken und Tannen". Ländliche Feste werden ansprechend geschildert. Vielleicht haben wir von dem Dichter noch allerlei zu erwarten. Eine heitere Jagd- und Liebesgeschichte Regina Stockhans ist neuerdings in Buchform erschienen, schwungvoll und leicht hingeworfen, ein Bauernschwank, der von ausgezeichneter Kenntnis der Heidjer Zeugnis gibt, aber Plan und Zusammenhang entbehrt.

Weit aus der Heide, ans Wasser führt uns ein an der ganzen Waterkant weidlich geschätzter und beliebter Dichter, der in Moisburg geborrn ist und fast schon überall einmal gewohnt hat. Wilhelm Poek, Harburger Abiturient, ein wenig Student, dann Zöllner und jetzt Dichter, den seine Leute hoch schätzen. Für uns kommt sein Roman: In de Ellernbucht in Betracht, der dort spielt, wo sich irgend ein Flüßchen in die Elbe ergießt, und weil das vielleicht auf Lüneburger Gebiet sein könnte, so sei er hier zum Lesen empfohlen. Poeks übrige Werke zeigen uns schon Hamburger Gebiet und vor allem eine ausgezeichnete Kenntnis des Dialektes der Elbanwohner. Auch nach Hamburg hinein schaut ein Büchlein von Gehrkens: Wihelmsburger Kohl, aber dieser ganz schmackhafte Kohl ist auf hannoverschem Gebiete gewachsen, darum sei auch er hier Lesern, die gerne lachen, empfohlen.

Am Schluß darf Wilhelm Schaer nicht übergangen werden, obwohl er nicht direkt ins Lüneburger Land gehört. Er hat eine Reihe von guten Novellen geschrieben und zeichnet den Heidbauer mit realistischer Unbefangenheit. Was den Dichter aber eine Sonderstellung einnehmen läßt, das sind seine sozialen Probleme, die er aus Liebe zur Heimat erdacht hat, er möchte bessern helfen, und nicht mit Ironie die Schäden unserer Heide zudecken. Sonst hat's noch keine Not, und es wird die Meinung der Mehrheit sein, die Friedrich Tewes ausspricht:

So lange noch die Eichen wachsen
In alter Kraft um Hof und Haus,
So lange stirbt in Niedersachsen
Die alte Stammesart nicht aus!

Es muß hier auch der Fischerinsel Finkenwerder gedacht werden, wenn auch nur ein kleiner Teil des Eilandes hannoversch ist. Der Fahrensmann redet verächtlich von der Lüneburger Seite, denn die schaut ins Inland und hat nicht die Richtung auf die See. Obwohl der blanke Hans ganze Fischerfamilien verschlungen hat, ist die Bevölkerung immer wieder bereit, den Ever in die Helgoländer Bucht zu steuern. Zwei Dichter haben gefühlt, daß hier auf Finkenwerder ein großes Drama spielt, welches wahrscheinlich so endet, daß der Welthafen die Insel verschlingt. Ein Eingeborener aus altem Fischergeschlecht hat seiner Heimat Lob gesungen. Gorch Fock (Hans Kinau) hat einen Roman geschaffen, der mit lodernder Flamme zur Tat ruft: Seefahrt ist not! Die in mancherlei Hinblick so eigentümliche Insel erscheint uns hier nach jeder Richtung gründlich vor Augen. Sitte und Tracht, Sprache und Seelenleben, Religion und Gesinnung des Finkenwerders konnte nur ein Kind der Insel so schildern. Wilhelm Poek hat auch einen Finkenwerder Roman geschrieben: Simon Külpers Kinder. Dieses Werk ist eines der besten des Dichters, kann aber schon schon aus dem Grunde, weil Poek nicht von der Insel stammt, dem Fockschen Buche nicht an die Seite gestellt werden. Daß der Dichter auch in anderen Landen, selbst wenn er nicht einmal dort gewesen, wohl sich ergehen kann, bedarf keiner Erörterung. Doch scheint gerade bei Seeromanen diese Frage schwierig zu sein, und man muß es aussprechen, daß den Finkenwerder Roman nur ein Finkenwerder Kind schreiben konnte. „Rund wie ein Teller und feucht wie ein Keller" ist die Insel, die Bewohner sind gewohnt „zwischen Stürmen zu fischen und in schwarzen Kleidern zu tanzen." Von Klaus Mewes und seinem Jungen wird erzählt, den der Vater mitnahm, „daß er sich dem Kampf mit der See zuschwöre, wie der Knabe Hannibal dem Kampfe mit Rom, denn navigare necesse est — Seefahrt ist not, und bitter not ist es, daß das Lachen von Klaus Mewes nicht von der See gehe". Der Vater bleibt, die Mutter stirbt am gebrochenen Herzen, aber der Sohn läßt sich nicht unterkriegen, durchkämpft einen traurige Jugendzeit, bis er seinen eigenen Ewer hinaussteuert in sein Element, die Nordsee. Dies neue Buch wird wahrscheinlich die beste Heimat- und Seegeschichte für die Folgezeit werden. Mit Freuden ist die kleine Verklarung von Seeausdrücken und Eigentümlichkeiten der Finkenwerder Mundart zu begrüßen; es wäre gut, wenn Hermann Löns uns ein ähnliches Verzeichnis für Tier- und Pflanzennamen schenkte.

Das Volksleben in der bildenden Kunst.

Die ältesten Spuren von Darstellungen aus dem Volksleben finden wir in der Sammlung für kirchliche Kunst, die sich im Museum zu Lüneburg befindet. Leider hat die Stadt sich erst viel zu spät auf das Sammeln besonnen und früher bedeutende Kunstwerke an Händler abgegeben, weshalb die Ausbeute verhältnismäßig gering ist. Desto größer ist aber der Wert der beiden Kunstwerke, die hierher gehören.

Ob der Hausaltar mit der Verkündigung Mariä ein Werk des Jost van Verden ist, soll hier nicht ergründet werden, uns geht die spätgotische Zimmereinrichtung eines vornehmen Patrizierhauses an. Da fehlt weder Blasebalg noch Feuerzange, ein gemauerter Ofen wärmt den Wasserkessel. Die Sitzmöbel sind mit Kissen bedeckt, kunstvoll ist das Betpult, Kannen und Teller zieren die größeren Möbel, der kleine dreieckige Schemel trägt eine Vase mit Lilien. Trotzdem die Bemalung geschwunden, zeigt das rechteckige Hochrelief aus weißgrauem Ton ein seltenes Kunstwerk, an dem man immer wieder neue Kleinigkeiten von großer Wichtigkeit entdeckt. Der Vordergarten mit Lämmlein, Hennen und Küchlein ist so rührend deutsch wie die Gestalten in der Mitte. So muß es in den alten Patrizierhäusern, vielleicht in Lüneburg ausgesehen haben. Weiter sind für unser Volksleben die fünf Hochreliefs wichtig, welche wahrscheinlich die Legende von der heiligen Elisabeth darstellen. Freilich muß dem Beschauer sofort die Hilflosigkeit des unbekannten Meisters gegenüber der Perspektive auffallen. Aber die Darstellung von Mensch und Tier ist künstlerisch hervorragend und zugleich technisch vollendet, wenn man die Kleinheit des Ganzen und die Zeit der Entstehung nach 1500 in Betracht zieht. Die Erklärung dieser Reliefs interessiert uns weniger, als das Beiwerk. Da haben wir einen Reisewagen mit zwei Pferden, er kommt aus dem Torbogen, die Reiter auf den vorgespannten Pferden tragen Faltenröcke und merkwürdig breite Schuhe. Ein Stück Kulturgeschichte für sich. Der eine Reiter trägt ein Felleisen auf dem Rücken. Die sogenannte Ankunft auf der Wartburg bietet uns Trachten und Männer und Frauengestalten, aber mehr wert ist uns die Speisung der Armen. Hinter einem gedeckten Tische sitzen drei Männer und lassen es sich gut schmecken. Einfache Leute, von der Straße eingeladen, scheinen sie zu sein. Der eine trägt eine Mütze mit Ohrenklappen und schneidet sich Brot ab, der zweite mit einem Hut, wie man ihn noch heute bei Kohlenträgern findet, beißt herzhaft zu, der dritte, ohne Kopfbedeckung, trinkt aus einem Römer. Wenn nun auch gerade hier die Perspektive vollständig im Argen liegt, so muß man das ruhig übersehen und über die Kunst staunen, welche diese Männergruppe offenbart. Das ist ein Stück Heimatkunst von bedeutender Wichtigkeit. Man kann die Fülle in der Kürze nicht übersehen, nur das Kreuzwunder sei noch erwähnt, wegen der Wiedergabe des Zimmers, der Lagerstatt mit Betten, Kissen und Decke. Die hochbeinige Truhe mit Fallschloß tritt besonders hervor und bringt einen Beitrag für unsere Hausaltertümer. Die Spuren einer Vergoldung und Bemalung sind nicht zu verkennen, die Anlage der Reliefs mit ihrem Hintergrunde deutet auf einen tüchtigen Meister. Auch ist hier noch der äußerst wertvollen Glasfenster in der leider verrenovierten Kirche zu Ramelsloh zu gedenken. Das Fenster rechts zeigt uns die drei Weisen, welche das Christkind besuchen. Unter dem Strohdach, auf welchem ein roter Hahn sitzt, ist die Mutter zu sehen. Die drei

Könige, ein schwarzer Jüngling, ein weißer Mann, ein gelber Greis bringen ihre Gaben. Der Mann scheint sächsischen Stammes zu sein, wie überhaupt gerade dieses Fenster mit seinen wundersamen Farben etwas sächsisches an sich hat.

Was hätte aus der Heimat und dem deutschen Lande werden können, wenn nicht der große Krieg mit seinen unsagbaren Schäden zu uns gekommen wäre? Er hat alles Schöne und Große, alle innere und äußere Freiheit mit gierigen Krallen weggerissen, hat unersetzbare Kunst in den Kot getreten. Drum haben wir lange Zeit in der bildenden Kunst keine Darstellungen unseres Volkslebens. Der nächste und größte Künstler des Landlebens ist: Hermann Kauffmann (1808—89). Er hat in München seine Kunst gefunden und sie dann zum Dienste der Heimat angewandt, er wurde der Maler unseres Bauernlebens. Seine Werke finden wir in der Hamburger Kunsthalle.

Wenn wir Kauffmanns Kunst recht würdigen wollen, so müssen wir uns in seine Zeit versetzen, die Zeit ohne Eisenbahn und ohne Dampfer, ohne Telegraphie und modernes Postwesen, als der Bauer mit der Hand seine Landarbeit tat. Da hatten die Wirtshäuser am Wege noch eine gute Zeit, als die Frachtwagen aus dem Lande nach Hamburg fuhren, aus allen Richtungen sich in Harburg trafen, um über den Fluß zu setzen. Schwere Gäule mit hohem Kummetgeschirr oder in Sielen ziehen die Planwagen, der Bauer im Kittel schwingt die Peitsche, die Dorfstraße bei Regenwetter ist ein hartes Stück Arbeit. Da sehen wir eine Holzfuhre im Schneetreiben, es muß geschafft werden, welche Kraft liegt da in der Bewegung, je langsamer die Bewegung der Holzfuhre, je größer die Anstrengung von Bauern und Gäulen, aber jetzt tritt der Wechsel ein, das Hindernis wird gleich überwunden sein. Der Dorfschmied hatte damals viel Arbeit und Verdienst, er war so nötig wie der Wirt, beide lebten zumeist in Nachbarschaft. So hat uns Kauffmann in einem Ölgemälde das Leben vor der Schmiede geschildert. Es scheint, als ob der böse Winter, mit seinem Schneetreiben und seinen Schneewehen, die Weg und Steg versperren, ein besonderer Freund des Malers gewesen sei. Was macht das heute. Aber damals brachte gerade diese Jahreszeit viel Abwechslung, das Leben an der Landstraße bot dann weit mehr für den Maler, als der Staub der heißen Sommertage. Da kam die Post, die gute gelbe Post in ihrer Breite und Behaglichkeit, gar oft nicht von der Stelle, das gab dann jedesmal einen ernsten Kampf. Die Post scheint ein Lieblingsmotiv des Künstlers gewesen zu sein.

Im Walde läßt es sich zur Winterzeit schlecht hantieren, die Holzfäller aber arbeiten im Schnee, weil sie im Sommer nötigere Arbeit tun müssen. Die kräftigen Gestalten hat uns Kauffmann zwischen die Bäume des Winterwaldes hingestellt, wir sehen, die Arbeit ist schwer. Überhaupt hat der Maler wohl nicht an den herkömmlichen Ausdruck geglaubt, vom Leichentuch, das der Schnee über die tote Natur breitet, da ist nichts tot,

da ist Leben, Arbeit, Kraft. Und wenn damals noch der Elbstrom eine ununterbrochene Eisdecke trug, so war er auch nicht verödet, sondern da war lauter Klingen und Jauchzen, da fuhren die Bauernschlitten auf dem Eise dahin, wir merken es, die Pferde haben nichts zu tun, sie wollen sich austoben.

Wenn der Frühling ins Land zog, dann ritt der Bauer mit dem Pfluge zum Acker und kehrte am Abend müde ins Dorf zurück. Da hat uns der Künstler getane Arbeit gemalt. Aber auch die Arbeit selbst hat ihn gereizt: Heuernte bei aufsteigendem Gewitter. Das ist eine Kriegserklärung, drohendes Gewitter, es fragt sich, wer da Sieger bleiben wird. Dann aber braucht der Landmann die Ruhe sehr nötig, das sehen wir auf einem Ölgemälde: Ausruhende Schnitter. Das ist Ruhe, kein Wort, kein Laut, bis neue Arbeit winkt. Dasselbe Motiv finden wir als Radierung: Mittagsruhe der Schnitter. Auch das Familienleben tritt uns vor Augen. Was war das früher für ein Ereignis, wenn der Landbriefträger kam, wie angesehen war diese wichtige Persönlichkeit! Und wenn ein Fremder ins Wirtshaus kam, gar zu Pferde, von weiter Reise! Ein Ölgemälde: Vor der Schmiede zeigt uns ein solches Ereignis. Der Reisende schreitet steif ins erleuchtete Haus, ein Knecht leuchtet mit der Stallaterne den müden Fuchs zur Ruhestätte. Ein hoher Frachtwagen hält unter den Bäumen vor dem Hause. Der Abend, die Laterne, das Licht aus den Fenstern des Hauses geben dem Maler Gelegenheit zur Entfaltung seiner großen Kunst.

Eine Kartonzeichnung in der Kunsthalle führt zweierlei Bezeichnungen, einmal: Der Sandweg, oder wie im Katalog: Der Reiter in der Heide. Hier finden wir ein Muster Kauffmannscher Kunst. Woher kommt nur die Stimmung, die uns sofort befällt? Im tief eingeschnittenen Sandwege der Heide hält ein Bauernwagen, der Fuhrmann blickt einem Reiter nach, der an ihm verbeigeritten sein muß, er verschwindet soeben am Horizont. Ein Heidehof ist kaum zu erkennen. Es ist nur das eine Motiv, der Reiter da hinten, dem blicken auch wir nach, und so hat uns die Stimmung, das ist die Heide.

Kauffmanns frühere Bilder sind noch sehr reich an Figuren, allmählich zeigt sich eine zunehmende Einfachheit. Es ist als ob unser Niedersachsen den Maler, der aus dem Süden heimkehrte, wo alles vielgestaltiger und lebhafter ist, schlichter und einfacher gestimmt hätte. Die Heimat hat ihn sich wieder erobert: Heidjers Heimkehr! Lichtwark hat seinem Schaffen sogar Millet gegenüber gestellt, der wie Kauffmann die Arbeit malte, das Landleben, wie es ist. Obwohl unser Künstler Millet nicht gekannt hat, ist unzweifelhaft eine Verwandtschaft in ihrem künstlerischen Schaffen zu erblicken.

Ganz andere Wege ging ein Kind unserer Heimat, Ludwig Bokelmann. Man muß sich von alten Stadthannoveranern erzählen lassen, welches Aufsehen seine „Verhaftung“ seiner Zeit erregte, ein Bild, welches noch jetzt unwillkürlich wegen seiner Technik die Augen auf sich

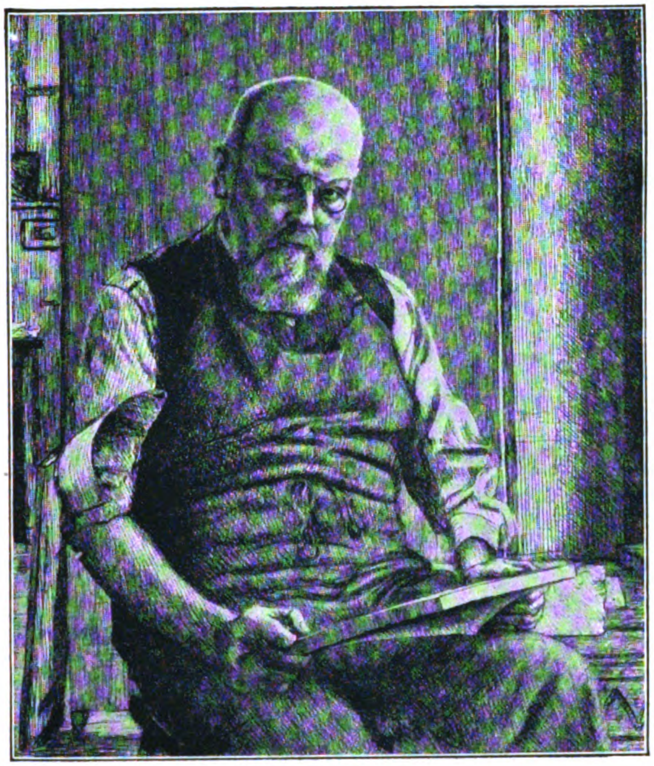
lenkt und jedem Besucher des Provinzial-Museums bekannt ist. Jetzt gehört dieser Meister leider zu den Vergessenen, und sein Grab auf dem alten Friedhofe in Harburg kennen nur seine Verwandten. Wir haben jene Richtung des Sittenbildes längst begraben, Bilder, die Geschichten erzählen, malt und kennt niemand mehr. Und doch ist etwas an dieser Verhaftung. Solche Bilder hat Bokelmann viele gemalt, und sie sind



Bokelmann: In der Kirche.
(Friesisch.)

damals von Kunstzeitschriften bis zur „Gartenlaube" und „Daheim" des höchsten Lobes gewürdigt, im Auslande reproduziert und angestaunt, z. B. Das Feuer im Dorfe. Ein Bild aus Harburger Eindrücken dürfte der Abschied der Auswanderer sein. Hier sammelten sich die Auswanderer, als Bokelmann noch am Kontortische saß, und als er zur Kunst ging, mit schwerer Not und inneren Drange, da hat er sie gemalt: „Ich kann den Blick nicht von Euch wenden", so wie Freiligrath sprach, der ein ähnliches Schicksal hatte und ihm wesensverwandt zu sein scheint. Es sollen Harburger Gestalten Modell zu diesem Gemälde gestanden haben. Eine nähere Beschreibung würde Seiten füllen. Vor allem müssen wir es aber merken, daß Bokelmann zuerst Bauerngesichter malte, weil er sie verstand, ihre Tracht, weil er sie kannte und liebte. Wenn man aber unsere Bauern richtig sehen will, mit Maler- und Dichteraugen, so muß man in die Kirche gehn. Diesen Weg ging der Maler, und was er hier geleistet hat, ist seine beste Kunst. Wer denkt heute noch daran, daß ein berühmter Worpsweder Mackensen sein erstes größeres Bild in Bokelmanns Atelier malte? Man darf es wohl aussprechen, daß sich die ersten Spuren der Worpsweder bei ihm finden, für die damalige Zeit vielleicht zu früh. So malte er das Abendmahl in Selsingen oder eine Szene vor Beginn des Gottesdienstes, junge Mädchen und alte Mütterchen betreten die Dorfkirche, die Tracht der Frauen scheint den Maler gereizt zu haben. Direkt an die Worpsweder erinnert auch eine Kindtaufe, die er in verschiedenen Fassungen gemalt hat. Männer und Frauen sitzen getrennt an einzelnen Tischen, der Täufling wird herumgereicht. Die Gesichter der Bauern im Hintergrunde verraten eine fleißige Arbeit, sie erinnern an Mackensen. Diese Bilder haben für die Heimat bleibenden Wert, und wir müssen den Maler in Ehren halten, der einst in der großen Welt gerühmt und geehrt wurde und jetzt vergessen ist. Er hatte die Heimat ins Herz geschlossen, sie muß ihm dankbar sein.

Ein anderer Maler unserer Bauern ist leider nach England gegangen, aber am Ende kommt er wohl noch einmal wieder ins Sachsenland. Karl Kricheldorff ist der ältere Bruder des niedersächsischen Bildnismalers Wilhelm Kricheldorff, ein dritter Bruder malt übrigens feine Stilleben. Von diesen drei Malerbrüdern hat sich Karl der Genremalerei zugewandt und in München eine gute Schule durchgemacht. Seine Bilder führen uns in die Bauernhäuser. Der Bauer läßt den prächtigen Hund mit frühstücken, die Bäuerin schaut lächelnd zu, die Umgebung ist aber durchaus niedersächsisch. Ebenso die Kartoffelschälerin, sie freut sich und lacht, als ob der Photograph sein: Bitte, recht freundlich! soeben gesprochen hätte. Die Bauern in der Heideumgebung haben ihren Ernst und ihre Ruhe mit bayrischer Fröhlichkeit vermischt, der Künstler scheint uns Schwaben und Bayern in niedersächsischen Rahmen gesetzt zu haben. Dieselbe Fröhlichkeit zeigt uns auch die Neckerei in der Spinnstube, Bauernburschen und Mädchen beim Spinnen. Die Brust-



Graf Kalckreuth. Selbstporträt.
Nach einer Radierung.

tücher der Mädchen und die Schürzen geben mit den Spinnrädern, an denen das Wockenband nicht fehlt, und mit dem kunstvoll aufgesteckten Flachs ein liebliches Farbenspiel. Das beste Bild ist wohl die Heideschenke. Der Alte scheint der Spaßvogel der ganzen Gegend zu sein, die Zechergesellschaft wird gleich in dröhnendes Gelächter ausbrechen und die Gläser, Teller und Wachtmeister werden in die Höhe hüpfen. Das Wirtstöchterlein wird sich verziehen müssen, der Wirt, der sehr nach Grützner aussieht, wird manchen Buddel loswerden. Die Umgebung ist zwar heimatlich, wer aber sich an einer richtigen Heideschenke ergötzen will, der lese aus dem braunen Buch von Löns: Im blauen Schimmel, das ist freilich ein anderes Bild, wurzelecht und vollendet.

Weit ernster und damit richtiger und mit größerer Kunst malt und zeichnet Graf Kalckreuth unsere Bauern. Wenn ihn auch alle Welt als bedeutenden Porträtmaler hochschätzt, wie uns besonders die Hamburger Kunsthalle lehrt, so zeigen gerade diese Bilder, daß er niedersächsische Art wohl versteht. Wie sollte sich auch ein Stammescharakter besser zeigen als im Menschenantlitz? Kalckreuth wohnt in unserer Heimat, weil es ihn hierher zog. Wenn schon Kauffmann Züge von Millet hat, so steht unser Meister dem Franzosen noch viel näher. Wiederholt hat er uns besonders ältere Frauen bei der Arbeit dargestellt, Bauern beim Pflügen oder eine Diele mit dem Erntewagen, der abgeladen wird, immer Arbeit, ernste Arbeit, wie sie die Scholle und der Himmel in Norddeutschland erfordert. Diese Wucht und Herbigkeit hat ihm noch keiner in der Darstellung der Bauern nachgemacht, man denke nur an seine Meisterbilder „Drei Lebensalter“ und „Alter“, die davon zeugen. Er zeichnet seine Gestalten noch eckiger, als wir sie im Leben sehen, und gerade diese Art macht ihn so groß: Der Mensch ist durchaus naturalistisch dargestellt und ist doch das Bild für einen Gedanken, wie ihn ja auch die Benennungen der Bilder ausdrücken. Wenn Kalckreuth auch nicht Bauern der Heide oder der Marsch gemalt hat, so geht dieses aus dem Gesagten hervor, er steht über der Heimatkunst und gehört deshalb gerade hierher.

Wir wissen es lange, daß nicht nur der Roman das deutsche Volk da suchen soll, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist (Freytag, Soll und Haben. Motto von Julian Schmidt), sondern auch der Maler sucht es am besten bei der Arbeit auf. So hat uns Hugo Friedrich Hartmann in Bardowick auch die Arbeit gemalt. Sein Pflüger ist ein kühnes Bild, aber wohlgelungen. Man sollte es nicht für möglich halten, daß gerade dieser Moment solch ein Bild geben könnte. Da geht Kraft gegen Wind und Berg, der Pflug wird über die Höhe gleiten, der Bauer wird sich aufrichten, die wunderbaren Pferde werden sich schütteln, und weiter geht es den umgekehrten Weg, eine neue Furche durch die Schollen zu reißen. Das Tal liegt im sonnigen Lichte. Die „Treidelpferde“ ziehen ein Flußschiff gegen den Strom. Wiederum besonders schöne Pferde heimatlichen Schlages. Hartmann ist als Pferde-

maler von entschieden hervorragender Bedeutung, das zeigt auch seine „Heidefahrt", zwei Schimmel ziehen trottend den Wagen durch die Heide in der violetten Abenddämmerung. Auch eine ganze Anzahl von Zeichnungen gelten dem Pferde. Auf einem seiner Schulbilder für den heimatlichen Anschauungsunterricht haben wir wieder schöne Pferde im Vordergrunde. Dann aber auch lustiges Wintertreiben der Dorfjugend, das Feld im Sommer, im Wald und auf der Heide, unsere Heimat im Jahreslauf für unsere Kinder festgehalten. Noch einmal hat sich der Künstler an die Allerkleinsten gewandt und ihnen Bilder für ihre Fibel gezeichnet. Dieses Werkchen ist durchaus bodenständig und will es auch sein, dabei aber für die Kleinen einfach und klar. Da sehen wir, daß auch uns die großen Farbenflächen gefallen, wie Hartmann den Schäfer und die Herde vor dem Schafstall darstellt, oder die Drescher im Winter mit dem Bardowicker Dom im Hintergrunde. Viele Zeichnungen Hartmanns sind in „Niedersachsen" und sonstigen Heimatbüchern wiedergegeben.

Das Wendland.

Für das hannoversche Wendland ist in der Dichtung bisher nur wenig Raum gewesen. Das ist auch selbstverständlich, da es ja leicht übersehen, aber leider auch leicht unterschätzt wird. In der Geschichte wird es nur immer gestreift, wie in einem Volksbuche: Und deutsch sei die Erde, von Kotzde. Viel eingehender erzählt uns Rocholl in seinen Schriften vom Leben und Treiben der Wenden. Da führt er den alten Crantzius mit seiner Wendischen Geschichte an. Es ist schauerlich: „Krup under"! Der Bauer schaufelt seinen alten Vater lebendig ein, weil er ihn nicht länger füttern will. So mag es in Urzeiten gewesen sein. Heute aber findet Rocholl unter seinen Wendenbauern einen Christophorus. „Siehe, ich mache alles neu", heißt die ausgezeichnete Novelle, die uns erzählt, wie Frerichs, der Inbegriff alter heidnischer Wendennatur, seinen Sinn ändert. Da lernen wir die Bauern kennen, denen die Pferde nicht wild genug sind, ihren unheimlichen Aberglauben, ihren harten, wilden Sinn. Dann das Wendendorf:

„Es war hille Arbeitszeit, und der runde Platz des in Hufeisenform gebauten Dorfes, auf den nur hohe Scheunentore, aber keine Fenster hinaus sehen, war vollkommen lautlos. Unter dem hohen Weidenbaum in der Mitte des Dorfringes und an den alten Mal- und Sitzsteinen von Granit, darunter versammelten sich nun wie immer ein halbes Dutzend Hunde, die Schwalben jagten lustig klingend in lauen, blauen Lüften und verschwanden dann rasch in den dunklen Dielen, und der Storch spazierte feierlich auf des Schulzen Dach, oder hielt auf seinem prächtigen Nest vorn an den aus Holz geschnitzten Pferdeköpfen Wacht. Und da stand er noch, als der Abend sich neigte, die brüllende Herde mit den Füllen eingetrieben war, die Kühe im Dämmerlicht vor den Haustoren unter

freiem Himmel abgemolken wurden, die Mondsichel silbern heraufschimmerte und ihr stilles Licht über Ring und Haus und Hof legte." Auch das Gehöft lernen wir kennen, am Hause ist ein grüner Platz mit Obstbäumen: „Die Fenster des Hauses gingen auf diesen Platz hinaus. Dann kam das Schweinehaus und das Backhaus und noch eine Scheune und ein Torfschuppen. Dann kam die Hofeswiese, die schöne Klanzei, ein luftiger Wald hochstämmiger, schlanker Eichen und Buchen, wo eine Erhöhung des Bodens es möglich machte, oder Ellern-Gebüsch in Gründen. Es ging ein schmaler Pfad hindurch, bis wo die breite Landstraße Grenze macht."

Und dann schildert uns Rocholl die Feste der Wenden, sei es Begräbnis oder Hochzeit. Wie intensiv ist die Festesfreude dieses pferdefrohen Ackervolkes: „Wagengerassel, schallende Hörner, helles Gewieher getummelter Pferde, Peitschenknall und flatternde Bänder! Keine der lustigen Lerchen, die in der blauen Luft und österlichen Sonne jubelnd über dem grünen Gefilde sangen, kann mehr zu Wort kommen. Da ist der erste Wagen! Sechs Pferde davor und drei bebänderte Jungen auf den Pferden mit langen bunten Bändern an den Peitschen, lustig knallend. Und rings um den Wagen her, denselben umkreisend von allen Seiten, eine prächtige Reiterkawalkade, die „Birieder", Burschen auf wilden Pferden, zwanzig bis dreißig an der Zahl. Die Zäune aller Pferde sind mit Bändern beflochten, an allen Köpfen prangen Sträuße mit Flittergold, alle wissen, daß Hochzeitstag ist und schäumen ins Gebiß, laut wiehernd".

Dann kommt der Wagen mit dem hohen Brautschrank, mit Spinnrad und Haspel, aber auch mit der „Korfmöhm", die Nüsse unter die Jugend wirft, und dann die Musikanten. Ein packendes Bild ist ferner die Schule auf der Koppel, aus dem Alltagsleben gegriffen. So etwas gibt's heute nicht mehr. Dabei gibt Rocholl Naturschilderungen von seltener Schönheit, sie verraten ein reines, kindliches Gemüt. So ist weiter die Umwandlung des Panners erzählt, der in der Kirche zu Rosche sich wiederfindet. Auch aus der Geschichte des Wendlandes plaudert der Pastor, als die Leute der Göttin Swantewit Kuchen aus Mehl und Met brachten, als der Götze Prove regierte und vor Radegasts Bildnis Christen ihr Blut verspritzen mußten. Das ist die Geschichte von Gottschalk, dem Wendenfürsten, der auch ein Christophorus wird. So ist Rocholl durchs Wendland gewandert und weiß uns viel zu erzählen, allerdings alles unter der Idee: Christophorus, welcher den Heiland getragen.

Ein sehr verdienstvolles Büchlein ist noch hervorzuheben, welches uns Kantor Mente in Lüchow geschenkt hat: „Köst un Löft". Ein Volksstück „plattdütsch schreben, so as hier snakt ward, wenn dat ook slecht geiht, denn dorto hörn mehr Bookstaben as in Fibel instahn". Da streiten sich die Bauern über die Separation, echtes Dorfleben, mitten heraus gegriffen. Auch Volkslieder und Tänze, Spinnstuben und Feste lernen wir kennen, lustige Geschichten vom Oll Buß-Jörn, der „een lütt Tünnki

48*

Stuck in Dönz unner Disch" liegen hat. Ergötzlich ist dargestellt, wie Schorlings Mudder mit ihrem Zauber den Kaldiß aufführt, wir lernen alte Zaubersprüche kennen. Eine Fülle von wendischen Eigenheiten enthält das kleine Stück, dessen Hauptwert darin besteht, daß es im Dialekt geschrieben ist. Die Handlung hält den Leser bis zuletzt im Bann, hoffentlich erlebt es recht viele Aufführungen.

Noch wenig hat sich die bildende Kunst mit dem Wendland beschäftigt. Es ist erfreulich, daß ein Bild einer wendischen Bauernstube allen Freunden des Wendlandes zugänglich ist. Fr. Kleinhempel hat es für Teubners farbige Künstler-Steinzeichnungen gezeichnet. Wir blicken aus der Stube, in der die Bäuerin wäscht, auf die Diele, die im hellen Sonnenlicht im Hintergrunde liegt. Haus- und Küchengeräte erscheinen mit Sorgfalt festgehalten. Die Ausstattung des Menteschen Volksstückes ist als geschmackvoll und wohlgelungen zu bezeichnen, besonders der Blick in den Ring des Wendendorfes. Auch H. F. Hartmann-Bardowick hat Motive aus dem Wendland gezeichnet.

Dialektdichtung.

Am Ende unseres Kapitels möge noch einmal besonders darauf hingewiesen werden, wie gerade in unserer Heimat die Dialektdichtung einen guten Klang hat. Wenn wir Fritz Reuter und Klaus Groth als gute Nachbarn wert halten, so steht uns Wilhelm Schroeder mit seiner köstlichen Geschichte vom Wettlopen twischen Hasen und Swinegel schon viel näher, und Stavenhagen wird hoffentlich noch weit mehr zu seinem Rechte kommen, auf der Bühne und im Hause. Auch Johann Hinrich Fehrs und John Brinkman seien hier mit Ehren vermerkt. Vor allen Dingen aber hoffen wir, daß die Dialektdichtungen Friedrich Freudenthals Eingang in unsere Häuser finden und neben vielen anderen die Bücher von Wilhelm Keetz, dessen früher Tod nur immer wieder zu bedauern ist. Zahlreich sind die Dialektdichter der Heide, und besonders einfachen Leuten liegt diese schöne, klangvolle und tiefsinnige Muttersprache. Trotzdem verschwindet sie immer mehr, und was vom Lande und aus dem Dorfe flüchtet, versuchen hochsinnige Stadtbewohner aufzuhalten und zu retten. Die Männer und Frauen vom Quickborn und der Nedderdütsch Sellschopp in Hamburg geben sich alle Mühe, unser Sprachgut zu bewahren und Dialektdichtungen dem Volke darzubieten. Wenn es auch gelingt, gewisse Kreise der Stadt für diese Kulturarbeit zu interessieren, so wird sich die Gegenströmung zurück aufs Land nicht finden. Hier muß sofort begonnen werden zu retten, solange es noch Zeit ist. Die Kinder auf dem Lande müssen wissen, welch eine schöne Sprache man außerhalb der Schule spricht, nicht abgewöhnen sollte man sie ihnen, sondern sie anhalten, daß hier hohe Werte schlummern und selbst im Heimatdialekt sprechen, soweit es irgend angeht. Denn wenn der Dichter in ihm sein Tiefstes ausspricht und den Weg zum Herzen findet, so ist diese Sprache

ja nicht als rückständig zu verachten, sondern sie muß heilig gehalten werden. Man hütet sich mit Recht vor überspannten Forderungen, in Kirche und Schule mag ruhig unsere hochdeutsche Sprache herrschen, wie im amtlichen Verkehr. Aber die Achtung und Liebe für unsere Heimatsprache muß erhalten und gefestigt werden, und wir denken mit Friedrich Freudenthal:

Plattdütsche Sprak, min Muddersprak,
Du leewste mi von alle Spraken,
Enfach von Lud un week von Klang,
In Freud so froh, in Leed so bang,
Min Weegenleed, min Starwesang,
Wenn ins dat Hart mi braken!

Plattdütsche Sprak, ol Sassensprak,
Se willt di ut de Weld verdriwen,
Doch laat jüm geern, dat is blos Tand —
Wi Lüd' von Elv- un Weserkant,
In Marsch un Moor un Heideland
Sünd plattdütsch 'born, willt plattdütsch bliwen!



Rathaus zu Lüneburg.

Bau- und Kunstdenkmäler.

Von Architekt Franz Krüger (Lüneburg).

Aller Baukunst Anfänge müssen wir im Lüneburgischen in den großen Grabmälern aus vorgeschichtlicher Zeit suchen, die noch an vielen Orten erhalten sind. Mächtige Granitquader, die die Gletscher der Eiszeit in der Heide zurückließen, wurden von den Menschen des Steinalters zu gewaltigen Denkmälern frühester Baukunst geschichtet, wie spätere Zeiten sie nicht wiedersahen. Bei Fallingbostel stehen die sieben Steinhäuser, wohl die größten Grabkammern Norddeutschlands; im Klecker Walde bei Harburg die schönen Steinsetzungen; gut erhaltene Steingräber in Schieringen, ferner in der Nähe von Lüneburg bei Oldendorf, Raven, Sodersdorf, im Leitstader Forst. Im Museum zu Lüneburg wurde eine, bei Molbath (Kr. Ülzen) ausgegrabene, auffallend regelmäßige Steinkammer wieder aufgebaut (Siehe Bd. II 19). In der auf das Steinalter folgenden Zeit errichteten die Völker unserer Gegenden aus kleinen Feldsteinen einfache Sarkophage, die sie mit großen, heute noch mächtig in der Landschaft wirkenden Erdhügeln bedeckten. Dann traten die Germanen in die Geschichte ein. Von

ihren Bauten ist nichts erhalten, römische Schriftsteller berichten gelegentlich davon, und spärliche Abbildungen auf Denkmälern anderer Völker*) geben nur einen unklaren Begriff von dieser Baukunst, die sich in der Hauptsache auf den Hausbau erstreckte — ihre Götter verehrten die Germanen in Eichenhainen unter freiem Himmel. Mit dem Aufkommen des Christentums gewinnt die kirchliche Baukunst neben dem Hausbau starken und dauernden Einfluß.

Die Baustoffe der Heide waren Findlinge und Holz; die Kirchen aus Holz sind nicht mehr erhalten, aber eine ganze Reihe von Gotteshäusern mit Felsmauerwerk steht noch aus diesen Zeiten. Im 13. Jahrhundert dringt der Backstein ein und erlebt bis ins 17. Jahrhundert hinein eine Blütezeit, die viele Baudenkmäler hinterlassen hat. Kirchen, städtische Gebäude, Bürgerhäuser stehen als Zeugen dieser Kunst bis auf den heutigen Tag. Diese Blütezeit wird abgelöst von den ärmlichen Zeiten des Dreißigjährigen Krieges, der auch unserer Heide tiefe Wunden schlug. Im 17. Jahrhundert griff man namentlich auf dem Lande oft auf das Holz als Baustoff für die Kirchen zurück, und erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts begann der Massivbau wieder zu blühen, um in unserer Zeit zu endgültiger Herrschaft zu gelangen. Von profaner Baukunst ist aus den Zeiten vor dem 14. Jahrhundert nichts erhalten; erst dann beginnt in den vier Städten von Bedeutung — Celle, Lüneburg, Harburg, Ülzen — eine Bautätigkeit, die Denkmäler hinterlassen hat. Celle war die fürstliche Residenz, die höfische Kunst gelangte hier zu hoher Blüte; bedeutende Bürgerhäuser entstanden erst später, Ende des 16. und im 17. Jahrhundert, und entwickelten den Fachwerkbau zu einer Höhe, die anderswo nicht wieder erreicht wurde. Die stolzesten Bauwerke der bürgerlichen Kunst stehen in Lüneburg, der im 15. und 16. Jahrhundert aus eigener Kraft am mächtigsten gewordenen Stadt des Fürstentums.

Die kirchlichen Bauten.

Romanische und Übergangszeit bis zum Ende des XIII. Jahrhunderts

Wo Findlinge verwendet sind, reichen die Bauten häufig bis ins Ende des 13. und den Anfang des 14. Jahrhunderts hinein. Die romanische Kirchenanlage auf dem Lande besteht aus einem flachgedeckten Schiff und einem Chor, meist rechteckig, überwölbt und manchmal mit einer Apsis — dem runden Altarraum — versehen. Im Westen ist oft ein rechteckiger Turm vorgebaut, der mit einem einfachen Satteldach abgedeckt ist. Schiff und Chor sind durch einen Triumphbogen getrennt, dessen Pfeiler ziemlich weit vorspringen und manchmal ein Kämpfergesims haben. Die Fenster sind klein und rundbogig überdeckt. Im Süden und Westen des Regierungsbezirks sind diese Gotteshäuser, offenbar von Braunschweig und Königslutter aus beeinflußt, am besten erhalten, indessen ist im ursprünglichen Zustande keine Anlage auf uns gekommen. In späteren Zeiten sind die Bauten sehr stark verändert worden, das eine oder andere

*) Kossinna. Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragende deutsche Wissenschaft.

der angegebenen Merkmale hat sich aber doch noch an verschiedenen Kirchen erhalten. Ochsendorf (Kr. Gifhorn) (Siehe II), 997 zuerst genannt, zeigt noch den Grundriß fast vollständig, Turm und Chor sind erhalten. An der Nordseite befindet sich ein Rundbogenportal, am Turm mit schlichtem Satteldach eine dreiteilige Schallöffnung mit Säulen, deren attische Basen Eckblätter haben und mit einem Würfelkapitell geschmückt sind*). Kirchwahlingen (Kr. Fallingbostel) mit gut erhaltenem romanischen Turm, Hattorf, Rhode, Rottorf, Mörse im Kreise Gifhorn zeigen ebenfalls noch die einfache romanische Anlage, die beiden letzten am Chor eine halbrunde Apsis. In Hittfeld (Kr. Harburg) sind der Triumphbogen und kleine romanische Fenster erhalten, in Tostedt (Kr. Harburg) — jetzt abgebrochen — der Triumphbogen mit Kämpfergesims, romanische Fenster, der Chor mit romanischem Gewölbe; in Lehmke (Kr. Ülzen) der Triumphbogen; in Stederdorf (Kr. Ülzen) Schiff und Chor mit Apsis, in Neindorf (Kr. Gifhorn) der Turm mit gekuppelten Schallöffnungen im Kleeblattbogen; in Ehmen (Kr. Gifhorn) romanische Fenster, Turm und Chor, in Meinerdingen (Kr. Fallingbostel) der alte Grundriß ohne Turm und der Triumphbogen**).

Runde Felsentürme gibt es, mehr oder weniger wiederhergestellt, in Salzhausen (Kr. Lüneburg) (Abb. 8), mit schönem Kreuzgewölbe im unteren Geschoß — hier ist auch noch der Triumphbogen erhalten —, in Betzendorf (Kr. Lüneburg) mit romanischen Schallöffnungen, Artlenburg (Kr. Lüneburg), Suderburg (Kr. Ülzen) (Abb. 1). Die runden Türme der Kirchen in Fallingbostel (Kr. Soltau), Amelinghausen (Kr. Lüneburg), Fallingbostel (Kr. Soltau), Hanstedt (Kr. Ülzen), Wendhausen (Kr. Lüneburg) und an verschiedenen anderen Orten sind abgebrochen.

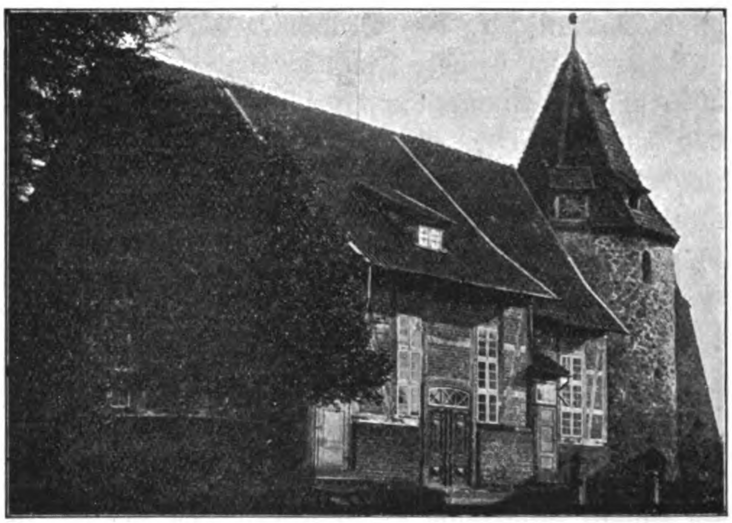


Abb. 1. Kirche zu Suderburg (Kr. Ülzen).

Romanische Kirchen sind in den Städten nicht erhalten, den Rest der einzigen großen Anlage aus der Zeit des Übergangsstils beherbergt

*) Mithoff. Kunstdenkmäler und Altertümer im Hannoverschen. Hannover 1877. V. S. 221.

**) Mithoff. V. An verschiedenen Stellen.

der Dom zu Bardowick, erbaut aus Gipsquadern vom Schiltstein in Lüneburg (S. I 818). Erhalten sind von diesem Dome Heinrichs des Löwen, der 1189 bei der Erstürmung zumteil zerstört wurde, nur die unteren Teile der beiden Westtürme, und die dazwischenliegende Vorhalle. Alle drei Hallen sind mit Gewölben aus Bruchsteinen überdeckt, deren Kämpfer auf freien Ecksäulen aufsetzen. Die Säulen haben Ornament- und Würfelkapitelle und attische Basen mit Eckblättern. Die Mittelhalle öffnet sich mit einem großen Bogen nach dem Kirchenschiff, an der Westseite ist das alte schöne und eigenartige Portal erhalten (Abb. 2), ferner reiche Rundbogenfriese, kleine Fenster, der alte Sockel und im Obergeschoß der Türme gedrückte Spitzbögen. Der Grundriß der Türme läßt darauf schließen, daß die alte romanische Kirche eine dreischiffige Basilika war, also eine Kirche, deren Mittelschiff soweit erhöht war, daß es noch über den Dächern der niedrigeren Seitenschiffe Licht erhielt. Die jetzt bestehende Hallenkirche mit drei gleich hohen Schiffen stammt aus gotischer Zeit.

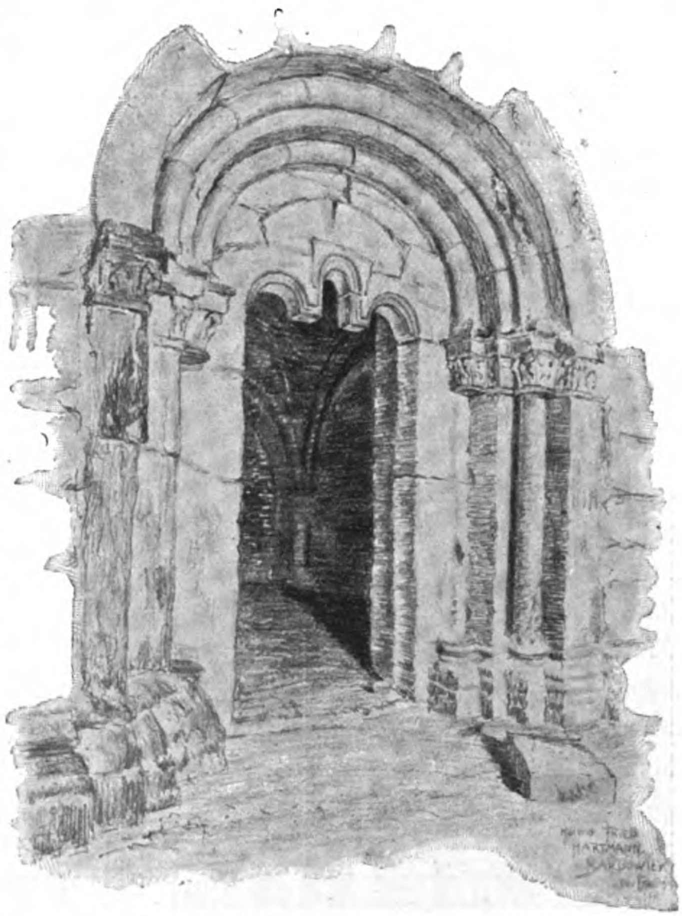


Abb. 2. Bardowick. Romanisches Portal.

Die ehemalige Klosterkirche zu Oldenstadt (Kr. Ülzen), gehört zu den größeren romanischen Anlagen, die erhalten sind und ist vielleicht eine der ältesten*). Die Klostergebäude sind verschwunden; 962—976 als Nonnenkloster von Bischof Arno I gegründet, wurde es 1133—1137 in ein Männerkloster umgewandelt. Etwa aus dieser Zeit wird die Kirche stammen, die aus einem, jetzt nicht mehr als Gotteshaus dienenden Langhaus mit Querschiff und rechtwinklig geschlossenem Chor besteht, aus Feldsteinen erbaut und flach gedeckt ist und in der Vierung — dem Zusammenschnitt des Langhauses mit dem Querschiff — Rundbögen zeigt. Im früheren Langhause sind noch die Arkaden der Seitenschiffe mit den runden,

*) Mithoff. V. S. 223.

ebenfalls aus Feldsteinen gemauerten Säulen und Pfeilern, die miteinander abwechseln, erhalten. Der ursprüngliche Bau war also eine romanische dreischiffige Basilika von einfachen derben Formen.

Gotische Kirchen bis 1520

Die romanische Landkirche war einschiffig. Auch in der gotischen Zeit, also etwa seit der Mitte des 14. Jahrhunderts, genügte für die Bedürfnisse des Landes dieser Kirchenraum. Wurde in dieser Zeit ein Neubau oder Umbau nötig, so benutzte man in den meisten Fällen die alten Fundamente. Größere drei- und mehrschiffige Kirchen wurden fast nur in den Städten gebaut. Dreischiffige Anlagen besitzen Dannenberg, Lüchow, Plate (Kr. Lüchow) und Schwarmstedt*). Die einzige erhaltene zweischiffige Kirche besitzt Winsen in seiner Stadtkirche. Das Gotteshaus zu Ebstorf — ebenfalls zweischiffig — ist eine Klosterkirche. Die alte zweischiffige Kirche zu Bergen ist abgebrochen.

Mit der gotischen Zeit dringt der Backsteinbau ins Land, namentlich im Osten und Norden des Regierungsbezirks, und beherrscht in kurzer Zeit das gesamte Bauwesen. Wahrscheinlich ist er von der Mark Brandenburg her eingeführt, in der schon romanische Backsteinbauten, die in der Heide nicht bekannt sind, vorkommen. Der Grundriß der Kirchen ändert sich insofern, als der romanische Triumphbogen fortfällt und der gewölbte Chor meist eine Fortsetzung des gleichfalls mit Kreuzgewölben überdeckten Schiffes mit vieleckigem Abschluß bildet: Embsen (Kr. Lüneburg) mit vieleckigem Abschluß auch im Westen, Betzendorf (Kr. Lüneburg), Gerdau (Kr. Ülzen), Gr. Burgwedel (Kr. Burgdorf), Hankensbüttel (Kr. Isenhagen), Hermannsburg, Müden a. d. Örtze (Kr. Celle). An der Westseite liegt manchmal ein quadratischer Turm mit Zeltdach: Raven-Abb. 3 (Kr. Winsen L.), Gerdau (Kr. Ülzen), Wriedel.

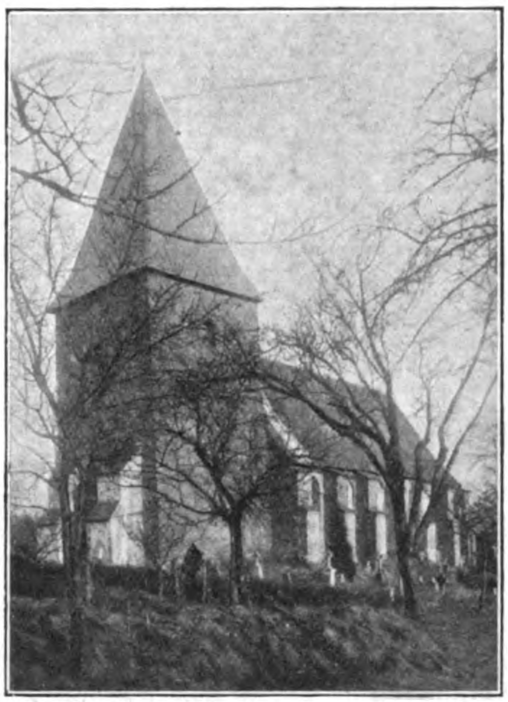


Abb. 3. Kirche zu Raven (Kr. Winsen L.).

Häufig sind turmlose Landkirchen; die Glocken wurden in einem abseits der Kirche stehenden hölzernen Glockenhaus untergebracht: Pattensen, Undeloh, Egestorff (Abb. 4) (Kr. Winsen), Ramelsloh (Kr. Winsen), Embsen, Jesteburg, Handorf (Kr. Lüneburg), Bispingen (Kr. Soltau), Meinerdingen und an vielen anderen Orten. Die hölzernen Glockenhäuser sind durch ihre stark verstrebte Konstruktion mit dem einfachen Zeltdach besonders

*) Kunstdenkmäler der Provinz Hannover. III. 1. S. 148.

bemerkenswert, reichen aber in allen Fällen nicht über das Jahr 1600 zurück. Früher hat wohl der Glockenstuhl im Freien gestanden, höchstens durch ein Notdach geschützt. Vielfach sind die Türme erst im 18. Jahrhundert errichtet.

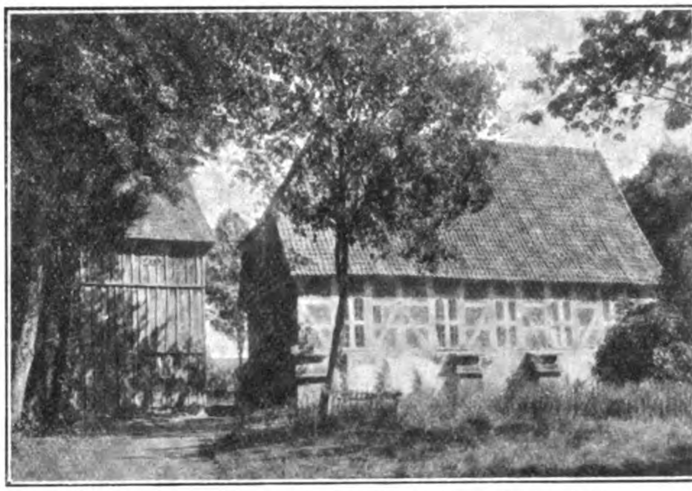


Abb. 4. Kirche zu Egestorf (Kr. Winsen L.).

Eine sehr viel reichere Ausbildung erfuhr der gotische Kirchenbau in den **Städten**, vor allem in **Lüneburg**, das noch drei große Kirchen besitzt: die Johannis-, Michaelis- und Nikolaikirche. Die vierte große Kirche, St. Lamberti auf dem Sülztorplatze, ist im 19. Jahrhundert abgebrochen worden. Im Grundrißgedanken sind die drei noch bestehenden Kirchen gleich. Dem dreischiffigen Gotteshause legt sich im Osten der polygon geschlossene Chor vor, im Westen der große Turmbau. In St. Michaelis ist dieser Gedanke am klarsten ausgedrückt, St. Johannis ist wesentlich reicher ausgebildet durch zwei weitere Schiffe, so daß die Kirche fünfschiffig wird, durch vier Nebenchöre — die Verlängerungen der Seitenschiffe nach Osten — und durch Ausbildung von Kapellen neben dem Turm, die durch Verlängerung der inneren Seitenschiffe nach Westen entstanden sind. Außerdem liegen noch zwischen den Strebepfeilern kleine Kapellen. So ist St. Johannis zur reichsten und schönsten Kirche des Regierungsbezirks geworden, von einer



Abb. 5. St. Johanniskirche in Lüneburg.

machtvollen Raumwirkung, der durch die Wiederherstellung und Ausmalung des 20. Jahrhunderts verständnisvoll Rechnung getragen worden ist*) (Abb. 5). St. Nikolai ist ebenfalls fünfschiffig, die äußeren Seitenschiffe haben Emporen, die in gotischer Zeit selten sind, die inneren Seitenschiffe sind als Umgang um den Chor herumgeführt und zeigen in den Polygonseiten Nebenkapellen**).

Im Aufbau unterscheiden sich die Kirchen. St. Johannis und St. Michaelis sind Hallenkirchen, St. Nikolai ist eine Basilika. Johannis und Michaelis haben runde Pfeiler im Schiff und einfache Kreuzgewölbe, St. Nikolai hat achteckige Pfeiler mit gebogenen Seitenflächen und reiche Sterngewölbe. Der mächtige Turm der Johanniskirche ist mit seinen prachtvollen Giebeln und seinem schlanken kupfergedeckten Helm der einzige, unverändert in die Neuzeit gerettete (S. I 159); der von St. Michaelis hat einen schönen Innenraum, die malerische Spitze stammt aus der Mitte des 18. Jahrhunderts (S. I 158). Die Nikolaikirche hat einen Turm in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erhalten (S. II 540). Grabkammern lagen unter allen drei Kirchen, aber nur die Michaeliskirche besitzt eine eigentliche Krypta, die entsprechend der Oberkirche dreischiffig ausgebildet ist***). Unter dem Altarraum der Nikolaikirche liegt ein sechsseitiger kryptenähnlicher Raum mit Mittelsäule. Der Bau der Michaeliskirche begann 1376. 1379 war die Krypta vollendet, 1418 der ganze Bau bis auf den Turm, der erst etwa 20 Jahre später fertig wurde. Über den Bau von St. Johannis fehlen bestimmte Angaben, seine Entstehung geht bis ins Ende des 13. Jahrh. zurück, im 14. Jahrh. wurde er vollendet. St. Nikolai wurde am Anfang des 15. Jahrhunderts begonnen.

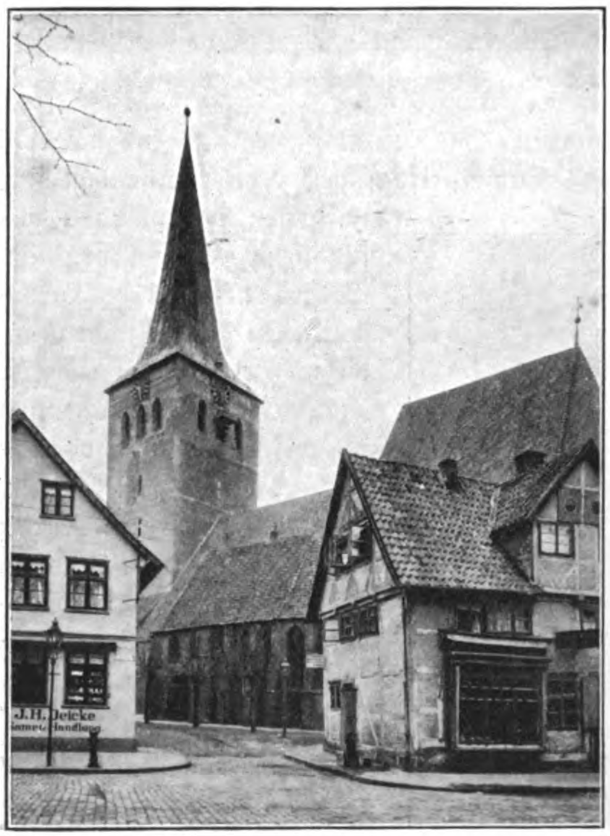


Abb. 6. Ülzen. Stadtkirche.

*) Kunstdenkmäler III. 2 u. 3. S. 61.
**) Kunstdenkmäler III. 2 u. 3. S. 131.
***) Kunstdenkmäler III. 2 u. 3. S. 23.

Die Stadtkirche zu Ülzen (Abb. 6) ist eine dreischiffige, gewölbte Hallenkirche mit polygonal geschlossenem Chor*). Die Seitenschiffe sind nach Osten neben dem Chor verlängert, aber rechteckig geschlossen. Im Westen liegt ein mächtiger Turm mit schlanker Spitze, an der Südseite die Ellendorfskapelle, ein zierlicher gotischer Anbau. Die Formen der Kirche sind frühe und gehen wohl noch ins 14. Jahrhundert zurück.

Die Marienkirche zu Winsen a. d. Luhe ist zweischiffig, ohne Gewölbe, mit einem gewölbten Chor, der Turm ist neu. In diesem Zusammenhange sei noch auf die gotischen Bauteile des Stiftes Bardowick hingewiesen, die sich an den früher erwähnten romanischen Westbau anschließen; eine dreischiffige Hallenkirche nach dem Muster der Lüneburger Kirchen, mit sehr langem Chor für die Domherren des Stiftes. Im Westen dem Turm vorgelagert die Stephanskapelle, ein früher, gotischer Bau. Die in gotischer Zeit auf den romanischen Teilen erbauten achteckigen Türme mit schlanker Spitze liegen gedrückt vor dem hohen Westgiebel des Schiffes. Dadurch bekommt das Bild der Kirche eine eigenartige, der flachen Landschaft gut angepaßte Erscheinung.

Die Stadtkirche zu Celle ist in ihrer Grundlage gotisch, im 17. Jahrhundert aber umgestaltet (Abb. 7). Der Turm ist im Jahre 1913 vollendet (S. II 552).



Abb. 7. Inneres der Celler Stadtkirche.

Die St. Georgskapelle in Celle hat eine eigenartige Form**); das ungewölbte Schiff ist nach dem polygonal geschlossenen Chor zu durch schräge Mauern verengt.

Renaissance- und jüngere Kirchen

Im 17. Jahrhundert wurden durch die Kämpfe im 30jährigen Krieg viele Kirchen zerstört; man baute sie später auf den alten Fundamenten wieder auf, und zwar meist in Fachwerk mit einfachsten Formen. Die Kirchen wirken fast immer nur malerisch: Pattensen, Undeloh, Egestorf (Kr. Winsen) (Abb. 4).

Neue Kirchen entstanden in nachgotischer Zeit selten. Die altüberkommenen Bauwerke waren für die kirchlichen Bedürfnisse ausreichend bis auf unsere Tage. Ein besonders reiches Beispiel von barocker Aus-

*) Mithoff. V. S. 253.
**) Mithoff. V. S. 49.

schmückung auf gotischer Grundlage bildet das Innere der Stadtkirche zu Celle (Abb. 7), unter der Regierung der Herzöge Christian, Ludwig und Georg Wilhelm in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts entstanden. Pfeiler und Gewölbe wurden in reichster und schönster Weise mit Stuck bekleidet und auch das Äußere im Charakter der Zeit umgestaltet*).



Abb. 8. Kirche zu Salzhausen.

Die **Dreifaltigkeitskirche zu Harburg** ist 1650—1652 erbaut. Äußerlich einfach, einschiffig, mit schlankem Turm, wirkt das Innere außerordentlich reich durch die eingebauten Emporen, den schönen Altar und die prachtvollen Epitaphien. (Abb. 9)**).

Die **Kirche in Stellichte** wurde 1610 erbaut, ist einschiffig, hat bemalte Holzdecke und einen Westturm. Die Kirche zu Sehnde, Kr. Burgdorf, 1737 erbaut und verschiedene Landkirchen wie die in Artlenburg, Kr. Lüneburg, Jesteburg (Kr. Harburg), Römstedt (Kr. Ülzen) gehören mit der schönen Klosterkirche von Medingen hierher.

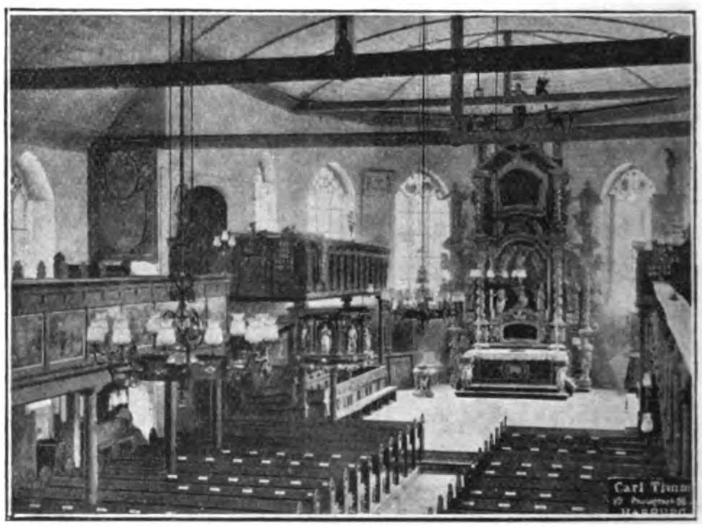


Abb. 9. Dreifaltigkeitskirche zu Harburg.

Die Klöster

Die angeblich **älteste Klostergründung** soll **Ramelsloh** (Kr. Winsen) sein, das von Corvey aus durch Bischof Ansgar um 842 gegründet wurde. Erhalten ist aus dieser Zeit nichts mehr, aus gotischer Zeit noch der Chor mit den wundervollen Glasgemälden und einer reichgeschnitzten Bank an der Südseite.

*) Mithoff. V. S. 35.

**) Niedersachsen. Zeitschrift. 1911. Nr. 15.

Verschwunden sind auch die Klöster zu Scharnebeck*), Oldenstadt und St. Michael in Lüneburg, nur ihre Gotteshäuser sind noch erhalten.

Es bestehen jetzt noch sechs Klöster im Regierungsbezirk: Lüne, Ebstorf, Wienhausen, Isenhagen, Medingen, Walsrode, die alle bemerkenswerte Baudenkmäler beherbergen.

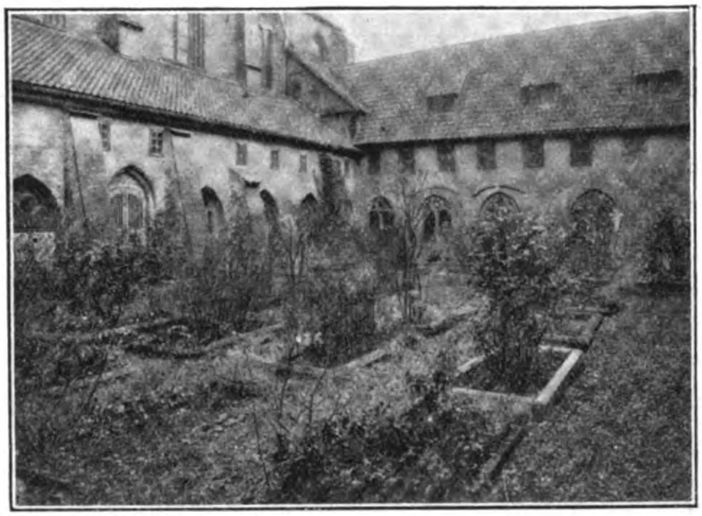


Abb. 10. Kloster Lüne. Kreuzganghof.

Ursprünglich gemeinsam war allen Klöstern die Kirche, an die sich der Kreuzgang anlehnte, welcher den stillen Friedhof der Klosterfrauen umschloß. Erhalten ist diese feine stimmungsvolle Anlage noch in Lüne (Abb. 10), Ebstorf, Wienhausen, der Kreuzgang zumteil noch in Isenhagen. An den Kreuzgang (Abb. 11) schlossen sich Remter, Kapitelsäle und Wirtschaftsräume; über dem Kreuzgang lagen an breiten, holzüberdeckten Gängen (Abb. 12) die Schlafräume der Nonnen. Besonders schön sind die Anlagen in Lüne und Ebstorf erhalten. Um diesen Kern der alten Anlage wurden in späteren Zeiten noch weitere Gebäude aufgeführt, die den veränderten Zwecken der Klöster nach der Reformation dienten.



Abb. 11. Kloster Lüne. Kreuzgang.

Kloster Lüne stammt noch fast ganz aus der Zeit nach dem Jahre 1372, in dem ein Brand das Kloster einäscherte. An der Nordseite liegt die einschiffige gewölbte Kirche mit renoviertem Nonnenchor, der Kreuzgang ist gewölbt und hat dreiteilige Fenster mit Glas-

*) Th. Benecke. Das Kloster Scharnebeck. Bremen 1905.

malereien. Im Remter sind noch die alten Einrichtungsgegenstände erhalten*) (Abb. 13).

Im **Kloster Ebstorf**, gestiftet um die Mitte des 12. Jahrhunderts, ist die zweischiffige gotische Kirche (Abb. 14) mit weit vorspringendem Nonnenchor erhalten. Im Seitenschiff ein Fries aus gebranntem Ton, Heilige darstellend (Abb. 15). Der gewölbte Kreuzgang birgt wertvolle Glasmalereien in den Fenstern**).



Abb. 12. Kloster Lüne. Gang im Obergeschoß.

Kloster Wienhausen, 1220 gegründet, stammt zumteil aus gotischer Zeit. Der schöne Nonnenchor wird um 1300 entstanden sein, sein Westfenster hat Maßwerkteilungen in Sandstein. Die Wände und Gewölbe sind bemalt. Die Kirche ist 1703 bis 1710 erneuert. Schöne gotische Backstein-Architektur mit Spitzbogenfenstern und Staffelgiebeln im älteren vorderen Klosterhof***).

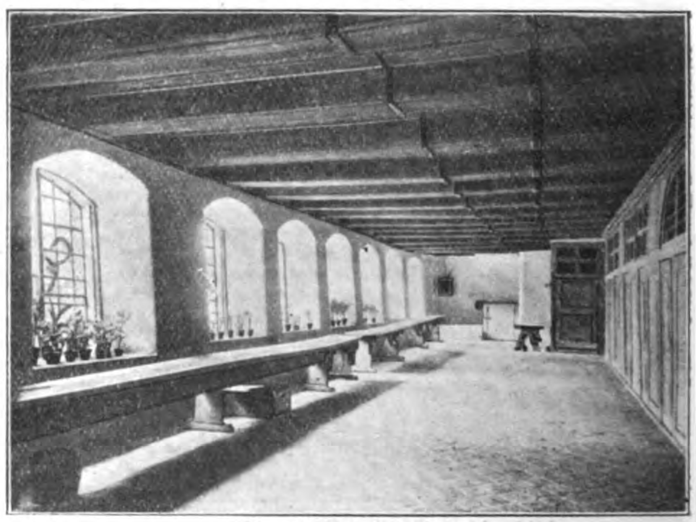


Abb. 13. Kloster Lüne. Remter.

In **Kloster Isenhagen** (S. I 121), 1243 von Herzogin Agnes gestiftet, stammen aus gotischer Zeit nur noch die einschiffige ungewölbte Kirche und ein Teil des gewölbten Kreuzganges, um 1345 erbaut. **Walsrode** soll schon um 985 gegründet sein; das wenige, was an alten Bauten erhalten ist, stammt aus dem 15. Jahrhundert. 1482 brannte das Kloster ab. Die alte zweischiffige interessante

*) Mithoff V. S. 120.

**) Mithoff V. S. 63.

***) Mithoff V. S. 273.

Kirche wurde 1847 abgebrochen, nur der flachgedeckte Nonnenchor blieb erhalten*).

Kloster Medingen zeigt eine großzügige einfache Klosteranlage aus dem letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts (S. I 156). Die runde Kirche mit dem schönen Turm liegt in der Mitte, als Flügel lehnen sich zu beiden Seiten die Klostergebäude an. Aus gotischer Zeit stammt noch ein Backsteingebäude auf dem

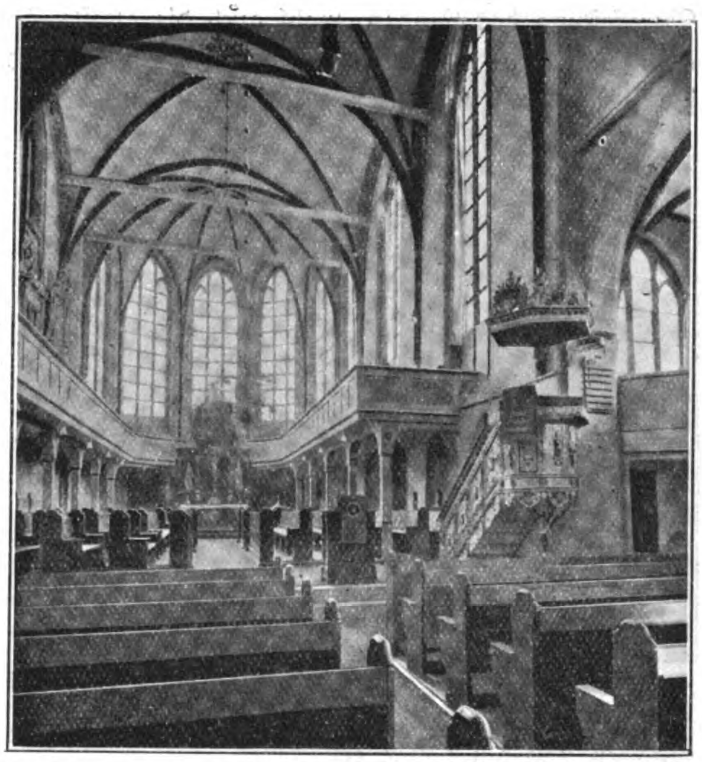


Abb. 14. Ebstorf. Kirche.

Klosterhofe, der einzige Rest, der vom Brande 1781 verschont geblieben ist.

Bauwerke der Fürsten.

Die Baukunst der Fürsten nahm ihren Ausgang von der Errichtung der Burgen an den festen Plätzen, die das Land gegen die Nachbarn schützen sollten. Alte Burgen gab es im Lüneburgischen mehr denn fünfzig; sie bildeten eine Kette sächsisch-bardischer Verteidigungswerke gegen die Wenden**). Um 951 baute Herzog Hermann Billing auf dem Kalkberge zu Lüneburg die einzige ausgesprochene

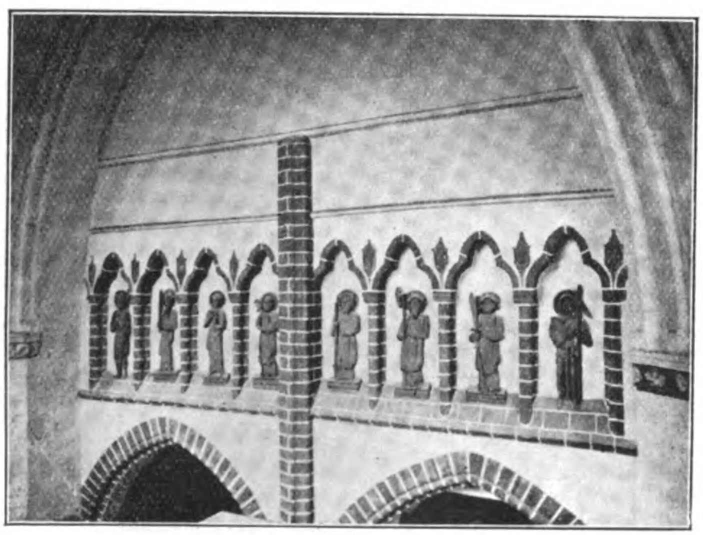


Abb. 15. Ebstorf.
Fries mit Figuren aus gebranntem Ton im Seitenschiff.

*) Mithoff V. S. 265.
**) Mithoff V. S. 8.

Bergfestung des Landes, wohl auch die älteste Burg; von ihr ist nichts erhalten. Aus den Burgen entwickelten sich die Herrschaftssitze — als die Burg auf dem Kalkberge in Lüneburg 1372 zerstört wurde, erbaute man das Fürstenhaus in der Stadt. Celle, Gifhorn, Winsen a. d. L. waren ursprünglich Burgen. In Bleckede, Dannenberg, Lüchow standen Schlösser, von denen noch die runden Türme erhalten sind. In Winsen a. d. L. ist das schmucklose Gebäude mit der Kapelle und dem massigen Turm zu einer eindrucksvollen Gruppe zusammengestimmt (S. I 183). Die reichsten und am besten erhaltenen Anlagen sind Celle und Gifhorn.

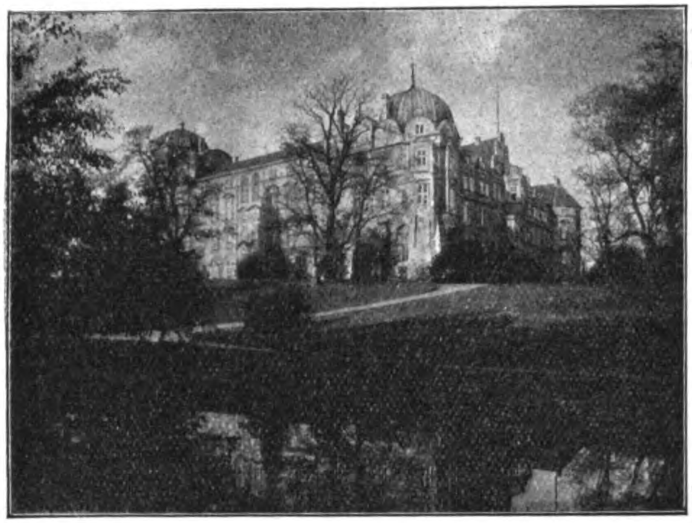


Abb. 16. Das Schloß zu Celle.

In Celle bestand 1317 schon ein Schloß. Heinrich der Mittlere begann 1485 einen Neubau, von dem ein Teil im östlichen Flügel mit der Kapelle erhalten ist. Ernst der Bekenner gab dem alten Teile des Schlosses mit den eigenartigen halbrunden Giebeln gegen 1530 wohl die jetzige Form (Abb. 16). Den prächtigen Inhalt, die reiche Ausstattung der Räume mit prachtvollen Stuckdecken, schuf Georg Wilhelm mit Hülfe des Baumeisters Lorenzo Bedogni (1670), Maurermeisters Pietro Riva (1672), Stuckateurs Giovanni Battista Torniello (1675)*) (Abb. 17). Das Schloß bildet ein großes Rechteck mit innerem Hof und Kuppeltürmen auf drei Ecken, die vierte Ecke nimmt die Kapelle ein, die im reichsten Renaissancestil ausgebaut ist. Umgeben war das Schloß von Graben und Wall mit vier Bastionen.

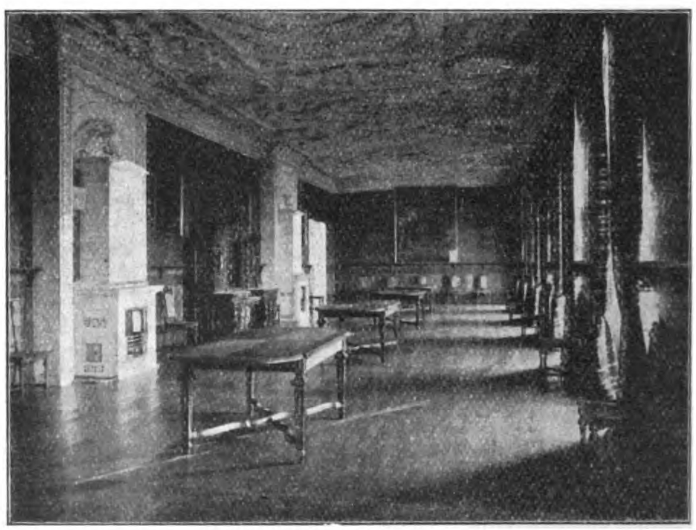


Abb. 17. Celler Schloß, Speisesaal.

*) Mithoff V. S. 37.

Das Schloß in **Gifhorn** wird 1296 erwähnt (S. I 163). Das jetzige Schloß erbaute Herzog Franz um 1540 mit Hülfe des Baumeisters Michael Clasen und seines Sohnes. Herzog Wilhelm baute die Räume 1575 und 1576 aus. Gifhorn war so fest, daß es die Schweden 1639 nicht erobern konnten. Besonders bemerkenswert ist die 1547 erbaute Schloßkapelle, die erste, die nach der Reformation im Lüneburger Lande entstand und in ihrer inneren Einrichtung besonders bemerkenswert dadurch ist, daß zwei Emporen übereinander angeordnet sind (Abb. 18). Malerisch sind die Hofansichten, namentlich der schöne Aufgang zur Kapelle (Abb. 19).


Abb. 18. Gifhorn. Schloßkapelle.

In Lüneburgischen Landen bestanden außer den bereits genannten noch eine ganze Anzahl fürstlicher Schlösser, von denen Reste erhalten sind, so in Ahlden — bekannt durch die unglückliche Prinzessin Sophie Dorothea, die Tochter Georg Wilhelms*), — Fallersleben, Harburg, Hitzacker, Ülzen, Lüneburg; Jagdschlösser in Garlstorf, Göhrde, Weihausen, Wienhausen, Grünhagen bei Lüneburg, die aber zumteil verschwunden sind.

In Medingen ist noch das fürstliche Wohnhaus erhalten, das Herzog Ernst der Bekenner als Witwensitz für seine Gemahlin 1541 erbauen ließ. Es zeigt einfache, aber malerische Renaissanceformen (Abb. 20).

Baukunst der Städte.

Die mächtigste Stadt im Lüneburger Lande war im Mittelalter **Lüneburg**, dessen Anfänge ins 8. Jahrhundert zurückgehen. Um die Salzquelle am Fuße des Kalkberges siedelten sich die ersten Bewohner an, der Salzquelle verdankt die Stadt ihr späteres Aufblühen, besonders als nach dem Fall Bardowicks auch der Handel sich nach Lüneburg wandte. Starke Mauern mit mächtigen Türmen umgaben die Stadt und unter ihrem Schutze entstand ein lebensvolles Bürgertum, das, geleitet von einer kraft-

*) Kunstdenkmäler. III. 1. S. 110.

vollen Geschlechterregierung, die zumteil noch jetzt stehenden Bauten schuf, denen das heutige Lüneburg seine künstlerische und malerische Eigenart verdankt. Als lebendiges Zeugnis höchster Blüte steht noch heute das Rathaus (S. I 723) vor uns, ein großes Rechteck, mit seiner Hauptfront am Marktplatze gelegen*). In gotischer Zeit schmückten fünf Türme den Mittelgiebel dieser Schauseite, die sonst auch großen Reichtum an Glasuren, Formsteinen und Ornamenten zeigte; die jetzige Ansicht wurde vom Stadtbaumeister Georg Wilhelm Schulz 1720 auf der Grundlage der alten Mauern und Pfeiler im damals herrschenden Barockstil erbaut. (Siehe das Kopfbild.) Alte Architekturteile zeigt die Ansicht am Ochsenmarkt und besonders stimmungsvoll wirkt die malerische Front des Rathauses am Marienplatz. Der Reichtum des Rathauses an stimmungsvollen und künstlerisch bedeutenden Räumen ist groß. Die Gerichtslaube (Abb. 21) auf gotischen Konstruktionsteilen in der Renaissancezeit bemalt, mit ihren alten farbigen Fenstern, den schönen gotischen Silberschränken, in



Abb. 19. Schloß zu Gifhorn, Hofansicht.

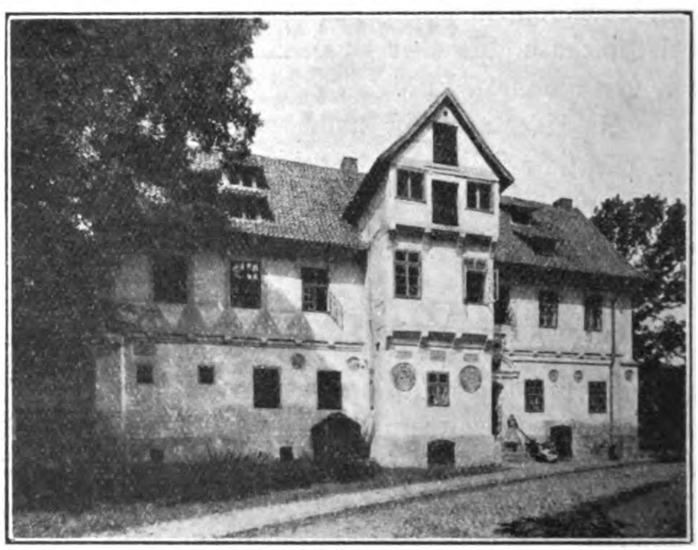


Abb. 20. Medingen. Fürstliches Wohnhaus.

*) Kunstdenkmäler III. 2 u. 3. S. 197.

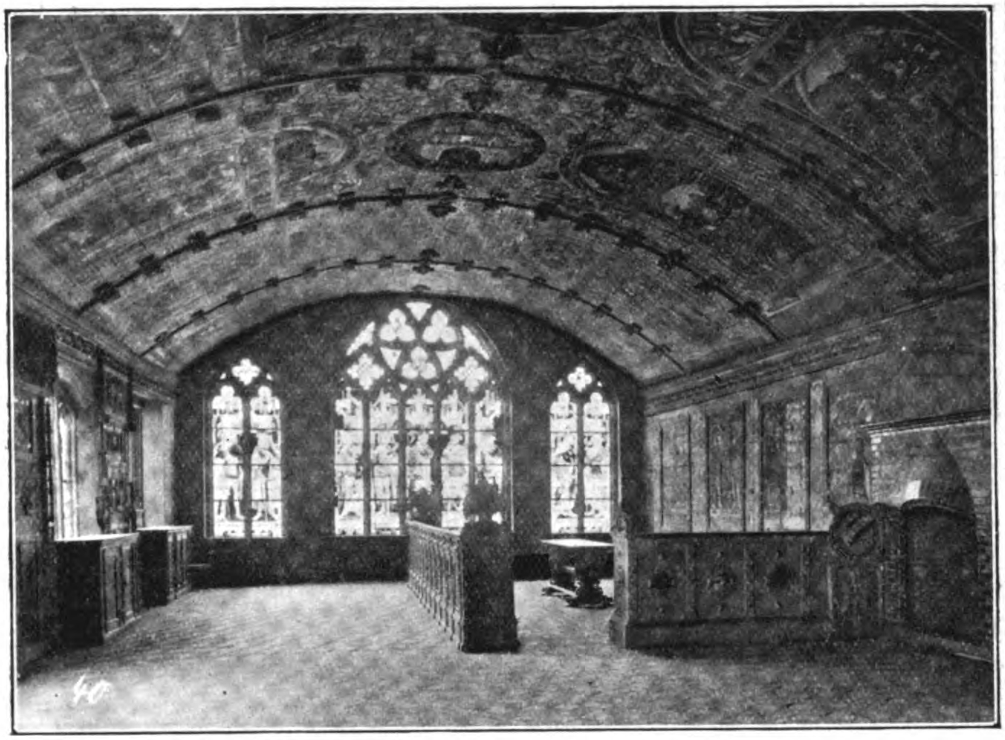


Abb. 21. Rathaus zu Lüneburg, Laube.

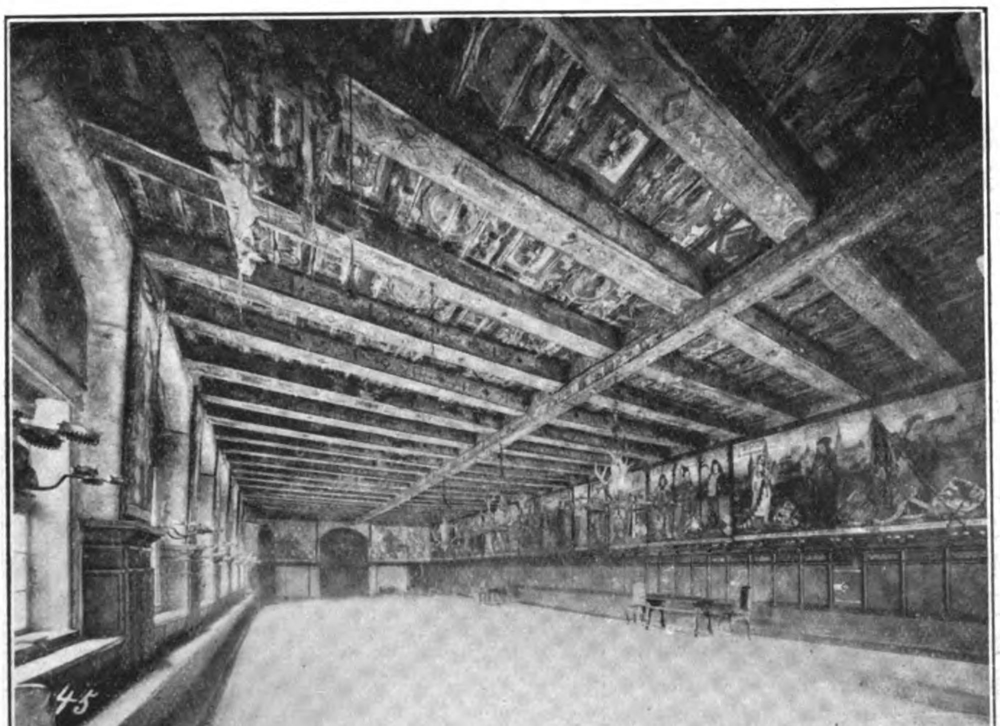


Abb. 22. Fürstensaal im Rathaus zu Lüneburg.

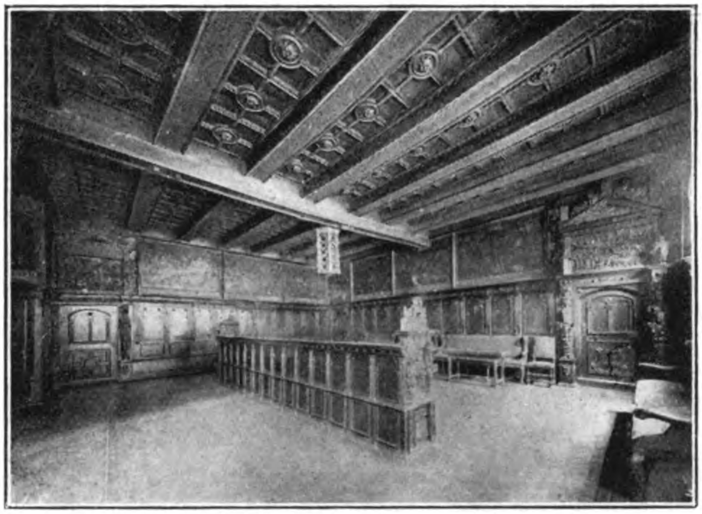


Abb. 23. Rathaus zu Lüneburg, Große Ratsstube.

denen ehemals der Ratssilberschatz aufbewahrt wurde, den reich behandelten Gerichtsschranken gehört zusammen mit dem wundervollen kleinen Archiv, der stimmungsvollen Körkammer, der mit seinen alten Wand- und Deckenmalereien erhaltenen Alten Kanzlei (jetzt Ratsmuseum), dem jetzt dunklen Wandhause unter dem Fürstensaale zu den ältesten Teilen des Rathauses, die bis um 1300 hinaufreichten. Noch älter war die frühere alte Küche, an deren Stelle jetzt das Archiv steht. Das alte Archiv am Ochsenmarkt, das Kämmereigebäude und der Fürstensaal sind in gotischer Zeit erbaut — die Wandtäfelungen des Fürstensaales zeigen feines Maßwerk, und unter der Deckenmalerei mit den Brustbildern römischer Kaiser sitzt noch die gotische Malerei. Die Fürstenbilder dieses Saales sind ebenfalls gotischen Ursprungs, später, namentlich um 1600, aber häufig übermalt; die in der Mitte hängenden Kronleuchter sind eigenartig in ihrer Verbindung von Geweih, Schmiedeeisen und Holzplastik und gehören dem 15. Jahrhundert an (Abb. 22). Aus der Blütezeit der Kunst in Lüneburg stammt die 1566—86 ausgebaute große Ratsstube am Ochsenmarkt, deren Gebäude 1567, mit umfassender

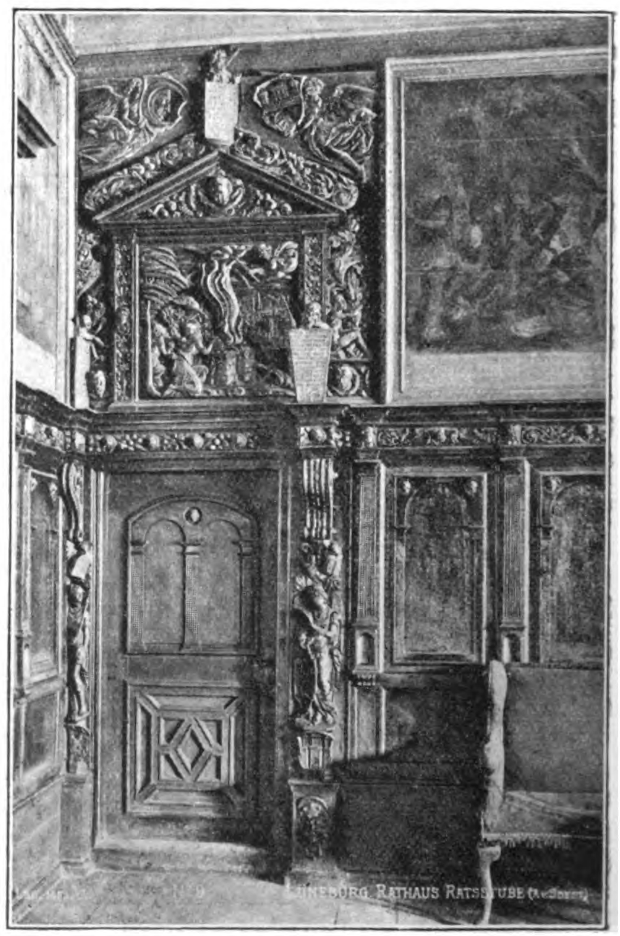


Abb. 24. Rathaus zu Lüneburg, Gr. Ratsstube.

Verwendung von Tausteinen innen und außen erbaut wurde. In diesem Raume (Abb. 23) werden die Wände von hohen Holzverkleidungen bedeckt, deren Friese ganz wundervolle Ornamente enthalten und als deren Meister Gert Suttmeyer festgestellt wurde. Besonders reich sind die Türumrahmungen (Abb. 24) — die Meister Albert von Soest schuf — ausgebildet, und wer sich in Einzelheiten dieser üppigen Ornamentik und Holzplastik vertieft, der hat Erlebnisse von höchster künstlerischer Kraft und Feinheit. Die Ölgemälde über der Holzverkleidung sind von dem Maler Daniel Frese, der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts lebte; die Decke schuf Gert Suttmeyer, die mittlere Bank mit den schönen Wangen Gert Suttmeyer und Albert von Soest gemeinsam. Von einem dritten bedeutenden Lüneburger Bildschnitzer — Warneke Burmester — stammen die Schnitzereien der Wandverkleidungen und die schöne Tür in der sogenannten großen Kommissionsstube im Kämmereigebäude, die 1584 entstanden. In anderen Räumen des Rathauses sind noch zahlreiche schöne Einzelheiten, Kamine, Decken, Wandverkleidungen erhalten.

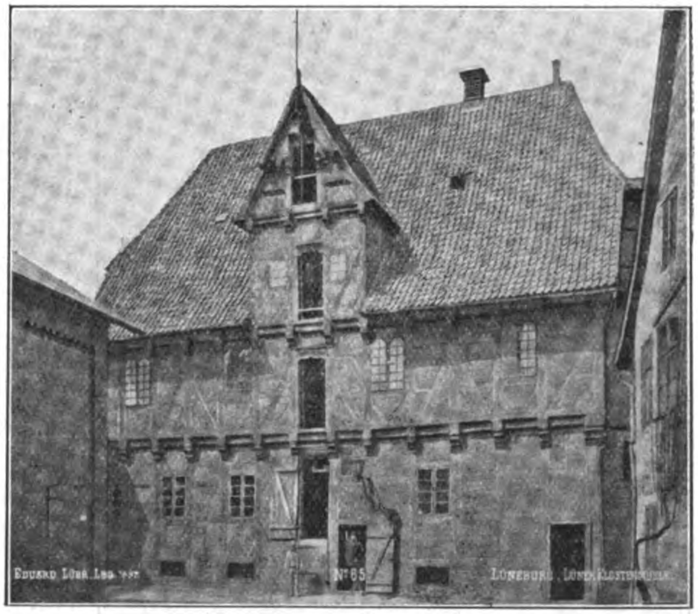


Abb. 25. Lüner Klostermühle zu Lüneburg.

Neben diesem Schatzkästlein alter Baukunst hat Lüneburg noch eine Reihe städtischer Bauten von hoher Schönheit. Der alte Krahn — ein Meisterwerk alter Ingenieurkunst — geht wohl noch ins 15. Jahrhundert zurück (S. I 703). Das Kaufhaus (ebenda) mit seiner barocken Kirchenfassade erbaute 1741–45 der Stadtbaumeister Joh. Phil. Haeseler. Das Glockenhaus von 1482 hat eine monumental entwickelte gotische Ansicht; das Kalandshaus an der Johanniskirche ist nach alten Resten in gotischem Charakter hergestellt.

Von den alten Mühlen ist die Ratsmühle mit ihrem zierlichen Fachwerksbau aus dem 16. Jahrhundert und die Lüner Mühle (Abb. 25) von 1576 erhalten; von der Abtsmühle gibt nur noch der alte schöne Wasserturm der Abtskunst (1530 begonnen) Kunde.

Die mittelalterliche Saline ist verschwunden. Die jetzigen Gebäude sind im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts von dem Hamburger Baumeister Georg Sonnin errichtet.

Ebenso kraftvoll wie die der städtischen Gebäude entwickelte sich die bürgerliche Baukunst*). Zahlreiche Giebelhäuser an allen Straßen der Stadt — von frühsten einfachen Dreiecksgiebeln mit Blenden, über die vertikal und streng gegliederten Staffelgiebel des 15. Jahrhunderts (Abb. 26), bis zu den reichen, horizontal durch Reihen von Stichbogennischen mit üppiger Verwendung des Tausteines belebten Staffelgiebeln des 16. Jahrhunderts (Abb. 27) — geben Kunde vom künstlerischen Empfinden der alten Lüneburger. Das Wohnhaus stand meist mit dem Giebel nach der Straße. Architektonisch ausgebildet wurde an der Hausfront immer nur das Portal mit reich gegliederten Leibungen und der Staffelgiebel. In alter Zeit selten und nur bei Kleinbürgerhäusern, im 16. Jahrhundert häufiger, traten auch Reihenhäuser ohne Giebel auf, von denen das bedeutendste das Witzendorfhaus an der Bardowicker Straße von 1559 ist (Abb. 28). Der Staffelgiebel verschwindet mit dem 16. Jahrhundert. Im 17. Jahrhundert traten die Schneckengiebel auf (Abb. 29), die im 18. und 19. Jahrhundert wieder von dem einfachen Dreiecksgiebel verdrängt wurden. Im 18. Jahrhundert wird ein einfacher Backsteinbau, der Barockformen auf den Backstein überträgt, viel verwandt, am ausgeprägtesten an den Pfarrhäusern der Johanniskirche (Abb. 30).

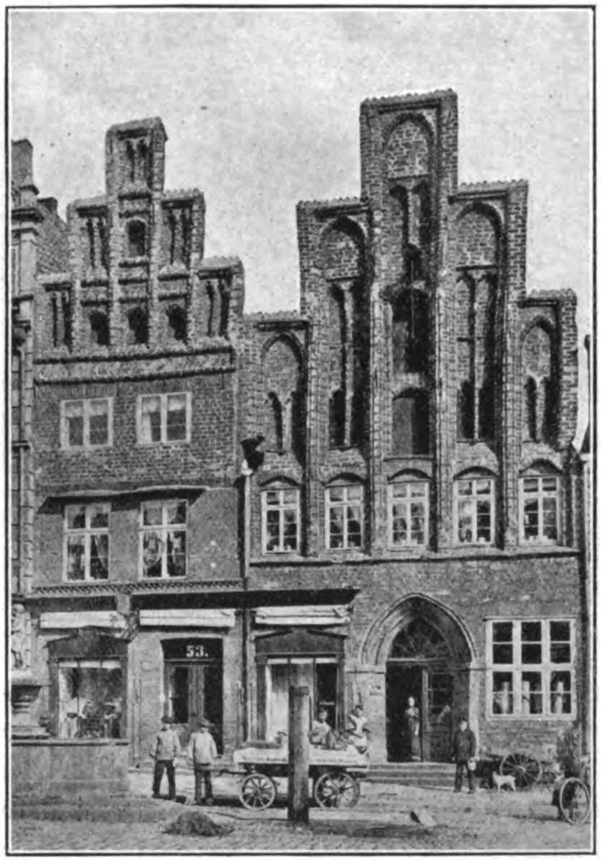


Abb. 26. Lüneburg. Gotische Häuser am Sande.

Aus der Renaissancezeit — 16. Jahrhundert — sind reiche Sandsteinportale erhalten an der Ratsapotheke und dem Hause am Berge 37. Eine eigenartige Sandsteinarchitektur, die an westfälische Bauten erinnert, zeigt das Haus Lüner Torstraße 21, jetzt Steueramt.

Der Fachwerkbau hat in Lüneburg keine große Ausdehnung erfahren; es gibt eine Anzahl schöner Bauten schon aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, sie liegen aber meist in Höfen und an kleinen Straßen.

*) Kunstdenkmäler III. 2 u. 3. S. 320 f.

Fußböden und Schwellen werden mit Ornamenten und Sprüchen geschmückt, die Fächer mit Ziegeln in Mustern ausgemauert.

Einzelheiten aus allen Architekturzeiten, Dielen, schöne Zimmerdecken, Wandverkleidungen, Kamine und namentlich prächtige Türen aus dem 18. Jahrhundert sind noch in vielen Häusern erhalten.

Die **Fürstenstadt Celle** hat einen derartigen künstlerischen Aufschwung wie Lüneburg nicht genommen. Ihre stärkste Kunst zeigte sich an den höfischen Bauten.

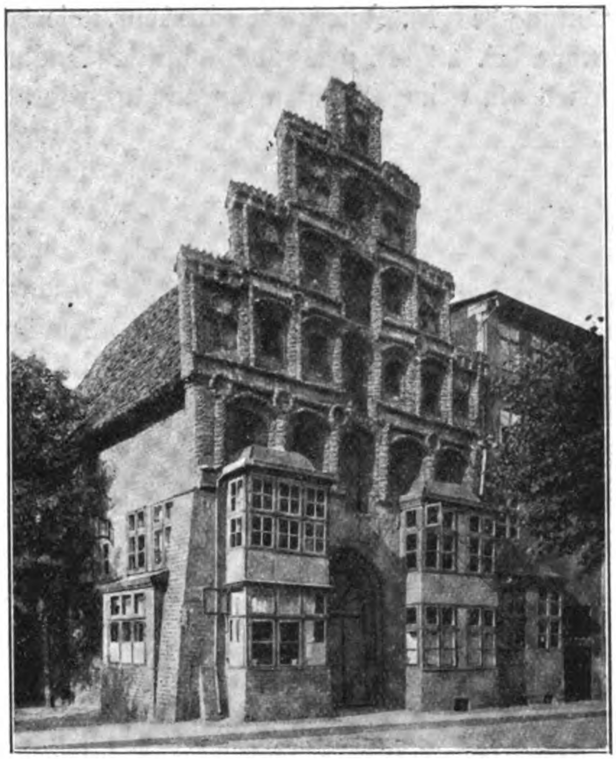


Abb. 27. Lüneburg. Haus an der Lüner Torstraße.

Celle war gegen 1292 unter Herzog Otto im Entstehen begriffen und erhielt um diese Zeit auch das Stadtrecht. Das **Rathaus** (S. I 736) ist ein einfacher, langgestreckter verputzter Bau mit Sandsteingliederungen aus dem 16. Jahrhundert. Die Front ist mit Halbsäulen, einem Ausbau und einem zierlichen Erker außerordentlich reizvoll geschmückt. Der nördliche Giebel ist reich gegliedert durch Gesimse und Pilaster und trägt in der Spitze die Jahreszahl 1579.

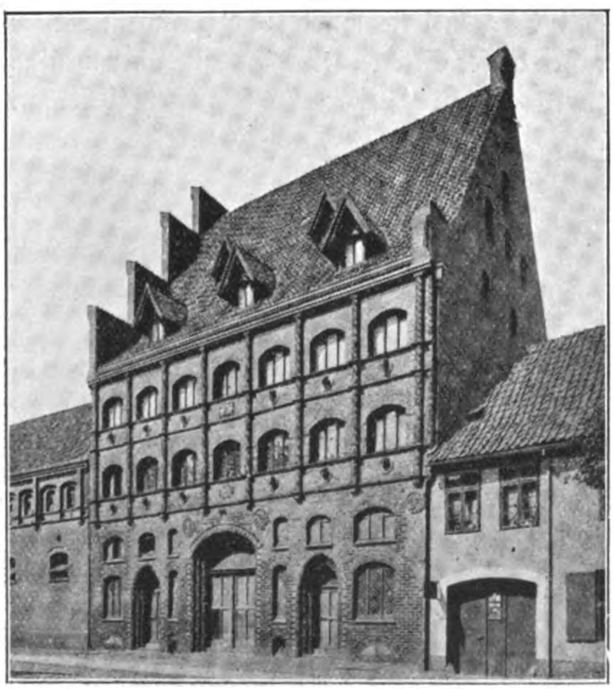


Abb. 28. Lüneburg. Witzendorffsches Haus an der Bardowicker Straße.

Die **bürgerliche Baukunst der Stadt Celle** wird ganz vom Fachwerkbau beherrscht. Das Straßenbild erscheint dadurch anheimelnd und zierlich; monumentale Wirkungen werden indessen nirgends erreicht. Die ersten Fachwerkhäuser wurden im

Anfang des 16. Jahrhunderts erbaut, wie das Eckhaus Post- und Rundestraße (S. I 744), das noch gotische Ornamente, die auch sonst an verschiedenen kleinen Häusern auftauchen, zeigt. An vielen Häusern erscheinen reizvolle Einzelheiten, Erker, einmal auch eigenartige halbe Giebel. Oft werden Ständer, Fußbänder, Schwellen ganz vom Ornament überwuchert. Die Blütezeit dieses Fachwerkbaues reicht bis tief ins 17. Jahrhundert hinein. Ein eigenartiges Fachwerkhaus aus dem 17. Jahrhundert mit zwei Erkern, die gedrehte Säulen zeigen, steht an der Stechbahn (Abb. 31). Die späteren Bauten zeigen oft große räumliche Ausdehnung, sind aber in ihrer Form sehr einfach (an der Trift) und nur einzelne besonders reizvoll behandelte Türen des 18. Jahrhunderts heben sich heraus.



Abb. 29. Lüneburg. Haus mit Schneckengiebel am Sande.

Die anderen Städte des Regierungsbezirkes, wie Ülzen, Harburg, Winsen a. d. L. zeigen an ihren massiven und Fachwerkbauten noch manche eigenartige und ansprechende Einzelheiten*); sehr viel ist indessen nicht mehr erhalten. In manchen Straßen dieser Städte vereinigen sich aber wenige erhaltene Bauten des Mittelalters — in Ülzen ein Backsteingiebel in der Veerser Straße und das Probsteigebäude — mit den einfachen Bauwerken jüngerer Zeiten zu anziehenden malerischen Straßenbildern.



Abb. 30. Lüneburg. Pastorenhäuser an der St. Johanniskirche.

Skulptur und Malerei.

Romanische- und Übergangszeit

Aus romanischer Zeit ist nur wenig an Bildwerken mehr vor-

*) Mithoff. V. S. 52 u. 262.

handen; die Kapitelle und Frieskonsolen am Dom zu Bardowick mit ihrer großzügigen Ornamentik, und ein feinverziertes Wandsäulenkapitell*) aus Gipsmörtel im Museum zu Lüneburg zeigen das entwickelte künstlerische Gefühl der Zeit. Aus einem flüchtig bearbeiteten ausgehöhlten Findling besteht der Taufstein aus Hollenstedt (Kr. Harburg) im Museum zu Lüneburg (S. II 564), der sicher sehr alt ist; der Sage nach soll Karl der Große aus ihm die Sachsen haben taufen lassen. Ältere Glocken sind noch vorhanden in der Michaeliskirche zu Lüneburg (12. Jahrhundert), im Museum zu Lüneburg (13. Jahr-



Abb. 31. Celle. Stechbahn 5.

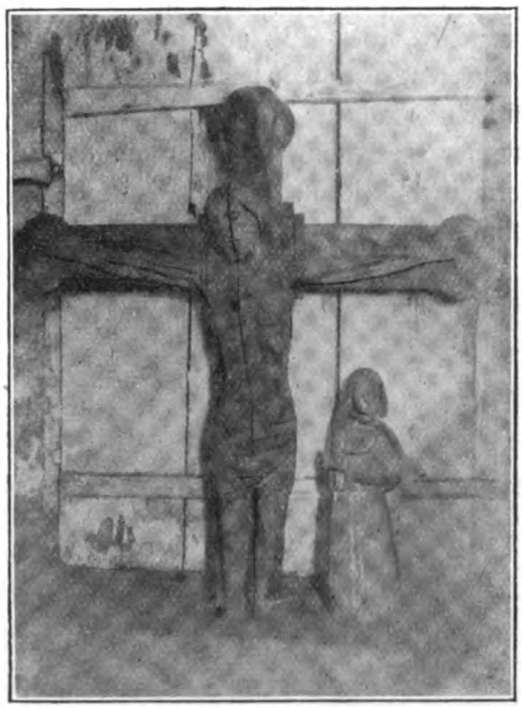


Abb. 32. Kirche zu Undeloh (Kr. Winsen, L.). **Kruzifix.**

hundert), in Bastorf (um 1200), in Embsen (um 1200), im Dom zu Bardowick**) (um 1190), Jesteburg***).

Einen sehr alten Christuskörper, bei dem die Füße nebeneinander auf dem Bett stehen und der sehr herb gezeichnet ist, besitzt die Kirche zu Undeloh (Kr. Winsen). Abb. 32.

War die Zeit vor 1300 mehr ein Suchen nach künstlerischen Ausdrucksmöglichkeiten, so setzt jetzt der Beginn einer B l ü t e z e i t a l l e r K ü n s t e ein, die sich im Anfange nur auf kirchliche Gegenstände erstreckt, allmählich aber das gesamte bürgerliche Leben mit umfaßt und im 15. Jahrhundert zu einer vollkommenen Sicherheit in der Beherrschung der Form und des Materials emporwächst. Gotische Zeit (1300—1520)

*) Führer durch die Sammlungen des Museums Lüneburg. V. 1. S. 6.

**) Lüneburger Museumsblätter. Band I.

***) Niedersachsen. 1912. Nr. 8.

Die eng mit dem Bauwerk verbundenen Arbeiten in natürlichem Stein und in gebranntem Ton wurden schon bei Besprechung der Bauwerke zum Teil erwähnt. Kapitelle aus Sandstein sind in der Johanniskirche in Lüneburg erhalten, gebrannte Tonreliefs in Kloster Ebstorf, Abb. 15, am Chor der Marienkirche in Ülzen und in Wustrow. Im 15. Jahrhundert wurden Bildwerke in Gipsmörtel geformt oder geschnitten — Kapitelle, Schlußsteine, Konsolen ornamentaler und figürlicher Art in den Kirchen Lüneburgs, in Ebstorf, im Kloster Lüne, in der Stadtkirche zu Ülzen und im Kloster Wienhausen. Selbständige Kunstwerke entstehen in Form der Epitaphien und Gedenksteine; die Anordnung ist immer die gleiche: um die große im Anfang nur eingeritzte, später plastische Gestalt unter gotischer Architektur zieht sich am Rande die Inschrift. Kloster Lüne besitzt neben anderen Gedenksteinen einen schönen Grabstein mit dem Wappen der Familie von Estorff; im Dom zu Bardowick befindet sich außer einigen großen gotischen Grabplatten auch der schöne Stein Hermann Schomakers von 1406, bei dem die Gestalt des Geistlichen aus einer in den Stein eingelassenen gravierten Bronceplatte besteht. Gotische Grabplatten liegen noch in Isenhagen, Ramelsloh, ferner vor der Tür eines Wirtshauses in Brietlingen (Kr. Lüneburg) der leider stark abgetretene Grabstein des Bürgermeisters Springintgut von Lüneburg. Gedenksteine standen in Lüneburg zur Erinnerung an die erschlagenen Bürgermeister im Kampf der Ursulanacht von 1372, von denen der für den Bürgermeister Viskule in der Nikolaikirche (der obere Teil steht in der Johanniskirche) erhalten ist. Aus ihnen

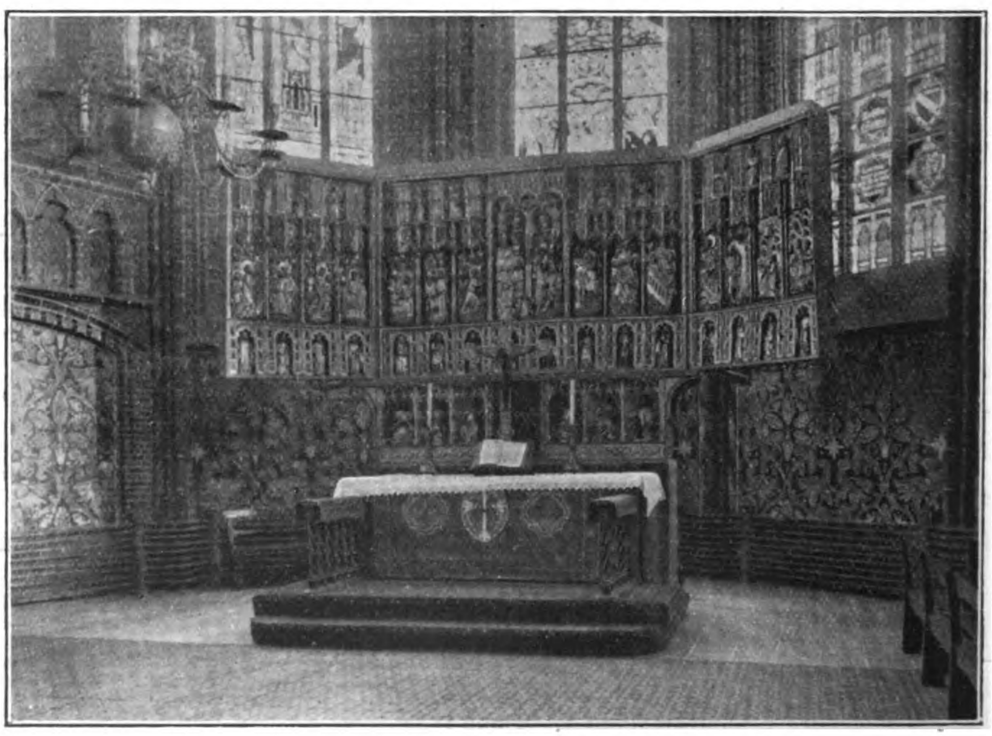


Abb. 33. St. Johanniskirche zu Lüneburg. Hauptaltar.

entstanden die freistehenden Beischläge vor den Hauseingängen in Lüneburg, von denen zwei mit dem Wappen der Familie Wülsche am Sande noch stehen, Abb. 29, mehrere andere im Museum aufbewahrt werden*).

In der Gestaltung und Ausbildung der **Altäre** und **Chorstühle** feiert die gotische Kunst ihre höchsten Triumphe. Die Altäre sind fast immer Triptychen. Die Mitte bildet ein Schrein, der mit Flügeln geschlossen werden kann. Schrein und Innenseite der Flügel werden durch Strebepfeilerchen mit Baldachinen darüber, die reich mit Maßwerk geschmückt sind, in Nischen geteilt — oft in mehreren Etagen übereinander — in denen entweder einzelne Heilige oder Gruppen, die Leidensgeschichte des Heilandes darstellend, stehen. Bekrönt war der Schrein von einer aufrechtstehenden Blattkante und unterstützt von einer Predella, die entweder bemalt ist oder ebenfalls geschnitzte Gruppen in maßwerkgeschmückten Nischen zeigt. Das ganze ist reich vergoldet und bemalt. Zu Mithoffs Zeiten waren noch 55 solcher Flügelaltäre erhalten**), darunter neun mit doppelten Flügeln; die Außenflügel waren dann nur bemalt, wie an den großen und reichen Altären in der Johanniskirche (Abb. 33) und der Nikolaikirche in Lüneburg. Ein Flügelaltar mit besonders schönen Gruppen befindet sich im Kloster Lüne, einen anderen, dessen alte Bemalung noch gut erhalten ist und der aus Gr. Wittfeitzen stammt, bewahrt das Museum zu Lüneburg***). Ferner stehen Flügelaltäre in Betzendorf, Kreis Lüneburg, im Südschiff der Johanniskirche zu Lüneburg, in Altencelle, in Bardowick, Dahlenburg, Dorfmark, Isenhagen, Lehmke (Kreis Ülzen), Suckau (Kreis Lüchow), Schwarmstedt (Kreis Burgdorf), Müden a. d. Aller, Munster, Ohrdorf, Römstedt, Schnega, Ülzen: St. Viti, Wathlingen, Wienhausen und an anderen Orten.

Im Museum zu Lüneburg wird der Rest des **Fürstengrabes aus St. Michael** in Lüneburg aufbewahrt, ein viereckiger hölzerner, niedriger Unterbau mit gotischen Bogenstellungen, Wappen und Figuren, der ehemals zwei Bronzetafeln mit den Flachreliefffiguren Ottos des Strengen und seiner Gemahlin Mechtild trug†). In Kloster Wienhausen befindet sich ein gotischer Holzsarg, „der den Leichnam Christi enthält"††). Von dem berühmtesten Altar der Lüneburger Lande, der 1698 durch Nickel List zerstörten goldenen Tafel der Michaeliskirche zu Lüneburg, sind nur noch geringe Reste im Museum zu Lüneburg und die gemalten Flügel im Provinzial-Museum zu Hannover vorhanden.

Mit großer Liebe wurde das **Chorgestühl** ausgebildet, das aus einer Reihe von bequemen Sitzen mit hohem, baldachinartig sich vorwölbendem Überbau bestand, oft in doppelten Reihen voreinander. Die Sitze waren

*) Jahresbericht des Museumsvereins für das Fürstentum Lüneburg 1899/1901 ff.

**) Mithoff V. S. 6.

***) Führer Museum Lüneburg. II. S. 14.

†) Führer Museum Lüneburg. II. S. 120.

††) Mithoff. V. S. 279.

kräftig behandelt, der Überbau sehr zierlich mit Maßwerk geschmückt, die Wangen mit figürlichen Darstellungen bedeckt. Das reichste Chorgestühl ist in Bardowick erhalten (Abb. 34). St. Johannis in Lüneburg hat noch gotische Sitze mit schönen Wangen, Kloster Lüne einen Rest des Chorgestühls im Chor und auf dem Nonnenchor, Ebstorf auf dem Nonnenchor auf jeder Seite eine doppelte Reihe anscheinend sehr frühen Gestühles, ferner Lehmke (Kreis Ülzen), Lüchow, Isenhagen, Wienhausen und St. Nikolai in Lüneburg. Wundervoll geschnitzte Chorstuhlwangen besitzt die Kirche zu Scharnebeck. Ein schöner Stuhl in einer Nische eingebaut, befindet sich in Ramelsloh. An einigen Stellen, wie in den Klöstern Lüne, Ebstorf, Walsrode, Wienhausen werden einzelne bemalte und vergoldete Figuren aufbewahrt; auch in Beienrode (Kreis Gifhorn), Wendhausen, Bastorf (Kreis Lüneburg).

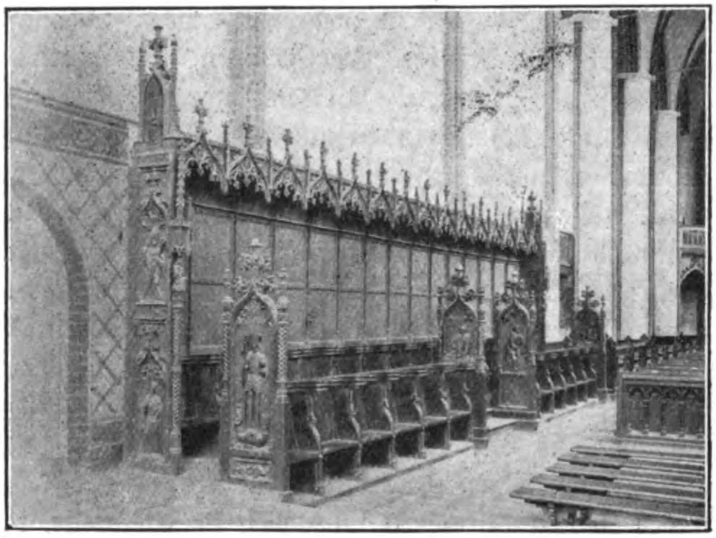


Abb. 34. Bardowick. Chorgestühl.

Von schönen alten Glocken sind eine ganze Reihe erhalten. Meister Ulricus schuf die Bußglocke und die Sonntagsglocke im Dom zu Bardowick, der große Gerhard van Wou goß 1491 die Marienglocke zu St. Nikolai, 1492 eine Glocke in St. Michael in Lüneburg. Von den Lüneburger Meistern Gerhard Klinge, Cord von der Heide, Cord Brigbusch, Hans Snitker, Bartelt van der Riet sind in Lüneburg und in der näheren und weiteren Umgebung Glocken erhalten*). Jeder der Meister hatte seine besondere Rippe, von der die Klangfarbe im wesentlichen abhing. Der Mantel der Glocken wurde mit Inschriften, Ornamenten und Reliefs, von denen einige ganz hervorragende Kunstwerke sind, geschmückt (Abb. 35).

Von den vorgenannten Meistern ist auch die größere Zahl der Erztaufen gegossen. Sie bestanden aus einem Kessel, der auf 3 bis 4 menschlichen, meist von einem Bodenring getragenen, Gestalten ruhte. Die Form geht auf den alten dreibeinigen Grapen zurück. Die Kesselwandung wird verziert mit Ornamenten und Inschriften oder kleineren Reliefs. Erhalten sind derartige Erztaufen in Bardowick 1367, Betzendorf 1368 (S. II 561), Bispingen 1406, Dorfmark 1465, Ebstorf 1310, Handorf 1440, Hittfeld 1438, Holdenstedt 1325, Kirchgellersen um 1500, Lüchow 1417,

*) Lüneburger Museumsblätter. Band I.



Abb. 35. Lüneburg. Nikolaikirche, Relief an der Franziskusschelle.

Lüne 1405, Müden a. d. Aller 1473, Munster 1432, Salzhausen 1403, Tostedt 1423. Die Soltauer Erztaufe verbrannte 1906, die von Embsen bei Lüneburg steht im Cluny-Museum zu Paris.

T a u f b e c k e n a u s S t e i n sind nach Mithoff erhalten in Burgdorf (1350, jetzt im Prov.-Museum), Stederdorf bei Ülzen (1364) und Lutterloh. Ein Taufstein von eigenartiger frühgotischer Form steht in Kirchwahlingen (Kreis Fallingbostel) (Abb. 36), ein anderer vom Jahre 1558 in Wittingen (Kreis Isenhagen). Adendorf bei Lüneburg besitzt ein mit Maß- und Blattwerk verziertes schönes Taufbecken aus Eichenholz, das etwa um 1500 entstanden ist.



Abb. 36.
Kirchwahlingen, Kr. Fallingbostel. Taufe.

Auf dem Klosterchor zu Ebstorf befindet sich ein großer bronzener

Standleuchter für 3 Kerzen*), auch St. Michael und St. Nikolai in Lüneburg hatten derartige Leuchter, die aber verschwunden sind.

Ein besonders schöner gotischer Hängeleuchter aus Holz, auf einer Seite Maria, auf der anderen St. Erasmus in einer Mandorla, mit Maßwerk reich verziert, vergoldet und bemalt, hängt in der St. Johanneskirche zu Lüneburg (Abb. 6), ein zweiter einfacherer aus Messing ebenda im Südschiff; auch Wienhausen besitzt einen gotischen Hängeleuchter aus Holz. Im Rathause zu Lüneburg befinden sich zwei bronzene zierliche Hängeleuchter und 5 große gotische Leuchter aus Hirschgeweihen mit Eisenbeschlägen und Mittelfiguren. In der Kirche zu Ülzen hängt eine Messingkrone mit Figuren.

Gotische Kanzeln gibt es in den Gotteshäusern nicht mehr, im Museum zu Lüneburg wird die Kanzel aus Emern, Kreis Ülzen aufbewahrt, ein seltenes Stück, das wohl um 1500 entstanden sein dürfte**).

Schränke und Truhen aus gotischer Zeit sind erhalten in den Klöstern, in der Johanniskirche, im Rathaus und im Museum zu Lüneburg. Sie sind kräftig gearbeitet, bestehen fast immer aus Eichenholz und zeigen mehr oder weniger reiche Flächenverzierung und eiserne, geschmiedete Beschläge.

Die Bemalung der Wände und Decken mit Ornamenten war in der farbenfreudigen Zeit der Gotik sehr verbreitet, erhalten sind aber nur Reste. So im Rathaus zu Lüneburg die alte Kanzlei und die Körkammer, in St. Johannis Gewölbmalerei im Nordschiff, im Kloster Lüne der Remter und eine Flurdecke, im Museum zu Lüneburg Reste von Wandmalereien auf Holz. Der Chor der Kirche in Wienhausen ist figürlich reich bemalt, ebenso die Decke der Kirche in Kirchhorst***). In dem Antependium des Klosters Lüne ist wohl die älteste Tafelmalerei des Landes erhalten, Tempera auf Kreidegrund unter Verwendung von viel Gold, die Gestalten noch hart, im Ausdruck aber sehr lebendig, die Architektur früh; vielleicht entstand das Bild am Ende des 13. Jahrhunderts, kurz nach dem Brande des Klosters. Bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts gehen die Malereien auf den Flügeln der Altäre zurück, die immer figürlich sind und von denen besonders bemerkenswert und künstlerisch außerordentlich fein empfunden die in St. Johannis und St. Nikolai zu Lüneburg sind. Zu St. Johannis steht ferner noch ein ganz bemalter kleiner Flügelaltar mit feiner Laubwerkbekrönung. Von dem früheren Heiligenthaler Altar stammen die wundervollen Bilder aus der Laurentius- und Andreaslegende, die am Chorumgang von St. Nicolai in Lüneburg eingebaut sind (Abb. 37). Einige gotische Tafelgemälde bewahrt auch das Lüneburger Museum.

Die Glasmalerei dieser Zeit arbeitet mit stark farbigen Gläsern, die zusammengesetzt und nur mit Schwarzlot oder wenigen Farben bemalt

*) Zeitschrift für Christliche Kunst. 1902. Nr. 2.

** Führer Museum Lüneburg. II. S. 98.

*** Kunstdenkmäler. III. 1. S. 63.

werden. Hervorragend sind die Fenster in Ramelsloh, Kreis Winsen, Kloster Ebstorf, Kloster Lüne, Kloster Walsrode (1490)*), im Rathaus zu Lüneburg, die teilweise noch ins 14. Jahrhundert zurückgehen, und, wenn auch in neuerer Zeit stark restauriert, noch gut erhalten sind.

Die Kleinkunst in Bronze, Gold und Silber ist zahlreich vertreten. Die Altarleuchter, meist auf drei Füßen stehend, tragen noch strenge, schwere Formen, wie in St. Johannis zu Lüneburg, in Undeloh (Kr. Lüneburg), in Wichmannsburg (Kr. Ülzen), im Museum zu Lüneburg. Die Form der Kelche besteht nahezu übereinstimmend aus dem graden, streng gezeichneten Becher, Handhabe, Knauf und Fuß sind sechs- oder achtseitig. Glasflüsse sind am Knauf eingelassen, oft auch an der Handhabe. Erhalten in Ebstorf (um 1325 und 1375); Lüneburg, St. Johannis und Rathaus, St. Nicolai; Kloster Medingen; St. Marien in Ülzen; Wienhausen; Wittingen; Bissendorf; Gerdau (Kr. Ülzen); Hankensbüttel; Hermannsburg; Isenhagen; Ülzen und an anderen Orten.


Abb. 37. Lüneburg. Nikolaikirche, Altarbild.

Die St. Johanniskirche in Lüneburg besitzt ein silbervergoldetes Reliquiar in Form einer gotischen Kirche, im Rathause wird ein Reliquiar aus Kupfer-Emaille aufbewahrt, Ebstorf besitzt ein Kästchen mit vielen Steinen. Im Kloster Medingen befindet sich eine Mauritius-Gestalt aus Silber und ein prachtvoller gotischer Krummstab mit reicher Maßwerkverzierung.

Außerordentlich reich ist das Land an alten Geweben und Stickereien, die zumteil in den Klöstern gearbeitet wurden. Die älteren Stoffe wurden durch die Kreuzzüge aus dem Orient, andere aus Italien und Süddeutschland eingeführt. Kloster Lüne besitzt einen Stoff aus Goldfäden, mit Löwen im Kreise, der aus dem Kloster St. Emeran bei Regensburg stammt. Alte sarazenische, byzantinische und italienische Gewebe sind im Kloster Lüne und im Museum zu Lüneburg erhalten. Gotische Stickereien werden in allen Klöstern aufbewahrt; neben älteren

*) Kunstdenkmäler III, 1, S. 177.

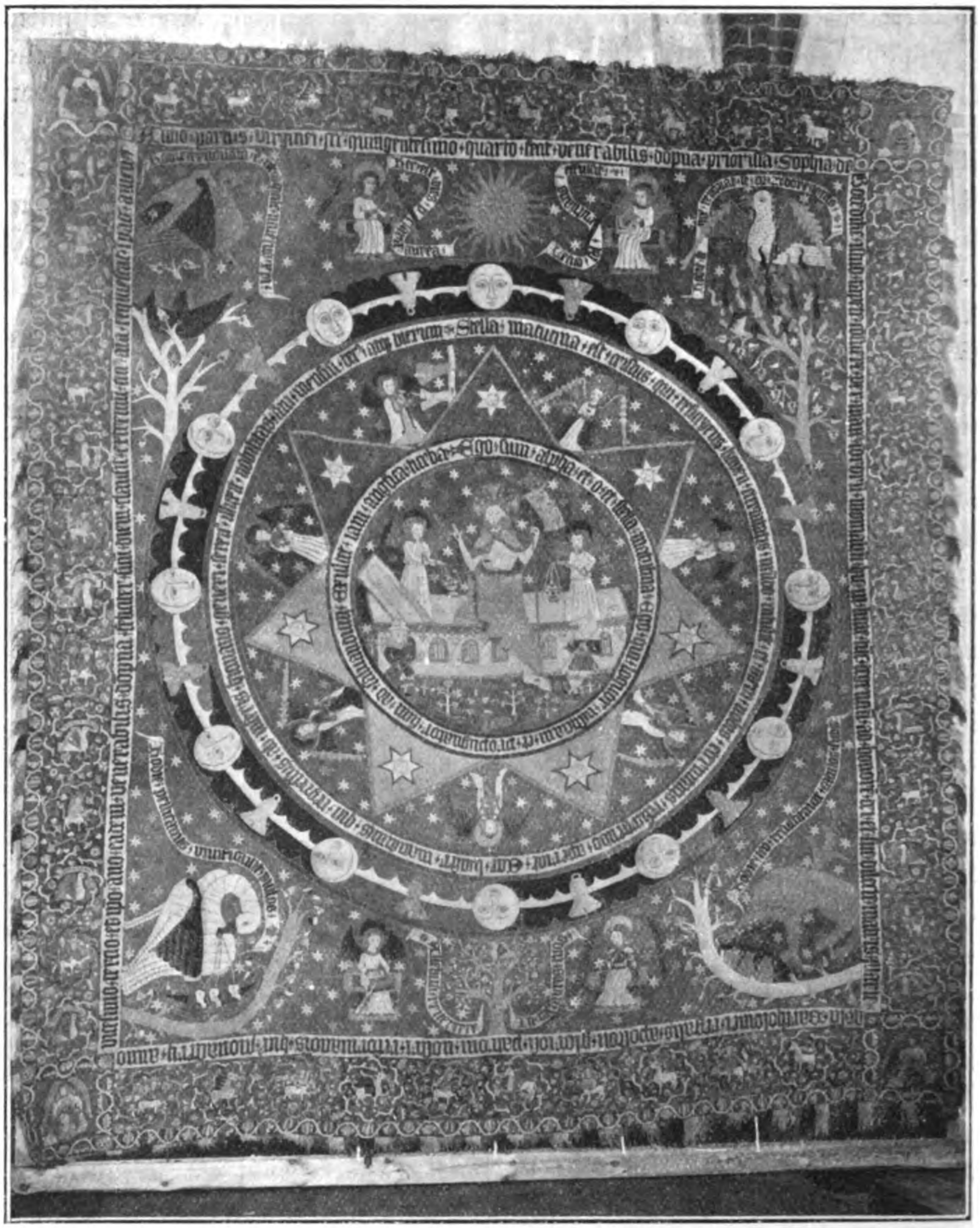


Abb. 38. Kloster Lüne: Teppich mit der Auferstehung Christi.

aus Seide, Gold und Perlen plastisch hergestellten Arbeiten für Altarbekleidungen in Lüne*) die großen, um 1500 entstandenen Teppiche, — darunter der mit der Auferstehung Christi (Abb. 38) —, in Wienhausen der berühmte Tristan- und Isolde-Teppich (um 1400) neben anderen, in Isenhagen eine schöne Altardecke mit der Verkündigung und andere Stickereien. Auch Ebstorf und die Nikolaikirche zu Lüneburg besitzen noch gotische Stickereien.

Das Ratssilber zu Lüneburg, das jetzt im Kunstgewerbemuseum zu Berlin sich befindet, von dem aber einige Nachbildungen im Rathause

*) Denkmalpflege, Zeitschrift, 1910.

stehen, enthält mehrere gotische Stücke — den Bürgereidkristall, 1444 von Hans Laffert geschaffen; eine gotische Maria, ein Trinkhorn von 1486, mehrere Pokale von 1486 und 1501 und drei Schüsseln, eine von 1476*).

Die Zeit der Renaissance und die folgende Zeit

Das 16. Jahrhundert ist die Blütezeit aller geistigen und künstlerischen Kultur in den Lüneburger Landen. Das Leben scheint durchdrungen zu sein von dem Bestreben, jeder Lebensäußerung künstlerischen Ausdruck zu geben. Auch der kleinste und einfachste Gebrauchsgegenstand wird liebevoll und materialgerecht durchgebildet, jede Kanne, jedes Glas, ein Messer, ein Wasserbecken, ein Tintenfaß, Toilettengegenstände haben eigenartige Formen — unsere Museen beherbergen eine reiche Auswahl aus dieser Zeit — und wer sich in diese Zeit des 16. Jahrhunderts vertieft, dem entrollt sich ein Bild edelster Ausdruckskultur, wie es in späteren Zeiten so umfassend nie wieder erscheint.

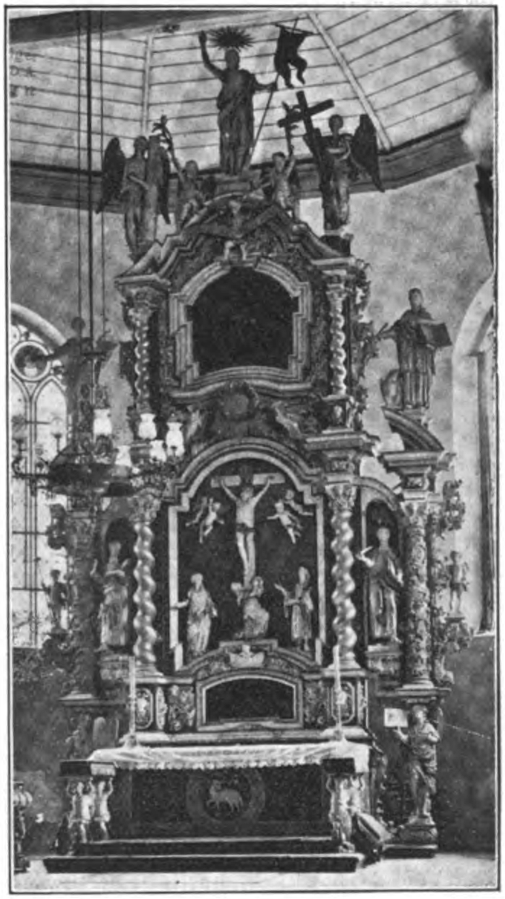


Abb. 39.
Dreifaltigkeitskirche zu Harburg, Altar.

Zum Schmuck der Häuserfronten werden neben den immer reicher werdenden Backsteingliederungen gebrannte Reliefs verwendet, zumteil bunt glasiert, wie in Medingen (Abb. 20) und Lüneburg (Abb. 27). Der Werkstein (Sandstein, später der Marmor), erobert sich alle Gebiete der Bildhauerei, von den Fassaden ganzer Häuser — Celle, Lüneburg, Harburg — bis zu den prachtvollen Innenräumen und ihrer Ausstattung, wie die Schloßkapellen in Celle und Gifhorn, die Kamine, Steinbänke, Beischläge in Lüneburg zeigen. Die Epitaphien in den Kirchen, die im 16. Jahrhundert durch die Meisterwerke Alberts v. Soest in der Johanniskirche zu Lüneburg, die frühen Denkmäler in Celle und an anderen Orten zu edler Schönheit durchgebildet werden, reifen im 18. Jahrhundert, der üppigen Barockzeit, zu unerhörter Pracht. Die Fürstengrabmäler in der Stadtkirche zu Celle (Abb. 7) sind die reichsten Beispiele dieser Zeit; einfachere sind in den meisten Kirchen des Landes, besonders in Lüneburg, Hattorf, Holdenstedt (Kr. Ülzen), Müden a. d. Aller, Plate bei Lüchow, Ülzen, Wienhausen, erhalten.

*) Kunstdenkmäler III, 2 und 3, S. 290.

Die alte Technik des **Gipsstucks** wird durch italienische Einflüsse bereichert und feiert in den Decken der Celler und Lüneburger Schlösser und des früheren Heiligentaler Klosters zu Lüneburg ihre höchsten Triumphe. Die Stadtkirche zu Celle ist mit ihren Stuckverzierungen ein Beispiel für reichste Raumausstattung (Abb. 7).

Die umfassendste Behandlung erfährt das **Holz**. Es gibt keine Architekturform, die in Holz nicht nachgeahmt wird; Säulen, Pilaster, Giebel werden geschnitzt. Seit Beginn des 16. Jahrhunderts werden gotische Formen naiv gemischt mit Renaissancemotiven, wie in der Ratsstube zu Lüneburg, dann schafft die Renaissance eine Fülle schöner Formen — Lüneburg, Gestühl in der Johanniskirche von Warneke Burmester 1593, Ratsstube 1566—86 (Abb. 23); Celle, Fürstenstuhl in der Stadtkirche 1564—66, Schloßkapelle; Gifhorn, Schloßkapelle; Epitaphien in Lüne, Lüneburg, Celle, Ülzen, Wienhausen, Ebstorf, Kirchhorst — um dann rasch — gegen 1600 — in den Spätstil der auseinandergezogenen Schnecken zu verfallen. Erst um 1700 bringt dann wieder die Barockzeit eine Reihe schöner Epitaphien hervor — in St. Johannis, Lüneburg, in Lüne, Ramelsloh, Ebstorf.



Abb. 40. St. Michaeliskirche zu Lüneburg.

Die **Altäre** verlassen die Form des Flügelaltars und werden breite Architekturen mit Säulen, Anläufern und Giebelaufbauten, zwischen denen Gemälde und Figuren angebracht werden — Salzhausen; Celle, Stadtkirche — wo ausnahmsweise noch der Flügelaltar verwendet wird —, Ebstorf (1684), Stellichte (1610), Stederdorf (1651), Steinhorst (1610). Von 1652 stammt der schöne und reiche Altar in der Dreifaltigkeitskirche zu Harburg (Abb. 39); der Altar der Kirche zu Ilten (Kreis Burgdorf) wurde 1724 erbaut.

Die **Kanzeln** nehmen teil an der allgemeinen reichen Entwickelung der Formen, und es entstehen namentlich in vielen Dorfkirchen gute Werke

aus dieser Zeit, so die Holzkanzeln in Dahlenburg (Kr. Bleckede), Moisburg (Kr. Harburg), Raven (Kr. Lüneburg), Stederdorf (Kr. Ülzen) 1656, Sülfeld (Kr. Gifhorn) 1647, Tostedt 1608, Stellichte (Kr. Burgdorf), Wittingen (1626). Höchste Schönheit wird auch hier wieder in den großen Kirchen erreicht, Celle (1684), Stadt- und Schloßkirche (Abb. 7), Kloster Lüne, Harburg, Dreifaltigkeitskirche, Lüneburg mit der prachtvollen Steinkanzel von St. Michaelis (Abb. 40), 17. Jahrhundert, Ebstorf von Meister Cordt Stein aus Lüneburg 1615.

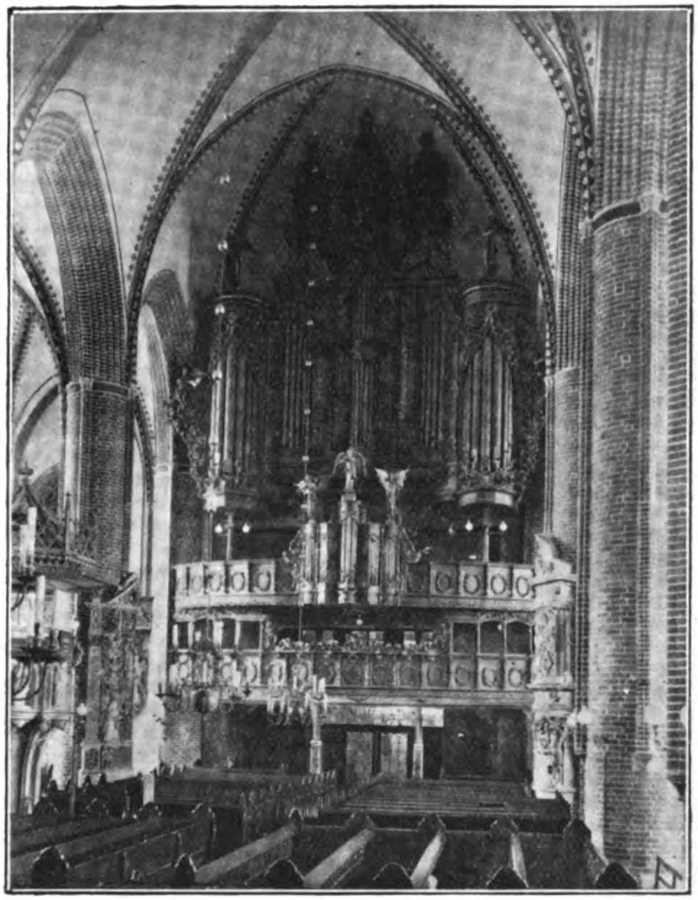


Abb. 41. St. Johanniskirche zu Lüneburg.

Ein Orgelgehäuse der Spätrenaissance besitzt die Klosterkirche in Lüne, ein solches von 1610 die Kirche zu Stellichte*); aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts ist die schöne Orgel in St. Johannis in Lüneburg (Abb. 41), mit ihrem prachtvoll gegliederten Aufbau, der bis zum Gewölbe reicht, erhalten, und ferner noch die in St. Michaelis in Lüneburg (Abb. 40), die durch ihre strenge Regelmäßigkeit auffällt.

Glocken aus der Zeit nach der Gotik befinden sich in vielen Kirchen, unter anderen in Lüneburg Werke von Hinrik von Kampen (1516), Andreas Heinecke (17. Jahrhundert), der Glockengießerfamilie Voß (17. Jahrhundert, Hans Meyer (1587), Valentin Barchmann (1560), Ziegner (18. Jahrhundert), ferner in Bardowick, Betzendorf, Kirchgellersen, Scharnebeck, Embsen, Obershagen, Undeloh, Stederdorf, Wichmannsburg**). (Siehe unter Abschn. 30.)

Erztaufen der Renaissancezeit stehen in der Johanniskirche zu Lüneburg (1540) und in der Kirche zu St. Dionys (1659). Es werden häufig Taufen aus Stein und Holz ausgeführt — Isernhagen (Kr. Burg-

*) Kunstdenkmäler III, 1, S. 156.

**) Lüneburger Museumsblätter, Band I.

dorf) 1654. In der Stadtkirche zu Celle steht eine schöne Alabastertaufe mit figürlichen Darstellungen, in St. Johannis (Lüneburg) ein Taufstein des 18. Jahrhunderts aus Sandstein. Hölzerne Taufen befinden sich in Stellichte*), Scharnebeck (Kr. Lüneburg), Harburg und im Museum zu Lüneburg.

In vielen Kirchen hängen Bronzeleuchter, die durchgehends dieselbe Form zeigen, Leuchterarme, die an einem gegliederten Mittelkörper hängen, wie in St. Johannis zu Lüneburg, Dannenberg, Hittfeld (Kr. Harburg), Harburg (jetzt im Museum), Ülzen, Rathaus in Lüneburg. Ein Hängeleuchter aus Holz ist im Museum zu Lüneburg erhalten, welcher dadurch bemerkenswert ist, daß gotische und Barockformen vereinigt sind (Abb. 42).



Abb. 42. Marienleuchter im Museum zu Lüneburg (aus Kloster Lüne).

Die Kunstwerke der Renaissance, die sich in den Bürgerhäusern befinden oder aus diesen in die Museen gekommen sind, einzeln aufzuführen, ist unmöglich. Schränke werden in den reichsten Formen behandelt; Bänke, Stühle, Truhen, Gebrauchsgegenstände aller Art sind noch überall erhalten; oft überwuchert die Form die zweckmäßige Gestaltung, immer aber sind sie schön. Kirchen, Klöster, öffentliche Gebäude, Museen beherbergen eine Fülle dieser Sachen.

Die Malerei erreicht schon im 16. Jahrhundert eine höhere Ausbildung. Wand- und Deckenmalereien dieser Zeit sind erhalten im Rathaus zu Lüneburg (Abb. 43), in den Klöstern, in einigen Bürgerhäusern von Lüneburg. Im 18. Jahrhundert wird die Malerei von den Wandbekleidungsstoffen, den Tapeten, verdrängt, oft aber werden Wände, die mit Leinwand bespannt sind, ornamental oder figürlich bemalt, wofür in Lüneburg und Celle noch Beispiele erhalten sind.

Diente in gotischer Zeit das Tafelbild hauptsächlich kirchlichen Zwecken, so entstehen jetzt große allegorische Gemälde — Lüneburg, Rathaus, Nikolaikirche; Celle, Schloßkapelle — und die Porträtkunst beginnt zu blühen, um im 18. Jahrhundert ihren Höhepunkt namentlich an den Fürstenhöfen zu erreichen. Es sei noch hingewiesen auf die Bilder in

*) Kunstdenkmäler III, 1, S. 156.

der Schloßkapelle zu Celle, die von Martin de Voß (1569) geschaffen wurden.

Die Glasmalerei verläßt die strenge Technik der Gotik. Die Zusammensetzung farbiger Gläser verschwindet, und helle Scheiben werden farbig bemalt und gebrannt. Es entstehen wundervolle Wappenbilder von starkem farbigem Feuer in Lüneburg, Celle, Kloster Lüne, Ramelsloh, Ebstorf. Im 18. Jahrhundert wird eine einfarbige graue, höchstens von gelb unterstützte Glasmalerei bevorzugt.

Kelche, Leuchter, Altargeräte aus der Renaissancezeit sind erhalten in Lüneburg, Celle, Ülzen und in vielen Landkirchen. Nach dem



Abb. 43. Malerei in der Ratslaube zu Lüneburg.

30jährigen Kriege — in dem viele dieser Kostbarkeiten verschwanden — bestehen auf dem Lande die einfachen, oft in anziehender Form ausgebildeten Altargeräte vielfach aus Zinn — Reinstorf, Hittbergen (Kr. Lüneburg). Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts werden wieder wertvollere Materialien verwendet; aus dieser Zeit stammen ein schöner Kelch in Pattensen (Kr. Lüneburg) und die wertvollen Altargeräte der Stadtkirche zu Celle. Das Ratssilber zu Lüneburg ist wohl die reichste Sammlung der Edelmetallkunst des 16. und 17. Jahrhunderts; sie enthält Schalen, Trinkgefäße, Schüsseln, Aquamanile, Konfektlöffel, die zum größten Teile die Arbeiten Lüneburger*) Meister sind. In den Zeiten der Renaissance und des Barocks entstanden auch die zahlreichen Innungsgeräte aus Silber

*) Kunstdenkmäler II, 2 und 3, S. 290.

und Zinn, oft von hervorragender Arbeit, welche in die Museen zu Lüneburg und Harburg gerettet wurden.

Gewebe und Stickereien sind aus dem 16. Jahrhundert in wundervoll leuchtenden Farben erhalten im Rathaus zu Lüneburg, in der St. Nicolaikirche zu Lüneburg und in den Klöstern des Landes, aus jüngsten Zeiten ebenfalls in großer Anzahl in Klöstern und Kirchen, namentlich aber in den Museen zu Hannover und Lüneburg. Alle Arten der Technik sind vertreten. Besonders reich treten die Bauernstickereien im 18. und 19. Jahrhundert auf, von denen die reichste und schönste Sammlung das Museum zu Lüneburg aufbewahrt.



Erziehungs- und Schulwesen.

Von Lyzealdirektor Dr. Friedrich (Harburg).

Erziehungs- und Unterrichtsprobleme

Durch das deutsche Erziehungs- und Unterrichtswesen geht ein gesunder frischer Zug. Die Kritiksucht und Reformwut der letzten Jahrzehnte hat in weiten Kreisen merklich an Anhang verloren und in Eltern- und Lehrerkreisen dem dringenden Bedürfnis nach ungehemmtem, ruhigem Auf- und Ausbau Platz gemacht. Durch die Gleichstellung der höheren Knabenanstalten, die Reform und Gleichberechtigung der höheren Mädchenbildungsanstalten mit den Knabenanstalten sind auf diesem Gebiete die Hauptreibungsflächen beseitigt. Auch die Gegensätze zwischen seminarisch und akademisch gebildeten Lehrern, die letzten Endes doch auf Weltanschauungsfragen hinauslaufen und als solche bestehen bleiben werden, solange es ein Ideal wissenschaftlicher Arbeit gibt, haben durch die aufklärende Arbeit verständiger Männer auf beiden Seiten von ihrer unfruchtbaren Zuspitzung verloren, zum

Segen der praktischen Arbeit unseres Schul- und Erziehungswesens, an dem beide Teile gemeinsam, d. h. mit gegenseitigem vollen Verständnis zu wirken berufen sind. An Reibungsflächen und Meinungsverschiedenheiten im niederen und höheren Schulwesen, an beruflichen Wünschen und Standesforderungen fehlt es darum nicht. Es wäre schlimm, wenn es anders wäre. Aber gar manchem, der heute noch laut schilt oder nach Neuerungen ruft, wäre etwas Vertiefung in die Geschichte des Unterrichts- und des Lehrerstandes des letzten Jahrhunderts zu empfehlen. Er würde aus mancher Irrung der Vergangenheit klug werden und staunend erkennen, was insbesondere die letzten Jahrzehnte in Schul- und Standesfragen erreicht haben.

Eines ist vor allem jetzt not. Der ungeheure Stoff, den Lehrer und Erzieher nach den vielverzweigten Bildungswünschen der Gegenwart der Jugend übermitteln sollen, muß gesichtet, eingeschränkt werden. Dahinter müssen Organisations- und Standesfragen künftig zurücktreten, wenn das deutsche Volk nicht Not leiden soll. Man denke nur daran, was uns die letzten Jahrzehnte alles beschert haben. Eine kleine Blütenlese dieser „Ideen", von denen jede nach dem Willen ihrer Vertreter am liebsten das ganze Unterrichtswesen an Haut und Haaren umgestaltet hätte, mag genügen: Kunsterziehung — Moralunterricht — Bürgerkunde — Werkunterricht — Arbeitsschule — die Persönlichkeit der Kinder! — Körperliche Ertüchtigung — Selbstverwaltung der Schüler — Waldschule — Mannheimer System — Einheitsschule — Koedukation usw. Wie viel Fruchtbares steckt in allen diesen Anregungen, das erst zu wirken begonnen hat, aber auch wie viel Problematisches, das langsam auf seinen Wert erprobt sein will. Dazu genügt die Schule allein nicht.

Es ist das Problem aller Erziehungsprobleme der Gegenwart, wie weit der Machtbereich der Schule und der Behörden zu gehen habe, was der Staat, die Allgemeinheit für sich und für den einzelnen, wo die Urteilsfähigkeit des Hauses in moralischer oder intellektueller Beziehung versagt, zu fordern habe, ob der Einzelentwicklung und der bildenden Arbeit der Familie nicht schon zu viel Abbruch geschehe. Durch Gabelung der Schulsysteme (Ersatzunterricht), Gruppierung der Schüler nach ihrer Begabung (Mannheimer, Harburger System; Hilfsschulen), durch Einrichtung von Arbeitsschulen oder Werkübungen (Werkstätten, Schulküchen, Schulgärten), durch Erziehungsheime (Christianschule in Hermannsburg) sucht man dem Gedanken der Selbstbetätigung und Einzelerziehung erneute Geltung zu verschaffen. Elternabende, Elternvereinigungen, Vereine ehemaliger Schüler einer Anstalt sollen den Abstand zwischen Elternhaus und Schule überbrücken. Die Schulen arbeiten und erziehen für die Allgemeinheit auch durch Beteiligung an wohltätigen Veranstaltungen, durch Veranstaltung von Aufführungen, Verlosungen für solche Zwecke, durch Einrichtung von Konfirmandenkassen und ähnliches mehr. Der körperlichen Ertüchtigung dienen Spiel-, Turn- und Wanderveranstaltungen und -Vereine, die von den Schulen beaufsichtigt und nach Kräften gefördert werden. Aber darüber hinaus gibt es, besonders für die Erziehung der schulentlassenen Jugend zahllose Aufgaben,

die ihrer Erledigung harren und nur gemeinsam von Staat und Familie, Kirche und Schule, nicht zu vergessen die zahlreichen eigens für diese Zwecke gegründeten Vereine (Erholungsheime, Jungdeutschlandbund, Bildungsvereine, Jünglingsvereine, Horte usw.) gelöst werden können. Hier sollte auch in unserem der Zusammensetzung seiner Bevölkerung nach zumteil so schwierigen Bezirk die Arbeit noch weit kräftiger einsetzen. Wenn die Schule, die niedere wie die höhere, häufig die Grenzen ihrer Autorität weiter, als auf den ersten Blick nötig, zu ziehen sich gezwungen sieht, so liegt es daran, daß die anderen Erziehungsinstanzen, vor allem Haus und Familie, versagen, sei es, daß sie nicht im Sinne der letzten Erziehungsgedanken: Vaterland, Sittlichkeit, Religion, wirken wollen oder es nicht können, jede Fühlung mit Höherem in der Sinnlichkeit des Lebens der Gegenwart verloren haben. In solchen Fällen erwacht das letzte und höchste Verantwortlichkeitsgefühl der Schule und der einzelnen Behörden. Hoffentlich läßt es auch in unserem Bezirk bei ernstem Anlaß nicht auf sich warten.

Allgemeine Charakterisierung des heimischen Schulwesens

In einem Regierungsbezirk, der eine Großstadt nicht aufzuweisen hat und damit mancher nur durch die Großstadt vermittelten Bildungsmöglichkeit entbehrt, auch keine Hochschule oder ihr verwandte Einrichtungen besitzt, ist die Entwicklung des eigentlichen Schulwesens ein besonders wichtiger Gradmesser für die Beteiligung der Bevölkerung am Geistesleben des ganzen Volkes. In der Ausbildung des privaten und öffentlichen Unterrichts spricht sich in erster Linie das Drängen der Bevölkerung nach höherer geistiger und sittlicher Bildung aus; sein Aufblühen oder Verkümmern gibt beredtes Zeugnis von dem Weitblick oder der Kurzsichtigkeit der Persönlichkeiten, denen es von Staats oder Gemeinde wegen übertragen ist, jenes Drängen und Aufstreben zu höherer Bildung in gesunde und stetige Bahnen zu leiten. Denn, wenn wir auch nicht vergessen dürfen, daß ein begrenzter Bezirk wie der unsrige im allgemeinen von dem lebt, was die Zeit, der Staat, das ganze Volk an Bildungsforderungen aufstellt und durchsetzt und der schöpferische Anteil eines landschaftlichen Ausschnittes an der Weiterentwicklung des Bildungswesens, selbst wenn er ein bahnbrechendes Genie aufzuweisen hätte, immer nur gering sein kann; für unsere Zwecke kommt es auf diesen größeren oder geringeren Anteil erst in zweiter Linie an. Unsere Aufgabe kann es nur sein, darzustellen, wie sich die allgemeine Entwicklung des Unterrichts in landschaftlicher Entwicklung widerspiegelt, ob unser Bezirk mit dieser allgemeinen Entwicklung Schritt gehalten hat oder nicht. Von besonderer Bedeutung ist es dabei, zu untersuchen, welchen Anteil die Fürsorge des Staates, der Gemeinde und Städte an dieser Entwicklung genommen hat, inwiefern privater Unternehmungsgeist den Fortschritt gefördert oder gehindert hat. Dies führt von selbst auf finanzielle Fragen, auf Fragen der äußeren und inneren Organisation, der Berufsvorbildung und anderes mehr.

Das Schulwesen unseres Regierungsbezirks trägt ein sehr mannigfaches Gepräge. Die Gründe hierfür liegen vor allem in den Gegensätzen der Landschaft, der Bevölkerung, die sich geschichtlich weit zurück verfolgen lassen.

Auf der einen Seite ein ausgedehntes Land mit alteingesessener Bauernbevölkerung, die von jeher in Fragen der Kirche und Schule besonders hartnäckig war und zäh am Alten hielt, auf der anderen Seite, besonders im Norden aufstrebende Gemeinden mit unruhiger, zu- und abströmender Bevölkerung aus aller Herren Ländern, äußerlich und innerlich beeinflußt von dem Geist der Welthandelsstadt Hamburg, ihrem Zuge zum Wasser, in die Welt hinaus. Dort der Stolz der Bodenständigkeit, die Freude am Ererbten, wenn es auch noch so kärglich ist, die noch immer in schönem Einklang mit dem landschaftlichen Bild stehen, das erst neuerdings den Charakter keuscher Abgeschlossenheit auch in den entlegenen Gebieten zu verlieren beginnt. Hier ein rastlos vorwärtsstrebender Unternehmungsgeist, dessen Wirkungskreis keine Grenzen zu haben scheint, eine Bevölkerung heranzieht, die der Schulunterhaltungspflicht der Gemeinden wie der Arbeit der Schulen ständig ernste Sorgen bereitet. Man kann sich nichts Gegensätzlicheres denken als das Leben einer Schule in einem weltfernen Heidedorfe oder auch den Geist, aus dem die Hermannsburger Anstalten hervorwuchsen, und die Arbeit der Schulen in den Arbeitergrenzbezirken zwischen Harburg und Hamburg. Gewiß bestehen solche Gegensätze auch anderswo, doch sind sie dort ihrer Ausgleichung näher. Für unser Gebiet spielt die Landesgrenze gegen Hamburg eine bedeutsame hemmende Rolle, da es hauptsächlich schwache Steuerzahler sind, mit denen Hamburgs Handel und Industrie unsere Grenzgebiete bevölkert, Hamburg sich aber natürlich nicht berufen fühlt, für die Schulunterhaltung preußischer Gemeinden zu sorgen. Der Gegensatz besteht und wird künftig sicher noch an Schärfe gewinnen. Ein wichtiges Kennzeichen unserer Schulverhältnisse und zugleich eine schwierige soziale Aufgabe, an deren Lösung die Schule, und zwar nicht nur die Volksschule, ernsten Anteil nimmt und auch für die Zukunft nehmen muß.

Doch nicht nur diese scharf ausgeprägten Gegensätze zwischen Stadt und Land sind es, die unserem Schulwesen den Stempel aufgedrückt haben. Auch die territoriale und dynastische Entwicklung des Landes hat deutliche Spuren zurückgelassen. Von den ursprünglichen kirchlichen Schulgründungen ist heute kaum mehr etwas spüren. Man könnte höchstens die eigenartigen, nicht eigentlich kirchlichen Schöpfungen der Hermannsburger Mission hier nennen. Sonst spielen konfessionelle Gegensätze keine Rolle, wenn auch die größeren Städte katholische Volksschulen eingerichtet haben. Wohl aber spricht die Wirksamkeit der zahlreichen Fürsten, die das Land regiert haben, noch sehr lebendig zu uns. Das Kleinfürstentum mit seinen Residenzen ist ja in den meisten Fällen der Entwicklung der Schule und der allgemeinen Bildung sehr förderlich gewesen. Noch heute hat Celle durchaus den Charakter einer Residenz- und Beamtenstadt, und aus seinem reichgestalteten Schulwesen spricht deutlich seine Vergangenheit. Auch Städte wie Dannenberg, Ülzen und Harburg verdanken die Begründung ihres heutigen Schulwesens der fürstlichen Anregung. Anders steht es mit Lüneburg, das stolz darauf sein kann, schon vor mehr als 500 Jahren aus eigenen Kräften seinen Platz in diesem Zweig der Kulturarbeit erkämpft zu haben.

Dieser alten Schultradition gegenüber, die sich natürlich auch auf das flache Land erstreckte und den meisten von ihr getragenen Schulen bis in die neueste Zeit eine ehrwürdige Beständigkeit verliehen hat, stehen aber die sie durchkreuzenden mannigfachen Bestrebungen der Neuzeit gegenüber, die zahllose Schulformen haben aufkommen oder auch verschwinden lassen. Privater Unternehmungsgeist hat hier manchmal wie im höheren Mädchenschulwesen den Anstoß gegeben, wenn auch Privatanstalten heute in unserem Bezirk fast ganz fehlen. Von diesem Wechsel geben die unten folgenden Einzeldarstellungen eine beredte Schilderung. Zeugen sie auch von dem lebendigen Bildungsstreben der Bevölkerung, so erschrecken sie doch manchmal durch die Unstetigkeit der Entwicklung und die Vielgestaltigkeit, die nicht immer der Förderung einer höheren Bildung zuträglich war. Deutlicher, als es vielleicht ein Überblick im großen vermag, zeigen solche Einzeldarstellungen, wie dringend dem deutschem Schulwesen nach der beispiellosen Entwicklung des 19. Jahrhunderts Ruhe und Stetigkeit nottut.

An redlicher Mitarbeit in dieser Entwicklung hat es unser Bezirk wohl auf keinem Gebiet fehlen lassen. Das niedere, wie das höhere Schulwesen hat so ziemlich alle Schulformen und Unterrichtsmöglichkeiten, die die pädagogische Wissenschaft der Neuzeit als lebensfähig erwiesen hat, versucht oder ausgebildet, bis zu dem Gedanken des Mannheimer (Harburger) Schulsystems, der Hilfsschule, des Werk- und Arbeitsunterrichts, der auch in höheren Knaben- und Mädchenanstalten Eingang gefunden hat. Die Idee der Pflege der schulentlassenen Jugend wird besonders auf dem Lande durch die Schule eifrig gefördert. Zahlreiche Fortbildungs- und Fachschulen verdanken den letzten Jahrzehnten ihre Entstehung. Für die Ausübung von Spiel und Sport, für die Weiterbildung der Lehrer an niederen und höheren Schulen wirken Staat und Gemeinden energisch zusammen. Das Eintreten für künstlerische Werke in der Schule, der Kampf gegen die Schundliteratur, die Arbeit für Schulgärten und Schulmuseen, die Verwertung der Errungenschaften der Lichtbildtechnik für die Zwecke der Schule zeigen die Arbeits- und Berufsfreudigkeit der Lehrenden. Nicht zu vergessen alle die Mühen und Opfer zur Wahrung berechtigter heimatlicher Kultur, zur Erhaltung und Förderung echter Heimats- und Vaterlandsliebe. Gerade in dieser Beziehung liegen ja die Verhältnisse bei uns infolge der politischen Gegensätze besonders schwierig und erfordern vom Lehrer oft viel Geduld und Takt. Aber wie reich wird es ihm auch gelohnt, wenn er sich versenkt in die Eigenart und Schönheit des Landes, seine Sitten und Gebräuche, seine Vergangenheit, seine Altertümer. Welch große Kulturaufgabe liegt für die Schule gerade in der Zweisprachigkeit des Landes, trotz mancher Mühseligkeit, die sie in den Unterricht bringt.

Vom geschichtlichen Standpunkt, wie dem der Praxis der Gegenwart können wir an alle diese Fragen mit gutem und nicht von unnötiger Sonderbegeisterung getrübtem Gewissen herantreten. Wir werden sehen, an Vielgestaltigkeit wie an Vertieftheit braucht unser Schulwesen den Vergleich mit keinem andern eines ähnlichen Gebietes zu scheuen. Möge unsere Schule auch

fernerhin in allen diesen Dingen ihre Schuldigkeit tun. Der Aufgaben sind viele. Möge sie immer Männer und Frauen finden, die ihrer würdig und ihrer gewachsen sind!

Das höhere Schulwesen.

Höheres Schulwesen

Was man heute unter höheren Schulen im allgemeinen zu verstehen hat, ist nicht leicht in kurzen Worten auseinander zu setzen. Da der Regierungsbezirk aber außer Lehrer- und Lehrerinnenseminaren, die an anderer Stelle behandelt werden, keine höheren Fachschulen aufzuweisen hat, können wir uns beschränken. Das äußere Kennzeichen der höheren Bildungsanstalten im engeren Sinne (also abgesehen von den Kadettenanstalten, Landwirtschaftsschulen, technischen, kaufmännischen Schulen, Lehrer- und Lehrerinnenseminaren), ist nach den geltenden Bestimmungen ohne Zweifel, daß sie schultechnisch der Aufsicht der Königlichen Provinzialkollegien und in letzter Instanz einer besonderen Abteilung des Kultusministeriums unterstellt sind. Die Mitwirkung der Gemeinde- und Stadtverwaltungen bei den von ihnen ganz oder teilweise unterhaltenen Anstalten ist gegen früher wesentlich eingeschränkt und bezieht sich heute, abgesehen von dem Recht der Wahl der Lehrkräfte, fast nur auf äußere Angelegenheiten, Genehmigung und Überwachung der Finanzen, Überwachung der Gebäude, Geräte u. ä.

Hieraus ergibt sich, im Vergleich zu den niederen Schulen, eine weit größere Bewegungsfreiheit und Verantwortlichkeit der Leiter und Lehrer, die zu einem Lebensfaktor der höheren Schulen geworden ist.

In Unterricht und Erziehung geht die höhere Schule, deren Lehrerkollegium eine bestimmte Anzahl pro facultate docendi geprüfter Oberlehrer (Oberlehrerinnen) enthalten muß, in zweifacher Hinsicht über das hinaus, was die Volksschule, auch in ihrer Weiterbildung zur preußischen Mittelschule, und die Fortbildungsschule zu bieten vermögen. Sie erstrebt ein höheres Ziel allgemeiner Bildung, weiter aber will sie auch eine höhere Berufsausbildung vermitteln, die in der Regel auf der Hochschule ihre Fortsetzung findet. Danach könnte man wohl auch im engeren Sinne von höheren allgemein bildenden Schulen und von Fachschulen sprechen, wenn sich diese beiden Bestrebungen in den tatsächlich vorhandenen Schulformen nicht ständig durchkreuzten. Die allgemein bildende Richtung überwiegt ohne Zweifel im Knabenschulwesen bei den Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Progymnasien, Realprogymnasien und Realschulen, im Mädchenschulwesen bei den Lyzeen, Frauenschulen und Studienanstalten. Aber schon bei den letzteren tritt das Ziel der späteren Berufsbetätigung zurzeit wenigstens noch stark in den Vordergrund und für die wissenschaftlichen Klassen des Oberlyzeums, das frühere höhere Lehrerinnenseminar, wird, was auch die Änderung des Namens zum Ausdruck bringt, das Ziel der höheren Allgemeinbildung immer stärker betont. Zu erwähnen wären hier auch die Kurse zur Ausbildung von Zeichen-, Handarbeits-, Turn-, Haushaltungs- und Gewerbeschullehrerinnen, Kindergärtnerinnen und Jugendleiterinnen u. a. mehr, die,

zumteil nicht folgerichtig, den allgemein bildenden Frauenschulen der Oberlyzeen angegliedert werden können.

Überblickt man diesen Reichtum von Schulformen und Ausbildungsmöglichkeiten, so wird man ohne weiteres annehmen, daß sie im engeren Rahmen unseres Regierungsbezirkes nicht alle ausgestaltet sein können. Die Entwicklung ist ja zumteil auch noch zu sehr in ihren Anfängen, wie bei den Bildungsanstalten für die weibliche Jugend, deren völlige Neugestaltung durch die Bestimmungen vom Jahre 1908 noch nicht einmal abgeschlossen scheint. Kann man es den finanziell schwer belasteten Gemeinden und den zumteil noch mitten in der Reformarbeit steckenden Schulen verdenken, wenn sie an Neugründungen vorsichtig herantreten? Auffallend ist immerhin, daß uns bis jetzt, trotz des zweifellos vorhandenen Bedürfnisses, eine Studienanstalt für Mädchen fehlt, allerdings weist die Provinz Hannover nur zwei Studienanstalten auf (Hannover und Wilhelmshaven). Von geringerem Interesse ist das Fehlen von Fachkursen bei den Frauenschulen in Lüneburg und Celle, da hierfür anderwärts in der Provinz ausreichend gesorgt scheint. Von den allgemein bildenden höheren Knabenanstalten fehlte merkwürdigerweise bis vor kurzem die Oberrealschule, die jüngste Form dieser Bildungsanstalten. In Harburg, wo am ersten der Boden für sie vorhanden gewesen wäre, hat sich trotz wiederholter Anregung aus der Bürgerschaft das Bedürfnis zur Ausgestaltung einer Oberrealschule nicht erweisen lassen. Nun beginnt seit Ostern 1913 die Realschule in Celle diese Lücke durch allmählichen Aufbau (bis spätetens Ostern 1919) auszufüllen. Ein voll ausgebautes Progymnasium oder Realprogymnasium ist gleichfalls bis jetzt nicht vorhanden. Ihre Aufgaben erfüllen bis Quarta oder Tertia u. a. die Privatschulen oder gehobenen Abteilungen der Volksschulen in Ahlden a. d. Aller, Neuhaus und Walsrode a. E., Soltau, während die Erziehungsanstalt in Hermannsburg (Christianschule) die drei Formen einer sechsstufigen Anstalt, Progymnasium, Realprogymnasium und Realschule bis zur Reife für Untersekunda in sich zu vereinigen sucht. Diese gehobenen Schulen bilden in der Regel auch Mädchen für die entsprechenden Klassen der Lyzeen vor. Ein Überblick über das heutige höhere Schulwesen unseres Regierungsbezirkes ergibt also das Folgende:

Gymnasien: Celle (Königl. evangl.-luther.). Lüneburg (Johanneum, städt. und königl. evangl.).

Realgymnasien: Lüneburg (mit dem Gymnasium vereinigt). Ülzen (städt. evangl. mit königl. Kompatronat). Harburg (städt. und königl. evangl.-luther.).

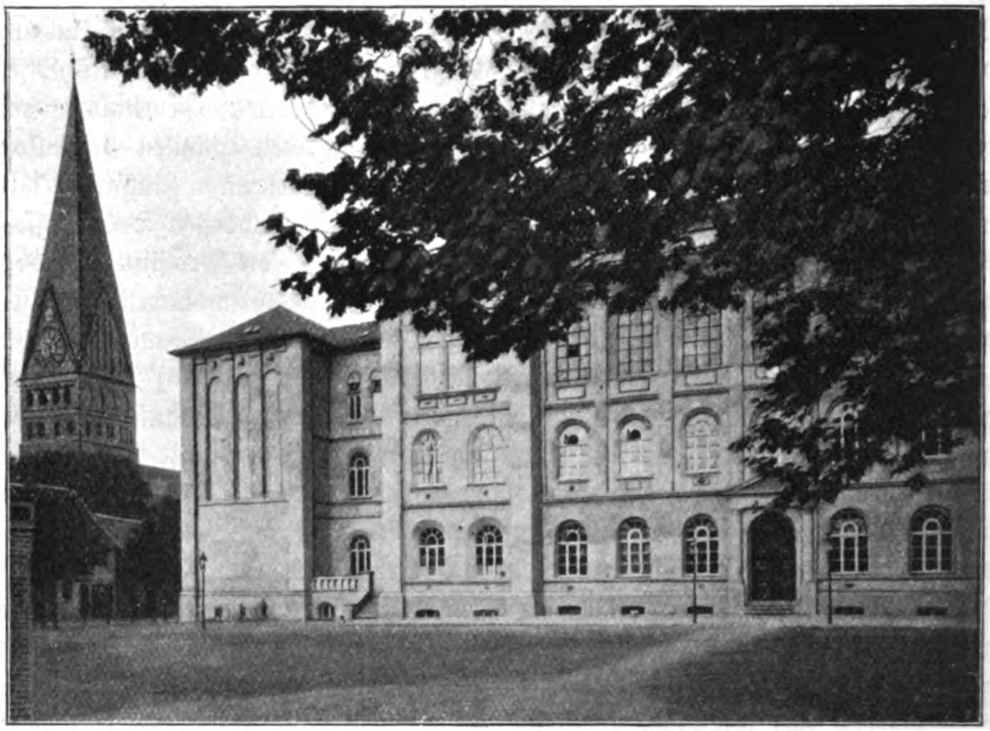
Oberrealschule: Celle (städt. evangelisch, in Entwicklung).

Progymnasien und Realprogymnasien: Hermannsburg (Christianschule evangl.-luther. private Unterrichts- und Erziehungs-Anstalt der Missionsgesellschaft. Siehe oben).

Realschulen: Hermannsburg (siehe oben). Harburg (mit dem Realgymnasium vereinigt). Celle (städt. evangl.), siehe oben. Wilhelmsburg (Gemeindeschule).

Oberlyzeen: Celle (Kaiserin Augusta Viktoria-Schule, städt. Lyzeum und Frauenschule). Lüneburg (städt. Lyzeum, wissenschaftliche Klassen des Oberlyzeums und Frauenschule).

Lyzeen: Harburg (städt. evangl.-luther.). Ülzen (städt.). Wilhelmsburg (Gemeindeschule).



Das Johanneum zu Lüneburg 1914.

Das höhere Knabenschulwesen.

Höhere Knabenschulen Die höhere Knabenschulen unseres Regierungsbezirks vertreten, außer Wilhelmsburg natürlich, eine alte ehrwürdige Überlieferung. Das heutige Gymnasium in Celle geht auf eine Knabenschule zurück, deren Vorkommen schon aus dem Jahre 1400 belegt ist, das Johanneum in Lüneburg auf eine städtische Gründung im Jahre 1406. Die Anstalten in Ülzen und Harburg verdanken fürstlichen Anregungen der Reformationszeit und des 17. Jahrhunderts ihr Entstehen, wenn sich auch die heutigen aus der alten Lateinschule nicht unmittelbar entwickelt haben. In Ülzen lag die hohe Schule während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts danieder und fand schließlich in dem heutigen Realgymnasium ihre Fortsetzung. Den meisten Wandlungen war im 19. Jahrhundert die Harburger Anstalt unterworfen. Sie entwickelte sich vom Progymnasium zur höheren Bürgerschule, von der Realschule zum Realgymnasium und schließlich zum Reformrealgymnasium mit Realschule, zuerst nach Altonaer, jetzt nach Frankfurter System. Wenn man hierbei bedenkt, daß Harburg wiederholt ernstlich erwogen hat, wieder zum humanistischen

Gymnasium zurückzukehren, während sich andererseits in Celle ganz folgerichtig mit dem Gang der allgemeinen Entwicklung in Deutschland aus dem Gymnasium heraus die Realanstalt entwickelt und von ihr abgelöst hat (1835—1874 bezw. 1876), ein Vorgang, der sich beinahe zu gleicher Zeit auch in Lüneburg (1834—1848 bezw. 1870) abspielte, wo das Jahrzehnte bestehende Doppeldirektorat wieder beseitigt wurde und die beiden Anstalten vereinigt blieben, so scheint diese Entwicklung ein anschauliches Bild zu geben von der Allgemeinentwicklung der genannten Städte. Auf der einen Seite, wie in Ülzen, eine Zeitlang bedenklicher Stillstand, der später allerdings wieder eingeholt wurde, oder wie in Harburg ein rascher, unruhiger Aufstieg zu ganz neuen, größeren Lebensformen auf allen Gebieten, deswegen auch die Unbeständigkeit der Anschauungen in den an dem höheren Schulwesen beteiligten oder für sie verantwortlichen Kreisen. Auf der anderen Seite ein trotz vieler Schwankungen und Kämpfe doch stetiges, durch die Überlieferung der Jahrhunderte geschütztes Fortschreiten aus den Formen der Vergangenheit in die der Gegenwart, das nur einmal in Celle gefährdet scheint durch die Rückwärtsbewegung vom Realgymnasium zur Realschule (seit 1893), die aber neuerdings durch den Ausbau zur Oberrealschule wieder ausgeglichen ist.

Es ist ein eigenartiger, pädagogisch und allgemein menschlich gewinnreicher Genuß in der Geschichte einer Anstalt, wie der des Johanneums in Lüneburg zu lesen, zumal wenn sie so anregend und von solch hoher Warte geschrieben ist*). Aber auch die Harburger Schule verdiente entschieden ihren Geschichtsschreiber gerade wegen ihrer für Harburg kennzeichnenden wechselvollen Entwicklung. Wie zwei grundverschiedene Wesensarten entwickeln sich die beiden Städte und die von ihnen geschaffenen höheren Knabenschulen. Ein anschaulicher Beweis für die enge Verknüpfung des Schulwesens mit der Allgemeinentwicklung. Ein Beweis aber auch für die große Bedeutung der höheren Knabenschulen für die allgemeine geistige Kultur, als deren vornehmstes Merkzeichen sie in unserm Bezirk wenigstens auch heute noch angesprochen werden müssen.

Das Johanneum in Lüneburg.

Mit berechtigtem Stolz kann der derzeitige Direktor des Johanneums in einer in den Jahresberichten der Anstalt veröffentlichten Rede seine Schüler darauf hinweisen, daß die Zahl derjenigen Schulen in Provinz und Monarchie, die auf ein so stattliches Alter zurückzublicken vermögen, nur klein sei. Aber das Alter tut's allein ja nicht. 1807 hatte die Schule außer der Elementarklasse erst vier, 1825 noch sechs Klassen. Aber schon bei der ersten Maturitätsprüfung der Anstalt nach der Neuorganisation des hannoverschen Schulwesens im Jahre 1829, die so viele neue Anforderungen an die Schulen stellte, konnte der Oberschulrat Kohlrausch dem damaligen Direktor, dem hochbedeutenden K a r l H a a g e erklären, „daß unser Johanneum nicht nur die beste Schule im Hannoverschen sei, sondern auch unter den 30 Schulanstalten, die er in seinem vorigen Wirkungskreise als preußischer Schulrat kennen gelernt habe". Mit hinreißender Energie hat dieser Mann, Karl Haage, in seinem Wirkungsfeld für die Neubelebung des humanistischen Bildungsgedankens gearbeitet und Anschauungen vertreten, die der allgemeinen Entwicklung Jahrzehnte vorauseilten. „Mit freudigen Hoffnungen, mit

*) Geschichte des Johanneums zu Lüneburg. Von Prof. Wilh. Görges und Dir. Dr. Aug. Nebe. Lüneburg 1907.

dankerfülltem Herzen" begrüßt er die Gründung der ersten beiden Realklassen des Johanneums im Jahre 1834. „Während die Forderungen der Zeit, so sagte er damals, „in anderen Städten, den anderen Anstalten zum heißen Kampfe zweier entgegengesetzter Elemente geführt hätten, reichten sich hier, der Realismus und der Humanismus brüderlich die Hände." Auf Haages Wirksamkeit ruht in erster Linie die Entwicklung der Anstalt bis in die neueste Zeit hinein. 1867 waren aus den zwei Realklassen schon sechs geworden mit neunjährigem Lehrgang. Heute umfaßt das Johanneum ein Gymnasium und Realgymnasium mit gemeinsamer Unterstufe und Vorschule. Wie alle Gymnasien der Provinz Hannover hat auch das Johanneum verbindlichen englischen Unterricht auf der Oberstufe. Mit der Anstalt ist seit 1904 ein pädagogisches Seminar zur praktischen Ausbildung von Kandidaten für das Lehramt an höheren Schulen verbunden. Ein besonderes Gewicht legt die Schule auf die körperliche Ausbildung ihrer Schüler auch außerhalb des Unterrichts. Unter der Leitung und dem Protektorat eines Oberlehrers besteht an der Anstalt ein Ruderverein, und 1912 wurde auch ein Turnverein gegründet, dem Jungdeutschlandbund traten in einer in sich geschlossenen Gruppe 88 Schüler bei. Die Anstalt zählte im Schuljahr 1912/13 22 Klassen mit etwa 650 Schülern bei 31 Lehrkräften, von denen 25 akademisch gebildet waren. Mit Recht schließt die oben erwähnte Ansprache mit der Versicherung, daß das Johanneum heute kräftig blühe wie zuvor.

Gymnasium und Oberrealschule in Celle.

In Celle haben sich Gymnasial- und Realanstalt nicht zu einer Einheit zusammengefunden. Die heutige Oberrealschule ist aus den 1847 gegründeten zwei Realklassen des Gymnasiums hervorgegangen, die ihrerseits zurückgehen auf den schon 1835 eingeführten Ersatzunterricht für das Griechische. Als 1874 das bis dahin städtische Gymnasium von dem Staat übernommen wurde, wurde die seit 1869 als höhere Bürgerschule anerkannte Nebenanstalt mit der gemeinsamen Vorschule einer besonderen Leitung unterstellt. Die Anstalt wurde 1876 als Realschule I. O. (seit 1881 Realgymnasium) anerkannt. Da jedoch der Besuch zurückging, wurde sie seit 1893 zu einer lateinlosen Realschule umgewandelt, um neuerdings (seit 1912) wieder zur Oberrealschule ausgebaut zu werden. Die Schule zählte im Schuljahr 1912/13 19 Lehrkräfte (11 akademische) und 15 Klassen mit 460—470 Schülern. Ein von den städtischen Kollegien bewilligter großer Anbau wird den gesteigerten Raumbedürfnissen der neuaufblühenden Anstalt genügen. Einer räumlichen Veränderung, freilich in größerem Stile, sieht auch das königliche Gymnasium entgegen. Es handelt sich hier um einen Neubau, für dessen Grunderwerb der Landtag bereits die nötigen Mittel bewilligt hat, so daß „die Übersiedelung in größere, hellere, umfangreichere Schulräume auch in eine eigne, allen Erfordernissen der Neuzeit entsprechende Turnhalle in eine nahe Zukunft gerückt ist." Das Gymnasium, das sich während und nach der Abzweigung der Realanstalt stetig weiterentwickelt hat und, wie seine Schwesteranstalt in Lüneburg, inzwischen in das sechste Jahrhundert des Bestehens eingetreten ist, verfügt jetzt über ein Kollegium von 15 Lehrkräften, die bis auf zwei akademisch gebildet sind, und weist bei der normalen Klassenzahl (9) etwa 260 Schüler auf.

Das Realgymnasium in Ülzen.

Bis in die 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts hatte Ülzen keine höhere Knabenschule, obwohl es doch Jahrhunderte lang (seit 1527) eine lateinische Schule, zuletzt (seit 1732) mit vier Klassen besessen hatte. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts gab es nur eine „Erste Stadtschule", mit drei, zeitweise zwei Klassen, der 1830 nach der Neuordnung des Schulwesens das Recht, sich Progymnasium zu nennen, von dem Oberschulkollegium nicht mehr zugebilligt wurde, da Griechisch von ihr überhaupt nicht, „Latein und Französisch nur privatim unterrichtet wurde". Seit der Übernahme der Leitung der Schule durch den aus Goslar berufenen Rektor Naumann (1862) ging es aber wieder aufwärts, besonders weil auch ein zweiter studierter Lehrer angestellt wurde. 1868 wurde die Anstalt als Höhere Bürgerschule anerkannt, 1870 erhielt sie die Berechtigung zu Entlassungsprüfungen, 1882 den Namen Realprogymnasium, was allerdings zur Folge hatte, daß sie 1892 wie alle derartigen Anstalten ihre Obersekunda wieder aufgeben mußte. Ihre jetzige Verfassung, die eines Realgymnasiums, hat die Schule

seit Ostern 1904, als sie auch in ihr neues schönes Haus einzog. Heute unterrichten an der Anstalt 15 Lehrkräfte, darunter 10 akademisch vorgebildete, in 10 Klassen mit etwa 330 Schülern. Die Vorschule ist mit der Unterstufe des Lyzeums vereinigt.

Realgymnasium und Realschule in Harburg.

Die höhere Knabenschule in Harburg besteht in ihrer jetzigen Gestalt als Realschule I. O. im wesentlichen seit 1870, nachdem sie vorher, seit 1847 (bzw. 1867), Höhere Bürgerschule (mit ursprünglich drei, später acht Klassen, ohne die Vorstufe), und seit 1830 (Vereinigte höhere Bürgerschule und Progymnasium (mit einer, später drei Klassen) gewesen war. Das Jahr ihrer Gründung als Lateinschule ist 1621, und sie hatte als solche schon im Jahre 1748 vier, 1780 sogar fünf Klassen. Die Vereinigung von Realgymnasium (seit 1882) und Realschule mit gemeinsamem dreijährigen lateinlosen Unterbau und Beginn des Englischen in Quarta (Altonaer System) bestand von 1894 bis 1912. Ostern 1912 wurde versuchsweise das Englische in der Realschule nach Tertia und im Realgymnasium nach Obertertia verlegt, so daß die Schulform nun als eine Abart des sogenannten Frankfurter Systems bezeichnet werden kann. Versuche, den Realgymnasial- mit dem Realschulunterricht zu verbinden, hatte man schon wiederholt vorher gemacht. So bestanden von 1869—1874 Nebenklassen ohne lateinischen, aber mit englischem Unterricht, während man bis dahin lateinischen und griechischen Nebenunterricht für die Studierenden eingerichtet hatte. Die Harburger Anstalt nimmt somit unter den Schulen des Bezirks eine ganz besondere Stellung ein. Sie vertritt in ihrer heutigen Gestalt wie in ihrer Entwicklung seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts den Reformgedanken, während die übrigen Schulen in Lüneburg, Ülzen und Celle in der Hauptsache die alte Form beibehalten haben, in der das Lateinische die Grundlage des fremdsprachlichen Unterrichts bildet. Die Zahl der Klassen ist in Harburg zurzeit sehr hoch, da eine ganze Reihe von Jahrgängen in der Vorschule und der Hauptschule geteilt werden mußten. Dies spricht für einen lebhaften Zudrang zu der Anstalt, der für die Zukunft auch einen besseren Besuch der Oberklassen erwarten läßt. Bisher waren die Primen in ihrem Unterricht noch vielfach vereinigt. Im Jahre 1912/13 unterrichteten in 22 Klassen 19 akademische und 8 nicht akademische Lehrkräfte. Die Zahl der Schüler belief sich auf etwa 550. Wie in Lüneburg besteht auch in Harburg ein Schülerturnverein. Da das jetzige Gebäude des Realgymnasiums den Ansprüchen nicht mehr genügt, haben die städtischen Kollegien einen Neubau beschlossen, der auch architektonisch hervorragend zu werden verspricht.

Von der privaten Dr. Kramerschen Realanstalt mit Handelslehrinstitut kann hier nicht weiter die Rede sein, da sie nicht dem Prov. Schulkollegium unmittelbar unterstellt ist und auch nicht das Recht besitzt, Abschlußprüfungen abzuhalten. Die Anstalt ist deswegen nicht eigentlich als höhere Schule zu zählen.

Die Realschule in Wilhelmsburg.

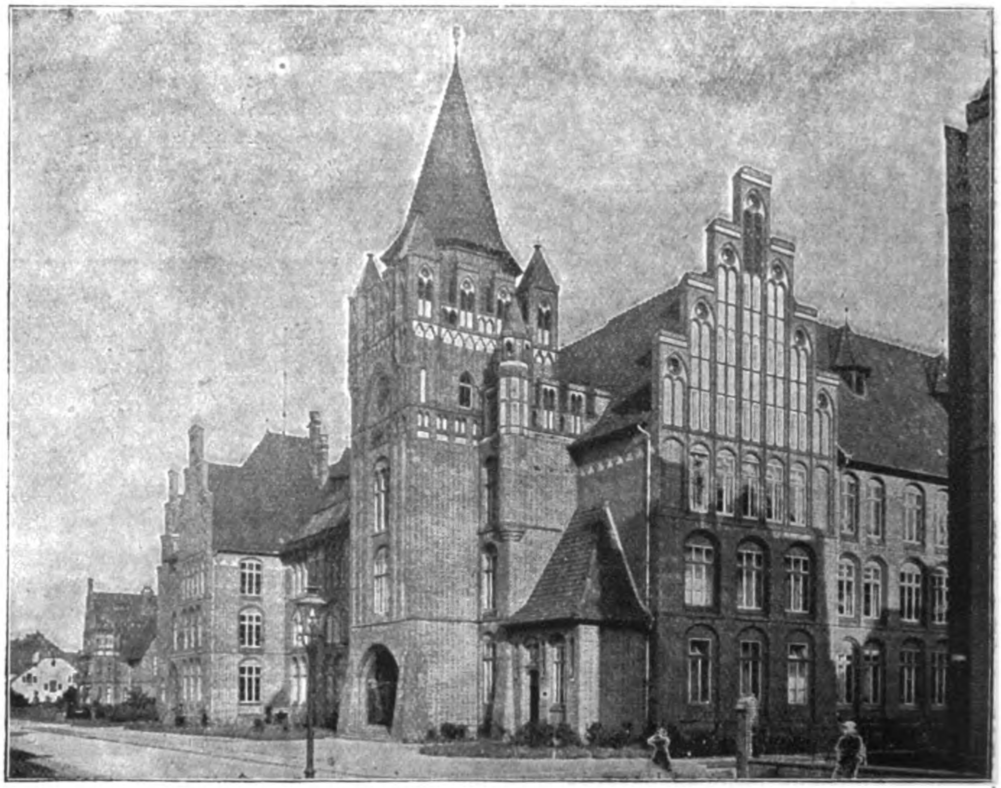
Die Realschule der Gemeinde Wilhelmsburg, die aus der 1901 gegründeten höheren Privatschule hervorgegangen und seit Ostern 1909 prüfungsberechtigt ist, zählt heute sechs Klassen mit etwa 170 Schülern. Die Vorschule ist mit der des Lyzeums vereinigt, wie auch beide Schulen in einem Gebäude untergebracht sind und von einem Direktor geleitet werden. Der von der Realschule benutzte, im Herbst 1910 bezogene Anbau, der auch die gemeinsame Turnhalle und Aula enthält, ist für den naturkundlichen Unterricht geradezu vorbildlich eingerichtet. Die Zahl der an der Realschule wirkenden Lehrkräfte betrug im Jahre 1912/13 11, davon waren 5 nicht akademisch vorgebildet.

Die Christianschule in Hermannsburg.

Wenn diese Anstalt auch nicht zu den höheren Schulen gerechnet werden kann, so seien ihr wegen ihrer Eigenart hier doch einige Worte gewidmet. Die Christianschule, frühere „Missionsschule", ist eine lutherische Unterrichts- und Erziehungsanstalt für Knaben, die mit der evangelisch-lutherischen Missionsanstalt in Hermannsburg in Verbindung steht. Sie sollte zunächst „den hier befindlichen Kindern der indischen Missionen die erforderliche Ausbildung

51*

geben" und die etwa unzureichende Schulbildung der künftigen Missionsaspiranten ergänzen. Heute hat die Anstalt ihre Kreise sehr viel weiter gezogen. Sie bereitet Schüler nicht nur für die Untersekunda des Gymnasiums, Realgymnasiums, der Realschule bzw. Oberrealschule, sondern auch für den Eintritt in Präparandenanstalten, Landwirtschaftsschulen und Baugewerkschulen, wie überhaupt für praktische Berufe vor. Lehr- und Stundenplan richten sich, „soweit es sich einrichten läßt, nach den Bedürfnissen und Wünschen der Schüler bzw. deren Eltern." Fast jeder Schüler hat seinen besonderen Stundenplan, und es kommt daher, nach dem Bericht des Missionsdirektors Professor Dr. theol. Haccius und des Leiters Oberlehrer Habenicht, vor, daß begabte Schüler zugleich die Reife für verschiedene Schulen erhalten. Die Zugehörigkeit zu einem der drei Hauptklassen mit ein- bis zweijährigem Lehrgang entscheidet nicht das Alter, sondern die Fähigkeiten und Kenntnisse des Schülers. „Die Christianschule will nicht nur eine Lehr- und Unterrichtsanstalt sein, sondern in erster Linie eine Erziehungsschule." Ihre Anfänge gehen zurück auf die Privatschule, die Christian Harms im Jahre 1817 ins Leben rief. Die Anstalt besitzt seit 1904 ein neues Schulhaus und war im Jahre 1912 von 168 Schülern besucht. „Als Lehrkräfte sind tätig: drei akademisch gebildete, darunter zwei mit Oberlehrerprüfung, drei seminaristisch gebildete und andere Hilfskräfte nach Bedürfnis".



Das städtische Lyzeum und Oberlyzeum zu Lüneburg 1914.

Das höhere Mädchenschulwesen.

Höhere Mädchenschulen

Die höheren Bildungsanstalten für die weibliche Jugend in Deutschland sind, wie so manche große Kulturleistung, eine Schöpfung des 19. Jahrhunderts. An die Stelle der mittelalterlichen Klosterschule war im Laufe der Jahrhunderte die Einzelerziehung durch Hauslehrer und Gouvernanten oder die Unterrichtung durch geistliche Orden mit all ihrer Einseitigkeit und gesellschaftlichen Beschränkung

getreten, die große Masse der weiblichen Jugend genoß selbst die Früchte der durch die Reformation ins Leben gerufenen Volksschulbildung in weit geringerem Maße als die männliche Jugend. Erst die Höhe der literarischen Entwickelung Deutschlands um achtzehnhundert, die ja so mannigfachen pädagogischen Einschlag hat, brachte mit manchen anderen pädagogischen Neuerungen, auch auf dem Gebiete der Mädchenbildung eine folgenschwere Wandlung. Es ist nicht zu übersehen, daß es in erster Linie eine ästhetische Hochkultur war, die den Gedanken hat zur Tat werden lassen, das Mädchen durch seine Vorbildung besser auszurüsten zur Teilnahme an dieser Kultur. Der ästhetische Gesichtspunkt hat bis in die neueste Zeit eine wichtige Rolle gespielt in der Entwickelung der höheren Mädchenschulbildung. Der Direktor der höheren Töchterschule in Celle unterrichtete im Jahre 1834 11½ bis 14 jährige Mädchen in Mythologie, höherer Sprachkunde, Ästhetik und Belletristik (!). Auch anderswo und lange nach 1834 ist es nicht anders gewesen. Daneben bildeten Religion, Geschichte, Geographie, Naturkunde, Lesen, Schreiben, Rechnen, eine fremde Sprache — meist Französisch —, Zeichnen, Gesang und Handarbeiten die üblichen Unterrichtsgegenstände. Und doch kann man diesem ersten Entwickelungsabschnitte der höheren Mädchenschulbildung die Selbständigkeit und Eigenart nicht absprechen, während die in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts fortschreitende innere und äußere Angleichung an das höhere Knabenschulwesen manches Bedenkliche im Gefolge hatte, so notwendig diese Entwickelung durch die sozialen Verhältnisse war, und so groß und schön ihre Erfolge in der Gegenwart sind.

Mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts setzte trotz der bedenklichen politischen Lage auch bei uns die Bewegung zur Begründung „höherer Töchterschulen" ein. Im Jahre 1805 wurde bei Errichtung der ersten Harburger Stadttöchterschule auch eine Klasse mit fremdsprachlichem Unterricht eingerichtet, die, wie der Geschichtsschreiber der Harburger Volksschulen, Rektor H. Dettmer, mit Recht hervorhebt, der Grundstock der späteren höheren Töchterschule ist. Harburg kann also für sich den Ruhm in Anspruch nehmen, in unserem Regierungsbezirk die erste öffentliche einklassige höhere Mädchenbildungsanstalt eingerichtet zu haben; sie blieb freilich noch 70 Jahre lang, als sie schon längst siebenklassig geworden war, mit der Stadttöchterschule (Volksschule) vereinigt. Die erste selbständige Gründung einer freilich nicht öffentlichen höheren Töchterschule darf sich infolgedessen Celle zuschreiben. Hier gründete ebenfalls im Jahre 1805 auf Wunsch mehrerer Eltern der Konsistorialrat Eggers eine Privatschule mit zuerst einer Klasse, bald zwei und später sogar drei Klassen. Sie hat sich durch die Stürme der Zeit und auch weiterhin gehalten, was nach dem Tode des Begründers nicht zum mindesten dem tatkräftigen und unermüdlichen Eingreifen des Konsistorialrats Hoppenstedt, der sich vordem auch in Harburg um das Schulwesen hochverdient gemacht hatte, zu danken ist. 1834 wird die Schule, die damals eine Elementarklasse für Knaben und Mädchen und zwei Mädchenklassen hatte, nach erfolgter „Genehmigung der Königlichen Großbritannisch-Hannoverschen Landdrostei zu Lüneburg", von der Stadt übernommen.

Das Schulgeld betrug damals 13 Tlr. 8 ggr. bezw. 26 Tlr. 16 ggr., während es zu gleicher Zeit in Harburg nur 4 Tlr. bezw. 18 Tlr. betrug. Also eine sehr stattliche Höhe, wenn man das Schulgeld von heute — 100 bezw. 130 ℳ — damit vergleicht. Kein Wunder, daß, obwohl die Einnahmen früher manchmal knapp gewesen waren, der Magistrat von Celle noch 1850 hofft, daß „die Anstalt sich durch sich selbst zu erhalten imstande sei, ja daß für die Zukunft erhebliche Rechnungsüberschüsse erwartet werden könnten, welche zur Vermehrung der Lehrkräfte anzuwenden sein würden." Welche Stadtverwaltung möchte sich heute bei den Zuschüssen, die mit Zehntausenden rechnen, nicht diesen Zustand zurück wünschen! Das Lehrerkollegium setzte sich damals hier, wie auch in Harburg, Ülzen und Lüneburg zusammen aus dem Leiter (Rektor, Inspektor, Direktor), der meist Theologe war, und oft auch die Stadtschule und die höhere Knabenschule leitete und mehreren Lehrern und Lehrerinnen, deren Vorbildung damals noch sehr ungleich war, und die häufig aus dem Volksschuldienst übernommen wurden. In der Regel waren auch Pastoren und die Oberlehrer und Lehrer der höheren Knabenschule mit mehreren Stunden an dem Unterricht beteiligt. Bis weit in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein war es allgemein üblich, die Leitung der höheren Töchterschulen Theologen zu übertragen, was natürlich in mancher Hinsicht seinen Einfluß ausübte, wenn auch unter diesen Männern manche hervorragende Pädagogen und Organisatoren, wie der Celler Direktor Kuhlgatz, waren.

Die Schulen in Harburg und Celle, die uns bis dahin fast ausschließlich beschäftigt haben, mögen uns in ihrer bisherigen Entwickelung als Musterbeispiel dienen für die beiden anderen Anstalten, deren Gründung in die erste Hälfte des Jahrhunderts fällt. In ähnlicher Weise wie in Harburg vollzog sich die Entwickelung in Ülzen. Hier bestanden seit 1819 und nach 1836 zwei Töchterschulklassen; sie waren mit der ersten Stadtschule vereinigt. die auch eine Knabenabteilung hatte, die für höhere Schulen vorbereitete, (Siehe oben.) Als sich im Jahre 1874 die Zahl der Klassen auf vier vermehrt hatte und die höhere Knabenschule errichtet war, wurden auch die Töchterschulklassen von der Stadtschule abgetrennt und zusammen mit den gemeinsamen Elementarklassen als selbständige Schule unter besondere Leitung gestellt. Die gemeinsame Vorschule ist bis heute bei dem Lyzeum verblieben. In Lüneburg hatte im Jahre 1831 der Kandidat der Theologie Oltrogge eine Privatschule für Mädchen gegründet, der gegenüber die Eltern aber ein gewisses Mißtrauen hatten, da sie befürchteten, die Mädchen lernten zu viel, obwohl Religion und Handarbeit die Hauptlehrgegenstände waren, letztere mit zehn Wochenstunden (!) für jede Klasse. Aus diesen kleinen Anfängen hat sich das heutige Oberlyzeum entwickelt, das mit seiner Frauenschule, seinem Volksschullehrerinnenseminar, seiner Übungsschule (Mittelschule), auch an Schülerinnenzahl allen anderen Bildungsanstalten des Regierungsbezirks weit voran ist. Die Schule wurde 1875 mit 6 Klassen von der Stadt übernommen, nachdem schon lange vorher (1841) der Lehrplan reformiert, insbesondere auch der englische Unterricht eingeführt worden war, was übrigens wenig später anch in Celle geschah.

Von den 70er Jahren an vollzieht sich die Entwickelung der vier städtischen höheren Töchterschulen — die daneben, wie in Celle, bestehenden privaten Anstalten kommen für die Entwickelung des Mädchenbildungswesens kaum in betracht — ziemlich übereinstimmend. Die Schulen erweitern ihr System den jeweilig geltenden ministeriellen Bestimmungen gemäß bis auf 9 und 10 Klassen, Celle und Lüneburg zuerst (in den 70 er und 90 er Jahren), Harburg 1902 und 1907, Ülzen 1907 und 1909. Alle vier Schulen sind infolgedessen auch immer als höhere Mädchenschulen bezw. Lyzeen im Sinne der ministeriellen Bestimmungen anerkannt gewesen. Sie stehen damit seit 1909, seit der Reform unter der Aufsicht des Königl. Provinzial-Schulkollegiums, während sie früher der Regierung in Lüneburg unmittelbar oder dem Aufsichtsbeamten der Volksschulen unterstellt waren. Das höhere Lehrerinnenseminar (Oberlyzeum) in Lüneburg besteht seit Ostern 1905, die Frauenschule in Celle seit Ostern 1909, diejenige in Lüneburg seit Ostern 1910. Zu den genannten vier städtischen Anstalten ist seit einigen Jahren das aus einer Privatschule hervorgegangene Lyzeum der Gemeinde Wilhelmsburg getreten, dessen Unterstufe mit der Vorschule der Realschule vereinigt, und dessen Oberstufe wegen der geringen Schülerinnenzahl noch nicht ganz ausgebaut ist. Lyzeum und Realschule haben, wie schon oben erwähnt, ein gemeinsames Schulgebäude und stehen unter derselben Leitung.

Eine private Mädchenschule, die seit 1868 besteht und heute ihre Schülerinnen bis zur Reife für Klasse 1 des Lyzeums bringt, befindet sich in Hermannsburg. Sie ist ähnlich wie die Christianschule für Knaben eingerichtet. (Siehe S. 803.)

Abgesehen von der Wilhelmsburger Anstalt, bei der besondere Verhältnisse vorliegen, genügen die höheren Bildungsanstalten des Regierungsbezirks in ihrer inneren und äußeren Einrichtung den Anforderungen, die man seit der Reform an solche Anstalten zu stellen gewohnt ist, bereits in vollem Maß. Welche Arbeit der Lehrenden und welche Aufwendungen durch die Gemeinden hierzu nötig waren, davon geben die vorzüglichen, zumteil mustergültigen neuen Schuleinrichtungen in Lüneburg, Celle und Harburg rein äußerlich ein beredtes Zeugnis. Die Zahl der an den Lyzeen wirkenden akademischen Lehrkräfte hat sich in den letzten zwei Jahren — besonders infolge der neuen Bestimmungen — mehr als vervierfacht. Unter nicht philologischer, nicht akademischer Leitung steht nur noch die Anstalt in Ülzen. Zur Berufung einer Direktorin hat sich keine Gemeinde entschließen können, wohl aber hat Celle der von manchen Seiten erhobenen Forderung nach Verstärkung des weiblichen Einflusses auf die Mädchenschulen insofern Rechnung getragen, als seinem Kuratorium seit mehreren Jahren satzungsgemäß neben vier männlichen zwei weibliche Mitglieder, eine Vertreterin der Elternkreise und eine Lehrerin angehören müssen.

Einen Überblick über Umfang und Besuch der fünf Lyzeen des Regierungsbezirks im vergangenen Schuljahr (1912/13) mag folgende Zusammenstellung geben.

1. Lüneburg: Oberlyzeum (17 Klassen mit etwa 500 Schülerinnen) verbunden mit Frauenschule (1 Klasse) Volksschullehrerinnenseminar (2 Klassen mit etwa 50 Schülerinnen) und Übungs(Mädchenmittel-)schule (6 Klassen mit etwa 150 Schülerinnen) zusammen 26 Klassen mit etwa 700 Schülerinnen. 32 Lehrkräfte, von denen 21 hauptamtlich tätig und festangestellt, 7 akademisch gebildet waren.
2. Harburg: Lyzeum, 15 Klassen mit etwa 390 Schülerinnen. 20 festangestellten Lehrkräften im Hauptamt, von denen sechs akademisch gebildet waren.
3. Celle: Lyzeum (10 Klassen mit etwa 300 Schülerinnen) verbunden mit Frauenschule (2 Klassen mit etwa 12 Schülerinnen). 16 Lehrkräfte, unter denen sich 13 festangestellte hauptamtlich tätige und 5 akademisch gebildete befanden.
4. Ülzen: Lyzeum, 10 Klassen mit etwa 220 Schülerinnen, 14 Lehrkräfte, von denen 12 im Hauptamt tätig und 2 akademisch gebildet waren.
5. Wilhelmsburg: Lyzeum, (10 Klassen mit etwa 80 Schülerinnen). 12 Lehrkräfte, davon 7 festangestellt und im Hauptamt tätig, 6 akademisch gebildete (darunter der Direktor und 3 Oberlehrer der Realschule).

Zur vorstehenden Arbeit sind außer allgemeinen Werken über die Geschichte des Unterrichts insbesondere benutzt:

Kunzes Kalender für das höhere Schulwesen Preußens. 1912.
Statistisches Jahrbuch der höheren Schulen. 1912/13.
Jahrbuch für das höhere Mädchenschulwesen im Königreich Preußen 1911/12.

Die Jahresberichte der höheren Schulen über das Schuljahr 1912/13 und zahlreiche ältere Jahrgänge, Festschriften u. a., die die Geschichte der Anstalten behandeln, so vor allem: Realprogymnasium Ülzen 1894. Realgymnasium Ülzen 1905. Realgymnasium Celle 1900. Höhere Töchterschule Celle 1876. Höhere Töchterschule Harburg 1879. Höhere Mädchenschule Lüneburg 1905 und 1909.
Geschichte des Johanneums zu Lüneburg. Von Prof. W. Görges und Dir. D. A. Nebe. 1907.
Geschichte der Hermannsburger Privatschule, jetzigen Christianschule. Von Oberlehrer B. Habenicht. 1907.

Für die Überlassung dieser Druckschriften, wie für die zahlreichen Hinweise im einzelnen, sage ich den Herren Kollegen auch an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank.





Das Volksschulwesen*).

Von Regierungs- und Schulrat Nickol (Düsseldorf).

Aus kleinen Anfängen hat das jetzt so blühende Volksschulwesen des Bezirkes sich entwickelt. Bei der Betrachtung der Schulverhältnisse früherer Zeit muß das geschichtliche Gewordensein unseres Regierungsbezirkes berücksichtigt werden, der aus verschiedenen vormals getrennten Gebieten gebildet wurde. Von einem gemeinsamen, gleichzeitigen Anfange des Schulwesens kann hier ebensowenig die Rede sein, wie von einer einheitlichen, gleichmäßigen Weiterentwicklung. Letztere ist erst im Laufe der Jahrhunderte, frühestens 1705, eigentlich erst 1815, möglich geworden, wirklich erreicht aber erst seit 1872. Wohl bestanden in einigen Städten schon im 14. Jahrhundert Lateinschulen, die in erster Linie kirchlichen Zwecken dienten, dann auch den Kindern wohlhabender Stände. So gab es in Lüneburg bereits um 1350 zwei Benediktinerschulen, in Rethem a. Aller hatten freie Burgmänner einen schon 1396 erwähnten „scholmeester" angestellt, und Walsrode besaß 1496 eine Lateinschule. Auch Celle wird um diese Zeit bereits eine solche Schule gehabt haben. Die Anfänge des lüneburgischen Volksschulwesens

Aber auch im Gebiete des heutigen Bezirks Lüneburg brachte erst die Reformation einen nachhaltigen und allgemeinen Anstoß zur Gründung von Volksschulen in Stadt und Land für Knaben und Mädchen. An letztere hatte man bisher kaum gedacht. Nicht überall war man — selbst um 1600 noch nicht — so weit wie in Celle, wo eine besondere vom Stadtküster gehaltene Mägdleinschule bestand; in Walsrode gab es eine Mädchenschule doch wenigstens seit 1694. Das platte Land aber war bisher fast ganz unversorgt geblieben. Nur selten werden in vorreformatorischer Zeit Landschulen erwähnt. Hatte man doch sogar in den Städten vergessen, die Kinder der niederen Stände unterrichten zu lassen. Zwar gab es schon im 14. Jahrhundert, zahlreicher im fünfzehnten, sog. Deutsch- oder Schreibschulen, z. B. in Lüneburg. Dies waren jedoch nur Standes-, Berufs- und Fachschulen, die der Allgemeinheit nicht zugute kamen. Hierzu wären schon eher die in

*) Zu dem folgenden Aufsatze standen dem Verfasser eine Reihe von Einzelberichten und ein in der Hannoverschen Schulzeitung 1896/97 erschienener Artikel des Rektors Vollmer-Walsrode („Die Entwicklung des Volksschulwesens im Reg.-Bez. Lüneburg") zur Verfügung.

den Städten, namentlich in den wohlhabenden Stadtteilen auftauchenden „Winkel-" oder „Klippschulen" geeignet gewesen, wenn nicht unter den an ihnen unterrichtenden Lehrern, soweit sie nicht, wie meist in Lüneburg, Küster waren, gar zu üble, hergelaufene Leute sich befunden hätten, und der Streit zwischen Schoolschriebern und Winkellehrern weniger heftig geworden wäre. Die Bürgerschaft stand meist auf seiten der Winkelschulen, der Magistrat trat für die Deutschschulen ein, die er z. T. gegen bestimmte Abgaben genehmigte. Der Streit wurde zeitweise so heftig, daß die Stadtverwaltungen einschritten, so in Lüneburg (wo es schließlich 47 private Winkelschulen gab) in den Jahren 1613 und 1633, in Celle z. B. 1696 und 1740. Von einer öffentlichen Volksschule, deren Besuch für alle Kinder des Ortes verbindlich gewesen wäre, kann selbst in den Städten erst spät geredet werden; am spätesten wohl in Lüneburg, das darin selbst dem Lande nachstand; denn hier ist der Stiftungstag der Heiligengeistschule am 27. Juni 1816 auch der Gründungstag der ersten öffentlichen Volksschule. Im allgemeinen aber stand es im Bezirk doch besser.

Nachdem durch die Reformation die Wertschätzung der Einzelpersönlichkeit wiedergebracht war, und später die Vorbereitung zur immer mehr in Aufnahme kommenden Konfirmation — die erste öffentliche Konfirmation in Harburg war am Gründonnerstage 1657 — eine Unterweisung in Religion erforderte, verbreitete sich das Bedürfnis nach Unterricht immer mehr. Schon die Reformatoren und nach ihnen ihre Schüler trugen den Gedanken der allgemeinen Volksbildung ins deutsche Land hinaus, und die Landesfürsten gaben durch ihre zunächst für die Kirchen aufgesetzten Verordnungen Anlaß zur Gründung neuer Schulen und zur Ausgestaltung des bestehenden Schulwesens. Und wie die kleinen Fürstentürmer Mitteldeutschlands insofern von nicht zu unterschätzender Bedeutung sind, weil von ihren Residenzen aus vielfach geistige Anregung für das Land ausgeht, so hatte die politische Vielgestaltigkeit doch ihr Gutes, obwohl sie in der Folge der gleichmäßigen Weiterentwicklung hinderlich war. Bei der damaligen Unübersichtlichkeit des Landes war es günstig für einen ersten Anfang, daß von verschiedenen Mittelpunkten aus immer wieder Anregungen und Anordnungen kamen, welche die Gründung von Volksschulen für den näheren Umkreis im Auge hatten.

Seine Fortbildung bis zum Ende des 18. Jahrhunderts

Als unter dem Einfluß des Reformators von Lüneburg, des Urbanus Rhegius, 1536 die Hannoversche Kirchenordnung entstanden war, wurden auch in den einzelnen Gebieten, die heute unsern Bezirk bilden, solche Ordnungen erlassen: die ersten gesetzlichen Grundlagen für den Anfang und die Fortentwicklung des Lüneburger Schulwesens. Es sind dies: Die Lauenburgische Kirchenordnung von 1585, die Lüneburgische von 1643 und die Dannenbergische vom 17. Januar bezw. 16. August 1687, die durch Reskript des Landesherrn vom 11. Juli 1692 für das ganze Fürstentum Celle Geltung bekam, und deren Bestimmungen z. T. noch heute Gesetzeskraft haben. Schon vorher hatten die Herzöge Julius Ernst und Franz zu

Dannenberg für Einrichtung von Schulen gesorgt, so z. B. durch einen Erlaß vom 15. Oktober 1598 für Hitzacker. Ernst der Bekenner, gestorben am 11. Januar 1546, gilt u. a. als der Gründer der Lateinschule in Ülzen. Die Herzöge Otto I. (1527—49), Otto II. (1549—1603) und Wilhelm August (1603—42) errichten eine Schule in ihrer Residenz Harburg und bauen sie aus. Herr von der Wense gründet in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Dorfmark eine Schule. In Groß-Ösingen stiftet Gebhard von Marenholtz eine Freischule und dotiert sie in seinem Testamente von 1638. Nicht zu vergessen ist die „Verordnung den Gottesdienst und das Schulwesen in der Stadt Celle betreffend" vom 22. März 1689, in der Herzog Georg Wilhelm Anordnungen trifft, die ihrer Zeit weit vorauseilen und Mißstände beseitigen wollen, wie sie allerorten noch bis in die neuere Zeit hinein sich fanden. Die wohlgemeinten Schulordnungen sind leider nicht überall und nicht in vollem Maße durchgeführt worden. Es hat einer jahrhundertelangen Entwicklung bedurft, um den zähen Widerstand der Eltern, der Gemeinden, der Unterbehörden zu besiegen, der die äußeren Verhältnisse der Schule etwa 250 Jahre auf dem gleichen Tiefstande festhielt. Es hat der langsam fortschreitenden Ausbildung der Pädagogik im ganzen Vaterlande bedurft, ehe die inneren Schulverhältnisse zu dem heutigen Stande kommen konnten. Als der Dreißigjährige Krieg auch auf diesem Gebiete eine gewaltige Lücke gerissen, hat dann zwar ein Jahrhundert nach dem andern einige Fortschritte gebracht. Eine wirkliche Blüte ist aber dem alten Stamm erst seit den letzten 50 Jahren zuteil geworden.

Durch das Aussterben der Herzöge von Lauenburg und der Fürsten von Lüneburg-Celle kam zwar eine größere Einheitlichkeit der obersten Verwaltung zustande. Nach dem Tode des Herzogs Georg Wilhelm von Celle, am 28. August 1705, kam das Fürstentum Lüneburg-Celle, wozu seit 1642 auch das Herzogtum Harburg gehörte, in den Besitz des Kurfürstentums Hannover. Von Lauenburg blieb 1815 nur der Kreis Bleckede bei Hannover. Die entstandene Landeseinheit hatte nun aber keineswegs zur Folge, daß auch im Volksschulwesen des Landes gleichmäßige Ausgestaltung und Entwicklung Platz gegriffen hätten. Dazu war die Volksschule noch nicht geachtet genug, daß die Behörden sich ihrer besonders angenommen hätten; sie war noch keine anerkannte Macht, zu deren Weiterbildung man seinen Verordnungen starken Nachdruck verliehen und die Durchführung der bestehenden, oft recht guten Vorschriften von den Unterbehörden erzwungen hätte. Die Städte suchten sich der landesherrlichen Oberhoheit auf dem Gebiete des Schulwesens zu entziehen; das Land lag der Behörde ferner und die, welche etwas zu sagen hatten, die Geistlichen und Gemeinden, legten gleichfalls Wert auf Selbständigkeit.

In den am Schlusse folgenden Einzelbildern wird die Entwicklung des städtischen Schulwesens im Bezirk mehrfach dargestellt werden. Wir können daher hier mehr Raum auf die Schilderung der ländlichen Verhältnisse verwenden. Die ältesten Schulen wurden zumeist in den Pfarrorten

gegründet. Die zur Parochie gehörenden Orte bilden einen Schulverband, naheliegende Ortschaften werden schon durch die Dannenberger Schulordnung zu Schulgemeinden vereinigt. Die Kinder müssen noch lange Zeit zu der Schule des Pfarrortes wandern, so war es z. B. noch in Schneeverdingen, Bleckede, Hitzacker. Allmählich entstehen in größeren Filialdörfern eigene Schulen, besonders dort, wo sich Kapellen befinden, so nach alten Kapellenrechnungen von 1608 in Krusendorf. Bald kommen Bestimmungen über den Bau und die Unterhaltung der Schulhäuser, Anlegung eines Kohlgartens, Begabung der Stelle mit Land, Holz- und Weideberechtigung. Nach altem lauenburgischem Rechte erhielt die Schulgemeinde das Bauholz gegen Erstattung der Werbekosten aus den herrschaftlichen Waldungen, die Baukosten mußte sie selbst tragen. Die Schulhäuser unterschieden sich nicht von den Bauernhäusern; sie bestanden aus Fachwerk mit Strohdach. Solche Schulgebäude finden sich noch jetzt, z. B. in Dellien bei Neuhaus. Wo keine Küsterhäuser vorhanden waren, unterrichtete der Handwerker-Lehrer auch in seinem eigenen Hause, oder die Schule ging im Dorfe die Reihe herum. Die Schulzimmer, wenn solche überhaupt vorhanden waren, waren meist klein und niedrig. Es kam vor, daß 180 Kinder in einem Raum von 20 Quadratmetern Unterkunft finden sollten. Nicht alle bekamen Sitzgelegenheiten und zum Glück für ihr leibliches Wohl war der Schulbesuch recht unregelmäßig. In Kirchdörfern war die Unterrichtserteilung häufig, nicht immer, mit der Küsterstelle verbunden, dann kamen zum Einkommen Accidenzien und Pröven. In den Städten und größeren Flecken hatten die Kirchenbeamten meist nichts mit dem Unterrichte zu tun, so in Burgdorf, Ülzen, Fallersleben. Jedes Kind zahlt Schulgeld, nach der Dannenberger Schulordnung 12 ggr und ein 8 Pfund schweres Brot. Für den Rechenunterricht wird besonders bezahlt; im Winter ist auch Holzgeld zu entrichten, falls nicht freies Holz geliefert wird. Vielerorts kam dazu noch der Reihetisch, die Beköstigung am Tische der Hausväter; auch in größeren Orten, wie in Fallersleben, mußte der Lehrer „auf der Regge" gehen.

Schon die alten Schulordnungen legen den Eltern oder deren Stellvertretern die Verpflichtung auf, ihre Kinder zur Schule zu schicken, nach der Verordnung von 1653 solange, bis die Jugend ordentlich lesen kann und den Katechismus hinreichend weiß. Die Dannenberger Schulordnung hat in § 7 die noch heute für die Angehörigen der Lutherischen Landeskirche als Gesetz geltende Bestimmung, daß die Kinder von 6 Jahren und darüber zur Schule gehalten und nicht eher daraus genommen werden sollen, bis der Superintendent „sie für tüchtig befindet, sie zu Beichte und heiligem Abendmahl zu admittieren". Jedoch ist es mit dem Schulbesuche fortgesetzt übel bestellt gewesen, obwohl wiederholt Strafandrohungen erlassen wurden. Die Behörde selbst erleichterte die als drückend empfundene Verpflichtung durch Zulassung von Dispensationen besonders in der Erntezeit; vielfach wurde im Sommer überhaupt keine Schule gehalten (Königliche Verordnung vom 24. März 1734). Dazu kam, daß die in manchen Gegenden an zwei Wochentagen in der Kirche des Pfarrortes abgehaltenen Morgengottesdienste

für die Kinder der Parochie zwei schulfreie Vormittage in der Woche verursachten; zwei freie Nachmittage erzwangen die in waldreichen Landstrichen angesetzten Holzlesetage. Auch bei der durch Pfarrer und Superintendent vorzunehmenden Festsetzung der Ferien wurde recht weitherzig verfahren. Trotz alledem, oder gerade deshalb war an einen regelmäßigen Schulbesuch nicht zu denken. Die durch Verfügung vom 31. August 1736 befohlenen Versäumnislisten wurden meist gar nicht geführt.

Die Schulzucht war noch lange die barbarische und rohe, die wir aus Luthers Jugend kennen; deshalb mahnen die Lüneburger Schulordnung und die genannte Verordnung von 1653 zur Milde.

Unterrichtsgegenstände waren Katechismus, Lesen und Schreiben. Rechnen konnte nur selten gegeben werden. In Celle war es sogar den Lehrern verboten, mehr als die vier Grundrechnungsarten zu lehren, da hierzu nur der städtische Rechenmeister befugt war. 1704 erhalten sie eine beschränkte landesherrliche Erlaubnis zum Privatunterrichte. Im Vordergrunde stand der Katechismus, der wörtlich gelernt und außer durch Heranziehung von Sprüchen und Liedern kaum erläutert wurde. Wenn auch hin und wieder Ansätze sich zeigen, einer weniger mechanischen Lehrweise den Weg zu ebnen, so wurde doch erst am Ende des 18. Jahrhunderts der Anfang zum Besseren gemacht. Es war schon ein Fortschritt, wenn die Lauenburger Schulordnung von 1757 forderte, daß je nach den Fähigkeiten und der Reife der Schüler Abteilungen zu bilden seien, auch sollten die Katechismusstücke gegliedert und erklärt werden. Bedeutsam aber war die Instruktion des Konsistoriums von 1790. Wir brauchen nur die erste Vorschrift anzuführen, die den Katechismus betrifft, um ihren Wert zu zeigen; es ist zu beachten, „daß nichts von dem Kinde erlernt werde, was nicht vorher nach dem Maße seiner Fähigkeiten von ihm verstanden und als wahr, heilsam und auf seine Gesinnung anwendbar, erkannt und begriffen werde". Und ferner: „Es muß dem Lehrer immer mehr Freude machen, wenn ein Kind den eigentlichen Sinn der Fragen und Antworten mit eigenen Worten anzugeben imstande ist, als wenn es gerade nur die Worte des Katechismus gebraucht, ohne daß es sie ganz versteht".

Diese guten Lehren wurden freilich noch lange nicht in die Wirklichkeit umgesetzt, denn die früher so häufigen Klagen über die mangelhaften Leistungen der Schule verstummen auch nach Erlaß der „Instruktion" nicht. Es fehlte, wie wir sehen werden, an den Lehrern, die fähig gewesen wären, sie auszuführen. Dennoch wird der Unterrichtsbetrieb allmählich besser. Die Kinder lernen auch nach und nach mehr, was sie im täglichen Leben brauchen. Das Rechnen wird zum Pflichtunterrichtsgegenstande, deshalb fällt 1772 das bisher dafür gezahlte besondere Schulgeld fort. Auf Verfügung des Konsistoriums vom 7. April 1785 sollen die vier Grundrechnungsarten gelehrt werden, ebenso das Schreiben von Buchstaben, Silben, Wörtern und Reihen. Außer dem Katechismusunterrichte — in meist 5 Wochenstunden — wird 1790 noch eine Stunde Religionsgeschichte (biblische Geschichte) eingeführt. Von

der schon in der Lauenburger Schulordnung erteilten Erlaubnis zur Einrichtung von Handarbeitsunterricht für Mädchen wird auf dem Lande selten Gebrauch gemacht worden sein. In den Städten wird häufig im Spinnen und Stricken unterrichtet. Stundenpläne treten am Ende des 18. Jahrhunderts auf; so ist ein solcher seit 1794 an der Waisenhausschule in Celle in Gebrauch. Lehrpläne fehlen.

Außer Fibel, Bibel und Katechismus — von Walther 1653, seit 1790 Landeskatechismus — hatten die Kinder wohl keine Bücher in Händen. Seit Mitte des 18. Jahrhunderts kommen die Hübnerschen Biblischen Historien in Gebrauch; dazu später auch die biblische Geschichte vom Seminarinspektor Trefurt in Hannover. Das Volksliederbuch von Hoppenstedt, sowie der von ihm für Hannover bearbeitete Rochowsche Kinderfreund dienten um die Jahrhundertwende vielfach als Lesebücher. Erwähnt soll werden die Bestimmung von 1785, daß Rechentafeln und Schreibmaterialien für arme Kinder aus kirchlichen Mitteln beschafft werden können.

Die Aufsicht über das gesamte Volksschulwesen lag von Anfang an in der Hand der Geistlichen, der Ortspfarrer und Superintendenten, unter Oberaufsicht der Kirchenbehörde. Die Prediger sollen mehrmals im Jahr unter Hinzuziehung von Laien Schulvisitationen abhalten.

Das Ausschreiben vom 24. März 1734 bestimmt sogar wöchentlich zweimalige Besichtigung der Schule, die außerdem noch dreimal im Jahre durch den Ephorus besucht werden soll. Monatlich einmal hat der Ortsgeistliche sämtliche Lehrer des Kirchspiels zur Besprechung in Schulangelegenheiten zu versammeln (Parochialkonferenzen, Verordnung vom 31. August 1737 vergl. Konsistorium vom 10. Januar 1854.) Über jede Visitation, die sich auf Unterricht, Lebenswandel des Lehrers, Besoldung und Gebäude zu erstrecken hatte, sollten Berichte erstattet werden. (Konsistorium 1736). Doch trotz Androhung von Strafen (Ausschreiben von 1748), werden diese Berichte nur sehr säumig eingereicht, und auch die Umwandlung der Berichterstattung in eine halbjährige (1776) und die Erleichterung der Abfassung durch Einführung eines Formulars (1794) scheinen nur wenig gefruchtet zu haben. Denselben Mißerfolg haben spätere Verfügungen (z. B. vom 4. März und 10. November 1794, 1835, 24. November 1853 4. Januar 1854, 10. Juni 1854, 31. Juli 1857, 30. Juli 1865.)

Die Dannenberger Schulordnung hatte schon bestimmt, daß an allen Orten, wo noch keine Schule vorhanden, aber eine solche nötig sei, neue Schulen errichtet werden sollten. Dies wird unter dem Druck der Behörde auch in steigenden Maße geschehen sein. Freilich fehlten nun die Lehrkräfte. An den Lateinschulen unterrichteten fast ausschließlich Theologen. Für die Volksschulen fanden sich nur selten Männer, die eine auch nur geringe Vorbildung genossen hatten. Deshalb übernahmen Handwerker und andere mit einigen Kenntnissen in Lesen und Schreiben vielleicht auch im Rechnen ausgestattete Männer nebenamtlich das Unterrichten der Jugend.

Vor dem Superintendenten oder Ortsgeistlichen wurde eine Art Prüfung vorher abgehalten; auch eine Probeschrift war öfters zu liefern. Nach der Lüneburger Kirchenordnung sollten die Geistlichen darauf sehen, das gottselige, geschickte, sittsame und der reinen Lehre zugetane Lehrer verordnet würden." Das Land war hier den Städten gegenüber im Nachteil; in diesen war die Auswahl unter den Bewerbern um das Schulamt größer, deshalb konnte Herzog Georg Wilhelm für Celle schon am 12. März 1689 die nebenamtliche Beschäftigung von Handwerkern als Lehrer untersagen. Auch den Handarbeitslehrerinnen („Knütten-Müttern"),

die in Celle schon früh Beschäftigung fanden, verbot er den Katechismusunterricht. Hier werden außerdem Schulmeisterinnen („Lehrwesen", „Lehrjungfern") erwähnt; doch war auch im 18. Jahrhundert ihre Bildung nicht besonders hoch, denn der Generalsuperintendent stellte 1736 fest, daß einige von ihnen des Schreibens nicht kundig seien.

Die Behörde muß schlechte Erfahrungen mit der Anstellung von Lehrern durch die örtlichen Instanzen gemacht haben, denn 1736 behielt sich das Konsistorium die Bestätigung der anzustellenden Lehrer vor und verfügte „daß ihm vom Ephorus nur geeignete Personen präsentiert werden sollen" (1737 und 1764). Die Superintendenten erhalten Besetzungsgebühren in Höhe von 16 ggr. bis 6 Tlr.

Erst durch die Errichtung des Schullehrerseminars in Hannover im Jahre 1751*) wurde es möglich, das wenigstens ein Teil der Lehrer für ihren Beruf vorgebildet wurde, wenn auch die große Mehrzahl das Schulehalten als Nebenerwerb betrieben. Das Bedürfnis nach Berufsbildung stieg gewaltig. Alljährlich kamen in den Sommerquartalen 80 bereits angestellte Lehrer nach Hannover, um nachträglich eine gewisse pädagogische Bildung sich anzueignen. (Dieser „Nachbildungskursus" bestand von 1797 bis 1869.)

Mit der zunehmenden Berufsbildung der Unterrichtenden hängen auch die allerdings noch langsamer fortschreitende äußere Hebung des Standes und die von der Behörde ins Auge gefaßte äußere Besserstellung der Lehrer zusammen. Es kam immer mehr vor, daß für die besser besoldeten Stellen auch sorfältiger vorgebildete Lehrer verlangt wurden. Wie wenig diesen Wünschen auf dem Lande im 18. Jahrhundert entsprochen werden konnte, sieht man daraus, daß selbst in Celle der erste seminarisch vorgebildete Lehrer nicht vor 1774 nachgewiesen werden kann, in Ülzen nicht vor 1790; die Besoldungen waren noch lange Zeit kläglich, sie bestanden, wie oben gesagt, außer dem Nießbrauch der etwa vorhandenen Gebäude und des Landes in dem ungern und unregelmäßig gezahlten Schulgelde, das bei den vielen Befreiungen vom Schulbesuch oft auf ein Drittel des Anschlages zurückging. Die kirchlichen Einkünfte wurden in die festgesetzte Gehaltssumme eingerechnet (so auch im § 20 des Hannoverschen Schulgesetzes von 1845). Die Klagen über das unauskömmliche Einkommen und den häufigen Ausfall der Leistungen der Gemeinden sind herzbeweglich zu lesen; sie ertönen aus allen Teilen des Bezirks die Jahrhunderte hindurch, bis durch die neuere Gesetzgebung endlich abgeholfen wird. Die Behörde konnte 1746 die Zinsen aus Legaten bedürftigen Gemeinden zur Aufbesserung des Lehrergehaltes zuwenden; sie versprach bis 100 Taler zu gehen, wenn die Gemeinde selbst 10 Taler zusteuerte. Das wird selten genug geschehen sein. Auch die auf ganz Lüneburg entfallenden 482 Taler des vom König Georg III. 1775 gestifteten Kapitals von 1000 Taler jährlich haben nicht weit gereicht. Noch gab es 700 Schulstellen mit einem Gesamteinkommen von nicht mehr als 30 Talern (Ausschreiben vom 18. April 1775) darunter waren Stellen, die ihrem verheirateten Inhaber weniger als 10 Taler Jahreseinkommen boten. Bei seinen Bemühungen hier zu helfen, fand das Konsistorium bei den Gemeinden wenig Entgegenkommen. Noch um die Wende des Jahr-

* Ernst Christoph Böttcher, geboren am 11. September (?) 1697 in Gr. Lafferte, errichtete in Hannover 1747 drei Gebäude, die von 1751 bis zum 24. April 1882 dem Seminar und seiner Schule ein Heim boten. Auch stiftete er die nötigen Legate. Er starb am 9. Januar 1766.

hunderts nimmt es Anlaß, die unterstellten Behörden aufs neue zu ermahnen und die Lässigen zu tadeln. Hierin war es auch in den Städten meist nicht besser; um 1750 klagt der Celler Stadtschullehrer: „Ein Schulmann muß an dem Hungertuche nagen und vor Dürftigkeit mit den Seinigen fast krepieren."

So sehen wir, daß in zwei Jahrhunderten nur wenig in der Weiterentwicklung des Volksschulwesens im Bezirke erreicht ist. Was etwa an guten Ansätzen aus der reformatorischen Zeit geblieben war, das hatte der 30jährige Krieg zerstört. Der Einfluß der durch einzelne große Pädagogen, sowie durch Realismus und Pietismus angebahnten Errungenschaften, ist an den Volksschulen noch nicht zu merken, von dem Guten, was die Aufklärung brachte und vom Geiste Pestalozzis war noch nichts zu spüren. Die Verbesserungen, welche das 18. Jahrhundert in unserm Bezirk gebracht hat, bestehen hauptsächlich darin, daß der Staat seine Pflicht erkannt hat, zu den Schulunterhaltungskosten beizutragen; daß er die Anstellung der Lehrer und ihre berufliche Ausbildung, die als notwendig erwiesen ist, selbst in die Hand nimmt; daß er die durch allerlei Dispensationen durchbrochene Schulpflicht ernstlich betont und die Unterbehörden zur Förderung des Schulwesens mehr anhält. Das Rechnen ist als neuer Unterrichtsgegenstand hinzugetreten; methodische Vorschriften sind erlassen. Am wenigsten war äußerlich den Lehrern im Laufe der langen Zeit geholfen worden; weder ihre Wohnungen noch ihre Gehaltsverhältnisse hatten eine nennenswerte Besserung erfahren. Es ist gewiß bezeichnend, daß die Lehrer in Steinhorst (Wittingen III) seit der Zeit des 30jährigen Krieges 72 Taler Jahresgehalt bezogen, das erst 1809 auf 80 (achtzig) Taler erhöht wurde.

Im 19. Jahrhundert

Gründlicher und erfolgreicher ist an der Umgestaltung und Weiterentwicklung des Volkschulwesens im Bezirke während des 19. Jahrhunderts gearbeitet worden. Zunächst an der Lehrerbildung. Im Jahre 1800 begann der Nebenkursus für Schulpräparanden am Seminar in Hannover, der vielen die Grundlage ihrer Berufsbildung gab.

Unter Koppes und Hoppenstedts Inspektion fanden die neuen pädagogischen Ideen Eingang. Salfeld fügte außer der Präparandenanstalt noch die Normalklasse, das Abbild einer einklassigen Landschule, und die Seminarbücherei hinzu. Unter Rettigs Inspektorat (bis 1839) wurde der dreijährige Besuch des Seminars festgesetzt (1832). Eine Aufnahmeprüfung in Religion, Muttersprache, Rechnen, seit 1852 auch in den Realien, wurde verlangt, und für jede Seminarklasse ein bestimmter Unterrichtsstoff abgegrenzt. Bibelkunde und Naturlehre kamen als neue Unterrichtsfächer hinzu. Der Methodik wurde immer mehr Sorgfalt gewidmet. Im Jahre 1844 wurde unter Küster (gestorben 1897 als Generalsuperintendent in Stade) der Zeichenunterricht eingeführt. 1851 übernahm anstelle des Kuratoriums das Konsistorium, Abteilung für Volksschulsachen, die Seminarleitung. Im selben Jahre wurde der Nebenkursus für Präparanden in ein Bezirksseminar mit einjährigem Lehrgange umgewandelt; durch Allerhöchste Verordnung vom 22. September 1867, über die „Errichtung von Provinzialschulkollegien für die neuen Landesteile" wurde das Seminar dem Provinzialschulkollegium in Hannover vom 1. Dezember 1867 an unterstellt. 1869 wurde der letzte Nachbildungskursus abgehalten; die letzte Entlassung aus dem Hauptseminar fand Ostern 1877 statt. Am 24. April 1882 nahmen die Seminaristen Abschied von der altehrwürdigen Stätte hannoverscher Lehrerbildung und zogen in das neue Seminargebäude, nachdem das alte 131 Jahre lang gedient hatte. Aus ihm sind etwa 6800 Lehrer hervorgegangen*).

*) Vergl. E. Schreck in der Hannoverschen Schulzeitung 1897 Nr. 41.

Wir haben die Entwicklung des Hannoverschen Seminars so ausführlich geschildert, weil diese Anstalt lange Zeit maßgebend gewesen ist für die Ausbildung der Lehrer, für den Stand der Volksschulpädagogik, für die Einführung neuer Lehrfächer usw. in Hannover und auch in unserem Bezirke. Jetzt haben wir im Regierungsbezirk Lüneburg zwei Lehrerseminare: das 1851 gegründete Seminar in Lüneburg und das Seminar in Ülzen seit 1906; mit beiden sind Präparandenanstalten verbunden.

Die Ausbildung der Lehrer für ihren Beruf wurde durch die Möglichkeit des Seminarbesuchs nun allgemeiner. Mindestens das Bezirksseminar, früher den Nebenkursus, mußte jeder besucht haben, der Aussicht auf Anstellung haben wollte. Der dreijährige Besuch des Hauptseminars wurde bald zur Übernahme von Stellen an größeren Schulen gefordert. Freilich konnten kleinere Stellen, namentlich in abgelegenen Orten, noch lange Zeit nicht immer mit ausgebildeten Lehrern besetzt werden. Hier mußten Präparanden aushelfen, 16 bis 18 jährige junge Leute, die sich zum Eintritt ins Seminar — meist unter einem älteren Lehrer — vorbereiteten. Mit der zunehmenden Berufsbildung der Lehrer und dem wachsenden Eifer, früher Versäumtes nachzuholen, wuchs auch das Ansehen des Standes. Noch aber war das Mißtrauen, ja die Feindschaft der Landbevölkerung gegen die Schule und die zunehmende Bildung, besonders auch gegen neu auftretende Unterrichtsfächer recht groß. Wo es sich aber gar um neue Ausgaben für Schulhäuser, Lehrerbesoldung und Lehrmittel handelte, da sah man noch lange Zeit die Notwendigkeit solcher Ausgaben nicht ein. Es ist nicht zu verkennen, daß die Behörde neben der Ausbildung auch die materielle Besserstellung und Versorgung der Lehrer fortgesetzt sich hat angelegen sein lassen, wenngleich mit nur geringem Erfolge. Durch das Ausschreiben des Konsistoriums vom 8. Dezember 1801 wird den Witwen und Waisen verstorbener Lehrer das Gnadenquartal gewährt. Über die Pensionierung von Lehrern gab es noch keine Bestimmungen; es war üblich geworden, daß dem alternden Lehrer ein Adjunkt beigegeben oder das Stelleneinkommen zwischen dem alten und dem neueintretenden Lehrer geteilt wurde. Endlich im Jahre 1845 erfolgte die Errichtung der Volksschullehrer-Witwenkasse, der alle nach dem 30. Juni 1845 angestellten Lehrer beitreten mußten. Es waren drei Klassen gebildet nach dem Jahreseinkommen von 80—149, 150—224 und über 244 Talern; die jährlichen Pensionen betrugen für die drei Klassen 12, 18 und 24 Taler! Aus der im Jahre 1864 gegründeten Waisenkasse erhielten Vollwaisen jährlich 6 Taler. Außer diesen öffentlichen Kassen entstand noch die private Lüneburger Witwen- und Waisenkasse, die noch heute in großem Segen wirkt.

Eine Neuordnung erfuhren die Besoldungsverhältnisse durch das hannoversche Schulgesetz vom 26. Mai 1845. Das Mindestgehalt eines Lehrers soll 80 Taler betragen oder wenigstens 30 Taler und vollständiger Reihetisch; eine Erhöhung kann angeordnet werden bis zu dem Höchstsatze von 250 Talern. Durch das Nachtragsgesetz von 1856 wurden diese Beträge auf 150 bezw. 400 Taler erhöht. Eine Einschränkung trat dadurch ein, daß statt

Bargehalt auch Landdotation und Naturalien eintreten konnten. Zu persönlichen Zulagen stehen jetzt schon größere Staatsmittel zur Verfügung, 1854: 15 000 Taler, 1861: 25 000 Taler. Etwa ein Fünftel können wir auf unsern Bezirk rechnen. Im Jahre 1864 wurde die Besoldung nach der Schülerzahl geregelt; Schulstellen unter 25 Schulkinder sollen mindestens 120 Taler einbringen, bei 30 Kindern oder bei Verbindung mit Kirchendienst bis 150 Taler, bei 60 bis 90 Kinder bis 250 Taler. Staatszulagen von 10—50 Talern jährlich können älteren, verdienten und ungenügend besoldeten Volksschullehrern gegeben werden. Die Rektoren in den Städten, meistens Kandidaten der Theologie, sollen 350—400 Taler erhalten. Die Lehrergehälter in den Städten sind höher als die auf dem Lande.

Nach dem Gesetz von 1843 waren alle festangestellten Schullehrer von jedem Militärdienst befreit. Das Militäraushebungsgesetz von 1853 rechnet Seminaristen, Schulamtsbewerber und Lehrer unter die „vorläufig Befreiten"*). Für die durch die Verfassung von 1848 aufgehobene bisherige Steuerfreiheit wurde den Lehrern eine bestimmte Rente zugesprochen. Durch das Gesetz vom 5. Juli 1856 wurden sie von allen auf den Dienstgrundstücken ruhenden Staats- und Gemeindesteuern wieder befreit. Im Jahre 1848 erfolgte die Aufhebung der Zuständigkeit des Konsistoriums in bestimmten Rechtsstreitigkeiten der Lehrer. Die nächste Disziplinarbehörde der Lehrer wurden die Kirchenkommissarien (aufgehoben am 30. September 1889). 1860 erfolgte durch Erlaß des Ministeriums eine Instruktion über das Disziplinarverfahren gegen die Volksschullehrer. (Jetzt gilt nach Beschluß des Staatsministeriums vom 31. Oktober 1886 das Gesetz über Dienstvergehen der nichtrichterlichen Beamten vom 21. Juli 1852.)

In bezug auf die Schulaufsicht wurde auch durch das Gesetz von 1845 (§ 1) nichts gegen die bisherigen Verhältnisse geändert. Die Bekanntmachung des Konsistoriums vom 31. März 1857 bestimmt noch einmal ausdrücklich: „Die Aufsicht der Pfarrer über die Volksschulen... bleibt nach wie vor bestehen und erstreckt sich auf die Amtsführung und den Wandel der Schullehrer, auf den Unterricht, die Schuldisziplin, den Schulbesuch und das Verhalten der Schüler". — In einem Ausschreiben von 1841, wiederholt 1852, wird den Kandidaten der Theologie mit Rücksicht darauf, daß „den Predigern die nächste Aufsicht über den Unterricht in den Volksschulen verfassungsmäßig und amtlich obliegt", als „unerläßliche Pflicht in Erinnerung gebracht", sich für dies Amt durch sorgfältige Lektüre pädagogischer Werke, fleißiges Hospitieren in guten Volksschulen und Teilnahme an Schulkonferenzen vorzubereiten. Der sechswöchige Seminarkursus für die Kandidaten der Theologie wurde erst 1868 hier eingeführt. (In den alten Provinzen am 13. Januar 1862.)

In äußeren Schulangelegenheiten, Bausachen, Schulunterhaltung, war die Mitwirkung des Landdrosten, (Landdrosteien eingerichtet durch königliche Verordnung vom 30. April 1823), der mit dem Superintendenten die Kirchenkommission bildete, in den Städten des Magistrats vorgesehen. Der § 28 des Gesetzes vom 14. Oktober 1848, durch das die Schulvorstände eingerichtet wurden (vergl. Ges. v. 11. 1850), billigt den Städten eine gewisse Selbständigkeit in der Beaufsichtigung des Schulwesens zu, die zu wahren die Magistrate

*) Vergl. Kaiserlicher Erlaß vom 27. Januar 1895 und Erlaß des Reichskanzlers vom 19. Februar 1896.

eifrig sich bemühten (Schulkommission in Lüneburg). Auch die Verordnung vom 31. März 1857 hat hieran nichts geändert.

Die Regelung der Schulpflicht bleibt die alte. Was schon die Dannenberger Schulordnung festgesetzt hatte — Beginn mit dem sechsten Lebensjahre, Ende mit der Konfirmation — wird durch § 4 des Gesetzes vom 26. Mai 1845 neu bestätigt. Im Jahre 1825 wird bestimmt, daß die Strafgelder für Schulversäumnisse an die Schulkasse zu zahlen sind zur Unterstützung armer Kinder mit Schulbedürfnissen. Diese Anordnung besteht noch jetzt zu Recht, entsprechend der in den alten Provinzen geltenden Kabinetts-Order vom 24. September 1828. Ebenso gilt noch das Polizeigesetz von 1847, daß Eltern und deren Stellvertreter mit Geldbuße bis zu 2 Talern oder mit Gefängnis bis zu 3 Tagen für Schulversäumnisse der Kinder bedroht. Auch gegen die zu häufigen Dispensationen geht das Konsistorium unter dem 10. Oktober 1857 vor und setzt die Fristen fest, bis zu denen die geistlichen Schulinspektoren vom Schulbesuch befreien können. Die Dauer der Ferien wird auf 13 Wochen beschränkt; in den Städten, wo die Feldarbeit fortfällt, kann eine Verkürzung auf 8 Wochen eintreten.

Die im Gesetz vom 26. Mai 1845 noch fehlenden genaueren Bestimmungen über den Schulbetrieb holte das Ministerium nach durch das Ausschreiben vom 31. März 1857. Es enthält die wichtige Vorschrift über die wöchentliche Stundenzahl; die Höchstzahlen sind 30 bis 32 Wochenstunden; doch dürfen sie auf dem Lande im Sommerhalbjahr auf 18, ja 12 herabgesetzt werden. In mehrklassigen Schulen kann die Maximalzahl für die Elementarstufe auf 20, für die Oberstufe auf 26 ermäßigt werden. Halbtagsschulen sollen, wie noch heute, nur mit Genehmigung der Aufsichtsbehörde eingerichtet werden (vgl. Verf. v. 27. 3. 1901). Wenn auch diese Bestimmungen nicht überall durchgeführt wurden, und namentlich auf dem Lande die Wochenstundenzahl im Sommer noch erheblich unter die Normalzahlen sank, bedeutete die Verfügung doch einen Fortschritt. Die mehrklassigen Schulen waren noch in den fünfziger und sechziger Jahren meist zwei- und dreistufig; aber allmählich baute man an der Hand dieser Verfügung die überfüllten Schulen weiter aus. Und das war nötig. Während die größeren Städte höhere Schulen besaßen, mußten sich die kleineren mit privaten oder kleinen gehobenen Schulen begnügen. Jetzt entstanden solche das hervortretende Bildungsbedürfnis befriedigende Schuleinrichtungen z. B. in Soltau (1860), Burgdorf (1861), Walsrode (1865), Dannenberg (1868).

Von noch größerer Bedeutung ist aber dies Ausschreiben vom 31. März 1857 deshalb, weil hier die pflichtmäßigen Unterrichtsgegenstände festgesetzt werden; es sind dies: Religion, Katechismus und biblische Geschichte, Rechnen, Lesen, Schreiben, Aufsatz, Gesang und weltkundlicher Unterricht. Zulässig sind Raumlehre, Zeichnen und weibliche Handarbeit. — Erwähnt sei hier, daß in den Volksschulen der Stadt Lüneburg von 1816 bis 1868 auch Spinnen gelehrt wurde, wie in weit früherer Zeit auch anderswo, z. B. in Celle. — Die Auswahl der Fächer wird auf Vorschlag der örtlichen Instanzen (Schul-

vorstand, Lehrer, Pfarrer) durch den Superintendenten getroffen. Im wesentlichen wird es in einfachen Schulverhältnissen bis 1872 auch hierin beim alten geblieben sein.

Weiter hätte die genannte Verfügung für die Fortentwicklung des Volksschulwesens bedeutsam werden können, weil sie für jedes Unterrichtsfach bestimmte Ziele aufstellt. Leider waren vielfach die Vorbedingungen nicht vorhanden, daß diese Ziele wenigstens an den mehrklassigen Schulen erreicht werden konnten. Von einfachen Schulen auf dem Lande wurde dies gar nicht erwartet. Deshalb ordnet das Konsistorium am 13. Mai 1865 einen Lehrplan an, nach dem zu unterrichten ist, und erwartet von den mehrklassigen Schulen ein besseres Zusammenarbeiten der Lehrkräfte. Monatliche Lehrberichte (Monatsbücher) waren schon 1851 eingeführt. Als Lesebuch war in den fünfziger Jahren meist das Flüggesche im Gebrauch, dazu das Krancksche Rechenbuch.

Der bauliche Zustand der Schulhäuser und Schulzimmer war auch zu der in Rede stehenden Zeit meist recht jämmerlich. Auf dem Lande fanden sich noch häufig die alten Fachwerkgebäude. Soweit sie nicht inzwischen abgebrochen werden mußten, finden sie sich hier und dort noch in den Dörfern; sie sind zu Armenhäusern oder Arbeiterwohnungen geworden. Gesundheitliche Anforderungen stellte man auch damals noch nicht an die Lehrerwohnung, auch nicht an die Schulzimmer, die fast durchweg zu klein, zu niedrig, zu dunkel waren. Aber auch in den Städten mangelte es oft am Nötigsten. So konnten noch 1845 von 140 Schülern der Hehlentorschule in Celle nur die Schreibschüler auf Bänken sitzen, die übrigen mußten während des Unterrichts stehen. Auch in Bleckede wurde es erst durch einen Neubau im Jahre 1846 ermöglicht, daß alle Schulkinder sitzen konnten. Ähnlich wird es anderswo auch gewesen sein.

* * *

Seit 1872

Seit dem Jahre 1866 nimmt unser Volksschulwesen an der Entwicklung der Volksschulen der altpreußischen Provinzen teil. Durch die Allgemeinen Bestimmungen vom 15. Oktober 1872 wurde eine große, allgemein durchgreifende Umgestaltung des Schulbetriebes auch in unserm Bezirk veranlaßt. Nicht nur im Äußeren — Schulhaus, Schulzimmer, Lehr- und Lernmittel, Lehrplan, Stoffverteilung, Versäumnisliste, Chronik, Dauer des Unterrichts und Verteilung der Stunden auf die Unterrichtsfächer — haben sie die bisher bestehende Unsicherheit beseitigt, sondern vor allem haben die in ihnen enthaltenen pädagogischen Grundsätze umgestaltend, anregend, verständnisfördernd gewirkt, so daß seitdem ein allgemeines Aufblühen der Volksschulen eintrat, an dem auch die entlegenste Landschule entsprechend teilnahm. Raumlehre, Turnen, Zeichnen, Handarbeit wurden allgemein eingeführt, Lehr- und Lernmittel für jede Schule und jedes Schulkind verlangt (Lüneburger Fibel, Lehrbuch, Liederschatz, Dittmers Rechenbuch). Der Überfüllung der Schulklassen arbeiteten die Behörden erfolgreich entgegen. Im Jahre 1875 waren

in einer Klasse einer fünfstufigen Schule noch 148 Kinder*). Den heutigen Stand zeigt die unten folgende Statistik. Besonders ist auch die Behörde bestrebt gewesen, nach Bedarf neue Schulhäuser zu bauen, der Überfüllung der Klassen durch Errichtung neuer Klassen und Anstellung von Lehrern zu wehren und die größeren Schulen in 6 bis 7 stufige Systeme auszubauen**). Von 1886 bis 1911 sind 36 Schulen neu gegründet, 771 Klassen in verschiedenen Schulen hinzugekommen, 474 neue Lehrerstellen errichtet worden, abgesehen von den Stellen für technische Lehrerinnen. Welche Summen gegenüber den früheren geringen Aufwendungen heute für das Volksschulwesen im Bezirk ausgeworfen werden, zeigen folgende Zahlen. Der Voranschlag für 1911 zu Aufwendungen für Schulneu- und Erweiterungsbauten betrug 944 044 Mk., für die Städte 292 500 Mk., für das Land 651 544 Mk. Allein für Lehr- und Lernmittel wurden im gleichen Jahre aufgebracht für die Stadtschulen 30 440 Mk., für die Landschulen 58 524 Mk., zusammen 88 964 Mk. Der Gesamtbetrag der Unterhaltungskosten der Volksschulen im Bezirk betrug 1911: in den Städten 1 713 222 Mk., auf dem Lande 3 978 740 Mk., zusammen 5 691 962 Mk., von welcher Summe 98 770 Mk. aus dem vorhandenen Schulvermögen gedeckt wurden. Näheres ist aus der unten folgenden Statistik zu ersehen.

Auch die gehobenen Stadtschulen nehmen an diesem Aufschwung teil. Mehrere solcher Schulen entwickelten sich zu Mittelschulen und wurden in letzter Zeit infolge des Erlasses vom 3. Februar 1910 zu voll ausgebauten Mittelschulen eingerichtet, denen die durch Erlaß vom 10. April 1911 (25. November 1912 und 10. Juni 1912) bestimmten Berechtigungen zugesprochen sind. Solche Mittelschulen bestehen in Harburg, Lüneburg, Lehrte und Celle (Mädchenmittelschule). Außerdem sind in 13 Orten gehobene Abteilungen mit zusammen 52 Klassen an die Volksschulen angegliedert, die ihre Schüler meist für höhere Schulen vorbereiten. Im Jahre 1911 wurden 1556 Knaben und Mädchen in ihnen unterrichtet.

Vom 1. Juli 1885 an trat auf Grund des Gesetzes über die Organisation der Verwaltungsbehörden an Stelle des Konsistoriums die neugebildete Abteilung für Kirchen- und Schulwesen bei der Königlichen Regierung in Lüneburg. Durch Verfügung des Oberpräsidenten vom 30. September 1889 wurde die bisherige Zuständigkeit der Kirchen-Kommissarien auf dem Gebiete des Volksschulwesens aufgehoben. Die äußeren Schulangelegenheiten wurden dem Landrate (vergl. auch Regierungsverfügung vom 7. Oktober 1889), die inneren dem Kreisschulinspektor übertragen. Orts- und Kreisschulinspektoren blieben die Ortsgeistlichen und Superintendenten, denen vom Staate dieses Nebenamt jederzeit widerruflich übertragen wird. Gesetz vom 11. März 1872, Erlaß vom 16. April 1872. Unter dem 30. September 1889 erließ der Oberpräsident eine Instruktion für die Kreisschulinspektoren, die —

*) Schon am 22. März 1689 hatte Herzog Georg Wilhelm von Celle die Höchstzahl der Schüler in einer Klasse auf 60 bis 70 festgesetzt.

**) Über das „Harburger System“ siehe unter Harburg.

abgesehen von § 3 (Erteilung von Strafen) und § 12 (Urlaub) — auch für die inzwischen angestellten hauptamtlichen Kreisschulinspektoren gilt. Außer den beiden hauptamtlichen bestehen 40 nebenamtliche Kreisschulinspektionen im Bezirk. Die erste hauptamtliche Kreisschulinspektion wurde im Herbst 1906 für die sich stark entwickelnden Kreise Harburg Stadt und Land errichtet (bisher Harburg I und II). Im Jahre 1909 wurde auch für Lüneburg und Celle ein hauptamtlicher Kreisschulinspektor angestellt, dem zugleich die ständige Vertretung des Regierungs- und Schulrates übertragen ist. Seit dem Jahre 1895 bekleidet Herr Geheimrat Dr. Plath die Stelle des Bezirksschulrats bei der Königlichen Regierung; seinem Wirken und Schaffen ist zum großen Teile der gegenwärtige gute Stand des Lüneburger Volksschulwesens zuzuschreiben; er ist es gewesen, der durch seine ganze Persönlichkeit das Vertrauensverhältnis gefördert hat, das heute zwischen Behörde und Lehrerschaft im Bezirke besteht.

Durch den Erlaß des Kultusministers vom 18. Januar 1911 (30. April 1913) angeregt hat sich für den Regierungsbezirk ein Ausschuß für Jugendpflege gebildet, der unter der sorgsamen Leitung des Herrn Regierungspräsidenten Heinrichs (jetzt Unterstaatssekretär in Berlin) eine rege Tätigkeit entfaltet hat. Am 1. Dezember 1913 gehörten ihm bereits 151 Ortsausschüsse in 13 Kreisen an. Sie alle wollen die etwa 53 000 Jugendlichen des Bezirks im Alter von 14 bis 20 Jahren sammeln und unter Mithilfe der nationalen und kirchlichen Vereine sich ihrer annehmen zur Pflege vaterländischen und sittlich-religiösen Sinnes und körperlicher Ertüchtigung. Jährlich werden vier bis fünf Lehrgänge in verschiedenen Orten des Bezirks abgehalten zur Ausbildung der erforderlichen Mitarbeiter an dem großen Werk der Jugenpflege.

Den heutigen Stand des Volksschulwesens, z. T. auch im Vergleich gegen früher, zeigen die folgenden statistischen Angaben.

1. Gesamtzahlen (1911).

		Gesamtzahl der			
		Schulen	Lehrkurse	Klassen	Schüler
1. Celle	Stadt	6	49	48	2 468
	Land	90	117	140	5 889
2. Gifhorn	Stadt	2	26	26	1 085
	Land	72	88	122	5 165
3. Burgdorf	Stadt	6	51	51	2 257
	Land	65	100	129	5 947
4. Isenhagen		46	64	77	3 235
5. Fallingbostel	Stadt	1	15	16	630
	Land	72	90	105	4 673
6. Soltau	Stadt	1	19	19	801
	Land	43	61	70	3 260
7. Ülzen	Stadt	2	33	332	1 464
	Land	95	117	143	5 862
8. Lüchow	Stadt	1	10	10	383
	Land	60	69	94	3 797

		Gesamtzahl der			
		Schulen	Lehrkurse	Klassen	Schüler
9. Dannenberg	Stadt	3	13	14	504
	Land	26	32	40	1 597
10. Bleckede		54	71	85	3 089
11. Lüneburg.......	Stadt	5	53	53	2 851
	Land	47	58	71	3 170
12. Winsen	Stadt	1	17	16	784
	Land	59	78	101	4 308
13. Harburg	Stadt	12	160	165	9 098
	Land	66	198	231	10 881
Zusammen 1911	Stadt	40	446	446	22 325
	Land	795	1 143	1 408	60 869
Gesamtzahl 1911		835	1 589	1 854	83 194 *)

*) 41 591 Knaben und 41 603 Mädchen.

2. Entwicklung des Volksschulwesens im Bezirk von 1886—1911.

Zahl der	1886	1890	1896	1901	1906	1911
1. Schulen	799	809 *)	831	832	835	835
2. Klassen	1 183	1 262	1 486	1 591	1 724	1 854
3. Schulstellen **)	1 115	1 153	1 292	1 371	1 484	1 589
4. Schulkinder	64 577	63 369	69 185	73 617	79 835	83 194
zu 4. davon in der Stadt	11 572	11 503	16 692	18 639	20 642	22 325
zu 4. auf dem Lande ..	53 005	51 866	52 493	54 978	59 193	60 869

*) Die 1886 mitgezählten, über das Ziel der Volksschulen hinaus führenden Anstalten sind von nun an fortgefallen.

**) Ohne technische.

3. Die öffentlichen evangelischen und katholischen Volksschulen.

		1886	1891	1896	1901	1906	1911
1.	Evangelische Volksschulen .	795	808	824	825	828	828
	Katholische Volksschulen ...	3	3	5	5	5	5
		(dazu 1	jüdische)	(dazu 2	jüdische)	(dazu 2	jüdische)
2.	Evangelische Schulstellen ..	1 071	1 176	1 275	1 335	1 433	1 542
	Katholische Schulstellen	6	8	15	22	35	45
3.	Evangelische Volksschüler .	64 194	65 231	68 312	72 275	77 839	80 536 *)
	Katholische Volksschüler	377	481	859	1 334	1 987	2 650 **)
						dazu noch	8 jüdische

*) Davon in der Stadt 21 008, auf dem Land 59 528.

**) Davon in der Stadt 1 309, auf dem Land 1 341.

4. Familiensprache der Schulkinder 1906 und 1911.

Jahr	Gesamtzahl	Nur deutsch	Nur polnisch	Polnisch und deutsch	Slawisch (tschechisch)	Sonstige
1906	79 845	79 007	401	388	26	13
1911	83 194	82 009	224*)	872**)	49	26

*) Davon 222 in Harburg, Land. **) Davon 815 in Harburg, Land.

5. Die Schulkinder 1911.

	Gesamtzahl der schulpflichtigen Kinder	Davon haben einen Schulweg über $2^1/_2$ km	Es besuchen die öffentlichen Volksschulen			Davon vor vollendetem 14. Lebensjahr entlassen	Es besuchen wegen geistiger oder körperlicher Gebrechen die Volksschule nicht
			Knaben	Mädchen	zusammen		
Stadt	22 702	231	10 990	11 335	22 325	315	21
Land	61 483	2659	30 601	30 268	60 869	484	101
Zusammen	84 185	2890	41 591	41 603	83 194	799	122

6. Die Schulen nach der Zahl der aufsteigenden Klassen (Stufen) 1911.

	Gesamtzahl der Schulen	Einstufige		Zweistufige				
				Halbtagsschulen			Sonstige	
		Schulen	Kinder	Schulen	Klassen	Kinder	Schulen	Kinder
Stadt	40	3	46	—	—	—	—	—
Land........	795	505	21 657	119	238	9 034	3	347
Zusammen ...	835	508	21 703	119	238	9 034	3	347

	Dreistufige			Vierstufige			Fünfstufige		
	Schulen	Klassen	Kinder	Schulen	Klassen	Kinder	Schulen	Klassen	Kinder
Stadt	7	22	934	2	8	312	—	—	—
Land.........	119	357	14 754	17	68	3 231	17	87	4 473
Zusammen	126	379	15 688	19	76	3 543	17	87	4 473

	Sechsstufige			Siebenstufige			Achtstufige		
	Schulen	Klassen	Kinder	Schulen	Klassen	Kinder	Schulen	Klassen	Kinder
Stadt	7	86	4 413	20	273	14 710	1	11	520
Land.........	5	30	1 551	10	108	5 656	—	—	—
Zusammen	12	116	5 964	30	381	20 366	1	11	520

7. Die Lehrer im Verhältnis zur Schülerzahl 1911.

	Schulen	Lehrkräfte	Klassen	Schulkinder
Stadt	40	446	446	22 325
Land	795	1143	1408	60 869
Zusammen...	835	1589	1854	83 194

8. Lehrerinnen 1911.

	Technische	Handarbeitslehrerinnen		Hauswirtschaftslehrerinnen	
		geprüft	ungeprüft	geprüft	ungeprüft
Stadt	122	56	18	2	1
Land	12	27	761	1	1
Zusammen ...	144	83	779	3	2

9. Besondere Einrichtungen bei den öffentlichen Volksschulen 1911.

	Turnplätze	Turnhallen	Handfertigkeitsunterricht	Haushaltsunterricht	Schulgärten	Schulen für Schwachbeg.	Schulärzte	Zahnpflege	Brausebad
Stadt	24	12	in 13 Schulen	in 8 Schulen	16	8	1	2	3
Land	602	—	„ 3 „	„ 3 „	2	—	—	2	—
Zus.	626	12	in 16 Schulen	in 11 Schulen	18	8	1	4	3

10. Dienstwohnungen 1911.

	Im Schulgebäude		Gemietete Räume		Wohnung und Gärten	
	Wohnungen	Wert	Wohnungen	Wert	Gärten	Größ. d. Gärt.
Stadt	31	12 610	35	13 890	14	1,25 ha
Land ...	986	215 524	1008	219 743	814	132,62 „
Zusammen	1017	228 134	1043	233 633	828	133,87 „

11. Laufende Schulunterhaltungskosten 1911.

	Persönliche Kosten				Sächliche Kosten	Gesamtbetrag
	Diensteinkommen der Lehrpersonen (ohne Alterszulagen)	Alterszulagekasse		Ruhegehaltskasse, Witwen-Waisenkasse, Stellvertretungskosten ꝛc.	Heizung, Reinigung, Lehr- und Lernmittel, Unterhaltung der Gebäude, Baufonds, Verzinsung ꝛc.	
		Staatsbeiträge	Schulverbände			
	ℳ	ℳ	ℳ	ℳ	ℳ	ℳ
Stadt	904 382	80 730	225 247	1 324 962	388 260	1 713 222
Land.....	1 969 730	493 433	393 747	3 164 661	814 079	3 978 740
Zusammen	2 874 112	574 163	618 994	4 489 623	1 202 339	5 691 962

12. Einkünfte aus Schulvermögen, Kirchen- und Stiftungsvermögen.

	Einkünfte aus Schulvermögen			Einkünfte aus der Dotation des vereinigten Kirchen- u. Schuldienstes				Gesamtbetrag der Einkünfte aus Schulvermögen
	Aus Dienstland		Aus Renten, Zinsen, Berechtigungen, Grundbesitz					
	Fläche ha	Ertrag ℳ		evangel.	kathol.	jüdisch	zusammen	
Stadt ...	33,3	1 195	11 795	13 825	1492	1085	16 402	31 825
Land	5145,3	108 848	202 808	198 297	200	—	198 497	466 945
Zusammen	5178,6	110 043	214 683	212 122	1692	1088	214 899	498 770

12. Stadt- und Landgemeinden.

1. Zahl der Stadtgemeinden 15
2. Zahl der Schulen in den Stadtgemeinden 38
3. Zahl der Landgemeinden 1 321
4. Zahl der Gutsbezirke 143

Zahl der Schulen in 3 und 4 797

13. Zahl der Schulverbände.

in der Stadt 16
auf dem Lande 776

Zusammen 792

Lüneburg.

(Nach dem Berichte des Rektors Busse).

Urbanus Rhegius, der Reformator Lüneburgs, hatte als Nötigstes für eine Stadt „gelehrte Schulmeister, fromme Prediger und einen weisen Rat" bezeichnet. Gelehrte Schulen hatten auch schon vor der Reformation in Lüneburg bestanden. Auf dem Kalkberge war beim Benediktinerkloster die erste Lüneburger Schule, die spätere Ritterakademie, eingerichtet; die zweite legten die Mönche am Fuße des Berges an und erhielten vom Herzoge 1353 das Versprechen, daß keine andere Schule gegründet werden dürfte, die der (Unteren) Michaelisschule Abbruch tun könnte. Der Rat war damit nicht zufrieden, und es entspann sich ein langer Streit, in dessen Verlauf sogar Bonifaz IX. am 8. Dezember 1395 eingriff, bis schließlich am 15. September 1406 ein Vergleich geschlossen wurde. Die Stadt gründete die Johannisschule, das heutige Gymnasium Johanneum, die von 1482 bis 1872 neben der Johanniskirche ihr Haus hatte. Außer diesen Lateinschulen kamen auch „Deutschschulen" auf; bereits im 14. Jahrhundert finden sich solche als Privatschulen mit Anfängen kaufmännischen Fachunterrichts, und im 15. Jahrhundert bestehen derartige von „Schoolschriebern" gehaltene Einrichtungen in allen Stadtteilen. Seit etwa 1550 macht der Rat das Schulehalten von seiner Genehmigung abhängig, wofür er die von ihm genehmigten und unterstützten Schulen gegen die in großer Zahl auftauchenden Winkel- oder Klippschulen in Schutz nimmt. Doch schadete dies den Winkelschulen durchaus nicht; von Bürgerschaft, Ratsmitgliedern und Geistlichkeit wurden sie unterstützt und hatten starken Zulauf. Manche hatten bis 150 Schüler, während die vom Rate genehmigten Deutschschulen kaum 10—20 zählten. Gegen die öfters, z. B. 1613, ergangenen Verbote der Winkelschulen beharrten diese in ihrer Widersetzlichkeit auch trotz gelegentlicher Einsperrung ihrer Inhaber in den Springintgutturm. Die Teutsche Hauptschule, schola senatoria, gelangte zu einer gewissen Bedeutung in der Stadt; schließlich gestattete der Rat 1633 noch vier Nebenschulen außer den bisher genehmigten Deutschschulen. Damit war jedoch der Fortbestand der unerlaubten Winkelschulen keineswegs in Frage gestellt. Ihre Zahl wuchs vielmehr und schließlich waren 47 Klippschulen in Lüneburg vorhanden.

Trotz dieser vielen Schulen stand es mit dem Unterricht der Jugend ärmerer Kreise sehr übel. Die Unterrichtenden waren selbst ohne besondere Vorbildung für ihren Beruf; der Unterricht war vielfach mehr auf eine fachliche und berufliche Ausbildung zugeschnitten. Von einem allgemeinen Jugendunterricht aber war überhaupt nicht die Rede; eine Schulpflicht, wie sie durch die Dannenberger Schulordnung bereits 1687 für die Dorfgemeinden festgesetzt war, blieb in der Stadt Lüneburg noch lange unbekannt, und so kam es, daß es noch im Anfang des 19. Jahrhunderts mit der Schulbildung hiesiger Arbeiterkreise überaus traurig bestellt war. Die Zahl der Kinder zwischen 7 und 15 Jahren, die „in Roheit und Unwissenheit" aufwuchsen, weil sie entweder gar keinen oder „höchst elenden" Unterricht erhielten, betrug nach einem Bericht des damaligen Stadtsuperintendenten Dr. Christiani mehrere Hundert. Selbst 18 bis 19 jährige Mädchen und Jünglinge mußten von der Konfirmation zurückgewiesen werden, weil sie weder lesen konnten, noch sich über die einfachsten Kenntnisse der Religionslehre auszuweisen vermochten. — Die geistige Not der niederen Kreise drängte zur Errichtung von Volksschulen. Nachdem die Zeit französischer Fremdherrschaft vorüber, ruhigere Zeiten und geordnete Verhältnisse wieder eingetreten waren, suchte der Magistrat — insonderheit der erste Beamte der Stadt, der Protokonsul Dr. Kruckenberg, — die bereits früher geplante Schule für arme Kinder, sowie für die minder vermögenden Bürger und Einwohner möglichst bald einzurichten. Am 16. Mai 1816 wurde in einer öffentlichen Bekanntmachung zur Anmeldung für die in Aussicht genommene neue Schule aufgefordert. Die Anmeldungen kamen reichlich, und am 27. Juni konnte die Schule im Gebäude des Heiligengeisthospitals

eröffnet werden. Sie bestand zunächst aus drei Klassen und hieß Bürger- und Freischule. Dem Lehrer der Bürgerschulklasse — dem Oberlehrer von Aken — wurde auch die Leitung der beiden Freischulklassen übertragen. Die Bürgerschulklasse wurde eingerichtet mit einer Schülerzahl von 55 (29 Knaben und 26 Mädchen), die erste Klasse der Freischule mit 98 Kindern (53 Knaben und 45 Mädchen) und die zweite Klasse der Freischule mit 154 (74 Knaben und 80 Mädchen). Die Schule arbeitete nach einem vom schon genannten Stadtsuperintendenten entworfenen Plane. In diesem wurde dem Leiter auch zur Pflicht gemacht, „entweder durch seine Gattin oder ein anderes geschicktes Frauenzimmer in der Freischule (wo möglich, auch in der Bürgerschule) Anleitung zu nützlichen Handarbeiten, als zum Spinnen, Stricken, Nähen usw. geben zu lassen". Der Unterricht im Spinnen wurde 1868 aufgegeben, „da dieser für Mädchen in der Stadt alle Bedeutung verloren habe". Ostern 1830 — nach dem Tode des Oberlehrers von Aken — erhielt die Freischule, die inzwischen auf 7 Klassen angewachsen war, in dem zum Oberlehrer ernannten Lehrer Justus Bauer einen eigenen Leiter. Die Bürgerschulklassen (seit 1818 gab es deren zwei) blieben zunächst mit denen der Freischule in demselben Gebäude. Eine räumliche Trennung der beiden Schulen trat erst 1856 ein, indem der Bürgerschule das früher von Dasselsche Grundstück an der Münze (das jetzige Gebäude der Heiligengeistschule 2) überwiesen wurde. Aus ihr entwickelte sich später die M i t t e l s c h u l e, die 1891 ein neues Schulhaus am Graalwall erhielt. Für die nach der Trennung von der Bürgerschule im Heiligengeisthospital-Gebäude allein zurückbleibende Freischule wurde der Name Heiligengeistschule gebräuchlich. Da auch in dieser mit zunehmender Bevölkerung und Verringerung des Klassenbestandes sich die Zahl der Klassen stetig vermehrte, wurde sie Michaelis 1891 in System 1 und 2 getrennt, letzteres erhielt damals 12 Klassen mit 692 Kindern. Beide Schulen unterstanden bis Ostern 1900 der Leitung des Rektors Grünewald, in welchem Jahre die Leitung von System 2 (jetzt Schule 2 an der Münze und Katzenstraße) dem zum Rektor ernannten Lehrer A. Meyer übertragen wurde. Ostern 1901 wurde aus den Parallelklassen der Schule 1 Schule 3 gebildet. Bei dieser befindet sich die im August 1906 vom Rektor Schäfer gegründete und Ostern 1912 von der Stadt übernommene H a u s w i r t s c h a f t s s c h u l e, die von den Konfirmandinnen der 1. und 2. Klassen der Volksschulen besucht wird. Die hiesigen evangelischen Volksschulen (Heiligengeistschulen), bis dahin 6 stufig, sind Ostern 1913 zu 7 stufigen Anstalten ausgebaut worden. Zu diesem Zeitpunkt ist ferner von Schule 1 Schule 4 abgetrennt worden; die Zahl der sämtlichen evang. städtischen Volksschulklassen betrug alsdann 50. Außer den vier evang. städtischen Volksschulen gibt es in Lüneburg eine mit dem Königl. Lehrerseminar als Ü b u n g s s c h u l e verbundene Volksschule, eine dreiklassige k a t h o l. V o l k s s c h u l e (1850 als Kirchenschule mit einer Klasse eingerichtet) und eine d r e i k l a s s i g e H i l f s s c h u l e; letztere 1896 mit einer Klasse eröffnet und zunächst mit der evang. Volksschule 3 verbunden, wurde Ostern 1910 selbständig. 3 Lehrer unterrichten zurzeit 65 Kinder, außerdem wird von einer technischen Lehrerin Handarbeitsunterricht erteilt. Seit 1909 besitzt die Stadt neben der aus der früheren Bürgerschule erwachsenen M i t t e l s c h u l e am Graalwall — jetzt 9 stufig und 16 Knaben- und 9 Mädchenklassen umfassend — eine M ä d c h e n m i t t e l s c h u l e, die mit dem Lehrerinnenseminar verbunden ist und diesem als Übungsschule dient.

Harburg.

(Nach dem Bericht des Rektors a. D. D e t t m e r.)

Bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts war in Harburg für öffentlichen Unterricht noch nichts geschehen. Erst Herzog Otto I. (1527—49) ließ auf Veranlassung der beiden von ihm, dem eifrigen Anhänger der Reformation, angestellten lutherischen

Geistlichen im Jahre 1541 im fürstlichen Waschhause zwei Schulzimmer ausbauen und berief zwei Lehrer, „Locati" genannt, den einen aus Hamburg, den andern aus Erfurt. Sie hatten Knaben in Religion, Lesen, Beten und Singen zu unterrichten, bekamen dafür das Schulgeld und aus des Herzogs Kasse eine geringe Besoldung, auch wurden sie auf seine Kosten „einlogiert und gespeist". Sein Sohn Otto II. (1549—1603) schenkte nach Verlegung seiner Hofhaltung von der Mühlenstraße nach dem Schlosse die Gebäude des fürstlichen Marstalles der Kirche und Schule. Hier wurden nun die Kirchen- und Schulbeamten untergebracht; auch die Schule erhielt dort ein Heim und bekam drei Klassen mit drei Lehrern. Der Hofprediger und Pastor prim. wurde zum „Upmerker" der Schule ernannt; diesen Titel führten die Harburger Kirchen- und Schulinspektoren bis zum Jahre 1690. Zum Aufsichtsbezirke gehörten damals die Parochien Harburg, Sinstorf, Hittfeld, Jesteburg, Elstorf, Moisburg, Stillhorn (Wilhelmsburg), Altenwerder und Finkenwerder. Durch Herzog Wilhelm (1603—42) wurde die Schule in eine Lateinschule umgewandelt. An ihr wirkten ein Rektor, ein Konrektor, ein Arithmetikus und der Subkonrektor, der zugleich Kantor war. Harburg hatte damals etwa 2000 Einwohner.

Mit dem Tode des Herzogs Wilhelm am 30. März 1642 fiel das Herzogtum Harburg an die Hauptlinie Lüneburg-Celle; Harburg wurde nun bis 1705 herzogliches Amt. Das Schulwesen unterstand jetzt dem Herzoglichen Konsistorium in Celle. Nach dem Tode des Herzogs Georg Wilhelm zu Celle am 28. August 1705 fiel sein Herzogtum an den Kurfürsten Georg Ludwig von Hannover. Die Harburger Superintendentur wurde 1709 in eine Generalsuperintendentur umgewandelt. Durch Reskript vom 25. April 1710 erhielt der Harburger Magistrat die Verwaltung und das Patronat über die Stadtschule übertragen. Die Einführung einer Schulordnung wurde beschlossen, doch trotz mehrfacher Erinnerungen des Konsistoriums in Hannover erst 1752 eingereicht. Sie fand keine Genehmigung.

Im Jahre 1780 hatte die lateinische Stadtschule 109 Knaben in 5 Klassen. Diese Schule blieb bis 1805 die einzige öffentliche Unterrichtsanstalt in Harburg. Die Mädchen und die übrige, nicht zur Lateinschule gehende männliche Jugend war auf Privatschulen angewiesen.

Durch den Generalsuperintendenten Dr. Hoppenstedt, früher Seminardirektor in Hannover, wurde 1805 die Lateinschule in eine „Mittlere Bürgerschule" umgewandelt und gleichzeitig eine besondere Mädchenschule eingerichtet. Aus diesen beiden Schulen, der „Stadtsöhne- (von 1812 an Bürgerknaben-) und Stadttöchterschule", sind das spätere Progymnasium (nachmals höhere Bürgerschule, jetzt Realgymnasium) und die höhere Mädchenschule entstanden. Außerdem gründete Dr. Hoppenstedt noch eine gemischte Elementarklasse. Zusammen hatte dies neue Schulsystem 6 Klassen; soviel sind es bis 1852 geblieben.

Bis 1805 hatten noch zwei Schulen bestanden, die Armenhausschule, in welcher der Küster des Armenhauses gegen Schulgeld unterrichtete, und die Garnisonschule für die Militärkinder der Schloßgemeinde. Beide wurden am 1. November 1805 aufgehoben. Die Schülerzahl der Stadtschule betrug Ostern 1806: 441; nach hundert Jahren war sie auf 8544 gestiegen.

Zur Fortbildung der Lehrer für ihren Beruf richtete Hoppenstedt die „Schullehrer-Sozietät" ein; alle Lehrer der Parochie Harburg mußten wenigstens einmal im Monat zusammenkommen zu einer pädagogischen Konferenz.

Nach einem wieder aufgefundenen Unterrichtsplane hatte die 2. Knabenklasse im Jahre 1812/13 2 Stunden praktisches und 4 Stunden historisches Bibellesen, 2½ halbe Stunde Religionslehre, 1 halbe Stunde Wiederholung der Perikopen und 1 Stunde Religionsgeschichte, also 10 Religionsstunden die Woche; außerdem 4 Stunden französische Sprache, 1 Stunde Naturkunde und Geographie, 2 Stunden Zeichnen, 2 halbe Stunden Kopfbuchstabieren, 1 halbe Stunde Lesen fremder Handschriften, 2 Stunden Gesang, 1 Stunde deutsche Sprache und Deklamation, 4 halbe

Stunden Tafel- und 1 Stunde Kopfrechnen und 7 halbe Stunden Kalligraphie, also in Summa 28 Stunden pro Woche. Dagegen waren im Stundenplan der 2. Mädchenklasse zu derselben Zeit 4 Religionsstunden, 9 Lesestunden, 2 Stunden Rechnen, 4 Stunden Schreiben, 2 Stunden Gemeinnütziges, Deklamation und Gesang und 9 Stunden Handarbeit, in Summa die Woche 30 Stunden vorgeschrieben.

In den allgemeinen Zeugnissen für April, Mai, Juni und Juli 1813 klagen die Lehrer bitter über die Störungen im Unterricht durch die Franzosen, die das große Schulgebäude an der Kirchenstraße (jetzt Museumsgebäude) teilweise als Magazin genommen haben, und andererseits darüber, daß so viele Eltern ihre Kinder wegen des Drängens in der Kirchenstraße und wegen des großen Wagenverkehrs nicht in die Bürgerschule, sondern in die neu errichtete Winkelschule schicken.

Erst nach dem Abzuge der Franzosen aus Harburg, am 31. Mai 1814, besserten sich auch die Schulverhältnisse.

Ostern 1815 wurde zu den vorhandenen Schulklassen noch eine Abendschule für 67 ärmere Kinder eingerichtet. Mit ihr war auch eine Arbeitsschule verbunden, in welcher die Mädchen Spinnen und Stricken lernten; sie ging aber, wie eine bereits 1806 auf kurze Zeit geführte Industrieschule, aus Mangel an Beteiligung bald wieder ein. Als Dr. Hoppenstedt Michaelis 1815 nach Celle ging, hatte er das Schulwesen Harburgs wesentlich gefördert. Auch hatte er in der Franzosenzeit sich sehr verdient gemacht um das Wohl der Stadt und der Bürger. Die Franzosen, denen er mit aller Entschiedenheit entgegentrat, nannten ihn „le maire noir". Sein Nachfolger, Generalsuperintendent Dr. Schlegel, führte bis 1826 gemeinsam mit dem Magistrat die Oberaufsicht. Noch gab es keinen Unterricht in vaterländischer Geschichte, keine schriftlichen Arbeiten, keinen Lehrplan. Jeder Lehrer arbeitete nach seinem Gutdünken planlos weiter. Die Schülerzahl nahm in der Zeit von 1816 bis 1835 nur wenig zu, 1826 hatte sie sogar mit 551 gegen 1816 um 13 abgenommen, deshalb blieb auch die Klassenzahl dieselbe. 1828 wurde das Lehrergehalt festgesetzt und von der Kämmereikasse ausgezahlt.

Am 10. April 1830 wandelte man die erste Knabenklasse in ein Progymnasium um, das jedoch 1849 zu einer höheren Bürgerschule wurde. Im Jahre 1850 wurde infolge des Gesetzes vom 14. Oktober 1848 ein besonderer Schulvorstand gebildet aus den Bürgermeister, zwei Geistlichen, zwei Rektoren, drei Bürgervorstehern und einem Lehrer. Ostern 1852 wurden zuerst die Monatsbücher in Gebrauch genommen.

Mit dem Jahre 1853 beginnt eine neue Zeit für die Entwicklung des Harburger Volksschulwesens. Statt der 1805 eingerichteten Elementarklasse wurde an beiden Stadtschulen eine Unterklasse gebildet. 1854 folgt die Einrichtung einer neuen Klasse an der Töchterschule, die ebenso wie die Knabenschule vierklassig wurde. Ostern 1855 überholte die Töchterschule die Knabenschule um eine Klasse. 1856 wurde Rektor Hansen Leiter sämtlicher Schulen Harburgs und blieb es bis 1871.

Nach der Festsetzung vom Jahre 1851 betrug das Gehalt der Lehrer an der Bürger- und Armenschule 240 bis 400 Taler. Michaelis 1857 wurde das Anfangsgehalt auf 280 Taler erhöht.

Da 1857 die Schülerzahl der beiden Elementarklassen auf 250 gestiegen war, wurde eine dritte Elementarklasse errichtet, an deren Stelle jedoch im folgenden Jahre der Knabenschule eine neue Klasse aufgesetzt wurde, wodurch auch diese Anstalt fünfklassig wurde. Nachdem 1864 die Schülerzahl erheblich zugenommen hatte, teilte man die Schule in zwei vierstufige Systeme A und B. Dazu kam 1867 noch eine dritte Elementarklasse für jede der beiden Bürgerschulen für eine neue Säule C. Durch Errichtung einer neuen Knabenklasse C_3 Ostern 1868 wurde es möglich, die zuvor geschaffene Knabenklasse C_4 weiterzuführen. Zu weiteren Klassenbildungen kam es 1869: zwei Klassen an beiden Schulen und Elementarklasse D_4. Im Jahre 1870 zählte schließlich die Mädchenschule 11, die Knabenschule 12 Klassen. Zwei Lehrer wurden nach der Kriegserklärung zum Dienste eingezogen und kehrten 1871 wohlbehalten zurück.

Nach den gemäß den „Allgemeinen Bestimmungen" ausgearbeiteten Lehrplänen wurde von Ostern 1873 ab unterrichtet. Die Armenschule wurde in eine Freischule (Volksschule) verwandelt, die fünf Klassen zählte. Die nach der am 10. Oktober 1874 aufgestellten Skala angesetzten Gehälter — 900 bis 2400 ℳ — waren für die Harburger Verhältnisse unauskömmlich. Durch die Zusatzbestimmungen vom 8. Mai 1875 wurde das Anfangsgehalt auf 1100 ℳ, bei endgültiger Anstellung um 100 ℳ vermehrt, außerdem die erste Zulage erhöht; im übrigen blieb es bei den früheren Sätzen. Der Besoldungsplan vom 16. Mai 1876 sieht für Lehrerinnen ein Anfangsgehalt von 1000 ℳ vor.

Ostern 1875 trat Inspektor Hoffmeyer sein Amt an als Schulinspektor der Bürger- und Freischule mit zusammen 31 Klassen und 31 Lehrern. Damals gab es in Harburg folgende Schulen: 1. Eine im Entstehen begriffene Mittelschule mit 148 Kindern in drei gemischten Klassen. 2. Eine sechsstufige Bürgerknabenschule mit 12 Klassen in den Säulen A und B. 3. Eine sechsstufige Bürgertöchterschule mit 12 Klassen in den Säulen A und B. 4. Eine fünfstufige Freischule mit 7 Klassen; sie erhielt 1891 den Namen 3. Bürgerschule und wurde 1897 aufgelöst. Die Bürgerknabenschule erhielt 1877 eine Oberklasse. 1881 mußte mit der Errichtung einer dritten 6. Klasse eine neue Säule begonnen werden. An der Töchterschule war dies bereits ein Jahr vorher nötig gewesen.

Am 1. April 1885 kamen die Schulen Harburgs unter die Oberaufsicht der Königlichen Regierung in Lüneburg. Unter dem 1. Mai 1886 genehmigte diese die Errichtung der „Ersten Bürgerschulen" (Mittelschulen). Nunmehr waren zusammen 50 Klassen vorhanden. Die Ersten Bürgerschulen waren siebenstufig mit 8 Knaben- und 7 Mädchenklassen. Die Zweiten Bürgerschulen behielten noch 27 Klassen; die Freischule zählte 8 Klassen. Zu Leitern der Schulen wurden 1887 Hauptlehrer ernannt, für welche die Königliche Regierung Dienstanweisungen vom 28. Februar 1887 erlassen hatte. 1892 erhielten sie volle Leitungsbefugnisse. Ein neuer Besoldungsplan vom 4. März 1887 erhöhte zwar das Endgehalt um 300 ℳ, setzte aber das Anfangsgehalt auf 1050 ℳ herab. Der Inspektor Hoffmeyer, der von der Königlichen Regierung am 9. April 1888 zum Ortsschulinspektor über alle Harburger lutherischen Volksschulen ernannt worden war, starb 1899. Die Inspektorstelle wurde nicht wieder besetzt. Die Volksschulen Harburgs bekamen im November 1899 folgende Bezeichnungen: 1. Knaben-Volksschule I (A, B, C). 2. Mädchen-Volksschule I (A, B, C). 3. Knaben-Volksschule II (A, B, C). 4. Mädchen-Volksschule II (A, B, C). 5. Volksschule III (A, B). 6. Volksschule IV (A, B). Mit dem 1. April 1900 schieden die beiden Mittelschulen aus dem Rahmen der Volksschulen aus. Dafür trat 1902 eine 7. Volksschule, die Hilfsschule hinzu, deren zwei Klassen sich bis 1908 verdoppelten.

Das vom Rektor Dettmer an seiner Schule schon erprobte sog. kombinierte System einer fünf-, sechs- und siebenstufigen Schule wurde mit Genehmigung der Königlichen Regierung vom 19. Februar 1906 in den Volksschulen I und II eingeführt. In diesem Harburger System werden die Schüler von der 3. Klasse aufwärts nach ihrer Lern- und Arbeitsfähigkeit geteilt und sowohl die normal- als auch die minderbefähigten Kinder in gesonderten Klassen unterrichtet. Bei der Errichtung dieses Systems war in erster Linie der Gedanke maßgebend, Klassen- und Unterrichtspläne zn schaffen, die einerseits auf die geistige Begabung und die Lernfähigkeit der Kinder Rücksicht nehmen, und andererseits diesen Kindern sowie denen, die infolge mangelhaften Schulbesuchs, verursacht durch Krankheiten oder durch ungünstige wirtschaftliche Verhältnisse, das Ziel der Normalschule nicht zu erreichen vermögen, doch einen gewissen Bildungsabschluß gewähren. In der siebenstufigen Schule mit 18 Klassen sind die Klassen A 1, B 2 und C 3 Abschluß- oder Konfirmandenklassen. Neuerdings beabsichtigt man noch einen Ausbau des Systems nach oben und unten.

Michaelis 1906 wurden die nebenamtlichen Kreisschulinspektionen Harburg I und V zu einer hauptamtlichen Kreisschulinspektion Harburg I

vereinigt. Zu ihr gehören, außer den Volks- und Mittelschulen von Harburg und Wilhelmsburg die Schulen der Parochien Sinstorf, Hittfeld I und II, Altenwerder und Finkenwerder, zusammen 46 Schulen mit 338 Schulklassen, 341 Lehrkräften und 16 922 Schulkindern. (1. November 1911.) Heute bestehen in der Stadt Harburg 11 Volksschulen und eine Hilfsschule mit 8508 Kindern in 146 Klassen. Sie werden unterrichtet von 11 Rektoren, 121 Lehrern und 45 Lehrerinnen. Die Gliederung ist seit Ostern siebenstufig. Die Weiterbildung ist für Ostern 1914 bestimmt in Aussicht genommen, und zwar durch die Bildung von Sammel-Oberklassen.

Zu den beiden älteren Mittelschulen kam 1909 eine dritte in Heimfeld. Die Knaben-Mittelschule ist nach den Bestimmungen vom 3. Februar 1910 zu einer neunstufigen Anstalt ausgebaut. Dasselbe wird mit der Heimfelder Schule beabsichtigt. Die Mädchen-Mittelschule ist bis jetzt achtstufig, wird alsbald neunstufig. An den Mittelschulen unterrichten 3 Rektoren, 37 Lehrer und 12 Lehrerinnen 1975 Kinder.

Die praktische Ausbildung der Kinder wird durch Handfertigkeitskurse und durch zwei Hauswirtschaftsschulen gefördert; daneben sind von einigen Volksschulen besondere Veranstaltungen getroffen worden, die die Knaben zur Arbeitsertüchtigung und die Mädchen zur verständnisvollen Ausübung der Hausmutterpflichten vorbereiten wollen. Die sozialen Verhältnisse einer Industriestadt verpflichten zu solchen Maßnahmen.

Gesundheitlich wird für die Kinder u. a. durch die Abhaltung von Spielnachmittagen zur freiwilligen Beteiligung, durch die Einrichtung von Schulbädern, durch die kostenfreie körperliche Untersuchung im städtischen Krankenhause und durch die Aufnahme in mehrere Erholungsheime gefördert. Namentlich muß hier des Segens gedacht werden, der von dem Erholungsheim in der Haake ausgeht. Die seit einigen Jahren bestehende zahnärztliche Schulklinik wird von der Stadtverwaltung unterstützt.

Der Jugendfürsorge hat sich die „Zentrale für private Jugendfürsorge", gegründet von Kreisschulinspektor Peters, angenommen; sie tritt namentlich dc ein, wo die öffentlichen Mittel und Maßnahmen nicht ausreichen. Eine Schulsparkasse arbeitet mit günstigem Erfolge: Im letzten Jahre betrugen die Einlagen von 3604 Sparern 68 696 Mk.; sie werden an die Konfirmanden bei der Schulentlassung ausgezahlt. Die Freimaurerloge „Ernst August zum goldenen Anker" hat mit Unterstützung der Stadt und der Bürgerschaft ein unentgeltliches Schulfrühstück eingerichtet. Es wurden im Winter 1912/13 etwa 60 000 Mundgaben in den Schulen verteilt.

Celle.

(Nach dem Berichte des Mittelschullehrers a. D. Cassel (Celle).

Neben einer alten Lateinschule gab es, gewiß schon im 15. Jahrhundert, eine besonders dem Handelsstande dienende Rechen- und Schreibschule, die unter dem Patronat der Stadt stand. Seit dem Jahre 1575 sind die Namen aller „Städtischen Rechen- und Schreibmeister" bekannt. Bis 1732 war der Rechen- und Schreibmeister zugleich auch städtischer Wagemeister. Im Jahre 1732 wurden die Ämter getrennt: der Rechenmeister erhielt außer dem Schulgeld und freier Wohnung 50 Taler Jahresgehalt. Bis 1810 hatte er allein in der Stadt das Recht, über die vier Grundrechnungsarten hinaus Rechenunterricht zu erteilen. Im Jahre 1833 wurde diese städtische Schule aufgehoben.

Von Volksschulen, Knaben- und Mädchenschulen, die bereits vor dem 30jährigen Kriege bestanden, hören wir durch die „Verordnung, den Gottesdienst und das Schulwesen in der Stadt Celle betreffend" des letzten Celler Herzogs Georg Wilhelm (gest. 28. August 1705) vom 22. März 1689. Diese Verordnung enthält eine Reihe von Bestimmungen, deren Durchführung gewiß von großer Bedeutung für das Volksschulwesen der Stadt hätten sein können. Sie befreit die Lehrer, die nun nicht mehr zugleich ein Handwerk treiben dürfen, im Hinblick auf „das gar geringe Salarium" von allen Abgaben und setzt den Beginn der Schulpflicht auf das sechste Jahr fest. Die Höchstzahl der Schüler in jeder Schulanstalt darf nur 60—70 betragen; für den Winter ist täglicher Schulunterricht vorgesehen, im Sommer muß wenigstens

jeden Freitag die Schule besucht werden. In der Stadt (Altstadt) sollen drei bis vier Lehrer und zwei oder drei Lehrerinnen von Bürgermeister und Rat nach eingeholtem Gutachten des Obersuperintendenten bestellt werden. Die an den vom Rate „genehmigten teutschen Schulen" angestellten Lehrer hießen die „teutschen Schulmeister", seit Mitte des 18. Jahrhunderts „Stadtschullehrer" oder „Stadtschulhalter". Die Schulmeisterinnen („Lehrwasen", „Lehrjungfern") werden wenig Berufsbildung besessen haben. 1756 bedauert der Generalsuperintendent, daß er dem Magistrate die Versäumnislisten nicht vollständig vorlegen könne, da viele der Lehrerinnen des Schreibens nicht kundig seien. Im Jahre 1781 waren sieben Lehrerinnen in Celle. Die Zahl der Stadtschullehrer war auf zwei zurückgegangen.

Desto zahlreicher fanden sich abgedankte Soldaten, entlassene Bediente, fahrende Schüler ein und eröffneten Neben- oder Winkelschulen, selbst Blinde befaßten sich „mit der Information". Schritt der Magistrat gegen diese Winkelschulen ein — es bestanden zeitweilig 15 in der Altstadt — so begaben sich die „Nebenschulmeister" in die Vorstädte und entzogen von dort aus den Stadtschullehrern die Schüler und das Schulgeld, welches allein die Besoldung bildete. 1730 hatten die drei Stadtschullehrer zusammen 125 Schüler, von denen an Schulgeld 130 Taler aufkamen. Nach Abzug der Hausmiete, die für die drei zusammen 39 Taler betrug, blieb für jeden eine Jahreseinnahme von 30 Talern. Im Jahre 1758 klagt einer dieser Armen dem Magistrate: „Ich befinde mich in dem erbarmungswürdigsten Zustande, ohne Lebensmittel und vorerst ohne Kräfte und Gelegenheit, selbige zu erwerben, daher ich vor Sorge und Bekümmernis meine ohnehin armen Kinder bald zu Waisen machen möchte, indem die äußerste Not mich drücket, zumal bei dieser Winterzeit, da ich so wenig die benötigte Feuerung wie Essen und Trinken für mich und meine Kinder anzuschaffen vermögend bin."

Die Überwachung des Schulbesuches war unmöglich, da es jedem frei stand, seinen Kindern die Schule auszuwählen. Es gab viele Kinder, die bis zum elften Lebensjahre keinen Unterricht genossen hatten, andere legten jahrelange Ferien ein. Die fortgesetzten Bemühungen des energischen Generalsuperintendenten Plesken (1743—57) bewirkten ein Einschreiten des Konsistoriums, das am 14. Mai 1751 strenge Strafe für unregelmäßigen Schulbesuch androht und die Lehrer „wider alle Insolventien, Scheltworte und Tätlichkeiten unbändiger Eltern" schützen will.

An Schulgeld zahlte ein Leseschüler 6, ein Lese- und Katechismusschüler 9, ein Lese-, Katechismus- und Schreibschüler 12, ein Lese-, Katechismus-, Schreib- und Rechenschüler 15 Mariengroschen vierteljährlich, im Winter kamen noch 9 Mariengroschen Holzgeld hinzu.

Seit etwa 1650 bestand für die Garnisongemeinde eine Garnisonküsterschule, die zur Franzosenzeit einging. Nachdem sie später wieder eingerichtet war, wurde sie 1830 in eine Garnisonfreischule umgewandelt; 1873 wurde sie aufgelöst.

In dem 1696 gestifteten Waisenhause wurden die Mädchen in Stricken und Wollespinnen, die Knaben in Rechnen und Schreiben unterwiesen. Am Anfange des 19. Jahrhunderts galt diese Waisenhausschule als die beste Schule der Stadt. Seit 1794 gab es hier schon einen Stundenplan, seit 1797 wurde auch in den Realien unterrichtet. 1872 ging die Anstalt in die Bürgerschule auf. Für die Kinder der Unbemittelten zahlte die Armenkasse den Lehrern das Schulgeld; von 1739—1750 war jedoch ein besonderer „Armenschulmeister" angestellt.

Mit der Gründung des Werk- und Arbeitshauses (1783) entstand für die hier untergebrachten Kinder eine „Werkhausschule" unter einem „Werkhausschulmeister", neben dem ein Werkmeister und eine „Knüttenmutter" die Zöglinge in Handarbeiten unterrichtete. Als die Schule 1813 eingegangen war, trat an ihre Stelle 1816 die „Arbeitsschule", in der arme Kinder in ihren Freistunden im Spinnen, Stricken, Wollekämmen beschäftigt wurden. Seit 1834 besteht in den Räumen des Werkhauses eine „Kleinkinderschule", die erste ihrer Art in Hannover.

Bis auf das Jahr 1848 läßt sich das Bestehen einer „konzessionierten Nebenschule" in der Vorstadt „Im Kreise" nachweisen; sie ging 1746 ein.

Um 1691 wurde von der hugenottischen Kirchengemeinde eine „reformierte Schule" gegründet; auch die deutsch-reformierte Gemeinde besaß von 1724—30 und von 1755—70 eine eigene Küsterschule. Beide Gemeinden vereinigten sich 1805. Die 1820 eingerichtete Schule erhielt 1833 ein eigenes Schulhaus. 1894 wurde die Schule, eine einklassige Halbtagsschule, dem lutherischen Gesamtschulverbande eingegliedert.

Schon 1718 wurde eine katholische Schule eingerichtet, seit 1847 besaß sie ein eigenes Gebäude, das aber später zu klein wurde. 1869 wurde die Schule zweiklassig; 1895 erbaute man ein neues Schulgebäude. Seit 1908 gehört die Schule dem Gesamtschulverbande der Stadt an.

Eine jüdische Gemeindeschule, Synagogenschule, besteht seit 1737. Im Jahre 1844 wurde mit ihr die private Fideikommißschule der Gansschen Stiftung verbunden; als öffentliche Schule wurde sie 1845 anerkannt. Sie hat heute nur wenig Schüler.

In den Vorstädten Blumlage, Neuenhäusen, Neustadt-Altenhäusen und Hehlenvorstadt bestanden bis zum Jahre 1886 selbständige Pfarrschulen. —

Die Schule auf der Blumlage bildete sich 1652 durch die Vereinigung zweier dortselbst vorhandenen Unterrichtsanstalten in der Weise, daß der Organist die größeren, der Küster die kleineren Kinder unterrichtete und beide sich den Ertrag des Schulgeldes gleichmäßig teilten. Seit 1832 findet sich eine besondere Knaben- und Mädchenschule vor. Die Neuenhäuser Schule erhielt 1701 ihr eigenes Schulhaus; ihr Bestehen läßt sich jedoch noch um einige Jahrzehnte weiter zurück verfolgen. Als 1632 die Neustadt entstand, brachten die aus dem „Sande" dorthin zwangsweise versetzten Ansiedler eine Schule schon mit, hatten auch für diese schon 1657 ein eigenes Gebäude. Der Hehlentorschule wird zuerst 1682 gedacht; sie erhielt jedoch erst 1845 ein Heim. Die rasch anwachsende Bevölkerungszahl aller dieser Vorstädte zwang in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zur Einrichtung von Stufenklassen; bei der Neuenhäuser Schule fand diese Verbesserung schon 1844 Eingang.

Von großer Bedeutung für die Entwicklung des Volksschulwesens der Altstadt ist das Wirken der beiden Generalsuperintendenten Eggers und D. Hoppenstedt gewesen. Außer den beiden Stadtschulen, die von 134 und 140 Kindern besucht wurden, gab es in der Altstadt noch drei von Predigtamtskandidaten und drei von Frauen gehaltene Nebenschulen. So fand Generalsuperintendent Eggers 1805 die Verhältnisse vor. Da seine bei dem Magistrate beantragten Reformen zwar Billigung, aber bei den unruhigen Zeiten keine Ausführung fanden, begann er die Umgestaltung der Schule von innen heraus; durch regelmäßig wiederkehrende Konferenzen mit den Geistlichen und Lehrern und durch gemeinsame Arbeit gelang es, den hergebrachten Schlendrian und Mechanismus im Unterrichte zu beseitigen. Die Ziele der einzelnen Unterrichtsfächer wurden höher gesteckt, neue Unterrichtsfächer (Rechtschreibung, Naturgeschichte) eingeführt, und eine zielbewußte, methodische Behandlung angeregt. Seine Arbeit setzte Generalsuperintendent Hoppenstedt seit 1814 fort. Seinen Bemühungen gelang es, daß 1818 ein Haus zur Aufnahme der „neu organisierenden Bürgerschule" angekauft wurde. Am 6. Januar 1820 fand die feierliche Einweihung statt. Die Schule mit über 500 Kindern war eigentlich eine „vermischte Bürger- und Volksschule, die den gerechten Wünschen der Bürger" auch nach weitergehender Bildung ihrer Kinder entgegenkommen sollte. Es unterrichteten zwei Lehrer, zwei „Gehülfslehrer", eine Handarbeitslehrerin (jede Mädchenklasse hatte 11—12 Wochenstunden Handarbeit) und ein Zeichenlehrer. Leider hat Hoppenstedt (gestorben 1830) den Verfall seines Lieblingswerkes erleben müssen. Die Schülerzahl sank, die finanziellen Schwierigkeiten wuchsen. Auf Anregung des Archidiakonus Knauer, des Schwiegersohnes des Generalsuperintendenten Hoppenstedt, beschloß der Magistrat am 24. April 1833, „die bisherige Bürgerschule in eine höhere Schule für die wohlhabenden und gebildeten und in eine Trivialschule für die ärmeren und einer minderen Bildung bedürftigen Klassen und zwar unter Trennung der Geschlechter abzuteilen." Am 13. Juli 1834 fand ihre

feierliche Einweihung statt. Die Lehrfächer waren im allgemeinen die früheren. Für die Knabenoberklasse kam Latein hinzu, das 1855 durch Französisch ersetzt wurde. Die Schülerzahl stieg von 343 auf 794 im Jahre 1886. In 19 Klassen unterrichteten damals 19 Lehrkräfte. Im Jahre 1871 wurde einem Rektor die Leitung übertragen. Aus Mitteln der Stadtkirche wurde 1840 die Parochialschullehrer-Witwenkasse zur Unterstützung der Witwen von Bürgerschullehrern gebildet; sie hat heute ein Vermögen von 32000 Mk.

Einschließlich der zweiten Abteilung der Bürgerschule, die eigentlich die Volksschule des altstädtischen Bezirks darstellte, bestanden in der Stadt und den Vorstädten fünf selbständige Schulgemeinden neben einander. Durch Verfügung der Königlichen Regierung vom 6. November 1885 wurde den bisher ergebnislosen Verhandlungen auf Vereinheitlichung der Schulverhältnisse dadurch ein Ende gemacht, daß vom 1. April 1886 an sämtliche Schulverbände der Stadt zu einem einzigen Verbande vereinigt wurden, der nun alle Schullasten zu tragen hatte.

Die durch diese Umgestaltung des städtischen Volksschulwesens erheblich verkleinerte Bürgerschule wurde, nachdem in der Nacht zum 15. September 1891 ihr Schulhaus zum größten Teile zerstört worden war, am 1. April 1893 aus dem Gesamtschulverbande herausgenommen und zu einer kommunalen Anstalt gemacht. Die Knabenseite wurde durch Absterbenlassen der Klassen Ostern 1900 zugunsten einer lateinlosen Realschule beseitigt. Die Mädchenklassen bezogen das zum Schulhaus umgebaute frühere Werkhaus am 14. Oktober 1895. Durch Verfügung der Königlichen Regierung vom 3. Mai 1902 wurde die Mädchenbürgerschule als Mittelschule anerkannt; sie entspricht jetzt, nach dem Ausbau zu einer Anstalt mit neun aufsteigenden Jahreskursen, den ministeriellen Bestimmungen vom 3. Februar 1910. Einschließlich des Rektors wirken an ihr fünf Lehrer und fünf Lehrerinnen. Die Schülerinnenzahl wuchs von 178 im Jahre 1900 auf 229 im Jahre 1910 und 283 im Jahre 1912. Seitdem ist sie wieder erheblich gewachsen.

Auch bei den vier evangelischen Volksschulen wuchs die Schülerzahl von 1494 (1890) auf 2218 (1907). Im Jahre 1893 wurden die Schulen sechsstufig, 1906 siebenstufig, so daß die Zahl der Klassen von 28 (1890) auf 42 (1907) stieg. Die Zahl der Lehrkräfte vermehrte sich von 32 auf 46; statt des einen Rektors wurden 1903 drei angestellt; der Haushaltsanschlag des Schulverbandes stieg von 69670 Mk. auf 128588 Mk., deren Aufbringung viel Sorge bereitete. In gleicher finanzieller Bedrängnis befand sich die katholische Volksschule, die drei aufsteigende Klassen mit zwei Lehrern und einer Lehrerin hatte. Diesen finanziellen Schwierigkeiten wurde abgeholfen, als vom 1. April 1908 ab die Stadtgemeinde sämtliche Volksschulen der Stadt (auch die reformierte und die katholische Pfarrschule) auf ihren Haushalt übernahm. Eine vierzehngliedrige Schuldeputation führt seitdem die Schulgeschäfte.

Die vier Volksschulen und die katholische Schule haben z. Z. (1913) 48 Klassen mit 52 Lehrkräften, nämlich 35 Lehrern, 14 Lehrerinnen, 3 Handarbeitslehrerinnen. Die Gesamtschülerzahl beträgt 2464.

Seit Ostern 1908 besteht eine vom deutsch-evangelischen Frauenbund und dem Vaterländischen Frauenverein gegründete, von der Stadt unterstützte Koch- und Haushaltungsschule für Konfirmandinnen, in der z. Z. 80 Mädchen unterrichtet werden.

Mit Volksschule III ist seit Ostern 1913 eine zunächst einklassige Hilfsschule für schwachbefähigte Kinder aller Volksschulen verbunden. Der Ausbau zu einer dreiklassigen Schule ist beschlossen.

Seit Ostern 1912 hat die Stadt zwei Schulärzte nebenamtlich angestellt und auch der Schulzahnpflege sich angenommen, wie denn überhaupt Anträge auf Verbesserungen und Wohlfahrtseinrichtungen an den Volksschulen bei der Schuldeputation und der Stadtverwaltung ein offenes Ohr und eine willige Hand finden: ein Umstand, der mit beiträgt zur Arbeitsfreudigkeit aller, die bei der Schularbeit mitzuwirken haben, und zum Weiterausbau des blühenden Volksschulwesens der Stadt Celle.

Fortbildungsschulwesen.

Von Regierungs- und Schulrat Nickol (Düsseldorf).

Wir zählen im Bezirk 47 gewerbliche und 156 ländliche Fortbildungsschulen. Die gewerblichen Fortbildungsschulen werden bei den folgenden Einzelbildern der verschiedenen Städte besonders erwähnt werden. Die Errichtung ländlicher Fortbildungsschulen ist durch das „Gesetz über die Einführung des Besuchszwanges an ländlichen Fortbildungsschulen in der Provinz Hannover" vom 25. Januar 1909 den Gemeinden erleichtert; jedoch ist noch nicht bei allen bestehenden Fortbildungsschulen obligatorischer Schulbesuch eingerichtet. Der Staat gibt zu den entstehenden Unterhaltungskosten einen Beitrag. Der Unterrichtsbetrieb, der bis zum Jahre 1910 noch vielfach in das Ermessen der örtlichen Instanzen gestellt war, ist durch die Aufstellung eines „Allgemeinen Lehrplanes für die ländlichen Fortbildungsschulen im Bezirk", der durch Verfügung vom 15. Oktober 1911 (I D. 6956) bekannt gegeben wurde, einheitlich geregelt. Für sämtliche Fortbildungsschüler sind neue Einzellehrpläne aufgestellt worden, welche auf die örtlichen Verhältnisse, das Schülermaterial, sowie auf die Lehrerpersönlichkeit Rücksicht nehmen sollen. Zur weiteren Ausbildung der Lehrer, welche sämtlich im Nebenamte unterrichten, werden alljährlich zwei Provinzialkurse in Hildesheim und Verden veranstaltet, an denen je etwa 40 Lehrer teilnehmen.

Die Fortbildungsschulen unterstehen dem Regierungspräsidenten. Die Aufsicht über die gewerblichen wird durch besonders ernannte Inspektoren ausgeübt, mit der Revision der ländlichen Fortbildungsschulen sind die zuständigen Kreisschulinspektoren beauftragt. Seit 1. Oktober 1912 ist für die Regierungsbezirke Lüneburg und Stade ein Gewerbeschulrat bei der Regierung in Lüneburg angestellt, dem das Fortbildungsschulwesen unterstellt ist.

Nachstehend folgt eine Übersicht über die Verbreitung der Fortbildungsschulen in den einzelnen Kreisen:

Kreise	Gewerbliche Fortbildungsschulen	Ländliche Fortbildungsschulen	Kreise	Gewerbliche Fortbildungsschulen	Ländliche Fortbildungsschulen
1. Bleckede	3	2	9. Harburg Land	4	16
2. Burgdorf	2	25	10. Isenhagen	4	4
3. Celle Stadt	1	0	11. Lüchow	4	4
4. „ Land	7	9	12. Lüneburg Stadt	1	0
5. Dannenberg	2	7	13. „ Land	0	2
6. Fallingbostel	3	20	14. Soltau	3	5
7. Gifhorn	2	21	15. Ülzen	5	13
8. Harburg Stadt	1	0	16. Winsen a. L.	5	28

Wir müssen uns auch hier auf einige Einzeldarstellungen beschränken, in denen wir überdies nur das Wichtigste aus der Entwicklung der Fortbildungsschulen (nach den uns zugegangenen meist recht eingehenden Berichten) anführen.

Lüneburg.

Die hiesige Fortbildungsschule besteht seit dem 7. Oktober 1829 als Sonntagsschule. Sie hatte den Zweck, Gesellen und Lehrlingen für ihren Beruf die theoretischen Fähigkeiten und eine angemessene Anleitung zu geben. Die Oberaufsicht führte die Königliche Landdrostei zu Lüneburg; die Leitung übernahm der Magistrat unter Mitwirkung der in der Stadt vorhandenen Mitglieder des Gewerbevereins. 1831 erschien ein Reglement der Handwerker- und Gewerbeschule zu Lüneburg. Schon im ersten Entwurfe heißt es: „Den Lehrherrn ist zu empfehlen, alle Lehrgegenstände, soviel nur immer möglich, aus dem praktischen Leben zu nehmen".

Im Jahre 1856/57 sind drei Klassen vorhanden, die nach einem neu bearbeiteten Lehrplan unterrichtet werden. Ein Bericht des Vorstandes an den Magistrat aus dem Jahre 1858/59 zeigt ein erfreuliches Bild der Schule. Es heißt darin: „Das Betragen der Schüler ist gut und lobenswert, und die Lehrer sind tüchtig an der Arbeit."

Nach mancherlei Wendungen gaben die Bestimmungen vom Jahre 1897 der Schule ein neues Gepräge. Es wurden vier aufsteigende Stufen mit einer Vorstufe eingerichtet. Von einer durchgreifenden beruflichen Gliederung konnte auch dann noch nicht die Rede sein. Die Unterrichtsstunden lagen noch am Sonntag und an den späten Abenden der Werktage. Am 1. April 1900 erfolgte die Anstellung eines hauptamtlichen Leiters und alsdann eine Umgestaltung der Schule.

Der Zeichenunterricht wurde den Bestimmungen des Ministers entsprechend fachlich gestaltet. Die ministeriellen Bestimmungen vom 1. Juli 1911 über die übrigen Lehrfächer sind jetzt ebenfalls durchgeführt, so daß die Schule nur reine Berufsklassen, bezw. Klassen mit verwandten Berufen hat. Die Gliederung ist folgende: Abt. A: Bauhandwerker; Abt. B: Holz- und Metallarbeiter; Abt. C: Gemischtberufliche Klassen. Ferner sind zwei Fachklassen für Bäcker, eine Fachklasse für Kellner und zwei Vorklassen vorhanden.

Für den Zeichenunterricht stehen der Schule zwei eigene Gebäude mit sechs sehr gut ausgestatteten Zeichensälen zur Verfügung. Für den Sachunterricht sind ihr vier Klassen zu eigen überwiesen. Die übrigen Klassen sind noch gastweise in der Volksschule (Heiligengeistschule II) untergebracht. Es sind augenblicklich 14 Zeichenklassen und 17 Klassen für die übrigen Lehrfächer vorhanden. Die Schülerzahl beträgt durchschnittlich jährlich 375—400.

Harburg.

Seit November 1838 wurde die Gründung einer Gewerbeschule geplant; im Jahre 1841 konnte sie eröffnet werden. Durch das Ortsstatut vom 22. September 1869 ist der Besuch der „Gewerbe- und Handelsschule" geregelt. Zur Hebung der Schule trug die Stiftung von 200 000 ℳ bei, welche der Großkaufmann Friedrich Schmidt, ursprünglich zur Errichtung einer höheren Gewerbeschule, geschenkt hatte.

Die außerordentlich entwickelte Fortbildungsschule gliedert sich in zwei Abteilungen, die gewerbliche und die kaufmännische. Die Gewerbeschule umfaßt 4 Zweige: 1. die Fabrikschule, vorwiegend für Maschinen- und Schiffbauerlehrlinge, mit 12 Pflichtklassen, 2. die Handwerkerschule, für Handwerkslehrlinge, mit

26 Klassen, 3. die Fortbildungsschule für ungelernte Arbeiter und 4. die fakultativen Abteilungen mit etwa 12 Klassen. Nunmehr steht zu erwarten, daß die Schülerzahl in den nächsten Jahren auf 2000 steigen wird; die Gesamtanstalt wird dann etwa 60 Klassen haben. An der kaufmännischen Pflichtfortbildungsschule bestehen sieben Klassen mit drei aufsteigenden Stufen und zehn fakultative Kurse für Französisch, Englisch, Spanisch, Literaturgeschichte, Mathematische Fächer, Erdkunde, Naturlehre, Kurzschrift und Schreibmaschinenunterricht. Daneben besteht eine sogenannte Jahreshandelsschule mit je einer Klasse für Knaben und Mädchen. Der erfolgreiche Besuch dieser Anstalt befreit die jungen Leute von der Verpflichtung zur Teilnahme am Unterricht der Fortbildungsschule. Absolventen der Jahreshandelsschule, sowie strebsame Pflichtfortbildungsschüler können in den sog. Einjährig-Freiwilligen-Kursen sich für die vor der Prüfungskommission abzulegende Einjährig-Freiwilligen-Prüfung vorbereiten.

Für die Aufnahme der Fortbildungsschüler ist ein eigenes dreistöckiges Gebäude vorhanden, das am 11. Oktober 1902 seiner Bestimmung übergeben wurde. Es ist zweckmäßig und geräumig gebaut und hat 191 593 ℳ gekostet. Im Winter dienen einige Räume an Sonntagen als Lehrlingsheim. Die Stadt muß jährlich 21 700 ℳ für ihr Fortbildungsschulwesen ausgeben; der Staat leistet einen Jahreszuschuß von mehr als 12 000 ℳ. Eine erhebliche Erweiterung des Gebäudes ist bereits beschlossen.

Celle.

Außer anderen Sonntagsschulen für Gesellen und Lehrlinge bestand seit 1826 eine von der Freimaurerloge unterhaltene. An ihre Stelle trat am 1. Juli 1832 die noch heute vorhandene Gewerbeschule, die drittälteste in Hannover. Im Laufe der Zeit verminderte sich die frühere Schülerzahl (50—60). Da führte der Magistrat am 29. Juni 1841 für alle Lehrlinge Schulzwang ein. Die Schule hob sich, besonders seitdem (1888) der Unterricht mehr auf die Bedürfnisse des Handwerks zugeschnitten wurde. Gegenwärtig wird sie von 278 Lehrlingen besucht, die von 13 (nebenamtlichen) Lehrern unterrichtet werden. Nach Einschulung der „ungelernten" Arbeiter im Herbst 1912 beträgt die Schülerzahl noch etwa 90 mehr. Verschiedene Zuwendungen, besonders die Zinsen des Kroneschen Vermächtnisses (20 000 ℳ) ermöglichen die Verteilung von Prämien in Höhe von jährlich 1100—1200 ℳ.

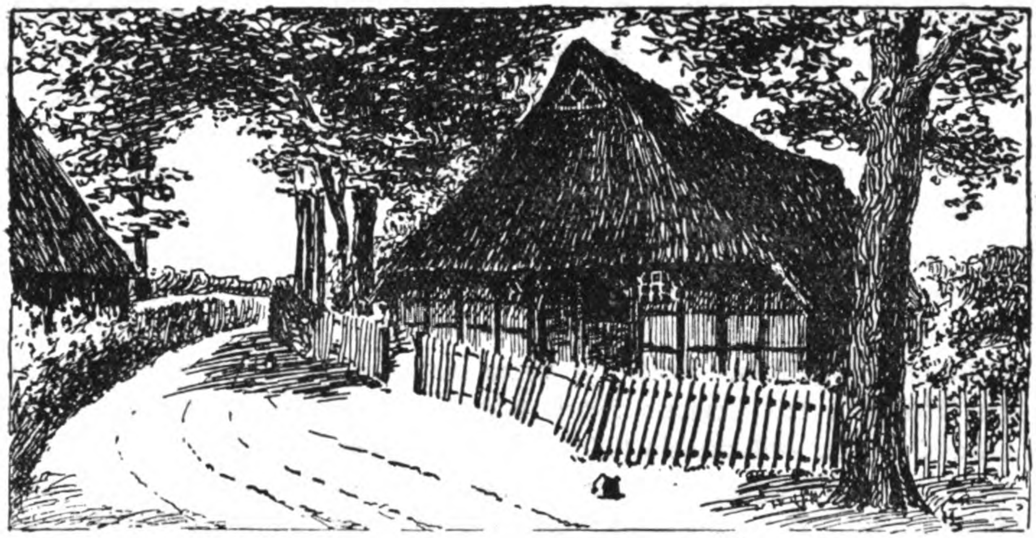
Seit dem 1. Juni 1841 ist auch eine Handelsschule vorhanden, die durch Ortsstatut vom 18. März 1892 alle Handelslehrlinge unter 18 Jahren auf zwei Jahre zu Schülern hat; ihre Zahl beträgt gegenwärtig etwa 70, die durch 10 (nebenamtiche) Lehrer und 2 Buchhalter unterrichtet werden.

Die Landwirtschaftsgesellschaft in Hannover gründete am 1. Oktober 1897 eine Landwirtschaftliche Haushaltungsschule, die 1899 von der Landwirtschaftskammer übernommen wurde. Sie erfreut sich eines regen Besuches und ist stets mit 32 Schülerinnen voll besetzt. Neben der Vorsteherin unterrichten eine Lehrerin in landwirtschaftlicher Haushaltungskunde und vier Lehrer in Religion, Deutsch, Rechnen und Gesang.



Schutzbestrebungen





Heimat- und Naturschutz.

Die Heimatschutzbewegung.

Von Pastor W. Bode (Egestorf).

Mangel an Heimatsinn

Westwärts von Undeloh, droben auf der Höhe, dort, wo eine langgestreckte Hügelkette die Wasserscheide zwischen Aue und Seeve bildet, stand bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus eine Buche, „Das Zepter von Meningen“. In den Kreisen Winsen, Soltau und Harburg dürfte der Baum kaum seinesgleichen gehabt haben. Mehr als 18 Faden Scheitholz steckten darin. Von der Landstraße Lüneburg-Amelinghausen im Osten bis zu dem Napoleonischen Heerwege, der von Harburg nach Soltau führt, war er sichtbar, eine Landmarke im wahrsten Sinne des Worts. Weshalb fällte man den völlig gesunden Stamm? Das Grundstück, auf dem er stand, geriet in die Hände eines jugendlichen Besitzers. Den deuchte ein lustiger Abend besser als dies großartige Naturdenkmal, das die Geschicke des väterlichen Hofes seit Jahrhunderten geschaut hatte. Um zwei Taler verkaufte er ihn. —

Wo das stille dunkle Wasser des Bohnenkolks die sandige Erosionsrinne am Fuße der Egestorfer Fuhren füllt, standen bis zum deutsch-französischen Kriege an der Grenze des Döhler Gebietes mitten im Felde zwei uralte Linden. Sie sollen ein Wahrzeichen für die einstige Ausdehnung des jetzt so kleinen Heidedorfes gewesen sein, von dem die Sage geht, daß es einstmals siebzehn Bauernhöfe gehabt habe. Das letzte Kolkrabenpaar der Binnenheide

horstete seit unvordenklichen Zeiten in seinen Zweigen. Um ein Ackerstück vierkantig zu gestalten, und „weil sich aus den Ästen so schöne Teller anfertigen ließen", mußten die heiligen Bäume fallen, die ihr schattiges Laubdach über manche Versammlung der Bauernschaft gebreitet haben mögen und wie ein Gruß längst verschollener Geschlechter in die Gegenwart herüberwinkten. —

Etwa vier Jahrzehnte sind vergangen, seit in der Nähe von Brockhövede beim Pflügen ein alter Opferstein bloßgelegt ward, dessen Oberfläche 81 qm maß. Die Vertiefung in der Mitte zeigte noch Spuren von Asche und Holzkohlen. Zahlreiche Urnen umgaben ihn. Von weither kamen die Menschen, mit frommer Scheu das Heiligtum unserer Altvorderen zu betrachten. Da entdeckte ein findiger Kopf, daß sich die Steine vorzüglich für den Hausgrund eigneten. Zuerst sprengten die Bauern einige Stücke zum Hausbau ab. Dann kaufte die Regierung den Rest für 330 Mk. und baute die gewaltigen Eisenbahnbrücken zwischen Munster und Ebstorf daraus. Wer diese Wölbungen gesehen hat, kann sich einen Begriff von dem Umfange des Steines machen. Jetzt weiß man wenigstens noch den Platz, an welchem der größte aller Findlinge des Lüneburger Landes einst gelegen hat. —

Anderswo ist es nicht besser gegangen, weder auf dem Lande noch in den Städten. Wer die Abwandlungen des Lüneburger Stadtbildes im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts mit erlebte, wird auf nähere Angaben gern verzichten. Der praktischen Vernunft waren die malerischen Gassen der Kleinstadt ein Greuel. Die gerade, brutale Front des massiven Steinkastens schien ihr ideal. Mit Behagen und im Vollbewußtsein, dem Fortschritt zu dienen, trug der zielbewußte Praktiker efeuumrankte Ruinen ab, um sie in die Wände moderner Wirtschaftsgebäude zu vermauern, und rodete den ehrwürdigsten Eichenhain aus, um ein rentables Kartoffelfeld erstehen zu lassen. Der Vandalismus krasser Nützlichkeit feierte seine Orgien. Wer mit der Laterne des aufgeklärten Menschenverstandes in jeden Winkel leuchtete, in dem noch eine Illusion ihr trauliches Nest baute, war der Mann des Tages.

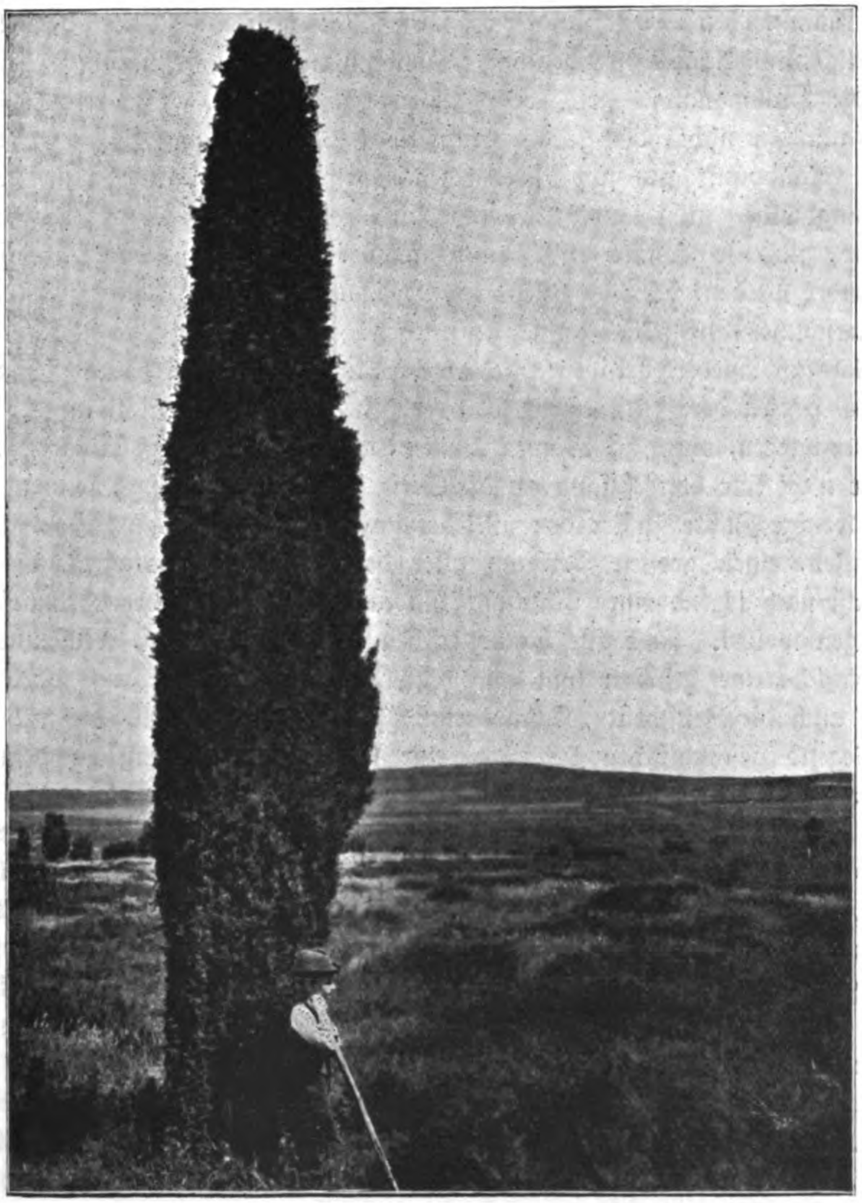
Der Gegenschlag konnte nicht ausbleiben. Der Mensch lebt einmal nicht vom Brote allein. Heimatschutz, Naturschutz und alles, was damit zusammenhängt, mußten kommen, wie die Stille und der Frieden nach verheerenden Gewitterstürmen.

Die Heimatschutzbewegung

An der Spitze der Heimatschutzbewegung steht der feinsinnige Musiker Ernst Rudorff, dem wir nicht nur die Prägung des Ausdrucks, sondern auch das erste nachdrückliche Eintreten für die Sache in der Öffentlichkeit verdanken. Seit 1878 hat er sich in den Dienst des großen Gedankens gestellt. Die beiden von ihm 1897 in den „Grenzboten" veröffentlichten Aufsätze, jetzt weiter ausgebaut und zu einem geschmackvoll ausgestatteten Büchlein vereinigt, dürften noch bis zur Stunde mit das Lesenswerteste darstellen, was über den Gegenstand geschrieben ist. Als Kind seines Geistes und als die Frucht seiner Anregungen muß der 1904 in Dresden gegründete Bund

„Heimatschutz" gewertet werden, der eine Geschäftsstelle in Meiningen unterhält und durch eine von sachverständiger Hand geleitete Zeitschrift sowie durch gut illustrierte Flugschriften in den Kreisen der oberen Zehntausend eine rege Werbetätigkeit entfaltet.

Aber in unserer engeren Heimat blieben diese Bestrebungen nahezu unbekannt. Für Niedersachsen steht an der Wiege der Heimatschutzbestrebungen Ludwig Harms, dem kein Land über die Lüneburger Heide ging, und der in so eigenartiger Weise Religion und Vaterlandsliebe zu einem harmonischen Ganzen zu verweben verstand. Nach seinem Tode erschienen 1866 seine



Riesenwacholder in der Lüneburger Heide. V. N. St.
(Aus: Der erste deutsche Naturschutzpark in der Lüneburger Heide.
Eine Werbeschrift, herausg. vom Verein Naturschutzpark, Sitz Stuttgart.)

„Goldenen Äpfel in silbernen Schalen", ein Heimat- und Volksbuch, dem kein anderer deutscher Stamm etwas Ebenbürtiges an die Seite zu setzen hat. Mehr als 100 000 Exemplare sind von dem Buche verkauft, durch welches Millionen Herzen stolz auf ihre Heimat wurden, die in der ganzen Welt als eine Wüstenei verschrieen war. Aber die organisatorische Kraft des großen Heideapostels ward durch die von ihm gegründete Hermannsburger Missionsanstalt erschöpft. Vielleicht war ihm auch die Zeit noch nicht erfüllet, um einen Zusammenschluß der auf heimatlichem Gebiete von ihm angeregten Kräfte ins Leben zu rufen. Jedenfalls blieb eine äußere Zusammenfassung gesinnungsverwandter Elemente aus, bis 1895 der Bremer Verlagsbuchhändler Schünemann den Mut fand, auf den Rat und die Bitte der Brüder Friedrich und August Freudenthal einzugehen und eine Heimatschutz-Gemeinde um die Halbmonatsschrift „Niedersachsen" zu sammeln. Das war eine Tat. Sie kann gar nicht hoch genug veranschlagt werden, zumal sie vom geschäftlichen Standpunkt aus unbedingt einen Sprung ins Dunkle bedeutete. Die Wirkung blieb nicht aus. Der Gedanke des Heimatschutzes ward volkstümlich, und so konnte 1901 in Hannover der Heimatbund Niedersachsen gegründet werden, der die Pflege der Heimatkunde, der Heimatkunst und des Heimatschutzes auf seine Fahne geschrieben hat und durch die Veranstaltung der jährlich wiederkehrenden Niedersachsentage Heimatliebe und Heimatstolz in den Herzen der Zeitgenossen wach erhält. Es wäre Unrecht, an der Sache vorüberzugehen, ohne die Namen Kettler und Mohrmann zu erwähnen. Sie waren nicht nur von Anfang an die Seele dieses Einzelvereins, sondern haben auch wenige Jahre später den „Niedersächsischen Ausschuß für Heimatschutz" geschaffen, einen großen Verband aller derjenigen Korporationen, die ihren Einfluß nach irgend einer Richtung hin auf dem Gebiete des Heimatschutzes betätigen wollen. Fast alle hannoverschen Stadtvertretungen, Museums- und Geschichtsvereine gehören ihm an. Aus diesen Kreisen heraus ward dann 1906 auch die Zeitschrift „Hannoverland" ins Leben gerufen, die mit ihrem vorwiegend geschichtlichen Charakter eine wertvolle Ergänzung zu dem mehr archäologisch und lyrisch abgetönten „Niedersachsen" bildet.

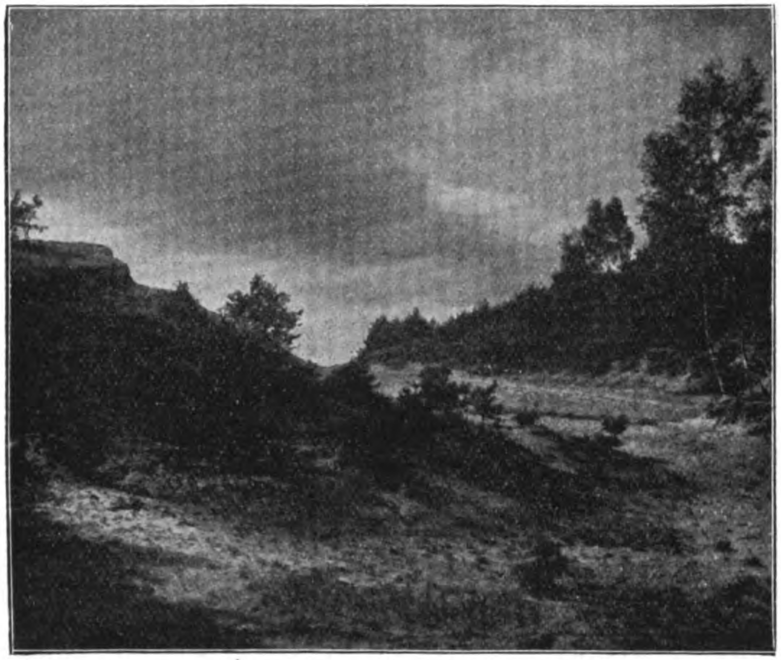
Inzwischen war auch der Staat auf den Plan getreten. Man sah das Sterben und Verderben alles Urwüchsigen in der Natur und wollte wenigstens in elfter Stunde retten, was zu retten war. Bayern hatte den Anfang gemacht. Dort gründete man 1905 den „Landesausschuß für Naturpflege". Im folgenden Jahre errichtete Preußen auf Betreiben des verdienstvollen Professors Conwentz in Danzig die „Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege", die durch die breite Basis der Bezirkskomitees auch für unsere engere Heimat von Bedeutung ward. Unter dem ersten Beamten des Regierungsbezirks konstituierte sich der Lüneburger Ausschuß im Mai 1909 und hatte das Glück, in der Person des Prof. Ahlenstiel den denkbar besten Geschäftsführer zu finden.

Die Naturdenkmalpflege

Worin besteht seine Aufgabe? Was als ein Naturdenkmal anzusprechen ist, kann einem Zweifel füglich nicht unterliegen: Ein nicht alltägliches Stück

der heimatlichen Natur, eigenartig, ursprünglich und bodenständig. Aber nach Ort und Zeit muß verschieden sein, was unter diesen Begriff fällt.

So war vor 100 Jahren die Perlmuschel in Niedersachsen kein Naturdenkmal. Jetzt ist sie es entschieden. Im hohen Norden ist die Zwergbirke kein Naturdenkmal. Bei uns ist sie es zweifellos. Es kam daher zunächst darauf an, festzustellen, was der Bezirk an Naturdenkmälern aufzuweisen hat; hernach die Erhaltung der Einzelheiten zu erstreben. Etwa 800 umfangreiche Fragebogen gingen in das Land hinaus, und das Ergebnis war die Anmeldung von rund 3000 des Schutzes bedürftigen und des Schutzes werten Pflanzen, Tieren, Steinen und Landschaftsteilen. Mit dem Fleiße eines Benediktinermönches hat der Geschäftsführer des Komitees die Ordnung des Materials bewältigt und die Besichtigung der einzelnen Gegenstände unter Hinzuziehung der Berichterstatter in Angriff genommen. Bei der Geringfügigkeit der zur Verfügung stehenden Mittel verdienen die erzielten Resultate um so größere Anerkennung. Vier Erfolge sind von besonderer Bedeutung: 1. die Sicherung des Zwergbirkenreservates in Schafwedel, Kreis Ülzen; 2. die einwandsfreie Feststellung, daß die europäische Sumpfschildkröte (Emys orbicularis) noch heute westlich der Elbe vorkommt; 3. die Erhaltung des Porstbruches bei



Partie aus dem Naturschutzpark. V. N. St.
(Nach einer Aufnahme des Herrn Prof. Dr. Linde, Hamburg.)



Wacholderlandschaft aus dem Naturschutzpark. V. N. St.

Gartow, der einzigen oder jedenfalls einer der wenigen Stellen, an denen der fast immer mit Gagel (Myrica Gale) verwechselte echte Porst (Ledum palustre) in stärkeren Gruppen zusammensteht; 4. der Schutz mehrerer hervorragender Findlingsblöcke, namentlich derjenigen bei Hanglüß, Barnbostel und Melzingen.

So erfreulich diese Ergebnisse sind, sie stellen doch nur ein Angeld auf die Zukunft dar. Eine erschöpfende Naturgeschichte unserer Heide wird sich erst schreiben lassen, wenn der Ausschuß für den Bezirk, unterstützt durch die verständnisvolle Hilfe aller Heimatfreunde, ein oder zwei Jahrzehnte ununterbrochener Arbeit hinter sich hat; eine wirkliche Befriedigung wird doch erst Platz greifen dürfen, wenn alles wirklich Erhaltenswerte auch rechtsgiltig gesichert ist, vor allen Dingen das trotzige Wahrzeichen von Stadt und Land Lüneburg, der Kalkberg.

Aber auch gesetzt, wir erreichten, was wir wollen, sind und bleiben die ganzen Bestrebungen der Naturdenkmalpflege nicht doch nur Kleinarbeit, s. z. s. ein Stück Innendekoration in dem großen Bau unserer Träume? Sie retten in Vaters Haus ein Bild, einen Stuhl, einen Tisch. Das Haus selber mit der geschlossenen Einheit all seiner Stuben und Kammern, an die sich tausend liebe Erinnerungen knüpfen, mit dem Keller und dem Bodenraum, auf dem wir als Kinder so geheimnisvolle Entdeckungsfahrten machten, mit dem großen Hof und dem sonnigen Garten, das alles retten und schützen sie nicht. Etwas großzügigeres mußte kommen, das frei von Aktenstaub und dem Schema F der Alltäglichkeit auf das Ganze ging, dem man zujauchzen konnte mit dem Lenzjubel rückhaltloser Begeisterung, das den ganzen Menschen mit sich fortriß und in seinen Bann schlug. Und es kam, kam in Gestalt des Vereins **Naturschutzpark**. Ihm ist die Rettung der Zentralheide zu verdanken. Ihm allein.

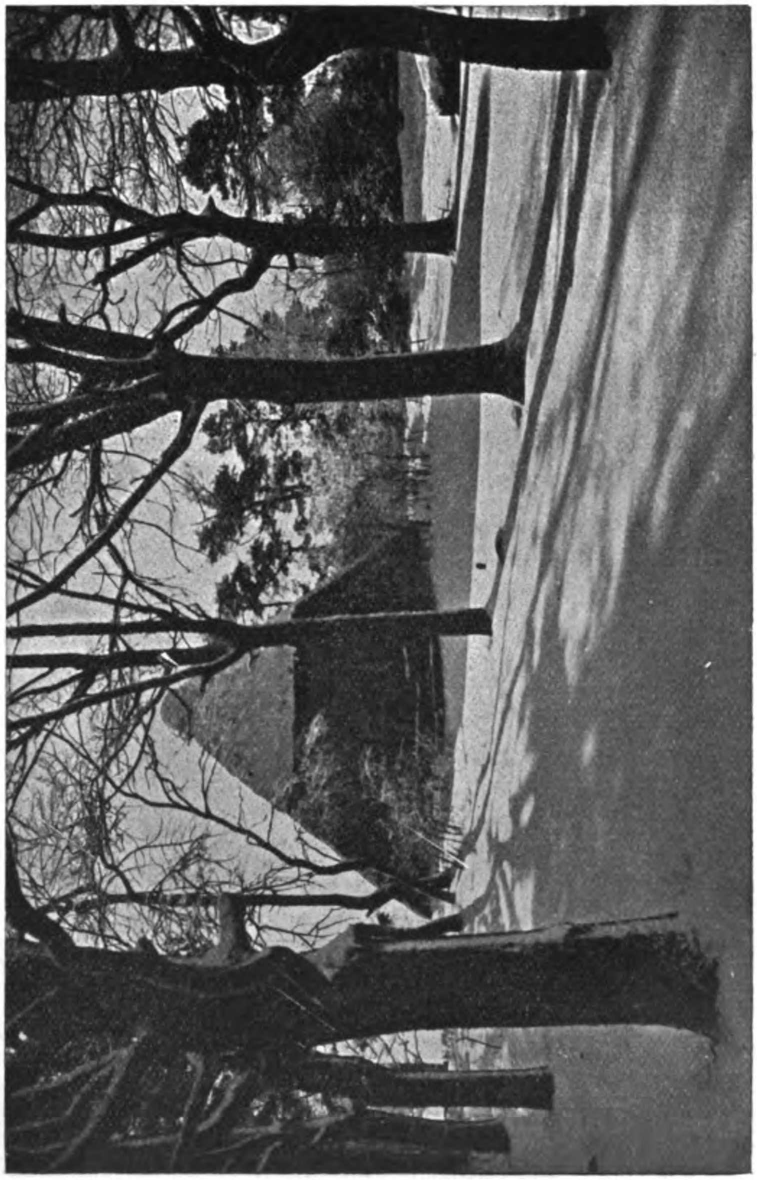
Die Geschichte ist bald erzählt.

Der Naturschutzpark

Bereits 1864 hatten die Amerikaner in Kalifornien den Yosemite-Park geschaffen. Eine ganze Anzahl anderer Reservate entstanden in rascher Folge. Denn gerade im Lande der unbegrenzten Freiheit merkte man schnell, Freiheit ist eine schöne Sache, aber nichts für Menschen. Wollte man den Seeotter und die gewaltigen Mammutbäume nicht in aller Kürze dem praktischen Sinne rücksichtsloser Geschäftsleute zum Opfer fallen sehen, so mußten Banngebiete errichtet werden, in denen kein Flintenschuß und kein Axtschlag fallen durften. Ihre Krone erhielten diese Bestrebungen 1872 im Yellowstonepark, der auf nahezu 100 000 km dem gefährdeten Großwilde, namentlich dem Charaktertiere der neuen Welt, dem Bison, eine letzte Zufluchtsstätte bietet.

1909 sprang der Gedanke, solche Banngebiete großen Stils für die Tier- und Pflanzenwelt zu gründen, nach Europa über. Die Schweiz machte den Anfang. In Graubünden sicherte sie sich eine urwüchsige Landschaft mit reichem Waldbestande, die schon an und für sich fesselnd noch dadurch eine besondere Anziehungskraft erhält, daß sie als ein natürliches Tierparadies fast die gesamte Alpenfauna und -flora beherbergt.

Den Naturschutzparkgedanken in Deutschland volkstümlich gemacht zu haben, ist das Verdienst des Dr. Flöricke. Als Herausgeber des Kosmos begeisterte er zuerst die Verleger, dann die Leser seiner Zeitschrift für seine Pläne, so daß sich am 23. Oktober 1909 die Gründung des Vereins mit 37 Mitgliedern in München vollziehen konnte. An die Spitze trat, geeignet für den Posten wie kein zweiter, der Schloßherr von Eschenau, Erwin Bubeck. Die Vereinigung, welche ihre Tätigkeit auf Deutschland und Österreich erstreckt, bezweckt die Schaffung und Verwaltung großer Parke, in denen die Natur in urwüchsigem Zustande erhalten werden und die von der fortschreitenden Kultur immer mehr bedrohte und teilweise schon dem Untergange geweihte Tier- und Pflanzenwelt eine sichere Zufluchtsstätte finden soll. Die Förderung der Wissenschaft und die Erweckung und Pflege des Heimatsinns sollen damit Hand in Hand gehen.



Aus dem Naturschutzpark in der Lüneburger Heide. Der Schafstall auf dem Wilseder Berg im Winter. V. N. St.

Dabei brach sich der Gedanke immer mehr Bahn, von vornherein drei große Naturparke anzustreben, einen als Hochgebirgspark in den österreichischen Alpen, den zweiten als Park für das Mittelgebirge und Hügelland Süd- oder Mitteldeutschlands und den dritten als Park für die norddeutsche Tiefebene.

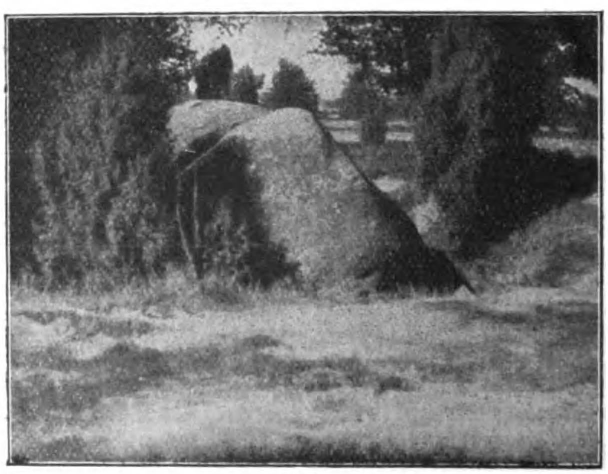
Zahlen beweisen. Welche Durchschlags- und Stoßkraft diesem Programm innewohnte, zeigt die Mitgliederzahl. 1909/10 bezifferte sich dieselbe auf 2273, 1910/11 auf 10 270 und 1911/12 auf 14 000. Heute auf mehr als 17 000.

Dem entsprachen die Einnahmen, die sich im ersten Vereinsjahr auf 34 315 Mk., im zweiten auf 124 204 Mk.*), im dritten auf 96 710 Mk. beliefen. Hinzu kamen drei Serien einer vom Kaiser bewilligten Lotterie mit je 460 000 Mk., so daß der Verein trotz umfangreicher Werbekosten ein Vermögen von nahezu zwei Millionen erübrigen konnte, das der Hauptsache nach in rund 14 000 Morgen Grundbesitz in der Lüneburger Heide angelegt ist.

Indes ähnliche äußere Erfolge haben vielleicht andere Vereine auch aufzuweisen. Wodurch der Verein Naturschutzpark jedoch ganz einzigartig dasteht, ist die Zusammensetzung seiner Mitglieder. Der König von Württemberg und zahlreiche Prinzen fast aller regierenden Häuser gehören ihm an. Aber auch Tagelöhner und Häuslinge sind in seinen Listen vertreten. Neben dem Universitätsprofessor im weißen Haar steht der jugendliche Springinsfeld der Volksschule. Reichsdeutsche und Österreicher geben sich in ihm die Hand. Im Mutterland und in den Kolonien hat er seine Anhänger. Wunderbares wissen unsere Kassenbücher zu erzählen. Aus einer Vorstadtschule sandte ein Mädchen 48 Pfg., die es unter seinen Mitschülern gesammelt habe. Im Sommer 1911 schickte ein Offiziersbursche zwei Mark. Er habe unseren Aufruf in beiseite gelegten Drucksachen seines Hauptmanns gelesen. Zurzeit besitze er nicht mehr. Aber bei seiner Entlassung im Herbst bekäme er sicher ein Goldstück. Das sei für den Verein bestimmt. Der Mann hat Wort gehalten! Es muß doch etwas großes um eine Sache sein, die in der Brust einfacher Menschen solche Begeisterung zu wecken vermag, und wie leise zitternder Nachklang an den Abendglockenschlag schließt sich uns an das Wort Naturschutzpark unwillkürlich des Dichters Spruch:

— — in kurzer Form ein packender Gedanke.
Er wurzelt, wächst und setzt in Frucht und Ranke
Sich segnend fort.

*) Das zweite Jahr war besonders stark an Beitritten auf Lebenszeit durch einmalige Einzahlung.



Erratischer Block am Weg zum Wilseder Berg. V. N. St.



Heidschnucken. Harold Bengen.



Schafstall am Wege zum Wilseder Berg. V. N. St.
(Nach einer Aufnahme des Herrn Prof. Dr. Linde, Hamburg.)

Der Naturschutzpark in der Lüneburger Heide.

Von Pastor Bode (Egestorf).

I. Geschichtliches.

Es war am zweiten Ostertage 1887, als ich mit meinem verstorbenen Vater zum ersten Male auf der Höhe des Wilseder Berges stand und die wundersame Aussicht auf die ungemessenen Flächen der braunen Heide in mich aufnahm. Der alte Hilmer trieb seine Schnucken über das Gelände. Sonst regte sich nichts weit und breit. Alles war groß, einsam und still wie das Paradies unserer Träume. Der Fiskus besaß damals in der Wilseder Feldmark, abgesehen vom Sellhorn, nur den Westerhoop. Die ganzen Flächen im Süden des Dorfes waren noch nicht angekauft. Haverbeck befand sich noch ausschließlich in bäuerlichem Besitz. Meningen und Einem waren noch nicht in Forstgüter verwandelt. Der Stadtberg, das jetzige Heidetal, war unbebaut. Ein Stück unberührter, jungfräulicher Natur breitete sich vor dem Auge aus.

Geschichte des Naturschutzparks

Die Sonne ging zur Rüste. In dem weichen Arm des Abends legte sich das Leben schlafen. Wie die glühende Masse eines Hochofens lag das Heidekraut in ruhiger Bewegung vor uns. Langsam wandten wir uns zum

Gehen. Da blickte mein Begleiter noch einmal zurück und sagte: „Wer dies Bild kommenden Geschlechtern erhielte, der täte ein großes gutes Werk."

Ein Jahrzehnt später standen wir beide wieder an derselben Stelle. Der Stein war ins Rollen gekommen. Niederhaverbeck gehörte städtischen Kapitalisten. Meningen und große Teile von Wilsede waren verkauft. Überall machte sich der Wandel der Zeiten bemerkbar. An den verschiedensten Stellen leckte die grüne Welle der jungen Fuhren aus der braunen Heide hervor. Der Übergang der Lüneburger Heide in den Lüneburger Wald war im Anzuge. Ein wehmütiges Gefühl, wie es den Menschen am Sterbelager eines lieben Verwandten beschleicht, beschattete die Seele mit einer Art Melancholie. Man hatte uns erzählt, daß gerade jetzt wieder der Berg und der ganze zugehörige Hof der Forstverwaltung zum Kauf angeboten seien. 10 000 Rtlr. forderte die Besitzerin. Niemals lastete der Fluch der Armut so drückend auf uns. Wir sprachen wenig. Es war uns zu schwer ums Herz.

Seit der Zeit suchte ich nach einem Menschen, der mir die Heimat retten helfe.

Wichtiger, weil schöner und gefährdeter als der Wilseder Berg, deuchte mich zunächst der Totengrund. Jeder Sommer brachte mehr Ausflügler, sog. Touristen. Jeder Schwarm mehr Liebhaber für dieses einzigartige Naturdenkmal. Aber der Niedersachse ist bedachtsam, und ein erstes Angebot auf ein Grundstück hat fast nie Erfolg. Trotzdem wurden mehr Versuche gemacht, den Totengrund zu erwerben, als mir lieb war. Noch hatte ich keinen Mann von Vermögen gefunden, der die immerhin nicht unbeträchtliche Summe sozusagen zugunsten der Allgemeinheit zu stiften bereit gewesen wäre. Denn daß sich der Erwerber verpflichten müsse, das Grundstück für alle Heidewanderer offen zu halten, war Grundbedingung. Da führte mich ein glücklicher Zufall mit dem Prof. Thomsen aus Münster zusammen, und am 14. Juni 1906 konnte ich für ihn den Totengrund um 6000 Mark kaufen.

Eine Sorge war beseitigt. Aber die andere, die um das Schicksal des Berges, nahm dafür um so drohendere Gestalt an, namentlich als die Gründung des Heidemuseums immer größere Scharen von Fremden nach Wilsede führte, die karge, spröde Schönheit der Binnen- oder Zentralheide immer neue Verehrer fand und ihr Loblied zum eisernen Bestande aller Tagesblätter und Zeitschriften ward. Hier und da erwarben Industrielle und Beamte eine Parzelle zum sommerlichen Ruhesitz. Man merkte, daß die Unverkäuflichkeit der Heidhöfe ihre Grenzen hatte. Es konnte nicht wundernehmen, daß sich unberufene Hände auch nach dem bekanntesten Stück des Lüneburger Landes, dem Wilseder Berge, ausstreckten. Als der Franzose Paul Roux sein treffliches Buch: Le Bauer de la Lande du Lünebourg geschrieben hatte, kamen die Angebote von allen Ecken und Enden. Eine internationale Dampfflugfirma bot auf den Grund und Boden. Zwei Hamburger Unternehmer planten einen neuzeitlichen Vergnügungsbau auf der ehrwürdigen Bergkuppe und kamen nach Erledigung der Präliminarien schon mit ihrem Notar zum Kaufabschluß nach Wilsede. Oft hing die Entscheidung an einem Haar. Aber merkwürdig, es war, als ob Gott seine Hand über dem Berge hielte und ihn für das

Volk retten wollte. Immer noch gelang es, einen Verkauf hintanzuhalten. Doch der richtige Käufer, der die Erhaltung und Zugänglichkeit des Nationalheiligtums gewährleistete, der Mann mit dem großen Herzen für unsre niedersächsische Heimat, der wollte sich nicht finden. Ich bekam viel freundliche Worte zu hören. Doch was ich brauchte, Geld, das gab mir niemand.

Mittlerweile stieg der geforderte Preis von Jahr zu Jahr. Wen hab' ich nicht gebeten, den Berg zu kaufen? Ich hörte von den guten Geschäftsabschlüssen einer wegen ihres Gemeinsinnes bekannten Patrizierfamilie unserer Heide und wandte mich an sie. Vergebens. Ich war bei dem Landeshauptmann in Hannover. Kein Erfolg. Bei den zuständigen Kreisvertretern klopfte ich an. Sie bedauerten. Als die Kaliindustrie in ihren Jugendsünden Maienblüte das Geld mit vollen Händen über die Heide ausstreute, wandte ich mich an den genialen Erfinder des Diamantbohrers. Der Rest war Schweigen. Die Zeit war noch nicht erfüllet.

Der einzige Lichtblick in diesen trüben Tagen war das Gesetz vom Sommer 1908 gegen die Verschandelung landschaftlich hervorragender Gegenden. Eine Flutwelle der Freude ging durch die Herzen der Heideschwärmer. Aber ach, es war eine Polizeiverfügung, stolz und machtlos wie immer: Auf dem Wilseder Berge entstand eine Gastwirtschaft!

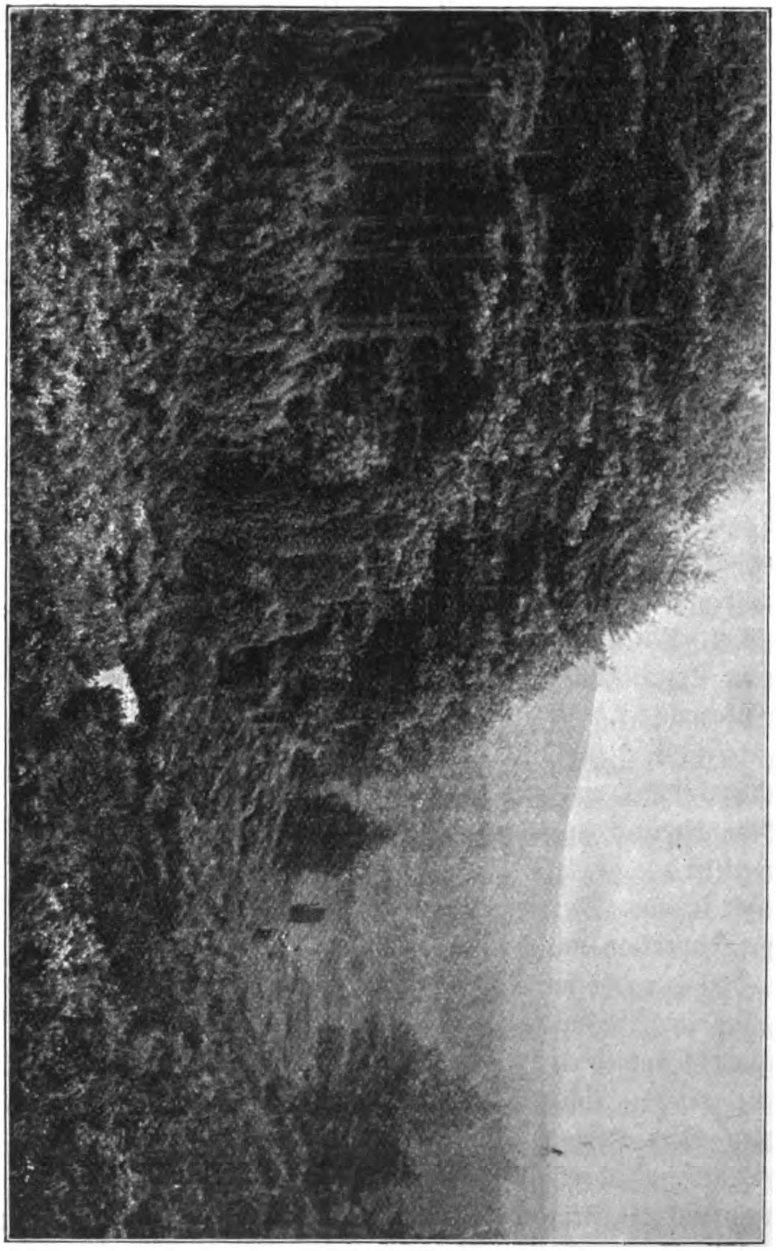
Woran man Fremde glücklich verhindert hatte, das ward von Einheimischen inszeniert. Erst in, dann neben dem „historischen" Schafstall ward eine „Logierkneipe" genehmigt. Mit hahnebüchener Einfalt erzählte der redegewandte Budiker dem erstaunten Touristen, in diesem Kaben habe vor hundert Jahren der große Napoleon übernachtet. Und die Menschen glaubten den Blödsinn!

Aber das ist schließlich Nebensache. Daß trotz des Gesetzes auf dem Gelände gebaut werden konnte, war der springende Punkt, und mehr als je hieß es jetzt, den Berg dadurch zu sichern, daß man ihn möglichst schnell in treue Hände hinüberleitete.

Zunächst versuchte ich eine Wendung zum Besseren dadurch herbeizuführen, daß ich eine Interessenkonvention mit dem Besitzer des Steingrundes auf der Grundlage anstrebte, daß der Höfner Witthöft den Steingrund, das Heidemuseum den Totengrund hergäbe und beide zusammen dann den Berg kauften, um alles denn „up ewig ungedeelt" zu einer „Reservation" zusammen zu schweißen. Die Sache zerschlug sich.

Noch ein Letztes blieb übrig. In der am 15. Mai 1909 in der Kgl. Regierung zu Lüneburg abgehaltenen Sitzung für Naturdenkmalspflege setzte ich unter Hinweis auf die steigenden Grundstückspreise und ständig sich mehrenden Parzellierungen in der Heide auseinander, daß jetzt die elfte Stunde zur Erhaltung der Zentralheide gekommen sei. Mit einer Million ließe sich um Wilsede herum ein Naturpark schaffen, der seinesgleichen nicht hätte in deutschen Landen. Nach einem Jahrzehnt dürften alle Rettungsversuche vergeblich sein. Es ward mir erwidert, man verfüge über 1000 Mark, nicht über 1000 mal 1000 Mark. So mußte ich mich daran gewöhnen, eine große Hoffnung sterben zu sehen. Der Fluch der Armut und Einflußlosigkeit! —

Derweil war mit der Ernennung Eckers zum Landrat des Kreises Winsen allen heimatfreundlichen Bestrebungen ein großzügiger Förderer entstanden. Er hatte Blick für die eigenartige Schönheit der ihm von Haus aus fremden Heidlandschaft und bot vom ersten Tage an seine Hand zu ihrer Erhaltung, gleich von vornherein die Zeltpflöcke seiner Pläne weiter steckend, als es irgendwer vordem gewagt hatte. Gar manches Mal waren wir zusammen in Wilsede gewesen, ohne einen Ausweg aus unseren Sorgen zu finden.



Aus dem Naturschutzpark der Lüneburger Heide. Im Totengrund. V. N. St.

Da ward infolge der unermüdlichen Arbeit des Dr. Flöricke am 23. Oktbr. 1909 der Verein Naturschutzpark von 34 ideal gerichteten Männern und Frauen aus Deutschland und Österreich in München gegründet. Der Schloßgutsbesitzer Erwin Bubeck aus Eschenau trat an seine Spitze. Die Verlagsbuchhändler Keller und Nehmann übernahmen die geschäftlichen Arbeiten. Ecker hatte den Aufruf gelesen, sich dem Verein angeschlossen und auf meine Bitte auf den Wilseder Berg als den geeigneten Mittelpunkt eines norddeutschen Naturschutzgebiets aufmerksam gemacht. Im Landtage brachte er dann einen Antrag zugunsten staatlicher Unterstützung der Naturschutzparkbestrebungen ein, der allgemeinen Anklang fand. Schon im Juni 1910

sandte daher der Stuttgarter Verein den Dr. Flöricke und Herrn von Garvens, der zur Förderung der Sache bereits den Yellowstonepark in Amerika bereist hatte, nach Wilsede, damit sie das Gelände besichtigten. Der Berg und sein Umland verfehlten ihren Eindruck nicht, und in der Hauptversammlung am 10. Sept. 1910 in Stuttgart ward der Ankauf des Geländes beschlossen, falls sich andere Heidgegenden im Hannoverlande nicht noch besser eigneten. Eine Reise nach Unterlüß zeigte, daß dies nicht der Fall war.

Alles schien gewonnen. Da kam zuguterletzt noch eine herbe Enttäuschung, besonders herb für alle Niedersachsen, die immer so stolz auf die Eigenart ihres biederen Volksstammes sind. Nach langen Verhandlungen war mir der Hof für 85 000 Mark zugesagt. Der Preis war unverhältnismäßig hoch, denn der Wirtschaftswert des Besitztums schneidet mit rund 50 000 Mark ab. Schließlich aber ward ich doch ermächtigt, mir das Gewese zu diesem Preis für den Verein an die Hand geben zu lassen. Als ich jedoch mit dem Notar hinkam, um die Sache rechtsgiltig zu machen, hatte sich die Besitzerin anders besonnen und bestand steif und fest auf 100 000 Mark. Was tun? Die Verkäuferin hatte die Verhandlungen bereits abgebrochen und war fortgegangen. Da sagte ich mir, wird heute abend aus dem Kaufe nichts, so wird überhaupt nichts daraus. Morgen kostet der Berg 125 000 Mark.

Im Anfang war die Tat. Ich ließ mir das Fräulein zurückholen und schloß den Kontrakt zu dem Sündengelde von 100 000 Mark ab.

Natürlich war die Enttäuschung bei den Herren vom Vorstande groß, und das Annehmen oder Ablehnen stand einige 24 Stunden auf des Schwertes Schneide. Sobald jedoch die ersten Nachrichten von dem Besitzwechsel in die Tagesblätter kamen, da zeigte sich, welch eine Macht der Berg für die große Masse der Niedersachsen darstellte. Es regnete förmlich Anfragen und Anerbietungen, und als auch süddeutsche Naturfreunde größere Summen zur Verfügung stellten, da ward aus Abend und Morgen der erste Tag eines wirklich großzügigen Naturschutzes. Der Verein übernahm den Kontrakt, und am 25. Okt. 1910 konnte die Auflassung vor dem Amtsgerichte in Soltau stattfinden.

Im alten Rom galt das Sprichwort: Die Hälfte des Werks hat hinter sich, wer den Mut anzufangen besaß. Wunderbar war auch hier die Stoßkraft des ersten Vorgehens. Als der Kristallisationspunkt gefunden war, kamen Wachstum und Erfolg wie im Frühlingswehen.

Der preußische Staat bewilligte auf den Antrag Eckers eine große Lotterie, die dem Verein etwa 1 1/2 Millionen Mark brachte. Das Programm, welches ursprünglich nur den Erwerb der großen Heideflächen zwischen Undeloh und Wulfsberg vorsah, ward erweitert, so daß, abgesehen von den Dörfern, die als Enklaven bleiben sollten, das ganze Viereck zwischen dem Garlstorfer Wald, dem Pietzmoor, dem Auetal, der Bahn von Buchholz nach Wintermoor als Banngebiet ins Auge gefaßt werden konnte. In rascher Folge wurden Wulfsberg, Benninghöfen, Bockheber, fast ganz Niederhaverbeck, das Ödland von Möhr, große Teile der Osterheide bei Schneverdingen, die Lüllauer

Gemeindeforst in den Hanstedter Bergen sowie die angrenzenden Flächen von Wesel, Meningen und Undeloh erworben. Dazu kamen umfangreichere Heidparzellen in Döhle, Oberhaverbeck und Heber. Zur Abwehr des Spekulantentums bewog Ecker die Behörden, dem Verein für besonders gefährdete Gebietsteile das Recht der Bau- und Jagdbeschränkung zu verleihen, so daß im großen Ganzen der schöne Traum eines niedersächsischen Naturschutzparkes jetzt als Tatsache angesehen werden kann.

Die Sachlage ist zurzeit etwa folgende:

1. An fiskalischen und klösterlichen Forsten liegen im Bezirk etwa	35 000	Morgen;
2. Im Besitz von Kirchen-, Schul- und Realgemeinden sind	3 500	„
3. Als Enklaven sollen einschließlich einiger angegliederter Flächen liegen bleiben etwa	10 000	„
4. Durch Bau- und Jagdbeschränkung sind kapitalistischer Mammonsgaunerei entzogen	3 000	„
5. Der Verein hat gekauft bezw. durch Verträge gesichert	14 500	„
6. Es sollen noch erworben werden rund	12 000	„
Zusammen	78 000	Morgen

gleich 195 Quadratkilometer oder $3^1/_4$ Quadratmeilen, d. h. ein Gebiet, groß genug, um als wirklicher Naturschutzpark gelten zu können und doch auch klein genug, um ohne Beschwer für Dritte noch zusammengebracht zu werden zu einer Zeit, in der die Welt weggegeben ist.

II. Vornehme und unvornehme Widersacher.

Seine Widersacher.

Der richtige Deutsche weiß in der Regel nicht nur alles gut, sondern meistens sogar alles besser. Von jeher ist unser Vaterland die Heimat der Eigenbrödler gewesen. Die Geschichte des Lüneburger Naturschutzparkgebiets ist ein klassischer Beweis dafür. Schon der Name erregte Anstoß. Unter Park verstehe man eine künstliche Anlage mit kiesbestreuten Wegen, zierlich beschnittenen Bäumen und dergl. mehr. Man vergaß, daß der Name doch in diesem Falle Nebensache war. Der in Amerika übliche Ausdruck hatte seine Wahl beeinflußt und das Wort, welches gemeindeutsches Eigentum war, lang ehe Hengist und Horsa die grüne Insel aufsuchten, muß hier in seiner ursprünglichen Bedeutung als Pferch oder Gehege gefaßt werden, nicht in der, welche ihm innewohnte, als es vor 200 Jahren von England wieder zu uns zurückkehrte.

Dem leichten Geplänkel mit den Philologen folgte der Streit mit den Vertretern der Naturwissenschaft, die gerne eine andere Landschaft geschützt hätten, weil Zoologen wie Botaniker artenreichere Gebiete kannten. Und doch ist gerade in dieser Richtung die Wahl des Geländes als eine glückliche zu bezeichnen.

Wer Jägerblut in den Adern hat, wird unschwer das Hochwild spüren. Rehe und Hasen bieten sich auch ungesucht dem Blicke des Wanderers.

Fuchs- und Dachs hausen im ganzen Revier. Alle Marderarten sind vertreten. Erst seit einigen Jahrzehnten ist der Nörz verschwunden, und das Schwarzwild, welches 1904 auf Befehl der Regierung abgeschossen werden mußte, weil die Prozesse um Wildschaden kein Ende nehmen wollten, hat sich jetzt nach zweijähriger Jagdruhe bereits wieder eingestellt.

An den Wasserflächen ist der Reiher zur Sommer- und Winterzeit Stammgast. Im einsamen Forst horstet der schwarze Storch und zehntet mit Otter und Iltis zusammen Teich und Fluß. In der Niederung des Radenbachs wird der eigentümliche Laut der Rohrdommel hörbar. Schnepfen aller Art, Bekassinen, Kiebitze und Kampfhähne sind keine Seltenheit. Ja, wer Glück hat, stößt in der hohen Heide auf das Gelege des Goldregenpfeifers. Mit Vorliebe zieht die Drossel auf ihrer Wanderung durch das Gebiet, und nirgends war der Dohnenstieg so ergiebig wie hier, wo einzelne Vogelfänger im Herbst oft an einem Tage Hunderte von Krammetsvögeln erbeuteten, ja, wo schon Dienstboten und Schulkinder ihre Sprenkel stellten, bis ein vernünftiges Gesetz dem Unfug steuerte.

Mit schwerem Flug fällt in den einsamen Tümpel die Wildente ein und schreckt das Bleßhuhn und den kleinen Taucher, die sich am Uferrand spielend jagen. Vornehm ziehen Weih und Falke hoch in der Luft ihre Kreise und erjagen mit raschem Stoß das getigerte Küchlein des Birkhuhns, das am Moorrand Kerfen und Schnecken sucht. Regelmäßig im August kommt der buntfarbige Eisvogel mit seiner Brut, um am kristallklaren Heidbach sein Winterquartier aufzuschlagen. Denn nur selten überzieht sich das eilende Wässerlein mit harter Eiskruste, so daß sich alles Wassergeflügel dort ein Stelldichein gibt, wenn die Teiche des Binnenlandes zufrieren. So zahlreich sind die Vogelarten im Banngebiet, daß zweiundvierzig plattdeutsche Vogelnamen gang und gebe sind, und die beiden wirklich bodenständigen Märchen der Zentralheide dem Leben unserer gefiederten Freunde entstammen. —

Im Stauwasser stehen Karpfen und Schleie, Aal und Weißfische, im springenden Flüßchen Saibling, Forelle, Elritze und ihre Genossen. Und die Stockenten bringen an ihren breiten Schwimmfüßen den Laich des Hechtes auch in die entlegensten Moorkuhlen. Selbst die Perlmuschel ist noch nicht ganz ausgestorben. Der Kundige weiß, wo er sie im groben Kies der kalkarmen Flut beobachten kann.

Im feuchtstehenden Laubwald führt zwischen Moos und Farnkraut der Feuersalamander sein Nachtleben. Es ist der nördlichste Punkt, an dem sein Vorkommen festgestellt ist. Ringelnatter und Kreuzotter sind nicht selten, und die unschuldige glatte Natter muß oft ihr Leben lassen, weil man sie von ihrer giftigen Kollegin nicht ohne einige Kenntnisse unterscheiden kann. Selbst die Rarität der Tierwelt, die Sumpfschildkröte, kann als nachgewiesen gelten. —

Ohne alles künstliche Zutun schafft sich hier die Tierwelt ein Paradies, wenn der Mensch sie nur gewähren läßt. Denn die Vorbedingung für ein behagliches Heim bereitet die Natur selber ihnen allen, vom stolzen Edelhirsch bis zu dem kleinsten aller deutschen Säugetiere, der zwitschernden Spitzmaus,

die dem torfgrabenden Knecht unter dem Namen „Heidschröter" wohl bekannt ist. Von den 70 Säugetierarten, den 380 Vogelarten, den 12 Reptilien-, 18 Amphibien- und 65 Fischarten Deutschlands kommen auf die Lüneburger Heide mehr als 40 verschiedene Säugetiere, rund 200 Vögel, 6 Reptilien, 11 Amphibien und über 40 Fische. —

Nicht ganz so reichhaltig, aber immerhin sehr beachtenswert ist die Ausbeute für den Botaniker. Wo freilich das Heidekraut auf weiter Fläche die Alleinherrschaft führt, zeigt es alle unangenehmen Eigenschaften des Monopolisten. Es duldet in seinem Bereich nur unschuldige Konkurrenten: Rentiermoos, Bärlapp, Krähenbeere, und was dazu gehört; am Wegrain vielleicht auch die Sandsegge, Glockenblume und Mäuseweizen, Johanniskraut und Rainfarn. Aber wo der Wald oder der Dorfanger beginnt, wo Heide und Moor zusammenstoßen, da zeigt sich alles, was die norddeutsche Flora überhaupt bietet und der Übergang vom Moor zu den Flußrinnsalen bietet eine überraschende Fülle merkwürdiger Erscheinungen, Elodes und Wasserfeder, besondere Arten Wasserschlauch und Laichkraut, Wasserlobelie, Lebermoos und anderes. Und ganz einzigartig sind die Farbenspiele ins Weiße hinein, nicht nur wie vielerwärts bei Rebhühnern und Staren, Skabiosen und Kornblumen, sondern auch beim Kuckuck, der Heidelbeere, ja der Calluna selber. Es wird niemanden wundernehmen, daß mit Ausnahme weniger Outsider die Naturwissenschaftler die besten Pioniere unserer Bewegung wurden, sobald sie das Gelände genauer kennen lernten. —

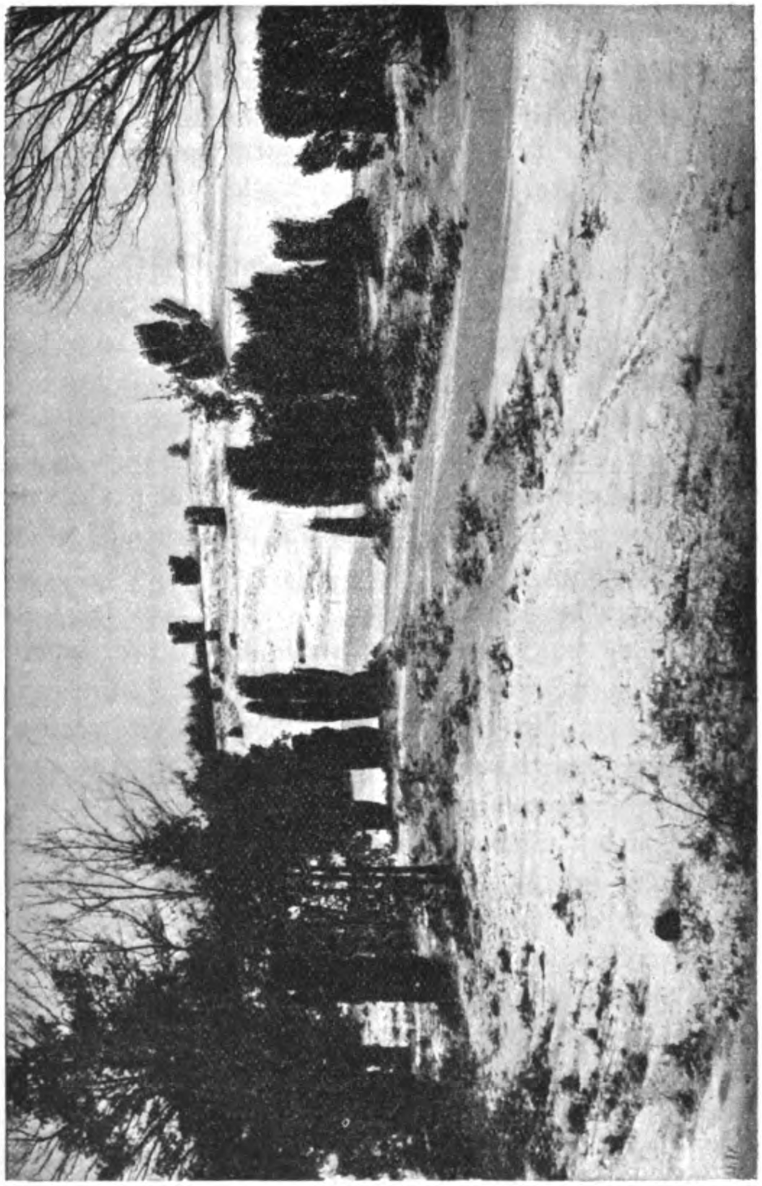
Auch mit den Agrariern mußte eine Auseinandersetzung stattfinden, denn die demagogischen Agitatoren prägten das Schlagwort vom „Verbrechen an der deutschen Landwirtschaft" und suchten Stimmung zu machen, durch die Behauptung, einem törichten Gedanken zuliebe sollten Quadratmeilen einträglichen Kulturlandes in eine Wüstenei verwandelt werden. Die Träger dieser Hetze waren wiederum Menschen, die entweder die Gegend um Wilsede nur von Hörensagen kannten oder nicht wußten, was der Verein überhaupt wollte.

Gewiß, zur Durchführung des Planes müssen etwa ein Dutzend Heidhöfe aufgekauft werden. Aber dabei kamen lauter Stellen in Frage, die auch dem fleißigsten und sparsamsten Besitzer nur ein bescheidenes Auskommen gewährten, und die daher schon samt und sonders oftmals zum Verkauf gestellt waren; deren Ackerboden im Durchschnitt mehr als mäßig genannt werden muß und auf denen Ablegenheit und Leutenot wie ein Fluch lagen. Deshalb bezeichnete auch die Agrarkommission des preußischen Abgeordnetenhauses, welche am 6. Mai 1911 das Gelände besichtigte, dasselbe einstimmig als entbehrlich für das landwirtschaftliche Gewerbe unsres Vaterlandes, ja, von mehr als einer Seite ward dem Gedanken Ausdruck gegeben, daß ein so zäher, so emsiger und so anspruchsloser Menschenschlag auf dankbarerem Grund und Boden ein besseres Los verdiene. Dazu kam, daß bereits von allen Seiten das mobile Kapital in die Heide eindrang und eine völlige Verschiebung der Besitzverhältnisse anbahnte. Im Norden waren mit Astgeld weite Flächen bäuerlicher Höfe aufgekauft und durch Forstanlagen der landwirtschaftlichen



Neddernhof
Langeloh
Hoinkenbostel
Höckel
Welle
Kampen
Inzmühlen
Die Stucks B
dröge
Heide
Gr. Tötshorn
Wintermoor
Hanstedt
Nindorf
Ollsen
Wehlen
Schätzendorf
Sahrendorf
Wintermoor
Wald

Nutzung entzogen. Auf die Mitte hatten städtische Kapitalisten aus den verschiedensten Gegenden ihre Hand gelegt. Um die Hauptpartien des Südens handelte eine rheinische Kommerzienrätin. Griff der Verein nicht zu, so war die Zentralheide binnen Jahresfrist unter Großkapitalisten aufgeteilt, für das wanderfrohe deutsche Volk verstacheldrahtet und bewarnungstafelt, und wo jetzt in schönen Sommertagen aus jugendfrischen Kehlen das schöne Lied von dem Röslein auf der Heide erklingt, hätte man in sanft mauschelnden Tönen ein sachverständiges Gutachten über den letzten Berliner Kurszettel vernehmen können.



Aus dem Naturschutzpark in der Lüneburger Heide. **Wacholdergruppe bei Wilsede im Winter.** V. N. St.

Daher diese fanatische Wut kapitalistischer Parvenüs, denen durch das entschlossene Vorgehen des Vereins ein ergiebiges Erntefeld für ihre Spekulation genommen ward; daher diese Skrupellosigkeit in der Wahl ihrer Mittel bei der Bekämpfung des Naturschutzparkes. Die Behörden verliehen dem Verein, um die Verwirklichung des von ihm vertretenen Gedankens überhaupt zu ermöglichen, auf 10 Jahre für besonders gefährdete Teile des Gebiets ein Bau- und Jagdbeschränkungsrecht, und der Verein erklärte sofort, diese Machtbefugnis nicht gegen die erbgesessene bäuerliche Bevölkerung, sondern nur gegen das Jobber- und Spekulantentum in Anwendung bringen zu wollen. Und gleich hieß es, die Bauern sollten enteignet und von Haus und Hof vertrieben

werden. Eine fünf Kilometer breite Jagdzone soll um das Gebiet gelegt werden, und auf Meilen in der Runde würde das zunehmende Wild allen Ackerbau unmöglich machen.

Jeder Wahnsinn findet seine Gläubigen. Tatsächlich gelang es der Gewissenlosigkeit, die Gemüter harmloser Bauern eine Weile aufzupeitschen. Aber Lügen haben kurze Beine. Wer das Programm des Vereins erfuhr, wie es wirklich war, nicht wie die Gegner es entstellten, überzeugte sich bald von der inneren Haltlosigkeit dieser Übertreibungen, und schon jetzt sehen wir die Vertreter des nackten Egoismus dastehen in „glänzender Vereinsamung". Die gesunde Stoßkraft des großen Planes offenbarte sich auch hier, und mehr als einer der irregeleiteten Bauern hat seiner Sinnesänderung dadurch Ausdruck gegeben, daß er selber Mitglied des Vereins ward.

III. Was wir wollen.

Sein Zweck

Mit Flammenschrift steht das Wort von der Umwertung aller Worte über der Gegenwart geschrieben. Wir leben in einer Zeit des Überganges, allerorten und allerwegen. Aber vielleicht nirgends haben Wechsel und Wandel eine so krasse Form angenommen und einen solchen Umfang erreicht wie in der Lüneburger Heide. Ließe man den Dingen ihren Lauf, sie würde bald vom Erdboden alles verschwunden sein, und schon nach einem Menschenalter würden unsre Nachfahren sagen und klagen müssen: „Und fragst du nach Heide, du findest sie nicht mehr."

Woher der Umschwung?

Alles, was an großen Flächen wohlfeil zu haben war, erwarben seit Jahrzehnten die Fonds des Fiskus und der Klosterkammer, um ausgedehnte Förstereien zu schaffen und jenes endlose Heer gerade gerichteter Föhrenschonungen aus der Erde zu stampfen, die das vollendete Abbild der tötlichsten Langenweile sind.

Von den Städten her drängte sich das Kapital reicher Handelsherren herein, um sich idyllische Punkte in der Nähe automobilfähiger Straßen zu sichern und ein wohlumfriedetes, nervenheilendes Buenretiro in stiller Einsamkeit erstehen zu lassen.

Vollendet ward die Umwälzung durch die Arbeit des Bauern selber. Seine Wirtschaft ward eine andere. Schäferei und Imkerei verschwanden. Wo einst die Glockenheide ihr feines zartes Lied erklingen ließ, dehnen sich jetzt Weide und Wiese. Der Dampfpflug hielt seinen Triumphzug durch das Land. Was sich nur leidlich zur Urbarmachung eignete, ward in Kultur genommen, denn noch immer schlägt der Ackerbauer Kain den Hirten Abel tot. Und der Rest des Hofes, die abgelegenen Koppeln, zeigen ohne Schafhaltung gar bald dichten Kiefernanflug, welcher mit grüner Welle über das braune Heidekraut dahinleckt, um es nach kurzem Ringen unter sich zu begraben. Aus der Lüneburger Heide wird der Lüneburger Wald.

Was kommt, das kommt, und was kommt, das gilt, sagt der Bauer und sieht mit offenen Augen das eigenartige Landschaftsbild seiner Heimat

sterben und verderben. Daß ein Stück deutscher Herrlichkeit damit ins Grab sinkt, kommt ihm nicht zum Bewußtsein.

Es ist etwas Merkwürdiges um das Schicksal der Heide. Erst kannte sie niemand. Im näselnden Ton der Geringschätzung redete man von ihr. Plötzlich gingen der Welt die Augen für die Schönheit dieses unverdorbenen Naturkindes auf. Man endeckte sie. Und als sie entdeckt war, da vergiftete und erwürgte man sie: Das alte Lied von der Unschuld vom Lande, die in Großstadthände fällt.

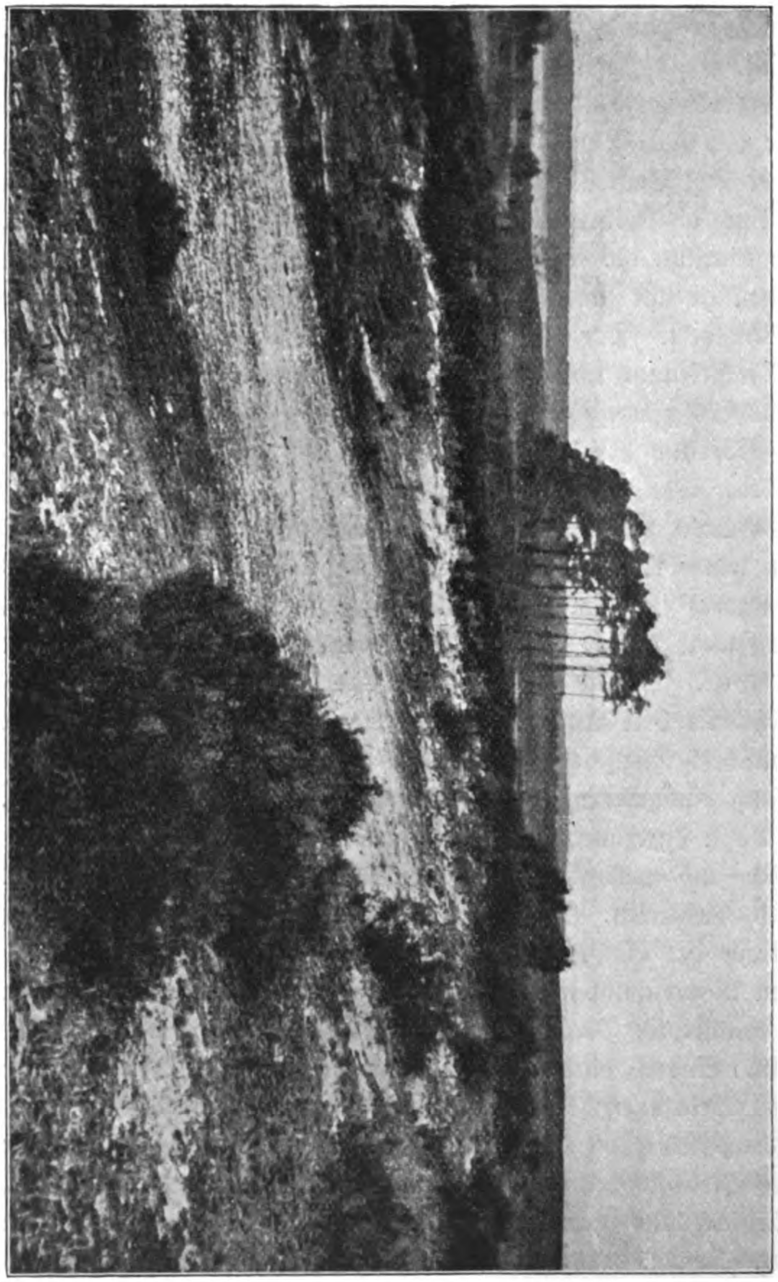
Über das Herz der Heide breitete ein gütiges Geschick seine schützenden Fittige. Hier war das gute Land, das sich zur Urbarmachung eignete, selten. Die Ablegenheit der Dorfschaften hatte von jeher eine Art Dienstbotennot im Gefolge, so daß nur die notwendigsten Arbeiten besorgt werden konnten. Die Ernten waren kärglich, die Erzeugnisse der Landwirtschaft bei dem Fehlen gepflasterter Straßenzüge nur schwer verwertbar. So erschien der Besitz dieser Höfe wenig begehrenswert. Der größte Teil der Gegend blieb in den Händen einer erbsässigen Bevölkerung, nicht, weil man mit dem Grund und Boden verwachsen war, sondern hauptsächlich, weil die Käufer fehlten. Die Schlagworte von Vaters Hof und heimischer Scholle tauchten vielfach erst auf, als man ihr Pathos beim Verkauf in die Wagschale werfen konnte.

Auf dieses Gebiet hat der Verein Naturschutzpark sein Augenmerk gerichtet, um es in seiner Eigenart kommenden Geschlechtern zu erhalten, als ein großes Volksmajorat für Nord und Süd, als ein Fideikommiß für alle, soweit die deutsche Zunge klingt, ein Sanatorium unsers Herrgotts in dieser kranken, nervösen Welt. Es ist die Gegend um Wilsede. Hier findet sich ein Bezirk von mehr als drei Quadratmeilen, dessen gesamte Einwohnerschaft sich auf wenige Hundert Menschen beläuft, das fast bis auf die letzte Kotstelle wiederholt zum Kaufe ausgeboten ist und für das keine Möglichkeit vorliegt, jemals von einer Bahn durchquert zu werden; welches aber landschaftlich und geologisch, botanisch und zoologisch so voll intimer Reize ist, daß es nicht nur Künstlern und Gelehrten, sondern allen Freunden einer unverfälschten Natur als ein Gefilde der Seligen gilt.

Das für den Naturschutzpark in Aussicht genommene Gebiet wird im Norden durch die Hanstedter Berge, einer Königlichen Forst mit schönen alten Beständen, und im Süden durch den Weg über die Osterheide zwischen Schneverdingen und Behringen; im Westen durch die sogenannte Wüstenbahn, die von Soltau nach Buchholz führt, und im Osten durch das Tal der Schmalenaue, eines Nebenbaches der in die Elbe fließenden Seeve, begrenzt. Das ist, grob umrissen, das Land unserer Sehnsucht, auf das wir mit dem Auge der Hoffnung schauen. Im einzelnen ist die Abgrenzung von tausend Zufälligkeiten abhängig, und man muß kühn in die Zukunft flüchten, was die Gegenwart versagt.

Im Inneren des Gebietes liegen außer Wilsede eigentlich nur die Ortschaften Undeloh, dessen Bodenverhältnisse nicht unzutreffend durch die sprichwörtliche Redewendung charakterisiert werden: „Unnel is ok man 'n

hungrig dörp", und das sterbende Haverbeck, dessen eine Hälfte seit Jahrzehnten erbsässiger Besitzer entbehrt. Die übrigen Weiler sind kaum von Bedeutung. Als wirtschaftliche Faktoren von Belang kann man sie jedenfalls nicht ansprechen. Die Randdörfer Wesel und Ollsen sollen nicht in den Park einbezogen werden. Nur vier Förstereien: Sellhorn, Hainbuch, Ehrhorn und Oberhaverbeck sind noch zu erwähnen, denn mehr als eine Quadratmeile des Terrains sind fiskalische Forsten. Aber ein großer Segen für den Staat sind sie bislang nicht gewesen. Alte Praktiker behaupten, daß sie stellenweise mehr durch Beeren- und Pilzertrag als durch Holzzuwachs aufbrächten. Und tatsächlich verdienten manche Jagen eigentlich durch Kahlhieb beseitigt und wieder zu Heideland zu werden, denn die kümmernden Bestände sind weder für den Forstmann noch für den Wanderer eine Augenweide, zumal sich die vergewaltigte Natur durch Schütte und Nonne nach Kräften gegen diese Umwandlung zu wehren sucht. Hoffentlich ist der Tag nicht fern, an dem man der Heide zurückgibt, was der Heide gehört, ohne einen kargen Boden, dessen Kräfte nun einmal nicht dazu



Aus dem Naturschutzpark in der Lüneburger Heide. Föhren am Radenbach. V. N. St.

ausreichen, länger zu zwingen, für die unersättliche Profitgier der Menschen zu fronden.

Wer zum erstenmal in die Gegend kommt, ist von dem Charakter des Geländes überrascht. Statt geradliniger, langweiliger Einförmigkeit, von der die Lesebücher und Reisebeschreibungen früherer Jahrzehnte berichten, findet er die welligen Hügelketten des deutschen Mittelgebirges. Zwei, drei Horizonte bauen sich hinter einander auf. Die letzten Konturen verschwimmen im fernen Blau der Unendlichkeit. Die Ähnlichkeit mit dem Vorharz ist augenfällig.

Gerade im Gebiet des Naturschutzparks finden sich Partien von so wunderbarer Schönheit, daß der starke Zuzug von Malern und Schriftstellern nur zu begreiflich erscheint. Dazu diese tiefe wundersame Stille. Wem das große Schweigen dieser unberührten Natur nicht zum Herzen spricht, der hat kein Herz.

Die Heide ist ein landschaftlicher Charaktertyp ganz für sich. Es ist sonderbar, zu jeder Jahreszeit und bei jeder Tagesstimmung packt sie den Beschauer. Und wen sie an sich gezogen hat, den gibt sie wie ein starkes gesundes Weib nicht wieder frei bis an seinen Tod.

Braun und grau liegt sie im Frühjahr da. Die Tannen stecken ihre Lichter auf, die Birke schlägt einen grünen Schleier um ihre schlanken, weißen Glieder, der Ginster prangt im Gold seiner Blüten, und die Vöglein locken mit hellem Ruf. Aber die Heide bleibt still. Es ist, als verschmähe sie es, sich zu schmücken, um der Schönheit ihrer Gäste keinen Abbruch zu tun.

Erst im Frühsommer treibt sie den jungen Schuß. Duffes Grün legt sich wie feine Patina über das Braun. Fast glaubt man, das kleine Kraut schäme sich seines späten Erwachens und wage nicht, sich in frische Farben zu kleiden. Aber nun kommt bald die Blüte, erst der Glockenheide, dann der Moorheide, zuletzt der Sandheide. Das ist der Heide hohe Zeit, wenn Bienen ohne Zahl ihr das Festlied summen und Falter groß und klein sie wie Liebesgötter umgaukeln.

> O weite Heide, wie bist du schön,
> Wenn Sommergluten über dich geh'n,
> Der Sonne brennender Kuß dich umfängt
> Und alles dem Blühen entgegen drängt,
> Unzählige Glöckchen bedecken den Sand,
> Wildröslein duftet am Waldesrand. —

Aber auch wenn der Novembersturm seinen gewaltigen Choral über die Ebene erbrausen läßt, wenn sich im Tal die Nebel jagen, als ob der wilde Jäger durch das Land zöge, wenn die alte Föhre in der Angst um ihr Leben stöhnt und knarrt und nur Wodans heiliger Vogel seinen heiseren Schrei erschallen läßt, auch dann ist der Heide Bild ergreifend. Da ist's, als atme sie im Zorn und rufe die alten Götter herbei gegen alle Feinde, die an ihrer Vernichtung arbeiten. Fast klingt es wie der Laut eines Sterbenden, der mit einem Fluch auf den Lippen aus dieser Welt scheidet.

Den Gegensatz hierzu bildet die Heide in Rauhreif und Schnee. Da bietet sie einen Anblick von ungemeiner Lieblichkeit, so zart und schön, daß

man begreift, weshalb es noch keinem Künstler gelungen ist, sie so auf der Leinwand festzuhalten. Unwillkürlich meint man, der weißbärtige Knecht Ruprecht müsse jeden Augenblick hinter den glitzernden Wacholdern hervortreten, und die Engel Gottes würden herabsteigen, um das „Friede auf Erden" den weihnachtlich gestimmten Herzen zu verkündigen.

Dazu diese Fülle wechselnder Tagesstimmungen. Des Morgens haucht sie stärker als sonst ihren würzigen Atem aus. Die artenreiche Tierwelt bringt Leben und Bewegung in das Bild. Die Heidelerche singt ihr jubelndes Lied. Dem Wanderer ist's, als gebe ihm ein wunderbarer Gesundbrunnen Kraft und Freudigkeit zu neuer Arbeit.

Wer um die Mittagszeit über die hohe Heide schreitet, wenn die Sonnenhitze brütend über dem Gelände liegt und es in der Luft flimmert und flirrt, glistert und glimmt, als ob die Kornmuhme ihren Zaubertanz aufführe, der verlangsamt gar bald seinen Schritt. Bleischwer werden ihm die Glieder, und im Schatten des nächsten Baumes sich hinstreckend, werden unwillkürlich Liliencrons Worte in ihm wiedergeboren:

> Ermattet ruh'n der Hirt, seine Schafe,
> Die Ente träumt im Binsenkraut,
> Die Ringelnatter sonnt in trägem Schlafe
> Unregbar ihre Tigerhaut.

Und nun erst in der Abenddämmerung, wenn trüb' das verlöschende letzte Rot herschimmert über die Heide und schweigend in der Dämmerung Schatten ruht die Flur. Dann beherrscht der Wacholder die Landschaft. Er rauscht nicht wie andere Bäume. Still steht er da, ein natürliches Grabdenkmal, eine Schildwache des Todes. Das Volksmärchen mußte auf ihn zurückgreifen, als es die Verse formte:

> Mein' Schwester, das Marlenichen,
> Nimmt alle meine Beenichen,
> Wickelt sie in ein seiden Tuch,
> Legt sie untern Machangelbaum.

Unsere Vorfahren meinten, Nixen und Elfen wohnten in dem Baum. Dem feinfühligen Geschlecht galt es als Todsünde, ihn mit dem Beil zu fällen. Wie langsam wächst der Wacholder! Erst mit dreißig Jahren erreicht er Manneshöhe. Noch jetzt stehen in der Binnenheide Wacholder, deren Lebensalter die Forstkundigen auf 500 Jahre und mehr schätzen. In der Gegenwart ist er der Charakterbaum der Nordheide. Früher muß er weite Flächen in geschlossenen Beständen bedeckt haben. In alten Schafställen findet man noch hie und da einen Wacholder als Dachsparren, und die Imker haben seit dem 30jährigen Kriege sein engfaseriges Holz für ihre Geräte bevorzugt. Wundersam sind gerade in der Umgegend von Wilsede die Wacholdergruppen. Bald einzeln, bald in förmlichen Waldungen vereinigt, geben sie der Landschaft ihr eigenartiges Gepräge, welches doch von Schritt zu Schritt wieder wechselt, denn hier sind sie bizarr und urkomisch in ihrer Unregelmäßigkeit, dort wiederum schlank und lichtgerade wie Pinien, die unter der Schere des Gärtners gehalten werden. Ihr Pendant bilden die Stechpalmen, welche die Südheide ganz

vermissen läßt, die sich aber in unserm Revier, namentlich in Haverbeck, zahlreich finden und manchmal Haushöhe erreichen. Brennend leuchtet das Rot ihrer Beeren zwischen dem Smaragdgrün der stachligen Blätter, ein letzter Gruß der farbenprächtigen Flora, die vor der Eiszeit unsere Heimat schmückte.

Bis vor anderthalb Jahrzehnten stand bei Heidetal an einem kleinen Rinnsal zwischen Sumpf und Wiesen auch der älteste Rosenstock, den Deutschland je besessen haben dürfte, ein wenig bekannter Tausendjähriger, weit größer und anziehender als der bekannte Hildesheimer. Der Stamm ringelte sich etwa zwei Meter lang auf dem Erdboden hin und hatte den Umfang einer Mannesbrust. Die Ungezogenheiten der Touristen veranlaßten leider den Besitzer, ihn abzuhauen. Aber mit unausrottbarer Lebenskraft schossen aus der Wurzel neue Triebe hervor, die sich im Frühjahr schon jetzt wieder mit unzähligen Blüten bedecken und eine Märchenlaube bilden, wundersam wie ein Prachtstück aus „Tausend und eine Nacht".



Heideweg zwischen Wilsede und Undeloh. V. N. St.

Dieses Gelände wollen wir schützen. Nicht quadratmeterweise, denn das widerspricht seinem Charakter, sondern quadratmeilenweise, wie es die großzügigen Linien der Landschaft erfordern; schützen namentlich auch deshalb, weil die hervorragendsten Naturdenkmäler der ganzen niedersächsischen Tiefebene sich hier befinden.

Die Geschichte ist die Seele einer Landschaft. Australien hat keine Seele, denn es hat keine Geschichte. Die Lüneburger Heide hat eine große Seele. Wo wir gehen und stehen spüren wir ihren Atem. Welch ein Reichtum an Steingräbern, Hügelgräbern und Urnenfriedhöfen. Nirgends sind die prähistorischen Funde so zahlreich wie hier. Die meisten Raseneisensteinschmelzen Norddeutschlands dürften hier gelegen haben. Noch unlängst ist wieder eine umfangreiche Grabstätte aus der Zeit um 700 vor Chr. hart am Rande des Naturschutzparks bei Sahrendorf bloßgelegt. Im Norden des Gebietes bei Brackel soll die sagenhafte Stadt Roje (eine sog. Trojaburg? —) gelegen haben. Nicht weit davon, nach Garlstorf zu, finden wir im Walde die Reste der alten Wendsburg, eines Bollwerks gegen die Wenden, welche sich durch den zugehörigen Bauernhof als eine Volksburg charakterisiert. So geht es Schritt für Schritt, und es ist nur zu begreiflich, daß sowohl Bückmann in seinem vorzüglichen Roman „Ajo der Guging", wie Schulenburg in seinem vielgelesenen „Stechinelli" die ergreifendsten Szenen sich im Herzen des Naturschutzparkgebietes abspielen lassen. —

Der erste Maler, dem der Sinn für die unvergleichliche, schwermütige Schönheit der Heide aufging, war Eugen Bracht. Neben dem „Gestade der Vergessenheit" ist das Hauptdenkmal seines Ruhmes „Hannibals Grab". In drei Variationen hat er das Bild gemalt. Die beste hängt im Provinzialmuseum zu Hannover. Eine dichterische Note von erhabener Klangfülle kommt in dem Bilde zur Geltung. Ernst spricht die wehmütige Tragik zu dem Beschauer. Der Künstler schuf das Werk nach der Heimkehr von seiner großen Orientreise. Und doch — nicht die Natur des Südens, nicht die Farben Asiens haben den Pinsel des Meisters geführt. Der Erinnerung an seinen Aufenthalt in Wilsede muß die Patenschaft des Bildes zugesprochen werden: Setze für die Pinien zwei Wacholder, für die Marmorblöcke Findlinge und für die Ziegen rehfüßige Heidschnucken, und jeden Tag kannst du das Bild plastisch sehen, gleich vor Wilsede, nördlich vom Weg, der von Döhle heraufführt, dort, wo das alte Heidegrab liegt, das der Volksmund bis auf diese Stunde unbewußt Hannibals Grab nennt.

Nicht weit davon liegt der Totengrund, sagenumwoben, ergreifend bei jeder Beleuchtung, in gespenstischem Mondlicht und in hellem Sonnenschein. Man mag kommen, von welcher Seite man will, unwillkürlich bleibt man stehen, dies ernste Bild in sich aufzunehmen. In gurgelndem Strudel wuschen die Gletscherwasser der Vorzeit diese eigenartige Zirkusbildung aus. Steil heben sich nach Westen und Süden die Wände des Kessels empor. Hier und da ein Wacholder, sonst nur am Rand einiges Nadelholz: ein Gemälde, in dem kein fremder Pinselstrich verletzt. So würde Böcklin die Heide gemalt haben, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, dies Stück ureigenster Gottesschöpfung zu schauen; so muß die Landschaft gestaltet gewesen sein, die Steen Steensen Blicher im Geist schaute, als er sang:

Mich deucht der braunen Heide karge Flur
Auf dieser Welt die schönste Augenweide.
Ich will die letzte Ruhestätte nur
Bei Gräbern meiner Väter auf der Heide.

Und nun gar der Wilseder Berg. Er ist der Mittelpunkt der Zentralheide, auch der Mittelpunkt des Naturschutzparkes. Zehntausende aus aller Herren Ländern besuchen ihn jährlich. Professor Gaus bestimmte 1828 seine Höhe auf 172 Meter. Die preußische Landesvermessung hat sie ein halbes Jahrhundert später mit 169,2 Meter festgestellt. Der Heidbauer meint, soviel hätten die Touristen inzwischen den Berg zusammengetreten.

Der Wilseder Berg ist das Schibboleth der Lüneburger Heide, ein Naturdenkmal, das vom Brocken bis Helgoland, von Königsberg bis Amsterdam nicht seinesgleichen hat, den Geologen und den Touristen fesselnd wie kein zweiter Punkt der Elb- und Weserniederung. Was ist das für ein Rundblick! Die Türme von Hamburg und Harburg, Soltau und Lüneburg sind bei gutem Wetter auch dem unbewaffneten Auge sichtbar. Im Norden erkennt man den Sachsenwald, im Süden mit einem guten Glase den Deister und den Harz. Alles, was vom Loingau und Bardengau zwischen dem Dom von Bardowick und dem Falkenberg bei Wardböhmen liegt, die Heimat der



In der Heide. L. Bardenheuer.

Billunge und das Jagdrevier des Wildschützen Eidig, umspannt der Blick. Im Westen schimmern aus dem ewiggrünen Meer fiskalischer Nadelholzwaldungen die Sanddünen von Ehrhorn heraus. Raunend erzählt die Volksmär von wohlhabenden Bauern, die auf ertragreichem Boden dort einst ein reichliches Auskommen fanden. Als aber die Übermütigen anfingen, ihre Stuben mit Weizenmehl statt mit Sand zu streuen, ereilte sie das Strafgericht. Ein Stier riß sich los und wühlte mit scharfem Horn die dünne Ackerkrume des Ziegenberges auf. Hinter ihm drein sprang die Wildbahn entlang ein heulender Nordwest. Und noch heute singt am Spinnrad die Magd:

De Wind de weiht,
De Hahn de kreiht,
De Sand fangt an to weihen.
Und weiht de Sand di up dat Land,
Wie wullt du Weeten meihen?

Nordwestenwind, dat Heidekind,
De hult in magern Bargen.
De Wind de weiht,
De Hahn de kreiht,
Bald liggt dat Dörp in Sargen. —

An der Nordseite des Berges liegt Undeloh. Der Berg selber ist offenbar die alte heilige Opferstätte für die ganze Binnenheide gewesen, und in Undeloh dürfte der Meier, welcher dem Priester die heiligen Rosse zum Opfer lieferte, gewohnt haben. Die Flurnamen der Gemarkung lassen es an deutlichen Hinweisen nicht fehlen. Hier der Hingstberg, dort der Tronhof (Trona ist das altdeutsche Wort für das Mutterpferd), nicht weit davon der Pagenhof. Das bedeutet das Gehege für die Fohlen. Noch heute lockt die Lüneburger Bauersfrau das kleine Füllen mit den Worten: „Kumm, Pag, kumm, lütt Pag!"

Alte, ursprüngliche Heidedörfer haben einen ganz besonderen Reiz. Wunderbar weht die Poesie des Heidentums noch immer durch Haus und Hof. In einer Kerbe am Höftständer des Kuhstalls liegt das Steinei, der unverständlich gewordene Rest eines alten Wodansopfers. In den untersten Zweigen des Eichbaums hinter dem Viehstande des Hauses sah man noch bis in die Gegenwart hinein eine schwarze, unheimliche Masse. Der Bauer beantwortet unsere Frage, was das sei, mit der Auskunft: Dat ist de Wôd. Wôd bedeutet Futter. Es ist die Nachgeburt der Kühe, die man seit unvordenklicher Zeit als Speise für Wodans heilige Raben in den Eichbaum hängte; ein Stück uralter Gewohnheit, unsanitär und befremdend und doch die Seele erfüllend mit einer Art frommen Schauers. An die große Dielentür fand man häufig einen Raben oder eine Eule angenagelt; eine Erinnerung an die Zeit, als die Geistesmächte des Heidentums und des Christentums miteinander um die Herrschaft rangen. Denn der Mensch hängt einmal an Äußerlichkeiten, und um sich durchzusetzen, mußte die Kirche aus Wodans heiligem Raben den Galgenvogel und aus Freyas traulichem Käuzchen das Leichenhuhn machen.

Viel ähnliche Bräuche ließen sich aufzählen. Wer nur Augen hat, zu sehen, und Ohren, zu hören, der trifft gerade hier eine unerschöpfliche Fundgrube für die deutsche Altertumswissenschaft, und ist er kein trockener Gelehrter, so wird er für alles die richtigen Verbindungslinien finden in Anlehnung an Hermann Allmers schönes Wort:

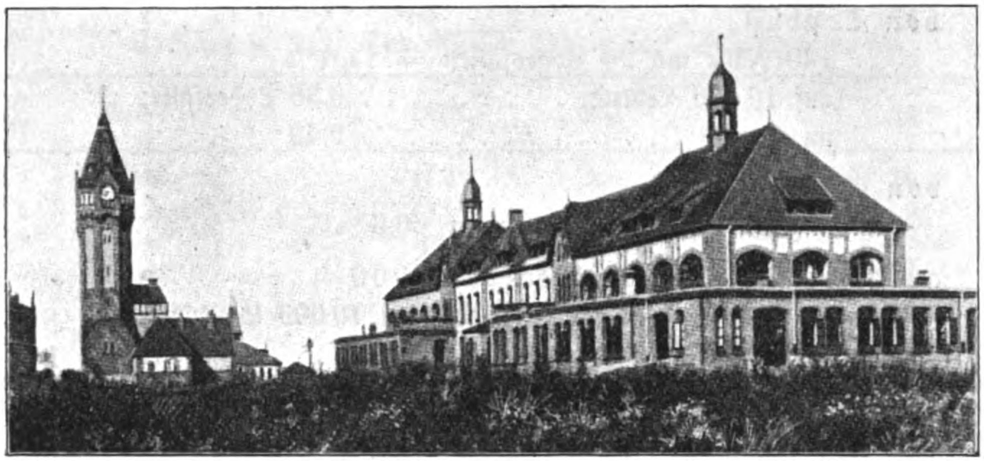
Wenn der Mond steigt auf
Und mit blassem Schein
Erhellt den granitnen Hünenstein,
Das ist die Zeit, dann mußt du geh'n
Ganz einsam über die Heide.
Was nie du vernahmst aus Menschenmund,
Uraltes Geheimnis, es wird dir kund. — —

Hier setzt die Arbeit des Vereins Naturschutzpark ein. Der Irrwahn des Unkundigen redet von einer Wüstenei, die er schaffen wolle; die Verbohrtheit des Agitators von einem Verbrechen an der Landwirtschaft, dessen er sich schuldig mache. Keins von beiden ist der Fall. Der Verein will jenes wunderbare stille Heidebild erhalten, welches seine Anziehungskraft auf empfängliche Gemüter nie verleugnet hat. Er will diese friedliche, trauliche Landschaft, welche an Schönheit in allen deutschen Landen kaum ihresgleichen hat, die durch kapitalistische Selbstsucht dem Untergang geweiht war, mit all ihrer Eigenart in letzter Stunde für die Nachwelt retten. Einzelhöfe und Dörfer, Bienenzäune und Schafkaben sollen in ihrer Ursprünglichkeit bewahrt werden: Ein Freilichtmuseum, wie die ganze Welt kein zweites hat. Breit hingelagert ruhen die schornsteinlosen, strohgedeckten Fachwerkhäuser unter schattigen Eichen. Der Imker bettet sein fleißiges Völkchen wieder in selbstgeflochtenen Stülpkörben. Über die weite Fläche zieht die schnellfüßige Herde rassiger Schnucken. Der Föhrenanflug verschwindet. Die großen weiten Linien der Landschaft treten wieder in die Erscheinung. Die Forsten werden zu Laubwäldern oder wenigstens zu Mischwaldungen. Wo die Dürftigkeit des Bodens das nicht gestattet, läßt man dem Heidekraut wieder das Besitzrecht. Alle Lebewesen der Tier- und Pflanzenwelt erfreuen sich unbedingter Schonung. So arm ist das deutsche Volk noch nicht, daß es sich nicht auf diesem kleinen Gebiete den Anblick eines äsenden Hirsches oder eines spielenden Rehrudels gestatten könnte. Große Wildäcker entwöhnen die Tiere von weitem Umherstreifen und vom Ausbrechen in die Nachbargemarkungen. Das Land unserer Pächter wird nach Vorfahrenart mit niedergebogenen Birken und Ebereschen eingefriedigt. Was sie an Pacht nicht zahlen können, wird ihnen nie auferlegt werden, und wo früher notleidende Eigentümer einen harten Kampf ums Dasein kämpften, wird ein neues Geschlecht glückliche Tage sehen.

Ein abgelegener Teil wird der Wissenschaft zuliebe ganz unberührt von jedem menschlichen Eingriff liegen bleiben und von Generation zu Generation zeigen, wie sich Pflanzen und Tiere gehaben und abwandeln, wenn sie sich paradiesischen Friedens erfreuen.

Kurz, das Ganze wird ein Gottesgarten sein, eine großzügige Stiftung und Opfergabe der Gegenwart an die fernste Zukunft, geboren und gehegt von jener idealen Gesinnung, die echtes deutsches Erbgut ist, und die Geibel so treffend in den Worten gezeichnet hat:

O Heimatliebe, Heimatlust,
Du Brunn der Sehnsucht, unergründet,
Du frommer Strahl, in jeder Brust
Vom Himmel selber angezündet.



Teilansicht der Provinzial-Heil- und Pflegeanstalt zu Lüneburg.

Körper- und Gesundheitspflege.

Medizinalrat Dr. med. Hesse (Lüneburg).

Volkskrankheiten.



Im Jahre 1909 kamen in Staate 32,00 Lebendgeborene auf 1000 Einwohner, im Regierungsbezirk Lüneburg 27,77 gegen 32,10 im Jahre 1876.

Im Staate kamen 17,11 Todesfälle auf 1000 Lebende
„ Reg.-Bez. Lüneburg kamen 15,2 Todesfälle auf 1000 Lebende.

Im Jahre 1909 sind im Regierungsbezirk Lüneburg amtlich gemeldet:

Volkskrankheiten

von Diphtherie

962 Fälle mit 83 Todesfällen = 0,86 %
auf 10 000 Lebende . . . . 1,57 Verstorbene;
im Staate . . . . 2,52 „

von Kindbettfieber

80 Fälle mit 17 Todesfällen = 21 %
von 10 000 Entbundenen starben 24,79;
im Staate 30,80

von Scharlach

1066 Fälle mit 58 Todesfällen = 5,4 %
auf 10 000 Lebende . . . . 1,10 Todesfälle;
im Staate . . . . 2,17 „

von Typhus

146 Fälle mit 20 Todesfällen = 14,6 %
auf 10 000 Lebende . . . . 0,38 Todesfälle;
im Staate . . . . 0,49 „

von Genickstarre

6 Fälle mit 4 Todesfällen = 66,6 %

an Masern und Röteln starben 1909

im Staate . . . 6657 = 1,7 auf 10 000 Lebende
im Reg.-Bez. Lüneburg = 0,87 „ „ „

an Keuchhusten:

im Staate . . . 9875 = 2,53 auf 10 000 Lebende
im Reg.-Bez. Lüneburg = 1,59 „ „ „

an Tuberkulose: 729 Todesfälle

auf 10 000 Lebende 13,80 im Reg.-Bez. Lüneburg
„ „ „ 15,59 „ Staate.

Auf diesem Gebiete ist allerdings eine wesentliche Besserung zu verzeichnen, dank den von verschiedenen Seiten unternommenen Bestrebungen zur Ausrottung dieser Krankheit, durch Fürsorge, Heilstätten, Krankenhäuser, durch private Wohltätigkeit, Landesversicherungsanstalt, vertiefte ärztliche Erkennungs- und Heilmittel.

Tuberkulose

Im folgenden gebe ich einige ziffermäßige Nachweisungen über die Tuberkulose-Sterblichkeit im Regierungsbezirk Lüneburg nach den Veröffentlichungen der Landesversicherungsanstalt:

I. Von je 10 000 Lebenden starben an Tuberkulose:

Lfd. Nr.	Name des Kreises	1885	1895	1905	1909
1	Celle, Stadt	26,58	17,46	13,54	22,41
2	„ Land	27,81	19,44	15,03	12,72
3	Gifhorn	31,11	27,52	18,06	16,95
4	Burgdorf	36,01	17,91	14,33	14,55
5	Isenhagen	19,55	12,88	11,04	12,10
6	Fallingbostel	31,79	28,02	19,92	12,37
7	Soltau	45,83	28,15	24,41	22.02
8	Ülzen	25,35	21,13	9,88	9,68
9	Lüchow	20,40	18,04	8,00	10,09
10	Dannenberg	20,78	22,16	18,30	14,64
11	Bleckede	22,63	19,78	14,47	5,49
12	Lüneburg, Stadt	34,65	27,10	22,94	24,82
13	„ Land	25,28	11,72	11,48	13,31
14	Winsen, L.	32,04	23,86	23,62	12,88
15	Harburg, Stadt	26,38	16,18	27,45	19,19
16	„ Land	26,42	13,39	13,46	10,32

II. Von je 100 Todesfällen kamen auf Tuberkulose:

Lfd. Nr.	Name des Kreises	1885	1895	1905	1909
1	Celle, Stadt	11,85	9,42	7,00	10,53
2	„ Land	15,53	12,79	9,74	9,09
3	Gifhorn	15,22	15,81	10,09	10,59
4	Burgdorf	16,94	10,51	8,11	8,91
5	Isenhagen	9,28	8,87	7,29	8,42
6	Fallingbostel	19,10	17,12	12,18	8,14
7	Soltau	22,39	14,70	17,11	15,38
8	Ülzen	12,76	12,01	6,24	6,42
9	Lüchow	10,23	9,91	4,34	6,24
10	Dannenberg	14,10	11,97	8,20	8,97
11	Bleckede	12,15	11,08	8,40	3,58
12	Lüneburg, Stadt	16,88	14,78	11,05	11,32
13	„ Land	13,62	6,41	6,76	8,66
14	Winsen, L.	16,30	12,45	14,70	10,02
15	Harburg, Stadt	12,32	7,30	14,94	11,82
16	„ Land	11,77	7,22	8,49	7,19

Aus allen diesen Ziffern ist ein stetiger Fortschritt zum Besseren zu erkennen.

Besondere einheimische Krankheiten, die nur hier, oder vorwiegend hier vorkämen, hat der Regierungsbezirk Lüneburg nicht. Es treten Krankheiten auf, wie in anderen Landesteilen auch; doch wiegt keine vor, und keine ist bedrohlich.

Die Zahl der an Genickstarre Erkrankten oder Verstorbenen ist gering gegen andere Orte.

Von der epidemischen Kinderlähmung, die seit einigen Jahren beobachtet wird, und die in einzelnen Gegenden beängstigende Ziffern erreicht hat, liegen noch zu wenig statistische sichere Mitteilungen vor; vorgekommen ist diese Krankheit hier auch (in Celle).

Über die Trunksucht, den Alkoholismus, stehen mir keine Ziffern zur Verfügung. Nach meinen persönlichen Erfahrungen hat dieses Laster abgenommen, und zwar sowohl auf dem Lande, wie in den Städten. In den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts waren überall ortsbekannte Trunkenbolde zu finden, die Haus und Hof vertrunken, sich und die Ihrigen ins Elend gestürzt hatten und als abschreckende Beispiele der Trunksucht ein elendes, dürftiges Leben führten. Der Bau der Eisenbahn Berlin—Lüneburg—Geestemünde, schräg durch den Regierungsbezirk von Dömitz bis Buchholz, hat durch den Zuzug fremder Arbeiter den anliegenden Ortschaften in dieser Beziehung vielen Schaden getan. Der raschere Verdienst, der regelmäßige Besitz baren Geldes (im Gegensatz zu früheren Zeiten, in denen nur einmal jährlich Lohn gezahlt wurde), sowie das schlechte Beispiel der liederlichen, verkommenen, aus allen Ländern stammenden Gelegenheitsarbeiter hat viel

Trunksucht

Trunksucht wachgerufen. Ich habe die letzten Ausläufer noch etwa 20 Jahre nach Vollendung des Bahnbaues beobachtet.

Ausgestorben ist indes die uralte germanische Neigung zum Trunke nicht. Das oben angeführte Wort des Tacitus, daß es für niemand eine Schande sei, Tag und Nacht durchzutrinken, gilt noch heute; und ab und an liest man in der Zeitung eine Mitteilung über das Wettrinken junger Leute, wobei sich nicht selten plötzliche Todesfälle ereignen.

Gesundheitspflege.

Wohnstätten: Das Bauernwohnhaus

Eine wesentliche Änderung der uralten Wohnungseinrichtung scheint erst in der jüngsten Zeit hier und da sich anzubahnen. Ich selbst habe es beobachtet, z. B. bei dem Neubau des Hofbesitzers Benecke in Westergellersen.

Daß das Wort „uralt" seine Berechtigung hat, zeigt das Vorhandensein einzelner Wohnstätten aus dem frühen Mittelalter. In Garlstorf (Kreis Winsen L.) befindet sich eine noch jetzt benutzte Wohnstätte, die entweder Karl dem Großen oder Hermann Billung, dem Manne des Sachsenherzogs, zugeschrieben wird. Daß sie Eigentum eines vornehmen Mannes gewesen ist, zeigen die Größe der Anlage und die Verwendung ausgesuchter, mächtiger Eichenbalken, die weder die Zeit, noch die Bemühungen der Menschen hat völlig zerstören können; im übrigen zeigt nichts an, daß es sich um den Sitz eines Herzogs gehandelt habe. Man kann sich aber nach dem Anblick einer solchen Wohnstätte einen Begriff davon machen, wie rauh oder roh die Lebensführung unserer Vorfahren gewesen, und ein Hinblick auf die sonnigen, kunstvollen Wohnstätten des Kulturvolkes der Römer würde die Frage des Tacitus

quis relicta Italia Germaniam
peteret tristem cultu aspectuque

auch noch im Mittelalter berechtigt erscheinen lassen. Das Garlstorfer Herzogshaus erinnert aber an die germanische Frithjofs-Sage und läßt folgende Verse verständlich erscheinen:

Kapitel 11

Nun ist noch zu berichten
von Angantyr der Sang,
wie er im Saal von Fichten
mit seinen Mannen trank;

und die späteren Verse:

die beiden gehen
hinein nun in den Saal,
wo Frithjof sollte sehen
gar viel zum ersten Mal;
nicht kleiden rauhe Planken
ganz nackte Wände hier

(wie es gewöhnlich der Fall gewesen sein wird, da Frithjof das Schöne zum ersten Male sehen sollte).

Rauch konnt' im Saal nicht bleiben,
Ruß an der Wand nicht floß,
das Fenster hatte Scheiben
die Flügeltür ein Schloß.

Für gewöhnlich wird also, wie im germanischen Altertum, so auch im Mittelalter, der Rauch vom Herde in der Halle geblieben sein und die Balken der Wände mit Ruß überzogen haben, die Reste kann man in dem Garlstorfer ehemaligen herzoglichen, jetzt von Tagelöhnern bewohnten Hause noch erblicken.

Wenn auch nicht viele Wohnstätten in der Heide erhalten sein mögen, die ein derartiges Alter besitzen wie das Wohnhaus in Garlstorf, so sind die Wohnstätten aus der Zeit nach dem 30jährigen Kriege nicht gar zu selten. Vor 30 Jahren waren sie noch häufig zu sehen; seit der Zunahme des Wohlstandes nach dem großen Kriege von 1870—71 verschwinden sie in rascher Folge und machen großen, massiven Neubauten Platz. Man kann an solchen Bauwerken, auch ohne die mehr oder weniger kunstlos in den Balken über dem Scheunentor eingehauene Jahreszahl anzusehen, die Einfachheit und Dürftigkeit der Zeit — aber auch den Waldbestand der Nachbarschaft erkennen. (Siehe auch „Siedlungen").

Wenn auch das Material des Hausbaues und die Art der Ausführung wechselnd ist, nach Vermögen des Bauherrn und nach Lage der Zeit, so ist doch die Gesamtausführung stets dieselbe. Die Zweckmäßigkeit dieser Einrichtung für den bäuerlichen, auf Landwirtschaft berechneten Betrieb, ist einleuchtend. An anderer Stelle dieses Buches ist das Lüneburger Bauernwohnhaus ja eingehender beschrieben (Abschn. 18). Zweckmäßig ist und war die Einrichtung nicht nur für die Wirtschaft und das Wohnen, zweckmäßig auch in gesundheitlicher Beziehung. Der auf dem offenen Herde sich entwickelnde Rauch hat eine desinfizierende Wirkung; und diese kommt nicht nur den an der Dielendecke hängenden Fleischwaren zugute, sondern sie vernichtet auch die von den Stallungen ausgehenden üblen Gerüche.

Das Schweinehaus findet sich nicht in dem Bauernhause, sondern abseits auf dem Hofe. Auf diesem liegen außerdem Wirtschaftsgebäude zur Aufnahme der Gerätschaften sowie der Vorräte. Es stehen auch auf diesem meist sehr geräumigen (bis 7 Morgen groß) Hofplatze noch die Häuslingswohnungen, welche sehr einfach und beschränkt sind, häufig das Gelaß für ihr Vieh (selbst Schweine) mit unter demselben Dache haben und eigentlich nur eine Stube mit „Butzen", sowie einen Herd auf dem gemeinsamen, mit Feldsteinen gepflasterten Dielengang haben. In solchen Häuslingshäusern, die selten einen eigenen Abort besitzen und zur Wasserversorgung stets auf das Bauernhaus (oft 100—200 m weit) angewiesen sind, wohnen oft 4 Familien. An dem einen Querende des Häuschens befindet sich gewöhnlich der Düngerhaufen. Häuslingswohnungen

Diese Art der Häuslingshäuser ist die Regel; es befinden sich zuweilen 2—6 Häuslingsfamilien auf einem Hofe. Die Bauausführung der Häuschen ist stets sehr dürftig, und, wenn es in Stand gehalten würde, so wären die

Bewohner doch noch zufrieden; aber auch das geschieht nicht einmal. Das Häuslingshaus ist auf dem nackten Boden, ohne Unterkellerung, meistens ohne Sandaufwurf, errichtet; die Fundamente der Umfassungsmauern oft aus schlecht gefügten, darum durchlässigen Felsen. Diese Mauern selbst sind oft nur 1/2 Stein dick, zuweilen noch weniger — der Stein steht „hochkant". — Zuweilen treffe ich noch solche Häuslingshäuser, deren Umfassungswände (wenigstens teilweise) aus lehmverschmiertem Flechtwerk bestehen.

Die einzige Stube ist klein; Butzen bilden der Regel nach die Schlafstellen. Das Fehlen eines Abortes macht sich unangenehm bemerklich, namentlich im Herbst und Winter. Die den Frauen obliegende Wasserversorgung ist oft eine recht beschwerliche. Nach anstrengender, ermüdender Tagesarbeit noch mehrere hundert Meter gehen zu müssen, um Wasser zu holen, ist eine harte Zumutung. Es gehört denn auch die ganze Geduld des hartgehaltenen, ertragungsfähigen und am Hergebrachten haltenden langobardischen germanischen Häuslings dazu, um solche Verhältnisse zu ertragen — und zwar nicht nur für sich, sondern auch für seine Nachkommen, denn die Aussicht auf ein wirtschaftliches Weiterkommen ist für den Häusling nicht vorhanden. Den Vorteil hat allein der Bauer, der Hofbesitzer, der in dem Häusling einen zuverlässigen, treuen, allzeit vorhandenen Arbeiter ohne Ansprüche hat. Man kann sich deshalb nicht wundern, daß eine „Landflucht" der Häuslinge und Tagelöhner erwähnt wird; daß die Klagen über Mangel an Dienstboten, an Arbeitskräften seit etwa 50 Jahren nicht verstummen, sondern zunehmen. Vielmehr ist es zu verwundern, daß diese Verhältnisse nicht schon früher eingetreten sind.

Man beobachtet jetzt zuweilen recht annehmbare N e u b a u t e n von Häuslingshäusern auf den Höfen; allerdings scheint ihnen das altväterlich Gute zu fehlen; sie haben durch das Zusammendrängen von 4 bis 8 Familien unter einem Dache oft etwas kasernenmäßiges. Trotzdem sind sie begehrt. Aber ich fürchte, daß es zu spät ist, um das ursprüngliche Verhältnis zwischen dem Bauern und seinen Häuslingen wiederherzustellen. Seit der Tagelohn gestiegen und Geld zu billigem Zinsfuß zu erlangen ist, geben die Häuslinge in Menge ihre Stellung auf; kaufen sich 2 bis 4 Morgen Land und erbauen ein eigenes Haus — sie werden zu Abbauern; sie treten aus der Stellung der „Hörigen" in die der „Freien"; aus abhängigen werden freie Leute. Ihre Töchter gehen zwar noch zum Bauern als Mägde in Dienst, doch nur, wenn er gut ist, sonst nicht; ebenso ihre Söhne. Begabte Söhne werden zur Schule in der Stadt geschickt und kommen weiter; sie werden Lehrer oder tüchtige Handwerker. Die Auswahl findet in den zahlreichen, gut geleiteten Schulen statt.

Wenn die Klagen über „L e u t e n o t", über „L a n d f l u c h t" berechtigt sind, so haben die Bauern die Schuld; sie haben es nicht verstanden, rechtzeitig auf die durchaus berechtigten Forderungen und Wünsche ihrer treuen, stets dienstbereiten Häuslinge einzugehen.

Neuerungen

Die Ä n d e r u n g e n, welche die Neuzeit an dem Wohnungsbau der Bauern vorgenommen hat, beziehen sich im wesentlichen auf die Art des

Baues, nicht auf das System; dieses ist bei den meisten Neubauten nicht verbessert.

Zunächst wird das Haus noch größer, noch geräumiger gebaut als in alter Zeit; es sind wahre Riesen, die man hie und da zu sehen bekommt; z. B. in Ober Marschacht an der Elbe, in Quarrendorf (Kr. Winsen L.). Sodann ist die Bauausführung besser; vorzügliche Steine, gutes Holz werden verwandt; der ganze Bau wird massiv, auf festen Grundlagen aufgeführt, auch mit Blitzableitern versehen. Die Zahl der letzteren ist wechselnd, je nach der Häufigkeit der Gewitter nach ortsüblicher Erfahrung. In der Elbmarsch habe ich auf Neubauten 7 Blitzableiter gezählt; in der eigentlichen Heide fehlen sie oft gänzlich.

Endlich wird das eigentliche Wohnende von dem Dielen- oder Viehende des Hauses durch eine massive Brandmauer geschieden, die nur durch eine gewöhnliche Tür den Zugang von der einen zur anderen Seite gestattet. Gleichzeitig ist der offene, mit Holz geheizte Herd fortgefallen; es besteht meist seitlich rechts eine moderne Küche mit Wandkacheln und einem Sparherd. Die Wohnräume sind mit großen Kachelöfen mit eisernen 3 türigen Untersätzen, die, ebenso wie der Herd, mit Steinkohlen geheizt werden, versehen. Steinkohlen sind überall zu haben; der Preis ist mäßig, da die besseren Verkehrswege die Anfahrt erleichtern und außerdem die Ausfuhr von Nutz- und Brennholz einträglicher machen.

Es sind dies alles Fortschritte, doch haben sie das Urbild des niedersächsischen Bauernhauses nicht verändert; Verbesserungen sind es auch nur teilweise. Der Geruch von den Ställen aus ist in diesen neuzeitlichen Häusern oft unerträglich und stets zu bemerken. Es fehlt die desinfizierende Kraft des alles durchdringenden Holzrauches. Wollte man die Geruchsbelästigungen von den Stallungen aus beseitigen, so hätte man noch einen Schritt weiter gehen müssen und das Wohnhaus von dem Viehhause trennen, statt eines, zwei Gebäude aufführen. Es würden dann die Geruchsbelästigungen fortfallen, und die Übersichtlichkeit, die bei den riesigen Bauten in der Marsch meines Ermessens oft kaum möglich ist, würde gewinnen.

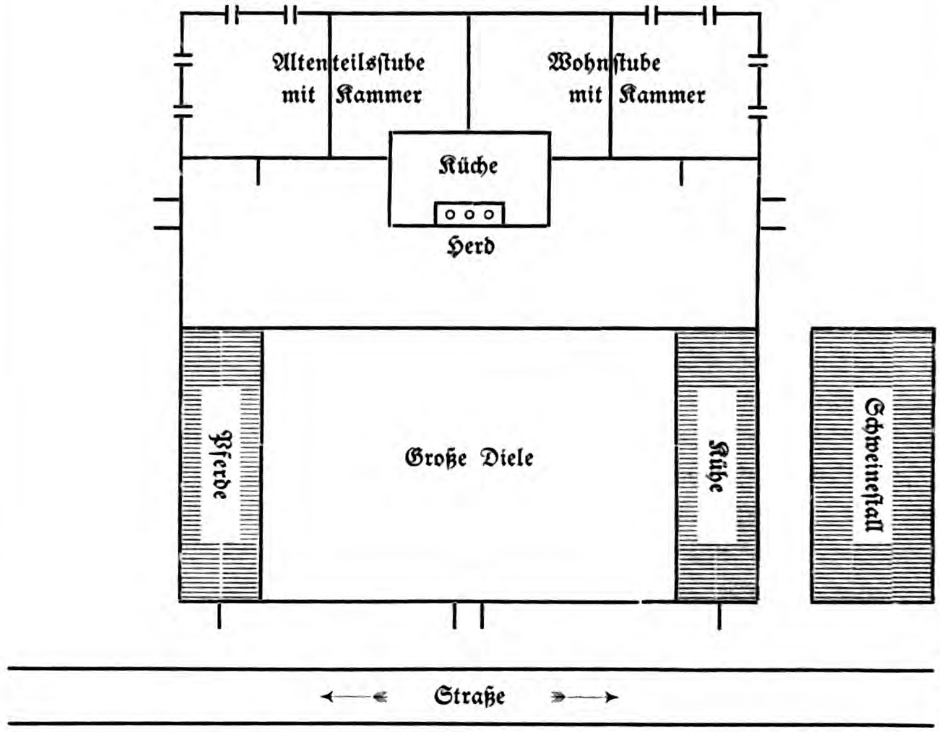
Dieser Fortschritt aber ist noch nicht oder fast nicht zu bemerken. Mir ist nur ein Neubau bekannt, der das Vorbild der niedersächsischen Bauernhauses verlassen, der die Vorteile des alten beibehalten und die der Neuzeit benutzt hat und darum etwas eingehender geschildert zu werden verdient, weil er mir in hohem Maße nachahmenswert erscheint.

Muster eines Neubaues

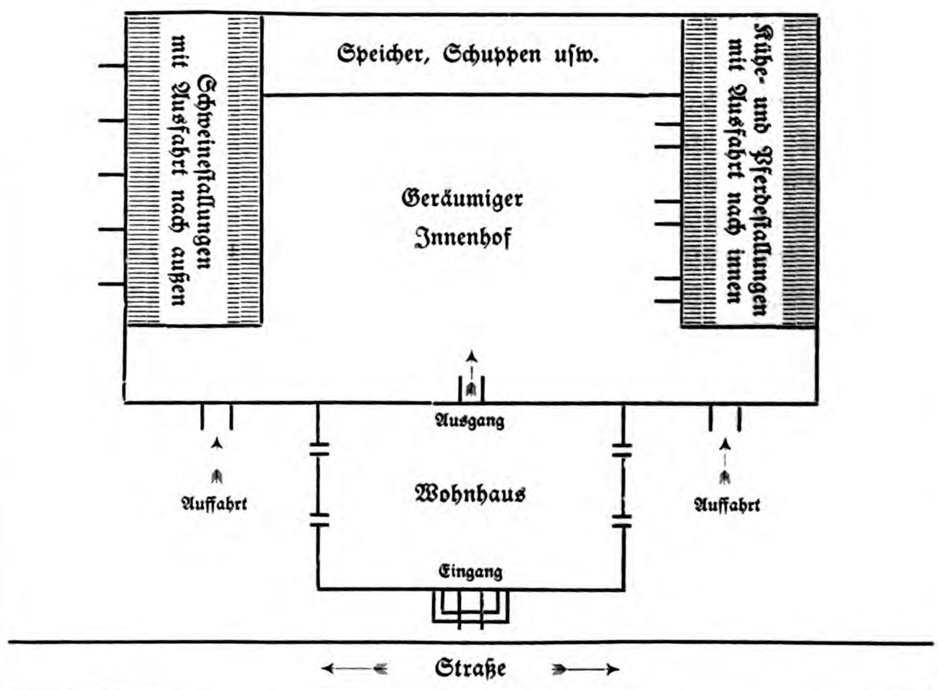
Auf einem geräumigen Grundstücke (der Raum ist ja in den meisten Fällen reichlich vorhanden) bildet die Mitte ein ausgedehnter, im Geviert angelegter Wirtschaftshof. Auf der rechten Seite befinden sich die Stallungen für Kühe und Pferde, und zwar so, daß der wertvolle, verhältnismäßig wenig riechende Stalldung nach vorn abgefahren und in der Mitte des Wirtschaftshofes kompostiert wird.

An der linken Seite befinden sich die Stallungen für Schweine. Der wertvolle, aber höchst übelriechende Dung wird nicht von vorn, sondern von

Schema des alten niedersächsischen Bauernhauses.



Schema des neueren Bauernhauses nach dem Muster des in Westergellersen erbauten Hauses.



hinten abgefahren; und zwar sofort auf den Acker. Es ist gar kein Faulhaufen (Komposthaufen) vorgesehen, und damit fällt auch die Versuchung fort, den Dung auch nur vorübergehend aufzustapeln. Es wird durch dies Verfahren erreicht, daß die Geruchsbelästigungen fortfallen und der Dung vollständig ohne Verlust dem Acker zugute kommt. Die Rückseite des Wirtschaftshofes bilden die Scheuern, große, massiv angelegte Räume für die Ernte und die Futtervorräte.

Diese drei Baulichkeiten werden gleichzeitig als Umfassung des Wirtschaftshofes eingerichtet; sie schließen unmittelbar aneinander an und fassen den Hof wie steinerne Mauern ein.

Nun ist nur noch die Vorderseite des Wirtschaftshofes offen; und hier entsteht in der Mitte das geräumige, zweistöckige Wohnhaus. Die Küche liegt zu ebener Erde und gestattet leichten Ausgang nach dem Hofe, wie einen freien Überblick; werden die Arbeitsräume des Hausherrn nach hinten gelegt, so ist der Überblick über den Hof möglich, werden sie nach vorn gelegt, so ist der Eingang von der Straße aus und diese selbst zu übersehen.

Die an beiden Seiten des Wohnhauses bis zu den Stallungen noch offenen Lücken der Vorderseite des Wirtschaftshofes werden nun durch Mauern und Planken, die in der Mitte eine große Einfahrt haben, abgeschlossen.

Durch diese Einfahrten, die dicht an der Landstraße liegen, ist der einfachste und bequemste Zugang zu dem Wirtschaftshofe gewährleistet, in demselben Maße, wie durch das nach der Straße zu offene Tor des alten Bauernhauses. Der Vorteil dieser alten Einrichtung ist gewahrt; die Nachteile der Mangel an Übersichtlichkeit und die Geruchsbelästigungen durch die im Innern des Hauses untergebrachten Viehställe, sind vermieden. Die Wirtschaftlichkeit und Übersichtlichkeit sind bei dieser Einrichtung größer als bei dem alten Bauernhause, weil alles licht und hell ist. Das Ganze macht einen gediegenen, abgeschlossenen Eindruck, fast wie eine mittelalterliche Burg oder wie die Bauernhöfe der Rheinpfalz.

Weggefallen ist die rauchgeschwärzte Herddiele — aber Holzrauch ist überhaupt nicht mehr vorhanden, da der Gebrauch von Steinkohlen vorteilhafter ist. Zum Räuchern der Fleischwaren werden eigene Räucherkammern eingerichtet.

Weggefallen sind die Häuslingshäuser, die auf dem alten Bauernhofe standen; aber diese waren schon fort, weil die meisten Häuslinge zu Abbauern geworden sind, die auf den Hof in Tagelohn gehen. Will ein Hof sich ständige Leute sichern, so müssen die Wohnungen abseits vom Hofe, im Dorfe, angelegt werden, und es hat dieses noch den Vorteil, daß das Dorf sich mehr zu einem wirklichen Gemeinwesen entwickeln kann. Solche Einrichtungen sieht man vielfach; sehr ausgedehnt ist sie auf dem von Spörckenschen Rittergute in Lüdersburg.

Weggefallen ist (leider) allerdings auch der köstlichste Schmuck der alten niedersächsischen Bauernhöfe, der Bestand an alten, mächtigen Eichen. Aber, damit diese Klage nicht zu schmerzlich wird, weise ich darauf hin, daß zum

Anpflanzen von Waldbäumen, wenn nicht auf dem Wirtschaftshofe, so doch um das ganze Grundstück herum, ausreichend Raum vorhanden ist; es bietet sich damit zugleich ein willkommener Auslauf für die Schweine und Kühe. — Wenn die großen Waldbäume bei dieser neuesten Baueinrichtung des Bauernhofes noch nicht vorhanden sind, so können sie ja noch kommen; zum Wachsen gehört Zeit; aber alles in allem scheint mir diese Einrichtung in jedem Sinne ein Fortschritt, der wohl die Überschrift verdient:

„Am guten Alten
In Treue halten,
Am kräft'gen Neuen
Sich stärken und freuen
Wird niemand gereuen"

und auch in hohem Maße nachahmenswert. —

Beseitigung der Abfallstoffe

Auf diesem Gebiete ist in unseren Dorfschaften noch viel zu tun. Das Netz gepflasterter Straßen wird jährlich erweitert, auch ist die Herstellung der Straßen wesentlich besser; die Reinhaltung der Straßen in den Dörfern läßt noch viel zu wünschen übrig.

In den Städten des Regierungsbezirks wird neuerdings die Reinhaltung der Straßen von den Magistraten übernommen gegen einen geringen Steuerzuschlag für die Hausbesitzer. — Die menschlichen Fäkalien werden in den Städten mehr und mehr mittelst Kanalisation entfernt.

Im Regierungsbezirk befanden sich 1909 erst sieben Ortschaften mit planmäßiger Kanalisation.

Die Regierungshauptstadt Lüneburg hat diese Einrichtung bislang nicht ausführen können; hier werden die Fäkalien in Tonnen, die mit Torfmull beschickt werden, aufgefangen, durch die städtische Abfuhranstalt abgeholt und in einer besonderen Halle maschinell mit Torfmull vermischt und zu Mischdünger (Kompost) verarbeitet. Dieser wird als geschätztes Düngemittel von den bäuerlichen Besitzern der Nachbarschaft gern gekauft. Die Stadt hat, trotz starken Abschreibungen, doch noch immer einen erheblichen Reingewinn von der Abfuhranstalt, der zwischen 12—15 000 Mk. schwankt. Trotzdem bleibt sowohl aus hygienischen, wie aus ästhetischen Gründen Kanalisation mit Rieselfeldern das erstrebenswerte Ziel zur Beseitigung der Fäkalien.

In den Dorfschaften geschieht dies noch immer in hergebrachter Weise. Viele kleine Wohnstätten entbehren eines Abortes; aber auch auf größeren Höfen ist die Einrichtung dürftig, weil die Beseitigung der Auswurfstoffe (Fäkalien) stets auf Schwierigkeiten stößt. Äußerst widerwärtig ist die Anbringung der Aborte über der Jauchegrube bei oder in dem Viehhause. Erstrebenswert ist unter allen Umständen helle Belichtung der Aborte; wirtschaftlich und hygienisch ist noch immer die Beschickung der Aborte mit dem zu billigen Preisen käuflichen Torfmull bei weitem das Beste.

Küchenabwässer und häusliche Schmutzwässer versickern meist auf den Höfen; wo es sich um große Hofplätze handelt, ist nichts dagegen einzuwenden; bei kleineren Höfen bilden sich oft übelriechende, widerliche Pfützen. — Der

Stalldung sollte sofort auf das Feld gefahren werden, nachdem er aus dem Stalle entfernt ist. Es geschieht dies nicht immer, weil es sich wohl nicht stets machen läßt; aber hygienisch anstößig und wirtschaftlich verkehrt ist die Aufstapelung auf einem nicht eingefriedigten Dunghaufen; der Anblick ist häßlich, der Geruch anstößig und die Art und Weise selbst verkehrt, weil die wertvollen Stoffe entweder in den Boden ziehen, oder nutzlos abfließen, oft auf die Straße. Ein einziges kräftiges Regenschauer vermag den ganzen Dunghaufen auszulaugen, so daß im wesentlichen nur Stroh zurückbleibt. Erforderlich ist, wenn ein Dunghaufen angelegt werden soll zur vorübergehenden Ansammlung des Stalldüngers, daß dieser in gemauerten und zementierten Behältern mit niedrigem Rande verwahrt werde.

Die Viehställe sind besser geworden, obwohl auch auf diesem Gebiete noch viel zu erreichen ist. Die Meinung, daß die Kühe in ihrem eigenen Kot liegen müßten, und daß ein Kotpanzer an ihren Hüften notwendig sei, ist allerdings im verschwinden, doch sieht man diesen Mißstand noch oft. Häufig findet man selbsttätige Tränken in den Kuhställen, eine sehr zweckmäßige Einrichtung.

Eine wesentliche Besserung des Kuhstalles wird wohl in nächster Zeit das Bestreben nach einwandfreier Trink- oder Kindermilch bewirken. Die Städter sind gern bereit, für gute Milch erheblich höhere Preise zu zahlen, als früher; doch verlangen sie mit Recht dann einwandfreie Gewinnung der Milch. Wie die Ställe sein sollen, haben die Musterställe auf den milchwirtschaftlichen Ausstellungen (Hamburg 1902) gezeigt; daß solche Musterställe nicht bloß mit überlegenem Lächeln angesehen, sondern in die Wirklichkeit übertragen werden, dafür wird der Konkurrenzkampf unter den Milchlieferanten sorgen.

Die Wasserversorgung in dem Regierungsbezirk ist bis auf die Städte meistens die althergebrachte durch Brunnen. Solch ein altersgrauer Brunnen mit Wippe verleiht dem Bauernhofe zuweilen ein ehrwürdiges Aussehen; leider ist er gesundheitswidrig, unwirtschaftlich und zeitraubend. Gesundheitswidrig, weil die Lage des Brunnens, seine Bauart aus Feldsteinen und seine offene Beschaffenheit, eine beständige dauernde Verunreinigung des Wassers zuläßt; weil ferner bei der meistens geringen Tiefe das Wasser im Sommer lauwarm und im Winter eisig ist. Unwirtschaftlich, weil zu viel Wasser bei der Gewinnung verloren geht; zeitraubend, weil das Wasserholen nicht nur mühsam ist, sondern so viel Zeit erfordert, daß fast eine Menschenkraft damit erschöpft wird. Und doch wird gefordert, daß es von Frauen und Mädchen nebenbei geleistet werde.

Wasserversorgung

Die Lüneburger Heide ist nicht wasserarm; der Boden hat reichlich unterirdische Quellen; auch gewähren die Bodenverhältnisse meistens oder sehr oft ohne Schwierigkeiten die erforderliche Höhe, um eine Wasserleitung herzurichten. Die Heide ist nicht eben wie eine Hand, sondern durchweg wellig; und zu einer Wasserleitung ist nur eine geringe Höhe erforderlich. Vielfach lassen sich Wasserleitungen lediglich mit natürlichem Gefälle herstellen. In den

Kreisen Lüneburg und Winsen finden sich solche in nachahmenswerter und beneidenswerter Menge.

1909 fanden sich im Regierungsbezirke 27 Ortschaften mit Wasserleitung.

Wo das natürliche Gefälle nicht ausreicht, muß ein Hochbehälter erbaut werden; auch dies verursacht verhältnismäßig geringe Kosten, stellt auch nur eine einmalige Ausgabe dar, die bei der Verteilung auf eine Anzahl Genossen und gegenüber der kostspieligen Arbeit des täglichen Wasserholens kaum zu berechnen ist. Wo das Wasser erst in den Hochbehälter befördert werden muß, empfiehlt sich der Windmotor, welcher fast kostenlos und fast täglich arbeitet.

Die größeren Städte des Regierungsbezirks (Lüneburg, Celle, Ülzen, Harburg), ja auch größere Anstalten (Prov.-Heil- und Pflegeanstalt zu Lüneburg) haben einwandfreie Wasserleitungen, die so reichlich liefern, daß in Lüneburg in der langen Dürre des Jahres 1911 nicht einmal zur Sparsamkeit aufgefordert zu werden brauchte.

Selbst wenn eine Enteisenungsanlage notwendig ist, so ist diese auch für kleinere Anlagen mit den heutigen Hilfsmitteln der Technik ohne wesentliche Kosten zu beschaffen.

Dringend empfehlenswert ist allerdings etwas, was dem Lüneburger Bauer seit seiner Vaterzeit entgegen ist, nämlich das Zusammenschließen zu größeren Verbänden. Wenn unser langobardischer Landsmann sich von der Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit einer Wasserleitung überzeugt hat, so liegt es seinem Gefühl am nächsten, sich selbst eine solche zu bauen. Möglich ist dies allerdings bei der Weite der großen Bauernhöfe; tatsächlich geschieht es auch; ich kenne Dorfschaften mit drei eigenen Wasserleitungen; aber wirtschaftlich ist das nicht.

Für diese Errungenschaft der Neuzeit (Versorgung mit Wasser und Licht) eignen sich nur größere Verbände, weil die sog. Generalunkosten (Grunderwerb, Ausführung der Anlage) erheblich sind gegenüber den Betriebskosten. Es empfiehlt sich sogar, daß mehrere Ortschaften sich zur gemeinsamen Anlage einer Wasserversorgung (ebenso wie einer Lichtversorgung) zusammenschließen. Das Weiterleiten des Wassers durch Röhren (oder des Lichtes durch Kabel) verursacht geringe Kosten, während die Anlage stets eine erhebliche Summe erfordert. Aber bei dem trotzigen Selbstgefühl des niedersächsischen Bauern können nur unangenehme pekuniäre Erfahrungen (die einzelne Ortschaften mit kleinen Leitungen schon durchgemacht haben) ihn dazu bringen, sich einer größeren Genossenschaft anzuschließen.

Die Schulen

Sehr gut entwickelt sind die Schulen. Nicht nur genießen die Gymnasien der Städte seit vielen Jahren eines wohlverdienten Rufes: auch auf ihre Volksschulen sowie überhaupt auf die Fürsorge, die den Schulen gewidmet wird, kann man mit Befriedigung sehen; auch ist ein steter Fortschritt auf diesem Gebiete; man bleibt nicht stehen; alle Anforderungen und Verbesserungen werden in die Wirklichkeit übertragen, sobald sie sich bewährt haben.

Im Jahre 1909 sind im Regierungsbezirke 14 Schulneubauten und 35 größere Schulumbauten hergestellt.

Zunächst wird für die Schule ein geräumiger Platz gefordert, von wenigstens 3/4 Morgen Größe, der womöglich in der Mitte des Ortes liegt, damit die Schulkinder einen gleichmäßig weiten Weg haben.

Der Bau wird jetzt stets als massiver Backsteinbau ausgeführt; stets ist die Trennung der Wohnung des Lehrers von der Schule erforderlich, so, daß jede einen besonderen Eingang hat.

Die Fenster des Schulzimmers werden möglichst nach Westen sehend gelegt, und zwar deshalb, damit das Zimmer die Wohltat der Belichtung und Erwärmung durch die Sonne hat, ohne deren Nachteile. Wo sich diese Lage nicht ermöglichen läßt, ist die Lage nach Süden erstrebenswert; die Unannehmlichkeiten der Mittagssonne kommen für das Schulzimmer wenig in betracht, weil die große Pause in den Mittag fällt.

Soweit es baulich möglich, sollten die Fenster der Lehrerwohnung stets nach Süden sehend eingerichtet werden.

Die meisten Schulen sind ausreichend mit Lehrmitteln versehen; als Subsellien haben sich die sog. Winser Bänke mit der leicht verschiebbaren Tischplatte bewährt.

Vorgeschrieben ist für jeden Schüler ein Raumgehalt in der Klasse von mindestens 2,2 cbm; ich habe viele Schulen gefunden, in denen der Raumgehalt 4—5 cbm für den Schüler beträgt: in den Städten ist dies sogar der Durchschnitt.

Die Belichtung durch die Fenster muß so sein, daß das Verhältnis der Fensterglasfläche zur Bodenfläche etwa 1:5 bis 1:8 beträgt; tatsächlich wird diese Forderung auch meistens erreicht, wenn nicht überschritten. Der Aufenthalt in der Schule soll für den Schüler eine Freude, eine Annehmlichkeit sein; seine Gesundheit darf in keiner Weise leiden.

Auf die Trinkwasserversorgung wird der größte Wert gelegt; die Dorfschaft kann zur Anlegung einer Wasserleitung veranlaßt werden, wenn die Schule kein völlig einwandfreies Trinkwasser besitzt.

Als Heizkörper sind Kachelöfen mit dreitürigem eisernem Untersatz noch am meisten zu empfehlen, gleich nach der Zentralheizung, die für alle größeren Neubauten die beste und wirtschaftlich vorteilhafteste Heizung darstellt. Notwendig ist zu einer wirtschaftlich richtigen Bedienung des Heizkörpers, sei es ein Ofen oder eine Zentralanlage, sachverständige Belehrung.

Als Ofenschirme sind die aus dem schnell leitenden Eisenblech zu verwerfen; zu wählen sind solche aus Kork oder gepreßtem Torf oder Papier oder Asbest.

Die Kleiderablage muß außerhalb des Schulzimmers stattfinden.

Die Abortanlage muß in einem Nebengebäude, das trockenen Fußes erreicht werden kann, untergebracht werden. Empfehlenswert und zweckmäßig ist die Beschickung mit Torfmull, der im Handel zu billigem Preise käuflich und sehr sparsam im Gebrauch ist — sofern nicht Anschluß an einen Kanal und Wasserspülung möglich ist. Durch Torfmull wird der Geruch beseitigt und das Gemisch ist landwirtschaftlich mit weit größerem Nutzen zu verwenden, als das Gemisch aus Fäkalien mit Asche — am schlechtesten ist Steinkohlenasche — oder mit Hausmull oder mit Stroh. Auch ist die Entfernung der mit Torfmull verarbeiteten Fäkalien keine so menschenunwürdige Arbeit, wie sonst diese Arbeit wohl genannt werden kann.

Eine sorgfältige Beobachtung der Schüler in körperlicher Beziehung und rechtzeitige Überweisung an einen Arzt findet überall statt: in den kleineren Schulen durch den Lehrer, nötigenfalls in Verbindung mit dem Kreisarzte, in größeren Schulen durch eigene Schulärzte bezw. auch durch den Kreisarzt.

Neuerdings ist die Anlage von Bädern in den Schulen ein Lieblingsgegenstand beteiligter Kreise. Mit Nutzen und ohne übermäßige Arbeit läßt sich diese Einrichtung aber nur dort treffen, wo zentrale Wasserversorgung und Kanalisation besteht. Diese ist deshalb in erster Linie zu erstreben und tatsächlich ist diese Doppelanlage (Wasserversorgung und Kanalisation) leichter und mit geringeren Kosten ins Werk zu setzen, als man gewöhnlich glaubt. Man muß nur in Berücksichtigung ziehen, daß das Wasserholen und das Entfernen

der Schmutzwässer eine Arbeit darstellt, die, in Geldeswert berechnet, eine erhebliche Summe darstellt, und daß diese Ausgabe mit berechnet werden muß, obwohl sie tatsächlich nicht täglich geleistet wird. —

Soziale Fürsorge der Großindustrie

Es ist hier vielleicht auch der Ort, der freiwilligen Fürsorge großer industrieller Werke für ihre Arbeiter und Arbeiterinnen zu gedenken. Obschon die gesetzlichen Leistungen der Industrie für ihre Arbeiterschaft ungemein hohe Aufwendungen erheischen, entziehen sich doch die meisten Werke nicht der moralischen Pflicht, darüber hinaus nach Maßgabe ihrer Kräfte die soziale Lage ihrer Angestellten und Arbeiter zu bessern, sei es z. B. durch Einrichtung besonderer Wohlfahrtskassen, durch Anlage von Gärten und



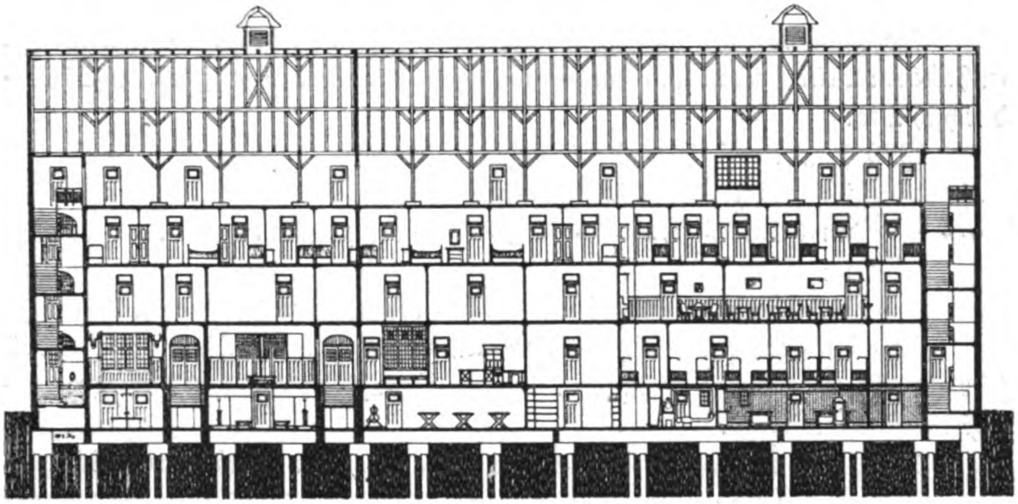
Photogr. von Carl Timm, Harburg.

Heimstätte der Jute-Spinnerei und -Weberei Hamburg-Harburg zu Harburg.
Erbaut von H. C. Hagemann, G. m. b. H., in Harburg.

Wohnhäusern, durch Gründung von Warteschulen, durch Entsendung bedürftiger und schwacher Kinder in Erholungsheime usw.

Wir möchten hier, wie auch aus andern Gebieten der „Körper- und Gesundheitspflege", ein Beispiel herausgreifen, und zwar eins aus neuerer Zeit: Die „Heimstätte" der Jute-Spinnerei und -Weberei Hamburg-Harburg zu Harburg.

Die Textilindustrie ist in der Hauptsache auf weibliche Arbeitskräfte angewiesen, daher besteht auch das Personal der Jute-Spinnerei und -Weberei zu Harburg zu 75 % aus Frauen und Mädchen. Es erschien deshalb angebracht, bei der Gründung von Wohlfahrtseinrichtungen besonders auf die Arbeiterinnen Rücksicht zu nehmen. Sehr viele Gesuche um Unterstützung aus der (seit Inbetriebsetzung des Werkes bestehenden) Unterstützungskasse für unverschuldet in Not geratene Arbeiter lassen erkennen, wie sehr die meist sehr zahlreichen Kinder der Arbeiter unter der Ungunst der Verhältnisse besonders zu leiden haben, und sehr häufig



Heimstätte der Jute-Spinnerei und -Weberei Hamburg-Harburg zu Harburg.
Längsschnitt.

waren die Arbeiterinnen gezwungen, die Arbeit aufzugeben, um sich im Hause der Pflege ihrer kleinen Kinder zu widmen. Der Wunsch, diesen Übelständen abzuhelfen und den Arbeiterinnen die Sorge für ihre Kinder während der Arbeitszeit abzunehmen, gab die Anregung zur Einrichtung der „Heimstätte". Des weiteren soll sie alleinstehenden Arbeiterinnen Wohnung und Verpflegung bieten und sonstige Einrichtungen der Arbeiterfürsorge umschließen.

Der Kinderfürsorge dienen Krippe und Warteschule. In ersterer werden Kinder im Alter von sechs Wochen bis zu zwei Jahren aufgenommen und in der Warteschule Kinder bis zum schulpflichtigen Alter. Im Arbeiterinnenheim können 50 Mädchen Wohnung und Verpflegung erhalten. Dem Gesamtpersonal stehen in der Heimstätte Brause- und Wannen-Badezellen zur Verfügung, außerdem ein Versammlungszimmer für die Arbeitervereine. Die Leitung der „Heimstätte" ist einer Schwester aus dem Henriettenstift in Hannover übertragen, der für die einzelnen Abteilungen ordnungsmäßig ausgebildete Gehilfinnen unterstellt sind. Für die Schwestern und das erforderliche Hilfspersonal enthält die Heimstätte die nötigen Wohnungen und Einrichtungen für den wirtschaftlichen Betrieb.

Der Bau der Heimstätte wurde im Frühjahr 1912 begonnen und im Herbst beendet, so daß am 1. November 1912 der Betrieb eröffnet werden konnte. Die Kosten von Bau und Einrichtungen betragen gut eine Viertelmillion Mark.

Im Kellergeschoß befinden sich die Wirtschaftsräume und die Badeanstalt, im Erdgeschoß Krippe und Warteschule, Arzt- und Wartezimmer und das Versammlungszimmer für die Arbeitervereine. Das 1. Obergeschoß enthält Speisesaal und Unterhaltungszimmer, sowie Wohnräume für die Hausbeamtinnen und den Hausmeister; das 2. Obergeschoß Schlafräume für Arbeiterinnen usw.

Sämtliche Räume haben Warmwasserheizung und elektrisches Licht. — Zur Bereitung der Säuglingsmilch dient ein Dampf-Sterilisationsapparat. — Elektrisch betriebene Kartoffelschäl-, Geschirraufwasch- und Flaschenreinigungsmaschinen sollen den Küchenbetrieb erleichtern. Mit besonderer Sorgfalt ist auch die Wasch- und Plättküche ausgestattet, so daß die gesundlich zweckmäßigste Behandlung der Wäsche gewährleistet ist.

Krankenfürsorge.

Die Fürsorge für Sieche, Kranke und Gebrechliche vollzieht sich im wesentlichen nach den im Staate herrschenden Regeln.

Die Zahl der allgemeinen Krankenanstalten, bezw. der in denselben enthaltenen Betten, ist in unserem Regierungsbezirke nicht so groß wie im Staatsdurchschnitte:

1909 kamen auf 10 000 Einwohner
im Staate 39,6 Krankenhausbetten,
im Reg.-Bezirke Lüneburg 23,03 Krankenhausbetten,
im Staate 313,07 Krankenhausverpflegte,
im Reg.-Bez. Lüneburg 197,64 Krankenhausverpflegte.

In allen größeren Ortschaften, namentlich den Städten, sind gute, zumteil sehr gute Krankenhäuser vorhanden. Die ärztliche Versorgung des Regierungsbezirks ist ausreichend.

Auf 1582 Einwohner kommt eine Hebamme, im Staate auf 1844.

Alle Städte und größeren Ortschaften haben teilweise eine recht große Zahl leistungsfähiger Krankenkassen, denen die Arbeiter usw. angeschlossen sind. Nur die ländlichen Arbeiter, Knechte, Dienstmädchen, Tagelöhner genießen diese Wohltat noch nicht*).

Mängel der ländlichen Krankenfürsorge

Jede Krankheit ist darum in doppelter Beziehung für den Landarbeiter eine schwere Sorge, einmal wegen der Krankheit und der damit verbundenen Leiden und sodann wegen der Kosten, die die Krankheit hervorruft oder wegen des Verdienstausfalles, den sie bewirkt.

Diese Lage wird noch dadurch verschärft, daß der Lüneburger Bauer einzeln sowohl wie in der Gemeinschaft, so leicht nicht daran denkt, für den erkrankten „kleinen Mann" einzutreten. Die Frauen der Nachbarschaft schicken wohl eine Krankensuppe, nehmen sich auch der Kinder an, aber das ist auch alles. Der Bauer geht schwer über das hinaus, wozu er verpflichtet ist; dies tut er treu und gewissenhaft, aber weichliches Mitleid ist ihm fremd; dazu muß er selbst zu schwer arbeiten und mühsam im Kleinen verdienen. Auch ist, wenn bei einem Häusling oder Tagelöhner durch Krankheit ein großer Notstand ausbricht, meistens ein gewisses, zuweilen ein großes Maß von Selbstschuld vorhanden; entweder Trinkerei des Mannes oder unordentliche Wirtschaft der Frau. Alle fleißigen und ordentlichen Menschen in der Lüneburger Heide kommen bei der jetzigen reichlichen und pünktlichen Bezahlung wirtschaftlich weiter; wer aber in guten Zeiten nicht für die Zeit der Not zurücklegt, dem ist nicht zu helfen; die Gemeinde, wie die einzelnen, stehen still dabei.

Nur für den Armenhäusler wird der Arzt geholt und der Apotheker bezahlt; aber in das Armenhaus zu kommen ist das äußerste Maß von Schande, welche bis auf den letzten Augenblick hinausgeschoben wird. Die meisten Dörfer haben deshalb weder ein Armenhaus, noch einen Gemeindearmen; wirklich recht bedürftige Leute aber hat jedes Dorf; diese aber müssen für sich selbst sorgen.

Diese Denk- und Handlungsweise des Lüneburger Bauern ist zwar hart, aber erzieherisch sehr wohltätig. Sie zwingt den einzelnen, zu rechter Zeit an

*) Seit dem 1. Januar 1914 auch diese nach Inkrafttreten der Reichsversicherungsordnung.

seine Zukunft, an Alter, Krankheit und Gebrechlichkeit zu denken; sie fordert die geringsten Beiträge von der Gemeinheit für Mitbürger, die in Not gekommen sind.

Eine weitere Ausdehnung der Krankenversicherung auf männliche und weibliche Dienstboten, wie auf Häuslinge und Tagelöhner, ist zweifellos in hohem Maße wünschenswert und wird auch seitens der Reichsregierung erstrebt. Sie ist um so notwendiger, als der landwirtschaftliche Betrieb der gefährlichste von allen ist zur Erwerbung von Unfallschäden, und zwar so sehr, daß selbst der Seemannsberuf, der doch in der öffentlichen Meinung für sehr gefährlich gilt, hinter dem landwirtschaftlichen Betriebe steht; die industriellen Berufsarten stehen, trotz ihrer anscheinenden Gefährlichkeit und Bedrohung der Gesundheit, weit hinter dem Landwirtschaftsbetriebe. Die Erklärung für diese eigentümliche Tatsache liegt einmal in der Menge der Werkzeuge, welche die Landwirtschaft braucht, (Pflug-, Egge-, Mäh-, Dresch- und andere Maschinen, Spaten, Sense, Hacke usw.) als auch in dem notwendigen steten Verkehr mit dem Vieh. Jene Werkzeuge bringen eine große Menge kleinerer und größerer Verletzungen hervor, die durch die zunächst stets geübte Vernachlässigung sehr häufig schwere schmerzhafte Entzündungen und dauernde Schäden hervorrufen. Handelt es sich um einen wirklich großen Unglücksfall, einen Knochenbruch oder eine blutige Verletzung, so ist der Bauer verständig genug, um den Verletzten mit Aufbietung aller Kräfte schleunigst zur Stadt in das Krankenhaus zu fahren. Aber alle jene Tausende von kleinen Verletzungen der Finger, der Füße, der Glieder; Rißverletzungen der Finger durch scharfe Gegenstände bei dem Kartoffelnroden; Riß- und Stichverletzungen der bloßen Füße bei dem Gange über das Feld, oder durch maschinelle Werkzeuge, kleine Verletzungen der Augen durch Fremdkörper werden im Anfang stets mißachtet. Wer deshalb die Arbeit unterbrechen und zum Arzt gehen wollte, würde sich der Gefahr aussetzen, für weichlich und schwächlich angesehen zu werden; und die Denkweise eines Bauern ist eine harte; noch immer, wie in der Zeit der Völkerwanderung, setzt der echte Lüneburger einen gewissen Stolz darin, hart gegen Schmerzgefühl zu sein und Verletzungen als unbedeutend hinzustellen. Die Folgen sind meistens sehr bedenklich. Es entwickeln sich die furchtbar schmerzhaften Sehnen- und Zellgewebs-Entzündungen, die schweren eitrigen Augenentzündungen, die einen wochen- und monatelangen Krankenhausaufenthalt, wiederholte wundärztliche Eingriffe erfordern und schließlich fast stets mit einer dauernden Entstellung oder Verstümmelung und einer erheblichen Beschränkung der Erwerbsfähigkeit enden.

In dieser Beziehung muß das volkstümliche Gefühl noch erzogen werden, und zwar in der Richtung, daß unter allen Umständen, auch bei kleinen und scheinbar ungefährlichen Verletzungen, sachverständiger Rat und Hilfe eingeholt wird. Es handelt sich nicht um das Bezeigen von Mut und Tapferkeit, sondern um eine weit voraussehende weise Vorsicht.

Ebenso bringt der Verkehr mit dem Vieh eine Menge Unfälle mit sich. Die Pferde gehen durch, der Knecht wird geschleift; sie werden

56*

scheu, und der Fuhrmann stürzt vom Wagen. Die Kühe stoßen oder sind unruhig bei dem Melken; die Magd gleitet aus und wird getreten. Die Schweine beißen gelegentlich; ja selbst Hühner, Gänse und Tauben geben zu Verletzungen Anlaß. Es liegt dies ja nahe; und auch für diese Verletzungen gelten die oben angeführten Auseinandersetzungen.

Anstalten für Sieche und Gebrechliche

Anstalten für Sieche und Gebrechliche sind zahlreich und mannigfaltig vorhanden. Die größeren Städte in der Heide besitzen derartige Einrichtungen, wie auch das flache Land. Sie stammen meistens aus dem Mittelalter.

Aus der Zahl dieser Anstalten wollen wir als geradezu vorbildlich und mustergültig hervorheben die Anstalten „Zum Großen Heiligengeist" und „Zum Heiligen Benedikt" in Lüneburg und das der Stadt Lüneburg gehörige Stift „Nicolaihof" zu Bardowick.

In dem Hospital „Zum Großen Heiligengeist" finden etwa 40 alte Frauen und Männer des Arbeiterstandes gegen eine geringe Einzahlung (teilweise auch ohne diese, als beneficium des Magistrates) lebenslänglich eine behagliche eigene Schlafkammer und einen ebensolchen Tagesraum, sowie auch eine warme Küche und eine geheizte Feuerstelle. Die Ausstattung der Schlafräume ist verschieden; etwa 20 stellen völlig getrennte Kammern dar; die anderen 20 sind getrennte Abteilungen in einem gemeinsamen hallenartigen Raume. Jeder Insasse versieht seine Schlafkammer selbst mit dem erforderlichen Mobiliar; auch der gemeinsame Tagesraum ist kahl und leer und wird durch die mitgebrachten Möbel der Insassen abwechselungsreich, doch nicht stilvoll gefüllt. Diese große Halle bildet den gemeinschaftlichen Aufenthalt bei Tage. Doch wird er nicht mehr in dem Maße wie früher benutzt, seit sämtliche Räume an die zentrale Beheizung angeschlossen sind. Die alten Leute bleiben gern in ihrem eigenen Kämmerchen. Es ist zwar im Arbeiterstande im allgemeinen eine große Neigung nach gemeinschaftlichem Zusammenleben; aber im hohen Alter überwiegt doch die Neigung zu persönlicher Eigenart und fordert gebieterisch Berücksichtigung. In früherer Zeit blieben die alten Frauen auch gern in ihren Zellen; aber im Winter wurden sie durch die Kälte gezwungen, den schönen geheizten Tagesraum aufzusuchen. Durch die Einrichtung der zentralen Beheizung ist dieser Grund fortgefallen, und man sieht den Tagesraum oft leer.

Für warme, sonnige Tage bietet ein schmales Gärtchen auf dem geräumigen Schulhofe einen angenehmen Aufenthalt.

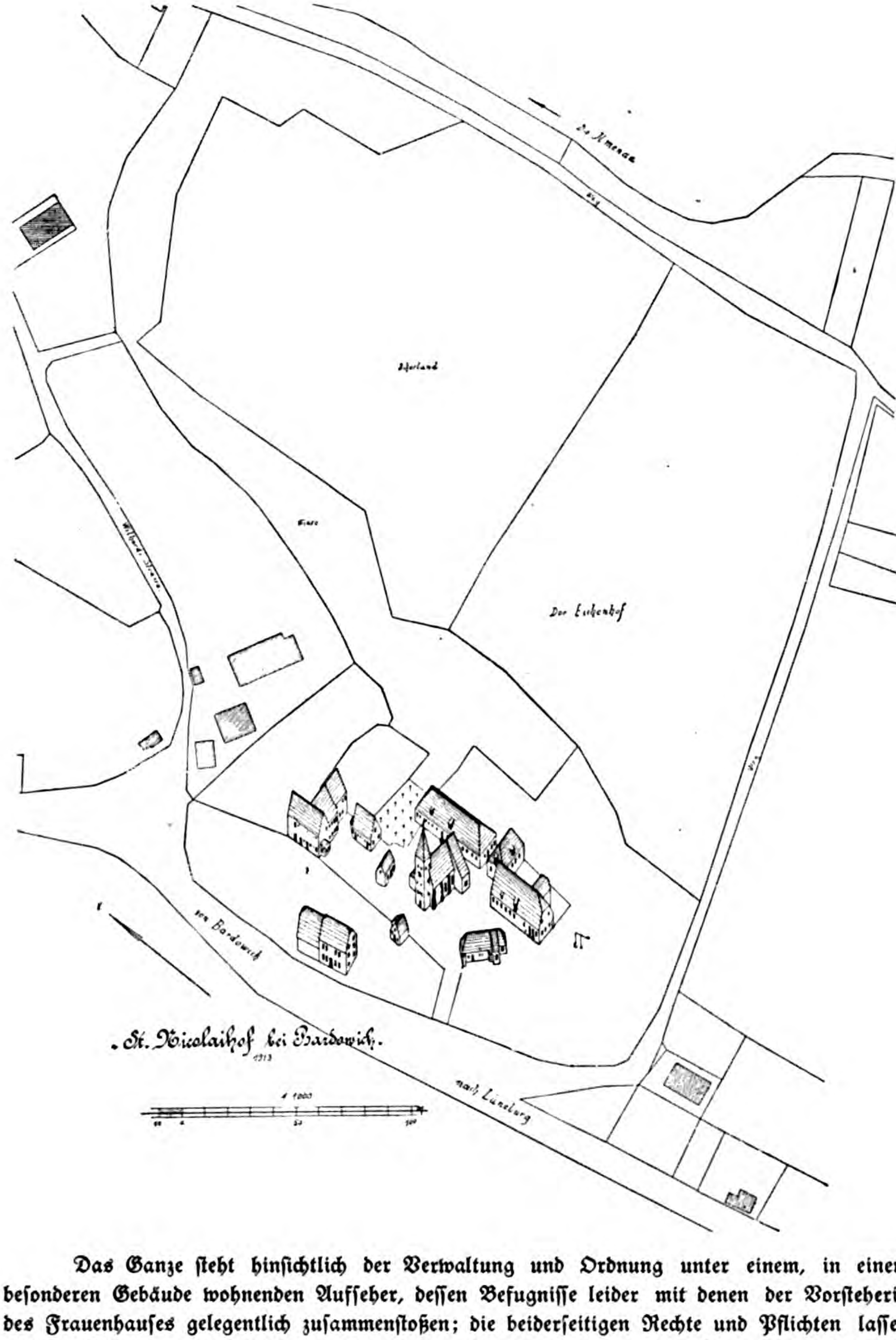
Ähnlich, wenn auch weit kleiner, nur für 12 alte Frauen berechnet und auch dürftiger, ist die Stiftung „Zum Heiligen Benedikt." Auch hier haben die alten Leute, die nach den Stürmen des Lebens in den schützenden Hafen eingelaufen sind, je ein Einzelstübchen mit Bett, den gemeinsamen Tagesraum, die gemeinsame Küche und das Anrecht auf Benutzung eines gemeinschaftlichen, freundlichen, abgeschlossenen Gartens.

Wieder ähnlich ist auch das Hospital „Zum heiligen Nikolaus" zu Bardowick, vielleicht früher als Aussatz-Hospital gedacht, oder gleich von Anfang an als Zufluchtsort für Sieche und Gebrechliche. Die Aufnahmebedingungen sind hier die freiesten; es werden einzelne Männer, vereinzelte Frauen und auch Ehepaare aufgenommen. Verfügbar sind zu diesen Zwecken:

1. Ein Frauenhaus mit einer Reihe von Einzelstübchen (Schlafkammern), der gemeinsamen Küche, dem gemeinsamen Tagesraum unter Leitung einer Oberin und unter Beihülfe einer Magd.

2. Ein Männerhaus, kleiner als das vorige, auch ohne Vorsteher; nur geeignet, etwa 6–10 alte Männer aufzunehmen.

3. Eine Reihe von Einzelhäuschen sowohl für einzelne wie für Paare, Mann und Frau oder Bruder und Schwester.



Das Ganze steht hinsichtlich der Verwaltung und Ordnung unter einem, in einem besonderen Gebäude wohnenden Aufseher, dessen Befugnisse leider mit denen der Vorsteherin des Frauenhauses gelegentlich zusammenstoßen; die beiderseitigen Rechte und Pflichten lassen einigen Spielraum zu. Endlich gehört zu dem Ganzen noch ein Wohnhaus für den Stellvertreter des Vorsitzenden, das Provisoratshaus.

Eigentümer der Stiftung ist der Magistrat der Stadt Lüneburg, obwohl sie in Bardowick gelegen ist.

Das ganze Stift Nicolaihof ist ein liebliches, herzerfreuendes Idyll, dessen Schönheit und Zweckmäßigkeit man noch täglich bewundern kann, wenn auch manche kleine Mängel mit der Zeit eingetreten sind.

Die gesamten Baulichkeiten sind in einem geräumigen parkartigen Garten um ein uraltes, freundliches Kirchlein herum gruppiert, sie sind durch eine freundliche, sonnige Wiese von einem größeren Waldbestande (dem Eichhof), der als Spaziergang dient, getrennt. In dem Kirchlein wird regelmäßig für die Pfründner (Pröbner, Inhaber eines Pröven, einer Pfrunde) Gottesdienst gehalten.

Man gelangt in diese Häuser (in den Genuß eines Pröven und zwar stets auf Lebenszeit) entweder durch eine verschieden hohe einmalige Einkaufssumme, oder man erhält denselben als Geschenk (beneficium) seitens des Magistrates; würdige und bedürftige alte Leute können so vor Mangel geschützt werden.

In einem gewissen Sinne kann man auch die zahlreichen im Lüneburgschen zerstreuten adeligen Damenklöster (Lüne, Medingen, Ebstorf, Walsrode, Wienhausen, Isenhagen usw.) als Stätten zum Unterbringen von Siechen und Gebrechlichen bezeichnen. Nur sind diese Klöster fast völlig den adeligen Familien, die sie einst gegründet haben, vorbehalten. Der Eintritt kann schon im 20. Lebensjahre erfolgen, wenn er auch in Wirklichkeit viel später stattfindet; endlich sind mit der Aufnahme in die klösterliche Gemeinschaft einige wenige kirchliche Pflichten und recht hohe gesellschaftliche Ansprüche verbunden. Die Klöster sind sämtlich an ausgesucht schönen Stellen der Heide, dicht bei Fluß und Wald, anmutig und geschützt gelegen; doch haben die mittelalterlichen Erbauer auch den Nutzen eines fruchtbaren Ackerbodens zu schätzen gewußt. —

Zur Aufnahme von Geisteskranken ist seit etwa 10—12 Jahren die große mustergültige, aus etwa 26 Einzelhäusern bestehende und jetzt fast 1000 Kranke beherbergende Provinzial-Irren-Heil- und Pflegeanstalt in Lüneburg erbaut.

Im Süden des Regierungsbezirks, noch dazu gehörig, wenn auch überwiegend nach Hannover ausschauend, liegt die Privat-Irrenanstalt Ilten.

Die Provinzial-Irrenanstalt zu Lüneburg

Die Provinzial-Irrenanstalt zu Lüneburg ist, wenn nicht die jüngste, so doch eine der jüngsten; auf Grund aller Erfahrungen der Vergangenheit erbaut und erst 1900 bezogen. Das Kennzeichnende und Besondere bei dieser Anstalt ist die Oberleitung durch einen ärztlichen Direktor, der gleichzeitig die Vertretung der Anstalt nach außen wie die wirtschaftliche Oberleitung hat. Es ist dies eine Neuerung, die die älteren Anstalten nicht haben; in diesen ist der leitende Arzt nur Oberleiter der ärztlichen Seite der Anstalt; neben ihm und ihm gleich an Rang steht ein wirtschaftlicher Oberleiter, welchem die gesamte finanzielle und wirtschaftliche Leitung unterstellt ist. Dieser Beamte pflegt ein pensionierter höherer Offizier zu sein. In Lüneburg hat die Prov.-Verwaltung zum erstenmale den Versuch gemacht, als alleinigen Direktor der Anstalt einen Arzt anzustellen; es sollten dadurch die unausbleiblichen Reibereien zwischen zwei gleichgestellten Beamten vermieden werden. Die Erfahrung hat gelehrt, daß diese neue Einrichtung die richtige und der älteren vorzuziehen ist.

Daß die Anstalt nicht aus einem großen schloßartigen Gebäude, wie z. B. die Göttinger Anstalt, besteht, sondern aus einer Reihe von Einzelhäusern, ist eine Einrichtung, die schon seit Jahren in mehreren neueren Krankenhäusern durchgeführt ist und darum nicht als besondere Eigentümlichkeit der Lüneburger Anstalt zu bezeichnen. Wohl aber ist die



Lageplan der Provinzial-Heil- und -Pflegeanstalt zu Lüneburg.

1. Verwaltungsgebäude nebst Wohnung für den Direktor und den Rendanten.
2. Wirtschaftsgebäude.
3. Werkstättengebäude.
4. Leichenhaus und Kapelle.
5. Wasserturm und Badehaus.
6. Gesellschaftshaus.
7. Kessel- und Maschinenhaus (daneben Verbrennungsofen).
8. Wohnhaus für Ärzte.
9. Wohnhaus für 2 Oberwärter.
10. Kartoffelkeller.
11. Eishaus.
12. Desinfektionshaus.
13. Oberwärterhaus.
14. 13 Wärterhäuser.
15. Kegelbahn.
16. Spielplätze.
17. Klärbecken.
18. Gewächshäuser.
19. Gartenhaus.
20. Gemüsekeller.
21. Pförtnerhaus.

Die durch eine offene Kreisfläche gekennzeichneten Gebäude nehmen die Kranken auf (etwa 1000, je zur Hälfte Männer und Frauen). — Die unbezeichneten kleinen Gebäude sind Schuppen.

Beschaffenheit der Einzelhäuser in Lüneburg eine Besonderheit; während nämlich in anderen Anstalten die Einzelhäuser ganz gleichmäßig hergestellt und angeordnet sind, hat hier jedes Haus seine besondere Eigenart und ist scheinbar willkürlich in dem reichlich bemessenen parkartigen Raume hineingebaut. Nicht ein Haus ist wie das andere; jedes ist für seinen besonderen Zweck und seine besondere Lage mit feinem sachgemäßen und künstlerischen Verständnisse hergestellt. Es ist dies dadurch ermöglicht, daß man dem späteren leitenden Arzte schon bei dem Bau und dem Entwurf der Baupläne eine wesentliche Mitwirkung gewährt hat. Es wird durch diese Bauart einmal das Kasernenmäßige der älteren Einheitsbauten, sowie auch das Schablonenmäßige, an Kinderspielkästen erinnernde Einerlei mancher neueren Anstalten vermieden.

Es bestehen zur Zeit 26 zur Aufnahme von je 40—60 Kranken eingerichtete Häuser, unter ihnen zwei für Patienten I. und II. Klasse.

Die leicht herauszufindende, aber doch nicht ohne weiteres sichtbare Ordnung ist die, daß rechts die Männer, links die Frauen untergebracht sind, und ferner, daß vorn, in den dem Verwaltungsgebäude mit den Arztwohnungen zunächst gelegenen Häusern die frisch erkrankten unruhigen Patienten untergebracht sind und in der hinteren Hälfte die ruhigen Kranken.

Die ganze Anstalt ist zwar einfach, ohne Luxus und Verschwendung, aber dauerhaft gebaut. Sie wird von einem einzigen Maschinenhause aus mit dem erforderlichen elektrischen Lichte, wie mit Dampfheizung versehen.

Zur Beschäftigung der Kranken, sowie zur Beschaffung der für die Anstalt erforderlichen Lebensmittel hat man das ganze ehemalige Gut Wienebüttel gekauft, und das benachbarte adelige Gut Brockwinkel gepachtet. Ihren Bedarf an Lebensmitteln erzeugt die Anstalt selbst, zumteil mit eigenen Kräften.

Hervorragend ist die Wasserversorgung und Abwässerbeseitigung. Das sehr reichlich bemessene Trinkwasser für die Anstalt wird 180 Meter tief erbohrt; durch diesen tiefen Ursprung ist jede Verunreinigung des Wassers ausgeschlossen und eine gleichbleibende Temperatur gewährleistet. Das Wasser wird einem Enteisenungsverfahren unterworfen und dann in einen hohen Wasserturm gepumpt, der einen 125 Kubikmeter fassenden Behälter trägt. Von hier aus gelangt das Trinkwasser zur Verwendung in die einzelnen Häuser.

Die Abwässerbeseitigung ist ebenfalls eigenartig und mustergültig: Nachdem die Abwässer eine grobe Reinigung in offenen Faulkammern durchgemacht haben, werden sie in unauffälliger Weise zu Berieselungszwecken für Wiesen und Ackerland verwandt. Das von hier abfließende, bereits völlig klare Wasser wird in geschlängeltem Laufe als anmutiger Bach, nicht als einförmiger Graben oder Kanal, durch ein geräumiges, der Anstalt gehöriges Parkgelände geleitet und bildet hier mehrere größere Teiche. Als Prüfung für die vollkommene Reinigung des Wassers sind dieselben mit Schwänen uud Zierenten besetzt; ja, man hat versucht, den empfindlichsten und durchaus klares Wasser verlangenden Edelfisch, die Forelle, zur Ansiedlung in diesen Gewässern zu veranlassen. — Es hat sich allerdings bei dieser Gelegenheit durch experimentelle Untersuchungen feststellen lassen, daß die Forelle auch in einem Wasser gedeiht, welches bis zu 10 % mit Kanalwasser durchsetzt ist. Jedenfalls hat das Wasser des den Park durchfließenden Baches und der Teiche keinerlei Geruch und eine klare durchsichtige Beschaffenheit und läßt eine Erinnerung an sein Herkommen nicht aufkommen. Von den Teichen aus wird das Wasser ohne Bedenken offenen Flüssen zugeführt.

* *
*

Beerdigungswesen

Nicht unerwähnt darf das **Beerdigungswesen** im Regierungsbezirk Lüneburg bleiben.

Zunächst entspricht es dem kunstfremden Empfinden der Lüneburger Bevölkerung, daß die Toten in einfach schwarzem Gewande, aber ernst und würdig in den Sarg gelegt werden, die Männer wie die Frauen je in ihrem



Kirche und Friedhof zu Undeloh.

schwarzen Sonntagsanzug; vielleicht Kinder und junge Mädchen in weiß, mit einigen künstlichen oder natürlichen Blumen im Haar. Wie unsere langobardische Bevölkerung nichts von Musik und Poesie versteht, so auch nichts von Farben; farbenfroh ist die Bevölkerung so wenig wie die Natur, welche durchweg nur wenig hervortretende, milde Farben darbietet, in Tier- und Pflanzenreich, in der Färbung des Himmels wie der ganzen Gegend.

Die Beerdigungsfeierlichkeiten bieten selten mehr als die ernste Rede des Geistlichen; Musik und Gesang, auch von Schulkindern, wird selten angewandt; höchstens wenn der Verstorbene ein Schulkind und ein Mitglied des Sängerchors in der Schule gewesen ist.

Unter würdigem Schweigen der Trauerversammlung wird der Verstorbene zum Friedhofe getragen, von seinen Freunden und Verwandten, jedenfalls seinen Dorfgenossen.

Die Friedhöfe lagen früher stets um die Kirche herum, eine Sitte, die auch in den größeren Städten des Regierungsbezirks bis in die neuere Zeit geübt und nur geändert worden ist durch die gebieterische Notwendigkeit, den Platzmangel. In den Kirchen der Städte wurden ehemals die Vornehmsten in der Kirche, in der Gruft unter dem Chore, beigesetzt.

Die dörflichen Beerdigungsplätze haben früher sämtlich um die Kirche herum gelegen; die Beerdigung war eine kirchliche Handlung und spielt sich in und bei der Kirche ab. Die Ausführung der Beerdigung hat für die ländliche Bevölkerung etwas weit Ergreifenderes, ja Packenderes, als in der Stadt. Der Freund und Bruder, mit dem der Knabe noch kürzlich gespielt, mit dem er in der Kirche im Chor gesungen, wird nun, nach kurzer schwerer Krankheit, in der Kirche aufgebahrt und dicht bei der Kirche, auf dem bekannten Spielplatz der Kinder, beerdigt; in der Folgezeit gehen die Kinder lange Zeit scheu um den Grabhügel herum.

Erst in neuester Zeit hat man mit der Anlage neuer Kirchhöfe meistens außerhalb der Ortschaften begonnen; ebenfalls aus demselben zwingenden Grunde wie in den Städten, aus Platzmangel. Doch finden sich eine Anzahl Ortschaften, in denen die notwendige Vergrößerung des Friedhofes als Fortsetzung des alten sich hat ermöglichen lassen.

Die Kirchhöfe wie die Kirchen der Lüneburger Heide sind wahre Perlen der Romantik nach Lage und Ausstattung; an einem weithin sichtbaren Punkte gelegen sieht das Kirchlein weit hinaus in das freundliche Gefilde, und das rund umherliegende Gelände, baumbestanden, bildet einen wirklichen Ruheplatz, einen stillen, schön gelegenen Ort zum Ausruhen nach der Lebensarbeit, und doch inmitten des Ortes, inmitten der Freunde und Bekannten.

Ich habe oft auf solchem Dorfkirchhofe gestanden und keinen Laut gehört, als das Zwitschern der Vögel, das Summen der Bienen und das Rauschen des Windes; schön, feierlich, fast anziehend, ja zu sich hinziehend, die Seele mit süßer Wehmut füllend, ist solch ein Heidekirchhof.

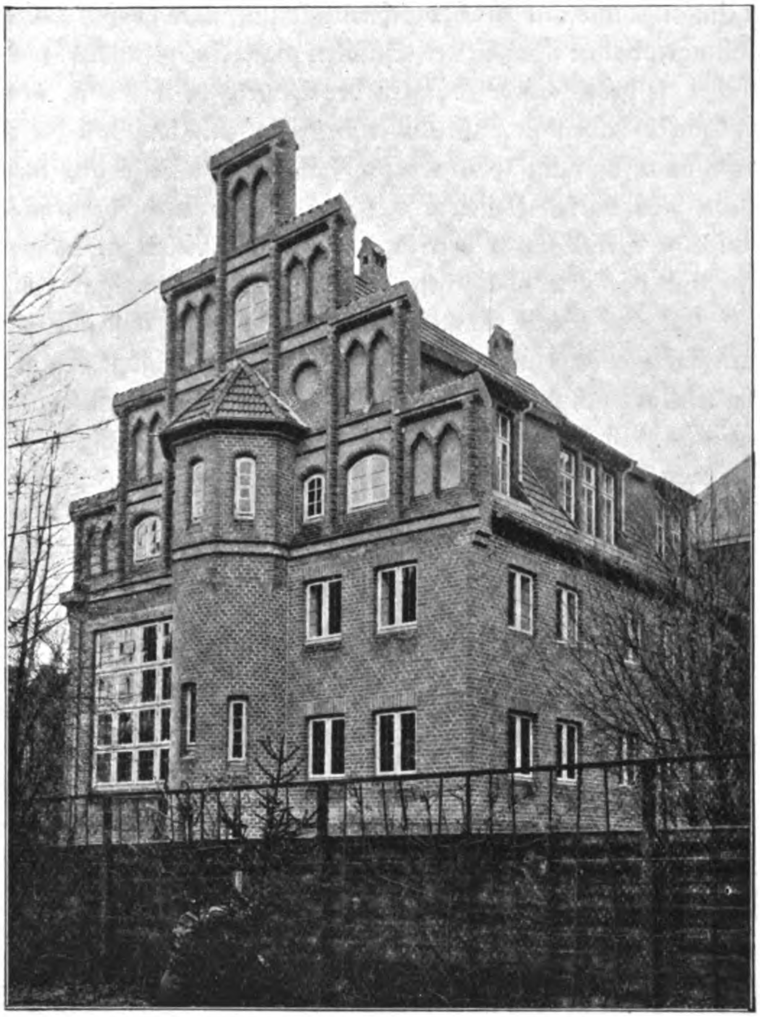
Die Grabausstattung ist wechselnd; man kann die Vermögensverhältnisse der Angehörigen, ja die Steigerung der allgemeinen Wohlhabenheit in den letzten 40—50 Jahren erkennen; früher die einfachen Holzkreuze, oder ein einfacher Stein mit einer durch Kalkfarbe

hergestellten Inschrift; später, als die Eisenindustrie aufkam, gußeiserne Kreuze mit vergoldeten Buchstaben; und in letzter Zeit, der des zunehmenden erleichterten Verkehrs, die kostbaren kunstvollen Grabmäler aus Granit und Sandstein. Marmor wird seltener gewählt, nur für besonders geschützte Plätze, weil er nicht haltbar genug ist. — Zuweilen erkennt man auch die Stimmung der Angehörigen und ihre Empfindungsweise aus der Art des Grabmales; auf dem rund um das uralte Kirchlein von Undeloh gelegenen Kirchhof, von dem man weit, weit in das liebliche Tal hinab und zu den gegenüberliegenden Waldbergen sehen kann, fand ich als Grabmal einen mächtigen, mit frischer, blühender Heide geschmückten unbehauenen Granitblock, einen Findling, der nur den Namen, sowie Geburts- und Sterbetag der jungen, im 28. Lebensjahre verstorbenen Frau trug. Sie war aus ihrer schottischen Heimat dem deutschen Manne in das Heidedörfchen gefolgt und hatte die Liebe zur Heide aus der Heimat mitgenommen und weitergepflegt; der in sinniger Weise von den Angehörigen gerade an diesem einsamsten, aber landschaftlich schönsten Kirchhofe errichtete Grabstein ließ dies erkennen. Jetzt liegt sie schon manchen Tag dort.

The world forgetting
by the world forgot.



Th. Herrmann



Museum in Lüneburg. Anbau von 1908.

Museumswesen.

Professor Th. Meyer (Lüneburg).



Entstehung und Aufgabe der Heimatmuseen

Die Museen im Regierungsbezirk Lüneburg sind sämtlich neueren Ursprungs. Ihre *Entstehung* verdanken sie einerseits dem Umstande, daß der seit dem siegreichen Kriege gegen Frankreich erfolgte Aufschwung des wirtschaftlichen Lebens in Deutschland, wie in anderen Gegenden unseres Vaterlandes, so auch in den Städten des Regierungsbezirkes gestattete, für rein geistige Zwecke Mittel flüssig zu machen, die eine frühere Zeit nicht zur Verfügung hatte, andererseits dem ständig wachsenden Interesse für die engere Heimat, für die Heimatkunde, und der Erkenntnis, daß der gewaltige Umschwung auf allen technischen Gebieten auch in dem Gewerbe und im täglichen Leben notwendig so große Wandlungen im Gefolge hat, wie sie sich

in gleichem Umfange und mit gleicher Schnelligkeit niemals vorher vollzogen h
Diese Wandlungen haben zwar in den Städten zuerst stattgefunden, um so sch
und gründlicher, je größer und lebhafter der Verkehr in ihnen ist, aber auc
entlegensten Dörfer haben sie nicht unberührt gelassen. Und wie die hochdeu
Schriftsprache unaufhaltsam ihren Einzug hält in alle Teile des weiten V
landes und die Mundarten kleinerer Bezirke mehr und mehr verdrängt oder
abschleift, wie die Heide durch den Wald und den Ackerbau immer mehr
geengt wird, wie das Strohdach dem Ziegeldach oder leider gar dem Dach
Pappe oder Zink den Platz räumen muß, so schwindet auf allen Gebiete
heimische, urwüchsige Art, und eine moderne Gleichmäßigkeit dringt dafür

Aufhalten läßt sich diese Bewegung nicht. Und wer wollte auch leu
daß sie notwendig ist, wenn unser Volk seinen großen Aufgaben gewa
sein soll? Aber mit dem Alten, was da fällt, um dem Neuen Pla
machen, schwindet auch ein gutes Teil dessen, was uns die engere He
so lieb und teuer macht, und es entflieht das Verständnis für die Wese
unserer Vorfahren. Mancher hat sich gewöhnt, lieblos von den vergang
Geschlechtern und ihrer Rückständigkeit zu reden, ohne zu bedenken, wie
das zu bewerten ist, was jene mit weniger ausgebildeten Hilfsmitteln gel
haben, wie kunstvoll und harmonisch sie ihr Heim auszugestalten wußten,
liebevoll sie auch ihren ganzen Hausrat zu schmücken verstanden.

Die Heimatsmuseen nun haben die Aufgabe, den kommenden Geschlec
ein Bild davon zu geben, wie die Vorfahren lebten in Stadt und Land, mit we

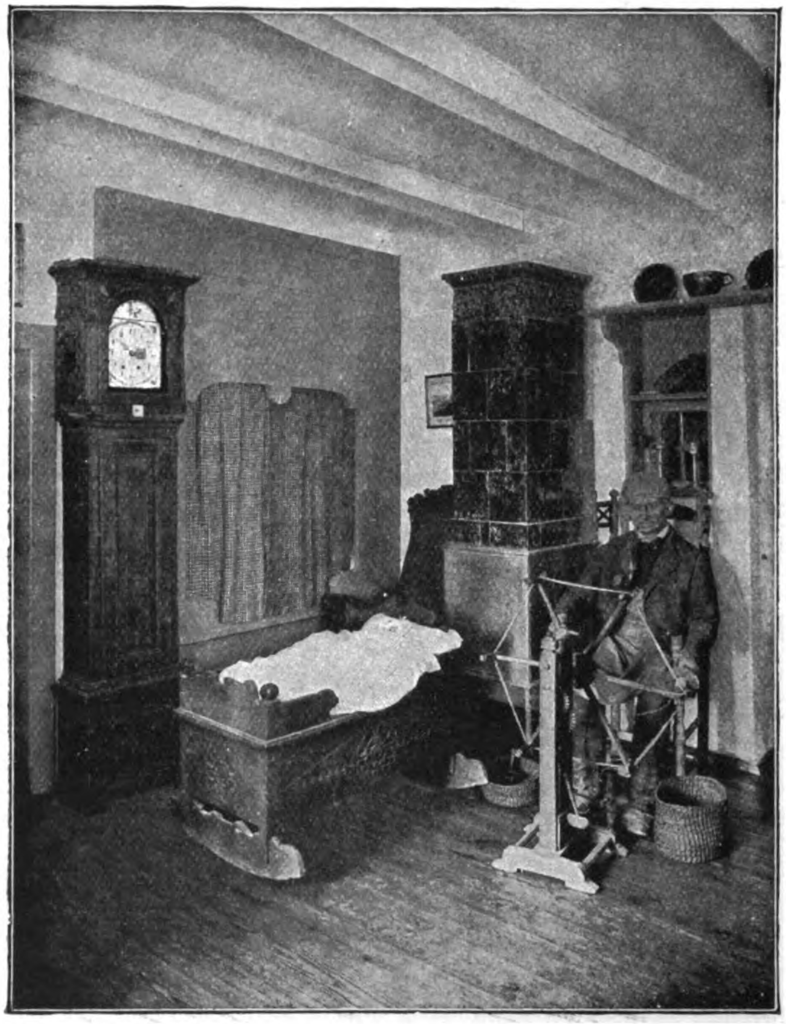


PAGE NOT AVAILABLE

bibliothek in Göttingen und der Königlichen Bibliothek zu Hannover, ein Teil wurde der Stadtbibliothek in Lüneburg und einige Werke auch der Bibliothek des Johanneums einverleibt. Von den Altertümern erhielt das, was nicht der Übernahme in Königliche Sammlungen wert befunden wurde, der 1850 begründete Altertumsverein in Lüneburg.

Das Museum in Lüneburg

Dieser Verein hatte sich die Aufgabe gestellt „die Darstellung und Erhaltung der Altertümer und Kunstwerke der Stadt Lüneburg und des Klosters Lüne" und hat durch eine Reihe von Veröffentlichungen auf diesem Gebiete*) Wertvolles geleistet.


Wendenstube des Museums zu Lüneburg. V. V. L.

Die Reste der von der Ritterakademie übernommenen Sammlung zu hüten und zu vermehren, lag den Interessen seines Leiters, des um Lüneburgs Geschichte hochverdienten Direktors Dr. Wilh. Friedr. Volger († 1879) ferner. So fristeten sie in ungeeigneten Räumen ein unbeachtetes, kümmerliches Dasein, während der von dem Rektor Dr. Kohlrausch († 1895) und dem in weiteren Kreisen, namentlich der Lehrerschaft, rühmlichst bekannten Oberlehrer Heinr. Steinvorth († 1905) begründete Naturwissenschaftliche Verein eifrig bemüht war, trotz ungünstiger Raumverhältnisse die seinige weiter auszubauen.

Der Naturwissenschaftliche Verein für das Fürstentum Lüneburg hatte es sich zum Ziele gesetzt, „die Kenntnis der Natur

*) Die Altertümer der Stadt Lüneburg und des Klosters Lüne. Herausgegeben vom Altertumsverein in Lüneburg. 6 Lieferungen in 4°. Lüneburg 1852—1871.

und ihrer Erzeugnisse und der Benutzung derselben mit besonderer Berücksichtigung des Fürstentums Lüneburg zu fördern und zu verbreiten durch Sammlungen, Vorträge in regelmäßigen Versammlungen und schriftliche Abhandlungen"*). Der Verein hat während seines Bestehens eine vorzügliche Sammlung Lüneburger Kreide- und Tertiärversteinerungen, eine gute Mineraliensammlung, deren Grundstock die Sammlung des Dr. med. Taube bildet, ferner eine Sammlung von Boraziten sowie eine zoologische und botanische Sammlung und zahlreiche Nachbildungen von Obstsorten, alles mit besonderer Berücksichtigung der Fauna und Flora von Lüneburg, angelegt. Als sehr vereinzelt dastehende Merkwürdigkeit des naturwissenschaftlichen Museums gilt der Rattenkönig, acht mit den Schwänzen verbundene, ausgewachsene Ratten, die im Jahre 1883 in der Abortsgrube eines Hauses in der Großen Bäckerstraße in Lüneburg noch lebend gefunden wurden.

Der Naturwissenschaftliche Verein fand Jahrzehntelang sein Unterkommen in gemieteten Räumen und die letzten 19 Jahre in unbenutzten Zimmern des Johanneums, bis er 1891 in das schöne neue Museumsgebäude an der Wandrahmstraße übersiedeln konnte.

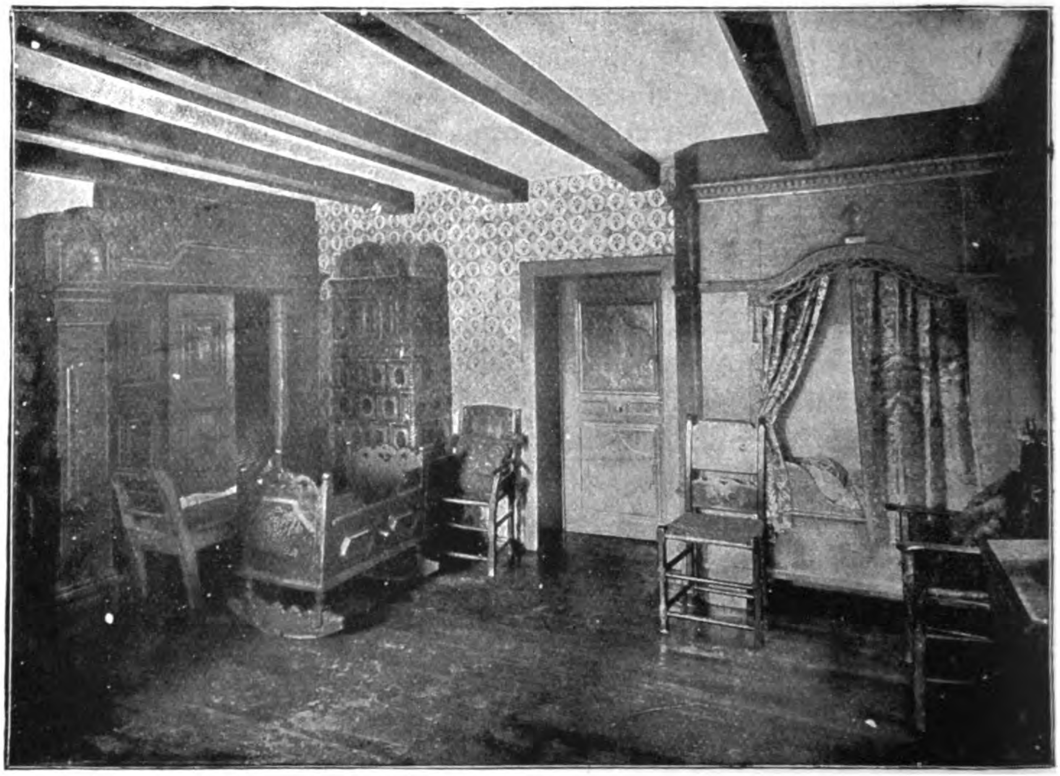
Dieses Gebäude hat die Stadt Lüneburg unter Beihilfe des Staates, der Provinz und der Landschaft in Celle, zahlreicher Privater und der beiden Vereine, des Naturwissenschaftlichen und des Museumsvereins nach Plänen des Geh. Baurats Heithaus durch den Architekten Ferdinand Münzenberger aus Lübeck für den Preis von rund 200 000 Mk. einschließlich des Bauplatzes errichtet. Sie ist auch Eigentümerin des Gebäudes und hat sich den übrigen Spendern gegenüber verpflichtet, es den beiden Vereinen ständig zur Benutzung zu überlassen, und es zu erhalten.

In diesem Gebäude, das in den Jahren 1907/08 durch einen Anbau auf dem Hofe für Bauernstuben und ländliche Geräte und im Jahre 1913 durch einen zweiten Anbau an der Wandrahmstraße erweitert worden ist, hat der Naturwissenschaftliche Verein das obere Stockwerk inne, der Museumsverein das Untergeschoß und das Erdgeschoß.

Der Museumsverein für das Fürstentum Lüneburg wurde im Jahre 1878 auf Anregung das Obergerichtspräsidenten v. d. Busch († 1912 in Hildesheim) als Nachfolger des erwähnten Altertumsvereins mit der Aufgabe, „das Interesse für Geschichte und Kunst im Fürstentum Lüneburg zu fördern, insbesondere Altertümer und sonstige Gegenstände zu sammeln und zu konservieren, welche für Geschichte, Kunst und Kulturgeschichte sowie für das Kunstgewerbe von Bedeutung sind, begründet."

Der Umstand, daß gerade in Lüneburg in reicherem Maße als in anderen Städten des ehemaligen Fürstentums sich viele Reste aus der Blütezeit der Stadt erhalten haben, mußte dem neuen Museum sehr förderlich sein. Außerdem war es ein besonders günstiger Umstand, daß der Dr. med. Sprengell, († 1898) einer der Begründer des Vereins und bis zu seinem Tode dessen

*) Jahreshefte des Naturwissenschaftlichen Vereins für das Fürstentum Lüneburg, XIX. Lüneburg 1865—1913.



Marschstube des Museums zu Lüneburg. V. V. L.

eifrigster Förderer, infolge seiner ausgedehnten Beziehungen zu der Bevölkerung in der Stadt und den umliegenden Ortschaften imstande war, der jungen Sammlung zahlreiche Gegenstände des täglichen Gebrauchs und besonders eine Menge wertvoller ländlicher Stickereien und Schmucksachen zuzuführen. —

Die Sammlungen des Museumsvereins, die von 1878 an in einem Kellerraum des Johanneums und später auch im Obergeschoß des Kalandgebäudes untergebracht waren, sind jetzt in nachstehender Weise eingeteilt:

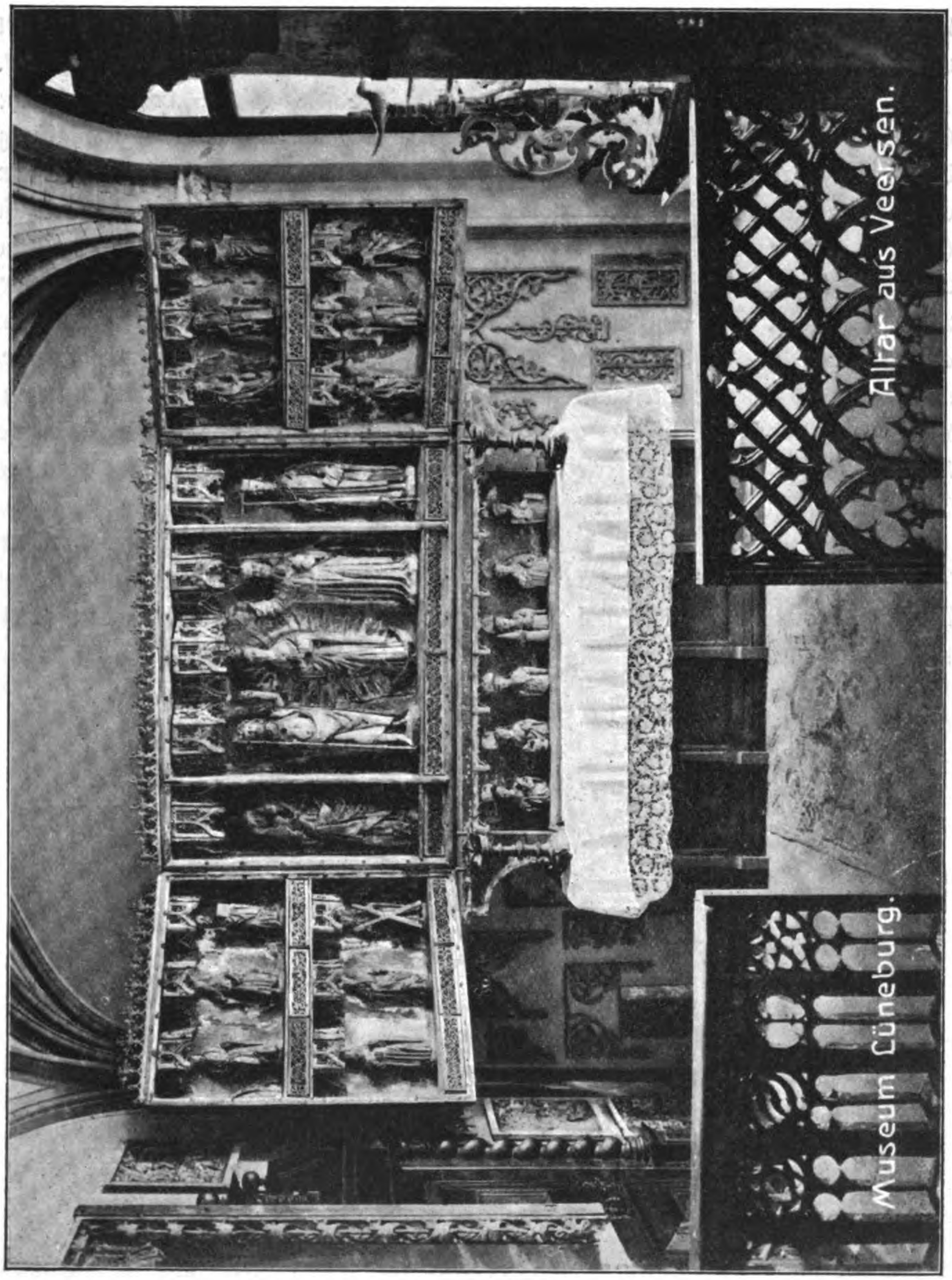
I. Vorgeschichtliche Altertümer,
II. Kirchliche Abteilung,
III. Kunstdenkmäler weltlicher Herkunft.

1. Das Mittelalter bis etwa 1530. 2. Zeitalter der Renaissance bis etwa 1650. 3. Die jüngeren Perioden bis gegen 1850.

IV. Lüneburger Saal für Stadtansichten, Bildnisse verdienter Lüneburger usw.

V. Sonderabteilungen.

1. Skulpturen und Formsteine. 2. Haus- und Wirtschaftsgeräte. 3. Metallarbeiten. 4. Keramik. 5. Siegel, Münzen, Medaillen. 6. Wissenschaftliche und Musikinstrumente. 7. Innungssachen. 8. Gewebe, Stickereien und Spitzen. 9. Waffen, Handwerksgerät. 10. Kupferstiche. 11. Ethnographisches, Lithographien, Holzschnitte.



VI. Ländliche Kultur und Kunst (im Erweiterungsbau).

1. Sechs Bauernstuben; Winser Marsch, Geest, hannoversches Wendland, Bardowick, Vierlanden, Altes Land. 2. Tracht und Schmuck. 3. Hausrat und Werkzeug.

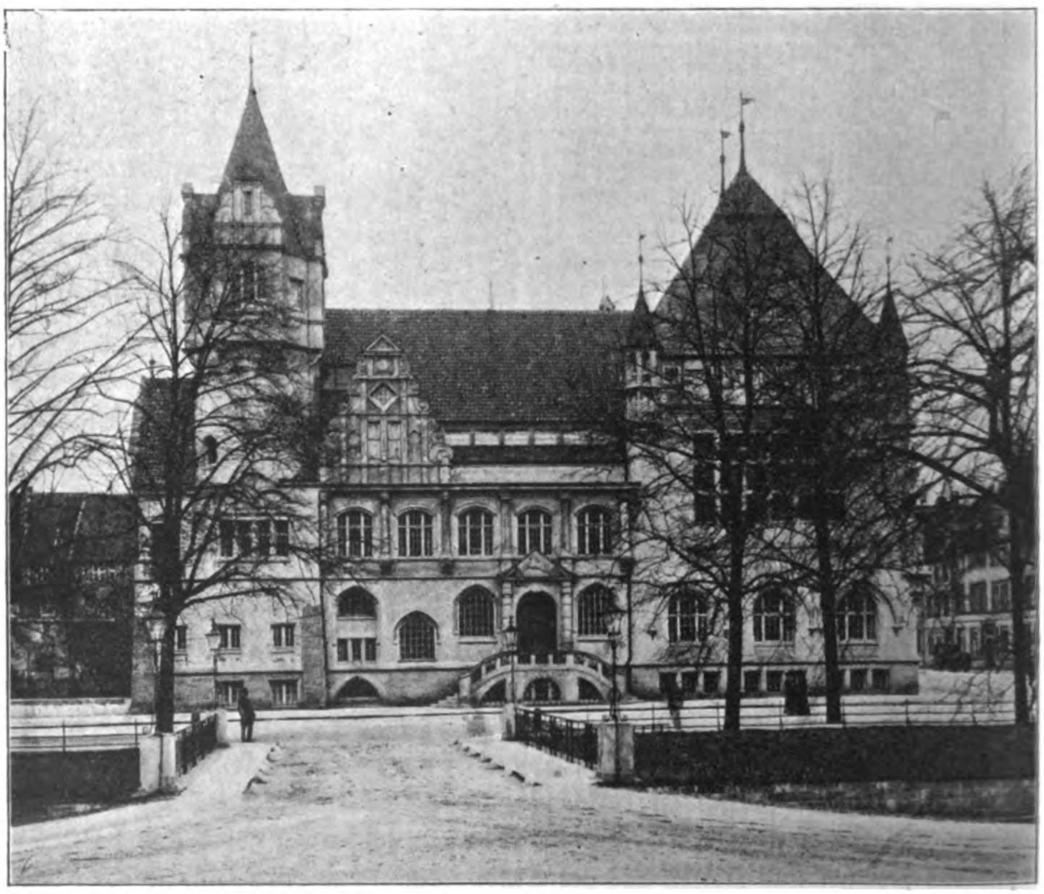
Die ganze Ordnung hat der Archivar Prof. Dr. Reinecke, Konservator des Museums im Nebenamt, in verdienstvoller Tätigkeit und unterstützt von dem Architekten Franz Krüger, der auch die Erweiterungsbauten aufgeführt hat, und anderen Damen und Herren aus der Stadt erdacht und durchgeführt. Die vorgeschichtliche Sammlung hat Herr M. M. Lienau aus Frankfurt a. O. mit Gemahlin

von 1908—13 den Forderungen moderner Wissenschaft entsprechend neu geordnet und aufgestellt. Jetziger Vorsteher der Abteilung ist Lehrer Gustav Schwantes.

Als hervorragend zu bezeichnen sind namentlich die vorgeschichtliche Sammlung (rund 5000 Nummern), die kirchliche Abteilung (Altäre, Einfassung der Fürstengruft aus der St. Michaeliskirche, die Lunasäule, Tauffstein aus Hollenstedt bei Harburg u. a.; die Kunstdenkmäler weltlicher Herkunft (Truhen und Schränke aus der gotischen und Renaissancezeit), je zwei gotische und Renaissancezimmer mit wertvollen Täfelungen und Decken; die Sammlung von Holzstöcken der von Sternschen Druckerei (Geschenk des Herrn v. Stern auf Tüschow) die Gewebe und Stickereien, die Glocken und Glockenornamente, die Öfen und die Arbeiten aus Steingut und Porzellan, die 6 Bauernstuben, von denen die Wendenstube und die wendischen Trachten und Geräte ebenso wie der große Rebenstorfer Friedhofsfund größtenteils ein Geschenk des Kantors Mente in Rebenstorf, jetzt in Lüchow, sind.

Nicht sehr reich ist das Museum an landwirtschaftlichen Geräten. Durch die räumlichen Verhältnisse ist die Leitung der Sammlung leider behindert, diesem Gebiete die Pflege zu widmen, die sie ihm gern zuteil werden lassen möchte.

Um so reichere Förderung hat dieser Zweig in Celle gefunden.

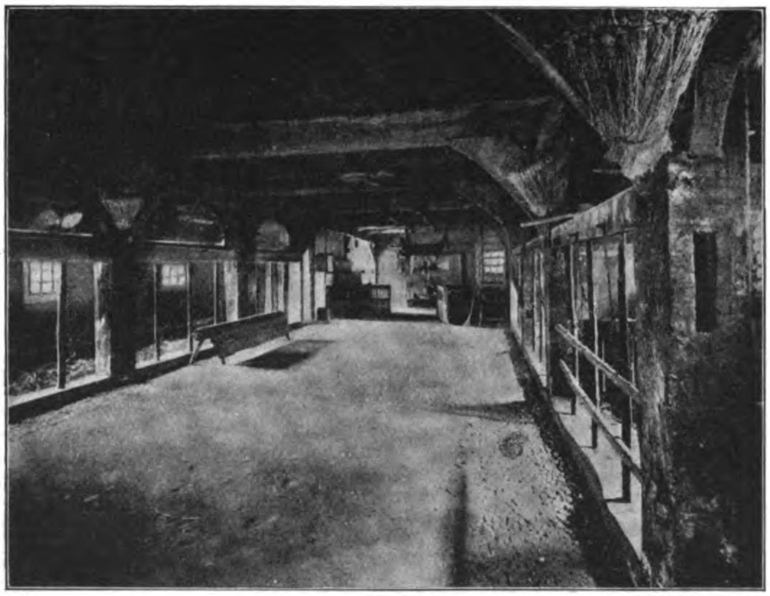


Vaterländisches Museum zu Celle. V. V. C.

In Celle wurde im Jahre 1892 ebenfalls ein Museumsverein begründet, dessen Werk das Vaterländische Museum in Celle ist. Vaterländisches Museum in Celle

Schon im Jahre 1877 hatte man dort den Plan gefaßt, ein Museum zu gründen, in dem die mannigfachen wertvollen Altertümer der Stadt Celle selbst zur Ausstellung kommen sollten. Aber es hatte dem zu diesem Zwecke begründeten Verein ein festumschriebenes Ziel gefehlt, und auch an Geldmitteln mangelte es, die nötigen Räume zu erwerben und die Sammlungen in nennenswerter Weise zu fördern. So schlief das Unternehmen, kaum begonnen, wieder ein.

Da gab das 600jährige Jubiläum der Stadt Celle im Jahre 1892 den Anlaß zu einem erneuten Vorgehen. In einer der ersten Sitzungen des zur Vorbereitung der Feier berufenen Festausschusses beantragte der Fabrikant W. Bomann, zur Erinnerung an den Ehrentag der Stadt ein städtisches Museum zu begründen, und dieser Antrag fand solchen Beifall, daß sich im Februar 1892 ein Museumsverein konstituierte mit dem Oberappellationsrat Dr. Nöldeke als erstem und dem Antragsteller Bomann als zweitem Vorsitzenden.

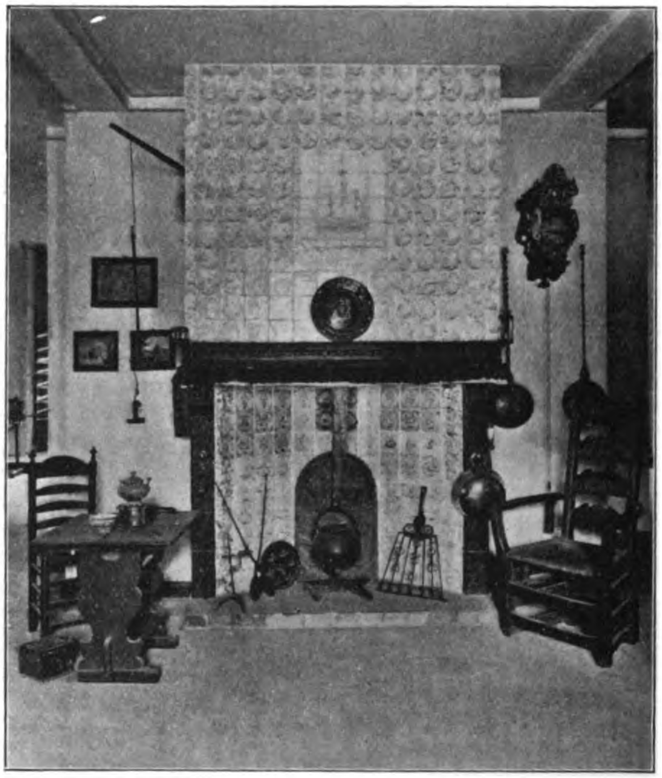


Bauernhausdiele des Museums zu Celle. V. V. C.

Der neue Verein, der naturgemäß zu Anfang ebenso wie der Lüneburgische, mit allerlei Sorgen um Beschaffung der nötigen Räumlichkeiten und der erforderlichen Geldmittel zu kämpfen hatte, überwand diese Schwierigkeiten in glücklicher Weise. Nachdem die Sammlungen zunächst in einem alten Schulgebäude untergebracht worden waren, konnte man schon wenige Jahre darauf an den Bau eines eigenen Hauses denken und bereits im April 1907 das prächtige Gebäude gegenüber dem alten Herzogsschlosse beziehen. „In Aneignung von Motiven der hervorragendsten alten Celler Bauwerke, besonders des königlichen Schlosses mit seinen eigenartigen Türmen und Erkern, des Rathauses mit seinem prächtigen Renaissancegiebel von 1597 sowie der besten erhaltenen Bürgerhäuser aus dem 17. Jahrhundert erinnert das Museum an das Schloß der Fürsten, das Haus des Rates und die Wohnungen der Bürger aus der Glanzzeit der Stadt Celle in

sinniger Weise"*). Die Kosten des Baues werden auf rund 108 000 ℳ angegeben. Sie wurden aufgebracht durch Beiträge der Stadt, des Ritterschaftlichen und Landschaftlichen Kollegiums für das Fürstentum Lüneburg, des Herzogs von Cumberland und privater Spender.

Das Vaterländische Museum will in erster Linie dadurch wirken, daß es ganze Räume möglichst in der Ausstattung einer bestimmten Zeit und Örtlichkeit zeigt, und zweierlei gibt ihm sein besonderes Gepräge. Es will ein „Bauernmuseum" sein und eine Stätte der Erinnerung an althannoversches Heer und Beamtentum. Den ersten Zweck erreicht es namentlich durch eine reichhaltige Sammlung bäuerlicher Geräte und Trachten, Modelle von niedersächsischen Gehöften, Bauernstuben aus dem Wendlande, den Vierlanden und dem Altenlande, die Darstellung eines Bienenzaunes, ganz besonders aber durch das sehr geschickt dem Neubau eingefügte niedersächsische Bauernhaus aus dem Kreise Fallingbostel, das aus dem Jahre 1571 stammt und mit möglichster Treue in allen Einzelheiten wieder aufgebaut worden ist.



Küche im Museum zu Celle. V. V. C.

Dem zweiten Zwecke dient die sogenannte „Ehrenhalle", ein großer hoher Raum, dessen Fenster mit Glasmalerei, Wappen der Provinz, der hannoverschen Landschaften und zahlreicher Adelsgeschlechter geschmückt sind, während die Wände die Bilder althannoverscher Truppenteile und vor allem das von S. M. dem Kaiser geschenkte Bild der Schlacht an der Göhrde vom 16. September 1813, gemalt von Professor Röhling, zeigen. Diese Halle enthält in Glasschränken eine Sammlung von mehr als 200 Uniformen der hannoverschen Armee.

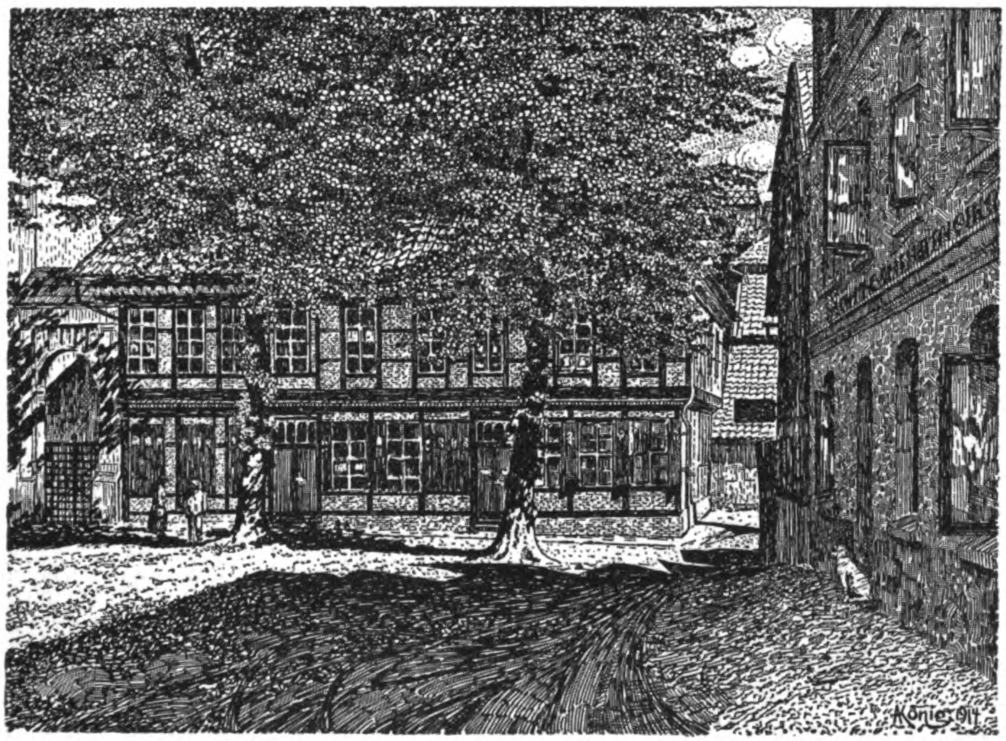
Außerdem besitzt das Museum eine reiche Sammlung von Ziviluniformen des vormaligen Königreichs Hannover und zahlreiche Erinnerungen an dieses, und auch ältere städtische Trachten und Altertümer der verschiedensten Art sind in großer Anzahl vorhanden.

*) Festschrift S. 21, f.

Neuerdings ist dadurch, daß die Stadt Celle dem Museum das angrenzende Pfarrwitwenhaus überwiesen hat, auch die Einrichtung mehrerer Wohnzimmer aus dem Anfang und der Mitte des 19. Jahrhunderts sowie eines Schlafzimmers und einer vornehmen bürgerlichen Küche ermöglicht worden, und andere Erweiterungen sind bereits im Entstehen.

Das Museum in Harburg

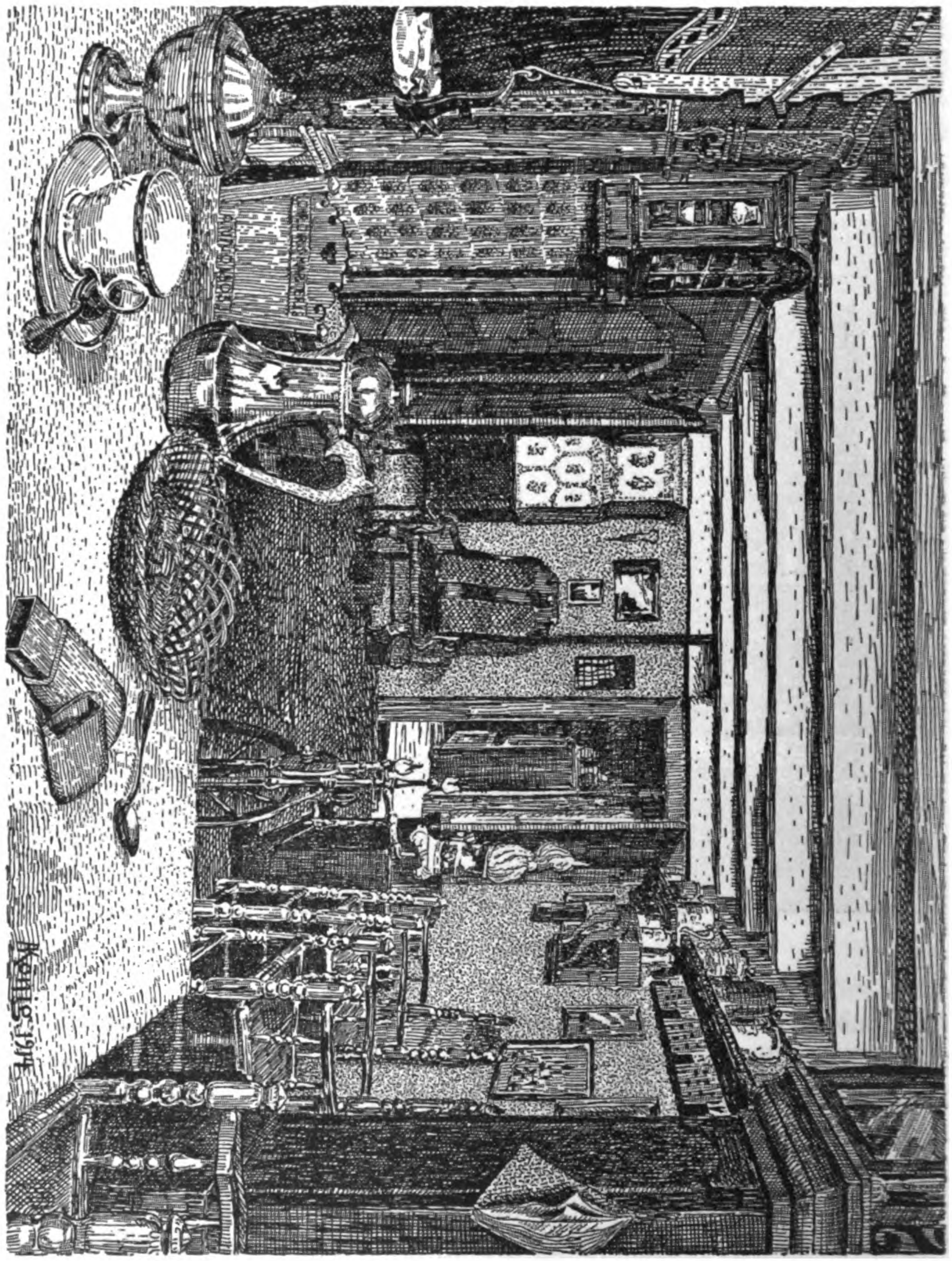
Der Museumsverein zu Harburg, E. V., wurde im Jahre 1898 infolge Anregung des Senators August Helms daselbst, der noch heute den ersten Vorsitz innehat und die Vereinsbestrebungen in jeder nur denkbaren Weise fördert, gegründet. Nach § 1 seiner Satzungen will der Verein „das Interesse für Geschichte, Natur- und Völkerkunde, Handel und Gewerbe fördern,



Museum zu Harburg. Zeichnung von A. König-Eschede.

insbesondere diesen Zwecken dienende Anschauungsgegenstände sammeln und konservieren. Der Verein rechnet in der Verfolgung seiner Ziele auf die freiwillige Tätigkeit seiner Mitglieder und Freunde". Mit großem Eifer förderte der zweite Vorsitzende, Handels- und Gewerbeschuldirektor Dr. phil. Gerber, dem die Leitung des Museumswesens übertragen wurde, das junge Unternehmen. Seit dem Ableben dieses Direktors (9. Januar 1901) ist der Lehrer Theodor Benecke, der seit Gründung des Museums an der Aufstellung der Gegenstände als Vorstandsmitglied mitgearbeitet hatte, mit der Leitung des Museums betraut worden. Er führt dieses Ehrenamt noch heute. In verhältnismäßig kurzer Zeit hat der Verein eine ungeahnt große und wertvolle Sammlung geschaffen. Diese wurde zunächst in einigen Klassenräumen der Knabenmittelschule am Rathausplatz untergebracht. Da diese Räume bald viel zu klein waren, so über-

wies der Magistrat dem Verein am 1. Oktober 1902 das alte Handelsschulgebäude nebst der daranstoßenden Amtswohnung des Gymnasialdirektors an der Kirchenstraße Nr. 5. Doch auch dieses Heim mit 14 großen Zimmern erwies sich bald als viel zu klein. Erst ein beabsichtigter Neubau, wozu bereits ein

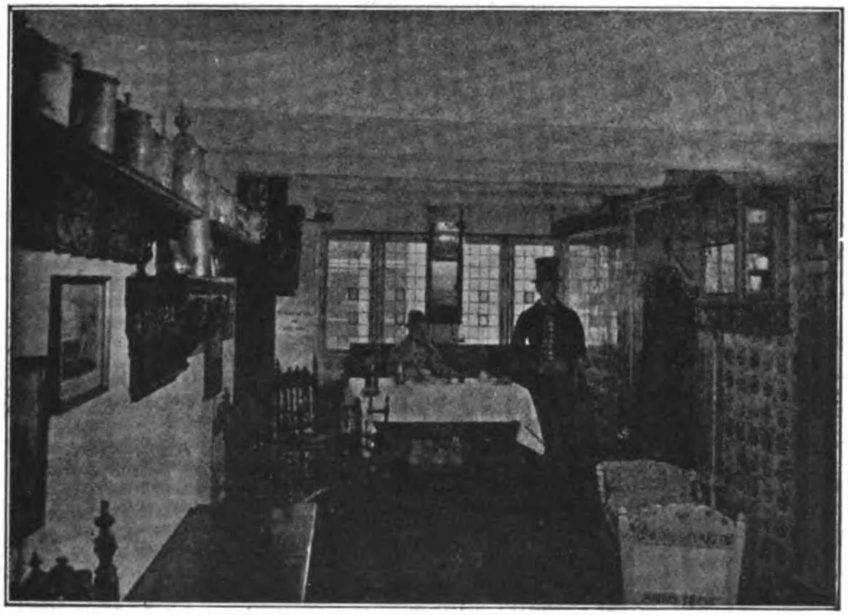


Niedersächsische Bauernstube des Harburger Museums. (Teilansicht.) Zeichnung von A. König-Eschede.

stattlicher Baufonds von wohltätiger Seite aus gestiftet ist, wird den Sammlungen wie ihren älteren und glücklicheren Schwestern in Lüneburg und Celle eine würdige Stätte bereiten. Sie enthält 5 Abteilungen, 1) die Altertumssammlung, 2) die ethnographische Sammlung, 3) die Sammlung für Industrie, Handel

und Gewerbe, 4) die Bibliothek und Urkundensammlung, 5) die naturhistorische Sammlung. Die erste Abteilung vereinigt viele Harburgensien und Urväterhausrat aus Stadt und Land, die wegen der gedrängten Aufstellung und der ungenügenden Räume noch nicht zur vollen Wirkung kommen. Hervorzuheben sind hier neben zahlreichen anderen Harburgensien die in großer Zahl vorhandenen, zumteil sehr schönen Gildengeräte sowie zwei Bauernstuben, eine niedersächsische und Vierländerstube nebst einem Flett.

Besonders hoffnungsvoll erscheinen aber die Abteilungen für Ethnographie und für Industrie, Handel und Gewerbe. Auf diesen Gebieten ist das Harburger Museum wegen des Charakters der Stadt als einer schnell aufblühenden Industrie- und Handelsstadt mit ausgedehnten überseeischen Beziehungen in weitaus günstigerer Lage als die Museen der übrigen Städte des Bezirks, die deshalb diese Zweige



Niedersächsische Bauernstube des Museums zu Harburg. (Teilansicht.)

auch entweder gar nicht oder, wie das Lüneburgische, nur in sehr beschränktem Maße pflegen. Schon jetzt ist in Harburg eine große Menge ethnographischer Gegenstände aller Art vorhanden, und in der Handels- und Industrieabteilung erfreuen den Besucher neben Sammlungen von Roh- und Halberzeugnissen zahlreiche und höchst sehenswerte Modelle von Maschinen und Fabrikanlagen.

Neben diesen Museen, die ein weiteres Gebiet umfassen, bestehen andere, in den letzten Jahren entstandene — und ihre Zahl scheint sich noch vermehren zu wollen —, die sich ihr Ziel räumlich oder stofflich enger gestellt haben.

Hier ist zuerst das Heidemuseum in Wilsede zu nennen.

Das Heidemuseum in Wilsede

Während alle übrigen Museen im Regierungsbezirk das Werk und der Besitz von Vereinen für Heimatkunde sind, ist das „Heidemuseum" Eigentum einer Gesellschaft mit beschränkter Haftpflicht und verdankt seinen Ursprung fast ausschließlich dem Pastor W. Bode, der sich bekanntlich auch um das



Wohnstube im Heidemuseum zu Wilsede.

Zustandekommen des Naturschutzparkes die größten Verdienste erw
und dem Lehrer Dageförde in Tangendorf bei Wulfsen, aus desse
Sammlung es hervorgegangen ist. Da sich keine andere Körpersc
fand, das Eigentum zu übernehmen, gründeten die genannten M
Verein mit dem damaligen Besitzer des Totengrundes, Professor T
Münster, eine Gesellschaft mit beschränkter Haftpflicht. Sie erwarbe
Bauernhaus, das sie in Wilsede wieder aufbauen ließen. „An der Wies
das Dorf durchzieht, liegt es zwischen den Bergen und dem Totengru
natürliches Glied in der Reihe der bäuerlichen Gehöfte.“ Um eine
quelle für ihre Stiftung zu haben, errichteten die Besitzer daneben d
aber höchst behagliche Gasthaus zum Heidemuseum. „Das Muse
wie Pastor Bode im Hamburger Fremdenblatt vom 19. Septer
schreibt, „gar kein Museum im landläufigen Sinn sein, sondern
wahres und lebenswarmes Bild vom Leben und Treiben der Altvo
den Eindruck erweckt, als ob die Bewohner auf einen Auge
Wohnung verlassen hätten und jeden Augenblick zurückkehren kön
gewohnte Beschäftigung wieder aufzunehmen: Ein Gruß längst
Geschlechter an die Gegenwart und die Zukunft“.

Das Museum in Lüchow

Dem in Wilsede gegebenen Beispiel folgte man zunächst in
Hier wurde im Anschluß an die auf Anregung und unter L
Lehrers Mente in Rebenstorf, der sich schon vorher um das M
Lüneburg hochverdient gemacht hatte, im Dezember 1905 ve
„Aufführungen aus dem alten Bauernleben des Wendlan
Wendländischer Altertumsverein begründet, der Alter
sonstige Gegenstände, die für Geschichte, Kunst und Kulturgeschich

PAGE NOT AVAILABLE



Museum zu Hermannsburg (Flett).

begründet worden. Die Unterkunft bietet ihm seit kurzem ein am Eingang zur Eckernworth belegenes, aus Harlem hierher verpflanztes Bauernhaus, das in seinem unteren Teil in der früheren Form hergestellt ist und eingerichtet wird, während der Boden zu einem Sammlungsraum umgestaltet wurde, in dem mannigfache Geräte und Trachten aufgestellt sind. Daneben steht ein altes Häuslingshaus aus Fulde und ein Speicher aus Oberndorfmark; die Gebäude mit feuersicherem Strohdach unter den herrlichen Eichen und Buchen am Wege zur Eckernworth bieten ein höchst anziehendes Landschaftsbild. Auch Hermannsburg hat neben dem Missionsmuseum, das an dieser Stelle nur erwähnt sein mag, aber nicht besprochen werden kann, da sein Inhalt mit Heimatkunde nichts zu tun hat, ein Heimatsmuseum. Auf einem Grundstück der Hermannsburger Mission hat der Museumsverein von Hermannsburg auf Anregung des Pastors Max Harms im Jahre 1909 ein Bauernhaus aus dem benachbarten Dorfe Weesen wieder aufgestellt, in dem bäuerlicher Hausrat aus der Heide gesammelt wird. Das Museum in Wilhelmsburg ist vom Verein für Heimatkunde in Wilhelmsburg im Januar 1907 begründet worden. Es befindet sich zurzeit in einem oberen Stockwerk des neuerbauten großen Wasserturmes. Der Verein, der seine Tätigkeit auch ortsgeschichtlichen Veröffentlichungen*) und wissenschaftlichen Vorträgen zuwendet, hat, wie es bei dem Charakter Wilhelmsburgs als eines wesentlich von einer zugewanderten Bevölkerung bewohnten Ortes begreiflich ist, bisher noch keine bedeutende Sammlung zusammenbringen können. Das Museum umfaßt gegenwärtig etwa 300 Nummern und eine Bibliothek von 130 Bänden.

*) Grote, Freiherr; Beiträge zur Geschichte der Elbinseln vor Hamburg 1907.

Auch das Museum in Finkenwerder sei hier erwähnt, eine Gründung und Eigentum der Museums-Gesellschaft daselbst, die seit 1901 kulturgeschichtliche Gegenstände, Hausgerät, Kleidung, Schmuck, Handfertigkeitsleistungen, geschichtliche Urkunden usw. zusammenträgt und ihre Sammlungen zurzeit in dem Hause Steendiek 26 untergebracht hat.

Endlich sind noch drei in den letzten Jahren entstandene Sammlungen, die sich noch in den Anfangsstadien befinden, zu erwähnen. In Dahlenburg hat der 1911 vom Lehrer Baumgarten begründete Museumsverein seine Sammlung von Haus-, Wirtschafts-, Handwerks- und Ackergerät, Trachten, Waffen, vor- und frühgeschichtlichen Altertümern, naturkundlichen und ethnographischen Gegenständen in leerstehenden Räumen des Schulhauses vereinigt, hofft aber demnächst die St. Laurentiuskirche auf dem alten Kirchhof ausbauen und zu seinen Zwecken benutzen zu können.

In Ülzen sammelt seit derselben Zeit der Verkehrs- und Verschönerungsverein in gleicher Weise, mit vorwiegender Berücksichtigung der auf die Bearbeitung des Flachses und auf den Handel bezüglichen Gegenstände. Eigentümerin der Sammlungen, die jetzt in dem ehemaligen Hause der Städtischen Töchterschule ihre Unterkunft gefunden haben, ist die Stadt Ülzen, Leiter der Sammlung der Realgymnasiallehrer Scharlemann.

Schließlich ist noch im Frühjahr 1914 in Gifhorn ein Museum von dem Museums- und Heimatverein ins Leben gerufen worden. Es sammelt Gegenstände aller Art, die für die Geschichte, Kultur usw. der engeren Heimat Bedeutung haben. Das Museum befindet sich bis zur Errichtung eines geplanten Jugendheims, mit dem es verbunden werden soll, in einer Schule. Konservator ist der Kantor Brennecke in Gifhorn.





Schrifttum





Quellennachweis.

Von Oberlehrer **Wilkens** (Lüneburg).

Vorbericht. „Das Fürstentum Lüneburg, welches in geschichtlicher Beziehung sowohl, als in Hinsicht auf natürliche Beschaffenheit zu den bemerkenswertesten Teilen unseres Vaterlandes gehört, hat dennoch weder in dem einen, noch in dem andern Verhältnisse die verdiente Berücksichtigung gefunden, während andere, zum Teil an Größe und sonstiger Beschaffenheit dem Fürstentum weit nachstehende Länder und Provinzen längst einer Aufmerksamkeit sich erfreuen, welche bemühet ist, das bisher Unbekannte zu erforschen und ans Tageslicht zu ziehen". Diese Worte, entnommen dem vom Direktor Volger im Jahre 1851 erlassenen Aufrufe zur Gründung eines naturwissenschaftlichen Vereins für das Fürstentum Lüneburg, haben noch heute Geltung. Wenn auch bisher einzelne **Versuche** einer Beschreibung sowohl der gesamten Landschaft, als auch einzelner Teile unternommen wurden, so sind diese zum Teil veraltet, andererseits erheben sie sich kaum über eine leitfadenartige Darstellung. Es fehlt mithin noch immer an einer Heimatkunde größeren Stils, die in volkstümlicher Form, aber auf wissenschaftlicher Grundlage bearbeitet, nicht allein dem Unterrichtsbedürfnisse dienen, sondern auch den Heimatsinn weiterer Kreise befriedigen soll.

Glücklicherweise fehlt es nicht an **Vorarbeiten** für dieses Werk. Der Medizinalrat D. G. Taube in Celle (gest. 1799) war ein fleißiger Sammler; er brachte Merkwürdigkeiten jeglicher Art zusammen, die er sorgfältig ordnete und verzeichnete. Er schrieb zwei Bändchen „Beiträge zur Naturkunde des Herzogtums Celle" (1766—1769). Der Stadtphysikus Dr. Ebeling in Lüneburg hat der Stadtbibliothek „fünf Bände sehr sorgfältiger und zweckmäßig angelegter Beobachtungen wetterkundlicher Erscheinungen hinterlassen (1778—1813); Stadtwundarzt H. D. Denicke hat diese Beobachtungen von 1813—1854 und sein Sohn, der Arzt Dr. Denicke, von 1854—1888 fortgesetzt, so daß in dieser

Sammlung Wetterbeobachtungen von 1778—1889, also 112 Jahre hindurch vorliegen. Neben diesen Aufzeichnungen gehen seit 1853 die Beobachtungen von Dr. Kohlrausch her. Die vorhin angeführten Sammlungen des Medizinalrats Taube hat der Landschaftsdirektor von Bülow (gest. 1802) für die Ritterakademie in Lüneburg erworben; später sind sie in den Besitz des Naturwissenschaftlichen Vereins zu Lüneburg übergegangen. Sie sind in bedeutsamer Weise durch den Stadtschreiber Joh. Chr. Heyer, geb. 1779, vermehrt worden. Er sammelte in der näheren Umgebung Lüneburgs sechzig Jahre hindurch mit großem Eifer und ist auch der Entdecker der Boraziten des Schiltsteins, seine Insektensammlung enthält viele Arten. Die Pflanzenwelt des Lüneburger Landes wurde zuerst durch den Oberlehrer Steinvorth bearbeitet; seine „Phanerogamenflora des Fürstentums Lüneburg erschien 1849. Von besonderer Bedeutung war die Gründung des Naturwissenschaftlichen Vereins für das Fürstentum Lüneburg im Jahre 1851. Die Jahreshefte dieses Vereins bieten eine Fülle von bedeutsamem Stoffe; es sei hier nur an die Namen Kohlrausch, Nöldeke, Steinvorth und Volger erinnert.

Für den Quellennachweis ist ferner wichtig das „Hannoversche Magazin". Der vollständige Titel dieser Zeitschrift lautet „Neues hannoversches Magazin, worin kleine Abhandlungen, einzelne Gedanken, Nachrichten, Vorschläge und Erfahrungen, welche die Verbesserungen des Nahrungsstandes, der Städte und Landwirtschaft, Handlung, Manufakturen und Künste, die Physik und angenehme Wissenschaften betreffen, gesammelt und aufbewahrt sind." Diese Zeitschrift umfaßt 84 Jahrgänge (1763—1847). Sie findet sich in der Stadtbibliothek und in der Seminarbücherei zu Lüneburg. Ein „Systematisches Repetitorium" der im „Hannoverschen Magazin" enthaltenen Abhandlungen ist 1880 bei Fr. Culemann in Hannover erschienen. Es leistet die gleichen Dienste für die Vorläufer des „Hannoverschen Magazin", die „Hannoverschen Gelehrten-Anzeigen" von 1750—54, für die „Nützlichen Sammlungen" von 1755—1758, sowie für die „Beiträge zum Nutzen und Vergnügen". Auch für die im „Vaterländischen Archiv" und für die „Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen" ist ein bis zum Verlagsjahre 1880 reichender Literaturnachweis im „Systematischen Repetitorium" vorhanden. Hinsichtlich der zuletzt angeführten Schriften ist noch ergänzend zu bemerken, daß seit 1819 einer der ältesten historischen Vereine Deutschlands, der niedersächsische, eine eigene Zeitschrift herausgibt, die unter verschiedenen Namen fast ununterbrochen bestanden hat. Sie ist als „Vaterländisches Archiv oder Beiträge zur allseitigen Kenntnis des Königreichs Hannover, wie es war und ist" 1819 begründet, und als „Neues Vaterländisches Archiv" fortgesetzt bis 1832. Dann erweiterte sie 1833 ihr Gebiet als „Vaterländisches Archiv für Hannoverisch-Braunschweigische Geschichte". Von 1835—1844 erschien sie unter dem Titel „Vaterländisches Archiv des historischen Vereins für Niedersachsen", dann 1845—1849 als „Archiv des historischen Vereins für Niedersachsen" und seitdem „als Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen". Sie beschränkt sich jedoch nicht auf die Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, sondern auch

die Landes- und Volkskunde, sowie das Recht, die Verfassung und Verwaltung sind in den Kreis der Darstellung gezogen. Für diese wertvolle Quelle hat der Direktor der Königlichen Bibliothek in Hannover, Karl Kunze, im Jahre 1911 ein „Systematisches Inhaltsverzeichnis“ herausgegeben, welches dieses umfassende Material der Forschung leicht zugänglich macht.

Für die Kunde unseres Bezirks sind ferner von besonderer Bedeutung die „Abhandlungen des Naturwissenschaftlichen Vereins in Bremen“. Die zoologische Literatur über das nordwestdeutsche Tiefland, gesammelt von S. A. Poppe, findet sich für

	1883—1887 in Band	9,	Seite	19— 56
	1884—1891 „	„ 12,	„	237—268
und für	1892—1902 „	„ 17,	„	306—335.

Die von Poppe aufgestellten Nachweise beschränken sich auf die zoologische Literatur. Fr. Buchenau berücksichtigte das gesamte naturwissenschaftlich-geographische Schrifttum dieses Gebietes von 1884 an. Seine Nachweisungen finden sich in

A. B. Band 9, Seite	225—243,	A. B. Band 13, Seite	75— 80,
„	300—302,	„	342—347,
„	469—471,	„	493—498,
A. B. Band 10, Seite	246—248,	A. B. Band 14, Seite	335—340,
„	571—574,	„	515—520,
A. B. Band 11, Seite	429—432,	A. B. Band 16, Seite	399—406,
A. B. Band 12, Seite	158—161,	„	544—547,
„	291—294,	und A. B. Band 17, Seite	295—305.
„	556—561,		

Es sei ferner auf die „Jahresberichte der Naturhistorischen Gesellschaft in Hannover“, das „Jahrbuch der Hamburgischen wissenschaftlichen Anstalten“, die „Verhandlungen des Vereins für naturwissenschaftliche Unterhaltung in Hamburg“ und das „Jahrbuch des Vereins für Naturkunde an der Unterweser“ hingewiesen. Auch in diesen Schriften finden sich manche Abhandlungen, die das in Frage stehende Gebiet behandeln. Anzuführen ist sodann noch hinsichtlich des naturwissenschaftlichen Schrifttums die „Biographie der deutschen naturwissenschaftlichen Literatur“, herausgegeben im Reichsamt des Innern, Jena 1901/02 und ferner.

Dieses Werk ist aber nur ein Auszug aus einem großen Werke, das das ganze internationale Schrifttum enthält. Der Titel dieses Werkes lautet: International catalogue of scientific Literature. Jena. Fischer. Die Hamburger Stadtbibliothek schafft dieses Werk jährlich (304 Mk.) an.

Für das landes- und volkstümliche Schriftwesen finden sich die Nachweise in P. E. Richters Bibliotheca Geographica Germaniae. Leipzig. Engelmann 1896. (Hamburger Stadtbibliothek). Die Fortsetzung bildet der „Bericht über die neuere Literatur zur deutschen Landeskunde, von dem der 1. Band von Kirchhof und Haßert, der 2. Band von Kirchhof und Regel und der 3. Band von Kirchhof und Ule bearbeitet ist. Das Werk findet sich in der Hamburger Kommerzbibliothek, Domstraße.

Als grundlegende Werke seien ferner angeführt:

Grupen, Origines Germaniae. Lemgo 1766. Manecke, Beschreibung der Städte und Ämter im Fürstentum Lüneburg. Celle 1858. v. Hammerstein, Der Bardengau. Hannover 1869. Merian, Topographie der Herzogtümer Braunschweig und Lüneburg. Frankfurt a. M. 1654.

Im besonderen sei noch angeführt, daß eine erschöpfende Bibliographie des Wendlandes, zusammengestellt von Dr. Mucke, in V. N. Jahrgang 1908, Seite 175—195 und 374—375 geboten wird.

Hinzuweisen ist weiter auf die Zeitschrift „Hannoverland", herausgegeben von Professor W. Deetjen. Sie liegt in sieben Jahrgängen (1907—1913) vor. Ein Verzeichnis der Abhandlungen enthält der Bericht über die Verlagstätigkeit der Firma Ernst Geibel in Hannover auf Seite 39—56. Bedeutsam erscheint endlich die Zeitschrift „Niedersachsen", eine Halbmonatsschrift für Geschichte, Landes- und Volkskunde, Sprache und Literatur Niedersachsens. Bremen, Carl Schünemann. Sie birgt in ihren 19 Jahrgängen eine Fülle wertvoller Stoffe, die hier alle aufzuführen über den Rahmen der Arbeit hinausgehen würde. Die „Niedersachsen" wurde durch August und Friedrich Freudenthal gegründet; der gegenwärtige Schriftleiter ist Hans Pfeiffer. Zu beachten sind endlich der „Heidewanderer", Unterhaltungsblatt zur Allgem. Zeitung der Lüneburger Heide, Ülzen; „Heimatglocken", Unterhaltungsblatt zur Pflege der Heimatkunde, Beilage der Winsener Nachrichten, und Fellersmann, Heimatklänge aus dem Amte Burgwedel.

Bei der Zusammenstellung des auf diese Vorbemerkungen folgenden Quellenverzeichnisses für die einzelnen Stoffgebiete sind benutzt worden:

Universitätsbibliothek Göttingen,
Provinzialbibliothek Hannover,
Stadtbibliothek Hannover,
Stadtbibliothek Hamburg,
Kommerzbibliothek Hamburg,
Bibliothek der Königlichen Regierung zu Lüneburg,
Stadtbibliothek Lüneburg,
Bibliothek des naturwissenschaftlichen Vereins Lüneburg,
Seminarbibliothek Lüneburg,
Bibliothek des Museumvereins zu Lüneburg,
Bibliothek des Museums zu Harburg u. a. m.

Es sei zum Schluß noch die Bemerkung gestattet, daß in anbetracht der verhältnismäßig kurzen Zeit, die für diesen Zweck zur Verfügung stand, der Quellennachweis nur als ein erster Versuch anzusehen ist, der bei einer etwaigen Neuauflage einer sorgfältigen und umfassenden Ergänzung bedarf.

Aber auch als solcher wäre er wohl erfolgreicher zu gestalten gewesen, wenn nicht der Krieg über das Vaterland hereingebrochen wäre in den Tagen, die wir zuguterletzt dem Quellennachweis hatten widmen wollen. So gehe er denn hinaus als Zeuge der Stunden, die jeden deutschen Mann von den Arbeiten der Literatur und der Wissenschaften abrufen in den Dienst des Vaterlandes.

Gott schütze unsere Heimat!

I. Band.

Land und wirtschaftliches Leben.

1. Geologie.

Walther, J. Lehrbuch der Geologie von Deutschland. Eine Einführung in die erklärende Landschaftskunde für Lehrende und Lernende. 2. vermehrte Auflage. Leipzig 1912.

Geographischer Wegweiser durch alle Provinzen des Königreichs Hannover. Clausthal 1832.

Weiland, C. F. Generalkarte von dem Königreich Hannover usw. Geographstat. Atlas. Weimar 1822.

Steinvorth, H. Zur Geognosie Lüneburgs. Jahresheft d. N. V. f. d. Fürstentum Lüneburg. 1864.

Nöldeke. Das Vorkommen des Petroleums im nordwestlichen Deutschland, insbesondere in der Lüneburger Heide. Celle u. Leipzig 1881.

Nöldeke. Die geologischen Verhältnisse von Ölheim. Jahresheft d. N. V. Lüneburg. 1879 bis 1882; 1882 VII, S. 53—63.

Nöldeke. Vorkommen und Ursprung des Petroleums. Celle u. Leipzig 1883.

Nöldeke. Die Diatomeenlage der Lüneburger Heide. J. d. N. V. Lüneburg 1883, 84; 1884, IX, S. 101—127.

Lauffer. Aufschlüsse des untern Mergels in Nordhannover. J. d. L. A. 1883, S. 310 u. 554.

Laufer, E. Das Diluvium im nordöstlichen Teile der Provinz Hannover. Jahrb. d. Kgl. Geologischen Landesanstalt Berlin. 1884.

Gottsche, C. Kreide und Tertiär in Nordhannover. Jahrbuch d. Hamburger wissenschaftlichen Anstalt 6. Hamburg 1889.

Müller, G. 1. Neuere Beobachtungen zur Bodenkunde von Lüneburg im Sommer 1898. 2. Oberer Muschelkalk auf der Schafweide bei Lüneburg. 3. Zur Altersfrage der N.-S.-Störungen in der Kreide Lüneburg. Jahreshefte der N. V. für das Fürstentum Lüneburg. XV, 1899—1901.

Wahnschaffe, F. Die Ursachen der Oberflächengestaltung des Norddeutschen Flachlandes. Stuttgart 1901.

Linston, v. Die organischen Reste des Trias von Lüneburg. J. d. L. A. 1903. S. 122—164.

Häpke. Die Tiefbohrung und Temperaturmessung im Innern der Erde bei Oldau an der Aller. XVII. A. d. N. V. Br. 1903. S. 425—434.

Müller u. Weber. Eine frühdiluviale u. präglaziale Flora bei Lüneburg. A. d. L. A. Neue Folge 1904, Heft 40.

Olbricht, K. Die Probleme des untern Ilmenautals. 1904.

Geinitz. Die Eiszeit. Braunschweig 1906. Jahreshefte des naturwissenschaftlichen Vereins Lüneburg. IX. Jahrgang 38.

Gagel, C. Beiträge zur Kenntnis des Untergrundes von Lüneburg. Jahrb. d. Kgl. Preuß. Geol. Landesanst. f. 1909, Bd. XXX, Teil I.

Gagel. Neue Beobachtungen über Störungen im Lüneburger Jura. Z. d. g. G. 1905. S. 265 u. 271.

Dammer. Über einige neue Fundpunkte von interglazialen Schichten in der Lüneburger Heide. J. d. L. A. 1907. S. 658.

Gagel. Eine Reihe kleiner Schriften u. Besprechungen. a b c d Jahreshefte XVIII. 1908—1910. S. 63.

Wahnschaffe. Eine Radtour in der Lüneburger Heide. Globus, Jahrgang 78, S. 185.

Wahnschaffe, F. Die Oberflächengestaltung des norddeutschen Flachlandes. III. neubearbeitete und vermehrte Auflage. Stuttgart 1909.

Geinitz, F. E. Das Quartär Nordeuropas. Lethaea geognostica 2. III. Stuttgart 1904.
Olbricht, K. Grundlinien einer Landeskunde der Lüneburger Heide. Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. Bd. 18, Heft 6. Stuttgart 1909.
Lachmann, R. Der Salzauftrieb. Geophysikalische Studien über den Bau der Salzmassen Norddeutschlands. 1.—3. Folge. Halle a. d. Saale 1911—1912.
Stille, H. Die Kalischätze der Provinz Hannover. Arbeiten der Landwirtschaftskammer für die Provinz Hannover. Heft XXIX. Hannover 1910.
Stille, H. Das Aufsteigen des Salzgebirges. Zeitschr. f. praktische Geologie. XIX. Jahrg., 1911.
Stille, H. Der Untergrund der Lüneburger Heide und die Verteilung ihrer Salzvorkommen. 4. Jahresber. d. Niedersächs. geol. Vereins zu Hannover. 1911.
Harbort, E. Zur Geologie der nordhannoverschen Salzhorste. Zeitschr. d. Deutschen Geolog. Gesellsch. Bd. 62, 1910.
Harbort, E. Zur Frage der Aufpressungsvorgänge und des Alters der nordwestdeutschen Salzvorkommen. Kali, Zeitschr. f. Gewinnung, Verarbeitung und Verwertung der Kalisalze. 7. Jahrg., Heft 5, 1913.
Hoyer, W. Die geologischen Verhältnisse der Umgegend von Sehnde. Zeitschr. d. Deutschen Geolog. Gesellsch. Bd. 54, 1902.
Klockmann, F. Die südliche Verbreitungsgrenze des oberen Geschiebemergels und deren Beziehung zu dem Vorkommen der Seen und des Lösses in Norddeutschland. Jahrb. d. Kgl. Preuß. Geol. Landesamt. f. 1883, Bd. IV.
Koert, W. Zwei neue Aufschlüsse von marinem Oberoligocän im nördlichen Hannover Jahrb. d. Kgl. Preuß. Geol. Landesamt. f. 1900. Bd. XXI.
Credner, H. Die Verbreitung des Gault in der Umgegend von Hannover. Zeitschr. d. Deutschen Geolog. Gesellsch. Bd. 17, 1865.
Struckmann, C. Die Portlandbildungen der Umgegend von Hannover. Zeitschr. d. Deutschen Geolog. Gesellsch. Bd. 49, 1887.
Müller, G. Über das Vorkommen von Ancyloceras-gigas-Schichten bei Mellendorf nördlich Hannover. Jahrb. d. Kgl. Preuß. Geol. Landesamt. f. 1892. Bd. XIII.
Everding. Zur Geologie der deutschen Zechsteinsalze. Berlin 1907.
Walther. Geschichte der Erde und des Lebens. Leipzig 1908.
Geinitz. Die Eiszeit. Braunschweig 1906.
Koert. Wissenschaftliche Ergebnisse einer Erdölbohrung bei Halm in Nordhannover. Jahrb. d. Kgl. Preuß. Geol. Landesanstalt f. 1912. Bd. XXXII.
Stoller. Die Landschaftsformen der südlichen Lüneburger Heide vom geologischen Standpunkte betrachtet. 2. Jahresbericht des Niedersächsisch. geol. Vereins zu Hannover. Hannover 1909.
Stoller. Spuren des diluvialen Menschen in der Lüneburger Heide. Jahrb. d. Kgl. Preuß. Geol. Landesanstalt. f. 1909. Bd. XXX.
Stoller. Die Beziehungen der nordwestdeutschen Moore zum nacheiszeitlichen Klima. Zeitschr. d. Deutschen Geol. Gesellschaft. Bd. 62, 1910.
Dammer. Über interglaziale Süßwasserkalke in der Umgegend von Bienenbüttel in der Lüneburger Heide. Jahrb. d. Kgl. Preuß. Geol. Landesanstalt. f. 1910. Bd. XXXI.
Stoller. Der jungdiluviale Lüneburger Eisvorstoß. 7. Jahresbericht des Niedersächsischen geologischen Vereins zu Hannover. Hannover 1914.

2. Die Landschaft.

Heinemann. Historisch-topographische Beschreibung des Königreichs Hannover und des Herzogtums Braunschweig. 1853.
Kohlrausch. Bilder aus Niedersachsen.
Gabain. Wanderbuch durch die Lüneburger Heide. Hamburg 1909.
Harms. Goldene Äpfel in silbernen Schalen. Hermannsburg 1908.

Dehning. Die Sieben Steinhäuser in der Lüneburger Heide, eine Heidefahrt von Hermannsburg nach den Sieben Steinhäusern. Hermannsburg o. J.

Benecke, Theodor. Neuester illustrierter Führer durch Harburg und Umgegend. Harburg 1911.

Führer durch das Sool- und Moorbad Lüneburg. Herausgegeben vom Verkehrsverein zu Lüneburg. 1913.

Olbricht, Dr. Grundlinien einer Landeskunde der Lüneburger Heide. Stuttgart 1909.

Olbricht, Dr. Der geologische Aufbau und die Oberflächengestaltung Nordwestdeutschlands. 12. Jahresbericht der Geogr. Gesellsch. zu Hannover. 1911.

Olbricht, Dr. Die Lüneburger Heide. Ebenda.

Olbricht, Dr. Das Landschaftsbild der Provinz Hannover und seine Entwicklung. Hannover 1912.

Linde. Die Niederelbe. Bielefeld 1909.

Linde. Die Lüneburger Heide. Bielefeld 1905.

Gabain, Dr. E. Bilder aus der Südheide. Hamburg 1913..

Heideführer quer durch Gifhorn und Umgegend. Herausgegeben vom Bürger- und Verkehrsverein Gifhorn.

Ringlib. Statisch-topographisches Hand- und Wörterbuch ob des Landdrosteibezirks Lüneburg.

Martens. Kleine Heimatkunde der Landdrostei Lüneburg. Lüneburg.

Bube. Der Regierungsbezirk Lüneburg. Lüneburg 1895.

Beuermann. Die Provinz Hannover. Berlin 1901.

Führer durch Celle und Umgegend. Herausgegeben von der dortigen Verkehrskommission.

Führer durch Soltau in der Lüneburger Heide. Herausgegeben vom dortigen Verkehrsverein.

Mützelburg, Dr. Die Stadt Ülzen.

Hahn, Dr. F. G. Topographischer Führer durch das Nordwestliche Deutschland. Leipzig 1895.

Richters Hundert Ausflüge in Hamburgs Umgegend. Hamburg 1906.

Blaß, Kophal u. Roth, Hamburger Wanderbuch. Hamburg 1912.

Heimatbuch für unser hamburgisches Wandergebiet. Hamburg 1914.

Steinvorth. Mitteilungen zur Statistik des Fürstentums Lüneburg. Jahreshefte des Naturwissenschaftlichen Vereins für das Fürstentum Lüneburg. 1864.

„Heimatglocken", Beilage zu den „Winsener Nachrichten".

„Der Heidewanderer", Unterhaltungsblatt zur „Allgemeinen Zeitung der Lüneburger Heide." Ülzen.

Tacke-Lehmann. Die Norddeutschen Moore. Leipzig 1912.

Ülzen—Lüneburger Heide. Herausgegeben vom Verkehrs- und Verschönerungsverein Ülzen und Umgegend.

Kleiner Führer von Hitzacker.

Heideführer. Enthaltend Heidefahrten und Elbtouren von Lüneburg aus. Herausgegeben vom Verkehrsverein Lüneburg.

Galle, Joseph. Deutsche Wanderungen. Braunschweig 1914.

Ven, van der. De Lüneburgerheide. Illustrierter Artikel in „De Aarde en Haar Volken". Haarlem 1913.

Niedersachsen. Verkehrs- und Hotelbuch für die Provinz Hannover. Herausgegeben vom Verbande Niedersächsischer Verkehrsvereine Hannover. Enthält Landschafts- und Städtebeschreibungen. Frankfurt a. M. 1913.

Meyer, Joh. Die Provinz Hannover in Geschichtskultur und Landschaftsbildern. Hannover 1888.

Klöder. Niedersachsen.

Kiep, Ernst. Führer durch die Lüneburger Heide und die übrigen Moor- und Heidelandschaften Nordwestdeutschlands.

Peters. Die Heideflächen Norddeutschlands. Hannover 1862.

Engelhardt. Zur Ehrenrettung der Lüneburger Heide. Berlin 1879.

Freudenthal. Heidefahrten. Bremen 1892—1894.

Rabe. Die Lüneburger Heide, Dissertation. Jena 1900.
Graebner. Die Heide Norddeutschlands. Leipzig 1901.
Grütter. Der Loingau. Hannover 1901.
Kohl. Nordwestdeutsche Skizzen II. Bremen 1909.

3. Gewässer.

Buchholz. Deichbau an der Oberelbe. 1819.
Müller, W. Beschreibung der Sturmfluten an dem Ufer der Nordsee und der sich darein ergießenden Ströme und Flüsse am 3. u. 4. Februar 1825. Hannover 1825.
Honstedt, v. Die Melioration des Wietzebruchs durch Überstauung mit Leinewasser. Hannover 1853.
Honstedt, v. Die Leinebewässerung des Wietzebruchs als Aktienunternehmen. Hannover 1859.
Heyer. Erläuterung und praktische Anwendung der Hannoverschen Gesetzgebung über Entwässerung und Bewässerung der Grundstücke, sowie über Stauanlagen. Nebst einer Abhandlung über die Ent- und Bewässerung des Wietzebruches. Burgdorf 1859.
Myluis. Die Schiffbarmachung der oberen Aller. Celle 1866.
Hübbe, H. W. C. Einige Erläuterungen zur hist.-topogr. Ausbildung des Elbstromes und der Marschinseln bei Hamburg. 1869.
Hübbe, H. W. C. Artlenburg, die Sachsengrenze des Kaisers Karl d. Gr. und das Land Sadelbande, Archiv des Vereins für Geschichte des Herzogtums Lauenburg v. J. 1902.
Das Hochwasser in Dannenberg 1888. Dannenberg 1888.
Heß. Gutachten betreffs der Entwässerung der Ilmenauniederung in den Ämtern Winsen a. d. Luhe, Lüneburg u. Bleckede. 1887.
Schweichel. Melioration der Wassergenossenschaft der Ilmenau-Niederung. Lüneburg 1910.
Das Elbstromwerk, herausgegeben von der Königlichen Elbstrombauverwaltung. Berlin 1907.
Das Weserstromwerk. Berlin 1907.
Hübbe, H. W. C. Zur ältesten Geschichte des Elbtales oberhalb der Meeresflut. Zeitschr. des hist. Vereins für Niedersachsen 1908, S. 265—309.
Der Elbstrom, sein Stromgebiet und seine wichtigsten Nebenflüsse. Herausgegeben von der Elbstrombauverwaltung zu Magdeburg.
Weser und Ems, ihre Stromgebiete und ihre wichtigsten Nebenflüsse. Herausgegeben im Auftrage des preußischen Wasser-Ausschusses von H. Keller.
Die Gefahren und Bekämpfung des Hochwassers und des Eisganges auf der Elbe unter besonderer Berücksichtigung des Winters 1908—1909. Bearbeitet im Auftrage der Elbstrombauverwaltung von Regierungs- und Baurat Rößler.
Katalog zur Brüsseler Weltausstellung 1910. Wasserbau. Kgl. Preuß. Ministerium der öffentlichen Arbeiten.
Denkschrift über die Moorkultur und die Moorbesiedelung in Preußen. Landwirtschaftsministerium.
Der Köhlbrandvertrag. Zuschüttung der Unterelbe. Hamburg (o. J.).
Hübbe. Der Elbstrom und die Marschinseln bei Hamburg.
Lappenberg. Die Elbkarte des Melchior Lorichs von 1568.
Rehls und Bubendey. Die Elbe, Hamburgs Lebensader.

4. Klima.

Arendt. Ergebnisse 10jähriger Gewitterbeobachtungen (1887—96) in Nord- und Mitteldeutschland.
Deutsche Seewarte. Ergebnisse der meteorol. Beobachtungen 1876—1905.
Eichhorn. Meteorologische Übersicht des Jahres 1907, 1908, 1909. J. d. n. V. f. d. Fürstentum Lüneburg. XVIII. 1908—1910. S. 135—141.
Grosse. Beiträge zur Klimabeurteilung Bremens.
Hellmann. Über den jährlichen Gang der Temperatur in Norddeutschland.

Hellmann, G. Regenkarte der Provinzen Schleswig-Holstein und Hannover. Berlin 1902.
Hellmann. Die Niederschläge in den deutschen Stromgebieten. 1906.
Kohlrausch. 40jährige meteorologische Beobachtungen in Lüneburg.
Kohlrausch. Meteorologisches. J. d. n. V. f. d. Fürstentum Lüneburg. 1864.
Desgleichen. 1864.
Kremser. Die klimatischen Verhältnisse des Elbstromgebietes. 1898.
Kremser. 50jährige Pentadenmittel der Lufttemperatur für Norddeutschland.
Mentzel. Bremen, Klima und Phänologie.
Meteorologisches Jahrbuch von Bremen.
Monatstabellen der meteorologischen Station Lüneburg.
Olbricht, K. Grundlinien einer Landeskunde der Lüneburger Heide. Stuttgart 1909. S. 597—599.
Pnestel, m, a, r. Die Regenverhältnisse des Königreichs Hannover. 1864.

5 und 6. Pflanzen- und Tierkunde.

Taube. Beiträge zur Naturkunde des Fürstentums Lüneburg. 1769.
Crome. Blütezeit der wildwachsenden Pflanzen um Lüneburg (in Hoppes botanischem Taschenbuch). 1802.
Meyer, G. F. W. Flora Hannovera excursoria. Göttingen. 1849.
Steinvorth. Phanerogamen-Flora des Fürstentums Lüneburg u. seiner nächsten Begrenzung. Lüneburg. 1849.
Steinvorth. Zur wissenschaftlichen Bodenkunde des Fürstentums Lüneburg. 1864.
Steinvorth. Nachträge zu dem Verzeichnis bemerkenswerter Pflanzen des Fürstentums Lüneburg. Jahreshefte d. N. V. f. das Fürstentum Lüneburg. 1864.
Steinvorth. Über die Eichen des Fürstentums Lüneburg. J. d. N. V. f. d. F. L. 1864.
Preller. Die Käfer von Hamburg und Umgegend. Hamburg. 1862.
Pape, v. Verzeichnis der im Amt Celle wildwachsenden Gefäßpflanzen. 1863.
Pape, v. Verzeichnis der im hannoverschen Wendlande wildwachsenden Gefäßpflanzen. 1867. (Jahreshefte d. Naturw. Vereins in Lüneburg II.)
Stölting, A. Primitiae florulae Hudemolanae. J. d. N. V. f. d. F. L. 1866. 2. Heft.
Stölting, A. Beitrag zur Kryptogamenflora des Fürstentums Lüneburg. 1893. J. d. N. V. f. d. F. L. XII.
Nöldeke, K. Verzeichnis der im Fürstentum Lüneburg beobachteten Laubmoose, Lebermoose und Flechten. 1869. J. des Nat. Ver. Lüneburg. IV. S. 120, 121.
Nöldeke, K. Flora Cellensis. Verzeichnis der in der Umgegend von Celle wildwachsenden Gefäßpflanzen, Moose und Flechten. Celle. 1871.
Nöldeke, K. Flora des Fürstentums Lüneburg, des Herzogtums Lauenburg und der freien Stadt Hamburg (ausschl. des Amtes Ritzebüttel). Celle 1888—90.
Nöldeke, K. Das Vorkommen der Eibe im nordwestdeutschen Tieflande. Abh. d. N. V. Br. 1898. XIV. S. 525 u. 526.
Borcherding. Verzeichnis der bis jetzt von Lüneburg und Umgegend bekannten Mollusken. Jahresh. des Naturw. Ver. Lüneburg. IX. 1884.
Beuthin. Beiträge zur Kenntnis der Hymenopteren der Umgegend von Hamburg. Verh. d. Ver. f. naturw. Unterhaltung. Hamburg. I. 1875. II. 1876. IV. 1879. VI. 1887.
Machleidt u. Steinvorth. Verzeichnis der um Lüneburg gesammelten Macrolepidopteren. Jahresh. des Naturw. Ver. Lüneburg. IX. 1884.
Stümcke. Verzeichnis der bis jetzt bei Lüneburg aufgefundenen Pilze. 1893. Jahresh. Nat. Ver. Lüneburg XII.
Stümcke. Neu aufgefundene Kryptogamen. 1893. Ebenda.
Buchenau. Flora der nordwestdeutschen Tiefebene. 1894.
Buchenau. Kritische Nachträge dazu. 1904.
Brandes. Flora der Provinz Hannover. 1897.

Fick u. Engel. Beiträge zur Kenntnis der Hymenopteren der Umgegend von Hamburg. Verh. d. Ver. f. naturw. Unterhaltung. Hamburg. VIII. 1894.

Michaelsen. Die Lumbriciden Norddeutschlands. Mitt. d. Naturh. Mus. Hamburg. VII. 1890.

Michaelsen. Land- und Süßwasserasseln aus der Umgegend Hamburgs. Mitt. d. Naturh Mus. Hamburg. XIV. 1897.

Kraepelin. Die deutschen Süßwasser-Bryozoen. Abh. Naturw. Ver. Hamburg. X. 1887. XII. 1893.

Kraepelin. Phalangiden aus der Umgegend von Hamburg. Mitt. d. Naturh. Mus. Hamburg. XIII. 1896.

Latzel. Myriopoden aus der Umgegend von Hamburg. Mitt. d. Naturh. Mus. Hamburg. XII. 1895.

Schäffer. Die Collembolen der Umgegend von Hamburg und benachbarter Gebiete. Mitt. d. Naturh. Mus. Hamburg. XIII. 1896.

Boesenberg. Die echten Spinnen der Umgegend Hamburgs. Mitt. d. Naturh. Mus. Hamburg. XIV. 1897.

Klugkist, C. E. Zur Kenntnis der Schmarotzerpilze Bremens und Nordwestdeutschlands. Abh. d. Nat. Ver. Br. 1899. XVI. S. 303—311.

Wehrhahn, W. War der Biber (Castor fiber L.) früher im nordwestlichen Deutschland heimisch? Aus der Heimat — für die Heimat. J. d. V. für N. an der Unterweser. 1899.

Koltze. Verzeichnis der in der Umgegend von Hamburg gefundenen Käfer. Verh. d. Ver. f. naturw. Unterhaltung. Hamburg. XI. 1901.

Plettke, Fr. Botanische Skizzen vom Quellgebiet der Ilmenau, insbesondere über das Vorkommen von Betula nana und alpestris daselbst. 1902. XVII. Band. Abh. d. N. V. Bremen. S. 447—464.

Plettke, F. Beitrag zur Flora der nordwestdeutschen Tiefebene. 1. Zur Flora der Lüneburger Heide.

Jaap. Beiträge zur Flechtenflora der Umgegend von Hamburg. 1903. Verh. Nat. Ver. Hamburg XI.

Sandstede, H. Beiträge zu einer Lichenenflora des nordwestdeutschen Tieflandes. 1889. 1892. 1895. 1898. 1903. Abh. Nat. Ver. Bremen. X. XII. XIII. XIV. XVII.

Sandstede, H. Die Flechten des nordwestdeutschen Tieflandes und der deutschen Nordseeinseln. 1912. Abh. d. N. V. zu Br. XXI. Bd. 1. Heft. S. 9—238.

Sandstede, H. Die Cladonien des nordwestdeutschen Tieflandes und der deutschen Nordseeinseln. I 1906 II. 1912. Abh. Nat. Ver. Bremen. XVIII. XXI.

Laplace. Verzeichnis der Schmetterlinge der Umgegend Hamburg-Altonas. Mitt. d. Entom. Vereins f. Hamburg-Altona. Hamburg. 1904.

Sauber. Die Kleinschmetterlinge Hamburgs und der Umgegend. Verh. d. Ver. f. naturw. Unterhaltung. Hamburg. XII. 1904.

Sauber. Nachträge dazu. Ebda. XIII. 1907.

Hagedorn. Neue Käfer der Niederelbfauna. Verh. d. Ver. f. naturw. Unterhaltung. Hamburg. XII. 1904.

Petersen. Die Conchylienfauna des Niederelbgebiets. Verh. d. Ver. f. naturw. Unterhaltung. Hamburg. XII. 1904.

Wehrhahn, W. Die Naturdenkwürdigkeiten im Regierungsbezirk Lüneburg. J. d. N. V. f. d. F. L. 1904. XVI.

Krohn, H. Notizen zur Ornis der Lüneburger Heide. J. d. N. V. f. d. F. L. XVI. 1904.

Krohn, H. Die Vögel der Lüneburger Elbniederung. Ebenda. S. 111—133. J. d. N. V. f. d. F. L. XVI. 1904. S. 11—43.

Erichsen. Beiträge zur Flechtenflora der Umgegend von Hamburg und Holsteins. Verh. Nat. Ver. Hamburg. XIII. 1905.

Timm, W. Verzeichnis der in der Umgegend von Hamburg vorkommenden Odonaten. Insektenbörse. XXIII. 1906.

Wimmel. Beiträge zur Käferfauna der Niederelbgegend. Verh. d. Ver. f. naturw. Unterhaltung. Hamburg. XIII. 1907.
Sydow, v. Nachträge und Ergänzungen zum Koltzeschen Verzeichnis Hamburger Käfer. Verh. d. Ver. f. naturw. Unterhaltung. Hamburg. XIII. 1907.
Brandes. Forstbotanisches Merkbuch f. Hannover. 1907.
Löns. Die Wirbeltiere der Lüneburger Heide. J. d. N. V. zu Lüneburg. XVII. 1907. S. 77.
Erichsen, F. Beitrag zur Brombeerflora des Lüneburger Bezirks. J. d. N. V. f. d. F. L. 1907. XVII.
Junge. Die Bastarde der Betula nana bei Bodenteich. Abh. d. Nat. Ver. Hamburg XIII. 1905.
Junge. Seltene Phanerogamen und Gefäßkryptogamen des Daerstorfer Moors. 1908. (Aus der Heimat — für die Heimat.) J. d. V. f. N. a. d. Unterweser.
Junge. Zur Flora des Elbgebiets zwischen Harburg und Bleckede. 1909. Verh. Nat. Ver. Hamburg XVII.
Timm, R. Moose der Lüneburger Kreidegruben und des Schildsteins. J. d. N. V. f. d. F. L. 1907. XVII.
Timm, R. Einige Moosexkursionen ins Lüneburger Gebiet. 1910. Jahresh. Nat. Ver. Lüneburg. XVIII. 1910. S. 69—110.
Graebner. Die Pflanzenwelt Deutschlands. 1909.
Graebner. Heide und Moor. 1909.
Graebner. Die Entwicklung der deutschen Flora. 1912.
Wagner. Die Heide. 1909.
Stoller. Die Beziehungen der nordwestdeutschen Moore zum nacheiszeitlichen Klima. 1910. Jahresh. Deutsch. Geol. Gesellschaft Bd. 62.
Stern. Nachträge und Ergänzungen zum Koltzeschen Verzeichnis Hamburger Käfer. Verh. d. Ver. f. naturw. Unterhaltung. Hamburg. XIV. 1910.
Kröber. Fauna Hamburgensis. Verzeichnis der in der Umgegend von Hamburg gefundenen Dipteren. Verh. d. Ver. f. naturw. Unterhaltung. Hamburg. XIV. 1910.
Warnecke. Nachträge zur Macrolepidopterenfauna der Niederelbe. Verh. d. Ver. f. naturw. Unterhaltung. Hamburg. XIV. 1910.
Koch. Die Ornis der Lüneburger Heide. Mitteilungen a. d. Vogelwelt. 1912.
Ahlenstiel. Mitteilungen zur Naturdenkmalpflege im Regierungsbezirk Lüneburg. 1912.
Dietrich. Die Vogelwelt in der Umgebung von Hamburg. Hamburg 1914.
Die Wirbeltiere der Lüneburger Heide. Jahresh. des Naturw. Ver. Lüneburg. XVII. 1907.
Jahresh. des Naturw. Ver. Lüneburg. XVIII. 1910.

7. Landwirtschaft.

Fleischhauer. Ökonomische Vorschläge, die Lüneburger Heide urbar zu machen. Göttingen 1754.
Thaer, Albrecht. Einleitung zur Kenntnis der englischen Landwirtschaft. Hannover 1768, bei Gebrüder Hahn.
Hammerstein, Freiherr von, Chr. Grundsätze des Ackerbaues aus dem Englischen und mit einigen Anmerkungen begleitet. Lüneburg 1836 bei Herold und Wahlstab.
Die Feier des 25 jährigen Stiftungsfestes des landwirtschaftlichen Provinzialvereins für das Fürstentum Lüneburg zu Ülzen am 22. März 1855. Ülzen, 1855 bei von Stern.
Wicke, Wilh., Prof. Die Heide, ihre Bewohner und ihre wirtschaftliche Nutzung im nordwestlichen Deutschland. Göttingen 1867 bei Dieterich.
Eckert, Herm. Generalsekretär und Ökonomierat. Festschrift zur Feier des 75 jährigen Bestehens des land- und forstwirtschaftlichen Provinzialvereins für das Fürstentum Lüneburg am 26. Mai 1905.
Festschrift zur Säkularfeier der Königlichen Landwirtschaftsgesellschaft zu Celle am 4. Juni 1864. Klindworths Verlag.

Eckert, Herm. Festschrift zur 50 jährigen Stiftungsfeier des land- und forstwirtschaftlichen Provinzialvereins Lüneburg zu Ülzen am 9. Juni 1880. Druck von L. Mundschenk in Soltau.

Olbricht, Konrad, Dr. Grundlinien einer Landeskunde der Lüneburger Heide. Stuttgart 1909 bei J. Engelhorn.

Enckhausen, F. Die landwirtschaftlichen Verhältnisse im Fürstentum Lüneburg. Celle 1879. Schulze's Verlag.

Thaer, A. Grundsätze der rationellen Landwirtschaft. 1. Band. Berlin 1809. In der Realschulbuchhandlung.

Thaer, A. Unterricht im Ackerbau und in der Viehzucht. 1. Teil. Berlin 1813, bei Friedrich Braunes.

Hammerstein, Christian, Freiherr von. Neue landwirtschaftliche Schriften. Celle 1832, bei Ernst H. C. Schulze.

Langethal, Chr. Ed., Dr. Geschichte der deutschen Landwirtschaft. 1. Buch. Von den ältesten Zeiten bis auf Karl den Großen. Jena, Friedrich Buden 1847.

Michelsen, E. Geschichte der deutschen Landwirtschaft. Hildesheim bei Gebr. Gerstenberg. 1869.

Meitzen, August. Der Boden und die landwirtschaftlichen Verhältnisse des Preußischen Staates. 1.—8. Band. Berlin 1868, bei Paul Parey.

Bening. Die Umbildung der ländlichen Zustände in Folge der Gemeinheitsteilungen und Verkoppelungen. Hannover, Helvingsche Hofbuchhandlung. 1858.

Hammerstein, Christian, Freiherr von. Über die Verbesserung des Zustandes des Landmanns im Fürstentum Lüneburg. Lüneburg 1832, bei Herold und Wahlstab.

Enkhausen, Direktor. Anweisung und Ratschläge zur Regulierung bäuerlicher Wirtschaften nebst Beschreibung der Wirtschaftseinrichtung des Harkeschen Hofes zu Beinhorn und des Bödekerschen Hofes zu Aligse. Soltau 1885, bei L. Mundschenk.

Vorschriften und Ratschläge zur Bewirtschaftung regulierter Bauernhöfe im Lüneburgschen. Herausgegeben von der Direktion des Landwirtschaftlichen Provinzialvereins für das Fürstentum Lüneburg. Ülzen 1864, bei von Stern.

Drechsler. Das Höferecht in der Provinz Hannover. Hannover 1909.

Cramer, Theodor. Der Einfluß des Anerbenrechts auf Verschuldung und Besitzerhaltung. Berlin 1908, bei Paul Parey.

Thünen, Johann Heinrich, von, Dr. Der isolierte Staat in Beziehung auf Landwirtschaft und Nationalökonomie. Erster Teil. Rostock 1842, bei G. B. Leopold.

Steiger, Heinrich. Erhebung über landwirtschaftliche Arbeitsverhältnisse in der Provinz Hannover. Hannover 1900. Selbstverlag.

Eckert, Hermann. Die Frau des Landwirts und ihre Arbeit im Hauswesen. Leipzig 1889 bei Hugo Voigt.

Raven, Direktor, Dr. Festschrift zur Feier des 50 jährigen Bestehens der Provinzial Ackerbauschule (Georgs Anstalt) zu Ebstorf am 23. Juni 1905. Ülzen, bei L. Mundschenk.

Laur, Dr. Landwirtschaftliche Betriebslehre. Aarau 1909 bei Emil Wirz.

Weilandt, C. Wie gründet und leitet man einen Versicherungsverein. Berlin 1910.

Steiger. Besitzverteilung, Bodenbenutzung, Viehstand in der Provinz Hannover am Ende des 19. Jahrhunderts. Hannover 1903.

Salfeld. Wiesen- und Ackerwirtschaft auf Sandboden. Hannover 1901.

Seelhorst, Conrad, von, Dr. Acker- und Wiesenbau auf Moorboden. Berlin 1892, bei Paul Parey.

Hoffmann, M., Dr. Berlin. Flugschrift der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft. Heft 7. Düngerfibel. 7. Auflage. Berlin 1911.

Anweisung zur Auffindung und zum richtigen Gebrauch des Mergels, auch vom Kalk und Gips und von der Bereitung des Düngers. Lüneburg 1842, bei Herold und Wahlstab.

Schultz-Lupitz. Die Kalidüngung auf leichtem Boden. Berlin 1890, bei Paul Parey.

Kurze Anleitung zum Anbau der Lupine. Herausgegeben von der Direktion des Landwirtschaftlichen Provinzialvereins für das Fürstentum Lüneburg zu Ülzen. Ülzen 1857, bei von Stern.

Markwort, Chr. Direktor. Aktien Zuckerfabrik Ülzen, deren Entwicklung vom 27. November 1883 bis 1908.

Koch. Feldmäßiger Gemüsebau. D. L. G. Berlin 1906.

Kuhnert. Der Flachs, seine Kultur und Verarbeitung. P. Parey, Berlin.

Thaer, Albrecht. Über die Anlage der Schwemmwiesen im Lüneburgischen und der Wiesenbewässerung überhaupt. Celle 1800, bei G. E. F. Schulze d. Jüng.

Danger u. Manz. Der Grundbesitz in der Provinz Hannover zur Kenntnis land- und forstwirtschaftlicher Verhältnisse, sowie Verzeichnis sämtlicher Güter. Hannover 1886.

Regeln zur Pflege und Unterhaltung von Berieselungswiesen, sowie zu deren gehörigen Bewässerung. Herausgegeben vom Provinzialverein Ülzen. Ülzen 1850. Selbstverlag.

Falke. Die Dauerweiden. Schaper, Hannover 1907.

Salfeld, A., Dr. Die Kultur der Heidflächen Nord-West-Deutschlands. Hildesheim, Gerstenbergsche Buchhandlung 1870.

Hoffmann, M., Dr. Flugschrift der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft. Heft 12. Futterfibel. 3. Auflage. Berlin 1911.

Biedenweg, H. Über die Verbesserung der Hannoverschen Landes-Pferdezucht durch das Königliche Landgestüt zu Celle. Stade 1855, Druck von A. Pockwitz.

Spörcken, W. v. Ratschläge zum vorteilhaften Betriebe der Pferdezucht an kleine Züchter. Celle 1879. Schulzesche Buchhandlung.

Möller, H., Dr. Anleitung zum Bestehen der Hufschmiede-Prüfung. Berlin 1894, bei Paul Parey.

Vieth, P., Dr. Das Milchvieh des Lüneburger Zuchtbezirkes. Ülzen 1898, bei L. Mundschenk.

Stieger, Georg, Dr. Studien zur Monographie der Heidschnucke.

Zürn. Entwicklung der Ziegenzucht im Bezirke des Land- und Forstwirtschaftlichen Hauptvereins Hildesheim. Hildesheim 1907.

Wilsdorf, G., Dr. Die Schweizer Saanenziege, ihre Heimat, Zucht und Pflege. Berlin 1896, bei Paul Parey.

Ehlers, Oppermann, Zollikofer. Die ländliche Nutzgeflügelzucht. Hannover 1905.

Reden, v Andeutungen, in welcher Weise Domänen zu benutzen sind. Mit besonderer Beziehung auf Hannover. Verden 1832.

Observanz bei Ausweisung neuer Bienenstellen in einigen Amtsvogteien des Fürstentums Lüneburg. Vaterländisches Archiv. 1820. Stadt-Bibl. Lüneburg.

Lühmann. Bienenvarietäten. Jahreshefte des naturwissenschaftlichen Vereins zu Lüneburg. 1866.

Höppner, H. Beiträge zur Bienenfauna der Lüneburger Heide. Aus der Heimat, für die Heimat. 1890.

Binzer, C. A. L. v. Der Imker der Lüneburger Heide. Niedersachsen 1898.

Lehzen. Die Hauptstücke aus dem Betriebsreiche der Lüneburger Bienenzucht. Hannover 1899.

Handbücher der gesamten Landwirtschaft.

Goltz, Th., Frhr. v. d. Handbuch der gesamten Landwirtschaft. 3 Bände. Parey, Berlin.

Krafft, G. Lehrbuch der Landwirtschaft. 4 Bände. P. Parey, Berlin.

Steinbrück. Handbuch der gesamten Landwirtschaft. Schaper, Hannover.

Wölfer. Grundsätze und Ziele neuzeitlicher Landwirtschaft. P. Parey, Berlin.

Böhme. Der Landwirtschaftslehrling. P. Parey, Berlin.

Böhme. Landwirtschaftliche Sünden. P. Parey, Berlin.

Sammlungen kleiner landwirtschaftlicher Schriften.

Thaer Bibliothek, O. P. Parey, Berlin bisher 112 Bände à 2.50 Mk.

Des Landmanns Winterabende, ca. 90 Bände à 1.00 – 1.40 Mk. Stuttgart.

Periodische Schriften.

Jahresberichte der Landwirtschaftskammer für die Provinz Hannover.

Jahresberichte der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft, Berlin.

Arbeiten der Landwirtschaftskammer für die Provinz Hannover.

Arbeiten der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft, Berlin.

Zeitschriften.

Land- und Forstwirtschaftliches Vereinsblatt für das Fürstentum Lüneburg. Ülzen bis 1904.

Hannoversche land- und forstwirtschaftliche Zeitung, Hannover.

Wegen der weiter ins einzelne gehenden Literaturangaben wende man sich an den Land- und Forstwirtschaftlichen Provinzialverein für das Fürstentum Lüneburg zu Ülzen.

Neben der Deutschen Obstbau-Zeitung, dem Organ des Deutschen Pomologen-Vereins, und der Hannoverschen Garten- und Obstbau-Zeitung verdienen die „Mitteilungen über Obst- und Gartenbau für den Regierungsbezirk Lüneburg" besondere Erwähnung, weil diese vierteljährlich erscheinende Zeitung den Mitgliedern der verschiedenen Obstbau-Vereine (vorerst die Obstbau-Vereine im Kreise Ülzen) kostenlos zugestellt wird und darin alle einschlägigen Ratschläge gegeben und neue Erfahrungen im Obst- und Gartenbau behandelt werden. Viele Freunde hat sich erworben der „Leitfaden über den Obstbau und die Obstverwertung" aus der Feder unseres Mitarbeiters Schauwecker.

8. Landesverbesserungen.

Schweichel. Die Melioration der Wasser-Genossenschaft der Ilmenau-Niederung. Lüneburg 1910.

Graebner, Dr. Handbuch der Heidekultur. 1904.

Burckhardt. Aus dem Walde. Heft 3.

Erdmann. Die Heideaufforstung. Denkschrift über Moorkultur und Moorbesiedelung in Preußen. Landwirtschaftsministerium 1912.

Hammerstein, Ch. v. Über die Verbesserung des Zustandes des Landmannes im Fürstentum Lüneburg. Lüneburg 1832.

Graf. Das Gifhorner Moor. Selbstverlag. Celle 1914.

Siehe auch unter 9.

9. Forst und Jagd.

Drechsler. Die Forsten des Königreichs Hannover. 1851.

Burckhardt. Die forstlichen Verhältnisse des Königreichs Hannover. 1864.

Burckhardt. Die Gemeinde- und Genossenschaftsforsten in der Provinz Hannover. 1876.

Zusammenstellung der im Königreiche Hannover geltenden Vorschriften über die Verwaltung der Forsten, soweit sie nicht zur Königlichen Domäne und zum sekularisierten Klostergute gehören. Hannover 1860.

Berg, Edm. v. Geschichte der deutschen Wälder. 1871.

Hoops. Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum. 1905.

Linde, Richard. Die Lüneburger Heide. 1905.

Hausrath. Pflanzengeographische Wandlungen der deutschen Landschaft.

Brandes. Forstbotanisches Merkbuch für Hannover. 1907.

Erdmann. Die Heideaufforstung. 1904.

Erdmann. Die nordwestdeutsche Heide in forstlicher Beziehung. 1907.

Graebner. Handbuch der Heidekultur. 1904.

Borggreve. Die Holzzucht. 2. Aufl. 1891.

Olbricht. Grundlinien einer Landeskunde der Lüneburger Heide. 1909.

Löns. Braunes, Grünes, Goldenes Buch.

Peters, Wilhelm. Die Heidflächen Norddeutschlands. 1862.

Barkhausen. Beiträge zur Kenntnis der forstlichen Verhältnisse im Kgl. Preußischen Regierungsbezirk Lüneburg. 1888.

Beiträge zur Kenntnis der forstwirtschaftlichen Verhältnisse der Provinz Hannover. Königliche Finanzdirektion, Abteilung für Forsten. 1881.

Dengler, Dr. Die Horizontalverbreitung der Kiefer. 1904.

Weber, C. A. Abhandlungen des Naturwissenschaftlichen Vereins zu Bremen. 1896.

Salisch, v. Forstästhetik. 1911.

Amtliche Mitteilungen aus der Abteilung für Forsten des Landwirtschaftlichen Ministeriums. 1910.

Conwentz. Beiträge zur Naturdenkmalpflege. Band I bis IV, Heft 1. Berlin 1907—1913.

Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen. Verl. Jul. Springer.

Fürst, v. Forstwissenschaftliches Zentralblatt. Paul Parey, Berlin.

Mündener Forstliche Hefte.

Jahresberichte über Wanderversammlungen des Nordwestdeutschen Forstvereins (besonders 1898. 1908.)

Hannoversche Land- und Forstwirtschaftliche Zeitung. 1911.

„Niedersachsen", Halbmonatsschrift für Geschichte usw. Niedersachsens. Schünemann, Bremen.

Forst- und Jagdkalender. Berlin.

Beiträge zur Kenntnis der forstwissenschaftlichen Verhältnisse der Provinz Hannover. Hannover 1881.

Barkhausen, v. Zwanglose Beiträge zur Kenntnis der forstlichen Verhältnisse im Regierungsbezirk Lüneburg mit besonderer Berücksichtigung der Aufforstung. Hannover. 1888.

Kniep, C. Der deutsche Wald mit besonderer Berücksichtigung des nordwestlichen Deutschlands. Hannover—Linden 1894.

Erdmann. Die norddeutsche Heide in forstlicher Beziehung. 1907.

Zimmermann. Untersuchungen über das Aussterben des Nadelholzes in der Lüneburger Heide. Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen 1908.

10. Fischerei.

Thomsen. Eine Fischzuchtanstalt der Lüneburger Heide. Allgemeine Fischereizeitung 1899. XXIV S. 70, 71.

Fischereibericht der Landwirtschaftskammer für die Provinz Hannover. Ausschuß für Fischerei 1905. Hannover 1906 und Folge.

Giesecke. Aus der teichwirtschaftlichen Praxis. Hannover 1905.

Giesecke. Über Karpfenfütterung. Land- und forstwirtschaftliche Zeitung. Hannover 1900.

Giesecke. Karpfenfütterung. Land- und forstwirtschaftliche Zeitung. Hannover 1902, Nr. 49.

Giesecke. Teichwirtschaft in Moor und Heide. Land- und forstwirtschaftliche Zeitung. Hannover 1908, Nr. 45/46.

Giesecke. Ergebnisse einer kleinen Teichwirtschaft. Land- und forstwirtschaftliche Zeitung. Hannover 1907, Nr. 3.

Giesecke. Besetzung der Fischteiche. Hannoverscher Landmann 1904, Nr. 15.

Giesecke. Reinertrag in Karpfenteichen. Hannoverscher Landmann 1906, Nr. 26.

Giesecke. Fischhaltung in Wassertümpeln und Gräben. Hannoverscher Landmann 1911, Nr. 13.

Giesecke. Fischhaltung in armen Teichen. Hannoverscher Landmann 1911, Nr. 8.

Giesecke. Teichgut Wahrenholz. Hannoverscher Landmann 1910, Nr. 8.

Giesecke. Karpfenfütterungsversuche im Sunder 1900. Neudammer Fischereizeitung 1901.

Giesecke & Knonthe. Karpfenfütterungsversuche in Hellendorf 1901. Neudammer Fischereizeitung 1902.

Cronheim & Giesecke. Karpfenfütterungsversuche in Hellendorf und Geeste. Neudammer Fischereizeitung 1903.

Cronheim & Giesecke. Karpfenfütterungsversuche in Hellendorf und Geeste 1903, desgl. 1904. Band 7, Nr. 42.

Cronheim & Giesecke. Karpfenfütterungsversuche in Hellendorf und Geeste 1904, desgl. 1906. Band 9.

Kronheim & Giesecke. Karpfenfütterungsversuche in Hellendorf und Geeste 1905, desgl. 1907. Band 10, Nr. 21, 22, 23.

Führer durch die Abteilung für Seefischerei. Heft 2. 3. 4. Jahrgang 1903 der Mitteilungen des Altonaer Museums.

Breckwoldt. Historische Nachrichten über die Elbinsel Altenwerder. Harburg 1894.

11. Das heimische bäuerliche Wirtschaftsleben.

Reichert. Handbuch des Grundbesitzes im Deutschen Reiche, Provinz Hannover. Berlin 1912.

Gerlach, Prof. D. Ansiedlung von Landarbeitern in Norddeutschland. Heft 149 der Arbeiten der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft, Berlin. Verhandlungen der Konferenz zur Beratung über die innere Kolonisation. Berlin 1909.

Willecke, Dr. Karl. Die landwirtschaftliche Arbeitsvermittlung in Deutschland. Parey, Berlin.

Kück, Dr. E. Das alte Bauernleben der Lüneburger Heide. Leipzig 1906.

Meitzen. Siedlung und Agrarwesen. Hertz, Berlin.

Wittich. Die Grundherrschaft in Norddeutschland. Leipzig.

Wittich. Die Frage des Freibauern. Weimar 1901.

Wittich. Altfreiheit und Dienstbarkeit des Uradels in Niedersachsen. Berlin.

Ohlendorf, Dr. L. Das niedersächsische Patriziat und sein Ursprung. In Forschungen zur Geschichte Niedersachsens Bd. II, Heft 5. Herausgegeben vom historischen Verein für Niedersachsen.

Petersilie, Geh. Reg.-Rat Dr. A. Zahlen für das Gewicht der Landwirtschaft und ihrer Betriebsgrößenklassen. Sonderdruck aus der „Zeitschrift des Kgl. pr. Stat. Landesamts", Jahrgang 1914.

Drechsler, Dr. W. Das Höfegesetz in der Provinz Hannover. Arbeiten der hannov. Landwirtschaftskammer. Heft 24.

Fricke, L. W. Das hannoversche Höferecht. Feesche-Hannover.

12. Bilder aus dem heimischen Bergbau.

Weickert, R. A. Die Wietzer Erdöl-Industrie. Hannover 1910.

Dziuk. Die Erdöl-Industrie von Wietze-Steinförde. (Hannoversche Geschichtsblätter Bd. VIII.) Hannover 1905.

Taube, Joh. Beiträge zur Naturkunde des Herzogtums Lüneburg. 1769.

Volger, G. H. O. Über die geographischen Verhältnisse von Helgoland, Lüneburg und Segeberg. 1846.

Strombeck, v., A. Über die Kreide am Zeltberge bei Lüneburg. Zeitschrift der deutsch-geolog. Gesellschaft. Bd. XV. 1863.

Steinvorth, H. Zur wissenschaftlichen Bodenkunde des Fürstentums Lüneburg. 1864.

Galtsche, O. Oberer Gault bei Lüneburg. Jahreshefte der Nat. Ver. Lüneburg XII. 1893.

Strombeck, v., A. Über den angebl. Gault bei Lüneburg. Z. der deutsch-geolog. Gesellschaft. Bd. 45. 1893.

Stolley, E. Einige Bemerkungen über die obere Kreide von Lüneburg und Lachendorf. Archiv für Anthrop. u. Geol. Bd. I, Heft 2. 1896.

Stolley, E. Über die Gliederung des norddeutschen und baltischen Senons. Archiv für Anthrop. u. Geol. Bd. II, Heft 2. 1897.

Müller, G. Bericht über die wissenschaftl. Ergebnisse seiner Aufnahme auf Blatt Lüneburg 1898. Jahrbuch der Königl. geol. Landesanstalt. 1898.

Führer durch das Sool- und Moorbad Lüneburg. 1899 usw.

13. Das heimische Handwerk.

Bericht, zweiter, der Direktion des Gewerbevereins für das Königreich Hannover über die bisherige Tätigkeit des Vereins, namentlich im Jahre 1835. Hannover 1836.

Gewerbeblatt für das Königreich Hannover. Jahrg. 1842—1844. Hannover.
Notizblatt des Gewerbevereins für das Königreich Hannover. 1845—1848. Hannover.
Monatsblatt des Gewerbevereins für Hannover. Jahrg. 1861—März 1868. Hannover.
Wochenblatt, Hannoversches, für Handel und Gewerbe. Jahrg. 1868—1882.
Gewerbeblatt, Hannoversches. Jahrg. 1883 und Folge. Hannover.
Ringklib. Der Gewerbebetrieb Lüneburgs in der Vergangenheit und Gegenwart. Parallele 1795 und 1860. 1861.
Bodemann. Die älteren Zunfturkunden der Stadt Lüneburg.
Jänicke, M. Die Gewerbepolitik des ehemaligen Königreichs Hannover in ihren Wandlungen von 1815—1866. Hannover 1892.
Jahresberichte der Harburger Handwerkskammer.
Benecke, Theodor. Chronik der Harburger Zimmerergilde. Harburg 1903.
Benecke, Theodor. Chronik der Harburger Schiffergilde. Harburg 1904.
Benecke, Theodor. Beitrag zum 300jährigen Bestehen der Maler- und Glaserzunft zu Harburg. Harburg 1911.
Kley, Dr. W. Über das Innungs- oder Gildewesen der Stadt Harburg vor Einführung der Gewerbefreiheit im Jahre 1869. Harburg 1902.
Benecke, Theodor. Festschrift zum XIX. Bezirkstage des Norddeutschen Innungs-Bezirksverbandes in Harburg. Harburg 1906.
Festschrift zur Einweihung des neuen Verwaltungsgebäudes der Handwerkskammer zu Harburg. Harburg 1911.

14. Das heimische Großgewerbe.

Berliner. Die Aktiengesellschaften der Provinz Hannover. Hannover 1875.
Katz. Statistische Übersicht der hannoverschen Aktiengesellschaften. Hannover 1875.
Hirschfeld. Hannovers Großindustrie und Großhandel. Berlin 1891.
Menge u. Gehrkens. Die preußische Elbinsel Wilhelmsburg und ihre industrielle Entwicklung. Wilhelmsburg 1906.
Benecke, Theodor. Neuester illustrierter Führer durch Harburg und Umgegend. Harburg 1911.
Schulz-Wulle. Der Hafen zu Harburg, insbesondere seine in der Ausführung begriffene Erweiterung.
Jahresberichte der Handelskammer zu Harburg 1900—1913.
Jahresberichte der Handelskammer zu Lüneburg 1902—1913.
Pratje. Kurzer Abriß des Fabriken-, Gewerbe- und Handlungszustandes in den Chur-Braunschweigisch-Lüneburgischen Landen. Göttingen 1796.

15. Handel und Verkehr.

Spilcker. Einige Beiträge zur Geschichte des Handels in Beziehung auf Harburg, abgedruckt im „Vaterländischen Archiv". 1821.
Günther, Anton. Der Rückgang des Harburger Seeschiffahrtsverkehrs. Harburg 1878.
Jahresberichte der Handelskammer zu Harburg 1900—1913.
Jahresberichte der Handelskammer zu Lüneburg 1902—1913.
Oley, Dr. Die Seehafenstadt Harburg. Harburg 1908.
Helfferich, Dr., Karl. Deutschlands Volkswohlstand 1888—1913.
Schulz-Wulle. Der Hafen zu Harburg, insbesondere seine in der Ausführung begriffene Erweiterung. Harburg 1905.
Der Köhlbrandvertrag. Zuschüttung der Unterelbe. Hamburg o. J.
Blohm. Versuch einer näheren Erörterung der Mittel, durch welche der Handelsverkehr in den Elbgegenden des Fürstentums Lüneburg erhalten und gehoben werden kann. Göttingen 1841.

Kassel, K. Die Schiffahrtsrechte der Bürger von Celle. (Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen.) Hamm 1911. Heft 4.

Baasch. Der Kampf des Hauses Braunschweig-Lüneburg mit Hamburg um die Elbe. Hannover 1905.

16. Wirtschaftsbilder aus Stadt und Land.

Harburg.

Benecke, Theodor. Neuester illustrierter Führer durch Harburg und Umgegend. Harburg 1911.

Schulz-Wulle. Der Hafen zu Harburg, insbesondere seine in der Ausführung begriffene Erweiterung. Harburg 1905.

Olep, Dr. Die Seehafenstadt Harburg. Harburg 1908.

Günther, Anton. Der Rückgang des Harburger Seeschiffahrtsverkehrs. Harburg 1878.

Ludewig. Geschichte der Stadt und des Schlosses Harburg. Harburg 1845—1892.

Jahresberichte der Handelskammer zu Harburg 1900—1913.

Der Köhlbrandvertrag. Zuschüttung der Unterelbe. Hamburg o. J.

Marren. Des Hamburgischen Dampfboots-Gefährte. Hamburg 1834.

Radefeld. Nachforschungen zur Geschichte Harburgs. Hannoversches Magazin 1814.

Der Hafen zu Harburg. Berlin 1895.

Denkschrift über die Lage der Stadt Harburg in Rücksicht auf den demnächstigen Zollanschluß Hamburgs. Harburg 1883.

Zeitschrift für Binnenschiffahrt, Berlin 1906, Heft 6 mit Aufsatz: Die Erweiterung der Hafenanlagen zu Harburg.

Technisches Gemeindeblatt, Berlin 1904, Heft 17, 18 mit Aufsatz: Erweiterung der Harburger Hafenanlagen.

Technik und Wirtschaft deutscher Städte, Sonderheft der Zeitschrift für Kommunalwirtschaft und Kommunalpolitik, Oldenburg 1912, Heft 22/23 mit Aufsatz: Der Hafen zu Harburg.

Altschwager. Die Überflutungs- und Stauklausel des Harburger Hafens. Harburg 1906.

Technisches Gemeindeblatt, Berlin 1903, Heft 11/13 mit Aufsatz: Erweiterungsbauten des städtischen Krankenhauses.

Technisches Gemeindeblatt, Berlin 1904, Heft 9 mit Aufsatz: Das städtische Elektrizitätswerk zu Harburg.

Benecke, Theodor. Historisch-topographische Nachrichten über das ehemalige Amt Harburg. Harburg 1908.

Benecke, Theodor. Historisch-topographische Nachrichten über das ehemalige Amt Moisburg. Harburg 1908.

Spilcker. Einige Beiträge zur Geschichte des Handels in Beziehung auf Harburg, abgedruckt im „Vaterländischen Archiv" 1821.

Siehe auch unter 13, 14, 15.

Lüneburg.

Albers, Dr. Zur Geschichte der Industrie in der Stadt Lüneburg. 1831, 172.

Albers. Geschichte der Wollenwebereien in der Stadt Lüneburg. 1840, 119.

Volger. Führer durch die Stadt Lüneburg. Lüneburg 1875.

Jürgens, Otto. Geschichte der Stadt Lüneburg. 1891.

Hillefeld. Die Bewegung der Bevölkerung in der Stadt Lüneburg von 1815—1864. Jahreshefte des Naturwissenschaftlichen Vereins für das Fürstentum Lüneburg.

Führer durch das Sool- und Moorbad Lüneburg. Herausgegeben vom Verkehrsverein Lüneburg. Lüneburg 1913.

Zenker. Zur volkswirtschaftlichen Bedeutung der Lüneburger Saline für die Zeit von 950—1370. Hannover und Leipzig 1906.

Heinecken. Der Salzhandel Lüneburgs mit Lübeck bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts. Berlin 1908.

Fauteck, Dr. Otto. Die Finanzen der Stadt Lüneburg im 19. Jahrhundert. Lüneburg 1912.

Baasch, Dr. Zur Geschichte des Verkehrs zwischen Lüneburg und Hamburg. 1903.

Ülzen.

Mützelburg, Dr. Die Stadt Ülzen.

Janicke, K. Geschichte der Stadt Ülzen. Ülzen 1885.

Ülzen. Lüneburger Heide. Herausgegeben vom Verkehrs- und Verschönerungsverein zu Ülzen.

Celle.

Korn, J. Kurzer Entwurf von Anfang, Ursprung und Situation der Fürstlich Lüneburgischen Residenzstadt Celle. 1689.

Dehning. Geschichte der Stadt Celle. Celle 1891.

Korn, J. Dasselbe, nebst einem Vorworte von Dr. Nöldeke. Celle. 1895.

Bube, W. Der Ursprung der Stadt Celle. Niedersachsen 1898. III, S. 198, 199.

Flemes, L. „Städte und Landschaften der Heimat." Celle, Hannoverscher Courier. 4. Sept. 1912.

Führer durch Celle und Umgegend. Herausgegeben von der dortigen Verkehrs-Kommission.

Cassel, C. Die Schiffahrtsrechte der Bürger von Celle (Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen 1911, Heft 4). Hannover 1911.

Cassel. Die Stadt Celle, historisch-topographisch (Hannoversche Geschichtsblätter (X. Jahrgang 1908).

Celle-Sonderheft der Zeitschrift „Hannoverland" Oktober 1913.

Die Elbinseln — Wilhelmsburg.

Bodemann, Friedr. W. Denkwürdigkeiten der Elbinsel Finkenwärder sowie der benachbarten Eilande und Ortschaften. Harburg-Hamburg 1860.

Breckwoldt. Historische Nachrichten über die Elbinsel Altenwerder. Harburg 1894.

Menge & Gehrkens. Die preußische Elbinsel Wilhelmsburg und ihre industrielle Entwickelung. Wilhelmsburg 1906.

Benecke, Theodor. Neuester illustrierter Führer durch Harburg und Umgegend mit Anhang: Touren nach Hamburg und Wilhelmsburg. Harburg 1911.

Grote, von. Beiträge zur Geschichte der Elbinseln vor Hamburg. Wilhelmsburg 1907.

Menge-Gehrkens. Die preußische Elbinsel Wilhelmsburg und ihre industrielle Entwicklung. Wilhelmsburg 1906.

Gehrkens. Historische Nachrichten über die Elbinsel Wilhelmsburg. Wilhelmsburg 1896.

Gehrkens Die Elbinsel Wilhelmsburg und ihre Vergangenheit. Wilhelmsburg 1911.

Ratjen, Dr. Hans. Die Elbinsel Wilhelmsburg und ihre industrielle Zukunft Hamburg.

Denkschrift zur Einweihung des Rathauses in Wilhelmsburg. Wilhelmsburg 1903.

Biel. Führer durch die Elbinsel Finkenwärder nebst Abriß der Finkenwärder Geschichte. Hamburg-Finkenwärder 1909.

Bosenick. Aus Wilhelmsburgs Vergangenheit (mit Quellennachweis). Wilhelmsburg 1907.

Hübbe. Der Elbstrom und die Marschinseln bei Hamburg.

Hübbe. Historisch-topographische Entwicklung der Elbinseln.

Ballauf. Die Insel Altenwerder. Hannover 1803.

Voigt, Dr. J. E. Geschichtliches über die Versorgung Hamburgs mit Milch.

Bemerkungen: Einige geschichtliche Werke sind hier, wie anderswo, mit angeführt, weil sie wirtschaftliche Einzelheiten enthalten.

II. Band.

Volk und geistiges Leben.

17. Vorgeschichtliche Zeit.

Die mit * bezeichneten Arbeiten behandeln die Vorgeschichte des Regierungsbezirks Lüneburg.

Wächler. Statistik der im Königreich Hannover vorhandenen heidnischen Denkmäler Hannover 1841. U. G.

*Kemble, J. M. Bericht über Ausgrabungen im Amte Oldenstadt. Zeitschr. d. histor. Vereins f. Niedersachsen 1852.

Kemble. Bericht über Ausgrabungen im Amte Oldenstadt. Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen 1852.

Kemble. Ausgrabungen im Amte Soltau im Sommer 1853. Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen 1853.

Einfeld. Das Steindenkmal in Steinbeck, Amt Moisburg. Zeitschrift d. hist. Vereins f. Niedersachsen 1855.

Einfeld. Ausgrabungen im Forstort Rießel, Amt Medingen. Zeitschrift d. hist. Vereins f. Niedersachsen 1857.

Müller. Vorchristliche Denkmäler der Landdrosteibezirke Lüneburg u. Osnabrück. Zeitschrift d. hist. Vereins f. Niedersachsen 1864.

Müller. Bronzefund zu Rehlingen. Zeitschrift des hist. Vereins f. Niedersachsen 1864.

Sarauw, G. En stenalders boplads i Maglemose ved Mullerup. Aarböger for nordisk Oldkyndighed og Historie. 1903.

Reinecke, P. Zur Kenntnis der frühneolithischen Zeit in Deutschland. Mainzer Zeitschrift. 1908.

Kossinna, G. Der Ursprung der Urfinnen und der Urindogermanen und ihre Ausbreitung nach dem Osten. Mannus, Zeitschrift für Vorgeschichte Bd. 1. 1909.

*Bracht, E. Vorgeschichtliche Spuren in der Lüneburger Heide. Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine. 1880.

Schmidt, R. R. Zur Übergangskultur vom Paläolithikum zum Neolithikum in Deutschland. Bericht über die paläethnologische Konferenz in Tübingen 1911. Braunschweig 1912.

Müller, S. Nordische Altertumskunde. 2 Bde. Straßburg 1897.

Montelius, O. Kulturgeschichte Schwedens. Leipzig 1907.

Hahn, E. Die Entstehung der Pflugkultur. Heidelberg 1909.

Hoops, J. Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum. Straßburg 1905.

*Struckmann, C. Über die Jagd- und Haustiere der Urbewohner Niedersachsens. Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen. 1895.

*Tewes, F. Die Steingräber der Provinz Hannover. Hannover 1898.

Beltz, R. Die vorgeschichtlichen Altertümer des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin. 1910.

*Wächter, J. K. Statistik der im Königreiche Hannover vorhandenen heidnischen Denkmäler. Hannover 1841.

*Schuchhardt, C. Die Steingräber bei Grundoldendorf, Kreis Stade. Zeitschrift d. histor. Vereins f. Niedersachsen 1905. Hannover 1906.

*Estorff, v., C. Heidnische Altertümer der Gegend von Ülzen im ehemaligen Bardengau. Hannover 1846.

*Schwantes, C. Slawische Skelettgräber bei Nassau. Prähistorische Zeitschrift 1910. S. auch Mannus, 1. Ergänzungsband S. 39.

Bohls, J. Über einige Steinkammergräber des Kreises Lehe. Jahresbericht der Männer vom Morgenstern, Heft 1. Bremerhaven 1898.

*Benecke, Th. Vorchristliche Friedhöfe im Landkreise Harburg. „Wanderer", Monatsschrift für Jugendsinn und Jugendlust, 3. Jahrg. 1908.
*Lienau, M. M. Grabungen des Museumsvereins 1910—1911. Lüneburger Museumsblätter Heft 8, 1912.
Rothmann, C. Die Grabkammer mit dem Schalenstein bei Bunsoh im Dithmarschen.
Kossinna, G. Die Herkunft der Germanen. Würzburg 1911.
Splieth, W. Inventar der Bronzealterfunde aus Schleswig-Holstein. Kiel 1900.
Kupka, P. Die Bronzezeit in der Altmark. Jahresbericht für d. Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder 1908.
Lienau, M. M. Die Grabungen des Museumsvereins. Heft 7 der Lüneburger Museumsblätter. Lüneburg 1910.
Seger, H. Die Entstehung der Leichenverbrennung in der jüngeren Steinzeit. Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1910.
Kossinna, G. Vorgeschichtlicher Handel in Mitteleuropa. Mannus, 1. Ergänzungsband. Würzburg 1910.
*Schwantes, C. Wohnstätten der Bronzezeit und eisenzeitliche Schmelzgruben. Lüneburger Museumsblätter Heft 8, 1912.
*Schwantes, G. Die ältesten Urnenfriedhöfe bei Ülzen und Lüneburg. Die Urnenfriedhöfe in Niedersachsen Bd. 1. Hannover 1911.
Montelius, O. Om tidbestämning inom Brousåldern. Stockholm 1885.
Kossinna, G. Zur älteren Bronzezeit Mitteleuropas. Mannus, Bd. 4. Würzburg 1912.
Knorr, F. Klappstühle aus Gräbern der Bronzezeit. Jahresbericht des Anthropologischen Vereins in Schleswig-Holstein 1900.
*Meyer-Haarstorf, H. Hügelgräber am Losenmoor in der Haarstorfer Feldmark (Kreis Ülzen.) Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 1897.
*Meyer-Haarstorf, H. Hügelgräber auf dem Branenbarge in der Heide des Hofbesitzers Groß-Hahn, Wessenstedt, Kreis Ülzen. Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 1897.
Hahne, H. Bericht über die Ausgrabung von Hügeln bei Wohlde, Kreis Celle. Jahrbuch des Provinzialmuseums 1909.
*Lienau, M. M. Grabhügel mit Eisenfunden bei Deutsch-Evern, Landkreis Lüneburg. Die Urnenfriedhöfe in Niedersachsen, Bd. 1. Hannover 1911.
*Schwantes, G. Der Urnenfriedhof von Jastorf. Jahrbuch des Provinzialmuseums Hannover 1904.
*Derselbe. Die Gräber der ältesten Eisenzeit im östlichen Hannover. Prähistorische Zeitschr. 1909.
Knorr, F. Urnenfriedhöfe der älteren Eisenzeit in Schleswig-Holstein. Kiel 1910.
*Willers, H. Neue Untersuchungen über die römische Bronzeindustrie von Capua und von Niedergermanien. Hannover u. Leipzig 1907.
*Hostmann, Ch. Der Urnenfriedhof von Darzau in der Provinz Hannover. Braunschweig 1874.
*Schuchhardt, C. Verbrennungsstätten beim Darzauer Urnenfriedhofe. Zeitschr. des histor. Vereins f. Niedersachsen 1906.
*Müller, H. u. Reimers, J. Vor- und frühgeschichtliche Altertümer der Provinz Hannover. Hannover 1893.
Almgren, O. Studien über nordeuropäische Fibelformen der ersten nachchristlichen Jahrhunderte. Stockholm 1897.
*Zimmermann, J. C. Nachricht von einigen bei Ülzen aufgegrabenen Urnen. Celle 1772.
*Kemble, J. M. Horae ferales or studies in the archaeologie of the northern nations. London 1863.
*Lienau, M. M. Karolingische Funde auf dem Osterberge bei Ashausen (Kreis Winsen). Lüneburger Museumsblätter, Heft 7. Lüneburg 1910.
*Willers, H. Die römischen Bronzeeimer von Hemmoor, nebst einem Anhange über die römischen Silberbarren aus Diersdorf. Hannover u. Leipzig 1901.
*Jürgens, O. Übersicht über die ältere Geschichte Niedersachsens. Hannover 1912.

59*

*Hammerstein-Lorten, v. Der Bardengau, eine historische Untersuchung über dessen Verhältnisse und den Güterbesitz der Billunger. 1869.
Haag, G. Die Völker um die Ostsee vor 800—1000 Jahren. Baltische Studien 28, 1878.
Lissauer, A. Die Arabisch-Nordische Epoche in Westpreußen. Die Prähist. Denkm. d. Prov. Westpr. 1887.
Lissauer, A. Über den Formenkreis der slavischen Schläferringe. Korrespondenzbl. d. deutsch. Ges. f. Anthr., Ethn. u. Urgesch. XXII, 1891.
Jacob. Die Waren beim nordisch-baltischen Handelsverkehr der Araber. Korrespondenzbl. d. d. Ges. f. A., E. u. Urg. XXII, 1891.
Beltz, R. Wendische Altertümer Mecklenb. Jahrbücher Bd. 58, 1893.
Förtsch. Brand- u. Skelettgräber von Bodelwitz, Kr. Ziegenrück, Jahresschrift f. d. Vorgesch. d. sächs.-thür. Länder Bd. I, 1902.
Seelmann, H. Wendische Funde aus der Umgebung Dessaus ebend. Bd. I, 1902.
Höfer, P. Der Lenbinger Grabhügel, Jahresschr. f. d. Vorg. d. sächs.-thür. Länder, Bd. V, 1906.
*Mente. Der alte Volks- u. Aberglaube im hann. Wendlande. „Hannoverland" 1909.
Schrader, O. Die Indogermanen. Leipzig 1911.
Toldt, K. Altslawengräber in Deutschland und Österreich. Korrespondenzbl. d. deutsch. Ges. f. Anthr., Ethn. u. Urgesch. 1911.
Toldt, K. Zur Altslawenfrage. Korrespondenzbl. 1912.
Beltz, R. Über Slawengräber. Korrespondenzbl. 1912.
Aus den „Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit".
Chronik Thietmars, Bischofs von Merseburg.
Chronik Arnolds von Lübeck.
Herbords Leben des Bischofs Otto von Bamberg.
Marwedel. Von den steinernen Grabstätten der alten Deutschen im Lüneburgischen. Hannoversches Magazin 1784.
Blumenbach. Über die altgermanischen Gräber (7 Steinhäuser) in der Amtsvogtei Fallingbostel 1820. 195.
Hammerstein-Equord. Die Hünenburg und altgermanische Gräber bei Sulze. Vaterländisches Archiv 1821.
Dube. Die noch wenig bekannte Hunneburg bei Walsrode. Vaterländisches Archiv 1827.
Der Jesteburger Stein. Vaterländisches Archiv 1832.
Zu Pattensen b. Lüneburg ausgegrabene heidn. Altertümer. Vaterländisches Archiv 1833. 371.
Hostmann. Der Urnenfriedhof in Darchau. Gl. L.
Hostmann. Der Urnenfriedhof von Quelkhorn. Zeitschrift d. hist. Vereins f. Niedersachsen 1878.
Keetz, W. Die Steingräber bei Schieringen. Niedersachsen 1899 V. 58, 59.
Uhl, B. Eine alte Siedelung bei Lehrte. Zeitschrift d. hist. Vereins f. Niedersachsen 1907. S. 365—377.
Hahne, H. Vorzeitfunde aus Niedersachsen. Hannover.

18. Siedlung.

Hammerstein. Der Bardengau. Hannover 1869.
Brackebusch, L. Der Einfluß der geologischen Verhältnisse auf die Besiedelung Niedersachsens. Hannover 1899.
Meitzen. Siedlung und Agrarwesen der Germanen. 1905.
Kuhnel, P. Finden sich noch Spuren der Slaven im mittleren und westlichen Hannover? Hannover u. Leipzig 1907.
Schuchhardt. Archäologisches zur Sachsenfrage. Zeitschr. des hist. Vereins für Niedersf., 1908, S. 103—114.

Kayser, K. Die Kelten des Bardengaues. Hannover 1909.
Schele-Schelenburg, v. Zur Sachsenforschung. Zeitschr. des hist. Vereins f. Niedersf., 1909, S. 286—305.
Blasel, L. Die Wanderzüge der Longobarden. Breslau 1909.
Peßler, Dr. W. Das altsächsische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung. Braunschweig 1906.
Peßler, Dr. W. Beiträge zur vergl. Volkskunde Niedersachsens. 12. Jahresbericht der Geogr. Gesellsch. zu Hannover. 1911.
Lindner, W. Das niedersächsische Bauernhaus in Deutschland und Holland. Hannover 1912.
12. Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft zu Hannover. Hannover 1911.
Böttger. Diocesan- und Gaugrenzen.
Grütter, F. Loingau, Jürgens. 1901.
Hodenberg, v. Lüneburger Urkundenbuch.
Hünel. Slavische Orts- und Flurnamen. Z. d. H. V. f. N. S. 1901—1903.
Hünel. Spuren der Slaven im mittl. und westl. Hannover.
Jahresbericht der Männer vom Morgenstern.
Jürgens, Dr. O. Übersicht über die ältere Geschichte Niedersachsens. Hannover. Th. Schäfer. 1912. Heft 9 der Veröffentlichungen zur niedersächsischen Geschichte.
Kayser-Bückmann. Z. d. H. V. f. N. S. 1910.
Keetz, W. Wendische Orts- und Flurnamen in Dannenberg, Hitzacker und Neuhaus. Jeetzelzeitung 1903 und 1908.
Lange. Kreisausschuß-Sekretär Bleckede, Nachrichten über Bleckede in der Kreiszeitung.
Lüneburger Urkundenbuch, Isenhagen 1870, Kloster St. Michael 1870, Stadt Lüneburg. 1872.
Lutsch, H. Neuere Veröffentlichungen über das Bauernhaus. Berlin. W. Ernst & S. 1897.
Meyer. St. Dionys, Das Winsener Schatzregister. Lüneburg 1891.
Meitzen, Aug. Siedelungen und Agrarwesen. Berlin 1895.
Reinecke. Lüneburgs ältestes Stadtbuch.
Schwantes. Älteste Urnenfriedhöfe. Ülzen 1911.
Schuchhardt. Urnenfriedhöfe in Niedersachsen. Hannover 1911.

19. Volksdichte.

Gemeindelexikon für das Königreich Preußen. Die Provinz Hannover. Berlin 1908.
Ringklib Statistisches Handbuch der Provinz Hannover. Hannover 1897.

20. Orts- und Flurnamen.

Forstemann. Altdeutsches Namenbuch. I Personennamen, II Ortsnamen.
Wersebe, von. Beschreibung der Gaue zwischen Elbe, Saale und Unstrut, Weser und Werra. 1829.
Monumenta Germaniae historica. Diplomata I—III. Urkunden der sächsischen Kaiser und Könige.
Hodenberg, von. Lüneburger Urkundenbuch.
Darin Urkundenbuch des Klosters St. Michaelis zu Lüneburg.
" " " Isenhagen.
" " " Walsrode.
Sudendorf. Urkundenbuch zur Geschichte der Herzöge von Braunschweig und Lüneburg. Hannover 1859/83.
Böttger. Diözesan- und Gaugrenzen Norddeutschlands.
Kühnel. Finden sich noch Spuren der Slaven im mittleren und westlichen Hannover? Forschungen zur Geschichte Niedersachsens I 5. Dazu Koblischke. Zeitschrift des Histor. Vereins f. Niedersachsen. 1909, 1911, 1912.
Werneburg. Gau, Grafschaft und Herrschaft in Sachsen. Forschungen z. Gesch. Niedersf. III 1.
Reinecke. Lüneburgs ältestes Stadtbuch. Quellen und Darstellungen zur Gesch. Niedersf. VIII.

Lübben. Mittelniederdeutsches Handwörterbuch.
Verwys en Verdam Middelnederlandsch woordenboek.
Andree. Braunschweiger Volkskunde.
Meyer. Das Winsener Schatzregister. Lüneburg 1891.
Curs, O. Deutschlands Gaue im 10. Jahrhundert. Nach den Königsurkunden. Göttingen 1908.
Plettke. Heimatkunde des Regierungsbezirks Stade, Bd. I. Bremen 1911.
Krause. Über die Namen der Lüneburger Sülze. Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung V.
Jellinghaus. Die westfälischen Ortsnamen. 1902.
Schröder, Edw. Über Ortsnamenforschung. Wernigerode 1908.
Bruckner. Die Sprache der Longobarden. Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der german. Völker. Heft 75. 1895.
Heyne, M. Kleinere altniederdeutsche Denkmäler. 1877.
Bückmann, L. Was bedeutet der Name Lüneburg? Lüneburg 1909.
Meyer. Das Winsener Schatzregister. Lüneburg 1891.
Bube, W. Was bedeutet Ilmenau? Zeitschr. f. Niedersachsen 1898 III, S. 208.
Kühnel. Die slavischen Orts- und Flurnamen in Lüneburg, 3 Bde. Hannover 1902—03.
Tetzner. Die Slaven in Deutschland. Braunschweig 1906.
Rost, P. Die Sprachreste der Drawänopolaben im Hannoverschen. Leipzig 1907.
Kalischke. Randglossen zur neuesten Wendenfrage. Zeitschr. d. hist. Vereins f. Niedersachsen, S. 398—408.
Kayser. Die Kelten des Bardengaus 1909, besprochen von L. Bückmann in der Z. des Hist. V. f. Niedersf. 1910.
Bückmann, L. Ajo der Guging. 1910.
Bückmann, L. Im Tal der Schmalenau. Halbmonatsschrift Niedersachsen. 1910. Nr. 20.
Bückmann, L. Über einige Probleme der Flußnamenforschung in der Lüneburger Heide. Halbmonatsschr. Niedersachsen 1912. Nr. 8.
Bückmann, L. Über den niederdeutschen Namen des Sperlings. Ebenda 1912. Nr. 11.
Blasel. Die Wanderzüge der Longobarden. 1909. Besprochen von L. Bückmann. Z. d. Hist. V. f. Nf. 1913.
Schmidt, L. Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgange der Völkerwanderung. II 1. Die Ingwäonen. 1911. Besprochen von L. Bückmann. Z. d. Hist. V. f. Nf. 1913.
Kauffmann. Deutsche Altertumskunde. I 1913.

21 und 22. Menschenschlag. Geistige Volkseigenart.

Hier muß im besonderen auf 34 verwiesen werden.

23. Zur familiengeschichtlichen Forschung.

Büttner. Genealogiae oder Namen- und Geschlechtsregister der vornehmsten Lüneburgischen adligen Patriziergeschlechter. 1704.
Pfeffinger, J. F. Historie des Braunschweig-Lüneburgischen Hauses. 3 Teile. Hamburg 1731—1734.
Gebhardi, J. L. L. Historisch-genealogische Abhandlungen. 4 Teile. Braunschweig 1747—1767.
Sudendorf. Urkundenbuch zur Geschichte der Herzöge von Braunschweig und Lüneburg. Göttingen 1859—1883.
Hodenberg, v. Lüneburger Urkundenbuch.
Reinecke. Lüneburgs ältestes Stadtbuch und Verfestungsregister. Hannover 1903.
Volger, W. F. Urkundenbuch der Stadt Lüneburg. 3 Bände. Lüneburg 1872—1877.
Iroschke. Genealogische Nachweise für hannoversche Familien. Lüneburg 1903.
Linke. Niedersächsische Familienkunde. Hannover 1912.
Gehrkens, Hausmarken und Namenszeichen. Wilhelmsburg 1911. (Aus diesem Buche sind mit gütiger Erlaubnis des Verfassers die Wilhelmsburger Hausmarken entnommen.)

„Niedersachsen“ 1901: Ahrens. Hausmarken. U. a. a. O.

Homeyer. Die Haus- und Hofmarken. Berlin 1870.

Volger. Die Patrizier der Stadt Lüneburg. Lüneburg 1863.

Daßel, O. v. Berichte über das Geschlecht v. Daßel, 1 Bd. Chemnitz 1894.

Wittich. Alte Freiheit und Dienstbarkeit des Uradels in Niedersachsen. Mit einer Beilage über das Geschlecht von Alten. Berlin, Stuttgart, Leipzig 1906.

Hodenberg, v. Stammtafeln der Freiherrn v. Hodenberg. Hannover 1905.

Rothert. Allgemeine hannoversche Biographie. 1. Teil: Hannoversche Männer und Frauen seit 1866. Hannover 1912. 2. Teil: Im alten Königreich Hannover 1814—1866. Hannover 1914.

„Niedersachsen“, Bremen. Darin: Niedersächsische Familiengeschichte von O. Goebel und Niedersächsisches Familienarchiv von Dr. Nebel.

Koerner. Genealogisches Handbuch bürgerlicher Familien. 25 Bände. Görlitz.

Siebmacher. Wappenbuch. Nürnberg.

Volger. Die Patrizier der Stadt Lüneburg. 1863.

Reinstorf, E. Geschichte der Reinstorf. Lüneburg 1912.

24. Die Volkssprache.

Babucke, H. Über Sprach- und Gaugrenzen zwischen Elbe und Weser, mit einer Karte. Progr. d. Altst. Gymn. zu Königsberg i. Pr. 1886.

Bierwirth, H. C. Die Vokale der Mundart von Meinersen, Dissertation. Jena 1880.

Bremer, O. Ethnographie der germanischen Stämme. 2. Aufl. 1899.

Bremer, O. Beiträge zur Geographie der deutschen Mundarten. 1895.

Bruckner, W. Die Sprache der Longobarden. Straßburg 1895.

Bückmann, L. Was bedeutet der Name Lüneburg? Progr. Lüneburg 1909.

Collitz, H. Einleitung zu dem von ihm herausgegebenen „Waldeckischen Wörterbuch“. Karl Bauers (1902).

Hoffmann v. Fallersleben. „Mundart in und um Fallersleben“ in Frommanns „Deutschen Mundarten“. V (1858).

Korlén, Artur. Johann Statwechs gereimte Weltchronik (Abdruck mit einer Abhandlung) in den „Uppsala Universitets Ånsskrift“ 1907.

Kück, E. Ein Wörterbuch der Lüneburger Heide. Jahrgang 3 der „Lüneburger Museumsblätter.

Kück, E. Zur Bergung des niedersächsischen Wortschatzes, Bericht über den 7. Niedersachsentag. Hannover 1908.

Kuhnel, P. Die slavischen Orts- und Flurnamen im Lüneburgischen. Zeitschrift d. h. V. f. Niedersachsen. 1901.

Kuhnel, P. Finden sich noch Spuren der Slawen im mittleren und westlichen Hannover? Forschungen z. Gesch. Niaders. Bd. I. Heft 5. 1907.

Meyer, E. Sprache und Sprachdenkmäler der Langobarden. Paderborn 1877.

Rabeler, Th. Niederdeutscher Lautstand im Kreise Bleckede. Zeitschrift f. deutsche Philologie. Bd. 43. 1911.

Rost, P. Die Sprachreste der Dravano-Polaben im Hannöverschen. Leipzig 1907.

Schulze, E. O. Niederländische Ansiedelungen in den Marschen an der unteren Weser und Elbe im 12. und 13. Jahrhundert. Breslauer Dissertation von 1889.

Zahrenhusen, H. Über die Volkssprache des Stadischen, in Plettke, Heimatkunde des Rgbez. Stade. I. 381—386.

25. Politische Einteilung und Verwaltung.

Landesordnungen, Chur-Braunschweig-Lüneburgische, und Gesetze, Zellischen Teils. Von 1643—1745, Bd. 1—6. Lüneburg 1741—45.

Jacobi. Prüfung einiger in Umlauf gebrachter Forderungen, Vorschläge und Erinnerungen, welche die landschaftliche Verfassung des Fürstentums Lüneburg betreffen. Hannover 1794/95.

Reden, v. Die Provinziallandschaften des Königreichs Hannover. Hannover 1832.

Lenthe, v. Archiv für Geschäfte und Verfassung des Fürstentums Lüneburg. Bd. 1—9. Celle 1854—63.

Böttger, Diözesan- und Gaugrenzen. Halle 1874.

Grütter. Der Loingau. Veröffentlichung zur niedersächsischen Geschichte. Heft 4. Hannover 1901.

Ringklib. Statistisches Handbuch der Provinz Hannover. 1897.

Jacobi. Die landschaftliche Verfassung des Fürstentums Lüneburg. Lüneburg 1846.

Rechtsgutachten des Spruchkollegiums an der Großherz. Badischen Universität Heidelberg, betreffend die Befugnis der Landschaft des Fürstentums Lüneburg, bei der Beratung der ihr von der Landesregierung vorgelegten Gesetzentwürfe, Beteiligte und Sachverständige zuzuziehen. Celle 1863.

Meier, v. Hannoversches Verfassungs- und Verwaltungsgeschäft 1680—1866. Leipzig 1898/99.

Alphabetisches Verzeichnis der zum Fürstentum Lüneburg verordneten öffentlichen Landesabgaben.

Jürgens. Die Landeshoheit im Fürstentum Lüneburg. Hannover 1888.

Staatskalender, Königl. Groß-Britanisch- und kurfürstl. Braunschweig-Lüneburgischer, 1737—85, 1783—1803. Lauenburg. Fortges. u. D. T.

Königl. Groß-Britanischer-Hannoverscher Staatskalender. Ans. d. J. 1818 - 23. Lauenburg.

Staats- und Adreßkalender für das Königreich Hannover 1824—36. Hannover.

Staatshandbuch für Hannover für das Jahr 1867. Hannover.

Handbuch für die Provinz Hannover. Ans. d. J. 1870, 1874, 1876—78, 1880—84, 1885 - 86.

Staatshandbuch über die Provinz Hannover 1887 und Folge. Hannover.

Schickenberg. Hannoverscher Städtekalender. Hannover 1913, 1914.

Fröbing. Geographische Beschreibung der Kur-Braunschweig-Lüneburgischen Lande. Hannover 1795.

Schickedanz. Geographische Beschreibung des Königreichs Hannover. Hannover 1814.

Jansen. Statistisches Handbuch des Königreichs Hannover. Hannover 1824.

Sonne. Beschreibung des Königsreichs Hannover. München 1829—34.

Reden. Das Königreich Hannover. Hannover 1839.

Tellkampf. Die Verhältnisse der Bevölkerung im Königreich Hannover. Hannover 1839.

Gemeindelexikon für das Königreich Preußen. Heft 9. Provinz Hannover. Berlin 1908.

Gerichtswesen.

Bojunga, J. L. A. Das Vormundschaftsrecht in seiner praktischen Anwendung im Königreiche Hannover. Hannover 1853.

Brandis, F. H. Th. Die Strafgesetze des Königreichs Hannover auf Grund des Kriminalgesetzbuches vom 8. August 1840. Hannover 1854.

Biedermann, E. Das Vormundschaftsrecht in seiner praktischen Anwendung im Königreiche Hannover. Hannover 1863.

Gunkel. 200 Jahre Rechtsleben in Hannover. Hannover 1911.

Spangenberg, Ernst. Das Oberappellationsgericht in Celle für das Königreich Hannover. Celle 1833.

Roscher, Dr., Th. Gerichtsverfassung und Anwaltschaft im einstmaligen Kurstaat und Königreich Hannover. Hannover 1905.

Fellersmann. Ein Pferdeprozeß in unserer Heimat vor 300 Jahren (Heimatklänge a. d. Amte Burgwedel, Jg. 3, 4—5).

Fellersmann. Aus dem Protokoll des Freiengerichts in Burgdorf und in der Grafschaft Burgwedel (Heimatklänge Jg. 3, 39—40).

Fellersmann. Ein Prozeß um Grundstücke zwischen der Kirche zu Wettmar und der Gemeinde Ramlingen (Heimatklänge Jg. 3, 119).

Crome-Schwiening. Zur Jubelfeier des Celler Oberlandesgerichts 1711—1911 (Niedersachsen Jg. 17, 116—119).

Damm, v. Das Oberlandesgericht Celle. Zu seinem 200jähr. Bestehen am 14. Oktober 1911 (Hannoverland Jg. 5, 218—221).

26. Volksheilkunde.

Wiecher. Niederdeutsche Volksheilmittel. Hannoverland 1909.

27. Volkssitte.

Tellkampf. Die Verhältnisse der Bevölkerung und die Lebensdauer im Königreich Hannover. Hannover 1846.

Petersen. Die Heidfläche Norddeutschlands. Hannover 1862.

Seemann. Hannoversche Sitten und Gebräuche in Beziehung zur Pflanzenwelt, ein Beitrag zur Kulturgeschichte Deutschlands. Leipzig 1862.

Kohl. Nordwestdeutsche Skizzen. 2 Bde. Bremen 1873.

Buchholz. Charakterbilder aus Deutschland. Leipzig 1887.

Freudenthal. Heidefahrten. 4 Bde. Bremen 1890—1897.

Eckart. Aus alten Chroniken. Beitrag zur Sitten- und Sprachkunde Niedersachsens. Braunschweig 1895.

Dehning. Die erloschene Saline zu Sülze bei Celle. Niedersachsen 1898, III, S. 192.

Freudenthal, Aug. Walsrode. Niedersachsen, 1898, III, S. 297—298.

Binzer, C. A. L., v. Die Heidschnucke und der Schäfer der Lüneburger Heide. Niedersachsen, 1898, III, S. 192.

Freudenthal, Fr. Eine Wanderung nach Lopau. Niedersachsen 1899, IV, S. 264—268.

Gräbner. Die Heide Norddeutschlands. Leipzig 1901.

Hamburger Wanderbuch. 2 Teile. Hamburg 1901.

l'Houet. Zur Psychologie des Bauerntums. Tübingen 1905.

Linde. Die Lüneburger Heide. Bielefeld 1905.

Kück. Das alte Bauernleben der Lüneburger Heide. Leipzig 1906.

Keetz. Lüneborger Land und Lüt. 2. Aufl. Bremen 1907.

Gabain. Wanderung durch die Lüneburger Heide und ihre Grenzgebiete. Hamburg 1908.

Lüdecke. Hochzeitsgebräuche in der Heide. Aufsatz in „Hannoverland". Januar 1908.

Führer durch Celle und Umgebung (Lüneburger Heide). Herausgegeben von der Verkehrskommission der Stadt Celle. Celle 1910.

Helmke. Heimatkunde des Kreises Celle. Verden 1910.

Thies. Niedersachsens Bauerntum. Kulturgeschichtliche Bilder. Hannover 1911.

Heise. Die Freien im hannoverschen Amte Ilten.

Bödeker, E. Die Grundbesitzverhältnisse im ehemaligen hannoverschen Amte Ilten, dem sog. Großen Freien. Halle 1901.

Gabain. Die Südheide.

Bodemann. Finkenwerder.

Gehrkens. Historische Nachrichten über die Elbinsel Wilhelmsburg.

Bosenick. Altenwerder.

Böttger. Diözesan- und Gaugrenzen Norddeutschlands, II. Bd. Hannover 1874.

Hahlbohm. Das hannoversche Wendland. Verden 1912.

Hahlbohm. Ut Spinnerklump. Selbstverl. Dolgow 1913.

Hennings, K. Das hannoversche Wendland. Lüchow 1862.

Hennings, K. Sagen und Erzählungen aus dem hannoverschen Wendlande. Lüchow 1864.

Hennings, K. Neu herausgegeben und erweitert von C. Th. Hennings als: Sagen und Erzählungen, Volkskunde und Kulturgeschichtliches aus dem hannoverschen Wendlande. Lüchow 1906.

Hennings, C. Th. Die Ritterburgen im alten Wendlande. Lüchower Kreiszeitung 1910.

Hübbe. Zur ältesten Geschichte des hannoverschen Elbtales oberhalb der Meeresflut. Zeitschrift d. hist. Vereins für Niedersachsen 1908.
Jakobi. Slaven- und Teutschthum. Hannover 1856.
Koch. Das hannoversche Wendland oder der Gau Drawehn. Dannenberg 1898—99.
Koch. Dannenberger Ortsgeschichte. Eine Sammlung älterer und neuerer Nachrichten über die Stadt Dannenberg und deren Umgegend. Dannenberg 1892.
Krüger. Die Grafen von Warpke-Lüchow. Zeitsch. d. hist. Vereins für Niedersachsen. 1874.
Kühnel. Die slavischen Orts- und Flurnamen im Lüneburgischen. Zeitsch. d. hist. Vereins f. Niedersachsen. Hannover 1901—03.
Mente. Der alte Volks- und Aberglaube im hannoverschen Wendlande. Hannoverland 1909.
Mente. Hochzeitsgebräuche im hannoverschen Wendlande. Hannoverland 1911.
Mente. Köst un Löft. Een Volksstück ut hannoversch Wendland. Lüchow 1911. Selbstverl.
Mielke. Hohbuoki. Hannoverland 1907.
Mucke. Die Lüneburger Wenden in Geschichte, Volkstum und Sprache. Hannoverland 1908.
Mucke. Bibliographie der Literatur über die Lüneburger Wenden und das Wendland. Zeitschr. d. hist. Vereins für Niedersachsen. 1908.
Müller. Volks- und Familienfeste im hannoverschen Wendlande. Zeitsch. f. Niedersachsen. 1912.
Peßler. Das altsächsische Bauernhaus. Braunschweig 1906.
Peßler. Beiträge zu vergl. Volkskunde Niedersachsens. 12. Jahresbericht der Geogr. Gesellsch.
Peßler. zu Hannover. 1911.
Rost. Die Sprachreste der Drawäno-Polaben im Hannöverschen. Leipzig 1907.
Steinvorth. Das hannoversche Wendland. Deutsche geogr. Blätter. Bremen 1886.
Tetzner. Die Slawen in Deutschland. Braunschweig 1902.
Tetzner. Zur Geschichte des polabischen Wörterbuchs. Braunschweig 1902.
Tetzner. Die Polaben im hannoverschen Wendlande. Globus 1900.
Tetzner. Die Drawehner im hannoverschen Wendlande um das Jahr 1700. Globus 1902.
Tetzner. Volkskundliches aus dem hannövrischen Wendlande um 1700. Niedersachsen 1908.
Ulrici. Das Wendland, in: Meyer, Die Provinz Hannover, Heimatkunde. Hannover 1882.
Vieth. Beiträge zur Ethnographie der hannoverschen Elbslawen. Arch. f. Slawische Philologie XXII. Bd. Berlin 1900.
Warmbold. Beiträge zur Geschichte des hannoverschen Wendlandes und der Stadt Lüchow. Lüchow 1895.
Wörmer. Die Kirche zu Plate. Plate 1900. Selbstverl.
Siehe außerdem unter 34.

28. Alter Volksglaube.

Manecke. Zur Kunde des Aberglaubens im Fürstentum Lüneburg. 1822 II, S. 66.
Steinvorth, H. Zur Klärung der Irrlichterlegende. Jahrg. d. N. V. Lüneburg 1896—98. XIV S. 7—61.
„Niedersachsen" 1902: Fordes, Der Aberglaube in Niedersachen, 1907: Williges, Die Zwölften 1911: Dr. Bötjer, Ist der Volksaberglaube unter allen Umständen zu bekämpfen?
Mente. Der alte Volks- und Aberglaube im hannoverschen Wendlande. Hannover 1910.
Osten, v. d., Dr. Aberglauben. Jahresbericht der Männer vom Morgenstern. Heft 7, 8.
Wutke. Deutscher Volksaberglaube der Gegenwart.
Hansemann. Der Aberglaube in der Medizin. Leipzig 1905.
Kück, Prof. Dr. Ed. Wetterglaube in der Heide. Lüneburger Niederdeutsche Bücherei. Hamburg 1914.

29. Kirche und Heimat.

Herrmann, E. Über die Stellung der Religionsgemeinschaften im Staate. Göttingen 1849.
Lenthe, v. Kirchenrechtliche Mitteilungen aus dem Fürstentum Lüneburg. Celle 1859—64.
Aktenstücke und Protokolle der Landessynode der evangelisch-lutherischen Kirche Hannovers. Hannover 1869 u. folg.

Ubbelohde, W. Zwei Wünsche für die ev.-luth. Gemeinde Lüneburgs. Lüneburg 1891.
Der Lüneburger Bote, Blatt für Angelegenheiten der ev.-luth. Gemeinde. Jahrgang 1—3. 1896/97, 1898, 1899.
Haccius, G. Hannoversche Missionsgeschichte, Bd. 1. Hermannsburg 1905.
Kück, Dr. Professor. Kirchliches Leben und Volkssprache im Lüneburgischen. Hannoverland 1907.
Benecke, Theodor. Kloster Scharnebeck. Bremen 1905.
Benecke, Theodor. Die ältesten Kirchen des Landkreises Harburg. Zeitschrift Niedersachsen 12. Jahrg. Bremen 1907.
Meyer. Die Kirche zu Burgdorf. Gründung der Sekundariatpfarre daselbst. Hannoversche Geschichtsblätter Band IV. Hannover 1901.
Quantz. Katalog über die alte Bibliothek der Kirche zu Harburg. Harburg 1900.
Heimburger. Die Kirchen-Ministerial-Bibliothek in Celle. Celle 1848.

30. Inschriften.

Hammerstein, v. Alte Sprichwörtersammlung aus einer Handschrift des Klosters Ebstorf. Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen 1850, 309.
Conze, Dr. A. Haussprüche aus Celle, Peine und Stadthagen. Zeitschrift des hist. Vereins für Niedersachsen 1859, 83.
Wiecher, L. Alte Hausinschriften. Niedersachsen 13. Jahrg., S. 146.
Bode. Nordhannoversche Sprichwörter und Redewendungen. Niedersachsen, 14. Jahrg., S. 287.
Kunhold. Die Inschriften an den niedersächsischen Bauernhäusern. Hannoverland 1907.
Wiecher. Allerlei Inschriften aus dem niedersächsischen Bauernhause. Hannoverland 1907.
Mithoff. Kunstdenkmale und Altertümer im Hannoverschen, Band IV. Hannover 1877.
Wolff. Die Kunstdenkmäler der Prov. Hannover, III. Teil, Regierungsbezirk Lüneburg, 2 und 3 Stadt Lüneburg. Hannover 1906.
Dorenwell. Niedersächsisches Volksbuch, Band I. Hannover 1884.
Dehning. Geschichte der Stadt Celle. Celle 1891.
Zeitschrift „Niedersachsen“, Jahrgang I, II, IV, X, XIII, XIV, XV. Bremen.
Zeitschrift Hannoverland, 6. Jahrgang. Hannover 1912. (Hausinschriften in Isernhagen von Chr. Flemes.)
Der Heidewanderer, Unterhaltungsblatt zur Allgem. Zeitung der Lüneburger Heide, Nr. 52. Ülzen 1911. (Hausinschriften in Ülzen von W. Schlemm.)
Wilhelmsburger Gemeindezeitung, Jahrgang 19, Nr. 129. (Hausinschriften in Wilhelmsburg von E. Reinstorf.)
Kohlenberg. Dorfglocken in Niedersachsen. Niedersachsen 1898 IV, S. 45.
Wrede. Die Glocken der Stadt Lüneburg. Lüneburger Museumsblätter.
Wrede. Die Glocken des Landkreises Lüneburg. Lüneburger Museumsblätter.
Gehrkens. Hausmarken und Namenszeichen. Wilhelmsburg 1911.
Niedersachsen 1901. Ahrens. Hausmarken.
Homeyer. Die Haus- und Hofmarken. Berlin 1870.
Reinstorf. Hausinschriften auf Wilhelmsburg. — Wilhelmsburger Familiennamen — Haus- und Hofmarken — Familiengeschichte und Familiengeschichtsforschung. Wilhelmsburg 1910—12.

31. Volksdichtung.

Müller, G. Aus der Geschichte Suderburgs. Ülzen 1909.
Kuhn & Schwartz. Norddeutsche Märchen, Sagen und Gebräuche. Leipzig 1848.
Colshorn, Karl & Theodor. Märchen und Sagen. Hannover 1854.
Harrys, Herm. Volkssagen, Märchen und Legenden Niedersachsens. Celle 1862.
Hennings, Karl. Sagen und Erzählungen aus dem hannoverschen Wendlande. Lüchow 1864.
Harms. Goldene Äpfel in silbernen Schalen. Hermannsburg 1867 ff.
Weichelt, Dr., Hermann. Hannoversche Geschichten und Sagen. Norden 1878.

Henniger & von Harten. Niedersachsens Sagenborn, eine Sammlung der schönsten Sagen und Schwänke. Hildesheim 1909.
Freudenthal, Aug. Heidefahrten.
Freudenthal, Aug. Aus Niedersachsen. Bremen.
Linde, Dr. Richard. Die Lüneburger Heide. Bielefeld und Leipzig 1907.
Kück, Dr. Ed. Das alte Bauernleben der Lüneburger Heide. Leipzig 1906.
Schröder, Wilh. Heideland und Waterkant. 5 Bände.
Deumeland, Heinr. Hapüttchen.
Deumeland, Heinr. Kicherieen.
Kretz, Wilh. Lüneburger Land un Lüd.
Grütter, Fr. Allerlei Leute.
Freudenthal, Friedr. Bin'n Für.
Freudenthal, Friedr. Ünnern Strohdack.
Freudenthal, Friedr. In de Fierabendstied.
Kück, Dr. Ed. 20 Tanzlieder.
Lemmermann. Ut Hartensgrund. Bremen 1908.
Henniger, Niedersachsen-Liederbuch. Hannover 1912.

Außerdem sind viele heimische Sagen, Märchen, Schnurren und dergl. niedergeschrieben von Th. Benecke, W. Bube, H. Dehning, F. Freudenthal, F. Grütter, A. Holm, W. Keetz, F. Schultheiß, H. Schulze-Gifhorn, F. Stillke, H. Steinvorth, J. Westermann, G. Müller-Suderburg u. a. im „Hannoverschen Volksblatt“, herausgegeben von Wilh. Schröder, im „Hannoverschen Volksfreund“, in „Niedersachsen“, im „Heidewanderer“ (Ülzen), im „Niedersachsen“ (Soltau) usw., überdies im „Hannoverschen Volkskalender“ (Freytag) und im „Althannoverschen Kalender“ (Grote). „Hannoverland“ (Hannover), „Heimatglocken“ (Winsen) usw.

32. Bäuerliche Kleinkunst.

Bartels, A. Der Bauer in der deutschen Vergangenheit. Jena 1900.
Forrer, R. Von alter und ältester Bauernkunst. Eßlingen 1906.
Mielke, R. Volkskunst. Magdeburg 1896.
Gerdes, H. Geschichte des deutschen Bauernstandes. Leipzig 1910.
Haendcke, B. Deutsche Kunst im täglichen Leben. Leipzig 1908.
Kück, E. Das alte Bauernleben der Lüneburger Heide. Leipzig 1906
Andree, R. Braunschweiger Volkskunde. 2. Aufl. Braunschweig 1901.
Sohnrey, H. Kunst auf dem Lande. Bielefeld—Leipzig—Berlin 1905.
Brinkmann, J. Führer durch d. Hamb. Museum f. Kunst u. Gewerbe. Hamburg 1894.
Schwindrazheim, O. Bauernkunst. Wien 1904
Lindner, W. Das deutsche Bauernhaus. Hannover 1912.
Müller-Brauel, H Heidjer-Kalender 1904 u. f. Hannover.
Zeitschrift Niedersachsen 18 Jahrgänge. Bremen.

33. Fahrende Leute.

Freudenthal, Friedrich. Sonderlinge und Vagabunden. Bremen 1892.

34. Land und Leute in Dichtung und bildender Kunst.

Die besprochenen Kunstwerke befinden sich:

Im Lüneburger Museum, Abt. für kirchliche Kunst. Hausaltar mit der Verkündigung Mariä. Fünf Darstellungen zur Legende der heiligen Elisabeth (Hochreliefs).

Feldmann. Bleistiftskizzen: An der Ilmenau. Der rote Hahn. Kloster Lüne. Reste der alten Stadtmauer. Hinter der Altenbrucher Mauer.

In der Hamburger Kunsthalle:

Hermann Kauffmann (1808—89). Mittagsruhe auf dem Erntefelde, Karton. Heimkehr von der Mühle, Karton. Holzfäller im Schnee, Ö. In der Furt, Karton. Zweierlei Vorspann, Karton und Ölbild. Weg durch die Heide, Ö. Kühe auf der Wiese, Ö. Auf der Weide, Ö. Die Sandgrube, Ö. Vor dem Wirtshause, Ö. Holzfäller, Ö. Schneelandschaft, Ö. Heuernte, Ö. Der Maler Günther Gensler.

Morgenstern, Christian (1805—67). Steinbrüche am Peissenberg, Ö. Heideweg.

Ruths, Valentin (1825—1905). Abenddämmerung, Ö. Zwischen Geest und Marsch, Ö. Heide bei Bispingen, Ö. Heidelandschaft, Ö. Heide bei Estorf, Ö.

Gensler, Martin. Motiv aus Ehestorf, Skizze. Bauernhaus, Skizze. Die Wolke (bei Ehestorf), Ö. Aus Kloster Wienhausen, Aquarell.

Gensler, Jakob. Steinwall bei Sottorf, Ö.

Gensler, Günther. Hamburger Kunstverein, Ö.

Carl, Adolf. Blick auf Hamburg, Ö.

Ortmanns, August. Heidelandschaft mit Schafen, Ö.

Haeselich, Markus. Landweg, Ö.

Illies, Arthur. Heidetal bei Hausbruch, Ö. Heide bei Hamburg, Ö.

Zügel, Heinrich. Blühende Heide (Bispingen), Ö.

Gensler, Martin. Architektonische Studien, Skizzenblätter, Kunsthalle, Hamburg (Kloster Lüne). Aus Kloster Wienhausen, Aquarell.

Bokelmann, Ludwig, in der Dresdner G.: Abschied der Auswanderer. Nationalgalerie: Testamentseröffnung. Provinz.-Museum Hannover: Die Verhaftung.

Kalckreuth, Graf L. Arbeit, Lithographie. Kunstgabe der Lehrervereinigung.

Hartmann, H. F. sind im Handel: Niedersächsischer Bauernhof im Frühling. Im Wald und auf der Heide. Das Feld im Sommer. Dorfstraße im Winter, à 4 ℳ.

Im Provinzial-Museum zu Hannover:

Voigt, E. Lüneburger Bauerndiele mit Flet, Gemälde.

Stuzdorf. Diele eines Lüneburger Patrizierhauses, Hannover.

Ansichtskarten. Lüneburg: Künstler-Steinzeichnungen. Kunstverlag von Gebrüder Kumm, Hamburg 8. Celle: Eine Serie Fachwerk und Patrizierhäuser. Kunstverlag der Schulzeschen Buchhandlung in Celle.

Mappen. Feldmann: Lüneburg und Lauenburg, 10 Zeichnungen, Kähler Erben, Hamburg. Müller-Kämpf, Heimat, Fahrten durch Marsch und Geest II.

Steindrucke aus der Teubnerschen Sammlung.

Biese, K. Hünengrab, 6 ℳ.

Herrmann, Th. Aschenbrödel, 4 ℳ. Im Moor, 4 ℳ. Rotkäppchen, 4 ℳ. Seeblick 6 ℳ.

Lieber, M. Heiderot, 2.50 ℳ.

Matthaei, L. Tauwetter, 2.50 ℳ.

Matthaei, K. O. Aus den Vierlanden, 4 ℳ. In den Marschen, 1 ℳ Nordseeidyll, 5 ℳ.

Aus der Voigtländerschen Sammlung.

Bäumer, R. Frühlingswald, 4 ℳ. Heideweg, 4 ℳ. Nordische Heide, 2.50 ℳ.

Kallmorgen, F. Niederdeutsche Dorfstraße, 5 ℳ.

Matthaei, K. O. Blühende Heide, 6 ℳ. Dreimast-Schoner, 5 ℳ. Dämmerung im Watt, 5 ℳ. Rauhreif, 4 ℳ. Krabbenfischer, 2.50 ℳ. Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser, 2.50 ℳ. Aus dem Lande Hadeln, 2.50 ℳ.

Mappen und Sammlungen.

Heimatbilder aus Niedersachsen (Niedersachsen-Verlag).

Heimat, Bilder aus dem Bereich der Deutschen Hansestädte. 10 Mappen in Verlag von F. W. Kähler Erben, Hamburg.

Nr. 4 und 5: Fahrten durch Marsch und Geest, P. Müller-Kaempff.

Nr. 9: Bilder aus der Heide, P. Müller-Kaempff.

Aus der Sammlung „Heimatbücher der Menschen“: Stimmungsbilder aus der Heide (50 Bilder, 12 Kunstbeilagen) 5 M, ohne Kunstbeilagen 3 M, 12 Kunstbeilagen allein 3 M.

Am Wilseder Berg und Totengrund in der Lüneburger Heide.

Serie 1: 8 Bilder in Mappe 2.50 M.

Serie 2: 8 Bilder in Mappe 2.50 M.

Wenn die Heide blüht. 6 Aquarelle von K. Rundspaden in Mappe 2 M.

Kunstpostkarten vom „Deutschen Naturschutzpark“ 2 Serien à 60 ₰.

Hannover-Nummer der Leipziger Illustrierten Zeitung 2 M.

Bilder aus der Südheide von Dr. Eduard Gabain, 18 M.

Kunstverlag Gebrüder Kumen: Wanderungen durch Heidedörfer, 6 Künstler-Steinzeichnungen. Wanderungen durch den Naturschutzpark in Wilsede. Wanderungen durch die Heide. Wanderungen durch Heidedörfer. Eine Wanderung durch die Lüneburger Heide, 18 künstlerische Postkarten in Kupferdruck.

Bücher zur bildenden Kunst:

Eugen Bracht, Velhagen und Klasing's Volksbücher, Nr. 9.

Heinrich Zügel, ebenda Nr. 13.

Schwindrazheim über Harburg in der Festschrift zur 24. Versammlung des Hannoverschen Provinzial-Lehrervereins 1909.

Lichtwark: Hermann Kauffmann und die Kunst in Hamburg.

Das hannov. Wendland.

Rocholl, R. Christophorus, Altes und Neues aus Wald und Heide

Rocholl, R. Einsame Wege.

Mente, K. Köst und Löst, een Volksstück ut hannoversch Wendland. (Selbstverlag.)

Hennings, K. Sagen und Erzählungen aus dem hannoverschen Wendlande. (Selbstverlag.)

Kleinhempel, Fr. Wendische Bauernstube, Teubner Steinzeichnungen (41×30 cm). 2,50 M.

Hartmann, H. F. H. Illustrationen, Niedersachsen 1901/02, 7. Jahrg., S. 115 ff.

Die Heide in der Dichtung.

Abenhausen, K. Im Drange des Herzens.

Benzmann, H. Meine Heide, Gedichte. Hesses Volksbücher.

Diederich, F. Die weite Heide, Gedichte. E. Müller, München.

Diedrichsen, Annie. Gladiolen. Pierson, Dresden.

Droste-Hülshoff. Gedichte. Bertelsmann, Gütersloh.

Eggersplüß, H. Heideklänge. Sponholtz, Hannover.

Ewers, F. Erntelieder, Kreis-Ringe. Leipzig. Hohe Lieder. Schuster & Löffler, Berlin. Deutsche Lieder. Grote, Berlin.

Falke, G. Gesammelte Werke. Janssen, Hamburg. Gedichte. Hamburgische Hausbibliothek.

Freudenthal, A. Gedichte, Heidefahrten, 3 Bd. Heinsius Nachf., Bremen.

Freudenthal, A. Die Heide.

Freudenthal, F. In Lust un Leed, en plattdütsch Gedichtenbook. Schünemann, Bremen. Heidekraut und Ginster. Ebenda.

Fitger, A. Fahrendes Volk. Schulze, Oldenburg. Winternächte. Ebenda.

Greif, M. Gedichte. Amelungs Verlag, Leipzig.

Harms. Goldene Äpfel in silbernen Schalen, I und II. Missionshdl. Hermannsburg.

Hungerland, H. Vorklänge, Weisen aus dem Morgendämmer (Verdener Liederbuch). Schünemann, Bremen.

Lilienkron, D. v. Sämtliche Werke. Schuster & Löffler. Gedichte, Volksausgabe. Schuster & Löffler, Berlin. Gedichte. Wiesbadener Volksbücher.

Löns, H. Mein braunes Buch. A. Sponholtz, Hannover. Mein goldenes Buch. A. Sponholtz. Mein blaues Buch, Balladen. A. Sponholtz, Hannover.

Müller-Suderburg. Wat an Heidweg blöht, Gedichte. Schünemann, Bremen. Aus stillen Stunden, Lieder und Reime. H. Feesche, Hannover. Singen und Sagen. Schünemann, Bremen.

Münchhausen, B. v. Ritterliches Liederbuch. Lattmann, Goslar. Herz im Harnisch. E. Fleischel, Berlin.
Renner, G. Gedichte. Selbstverlag.
Resimius-Berkow. Lütt Heidelärk. Rolandverlag, Bremen.
Seemann, A. Heitblicken, Balladen und Lieder. Hilfsverein deutscher Lehrer.
Steinacker, K. Ein Geschenk der Heide. Zwißler, Wolfenbüttel.
Strasser, Th. Balladen und Stimmungen. Hans Sachs Verlag, München.
Strauß und Torney, L. v. Neue Balladen und Lieder.
Tewes, F. Gedichte. Schmorl und v. Seefeld, Hannover. Neue Gedichte. Schmorl und v. Seefeld, Hannover.
Tödter, H. Heidebilder.
Zeise, H. Aus meiner Liedermappe. Meißner, Hamburg.

Sammelwerke:
Der deutsche Spielmann, Heft 20, Die Heide, 1 Mk. Dähnhardt, Heimatklänge aus deutschen Gauen. I. Aus Marsch und Heide 2.50 Mk.
Bothmer, Heinz. Das Heidebuch 2.75 Mk., Das deutsche Dorf.
Erler, Johann. Heidezauber, Plattdütsch Blomengarden, Gedichte, Bücher fürs deutsche Heim 1.20 Mk.
Elbe, A., von der. In seinen Fußtapfen, Roman aus Lüneburgs Vorzeit. Grote, Berlin. Der Bürgermeisterturm. Janke, Berlin. Die Ricklinger, 2 Bd. O. Janke, Berlin. Der Heliandsänger. E. Röttger, Kassel.
Ernst, Otto. Asmus Sempers Jugendland. Stackmann, Leipzig.
Frapan, Ilse. Die Last. Dichter Ged. Stiftung.
Schulenburg, W., von der. Eulenspiegel, ein Heidebuch. Reißner, Dresden.
Wolf, Julius. Der Sülfmeister, 2 Bd. Grote, Berlin.

Geschichtliche Dichtungen:
Bartels, F. Herzog Widukind, eine Tragödie. Haessel, Leipzig.
Bors, A. F. Herzog Magnus, eine alte Geschichte aus Niedersachsen. Sponholtz Verlag, Hannover.
Brockdorff-Ahlefeldt, v. Vorzeit, Balladen. Schünemann, Bremen.
Bückmann, B. Ajo der Guging. Schünemann, Bremen.
Freudenthal, F. Hannoversche Soldatengeschichten, historische Aufzeichnungen von den Teilnehmern an den kriegerischen Ereignissen seiner Zeit. Schünemann, Bremen. Von Lüneburg bis Langensalza, Erinnerungen eines hannoverschen Infanteristen. Ebenda. Von Stade bis Gravelotte, Erinnerungen eines Artilleristen. Ebenda.
Havemann, Julius. Der Ruf des Lebens. Ein Roman aus der Zeit der Freiheitskriege. 2 Bände. G. K. Sarasin, Leipzig.
Jensen, Wilhelm. Aus schwerer Vergangenheit, daraus: Über der Heide. Volksbücher der Dichter Ged. Stiftung.
Niedersächsisches Heimatbuch. Hildesheim 1914.
Niedersachsenbuch, ein Jahrbuch für niederdeutsche Art. Hamburg 1913.
Keetz, W. De Schult von Strachau, ne Geschichte ut de Franzosentid. Sponholtz, Hannover.
Löns, H. Der Wehrwolf, eine Bauernchronik. E. Diederichs, Jena.
Nieritz, G. Die Heideschule (Jugendschrift).
Nordhausen, R. Vestigia leonis, die Mär von Bardowick, ein Epos. Sponholtz Verlag, Hannover.
Peßler, M. Das Pfarrhaus von Sottrum im Jahre 1813.
Ruseler, G. Wunderborn, Balladen. Schünemann, Bremen.
Salomon, L. Die Blühertrompete, Geschichte aus der Lüneburger Heide.
Stüven. Die Morburger Schanze, Volksstück. Selbstverlag.
Teklenburg, A. Die Hannoveraner, Braunschweiger und Oldenburger im Kriege 70. Geibel, Hannover.

Freudenthal, August. Aus Niedersachsen I, ein Volksbuch für alt und jung. Schünemann, Bremen. Aus Niedersachsen II. ebenso. Heidekkern, Düt und dat im nordhannöversch Platt. Ebendort.

Freudenthal, Friedrich. Der Cambridge-Dragoner und andere Heidegeschichten. Ebendort. Ünnern Strohdack. Een plattdütsch Geschichtenbook. Ebendort. Bi'n Für. En plattdütsch Geschichtenbook. Ebendort. Wied un sied. Plattdeutsche Erzählungen. Ebendort. Lienhop un annere Geschichten. Plattdeutsche Geschichten. Ebendort. Im Hause des Gerichtsvogtes. Jugenderinnerungen. Ebendort. Eggert Rolfs und andere Heidegeschichten. Ebendort. De Freewarwer. Ein plattdeutsches Theaterstück. Ebendort. Dat Kumma. En Bur'nstück in eeen Uptog. Ebendort. In de Fierabendstied. G. Stalling, Oldenburg. Sonderlinge und Vagabunden. Ebendort.

Gehrkens, Albert. Wilhelmsborger Kohl.

Grütter, F. Allerlei Leute. Heitere und ernste Bilder aus der Heidmark. D. Soltaus Verlag, Norden 1878.

Jastram, Wilhelm. Kloster Lüne. Schloeßmanns Verlag, Leipzig und Hamburg. Holtorfer Doris und andere Leute im Heidewinkel. Schloeßmanns Verlag, Hamburg. Lohmüllers Einziger. Ebendort. Matten Bautz, eine Dorfgeschichte aus der Elbmarsch. Reinhardt, Basel.

Jensen, Wilhelm. Die braune Erika.

Jünger, Nathanael. Heidekinds Erdenweg, Erzählung aus der Lüneburger Heide. Pastor Ritgerodts Reich, ein Roman aus der Heide. Hof Bokels Ende, ein Roman aus der Heide. Der Pastor von Hohenheim, ein Pastorenleben. . . . . die Größte unter ihnen, ein Frauenleben, Heimaterde, Roman von der Küste. Verlag Hinstorff, Wismar.

Keetz, W. Franz Biel, eine Erzählung in Lüneburger Mundart. Sponholtz, Hannover. Lüneborger Land un Lüt E. v. Massars, Bremen.

Köhne, G. Unter Birken und Tannen, Erzählung. Sponholtz Verlag, Hannover. Regina Stockhans, Erzählung. Ebenda. Um das Gewissen, Volkstragödie. Ebenda. Konrad Barko, ein Drama. Ebenda.

Löns, Hermann. Mein braunes Buch, Heidbilder. Verlag von Sponholtz, Hannover. Heidbilder, Neue Folge. Ebenda. Mümmelmann, 20 Erzählungen aus dem Jagd- und Tierleben. Ebenda. Aus Wald und Heide, Auswahl für die Jugend. Mein blaues Buch, Balladen und Romanzen, Mein buntes Buch. Kraut und Lot, ein Buch für Jäger und Heger. Der zweckmäßige Meyer, ein schnurriges Buch. Der kleine Rosengarten, Volkslieder. Da hinten in der Heide, Roman. Der letzte Hansbur, Roman.

Frömbling. Im Wald und auf der Heide. Berlin 1909.

Poek, Wilhelm. In de Ellernbucht. Simon Külpers Kinder. Gutenberg Verlag, Hamburg.

Schaer, W. Sachsentreue. Lattmann, Goslar. Das Erbe der Stubenrauch. Ebenda. Kerstorf. Winter, Bremen. Drei Heiden. Lattmann, Goslar. Heimatliebe. Lattmann, Goslar.

Schlieker, F. Aus Höfen und Katen, Heidegeschichten. Sponholtz, Hannover.

Söhle, K. Musikantengeschichten, Volksausgabe. Musikanten und Sonderlinge. Schummerstunde, Bilder und Gestalten aus der Lüneburger Heide.

Speckmann, D. Erich Heidenreichs Dorf, Heidjers Heimkehr, Heidehof Lohe, Das goldene Tor, Herzensheilige. M. Warneck, Berlin.

Uhden, K. Der neue Amtsrichter, Erzählung aus der Lüneburger Heide.

Niedersächsische Erzählungen, Sammelband von Henninger und von Harlen. Geibel, Hannover.

Linde. Die Niederelbe. Velhagen & Klasing.

Linde. Lüneburger Heide. Ebenda.

Kalender: Der Heidjer, 5 Jahrgänge, Müller-Brauel, (eingegangen).

Der Schütting, Jahrbuch des Schüttingbundes. Sponholtz, Hannover.

Freytags Hannoverscher Dorfkalender.

Zeitschriften: Niedersachsen. Schünemann, Bremen.
Hannoverland, 1. Jahrgang. Hannover 1894.
Hannoverland. Hannover 1907—1913.

35. Bau- und Kunstdenkmäler.

Schulz, Dr. Bissendorf, seine Geschichte und Kunstdenkmäler, ein Beitrag zur Orts- und Kunstgeschichte des Fürstentums Lüneburg. (Hannoversche Geschichtsblätter Band IV. Hannover 1901.)

Spiel. Die Glasmalerei im Kloster Ebstorf. Vaterländisches Archiv 1818, 142.

Die Gemälde der Schloßkapelle zu Celle. Vaterländisches Archiv 1819, 261.

Merkwürdigkeiten des Doms zu Bardowick. Vaterländisches Archiv 1824, II. 334.

Spangenberg. Über ein altes metallenes Taufbecken in der Kirche zu Holdenstedt, Amt Bodenteich. Vaterländ. Archiv 1824, 67.

Der Turm zu Dannenberg und dessen Merkwürdigkeiten. Hannoversches Magazin 1830, 457.

Aichel. Der Kelch von 1512 in der Kirche zu Ebstorf. Vaterländisches Archiv 1835, 144.

Blumenbach. Das Jagdschloß zu Göhrde. Vaterländisches Archiv 1830, 100.

Kunstschätze des Rathauses zu Lüneburg. Lüneburg 1873.

Altertümer der Stadt Lüneburg und des Klosters Lüneburg. Hrsg. vom Altertumsverein in Lüneburg. Lüneburg 1862.

Mithoff. Kunstdenkmale und Altertümer im Hannoverschen. Bd. 4. Fürstentum Lüneburg 1877.

Keetz, W. Bardowick. Niedersachsen 1899, IV. S. 58, 59.

Krüger u. Reinecke. Kunstdenkmale der Stadt Lüneburg 1906.

Siebern. Das königliche Schloß zu Celle. Celle 1907.

Wendland, Anna. Eine Kunstausstellung im Kloster Lüne. Hannoverland 1911.

36. Erziehungs- und Schulwesen.

Beiträge zur Kenntnis des Landschulwesens im Fürstentum Lüneburg. Hannover 1797.

Lührs. Die Verbesserung der Volksschullehrerstellen im Königreich Hannover. Hannover 1824.

Oltrogge. Die Töchterschule in Lüneburg. Hannover 1842.

v. Hammerstein, C. Das Gymnasium zu Celle.

Görges, W. Die Schulen des Michaelisklosters in Lüneburg. 1. Die Ritterakademie, 2. Die Michaelisschule Lüneburg 1901/02.

Reinecke. Die Entstehung des Johanneums zu Lüneburg. Museumsblätter II, 131.

Jubiläumsfeier des Johanneums 1906. Festschrift der Jubiläumsfeier des Johanneums zu Lüneburg.

Schlegel. Über Schulpflichtigkeit und Schulzwang nebst einer kurzen Geschichte des Schulwesens zunächst in Absicht der Hannoverschen Lande. Hannover 1824.

Leverkühn. Die Volksschulen des Fürstentums Lüneburg mit Einschluß der Bürger-, Mittel- und höheren Töchter- und Privatschulen. Hannover 1875.

Friese. Die Volksschulen des Regierungsbezirkes Lüneburg mit Einschluß der gehobenen Schulen und der höheren Mädchenschulen. Lüneburg 1891.

Zum Felde u. Reinstorf. Kurze Geschichte des Lüneburger Lehrervereins.

Linke. Das Schullehrerseminar zu Lüneburg von 1851—1901. Lüneburg 1901.

Stalmann, A. Schulverhältnisse auf dem Lande in der Lüneburger Heide vor 100 Jahren. Niedersachsen 1910.

Dettmer. Geschichte des Schulwesens zu Harburg a. d. E. Harburg 1910.

Lincke, Dr. Das Schullehrer-Seminar zu Lüneburg von 1851—1901. Lüneburg 1901.

Tecklenburg. Schule und Heimat. Hannover 1901.

Fellersmann. Volksschule und Volksschullehrer (Heimatklänge aus dem Amte Burgwedel), Jahrgang 3, 63—65; 76—77; 87—89.

37. Heimat- und Naturschutz.

1. Allgemeines. Das grundlegende Buch für die Heimatschutzbewegung ist: Ernst Rudorff. Heimatschutz. München und Leipzig. 3. Aufl. 1904. (2,50 ℳ.) Dieselben Anschauungen werden in der Zeitschrift: Heimatschutz, herausgegeben vom geschäftsführenden Vorstande des Bundes, Meiningen, 11. Jahrgang, 1913 vertreten. Jährlich 2 ℳ. (Hervorgehoben zu werden verdient Jahrgang 6, Heft 2, mit der Geschichte des deutschen Heimatschutzes von Prof. Fuchs.) Unter den vom Bund herausgegebenen Flugschriften steht obenan: Paul Schultze-Naumburg. Die Entstellung unseres Landes. 3 Aufl. 1909. Hinzuweisen ist auch auf Gradmann, Heimatschutz und Landschaftspflege. Stuttgart 1910. Tecklenburg, Schule und Heimat. Hannover 1909.
2. Aus der Fülle des Schrifttums über Hannoversche Heimatpflege muß zuerst L. Harms, Goldene Äpfel in silbernen Schalen, Hermannsburg, 22. Aufl., genannt werden. Sodann die Zeitschriften: Niedersachsen, Verlag von Carl Schünemann, Bremen. 18. Jahrg. 1913, und Hannoverland, Verlag von Ernst Geibel, Hannover. 7. Jahrg. 1913. Weiter G F. Konrich, Hannoverland. Ein Buch der Heimatpflege. Hannover 1910. 26 Aufsätze verschiedener Verfasser.
3. Die gesamte Literatur über Naturdenkmalpflege findet sich am Schlusse des lesenswerten Buches W. Bock, Die Naturdenkmalpflege, Bd. 10, des von Strecker und Schröder herausgegebenen Naturwissenschaftlichen Wegweisers, Stuttgart. 1 ℳ. Ergänzend mag hingewiesen werden auf Conwentz, Naturdenkmalpflege im Handwörterbuch der Naturwissenschaften. Jena 1912. Für unsere engere Heimat sind das Standardwerk die Mitteilungen über Naturdenkmalpflege im Regierungsbezirk Lüneburg, von Prof. Ahlenstiel. Lüneburg 1912 und 1914. Die weiteren Veröffentlichungen des Komitees erscheinen in den Jahresheften des Lüneburger Naturwissenschaftlichen Vereins.
4. Der Verein Naturschutzpark hat bislang zwei orientierende Schriften herausgegeben, a) Naturschutzparke in Deutschland und Österreich, ein Mahnwort an das deutschösterreichische Volk (1 ℳ) und b) der Naturschutzpark in der Lüneburger Heide, eine Werbeschrift. Beide im Verlage der Franckschen Verlagshandlung. Für kleinere Veröffentlichungen bedient sich der Verein vielfach des Kosmos, Handweiser für Naturfreunde. Stuttgart. Endlich seien noch genannt:

Conwentz. Beiträge zur Naturdenkmalpflege. Berlin 1907 bis 1913 (Band I bis IV, Heft 1).

Conwentz. Die Heimatkunde in der Schule. Berlin 1904.

Bericht des Vorstandes des Vereins Naturschutzpark, E. V. in Stuttgart über die Zeit vom 1. Oktober 1911 bis 20. August 1912.

Wehrhahn, W. Naturdenkmäler. Aus der Heimat — für die Heimat. Jahrbuch für N. an der Unterweser 1900.

38. Körper- und Gesundheitspflege.

Deichert, H. Geschichte des Medizinalwesens im Gebiete des ehemaligen Königreichs Hannover. Hannover und Leipzig 1908.

Mußmann. Geschichte des städt. Krankenhauses zu Harburg. Leipzig 1912.

Zeitschrift „Gesundheit", Heft 8 u. 9. 1905. Darin: Kanalisation der Stadt Harburg. Leipzig 1905.

39. Museumswesen.

Dehning. Die lüneburgische Bauernstube nebst „Flett" im Vaterländischen Museum zu Celle. Niedersachsen 1898, III. S. 250.

Festschrift zur Eröffnung des Neubaues des Vaterländischen Museums in Celle am 24. April 1907. Celle 1907.

Konrich, G. Das Vaterländische Museum in Celle. Hannoverland 1907.

Das Dorfmuseum in Hermannsburg. Niedersachsen 1911.

Jahresberichte des Museumsvereins für das Fürstentum Lüneburg, 9 Hefte 1879—1901.
Lüneburger Museumsblätter, herausg. im Auftr. des Museumsvereins für das Fürstentum Lüneburg von Wilh. Reinecke, Heft 1—8 (Band I u. II) 1904—1912. Heft 9, 1914.
Wegweiser durch die Sammlungen des Museumsvereins für das Fürstentum Lüneburg, 1908, 2. Ausgabe 1909.
Führer durch die Sammlungen des Museumsvereins für das Fürstentum Lüneburg. Heft II: Die Kirchliche Abteilung. Unter Mitwirkung von Frau M. Scriba, geb. Moritz, bearbeitet von Wilhelm Reinecke, Lüneburg 1911. Heft V, 1: Skulpturen und Formsteine. Bearbeitet von Franz Krüger, Lüneburg 1908.
Festschrift zur Eröffnung des Neubaus des Vaterländischen Museums in Celle vom 24. April 1907, 8°. Celle 1907.
Müller, Bernhard, Prof., in der Museumskunde (herausg. von Koetschau) Band VI, Heft 2, 1910.
Jahresberichte des Museumsvereins in Celle.
K. Schaefer in der Zeitschrift „Niedersachsen", Jahrg. XII, Heft 16.
Katalog des Museums zu Harburg a. d. E. Im Auftrage des Vorstandes des Museumsvereins zu Harburg. Herausg. von Th. Benecke, 8°, Harburg 1901. — Nachtrag dazu Harburg 1904.
Benecke, Th. Ein Gang durch das Museum zu Harburg (Elbe). Bremen 1907.
Jahresbericht des Museumsvereins zu Harburg für 1913. Harburg 1914.
Katalog der Sammlungen und der Bücherei des Vereins für Heimatkunde in Wilhelmsburg. Wilhelmsburg 1913.

40. Quellen.

Hier wird namentlich auf den Vorbericht dieses Abschnittes verwiesen, außerdem auf

Ulrich, Dr. Adolf. Katalog der Bibliothek des historischen Vereins für Niedersachsen. Heft I. 1888, II. 1890 in Hannover.
Katalog der Königlichen Ernst August Fidei-Commiß-Bibliothek in Gmunden. Davon liegen bis jetzt drei Bände vor, 1911 bis 1914.

Zur Landesaufnahme mögen hier genannt werden:

Groll, Dr. M. Kartenkunde in 2 Bänden (Sammlung Göschen).
Abrisse, Koordinaten und Höhen sämtlicher von der trigonometrischen Abteilung der Landesaufnahme bestimmten Punkte. XVIII. Teil. Regierungsbezirke Lüneburg und Stade. Berlin 1901.
Die Nivellementsergebnisse der trigonometrischen Abteilung der Königl. Preußischen Landesaufnahme. IX. Heft. Provinz Hannover und das Großherzogtum Oldenburg. Berlin 1898.
Jordan, Dr. W., Handbuch der Vermessungskunde in 3 Bänden. Stuttgart.
Die Katasteranweisungen 1—9. R. v. Deckers Verlag. Berlin.



Teil der Ebstorfer Weltkarte.

Landesvermessung und Landesaufnahme.

Von Landmesser und Kreiswiesenbaumeister Graf (Gifhorn).

Der Reichtum und der Kulturzustand eines Landes werden in gewisser Beziehung durch das Vorhandensein bildlicher Darstellungen der Bodenoberfläche gekennzeichnet. Ursprünglich waren diese Karten ganz rohe Zeichnungen, man stützte sich bei ihrer Anfertigung hauptsächlich auf die Berichte von Kaufleuten und Reisenden. Das Hauptgerippe bildeten die Flußläufe, Hauptverkehrsstraßen, Ortschaften usw.

Alte Karten

Die älteste auf diese Weise, und zwar um 1250 herum, entstandene Karte Deutschlands ist die sogenannte Ebstorfer Weltkarte. Sie ist aus 30 Pergamentblättern zusammengesetzt. Die Karte gehörte früher dem Benediktinerinnenkloster in Ebstorf und ist erst im Jahre 1830 wieder bekannt geworden. Der Genauigkeitsgrad ist, wie aus unseren Abbildungen hervorgeht, natürlich sehr gering. Aus dem Jahre 1371 findet sich bereits eine Ansicht der Lüneburger Kalkbergsfestung. Ein Jahrhundert später, 1470, wurde die Landwehr der Stadt Lüneburg geometrisch aufgezeichnet. Der Rat zu Lüneburg widmete im Laufe der Jahrhunderte überhaupt für die Landesaufnahme viel Fürsorge. Im Jahre 1579 verfügte er die Vermessung und Aufzeichnung für das Gebiet zwischen Lüneburg, Harburg, Salzhausen und Wismar. Die Arbeit wurde auf wissenschaftlicher Grundlage von dem Siegener Gelehrten Tillmann Stella ausgeführt. Die aus 12 kleineren Blättern bestehende Urzeichnung hat keine Färbung. Norden liegt darauf, wie wohl meist bei den älteren Karten, nach unten. Einige Jahre später, nämlich 1580 und 1593, wurden zwei Landkarten von Braunschweig und Lüneburg durch den Celler Arzt Mellingero angefertigt, die mit kleinen Ansichten der einzelnen Ortschaften geschmückt waren.

Hatten die bisher genannten Karten nur den Zweck gehabt, ein Übersichtsbild über einen bestimmten Landesteil zu geben, so machte sich im Laufe der Zeiten das Bedürfnis geltend, einen Eigentumsnachweis über die einzelnen Grundstücke zu erhalten. Die im Jahre 1680 durch den Wallmeister Laukohl aufgrund genauer Messungen gezeichnete Karte kam diesem Wunsche in genügender Weise nach. Auch von den einzelnen Dörfern und Feldmarken wurden gelegentlich der Verkoppelungen Karten mit Eigentumsgrenzen geschaffen, doch sind auch Acker, Wiese, Wald, Sumpf usw. unterschiedlich darauf dargestellt.

Von der Mitte des 18. Jahrhunderts an häuften sich die Messungen sehr, und es würde wohl zuweit führen, sie hier alle aufzuzählen. Ich beschränke mich daher auf einzelne Angaben. So kann man die im Jahre 1802 durch den Fähnrich Appuhn aufgrund einer Triangulation im Maßstabe 1:1600 gefertigte Karte von Lüneburg schon als ganz gut bezeichnen. Leider hat er sich dabei auf die Vermessung der Straßenzüge beschränkt und die Baublöcke innerhalb der Straßen ausgelassen. Die bekannteste Arbeit ist die des berühmten Göttinger Mathematikers Gauß im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts ausgeführte Triangulation vom Königreich Hannover. In den folgenden Jahren erschienen dann noch eine Anzahl von Landkarten, die jedoch zumteil mit Mängeln behaftet waren. Auf Grund einer in den Jahren 1832—1847 ausgeführten Triangulation wurde dann die sog. Papensche Karte von Hannover herausgegeben, die bis zur Ausgabe der neuen Meßtischblätter großes Ansehen genoß. Jetzt ist sie natürlich völlig veraltet.

Die Karten, die in neuerer Zeit wohl am häufigsten, namentlich von Grundeigentümern gebraucht werden, sind die Katasterkarten. Katasterkarten

Ihre ursprüngliche Bestimmung war eigentlich die, eine gerechte Verteilung der Grundsteuer herbeizuführen. Für diesen Zweck waren die bereits vorhandenen Verkoppelungskarten, soweit sie noch gut waren, sehr geeignet. Es brauchten nur die neuentstandenen Eigentumsgrenzen, Gebäude usw. und außerdem die Liegenschafts-, Klassen-, und Bonitäts- oder Ertragsgrenzen aufgemessen und nachgetragen zu werden. Die Städte, viele Dörfer und Feldmarken waren jedoch nicht verkoppelt, auch war eine große Menge von Verkoppelungskarten alt und unbrauchbar geworden. Hier setzte nun anfang der siebziger Jahre die Neumessung ein. Diese wurde im Gegensatz zu den alten Verkoppelungen, wobei jede Feldmark für sich aufgenommen war, im Zusammenhang durchgeführt und auf ein gemeinsames Koordinatennetz bezogen. Leider ist bei geringem Zeitaufwand die Vermessung der Grundstücke, Baulichkeiten usw. meist wenig sorgfältig gemacht, so daß die alten Verkoppelungskarten, trotzdem sie in den seltensten Fällen Zahlenangaben für die Grundstücke enthalten, im allgemeinen besser sind als die neugemessenen Karten. Die letzteren Karten sind in den Maßstäben 1:500, 1:1000 und 1:2000 gezeichnet, die Verkoppelungskarten in den aus den althannoverschen Maßen hervorgegangenen Maßstäben 1:2133,33, 1:3200, 1:3780 und 1:3840.

Die Urzeichnung der Katasterkarte liegt in der Urkundensammlung der Königlichen Regierung zu Lüneburg. Je eine Nachzeichnung ist den zuständigen Katasterämtern überwiesen worden. Diese haben ihren Amtssitz in den Orten

Bergen (Kr. Celle), Bleckede, Burgdorf, Burgwedel, Celle, Dannenberg, Fallingbostel, Gifhorn, Harburg, Isenhagen-Hankensbüttel, Lüchow, Lüneburg, Soltau, Tostedt, Ülzen und Winsen a. L. Die Ämter sorgen dafür, daß die Katasterkarten und Katasterbücher mit ihren Eigentums-, Flächen- und Steuerangaben stets auf den neusten Bestand berichtigt werden. Außerdem haben sie die Verpflichtung, den Grundbuchämtern jede Veränderung mitzuteilen, und diese wieder müssen die Katasterämter stets auf dem laufenden erhalten,



Teil der Ebstorfer Weltkarte. (Siehe auch das Kopfbild.)

so daß eine andauernde Übereinstimmung zwischen Grundbuch und Kataster gewährleistet ist. Die Katasterkarten zerfallen in Gemarkungskarten und diese zur bequemeren Handhabung in Kartenblätter. Eine Gemarkung deckt sich größtenteils mit einem Gemeindebezirk. Für Einschlußgebiete (Enklaven) bestehen meist keine besonderen Gemarkungen, vielmehr werden sie in der Gemarkung der umliegenden Gemeinde mitaufgeführt. Von verschiedenen Gemeinwesen, die einen starken Grundstücksverkehr und eine rege Bautätigkeit aufweisen, sind neuerdings wieder Neumessungen und Neukartierungen vorgenommen. Diese Arbeiten besitzen naturgemäß den heutigen Anforderungen entsprechend einen hohen Genauigkeitsgrad.

Von der Geschäftsstelle der Regierung kann jedermann Nachzeichnungen der Katasterurkarte mit Messungszahlen erhalten. Auf den Katasterämtern bekommt man nur die etwas ungenaueren Abzeichnungen auf Pausleinwand und Abschriften aus den Katasterbüchern.

Landesaufnahme

Wir kommen nun zur eigentlichen Landesaufnahme. Ihre Grundlage ist die Triangulierung. Der Landesaufnahme liegt eine Reihe von Dreiecksnetzen zugrunde, die über das ganze Land verteilt sind. Die Dreiecke sind auf drei Standlinien aufgebaut, von denen die eine bei Braak in Holstein liegende 5875 m, die bei Göttingen 5193 m und die dritte bei Meppen 7039 m lang ist. Die Dreiecksseiten sind bis zu 50 km lang. Dreieckspunkte 1. Ordnung gibt es im Regierungsbezirk Lüneburg 23, die im folgenden zusammengestellt sind. Zwischen diesen Dreieckspunkten 1. Ordnung sind dann wieder andere Punkte 2. 3. und 4. Ordnung in der Weise eingeschaltet, daß das ganze Land mit einem dichten Netz von geodätischen Festpunkten überzogen ist.

Name	Lage und Art des Punktes	Geographische Breite			Geographische Länge von Ferro			Höhe der Oberfläche des Steinpfeilers über N. N.	Bemerkungen zu den Höhenangaben
		Grade	Min.	Sek.	Grade	Min.	Sek.	m	
Burgdorf	Kirchtum, Helmstange	52	26	51	27	40	28	107,11	Knopfmitte
Wohlenberg	Hannoverscher Stein	52	27	09	28	4	30	94,93	Platte
Wettmar	....	52	30	41	27	35	58	67,67	
Brelingerberg ..	Steinpfeiler	52	34	29	27	20	50	91,37	
Wiswedel	....	52	37	05	28	31	05	109,70	
Celle	Stadtkirche, Turmspitze*)	52	37	33	27	44	55	76,24	Knopfmitte
Garssen	....	52	39	39	27	48	57	74,36	
Hankensbüttel ..	Hannoverscher Stein	52	43	39	28	15	07	113,32	
Wittingen	Kirchtum, Helmstange	52	43	48	28	24	32	119,28	Knopfmitte
Lüß	....	52	50	09	28	00	37	129,30	
Falkenberg	Steinpfeiler	52	50	52	27	32	04	150,58	Obere Fläche
Pugelatz	„	52	51	26	28	28	31	121,22	
Rethem	„	52	51	32	27	06	53	63,74	
Höllenberg	....	53	00	11	27	19	32	92,51	
Brockhöfe	....	53	00	39	27	55	03	96,35	
Redemoissel	Steinpfeiler	53	2	44	28	34	40	141,36	
Hohen Bünstorf.	....	53	3	08	28	08	39	108,02	
Höhbeck	....	53	04	15	29	6	36	74,69	
Wilsede	Steinpfeiler	53	10	09	27	36	27	168,26	
Glienitz	„	53	12	44	28	35	23	107,67	
Lüneburg	Michaeliskirche, Turmkopf	53	15	04	28	04	07	96,79	
Steinhöhe	....	53	15	37	28	10	04	85,05	
Vahrendorf	Steinpfeiler	53	26	16	27	33	58	127,104	Pfeiler

Meßtischblätter

Die Meßtischblätter werden von der topographischen Abteilung der Königlich Preußischen Landesaufnahme im Maßstabe 1:25 000 hergestellt. Auf ihnen hebt sich im Gegensatz zur Katasterkarte jede Eigentümlichkeit des Geländes genau ab. Jeder Weg, jeder Graben, jede Hecke, einzelne Bäume, größere Waldungen, Äcker, Wiesen, Moore, Heiden,

*) Der Turm ist inzwischen durch Neubau verändert.

Sandgruben usw. lassen sich genau darauf erkennen. Dazu kommt eine genaue Einzeichnung von Linien gleicher Höhe, sogenannten Niveaukurven, so daß man sich an der Hand der Meßtischblätter vorzüglich in einer sonst unbekannten Gegend zurechtfinden kann. Den Namen haben die Meßtischblätter von einem Werkzeug, dem sog. Meßtisch, mit dem sie aufgenommen werden. Der Topograph trägt sich zunächst die Dreieckspunkte auf einem Zeichenbogen auf. Mit Hilfe verkleinerter Katasterkarten, die ihm schon allerhand Einzelheiten liefern, wie Wege, Wasserläufe, Eisenbahnen, Gebäude usw. und örtlicher Aufnahmen füllt sich allmählich die Zeichnung. Sind die Außenarbeiten beendet, dann wird die Zeichnung häuslich weiterbearbeitet. Die einzelnen Meßtischblätter sind beziffert und außerdem nach dem größten Ort benannt, der auf ihnen dargestellt ist.

Generalstabskarten

Die Generalstabskarten usw. werden durch Verjüngung von Meßtischblättern im Maßstabe 1:100 000 hergestellt. Im Unterschied von den Meßtischblättern erfolgt darauf die Geländedarstellung nicht durch Höhenlinien, sondern durch Bergstriche. Die Bergstriche haben eine keilartige Gestalt. Je steiler der Abhang, desto stärker werden die Bergstriche gezeichnet. Man kann auf dem Papier ordentlich die Gestalt des Berges erkennen. Auch sonst sind die Karten fein und sorgfältig bis ins Einzelne ausgeführt.

Übersichtskarte des Deutschen Reiches

Neben diesen beiden Hauptkarten wird seit einer Reihe von Jahren die topographische Übersichtskarte des Deutschen Reiches im Maßstab 1:200 000 herausgegeben. Die Flüsse sind darauf blau gedruckt, die Höhenlinien braun, die Grundzeichnung und Schrift schwarz. Sie soll die sog. Reymannsche topographische Spezialkarte von Mitteleuropa ersetzen (1:200 000), die bereits 1806 begonnen wurde. Neuerdings ist auch eine ganze Reihe Blätter einer Karte im Maßstab 1:300 000 von der Königl. Preußischen Landesaufnahme herausgegeben worden. Für Hamburg, Altona, Wandsbeck und Harburg gibt es ferner noch eine Garnisonumgebungskarte im Maßstab 1:100 000.

Den Bezug der genannten fünf Kartenwerke vermittelt die Kartenvertriebsstelle der Königlich Preußischen Landesaufnahme zu Hannover. Der Preis

eines Meßtischblattes beträgt	ℳ	0,50
einer Generalstabskarte, Ausgabe A u. B	„	1,50
„ „ „ C	„	0,50
einer topographischen Übersichtskarte des Deutschen Reiches 1:200 000	„	1,50
der Übersichtskarte von Mitteleuropa 1:300 000	„	2,00

dazu tritt ein Zuschlag für Aufziehen der Blätter, der zwischen 0,15—0,50 ℳ schwankt. Für Dienstzwecke der Behörden und für den Schulgebrauch tritt eine wesentliche Preisermäßigung ein.

Gemeindekarten

An amtlichen Karten, wenn sie auch nicht von Staatsbehörden hergestellt sind, verdienen noch die vom Gemeindelandmesseramt Wilhelmsburg*) unter Leitung des Landmessers Lips hergestellten Kartenwerke besondere Erwähnung. Es bestehen für die Gemeinden Altenwerder und Wilhelmsburg Karten und Pläne in den Maßstäben 1:1000, 1:2000, 1:4000 und 1:10 000. Die Karten lassen sich für die verschiedensten Zwecke, namentlich für den neuzeitlichen Städtebau ausgezeichnet verwerten und sind wohl zu dem besten zu rechnen, was in dieser Beziehung geschaffen ist. Höhenlinien sind wegen der ebenen Geländeverhältnisse an der Unterelbe auf den Karten nicht vorhanden. Für Lüneburg sind auch Übersichtspläne in den Maßstäben 1:2000, 1:4000 und 1:12 500 geschaffen worden, wie denn in ähnlicher Weise alle größeren Gemeinwesen zur Anfertigung solcher Karten und Pläne übergehen.

Nichtamtliche Karten

An nichtamtlichen Kartenwerken gibt es noch die Liebenowsche Karte von Mitteleuropa im Maßstab 1:300 000 in 164 Blättern, sowie Vogels

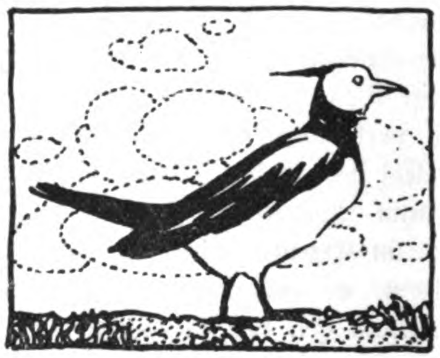
*) Abdrucke der Wilhelmsburger Karten sind in der Verlagsbuchhandlung von Otto Meißner in Hamburg zu haben.

Karte des Deutschen Reiches im Maßstab 1:500 000 in 28 Blättern, ferner sind als Herausgeber von Schulatlanten und Schulwandkarten folgende Namen zu erwähnen: Diercke-Gaebler, Lehmann-Paetzold, Sydow-Wagner, Debes, Lüddecke, Haack, Keil und Riecke, Kiepert, Habenicht, Bamberg, Kuhnert-Leipold. Für örtliche Zwecke werden außerdem häufig von Radfahrer- und Automobilvereinen, Lehrern usw. Karten in einem anderen Maßstab herausgegeben. Für die Kreise Harburg und Celle sind z. B. bei Westermann in Braunschweig besondere Heimatatlanten erschienen, auf die hier besonders hingewiesen wird.

Bisher war nur von der Darstellung des Geländes in der wagerechten Ebene die Rede. Die Landesaufnahme hat jedoch auch die Höhen des Geländes erfaßt. Diese Tätigkeit nennt man Einwägen oder Nivellieren. Man unterscheidet, um mit dem genausten Verfahren zu beginnen, Einwägen mit dem Nivellierinstrument, trigonometrische und barometrische Höhenmessung. Letztere ist sehr ungenau. Das sog. Präzisionsnivellement der Landesaufnahme ist äußerst sorgfältig ausgeführt mit besonders gutgearbeiteten Werkzeugen. Die entstandenen Abweichungen sind durch eine besondere Rechnungsart ausgeglichen*). Auf diese Weise hat man eine außerordentlich hohe Genauigkeit erreicht. Wirklich noch vorhandene Abweichungen betragen nur Millimeter. Das Hauptnivellement zieht sich an den großen durchgehenden Landstraßen (eigentlich Chausseen, denn Landstraßen sind im Eigentum der Kreise und Gemeinden, Chausseen im Eigentum der Provinz) wie Hamburg-Bremen, Harburg-Lüneburg-Celle u. a. entlang. Ausgangspunkt für alle Höhenbestimmungen ist Normalnull (N. N.) ein Punkt, der im Jahre 1878 durch den genau 37 m über N. N. gelegenen Normalhöhenpunkt an der Königlichen Sternwarte zu Berlin festgelegt wurde. Bezeichnet werden die Höhen durch eiserne Bolzen. Bei den Nivellementsfestpunkten 1. Ordnung sind die Bolzen in Gebäude oder Mauerwerk eingelassen. Die Höhenangaben sind gleich im Bolzen eingegossen. Die Punkte 2. Ordnung haben diese Bezeichnung nicht, auch sind die Bolzen weniger dauerhaft nur an den in den Erdboden eingegrabenen Granitsteinen befestigt. Ihr durchschnittlicher Abstand beträgt 2 km. Nivellement

Andere Behörden wie Eisenbahndirektionen, Strombauverwaltungen, Stadt- und Gemeindeverwaltungen wie Harburg, Lüneburg, Wilhelmsburg u. a. haben außerdem noch größere Nivellements ausgeführt. Wilhelmsburg besitzt z. B. ein ungefähr 300 Höhenfestpunkte zählendes Nivellement, das an die Landesaufnahme angeschlossen ist. Auch Lüneburg hat mit ungefähr 130 Höhenfestpunkten in dieser Beziehung Tüchtiges geleistet. Die Höhen werden bis auf Millimeter angegeben. Die Höhen der Dreieckspunkte 1. Ordnung, die in der vorstehenden Tafel aufgeführt sind, sind meist durch trigonometrische Höhenmessung festgelegt worden, also infolgedessen nicht ganz scharf. Desgleichen werden die Höhenlinien der Meßtischblätter meistens durch trigonometrische Höhenmessung bestimmt.

*) Die Ausgleichungsrechnung nach der Methode der kleinsten Quadratsummen wurde von dem bereits erwähnten berühmten Gauß erdacht.



Anhang

Siedlungsverzeichnis.


C.
S

Vollständiges Siedlungsverzeichnis

für den Regierungsbezirk Lüneburg*).

(Siehe auch die Siedlungskarte im Riegel des 1. Bandes.)

Die Buchstaben hinter den Ortsnamen bezeichnen den Kreis: B = Bleckede, Bf = Burgdorf, C = Celle, D = Dannenberg, F = Fallingbostel, G = Gifhorn, H = Harburg, I = Isenhagen, L = Lüchow, Lg = Lüneburg, S = Soltau, Ü = Ülzen, W = Winsen.

Die Buchstaben in Klammern bedeuten: L = Landgemeinde, G = Gutsbezirk, Forstbezirk u. ä., W = Wohnplatz, St = Stadtgemeinde, St* = Stadtkreis.

Die Ziffern beziehen sich auf Band und Seite. Auf mehrere Siedlungen gleichen Stammnamens (mit den unterscheidenden Vorsetzworten Ober, Nieder usw.) wird regelmässig zugleich verwiesen, wenn auch im Text nur eine genannt wird, der Inhalt sich aber auf die Gesamtsiedlung beziehen lässt.

Die Seitenziffern 158—216 weisen auf die Namenerklärung hin.

*) Bei der Zusammenstellung haben die Herausgeber das „Gemeindelexikon für das Königreich Preussen" von 1908 benutzt. Die Schreibweise der Ortsnamen ist im allgemeinen beibehalten, doch ist sie einheitlich durchgeführt worden, wo das Lexikon von seinen Grundsätzen offenbar irrtümlich abweicht:

1. Die unterscheidenden Adjektive Alt, Neu, Gross, Klein, Ober, Unter, Nieder sind, wenn nicht festgewordene Verbindungen vorliegen (wie in Altencelle, Neukirchen), vom Ortsnamen getrennt, z. B. in Alt Garge, Neu Winsen, ebenso in Hohe Schaar, Deutsch Evern, St. Dionys u. ä. Jene findet der Leser sowohl nach dem Vorsetzwort wie nach dem Stammnamen.

2. Getrennt sind auch, wo der begriffliche Inhalt ohne weiteres einleuchtet, die Genetive des Besitzers von der Bezeichnung des Besitztums, z. B. Priors Gehege, Dehnings Hof — Bleckeder Moor, Maseler Wald.

3. Die Verlängerungen auf —ener widerstreiten der heimischen Mundart, daher z. B. Niederhäger Bauerschaft, Ahlder Mühle, Veersser Fischerhof usw.

4. Das Auslassungs- und Trennungszeichen (') ist beseitigt, weil es überflüssig ist.

Einen grossen Teil der wendländischen Ortsnamen schreiben wir nach allgemeinem Brauch und nach Prof. Bückmann (Siehe Absch. 20) mit C, führen diese jedoch auch unter K auf (entsprechend dem Belieben anderer Verfasser und des Gemeindelexikons). Ebenso ist der Name Caroxbostel behandelt.

Die eingeklammerten Ortsnamen sind von uns eingefügt worden.

Diese Schreibweise ist auch in den Texten durchgeführt, sofern den Herausgebern Änderungen gestattet waren. Der Verfasser des Abschnittes 18 zieht oft absichtlich alte Schreibung vor. — Siehe auch die Bemerkungen unterm Inhaltsverzeichnis des 1. Bandes.

Zu unseren Bildern.

Die Abkürzungen unter den Bildern verweisen auf die Herleiher der Druckstöcke:

VKC = Verkehrskommission Celle.
VHFS = Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs in Soltau.
JK = Direktion der Ilmenaukorrektion in Lüneburg.
FMH = Herr Fritz Müller in Hitzacker.
VNSt = Verein Naturschutzpark E. V., Sitz Stuttgart (Franckh'sche Verlagshandlung in Stuttgart).
IRH = Illustrierte Rundschau in Hannover.
WZ = Walsroder Zeitung in Walsrode.
AFFH = Ausschuß zur Förderung des Fremdenverkehrs in Harburg und Umgegend.
BVG = Bürgerverein in Gifhorn.
MH = Missionshandlung in Hermannsburg.
RW = Gebrüder Ravens in Winsen a. d. L. (Verlag der „Winsener Nachrichten").
VVL = Verkehrsverein Lüneburg.

Druckfehler-Verzeichnis.

(Siehe auch I 835).

Band I.

Seite 217 Zeile 3 v. u. lies Gr. Schwülper statt Schülper.
„ 237 „ 16 v. o. „ Hademstorf statt Hadernstorf.
„ 289 „ 8 v. o. „ Beverbeck statt Beverdiek.
„ 322 „ 17 v. o. „ Tarnitz statt Tarno.
„ 453 „ 22 v. o. „ Warxbüttel statt Marxbüttel.
„ 633 „ 23 v. u. „ Saatölerzeugung statt Ölsaaterzeugung.
„ 674 „ 1 v. u. „ Höfe statt Höhe.
„ 695 „ 2 v. o. „ 694 statt 664.
„ 702 „ 6 v. u. „ Fahrenholz statt Wahrenholz.
„ 746 „ 1 v. o. „ Buntehaus statt Butehaus.
„ 785 „ 16 v. u. „ Kreis Winsen statt Soltau.

Band II.

Seite 80 Zeile 7 v. u. lies Kühe statt Küche.
„ 87 „ 3 v. o. „ Addenstorf statt Addesdorf.
„ 127 „ 14 und 16 v. o. lies Kuren (jetzt Kühren) statt Kuven.
„ 128 „ 12 v. o. lies Sückau statt Sükan.
„ 149 „ 20 v. u. „ Tripkau statt Pripkau.
„ 168 „ 15 v. o. „ Bömme statt Bomme.
„ 170 „ 2 v. u. „ Rebberlah statt Röbberlah.
„ 193 „ 21 v. o. „ Kreis Burgdorf statt Lehrte.
„ 432 „ 28 v. o. „ Straße nach statt in Triangel.
„ 460 „ 8 v. u. „ Marschacht statt Merschacht.
„ 465 „ 8 v. o. „ Elbinseln statt Elbineln.
„ 563 „ 9 v. o. „ Holdenstedt statt Hollenstadt.
„ 567 u. 624 Edemissen und Dedenhausen liegen nicht im Regbz. Lüneburg.
„ 626 Zeile 6 v. u. lies Kreis Lüchow statt Ülzen.
„ 689 „ 1 v. u. lies Renndorf statt Reundorf.

Für jede sachliche Berichtigung werden die Herausgeber dankbar sein.

Band III

Landesgeschichte

erscheint in etwa zwei Jahren.

Die Schriftleitung hat

Herr Professor Dr. Fritz Goebel

in Hannover übernommen. Eine Reihe namhafter Forscher hat ihre Mitarbeit zugesagt.

Vorbestellungen

werden schon jetzt entgegengenommen und zu einem Vorzugspreise ausgeführt werden.

Herausgeber und Verlag.